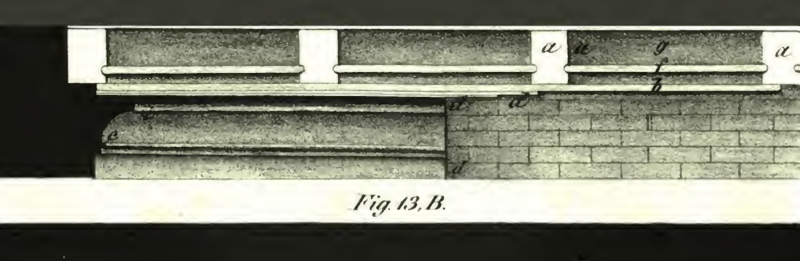
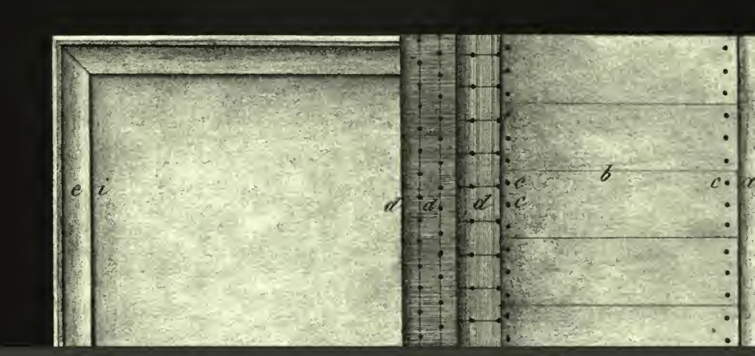
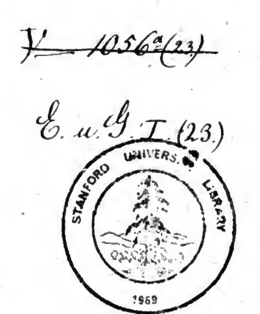
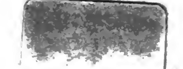




Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste ...

Johann Samuel Ersch


STANFORD UNIVERS. LIBRARY
1969





Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section

A — G.

Herausgegeben von

J. G. Gruber.

Dreiundzwanzigster Theil.

DANIEL — DEMETER.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1832.



Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Dreiundzwanzigster Theil.

DANIEL — DEMETER.



Verzeichniss der Kupfertafeln, welche mit dem Dreiundzwanzigsten Theile der Ersten Section der Allgemeinen Encyklopädie, zu den nachfolgenden Artikeln gehörig, ausgegeben worden sind:

Decke. Taf. I — VI. . . . . Baukunst.
Defilement . . . . Kriegswissenschaft.

DANIEL.

DANIEL (דָּנִיֵּאל d. i. Richter Gottes, im Namen Gottes Recht sprechend), Name eines jüdischen Weisen, Traumdeuters und Sehers, dessen Geschichte und Visionen in dem Buche gleiches Namens enthalten sind, das nach der jüdischen Eintheilung des A. T. unter den **Hagiographen**, nach der bei uns üblichen unter den **Propheten** befindlich ist. Letztere Stellung haben manche mit Unrecht für die ursprüngliche gehalten; ja, **Theodoret** beschuldigt die Juden, daß sie den Daniel willkürlich aus der Reihe der Propheten ausschlössen (Vorrede z. Comment. über Dan.); **Josephus** c. Apion. I, 8. zählt zwar das Buch Daniel zu den Propheten, aber vermöge einer eigenen, freieren Eintheilung der alttestamentlichen Bücher dem Inhalte nach, wonach auch Esra, Nehemia und andere Hagiographen zu den Propheten gehören. Auch sonst nennt er ihn einen Propheten (Antiqq. X, 11, 7.); aber er nennt auch andere, z. B. den Josua, so. Im N. T. heißt Daniel auch Prophet (Matth. 24, 15.), aber auch dem David wird dieser Ehrenname beigelegt (A. G. 2, 30.). Die Juden haben das Buch Daniel nie zu den Propheten gerechnet. Die alte, nach Elias Levita, aus den Zeiten des Antiochus Epiphanes stammende Einrichtung der Haphtharen oder prophetischen Leseabschnitte erstreckt sich auf die historischen und prophetischen Schriften oder, nach jüdischer Nomenclatur, auf die **vordern** und **hintern Propheten**, nicht aber auf Daniel, und in der bekannten Stelle des Talmuds Baba Bathra fol. 14. col. 2. wird dieses Buch zu den Hagiographen gerechnet. Wenn **Melito** (Euseb. H. E. IV, 26.) und **Origenes** (ib. VI, 25.) in ihren Bibelverzeichnissen den Daniel gleich nach oder unter den großen Propheten aufführen, so sieht man deutlich, daß sie sich nicht genau an die jüdische Eintheilung halten, sondern entweder aus eigner Willkür, oder nach einer christlichen Gewohnheit, der Sach- und Zeitordnung folgen. Die Ordnung der biblischen Bücher in den LXX, wonach Daniel seinen Platz hinter Ezechiel einnimt und die vielleicht von Origenes herrührt, kann auch nicht als Zeugniß gelten; wäre sie selbst die unter den alexandrinischen Juden übliche gewesen, so würde sie nur zu den mancherlei Abweichungen von der palästinisch-jüdischen Genauigkeit gehören, welche die alexandrinischen Übersetzer sich bekanntlich erlaubt haben. Aber freilich ist diese Ordnung unter den Christen gewöhnlich geworden und auch in die Lutherische Übersetzung übergegangen. (Vergl. **Stange**: Gehört das B. Daniel zu den großen prophetischen Schriften? in **Keils** und **Tzschirners** Analekten. 1. B. 1. H. S. 28 ff.)

Alles, was über das Buch Daniel und dessen Inhalt zu sagen ist, knüpft sich an die Untersuchung über dessen Echtheit an. Diese ist zuerst im 3. Jahrh. von dem heidnischen Philosophen Porphyrius in seinem Werke gegen die christliche Religion in 15 Büchern bestritten worden, woraus uns **Hieronymus** Bruchstücke aufbewahrt hat. Er behauptete, das Buch sei von einem palästinischen Juden zur Zeit des Antiochus Epiphanes in griechischer Sprache verfaßt und also betrüglich untergeschoben worden, was er aus der genauen Übereinstimmung der Weissagungen mit der Geschichte bis zur Zeit des Antiochus Ephiphanes, über welche hinaus sie aber nicht geht, zu beweisen suchte. Sonst findet sich im Alterthum keine Spur von Zweifeln an der Echtheit dieses Buchs. Denn wenn der Talmud Baba Bathra fol. 15. behauptet, die Männer der großen Synagoge hätten Ezechiel, die zwölf kleinen Propheten, Daniel und Esther aufgezeichnet (כתבו, was **Bertholdt** fälschlich durch: **in den Kanon eintragen**, erklärte); so soll damit durchaus kein Zweifel an der Echtheit dieser Bücher bezeichnet werden, und darauf bezieht sich wahrscheinlich die Äußerung des Isidorus Hispalensis (Origg. VI, 2.) „Ezechiel et Daniel a viris quibusdam sapientibus scripti esse perhibentur,“ worin Bertholdt mit Unrecht einen Zweifel an der Echtheit des Daniel fand. **Spinoza** (tract. theol. pol. c. 10.) vermuthete, nur die fünf letzten Capitel seien von Daniel geschrieben, die ersten sieben aber zur Zeit des Judas Maccabäus aus den chaldäischen Jahrbüchern gezogen worden; er leugnet aber keineswegs die Glaubwürdigkeit derselben. Auch Js. **Newton** und **Beausobre** meinten, Daniel habe nur die sechs letzten Capitel selbst geschrieben, ohne daß sie damit irgend die Echtheit bezweifeln wollten. **Hobbes** (Leviath. c. 33.) wirft die Frage auf, ob Daniel und andere spätere Propheten ihre Weissagungen selbst aufgezeichnet und herausgegeben hätten, geht aber zu wenig darauf ein, als daß man seine Meinung deutlich ersehen könnte. Uriel Akosta soll in seiner spanisch herausgegebenen Schrift: **Prüfung und Vergleichung der pharisäischen Lehrtraditionen mit dem ge-**

schriebenen Gesetze gegen die Unsterblichkeit der Sele. Amst. 1624. behauptet haben, das Buch Daniel sei zum Vortheil der Pharisäer und ihres Dogma's von der Auferstehung erdichtet worden. Anton Collins bezweifelte in seiner engländischen Schrift: das Lehrgebäude vom buchstäblichen Verstande der Weissagungen untersucht. Lond. 1726. die Abfassung des Buchs durch Daniel aus Abneigung gegen den Glauben an Weissagungen. Semler warf in seiner Unters. d. Kanons III, 505. einen Zweifel an der Göttlichkeit des Daniel hin. Michaelis äußerte Zweifel an der Echtheit der Cap. 3—6 (Anmerk. f. Ungelehr.). Eichhorn verwarf in der 1. und 2. Aufl. seiner Einleit. ins A. T. die ersten sechs Cap., und ihm folgte Hezel (Bibelw.). Die Echtheit des ganzen Buchs nahm zuerst Corrodi in Anspruch (Freimüth. Versuche über versch. in Theol. und bibl. Kritik einschlagende Gegenstände. 1783. S. 1 ff. Beleuchtung der Gesch. des Kanons. I, 75 ff.). Dann that es auch Eichhorn in der 3. u. 4. Aufl. seiner Einleitung. Weit gründlicher und strenger faßte Bertholdt den Gegenstand der Untersuchung auf (Daniel neu übers. und erklärt. 1806—8. 2 Bde. S. 22 ff. und Einleit. IV, 1530 ff.), ging aber in vielen Punkten zu weit. Wenig förderte die Sache Griesinger (neue Ansicht der Aufsätze im B. Daniel 1812), desto mehr Gesenius (Allg. Lit.-Z. 1816. No. 57. Er-Bl. No. 8.) und Bleek (in der Berl. theol. Zeitschr. III, 171 ff.). Kiems stellte die neuern Ansichten prüfend zusammen (Comment. hist. crit. exhibens descriptionem et censuram recentium de Danielis libro opinionum. Jen. 1828.).

Dagegen traten folgende Vertheidiger der Echtheit des Buchs auf: Lüderwald die sechs ersten Capitel Daniels nach historischen Gründen geprüft. 1787. Stäudlin Prüfung einiger Meinungen über den Ursprung des B. Daniel in s. Neuen Beitr. zur Erläut. der Propheten. Gött. 1791. Beckhaus Integrität der proph. Schriften. S. 297 ff. Jahn Einl. II. B. 24 ff. Dereser Ezech. u. Dan. übers. u. erkl. S. 228 ff. Hengstenberg die Authentie d. Daniel und die Integrität des Sacharjah. Berl. 1831. Von den ältern ist Jahn unstreitig der gelehrteste und scharfsinnigste; Hengstenberg übertrifft ihn aber weit, nicht nur in Ausführlichkeit und Reichthum der Beweisführung, sondern auch in gefälliger, überredender Darstellung. Wer nicht mitten in der Sache steht und alles von Grund aus kennt, wird bei Lesung dieser Vertheidigungsschrift glauben, der Sieg sei vollkommen für die Echtheit erfochten. Bei der folgenden gedrängten Darstellung der Streitsache werden wir vielfältig auf diesen neuesten Vertheidiger Rücksicht nehmen, so daß dieser Artikel fast das Ansehen einer Widerlegung gewinnen möchte; aber wir müssen unsere Leser bitten, ihn nicht so zu betrachten, weil eine Widerlegung viel mehr ins Einzelne eingehen müßte.

Hengstenberg leitet die Zweifel neuerer Bibelforscher an der Echtheit des B. Daniel sämtlich aus dem Unglauben an die Offenbarung her, indem nach seiner dogmatischen Ansicht der Wunder- und Weissagungsglaube wesentlich zum Offenbarungsglauben gehört. Aus Mangel an Leicht- oder Starkgläubigkeit mögen diese Zweifel auch wirklich entsprungen seyn; aber wir glauben, es zieme dem denkenden Gottesgelehrten, behutsam in Annahme von Wundern und Weissagungen zu seyn und deren Glaubwürdigkeit zu prüfen, widrigenfalls dem Aberglauben Thor und Thüre geöffnet wird. Das Wunderbare des Inhalts ohne weiteres als einen Beweis der Unglaubwürdigkeit einer Schrift anzusehen, wäre ein sträflicher Leichtsinn; aber je mehr unserm Verstande zugemuthet wird, seinen sonst giltigen Regeln zu entsagen und dasjenige für wahr anzuerkennen, was er im gewöhnlichen Leben für Täuschung oder Lüge ansehen würde, desto eher ist er berechtigt, ja verpflichtet, seine Beurtheilungsgabe in Prüfung der historischen Glaubwürdigkeit der Quellen zu gebrauchen. Wir wollen daher in unserer kurzen Darstellung den Gang beobachten, daß wir mit den Zweifeln anheben, welche die in dem Buche Daniel erzählten Wunder und Weissagungen erwecken, und zugleich die damit zunächst in Verbindung stehenden sonstigen Unwahrscheinlichkeiten und geschichtlichen Unrichtigkeiten beleuchten, dann aber einige historische Irrthümer und Widersprüche, deren sich der Verf. schuldig gemacht, noch besonderes herausheben.

1. Gleich im 2. Cap. ist die Foderung Nebucadnezars an seine Weisen, ihm seinen Traum nicht blos zu deuten, sondern anzugeben, höchst auffallend, und die Mager finden sie mit Recht beispiellos. Der Befehl Nebucadnezars, diese wegen ihres Unvermögens umzubringen, erhöhet das unsinnige Benehmen desselben, das selbst an einem orientalischen Despoten auffällt. Wenn nun Daniel die Foderung des Königs durch Offenbarung seines Gottes zu erfüllen vermag, so fodert dieses einen stärkern Glauben als alles, was sonst im A. T. von Weissagungsgabe vorkommt, und in dieser Verbindung erscheint es gerade nur befremdlicher. Ebenso rasch und man darf wol sagen kindisch, als Nebucadnezar vorher verfährt, ist auch sein Benehmen nachher, indem er nicht nur Daniels Gott für den Gott aller Götter erkennt, sondern jenen auch selbst göttlich verehrt. Wenn Hengstenberg S. 80 dem Nebucadnezar zur Entschuldigung seines närrischen Einfalls (nach Bertholdts Ausdruck) diese Gedanken leihet: „Die Mager rühmen sich, durch den Beistand der Götter offenbaren zu können, was tief und verborgen ist; ist dies Vorgeben richtig, so muß es ihnen ebenso leicht werden, mir meinen Traum anzugeben, als seine Deutung" — so ist damit das Überspannte und Seltsame der gemachten Foderung durchaus nicht beseitigt, und wir gewinnen blos anstatt eines gedankenlosen Unsinns einen raisonnirenden, d. h. einen noch viel ungereimteren.

Cap. 3. Die Schwierigkeiten, die man in den Massen der von Nebucadnezar errichteten Bildsäule (6 Ellen Dicke zu 60 Ellen Höhe) und in der großen Menge Goldes, die dazu erfodert worden wäre, gefunden hat, mögen als gehoben betrachtet werden. (Hengstenberg

S. 96 ff.); aber daß der Errichtung derselben eine verfolgungssüchtige Absicht in Beziehung auf die Juden zum Grunde liegt, die man dem Chaldäer-Könige nicht zutrauen darf, kann schwerlich geleugnet werden. Nebucadnezar erwartet Widersetzlichkeit, sonst hätte er schwerlich mit dem glühenden Ofen gedroht und diesen in Bereitschaft setzen lassen; von wem kann er nun anders diese Widersetzlichkeit erwarten, als von Juden, wie auch der Erfolg zeigt? verräth sich darin nicht deutlich die Anlage einer erdichteten Märtyrergeschichte? Es mag seyn, daß Bleek S. 259 die Beziehung derselben auf Antiochus Epiphanes und dessen Versuch, die Juden zur Annahme der griechischen Religion zu zwingen, zu bestimmt gefaßt hat; aber eine gewisse Beziehung der Art und ein Einfluß des Märtyrergeistes der damaligen Juden auf unsere Geschichte muß sich einem jeden verrathen, der nicht die Augen absichtlich verschließt. Daß Nebucadnezar, dem früher empfangenen Eindrucke von Ehrfurcht gegen den Juden-Gott zuwider, die drei jüdischen Beamten sogleich einer grausamen Strafe überliefert, mag einem Tyrannengemüthe nicht unangemessen seyn; allein daß Daniel samt dem ganzen Magerorden bei der religiösen Feierlichkeit fehlt, ist eine sehr starke Unwahrscheinlichkeit, deren sich der Erzähler wahrscheinlich darum schuldig machte, daß er die Schwierigkeit fühlte, den von Nebucadnezar verehrten Daniel hiebei auftreten und dennoch das Märtyrerthum seiner drei Freunde zu Stande kommen zu lassen. Daniel blieb weg, damit der König durch nichts verhindert würde, die drei Freunde in den feurigen Ofen werfen zu lassen. Die Antwort, welche diese dem Könige geben, (V. 17. 18.) ist, was auch zur Entschuldigung gesagt worden ist, nicht nur trotzig, sondern auch wundersüchtig, wie sie sich sehr wohl in eine solche Märtyrerlegende schickt. Daß die Trabanten, welche die Verurtheilten in den Ofen werfen, von der Flamme verzehrt werden, bleibt trotz aller vorgebrachten Entschuldigungen unwahrscheinlich, so wie der angegebene Grund selbst, daß der Ofen sieben Mal mehr, als gewöhnlich, geheizt worden sei; denn das Heizen eines Ofens hat seine gewisse Grenze, und war eine Vorrichtung angebracht für das Hineinwerfen, wodurch man sonst vor der Flamme geschützt war, so schützte sie wol auch jetzt. Es hält auch schwer, sich einen so entsetzlich geheizten Ofen zu denken, dessen Thüre so groß war und so weit offen stand, daß man darin vier Männer herumgehen sehen konnte, wie V. 25. 26. gesagt wird. Das Wunder der Erhaltung der drei Freunde durch die Hilfe eines Engels ist nun von der Art, daß alle Wunder des A. T. dadurch verdunkelt werden, und billig wird man darüber bedenklich. Der Erfolg, daß Nebucadnezar wieder den Gott der Juden anerkennt, ist der ganzen Anlage der Erzählung angemessen und stellt diese mit der vorigen in eine Reihe.

Cap. 4. Daß Nebucadnezar in einem öffentlichen Ausschreiben die Geschichte seines Wahnsinns erzählt, ist selbst nach Hengstenberg unwahrscheinlich, und er hilft sich mit dem Spruche, das Unwahrscheinlichste sei oft das geschichtlich Wahre. Daß Nebucadnezar zum Theil im ascetischen Tone der Juden spricht, wie am Schlusse der beiden vorigen Capitel, verräth den jüdischen Verfasser. Die Geschichte des Wahnsinns selbst ist wieder, wie die vorigen wunderbaren Thatsachen, eine starke Speise für den Glauben, und Hengstenberg läßt sich gern den Vorschlag Bertholdts gefallen, die „sieben Zeiten" V. 22, als so lange der Wahnsinn dauert, nicht von sieben Jahren, wofür die Parallelen Cap. 7, 28. 12, 7. sprechen, sondern von sieben kleinern Abschnitten zu verstehen. Sehr viel Mühe hat sich dieser Vertheidiger S. 105 ff. gegeben, die bekannte Nachricht des Berosus (bei Joseph. c. Ap. I, 20.) von Nebucadnezars Krankheit und die des Abydenus (bei *Euseb.* praep. evang. IX, 41.) von der Weissagung, welche Nebucadnezar über die Eroberung Babylons durch die Perser und Meder ausgesprochen, zur Bestätigung der Nachricht des B. Daniel zu benutzen. Aber man kann ihm nichts zugestehen, als was schon längst zugestanden ist, daß irgend ein Zusammenhang zwischen den beiderseitigen Nachrichten Statt findet. Wenn er wahrscheinlich zu machen sucht, daß das ursprüngliche Factum, das im Daniel rein überliefert sei, in den Nachrichten des B. und A. entstellt und verschleiert sei: so wird andern das wahrscheinlicher vorkommen, daß der Verfasser des B. Daniel sich Entstellung und Übertreibung erlaubt habe. Von den Vergleichungspunkten, welche H. aufstellt, möchte übrigens der in den Worten des A. ἀναβὰς ἐπὶ τὰ βασιλήϊα gefundene wegfallen. Diese sind nicht zu übersetzen: „als er hinaufstieg auf die Königsburg", so daß Dan. 4, 26. „er wandelte umher auf seinem königlichen Palast zu Babel" damit zusammenträfe; sondern: „als er zurückgekehrt war in seine königliche Residenz."

Cap. 5. Das Wunder der an die Wand geschriebenen Schrift, die niemand als Daniel lesen kann, fodert ebenfalls einen starken Glauben. Herr Hengstenberg hat ihn; er glaubt, daß die Schriftzeichen ganz ungewöhnliche, ohne göttliche Erleuchtung nicht zu entziffernde gewesen seien; wir gestehen, uns zu dieser Höhe nicht erheben zu können. Alles Schriftwesen ist menschlicher Art, Sache menschlicher Erfindung und Erlernung und hat mit göttlicher Offenbarung nichts zu thun. Wenn nur aber dieses Wunder nicht mit so manchen Unwahrscheinlichkeiten gepaart wäre! daß Beltschazar nichts von Daniel weiß, der doch Vorsteher der Mager war, wenigstens nach Cap. 8, 27. noch unter diesem Könige gewisse Geschäfte verwaltete; daß die herbeikommende Königin den Nebucadnezar den Vater des Beltschazar nennt, da er doch dessen Großvater war; daß Daniel nicht nur ungestraft dem Könige sehr harte Wahrheiten sagt, sondern noch dazu auf der Stelle zum dritten Herrscher des Reiches ernannt wird, trotz dem, daß der König den Untergang seiner Herrschaft vor Augen sieht — das alles kann mit mehr oder weniger Schein entschuldigt und gemildert werden, zumal wenn man, wie H., noch eine außerordentliche göttliche Einwirkung auf das Gemüth des Königs annimt; aber es erweckt mit Recht Verdacht, daß so vieles zu entschuldigen ist. H. verfällt übrigens in einen Selbstwiderspruch. S. 120 entschuldigt er die so unzeitige Verleihung der Würde an Daniel damit, daß die Babylonier in vollkommener Sicherheit der Belagerung gelacht hätten; und auf der folgenden

Seite erklärt er das Betragen des Königs gegen D. daraus, daß er aus seiner frühern Sorglosigkeit aufgeschreckt worden sei. Er leihet ihm übrigens die Absicht, das einzige Mittel zu ergreifen, wodurch er das gedrohete Unglück abzuwenden geglaubt habe, nämlich sich des Wohlwollens des von der Gottheit begünstigten Daniel zu versichern. Davon ist aber im Texte keine Spur zu finden; die Erhebung Daniels erfolgt dem frühern Versprechen gemäß, und der König bleibt so sorglos, wie vorher.

Cap. 6. Den sonderbaren, ja sinnlosen Befehl, wozu Darius der Meder sich bewegen läßt, binnen 30 Tagen weder von einem Gott oder Menschen etwas zu erbitten, will H., wie vor ihm Michaelis eine ähnliche Hypothese aufgestellt hat, als einen Versuch, die Religion des Zoroaster unter den besiegten Völkern neben den vorhandenen Religionen geltend zu machen, darstellen. Aber daran hat unser Erzähler schwerlich gedacht, sonst hätte er nicht das Verbot selbst auf die Bitten an Menschen ausgedehnt. Vielmehr sieht jeder Unbefangene, daß dies wieder eine ungeschickte Maschinerie ist, gleich der im 3. Cap., um ein Märtyrerthum zu Stande zu bringen. Daß Darius zu Daniel sagt: dein Gott errette dich, erinnert an die Zuversicht der drei Männer Cap. 3, 17. Noch immer, obgleich dies H. eine „lächerliche Anmaßung" nennt, kommt es uns mit Bertholdt vor, daß der Erzähler die ungereimte Vorstellung von der Löwengrube gehabt, als sei sie ein cisternen-ähnliches Loch gewesen, das man oben mit einem Steine habe verschließen können (V. 18.). Die Öffnung der Grube, welche mit einem Steine belegt und versiegelt wird, soll nach H. eine Seitenthüre seyn; aber dann hätte der Erzähler wol das Wort Thüre gebraucht, da er ja selbst dem Ofen eine Thüre leihet (3, 26.). Auch werden die den Löwen Preisgegebenen in die Grube geworfen, und Daniel wird herausgezogen (V. 24. 25.). Das Wunder der Erhaltung Daniels in der Löwengrube ist zwar nicht gerade sehr außerordentlich und ließe sich allenfalls auch natürlich erklären; aber es wird V. 23 sehr wundersüchtig betrachtet, und von Daniel selbst, der dabei seine eigene Unschuld rühmt.

Betrachten wir alle diese Erzählungen zusammengenommen, so zeigt sich bei allen die gleiche Anlage und Absicht; überall ist es darauf abgesehen, den Daniel, dessen Freunde und den Gott Israels zu verherrlichen und die Könige zur Verehrung beider zu zwingen. Es ist daher im höchsten Grade wahrscheinlich, daß es, wenn nicht gerade parabolische, doch didaktische oder paränetische Erzählungen, für eine Zeit, wie die des Antiochus Epiphanes, geschrieben, sind. Mögen die Beziehungen, welche Bleek nachweist, in dieser Bestimmtheit nicht alle die Prüfung aushalten; immer wird seine Ansicht im Ganzen die richtige bleiben.

II. Wir kommen zu den Weissagungen unseres Buches. An diesen ist mit Recht allen Kritikern von Bertholdt an die große Bestimmtheit und Ausführlichkeit aufgefallen, da es sonst nicht die Weise der hebräischen Propheten ist, so genau in die Schilderung der Zukunft einzugehen. Der Weissagung Cap. 11 fehlen nur die Namen der handelnden Personen und die erzählende Zeitform, um eine vollständige Geschichtserzählung zu seyn. Aber freilich kommt es hier auf streitige Voraussetzungen an, und die Vertheidiger der Echtheit des Buches und des alten Weissagungssystems berufen sich auf andere Weissagungen des A. T., welche die Zukunft ebenfalls sehr bestimmt enthüllen, z. B. Jes. 21. Jer. 50. 51. Zach. 9., während diese von den neuern Kritikern entweder für unecht gehalten, oder anders erklärt werden. Daher hat Bleek diesen Grund gegen die Echtheit des Buches so gut als ganz aufgegeben. Dagegen hat er die genaue chronologische Bestimmung der zukünftigen Begebenheiten Cap. 8, 14. 9, 25—27. 12, 11. 12 als eine Abweichung von der alten prophetischen Sitte geltend gemacht, indem in der Stelle Jes. 7, 8 der Text anerkannter Maßen verdorben, und die 70 Jahre des Jeremia als runde Zahl zu fassen seien. Aber auch dieser Grund erliegt dem Widerspruche, indem Hengstenberg die Echtheit der Jes. Stelle vertheidigt und die genaue Erfüllung der 70 Jahre des Exils nachzuweisen sucht, auch auf andere unzweifelhafte Stellen hinweist, welche Zeitbestimmungen enthalten, wie Jes. 7, 14 ff. 8, 1—4. 16, 14. u. a. Nicht ganz auf unbestrittener Grundlage ruht auch der Einwurf Bleek's: „in keiner echten Weissagung des A. T. werden einzelne Schicksale von Reichen geschildert, die zur Zeit des Ausspruches noch nicht vorhanden waren." Indessen gibt doch selbst Hengstenberg eine Verschiedenheit der Weissagungen Daniels von andern des A. T. in Ansehung der Bestimmtheit zu, und so wird es wenigstens erlaubt seyn, deswegen einen gewissen Verdacht zu hegen. Dieser wird dadurch verstärkt, daß die Vorhersagungen mehr dazu geeignet sind, die Neugierde zu befriedigen, als zur Ermahnung und Ermunterung zu dienen, während bei den alten Propheten letzteres eigentlich die Hauptsache ist, und die Vorhersagungen beständig einen sittlichen Zweck haben. Man muß zugeben, daß dieser sittliche Geist bei den spätern Propheten, zumal wenn sie auswärtige Reiche im Auge haben, schwächer hervortrit; immer aber bleibt doch ein großer Unterschied zwischen ihnen und unserm Daniel.

Daß nun diese so bestimmten und ausführlichen Weissagungen von einem zur Zeit des Antiochus Epiphanes lebenden Schriftsteller im Namen des Daniel aufgesetzt worden, vermuthen die neueren Kritiker, wie schon im Alterthum Porphyrius, deßwegen, weil die Bestimmtheit derselben gerade bis auf den Tod dieses den Juden so verhaßten Königs geht, mit diesem Zeitpunkte aber eine desto größere Unbestimmtheit eintrit, so daß sie bis dahin genau erfüllt worden, von da aber unerfüllt geblieben sind. Dieser Verdachtsgrund ist so einleuchtend, daß Hengstenberg allen seinen Scharfsinn aufgeboten hat, um ihn zu beseitigen. Er sucht die gewöhnlichen Erklärungen von den vier Monarchien, welche Cap. 2 durch die vier Theile des Colosses und Cap. 7 durch die vier Thiere bezeichnet sind, zu widerlegen, weil ihnen zufolge das Endziel aller Weissagungen Antiochus und die nach ihm eintretende Errettung und Vergeltung ist; dagegen empfiehlt

er eine andere Erklärung, wonach die Weissagungen über diesen Zeitpunkt hinausgehen.

Nach der einen Erklärung, welche unter andern Eichhorn angenommen hat, ist das goldene Haupt des Colosses, nach des Verfassers eigener Deutung, das chaldäische Reich; die silberne Brust und Arme das medische; Bauch und Lenden von Erz das persische; die eisernen Schenkel und die Füße, theils von Eisen, theils von Thon, das macedonische nebst den daraus entstandenen Reichen der Nachfolger Alexanders. Und so bezeichnet das erste Thier, der Löwe mit Adlersflügeln, das chaldäische Reich; das zweite, der Bär mit den drei Rippen im Rachen, das medische mit den drei unter ihm vereinigten Völkern der Meder, Perser und Babylonier; das dritte, der Parder mit vier Flügeln und vier Häuptern, das persische Reich; und das vierte mit den zehn Hörnern, zwischen welchen ein anderes kleines Horn aufsteigt, das macedonische Reich mit besonderer Rücksicht auf das macedonisch-syrische unter Antiochus Epiphanes. Allerdings unterliegt hiebei die Trennung des medischen und persischen Reiches einer Schwierigkeit. Das erstere kann nur von der Zeit der Eroberung Babylons an, in seiner Folge auf das chaldäische Reich, in Betracht kommen; denn es heißt ausdrücklich Cap. 2, 39: „Nach dir wird ein anderes Reich aufkommen." Nun aber bestand das medische Reich nach der Eroberung Babylons nur, so lange Cyaxares II. noch lebte, zwei Jahre; und selbst während dieser kurzen Zeit war die Regirung eigentlich mehr in den Händen des Cyrus, und beide Monarchien, die medische und persische, sind im Grunde eine, wie denn auch Cap. 8, 3. der Widder mit zwei Hörnern die vereinte medisch-persische Monarchie bezeichnet, und sonst Meder und Perser in Verbindung vorkommen Cap. 5, 28. 6, 8. 12. 15.

Nach der andern Erklärung, welche Bertholdt angenommen hat, ist das zweite Reich das medisch-persische, das dritte das Reich Alexanders und das vierte die Gesamtheit der aus diesem entstandenen Reiche. Allein auch hier finden sich Schwierigkeiten. Es ist an sich nicht wahrscheinlich, daß die Monarchie Alexanders von den Reichen seiner Nachfolger getrennt und letztere als eine Monarchie betrachtet werden sollen; es spricht aber auch ausdrücklich die Cap. 11, 2 ff. vom Verfasser gegebene Deutung dagegen, wonach die Reiche der Nachfolger Alexanders nur als Zersplitterungen „des Königreichs Griechenland" angesehen werden. Von den macedonisch-asiatischen Reichen konnte auch schwerlich gesagt werden, was von dem vierten Reiche gesagt wird Cap. 2, 41: „das vierte Reich wird stark seyn, wie Eisen; gleichwie Eisen alles zermalmt und zerschlägt, ja wie zerschmetterndes Eisen wird es jenes alles zermalmen und zerschmettern;" und Cap. 7, 7: „und siehe, ein viertes Thier, fürchterlich und schrecklich und ausnehmend stark u. s. w." Diese Reiche waren doch, selbst in ihrer Gesamtheit, nicht stärker, als die vorigen Reiche, und Cap. 8, 22. 11, 4. wird ausdrücklich gesagt, daß die Nachfolger Alexanders weniger mächtiger seien, als er selbst.

Hengstenberg will nun zu der sonst gewöhnlichen Erklärung, welche schon Josephus (Ant. X, 10. 4.) anzunehmen scheint, zurückkehren, nach welcher die vier Monarchien die babylonische, medisch-persische, macedonische und römische mit den neuern europäischen sind. Günstig ist dieser Erklärung der Umstand, daß man die beiden Füße von Eisen auf das morgen- und abendländische Kaiserthum beziehen kann. Allein in welche Unbestimmtheit und Willkürlichkeit verliert sich diese Erklärung, indem sie die zehn Könige oder Reiche, die nach Cap. 7, 24. aus dem vierten Reiche entspringen, in den europäischen Reichen sucht, welche doch nur sehr uneigentlich als Fortsetzungen der römischen Monarchie angesehen werden können, und bei denen die Zahl zehn nicht einmal nachgewiesen werden kann! Es hat freilich auch seine Schwierigkeit, die zehn Könige nach den andern Erklärungen nachzuweisen; allein besser wird man sie mit Bertholdt im syrischen Reiche suchen und entweder mit ihm zu den bekannten sieben Königen uneigentlicher Weise den Heliodor, Ptolemäus Philometor und Demetrius hinzuzählen, oder annehmen, daß der Verfasser falsch oder ungenau gerechnet habe, als sich einer so vagen Deutung überlassen. Unwahrscheinlich wird die Beziehung der vierten Monarchie auf die römische besonders dadurch, daß alles des Unheils, das durch die Römer dem Volke Gottes zugefügt worden, namentlich der Zerstörung Jerusalems, nicht gedacht wäre, während doch das, was Antiochus Epiphanes gethan, im 11. Capitel so umständlich angedeutet wird.

Dies führt auf einen andern damit zusammenhängenden Grund, der gegen diese letztere Erklärung und für die beiden andern, insofern sie in ihrem Ausgangspunkte übereinstimmen, entscheidend spricht, und dessen Stärke auch von dem neuesten Vertheidiger gefühlt worden ist. Die in unbildlicher Rede gegebene Weissagung Cap. 11. führt die Begebenheiten bis auf Antiochus Epiphanes herab und läßt unmittelbar auf dessen Tod die messianische Zeit folgen. Ist es nun nicht höchst wahrscheinlich, daß auch die bildlichen Weissagungen diesen Ausgangspunkt haben? auch sie endigen mit der Verheißung des Gerichts und des Reiches, das an die Juden kommen soll. Auch Cap. 8. wird anerkannter Maßen Antiochus Epiphanes mit dem kleinen Horne bezeichnet und deutlich von seinen Unternehmungen gegen die Juden gesprochen. Nun wird Cap. 7, 24 fg. ein König geweissagt, der Lästerungen ausstoßen, die Heiligen mißhandeln, Festzeiten und Gesetz zu ändern unternehmen wird, und in dessen Hand die Juden eine Zeit lang (dasselbe Zeitmaß, das auch Cap. 12, 7. vorkommt) werden gegeben werden; es kann mithin kaum einem Zweifel unterliegen, daß dieses ebenfalls Antiochus Epiphanes seyn soll, und daß mithin in diesem Gesichte, wie in dem frühern Traume, die Folge der Reiche und Begebenheiten in diesen Zeitpunkt ausläuft. Hengstenberg hilft sich mit dieser Auskunft: „Antiochus Epiphanes bildet den Antichrist ab; was von ihm in Cap. 8 und 11. gesagt ist, seine Entheiligung des Tempels, seine Verfolgungen rc., sollte seine

Enderfüllung am Ende der Jahrhunderte haben. Diese Typik ist in dem Wesen des A. B. nothwendig begründet, es lassen sich namentlich aus den Weissagungen die glänzendsten Beispiele derselben anführen; hier aber haben wir zu dieser Annahme noch eine specielle Berechtigung durch die Autorität des N. T. Paulus entlehnt bei seiner Schilderung des Antichrists (2. Thess. 2, 3.) offenbar absichtlich selbst die Ausdrücke aus der Schilderung des Antiochus Epiphanes." Die Leser mögen selbst urtheilen, ob damit jener starke Beweisgrund entkräftet wird.

Die Weissagung Cap. 9. über die 70 Jahrwochen, auf welche *Hengstenberg* gar nicht eingegangen ist, dient, recht erklärt und beleuchtet, sehr dazu, den Geist des Daniel'schen Prophetismus ins rechte Licht zu stellen und unsere Ansicht von den andern Weissagungen zu bestätigen. Bekanntlich werden hier die von Jeremia geweissagten 70 Jahre des Exils zu 70 Mal sieben Jahren oder 70 Jahrwochen erweitert. Zu Daniels Zeit, als die Befreiung aus dem babylonischen Exil nahe bevorstand, konnte man sich wol bei dieser Weissagung beruhigen; damals mußten frohe Hoffnungen herrschen, welche sich auch im Pseudojesaia und in den kurz nach der Rückkehr aus dem Exil auftretenden Propheten Haggai und Sacharja aussprechen. Als aber diese Hoffnungen nicht in Erfüllung gingen, und der Zustand der jüdischen Nation im wieder angebauten Vaterlande fortwährend abhängig und armselig blieb, konnte der Gedanke entstehen, daß Jeremia die Zeit der Dienstbarkeit zu kurz bestimmt habe. Daher wird im B. Baruch 6, 3. die Dauer des Exils bis zu sieben Geschlechtern ausgedehnt. Damit ist aber unser Pseudodaniel, der wahrscheinlich noch später schrieb, nicht zufrieden, sondern versucht eine noch weiter greifende Umdeutung des alten Orakels. Schwerlich würde ein selbständiger Prophet, wie der angebliche Daniel, sich mit einer solchen Umdeutung einer fremden, fast gleichzeitigen Weissagung abgegeben haben.

Die angegebene Periode der 70 Jahrwochen führt nun ebenfalls auf Antiochus Epiphanes zurück. Die altübliche Erklärung, welche neuerlich Herr *Scholl* in einer eigenen Dissertation vertheidigt hat (Frankf. a. M. 1829), und die auch *Hengstenberg* zu billigen scheint, nimt den *Gesalbten* V. 26. für Christus; und hienach rechnet man entweder bis auf Christus Tod herab, wie *Scholl*, oder auf einen frühern oder spätern Zeitpunkt der Geschichte des Christenthums, indem man ebenfalls in Bestimmung des Anfangspunktes der Rechnung abweicht. *Scholl* geht vom 20. Jahre des Artaxerxes Longimanus aus. Allein es ist entschieden, daß V. 25. der Ausspruch, „daß Jerusalem wieder gebaut werden soll", von nichts anderem als dem Ausspruch des Jeremia 29, 10. verstanden werden kann, mithin der Anfangspunkt der 70 Jahrwochen weit früher, wahrscheinlich in die Zerstörung Jerusalems durch die Chaldäer, zu setzen ist, die Dauer derselben mithin nicht so weit herab reicht. Der V. 26. genannte Fürst נָגִיד, „dessen Volk die Stadt und das Heiligthum verwüsten wird", und welcher die siebenzigste Jahrwoche einnimt, ist ohne Zweifel Antiochus Epiphanes. Die Bestimmung der Zeit (V. 27.), während welcher er Schlacht- und Speiseopfer einstellt, ein halbes Jahrsiebend (3½ Jahr), entspricht ganz der Cap. 7, 25. 12, 7. gegebenen: „Zeit und Zeiten und eine halbe Zeit." Ungefähr so lange scheint wirklich die Einstellung der gesetzlichen Opfer gedauert zu haben; und zu sechs bis sieben Jahren läßt sich auch die Dauer der Feindseligkeiten, welche Antiochus Epiphanes gegen die Juden ausübte, berechnen. Ist nun die 70te Jahrwoche die Periode der Drangsale unter Antiochus Epiphanes, so ist der „*weggeraffte Gesalbte*" V. 26. niemand anders, als der durch Gift aus dem Wege geräumte Seleucus Philopator, nicht Alexander, wie *Bertholdt* meinte. Freilich können wir von Seleucus Philopator bis *Cyrus*, welches „der gesalbte Fürst" V. 25. ist, nicht 62 Jahrwochen herausrechnen, wogegen die sieben Jahrwochen zwischen Cyrus und dem Ausspruch des Jeremia richtig berechnet sind. Aber wahrscheinlich war dem Verfasser die Zeitdauer der persischen und macedonischen Periode bis auf Antiochus Epiphanes unbekannt, und die Heiligkeit der Zahl 7 Mal 70 ersetzte ihm die Genauigkeit der Rechnung. (Vergl. *Hitzig* in theol. Stud. und Krit. 1832. 1. H. S. 150 ff.)

Sonach kann es für eine ausgemachte Sache gelten, daß alle Weissagungen unseres Buches auf die Zeit des Antiochus Epiphanes auslaufen, und nichts ist wahrscheinlicher, als daß sie damals geschrieben sind. Sie sind auch ebenso, wie die Erzählungen, auf diese Zeit der Religionsverfolgung berechnet und dazu eingerichtet, die wankenden Gemüther zu befestigen und die frommen Dulder zu trösten. Denn es wird ihnen der unmittelbar auf den Tod des Wütherichs erfolgende Eintrit der Rettung und Vergeltung verheißen.

Daß aber eine prophetische Dichtung der Art einem jüdischen Schriftsteller dieser Zeit wol zugetrauet werden kann, davon liefern die *sibyllinischen Orakel* den Beweis, von denen *Bleek* (Berlin. Zeitschr. H. 2.) gezeigt hat, daß ein nicht unbedeutender Theil derselben, namentlich fast das ganze dritte Buch, gleichfalls zur Zeit des Antiochus Epiphanes, höchst wahrscheinlich gegen 170—168 v. Chr., von einem alexandrinischen Juden verfaßt und der bei den Heiden als Prophetin so hoch in Ansehen stehenden Sibylle untergeschoben ist. An diesen Orakeln haben wir eine vollkommene Analogie zu unsern Daniel'schen Weissagungen. Auch diese Orakel verkündigen den Untergang der damals angesehensten Reiche der Welt, namentlich des römischen und ägyptischen, und drohen insonderheit dem Antiochus Epiphanes, von dem die Juden auch gewiß in Ägypten bei seinen wiederholten Einfällen in dieses Land vieles zu leiden hatten, Verderben; sie schildern als ganz nahe bevorstehend die allgemeine Umwälzung der bisherigen Weltordnung; alsdann werde das Volk Gottes unter dem von Gott gesandten Könige seine Herrschaft für immer über die ganze Erde ausbreiten; mit den Gottlosen zugleich werde der Götzendienst vertilgt, überall der wahre Gott verehrt wer-

den, und nie die Ruhe und Glückseligkeit der Menschen ein Ende nehmen. Diesen drohenden und verheißenden Weissagungen geben auch hier Schilderungen früherer Reiche und Begebenheiten, als von der Sibylle vorhergesagt, voraus, sonder Zweifel, um durch deren Erfüllung die Wahrheit dessen, was darin sich wirklich auf die Zukunft bezieht, zu beglaubigen. Wie im Daniel, so ist hier die eigentliche Spitze, worauf sich alles bezieht, worauf alles andere hinführen soll, die Verkündigung der Nähe des Verschwindens alles dessen, was dem Volke Gottes und dessen ungetrübter Glückseligkeit feindlich entgegen stand. Andere Parallelen liefern, außer den andern später verfaßten Büchern der sibyllinischen Orakel, das sogenannte 4. Buch Esra und die erst kürzlich wieder aufgefundene Schrift des Jesaia. (Bleek Berl. Zeitschr. 3. H. S. 253 f.)

III. Wir verlassen jetzt den bisherigen unsichern dogmatischen Boden, und betrachten die rein historischen Unrichtigkeiten in Thatsachen und geschichtlichen Verhältnissen, die im B. Daniel vorkommen, wobei der Wunder- und Weissagungsglaube außer Spiel bleibt. Daß der spätere Verfasser einer unechten Schrift sich durch dergleichen Irrthümer verrathe, ist zwar zu erwarten, weil ihm die Geschichte nicht ganz so gut bekannt seyn kann, als dem gleichzeitigen; aber zufällig bleibt es immer, und er kann sich vielleicht ganz von Fehlern frei gehalten haben. Indessen ist dieses unserm Verf. nicht gelungen, und einiges der Art zeugt bestimmt gegen ihn.

Eine historische Unrichtigkeit haben wir schon oben Cap. 5, 11. 13. 18. 22. nachgewiesen. — Einen Anachronismus fand Bertholdt in der Burg Susan in Elam, wo nach Cap. 8, 1, 2. Daniel sich im dritten Jahre des chaldäischen Königs Beltschazar befindet. Der Erzähler scheint nicht nur vorauszusetzen, daß die Landschaft Elam (Elymais) zum chaldäischen Reiche gehört, sondern auch, daß sich daselbst ein königliches Hoflager befunden habe; daß aber beides unrichtig sei, behauptete jener Kritiker. Dagegen nimt Hengstenberg mit Rosenmüller (bibl. Alterthumsk. I, 1. S. 305) nach Jer. 49, 34 ff. und Ezech. 32, 24. an, daß Nebucadnezar sich Elymais unterworfen habe; auch ist allerdings die Existenz der Stadt Susa älter, als Darius Hystaspis, gegen Plinius, der ihn als Erbauer nennt, und auf den sich Bertholdt stützte. Aber das Factum, daß Susa seit Darius Hystaspis als Residenz der persischen Könige erscheint, bleibt unleugbar; und käme es im Daniel als Sitz der chaldäischen Könige vor, so würde dieser Umstand immer Verdacht erwecken. Daher nimt auch Hengstenberg mit ältern Auslegern an, Daniel habe sich damals nicht wirklich in Susa befunden, sondern sei nur dahin im Gesichte versetzt worden; aber dieses liegt wenigstens nicht deutlich im Texte, und man dürfte wol erwarten, daß es hieße: ich war im Geiste in Susan. — Cap. 6, 1. 9, 1. wird der medische König, den Xenophon Cyaxares II. nennt, Darius der Meder genannt, wahrscheinlich durch Verwechselung mit Darius Hystaspis. Dagegen bemerkt man, daß die Namen persischer Könige auch sonst verschieden angegeben werden und eher für Beinamen als Eigennamen zu halten seien; eine Entschuldigung, die sich allerdings hören läßt, obschon nicht vollkommen genügt. Hengstenberg aber will noch eine „glänzende" Bestätigung der Glaubwürdigkeit des B. Daniel gefunden haben in einer Nachricht des Abydenus in der armenischen Chronik des Eusebius (T. I. p. 61. ed. Ven. p. 28. ed. Med.), wo, nachdem erzählt worden, daß Cyrus dem letzten Könige von Babylon nach seiner Gefangenschaft die Provinz Carmanien geschenkt habe, hinzugesetzt wird: Darius rex de regione depulit, oder: a Dario autem rege eadem provincia pulsus est. Allein es kann kaum gezweifelt werden, daß Abydenus den Darius Hystaspis meint. Der gleichzeitige Darius der Meder würde schwerlich der Anordnung des Cyrus so zuwider gehandelt haben, zumal da er nur noch kurze Zeit lebte; aber der spätere Darius Hystaspis konnte es wol thun, zumal da der ehemalige König von Babylon vielleicht der erhaltenen Vergünstigung sich unwürdig gezeigt hatte. Für die Existenz Darius des Meders führt Hengstenberg ferner den Grund an, daß die Dariken von ihm ihren Ursprung haben sollen, weil sie schon in den B. der Chronik, Esra und Nehemia als eine längst in Umlauf befindliche Münze vorkommen (in der Chronik schon zu Davids Zeit!), und weil Suidas und der Scholiast des Aristophanes ihren Ursprung auf einen älteren Darius zurückführen. Aber schwerlich wird man auf diesen Beweisgrund viel Gewicht legen wollen. — Den Widerspruch zwischen Cap. 1, 21, wonach Daniel bis in das erste Jahr des Cyrus lebte, und Cap. 10, 1, wonach er im dritten Jahre desselben ein Gesicht hatte, wollen wir nicht sehr geltend machen, weil die Erklärung der Worte ויהי עד in der ersten Stelle so sehr ungewiß ist. Überhaupt kommen alle bisherigen Ausstellungen dieser Art an Gewicht derjenigen nicht gleich, die wir nun machen wollen, und womit wir die geschichtliche Grundlage des Buches selbst angreifen.

Nach Cap. 1, 1. soll Nebucadnezar im dritten Jahre Jojakims Jerusalem belagert und bei der Einnahme desselben (das ist nicht gerade deutlich gesagt, aber doch wol die Meinung des Verfassers) einen Theil der heiligen Geräthe in seine Gewalt bekommen und Daniel nebst andern edlen jüdischen Knaben weggeführt haben. Nun wird allerdings 2. Kön. 24, 1. gemeldet, daß Nebucadnezar gegen Jojakim einen Zug gethan und ihn unterworfen habe, in welchem Jahre, ist nicht gesagt; aber im dritten Jahre Jojakims kann es nicht geschehen seyn, da nach Jer. 25, 1. das vierte Jahr des Jojakim das erste des Nebucadnezar war. In dieses Jahr fällt nach Jer. 46, 2. die Schlacht bei Carchemis, wo die Ägypter von Nebucadnezar besiegt wurden; vor dieser Schlacht kann N. nicht wol einen Zug gegen Judäa gethan haben, weil damals die Ägypter in diesen Gegenden die herrschende Macht waren. Ja, noch im 5. J. des Jojakim im 9. Monat (December) war N. nicht nach Judäa gekommen; denn Jer. 36, 29. weissagt damals erst, daß er kommen und dieses Land verderben

werde. In Beziehung auf dessen gefürchtete Ankunft scheint auch damals der Fasttag angesetzt worden zu seyn, von welchem V. 9. die Rede ist; und die Rechabiten haben sich vor seiner Annäherung nach Jerusalem geflüchtet. (Jer. 35, 10.) — Ältere wie Chr. B. Michaelis wollten die Schwierigkeit dadurch heben, daß sie annahmen, das dritte Jahr des Jojakim sei, nach einer andern Zählung seiner Regirungsjahre, sein eilftes. Die Unterwerfung dieses Königs unter die chaldäische Herrschaft (2. Kön. 24, 1.) sei im 8. Jahre geschehen; hier sei er von N. aufs neue als König eingesetzt worden und auf des Siegers Befehl eine neue Zählung seiner Regirungsjahre eingetreten, nach welcher Dan. 1, 1. gerechnet werde. Diese Hypothese verwirft Hengstenberg mit Recht und sucht die Rechtfertigung der historischen Angabe in der Nachricht des Berosus bei Joseph. Ant. X, 11, 1, welcher erzählt: „Nebucadnezars Vater (den er auch Nebucadnezar nennt) habe auf die Nachricht von dem Abfalle seines Statthalters in Ägypten, Cölesyrien und Phönizien, durch Altersschwäche verhindert, sich den Beschwerden eines Feldzuges auszusetzen, seinen Sohn mit einem Theile des Heeres gegen ihn geschickt, und dieser habe den Abtrünnigen geschlagen und diese Länder wieder unterworfen. Um diese Zeit aber sei der Vater gestorben, und N. habe auf diese Nachricht sein Heer mit den Gefangenen der Juden, Phönizier, Syrer und Ägypter und der Beute etlichen seiner Freunde überlassen, um es zurückzuführen, er selbst aber sei mit weniger Begleitung durch die Wüste nach Babylon geeilt." Hiemit soll denn eine frühere Einnahme Jerusalems durch Nebucadnezar, als im 11. Jahre des Jojakim, noch während der Mitregentschaft des erstern, bewiesen, und Dan. 1, 1. gerechtfertigt seyn. Allein diese Nachricht des Berosus enthält außer dem Irrthum, daß sie einen chaldäischen Statthalter in Ägypten voraussetzt, noch den sehr wichtigen, welcher sie fast unbrauchbar macht, daß die wichtige Schlacht bei Carchemis ganz übergangen ist. Nebucadnezars Zug nach Ägypten, von dem sie spricht, kann doch erst nach dieser Schlacht geschehen seyn; diese fiel nun, wie wir wissen, ins 4. J. des Jojakim; folglich bleibt die Angabe Dan. 1, 1. immer falsch. Hengstenberg sucht sich dadurch zu helfen, daß er mit Harenberg u. A. diese Stelle übersetzt: „Im dritten Jahre des Königs Jojakim zog der König Nebucadnezar nach Jerusalem ꝛc."; allein jedes gesunde Gefühl sträubt sich gegen diese Künstelei, da nichts natürlicher ist, als daß der Erzähler nicht die Zeit des Anfangs des Zugs, sondern den Ausgang desselben, wobei die Wegführung des Daniel Statt fand, angeben will. Der Fasttag Jer. 36, 9. soll zum Andenken an die vorher geschehene Einnahme Jerusalems gefeiert werden, und die Weissagung V. 29. von der gänzlichen Vernichtung des States und Verödung des Landes zu verstehen seyn. Nun bleibt aber doch noch die Schwierigkeit übrig, daß nach Jer. 25, 1. das erste Regirungsjahr Nebucadnezars das vierte des Jojakim war. Diese löst H. so: Jeremia sage nicht, N. habe im 4. Jahr des Jojakim die Regirung angetreten, sondern nur, das 4. J. des Jojakim sei das erste des Nebucadnezar; und das sei so zu verstehen, daß das 1. J. Nebucadnezars schon gegen das Ende des 3. J. des Jojakim begonnen habe, größtentheils aber mit dem 4. J. desselben parallel gegangen sei.

Der unbefangene Geschichtsforscher wird die Angaben über die Schlacht bei Carchemis Jer. 46, 2. und Jojakims Unterwerfung 2. Kön. 24, 1. und die bemerkten Spuren bei Jeremia 35 und 36. mit der Nachricht des Berosus so verbinden: Nebucadnezar kam zu Ende des Jahres nach der Schlacht bei Carchemis, also im 5. J. des Jojakim, nach Judäa und unterwarf sich dieses Land bis nach Ägypten hin; auf die erhaltene Nachricht von seines Vaters Tode eilte er nach Babylon zurück, und Jojakim fiel drei Jahre nachher wieder ab (vergl. Hitzig Begriff der Kritik, S. 182 ff.). Es fragt sich nun noch, ob damals (2. Kön. 24, 1.) Jerusalem eingenommen und Tempelgeräthe nebst Gefangenen mit fortgeführt worden sind, so daß Dan. 1, 1. ein richtiges Factum nur um zwei Jahre zu früh gesetzt worden wäre. Die Chronik (2. B. 36, 6, 7.) zeugt dafür; aber auf deren Nachrichten läßt sich nichts bauen, und in der Aufzählung aller Wegführungen Jer. 52, 28 ff. ist eine solche unter Jojakim nicht angegeben; auch scheint Jer. 29, 2. nur von der unter Jojakim zu wissen.

Es bleibt also bei dem im Lehrb. d. Einl. ins A. T. §. 253 b. angedeuteten Resultate, daß der Verf. des B. Daniel nach Anleitung der Stellen 2. Kön. 24, 1. und 2. Chron. 36, 6 f. eine Wegführung unter Jojakim geschaffen hat, von welcher die Geschichte nichts weiß.

Mit dieser Unrichtigkeit hängt dann folgender Widerspruch zusammen. Nebucadnezar bringt den Daniel nebst andern israelitischen Knaben nach Babylon, und läßt sie drei Jahre lang in der chaldäischen Weisheit unterrichten (Cap. 1, 5.). Die Ankunft Daniels in Babylon konnte erst nach dem Tode Nabopolassars, gleichzeitig mit der Rückkehr Nebucadnezars und dessen Regirungsantrit, geschehen, wie solches auch V. 2 ff. vorausgesetzt zu werden scheint; die drei Jahre des Unterrichts gehen vorüber (V. 18); demungeachtet legt Daniel dem Könige schon im 2. J. seiner Regirung, also ein Jahr vor Beendigung des Unterrichts, einen Traum aus. Die Annahme, daß Cap. 2, 1. das zweite Jahr Nebucadnezars das seiner Alleinherrschaft sei, hilft zu nichts, da ja diese mit seiner Rückkehr begann, wo auch der Unterricht Daniels seinen Anfang nahm. Die Hypothese, daß Cap. 2, 1. von der Weltherrschaft N.'s an gerechnet werde, weist Hengstenberg selbst zurück; folglich bleibt der Widerspruch stehen, und wir begreifen nicht, wie der so ängstliche Vertheidiger sich über diesen Umstand so leicht hinwegsetzen konnte.

Ist nun die historische Grundlage des Buches so schlecht beschaffen, so ist es wahrlich dem Forscher nicht zu verdenken, wenn er dem Zweifel Raum gibt, ob ein solcher Daniel in Babylon überhaupt existirt habe? Dies hat Bleek gethan nach Anleitung der Stellen des Ezechiel (14, 14 — 20. 38, 3.), wo von Daniel die Rede ist. In der ersten ist er mit Noah und Hiob zusammen als ein bekanntes Muster der Gerechtigkeit genannt; in der zweiten

heißt es: der König von Tyrus halte sich in seinem Hochmuthe für weiser, als Daniel selbst. Bei der ersten Weissagung müßte D. noch sehr jung gewesen seyn, und doch wird er mit berühmten Männern der Vorzeit — ein solcher ist wenigstens sicher der eine, Noah — zusammengestellt, so daß man Grund hat, ihn für eine alte, poetisch-mythische Figur zu halten. Nun finden sich Neh. 10, 3. 7. 24. 8, 1. die Namen Daniels und seiner drei Freunde unter den Zurückgekehrten; es wäre also möglich, daß der Verf. sie daher aufgegriffen, die mythische Person des Daniel in die Zeit des Exils gesetzt und die ganze Geschichte ersonnen hätte. Schwerlich wird diese Vermuthung je allgemeinen Beifall finden; allein ohne Wahrscheinlichkeit ist sie gewiß nicht, und immer unterliegt die historische Existenz des Daniel dem Zweifel.

IV. Der Grund gegen die Echtheit des B. Daniel, den Bertholdt u. A. geltend gemacht haben: „daß es viele spätere, oder doch im Zeitalter Daniels in Oberasien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte", ist von Bleek gänzlich aufgegeben worden, und bedarf allerdings einer sorgfältigen Prüfung. Die Gewohnheit, sich beim Gebete nach Jerusalem hinzurichten, welche Dan. 6, 11. vorkommt, läßt sich nach 1. Kön. 8, 33, 35. 38. 44. 48. schon im Exil voraussetzen. Dagegen läßt sich zweifeln, ob damals schon, wie zur Zeit der Apostel (vergl. Apostelg. 2, 15. 3, 1. 10, 9.), die drei Gebetszeiten üblich waren, aber auch freilich nichts Bestimmtes darüber feststellen. — Die Vorstellung von der hohen Verdienstlichkeit des Almosen, welche Bertholdt in Cap. 4, 24. findet, sucht Hengstenberg mit Unrecht zu entfernen, indem er das Wort צְדָקָה nicht von Wohlthätigkeit, sondern von königlicher Gerechtigkeit verstehen will; unserer Meinung nach heißt das Wort zwar nichts weiter als Gerechtigkeit, ist aber nach dem Zusammenhange ebenso, wie *δικαιοσύνη* Tob. 2, 14. 12, 9. 14, 11. von Almosen, Gebet u. dergl. zu verstehen. — Daß nach Dan. 10, 12. Gebet und Fasten dazu dient, göttliche Offenbarung zu erlangen, will Hengstenberg ebenfalls mit Unrecht nicht zugeben, und findet in den Fasten des Daniel nichts als ein Zeichen der Trauer, nicht aber ein Mittel prophetisch-mystischer Askese. Nun läßt sich freilich nicht mit Sicherheit behaupten, daß dergleichen Vorstellungen später als das Exil seien; es wird blos dadurch ein gewisser Verdacht begründet. — Die Ideen des vom Himmel erwarteten Messias (Dan. 7, 13 ff.) und der messianischen Weltmonarchie sind unserm Buche allerdings eigenthümlich, wiewol Hengstenberg u. A. schon in den alten Propheten Spuren von der göttlichen Natur des Messias finden wollen, und die altprophetische Idee von der Ausdehnung der Theokratie über alle Völker als analog geltend machen. Ebenso möchte es wahrscheinlich bleiben, daß die Verbindung der Auferstehungslehre mit der Christologie eine Abweichung unsers Buches von den altprophetischen Vorstellungen ist; obgleich selbst Gesenius in den Stellen Jes. 26, 21. Ezech. 37, 1—14. jene Lehre findet, und die Sache daher eine genauere Untersuchung fodert. Am meisten begründet ist der Verdacht, daß die Engellehre des Buches einer spätern Zeit angehört. Die Vorstellung von Engelfürsten mag zwar schon in den Seraphim Jes. 6. und dem Heeres-Obersten Jehova's Jos. 5, 13. (dieses Buch ist freilich sehr spät, doch nicht später als das Exil) und bei einer Rangordnung der Engel in den Stellen Hiob. 33, 23. Ps. 103, 20. hervortreten (die von Hengstenberg versuchte Nachweisung eines Bundesengels lassen wir billig dahingestellt seyn), aber die Namen Gabriel und Michael sind dem B. Daniel eigen und, wie der analoge Raphael im B. Tobia, wahrscheinlich einer späteren, unter persischem Einflusse gebildeten Engellehre entlehnt. Vergebens behauptet Hengstenberg, diese Namen hätten in unserm Buche, wie im B. Tobia, die Bedeutung von Beinamen; denn man sieht nicht ein, warum der eine gerade Gabriel (Mann Gottes) und der andere Michael (wer ist wie Gott?) heißt; auch ist es unrichtig, wenn behauptet wird, daß diese Namen überall, wo sie in der spätern jüdischen Theologie vorkommen, deutlich in Beziehung auf das B. Daniel gebraucht würden; die Stellen bei Eisenmenger II. S. 374, 379, wo ganz unabhängig die Hierarchie der Engel und eine Menge Namen, die sich meistens auf el endigen (als Seraphiel, Nuriel, Tammael, Schimschiel u. a.), angegeben werden, beweisen das Gegentheil. Gabriel und Michael sind da über die Elemente des Feuers und Wassers gesetzt, haben also ganz andere Functionen, als im B. Daniel.

Bleek u. A. finden in der Stelle Cap. 9, 2. die Erwähnung einer Schriftsamlung des A. T., und darin das Zeichen einer spätern Zeit. Aber der Ausdruck הַסְּפָרִים kann auch blos eine Particularsamlung der Propheten bezeichnen, und eine solche hätte Daniel wol kennen und besitzen können; nach Hitzig (Stud. und Krit. 1831. 1. H. S. 153) wäre damit gar nur der Brief des Jeremia an die Exulanten (Jer. 29.) gemeint. Wir wollen daher auf diese Spur weiter kein Gewicht legen und nur daran erinnern, daß das Nachsinnen über eine alte Weissagung und deren Umdeutung sich eher für einen Verfasser in der Zeit des Antiochus Epiphanes, als für einen Daniel schicken will.

Mit mehr Nachdruck dürfen wir die Stellen geltend machen, wo von Daniel mit zu großem Lobe gesprochen wird, Cap. 1, 19. 20. 5, 11. 12. 6, 4. 9, 23. 10, 11, und die mit mehr Wahrscheinlichkeit aus einer fremden Feder, als der des Daniel selbst, geflossen sind. Das erbauliche Gerede Hengstenbergs, S. 220 ff., vermag den Verdacht nicht zu beseitigen, der auf diesen Stellen ruht, dem aber freilich nur in Verbindung mit andern Gründen eine gewisse Beweiskraft zugestanden werden kann.

Zu den innern Gründen gegen die Echtheit des Buches gehören endlich die griechischen Wörter, welche Cap. 3. vorkommen, deren Verzeichniß freilich nach der schon von Gesenius u. A. damit vorgenommenen Sichtung sehr verringert worden ist, von denen aber immer einige, wie קִיתָרוֹס (Keri קַתְרוֹס), *κίθαρις*, סַבְּכָא, *σαμβύκη*, und besonders פְּסַנְתֵּרִין, *ψαλτήριον*, und

סוּמְפֹּנְיָה, συμφωνία, übrig bleiben. Am meisten setzt das vorletzte Wort den neuesten Vertheidiger des Daniel in Verlegenheit. Mit welchem Rechte er die Vergleichung mit dem griechischen ψαλτής abweist, welches nicht Saiteninstrument, sondern einen Saitenspieler bedeute, wollen wir dahingestellt seyn lassen (die Wörterbücher führen auch die erste Bedeutung auf); wenn er aber sagt: „das von Andern verglichene ψαλτήριον liegt schon ferner", so müssen wir im Gegentheil behaupten, daß es näher liegt. Gesenius bemerkt unter dem Worte: „die griechische Endung ιον wird im Aram. häufig in, als κοιτώνιον, Kanubin." Wir setzen hinzu: συνέδριον, סַנְהֶדְרִין. Unglücklicher konnte keine Combination seyn, als die mit der bei *Buxtorf* Lex. Talm. p. 1767 *s. v.* פסנתרא angeführten Stelle Midr. Coh. c. 1. v. 3, wo das Wort פסנטר in der Bedeutung olla vorkommt, und worauf die Vermuthung gegründet wird, daß das Instrument ganz verschieden vom griechischen Psalterion und kesselförmig gewesen sei. Denn in dieser Stelle steht fehlerhaft Nun für Caph, und das Wort heißt פסכתר, welches nichts als das griechische ψυκτήρ, Kühlgeschirr, ist und gerade einen Beweis dafür liefert, daß פסנטר aus dem griechischen ψαλτήριον corrumpirt ist.

Bertholdt u. A. haben behauptet, daß der Hebraismus des Buches tief unter den der allerjüngsten Bücher des A. T. herabsinke; aber Bleek hat diesen Grund aufgegeben, weil es uns an einem Maßstabe für die allmälige Entartung der Sprache nach dem Exil fehle. Wir selbst gestehen, daß uns eine zum Behuf dieser Arbeit nochmals angestellte Vergleichung der hebräischen Schreibart des Buches wenig oder gar keine Ausbeute geliefert hat. Der Stil ist bisweilen nachlässig und undeutlich (wie Cap. 9, 26. וְאֵין לוֹ, 11, 6. וְזֹרְעוֹ), und hat Härten (wie 11, 7. כַּנּוֹ statt עַל כַּנּוֹ); auch ist der Sprachgebrauch zum Theil sonderbar (wie מֵישָׁרִים in der Bedeutung Friede Cap. 11, 6); sonst aber wird sich wenig Abweichendes finden, wenn man zumal bedenkt, daß die Schreibart prophetisch ist (wohin wol der Gebrauch des abgekürzten Futuri, wie יִתְגָּרֶה, יָשֹׁב Cap. 11, 10. zu rechnen ist).

Dagegen will Hengstenberg in der Eigenthümlichkeit des Chaldaismus im B. Daniel einen Beweisgrund seiner Echtheit finden. Derselbe hat nämlich mit dem Chaldäischen im B. Esra dieselben Hebraismen gemein, wodurch er sich von der Sprache der Targumim unterscheidet. „Wie erklärt sich nun wol, die Unechtheit des Daniel angenommen, die merkwürdige Erscheinung, daß das Buch alle Spracheigenthümlichkeiten mit einem über dreihundert Jahre früher abgefaßten Buche theilt, dagegen sich von den höchstens die Hälfte dieser Zeit später verfaßten Schriften in Bezug auf die Sprache gerade so unterscheidet, wie dieses Buch? Wie erkläre es sich, daß wir in dem einen chaldäischen Verse des Jeremia, der, wenn er auch eingeschoben seyn sollte, doch auf jeden Fall der babylonischen oder der nächst angrenzenden Zeit angehören müßte, zwei Formen finden, תֵּאמְרוּן und יֵאבְדוּ, die den in unserm Buche vorkommenden analog und von den targumischen verschieden sind?" (S. 307). — Das Räthsel verliert Einiges von seiner Schwierigkeit, wenn man sowol die Samlung des B. Esra, als die Entstehung der Targumim tiefer herabsetzt, als H. thut. Jenes enthält allerdings gleichzeitige Bestandtheile, die aber wahrscheinlich überarbeitet sind, weil man sonst nicht begreift, wie in die chaldäischen Briefe persischer Beamten und Könige Hebraismen kommen. Wenn nun der Samler des B. Esra etwa zu Ende der persischen Periode lebte, so fällt es weniger auf, ihn und den Pseudodaniel in der chaldäischen Schreibart übereinkommen zu sehen. Erwägen wir aber die Natur einer Mischsprache, wie dieser biblische Chaldaismus ist; bedenken wir, daß jedes Idiom der Art in unendlicher Mannigfaltigkeit erscheint, und fast von jedem Individuum, wenigstens von jedem Dorfe, verschieden gesprochen wird: so begreift man nicht einmal, wie der echte Daniel mit dem gleichzeitigen Verf. des B. Esra so ganz im grammatischen Bau der Sprache hätte zusammen treffen können. Wenn nicht beide ein gemeinschaftliches Muster vor Augen hatten, so mußte der spätere dem früheren nachahmen. Nun ist es uns aber auch erlaubt, anzunehmen, daß der Pseudodaniel sich im Stil nach dem B. Esra richtete, um seiner Schrift den Anstrich des Alterthümlichen zu geben; oder was wahrscheinlicher ist, der Text beider Bücher ist durch alte Kritiker in Gleichförmigkeit gebracht worden, wie denn auch bei den palästinischen Juden vor dem Zeitalter der Masora die kritische Willkür eine Zeit lang gewaltet zu haben scheint.

Auch im Wechsel des Hebräischen und Chaldäischen in unserem Buche findet Hengstenberg ein Zeichen der Echtheit desselben. Er findet den Grund dieses Wechsels mit Recht darin, daß beide Sprachen dem Verf. so geläufig waren, daß er unvermerkt von der einen zur andern übergehen konnte, bei einer so geringen Veranlassung, wie die im Cap. 2. Statt findende ist, und zugleich daß er bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen, für die sein Buch zunächst bestimmt war, eine solche Kenntniß beider Sprachen voraussetzen durfte, daß es ihnen gleichgiltig war, ob eine Schrift in der einen oder andern geschrieben war. Daß dieser Fall zu Daniels Zeit wirklich Statt fand, ist allgemein zugestanden; daß er aber auch zu den Zeiten des Pseudodaniel Statt gefunden, leugnet Hengstenberg. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß man damals das Hebräische künstlich erlernte, wie bei uns das Lateinische (nur mit dem Unterschiede, daß den Juden ihre alte Volkssprache näher stand, als uns die lateinische); aber daraus folgt gar nicht, daß nicht ein Gelehrter, wie der Pseudodaniel, es ebenso geläufig schrieb, wie die Sprache des gemeinen Lebens, wie denn bei uns den Philologen noch im vorigen Jahrhunderte das Lateinische geläufiger war, als das Teutsche. Und so mochten auch die der Schrift und des Lesens kundigen ebenso geläufig Hebräisch wie Chaldäisch lesen. Die hebräisch geschriebenen Bücher Kohe-

leth, Esther und die Chronik sind wahrscheinlich nicht viel älter, als der Daniel, und es ist noch nicht ausgemacht, ob Jesus Sirach seine Sittensprüche in hebräischer oder chaldäischer Sprache geschrieben hat.

V. Wir lassen nun die äußeren Gründe gegen die Echtheit des B. Daniel folgen. „Ein negatives Zeugniß, daß das B. Daniel nicht gar lange vor den Zeiten der Makkabäer noch nicht vorhanden war, liefert das Stillschweigen des Jes. Sirach, bei dem man Cap. 49. eine ausdrückliche Erwähnung des Daniel erwartet hätte, wenn ihm das unter dessen Namen vorhandene Buch oder auch nur, was von ihm darin erzählt wird, bekannt gewesen wäre.“ Bleek (a. a. O. S. 187.) Allerdings ist ein argumentum a silentio unsicher; und daß gerade dieses es ist, zeigt der Umstand, daß Jesus Sirach den Esra übergangen hat, ja, daß selbst die Erwähnung der zwölf kleinen Propheten Cap. 49, 10. wahrscheinlich unecht ist. Man kann die Verschweigung des Daniel auch dadurch entschuldigen, daß Jes. Sirach der Ordnung des Kanons folgte, und daher bei den Propheten, zu denen sein Buch nicht gehört, nicht an ihn dachte, die Hagiographen aber nicht vollständig durchging, bei Nehemia stehen blieb und alle übrigen Bücher, mithin auch den Daniel, unberücksichtigt ließ. Dagegen aber läßt sich einwenden, daß er der Ordnung des Kanons gar nicht streng folgte, und so wie er die Propheten Elia und Elisa heraushob, auch wol den so sehr ausgezeichneten Daniel außer der Ordnung hätte nennen sollen.

Die Stellung des Daniel unter den Hagiographen ist selbst auch von alten Bestreitern der Echtheit als ein Gegengrund geltend gemacht worden. Sie gehen von der Ansicht aus, daß die Samlung des A. T. allmälig und zufällig erwachsen sei, daß die beiden Abtheilungen des Gesetzes und der Propheten (wozu bekanntlich auch die historischen Bücher gehören) zuerst abgeschlossen worden, und die dritte der Hagiographen erst hinterher, als sich noch theils ältere Bücher zur Aufnahme darboten, theils später verfaßte zum Vorschein kamen, zu Stande gekommen sei. Auf diese Weise erklärt man, warum die Chronik und die übrigen historischen Bücher der Hagiographen, denen allen, mit Ausnahme des Büchleins Ruth, ein sehr später Ursprung zugeschrieben werden muß, nicht unter den historischen Büchern der zweiten Abtheilung, oder den sogenannten vordern Propheten, stehen; man begreift, wie der so spät gesammelte Psalter und der so spät verfaßte Koheleth erst in dieser letzten Samlung ihre Stelle fanden; auch Hiob ist ein spätes Product und das Hohelied wenigstens seiner Redaction nach; nur die Sprüche Salomo's und die Klagelieder Jeremia's gehören einer früheren Zeit an und sind, wer weiß durch welchen Zufall, erst später beachtet und aufgenommen worden. Daß diese Ansicht mit den Ergebnissen der neueren Kritik in Übereinstimmung stehe, auch die Analogie der Geschichte des neutestamentlichen Kanons für sich habe, kann nicht geleugnet werden. Auch dieser hat eine Abtheilung, welche erst später zur Consistenz gekommen ist; auch dieser ist nach und nach erwachsen.

Dagegen zieht sich Hengstenberg auf die ältere, jüdische Ansicht zurück, nach welcher die dreifache Eintheilung des A. T. von Anfang an bestanden hat und auf dem verschiedenen Verhältnisse, in welchem die Verfasser der heil. Bücher zu Gott standen, oder auf dem verschiedenen Grade von Begeisterung beruhet. Vergl. *Carpzov* introd. I. p. 25. Für diese Ansicht spricht allerdings der Umstand, daß die Klaglieder nicht den Weissagungen des Jeremia beigegeben sind, was man sich daraus erklären kann, daß sie nicht wie diese den prophetischen Charakter tragen. Sonst aber spricht Alles dagegen. Ihr zufolge müßte man annehmen, daß das A. T. erst sehr spät, nach der sehr späten Abfassung des Koheleth, des B. Esther und der Chronik gesammelt und mitgetheilt worden sei; wer wird aber wahrscheinlich finden, daß die Juden in der ganzen langen Periode seit der Rückkehr bis zur Zeit Alexanders ohne heiligen Codex gewesen seien? Ist es nun so gut als ausgemacht, daß schon vor Abfassung jener späten Bücher ein heiliger Codex in Gebrauch war, und daß man ihm späterhin noch andere Bücher anfügte: so wird es auch wahrscheinlich, daß die frühere und spätere Aufnahme der Grund der verschiedenen Stellung der Bücher ist. Selbst die bei den spätern Juden übliche Schätzung der Bücher nach ihrem verschiedenen Begeisterungsgrade kann auf nichts anderem, als auf dem Alter und der früheren oder späteren Aufnahme beruhen. Warum werden die historischen Bücher zu den Propheten gerechnet? Schwerlich, weil man sie von Propheten verfaßt glaubte, oder weil sie die Geschichte der Theokratie betreffen, wie Hengstenberg behauptet — diesen Grund geben die Juden selbst nicht an —; sondern weil auf ihnen der Nimbus des Alterthums ruhte, und man ihren Verfassern einen höhern Grad von Begeisterung zuschrieb. Und so fand das Buch Jona nur dadurch Aufnahme unter den Propheten, daß der Samler der kleinen Propheten sich hatte einfallen lassen, es aufzunehmen, und dessen Particularsamlung dann in die große Samlung Eingang fand. Dieses Büchlein konnte höchstens eine Stelle unter den historischen Büchern fodern, aber zu den prophetischen Schriften gehört es durchaus nicht und ist nur durch Zufall hineingekommen. Der angebliche Grund, warum man den Daniel von den Propheten ausgeschlossen, daß er nicht, wie die übrigen Propheten, in Palästina, und Ezechiel im Exil unter seinem Volke als Prophet gewirkt, paßt ganz auch auf Jona. Es ist übrigens für den Unbefangenen klar, daß jene Meinung der Juden von der Eintheilung der Bücher des A. T. nicht auf Überlieferung, sondern auf Hypothese beruht, und daß sie über Thatsachen ihres Alterthums ebenso und noch mehr als wir im Dunkeln sind.

Nach unserer Ansicht von der Entstehung der Samlung des A. T. kann es nicht für unwahrscheinlich gelten, daß ein Buch, wie Daniel, welches unstreitig bei seinem zum Vorschein Kommen für ein Werk des Daniel ausgegeben wurde, das bisher im Verborgenen geblieben sei,

so spät noch, zur Zeit des Antiochus Epiphanes, den Eingang in die Samlung der heil. Schriften gefunden haben soll; zumal da um diese Zeit, oder doch nicht lange vorher, auch mehre andere späte Bücher, wie das Buch Esther und die Chronik, aufgenommen wurden. Daß man es aber nicht unter die prophetischen Bücher stellte, hatte seinen Grund in der hohen Achtung, in welcher diese Bücher standen, und der Unantastbarkeit der längst geschlossenen Samlung derselben.

Ein großes Gewicht legt Hengstenberg auf das angebliche Zeugniß Christi von Daniel Matth. 24, 15, dessen Beweiskraft er dadurch verstärkt, daß er die Worte ὁ ἀναγινώσκων νοείτω Christo, und nicht, wie andere, dem Evangelisten zutheilt und auf die Weissagung des Daniel bezieht, so daß Christus zur genauern Erforschung derselben aufgefodert hätte. Allein zugestanden, daß diese Worte genau so, wie sie hier stehen, von Jesu gesprochen worden seien (Lucas hat sie bekanntlich nicht, und es läßt sich überhaupt zweifeln, ob die ganze prophetische Rede über die Zerstörung Jerusalems und die Zukunft des Messias wörtlich treu überliefert sei); daß also Jesus nicht nur den Daniel einen Propheten genannt, sondern auch dessen Weissagung, Cap. 9, auf die bevorstehende Zerstörung Jerusalems bezogen habe: so ist ein solcher Ausspruch noch kein historischer Grund für die Echtheit des Daniel, ja nicht einmal ein Bestimmungsgrund für den gläubigen Christen, ganz so, wie er sich darüber geäußert hat, vom jüdischen Kanon zu denken. „Niemand wird wol leugnen, daß Christus und die Apostel bei den Anführungen einzelner Stellen des A. T. in Beziehung auf die Bezeichnung der Schriften, woraus sie genommen sind, sich ohne weiteres an die jüdische Tradition und Praxis anschließen, ohne daß dieses einmal als ein bestimmtes Urtheil von ihrer Seite anzusehen ist. Was hätten sie auch bei dem praktischen Gebrauche, den sie von diesen Schriften machen, für Veranlassung haben sollen, sich jedesmal vor Anführung derselben in kritische Untersuchungen und Erläuterungen über sie einzulassen? Wäre aber eine solche Anführung im N. T. als ein entscheidendes Zeugniß in dieser Beziehung anzusehen, so müßte man z. B. auch das apokryphische Buch Henoch dem Henoch selbst beilegen, weil es im Br. Juda angeführt wird.“ (Bleek a. a. O. S. 179.)

Aus 5. Mos. 32, 8. LXX. κατὰ ἀριθμὸν ἀγγέλων θεοῦ statt υἱῶν θεοῦ soll eine Benutzung der Stellen im Daniel, wo von den Schutzgeistern der Völker die Rede ist (Cap. 10, 13. 20. 21. 12, 1.) hervorgehen und dies ein Beweis seyn, daß das B. Daniel lange vor der griechischen Übersetzung des Pentateuchs vorhanden gewesen sei. Allein dieser Schluß beruht auf der unerwiesenen Voraussetzung, daß das Buch Daniel die erste und einzige Quelle dieser Vorstellung sei.

Unleugbar ist dagegen, daß der Verfasser oder griechische Übersetzer des 1. Buchs der Makkabäer in der Stelle Cap. 1, 14. den Ausdruck βδέλυγμα τῆς ἐρημώσεως aus der alexandrinischen Übersetzung des Daniel (Cap. 11, 31. 12, 11.) entlehnt hat, daß mithin zu seiner Zeit nicht nur das B. Daniel selbst, sondern auch eine griechische Übersetzung davon vorhanden gewesen ist. Aber daraus folgt für die Echtheit des Buches und gegen dessen Abfassung im makkabäischen Zeitalter nichts. Denn das 1. B. der Makkabäer ist nach Cap. 16, 23 f. erst nach Joh. Hyrkan's Tode (107 v. Chr.) oder höchstens kurz vor demselben, also etwa 60 J. nach Antiochus Epiphanes verfaßt und noch später ins Griechische übersetzt. Zwar sucht Hengstenberg die allgemein geltende Annahme, daß das 1. B. Makk. ursprünglich hebräisch geschrieben sei, zu widerlegen, und glaubt dadurch das Zeugniß desselben für die Echtheit des B. Daniel zu verstärken; allein wenn auch seine Gründe hinreichten, das Zeugniß des Hieronymus vom Vorhandenseyn eines hebräischen Textes zu entkräften, so würde er damit doch nicht viel gewinnen, da es wahrscheinlich ist, daß vom B. Daniel bald nach seiner Bekanntwerdung eine griechische Übersetzung erschienen sei. Aus der schlechten Beschaffenheit derselben soll nach H. die Unwahrscheinlichkeit hervorgehen, daß sie bald nach der Erscheinung des Buches verfaßt sei; allein die Richtigkeit dieses Schlusses will uns nicht einleuchten. Ein der chaldäischen und hebräischen Sprache nicht sehr kundiger Übersetzer konnte ein Buch, das kürzlich erst verfaßt war, eben so schlecht übersetzen, wie ein altes. Eher spricht für das höhere Alter des B. Daniel die willkürliche Behandlung, welche es unter den Händen des alexandrinischen Übersetzers erfahren hat. Aber die in Alexandria herrschende Sucht, die biblischen Bücher nach Gutdünken zu bearbeiten, hatte innerhalb des Zeitraums von 50 — 60 Jahren, als so viel zwischen der Erscheinung des B. Daniels und der Verfertigung der griechischen Übersetzung liegen können, hinreichenden Spielraum.

Endlich führt man noch als einen Beweis des früheren Vorhandenseyns unseres Buches die Erzählung des Josephus Ant. XI, 8. 5. an, daß man dem Alexander bei seiner Anwesenheit in Jerusalem die Weissagungen des Daniel gezeigt habe. Gegen die Zweifel, welche seit Van Dale (diss. super Aristeam c. 10.) gegen diese offenbar übertriebene und apokryphische Erzählung gehegt wurden, übernahm Jahn (Arch. Th. II. Bd. 1. S. 305.) die Vertheidigung nur mit großer Vorsicht und Bescheidenheit, und machte fast nur die Hauptsache, daß Alexander der jüdischen Nation Schutz und Steuerfreiheit bewilligt habe, als historisch wahr geltend; Hengstenberg aber sucht ihre Wahrheit bis ins Einzelne hinein darzuthun. Nur bleibt auf dem Hauptumstande, daß man dem Alexander die Daniel'schen Weissagungen gezeigt habe, ein Verdacht ruhen, der nicht entfernt werden kann. Da Josephus sich sogar erlaubt, die Geschichte, bei welcher er an die biblischen Berichte gebunden war, zu verschönern, welchen Glauben können wir ihm über die Geschichte einer Zeit beimessen, worüber er theils in Unkenntniß war, theils nur sehr unzuverlässige Quellen benutzen konnte? Es wäre einmal Zeit, die Glaubwürdigkeit dieses Geschichtschreibers unbefangen zu prüfen und die vielen Beweise von Willkür und Leichtsinn, die er gegeben hat, zusammenzustellen.

Wir schließen diese Beweisführung gegen die Echtheit des Daniel (denn auf die übrigen von Hengsten-

berg angeführten Gründe glauben wir hier nicht eingeben zu müssen), und setzen nur noch folgende Bemerkung hieher, worüber wir das Urtheil den unbefangenen Forschern anheimstellen. Wäre das Buch Daniel zur Zeit der Wiederherstellung des jüdischen States bekannt gewesen, so hätten die darin enthaltenen wichtigen Enthüllungen der Zukunft einen bedeutenden Einfluß auf die damaligen Propheten, denen es offenbar an eigenthümlicher prophetischer Begeisterung gebrach, und die sich so sehr in Verlegenheit befanden, wie sie ihre ungeduldigen und niedergeschlagenen Zeitgenossen wegen ihrer Erwartungen von der Zukunft beruhigen sollten (vergl. Hagg. 2, 6 ff. 21 ff. Mal. 3, 13 ff), ausüben müssen, und wir müßten die Spuren davon in ihren Weissagungen wahrnehmen; aber davon läßt sich außer einer gewissen Verwandtschaft der Symbolik des Sacharja mit der des Daniel, die sich aber auch ohne die Annahme der Benutzung des letztern durch den erstern erklären läßt, nichts entdecken. Dieses argumentum a silentio läßt sich darum nicht so leicht wegweisen, weil es sich dabei nicht von einer vielleicht doch immer zufälligen Erwähnung, sondern von einem geistigen Verhältnisse, das, wenn es bestanden hätte, nothwendig hätte hervortreten müssen, handelt.

VI. Wenn wir mit Bertholdt in der Ansicht von der spätern Abfassung des B. Daniel zusammenstimmen, so müssen wir uns doch entschieden gegen seine Annahme verschiedener Verfasser erklären. Schon Eichhorn gab die Einheit des Buches auf, und unterschied die sechs letzten Capitel, die ein Jude aus der Zeit kurz nach Antiochus Epiphanes verfaßt habe, von dem erzählenden Theile Cap. 2—6, die ein älterer Jude aus der Überlieferung aufgezeichnet habe; jener Verfasser habe dann seine Originalaufsätze mit den vorhandenen verbunden und als Einleitung Cap. 1, 1—2. 3. vorgesetzt. Die Gründe für diese Trennung waren: 1) daß in den sechs letzten Capiteln Daniel von sich selbst in der ersten Person rede, in den vorhergehenden aber von ihm in der dritten Person gesprochen werde; 2) daß die LXX in den sechs letzten und im ersten Capitel sich an den masorethischen Text halten, in den übrigen aber weit davon abweichen, und zwar darum, weil sie aus der Überlieferung geflossen seien; 3) der Unterschied der Sprache. Um dessen willen ließ Eichhorn eben erst mit Cap. 2, 4. den ersten Theil angehen, da es doch in die Augen fällt, daß auf diese abgebrochene Weise keine Erzählung anfangen kann. Der Erzähler fiel mit V. 4. in die chaldäische Sprache, weil er die Antwort der Magier in der Sprache anführen wollte, in welcher sie gegeben worden. Der Unterschied der Sprache erstreckt sich übrigens selbst auf den zweiten Theil, indem noch Cap. 7. chaldäisch geschrieben ist; ein Umstand, den Eichhorn unerklärt und fast unberücksichtigt läßt. Wenig will auch die Verschiedenheit bedeuten, daß einmal von Daniel erzählt wird, andere Male er selbst redet. Es ist unbegreiflich, wie ein scharfsinniger Kritiker auf diesen Grund ein solches Gewicht legen konnte. Und was die Abweichung der LXX in den Cap. 2—6. betrifft, so erklärt sie sich daraus, daß der wunderbare, mährchenhafte Inhalt derselben zu willkürlichen Abänderungen reizte.

Bertholdt ging in Zerlegung des Buches noch viel weiter; er unterschied neun verschiedene Aufsätze: Cap. 1., Cap. 2., Cap. 3, 1—30.. Cap. 3, 31—4, 39, Cap. 5. 6., Cap. 7., Cap. 8., Cap. 9., Cap. 10—12. Hievon soll der erste noch vor dem Ablaufe des persischen Zeitalters, der zweite unter der Regirung des ägyptischen Königs Ptolemäus Philadelphus, die übrigen sieben in der makkabäischen Periode, und zwar die drei ersten Capitel 1—3, 30. in Babylonien, die sechs andern in Palästina verfaßt seyn. Gegen diese Zersplitterung des Buches, welche schon Griesinger nicht zu billigen schien (s. S. 10. 80.), erklärte sich zuerst Gesenius, dem dann der Verf. dieses in seinem Lehrbuche der Einleitung und Bleek folgten.

Für die Mehrheit der Verfasser führt Bertholdt besonders dreierlei an: den Wechsel der Sprache, einzelne Widersprüche zwischen den verschiedenen Abschnitten und Verschiedenheit des Vortrags und Stils.

Der erste Grund ist durchaus unhaltbar; denn da man doch nicht mit Cap. 2, 4., wo das Chaldäische einfällt, einen neuen Abschnitt anfangen kann; da Bertholdt selbst diesen Sprachwechsel richtig so faßt, daß der Erzähler zwar hebräisch anfange, aber wie er die babylonischen Weisen redend einführe, zu dem aramäischen Idiom übergehe und dieses bis ans Ende, auch wo jene nicht mehr reden, beibehalte; so sieht man nicht ein, wie beim dritten und den folgenden Capiteln der Gebrauch der chaldäischen Sprache einen Beweis für die Verschiedenheit der Verfasser abgeben soll. Wie der Erzähler chaldäisch fortfuhr bis zu Ende des zweiten Capitels, so konnte er auch diese Sprache beibehalten bis zu Cap. 7., und dann mit Cap. 8. zum Hebräischen zurückkehren.

Nicht viel mehr bedeuten die historischen Widersprüche zwischen den einzelnen Abschnitten: Cap. 1, 21. vgl. 10, 1.; Cap. 1, 1. 5. vergl. 2, 1.; Cap. 2, 48. 49. vergl. 5, 11—14; die wie schon oben beleuchtet und gegen die gleichzeitige Abfassung des Buches und die Glaubwürdigkeit des Verfassers geltend gemacht haben, die aber durchaus nicht dazu hinreichen, die Verschiedenheit der Verfasser zu beweisen. Die Verschiedenheiten des Vortrags und Stils aber sind meistens nur eingebildet oder durch die Verschiedenheit des jedesmaligen Inhalts herbeigeführt. Im Gegentheil zeigt sich nicht nur durch das ganze Buch hindurch eine große Gleichheit des Geistes, der Ideen und der ganzen Vorstellungsweise, sondern auch eine große Ähnlichkeit in der Darstellung und Sprache überhaupt und im Gebrauche einzelner Ausdrücke, Redensarten und Wendungen, die sonst im A. T. nicht vorkommen, hier aber öfters wiederkehren, wozu noch die öfteren Beziehungen der der Ordnung nach spätern Aufsätze auf die frühern kommen. (Vergl. Bleek S. 241 ff., dessen Worte wir gebraucht haben, und die in unserm Lehrbuche §. 256. angeführten Belege.

Ebenso wenig stimmen wir mit Eichhorn und Bertholdt in der Auffassung des Zweckes unseres Buches zusammen. Nach ihnen sind die prophetischen Auf-

säße blos als poetische Darstellungen der Geschichte zu betrachten. Die Historiographie, meint der zweite, habe damals bei den Juden in Verfall gelegen, und nach einem verbildeten Geschmacke habe man diese Form gewählt, die Geschichte zu erzählen, daß man sie in Weissagungen einkleidete, wobei der ganze Zweck des Verfassers ein historischer war; das Ganze sei daher nur ästhetisch zu betrachten, und es liege dabei keine Absicht zu täuschen zum Grunde, so wenig, als wenn in den Episoden Homers, Virgils und Tasso's Verkündigungen vergangener Begebenheiten berühmten Personen in den Mund gelegt werden, oder wenn Cicero über philosophische Gegenstände Freunde mit einander sprechen lasse, die nie darüber mit einander gesprochen haben. Griesinger erklärte sich gegen diese Ansicht und nahm für beide Theile des Buchs, den erzählenden und prophetischen, eine moralisch-didaktische Tendenz an: alle Aufsätze seien als lehrreiche Dichtungen anzusehen, deren ἐπιμύθιον überall sei, daß Jehova über alle Könige und über alle Götter der Heiden erhaben sei, daß er allein die Schicksale der Königreiche bestimme, daß er seine Verächter und die Feinde seines Volkes nicht unbestraft lasse, aber die Juden, seine Verehrer und Lieblinge, aus der Hand ihrer mächtigsten Feinde zu retten wisse.

Richtiger betrachten wir mit Gesenius und Bleek die prophetischen Abschnitte so, daß deren Zweck eigentlich doch prophetisch ist. Die Weissagung, die der Verfasser seinen Zeitgenossen zum Trost und zur Ermuthigung verkündigen wollte, legte er, um desto eher Eingang und Glauben zu finden, dem alten Seher Daniel in den Mund; und theils um das geschichtliche Decorum zu beobachten, theils um durch Weissagungen, die schon in Erfüllung gegangen waren, diejenigen glaubhafter zu machen, die erst noch in Erfüllung gehen sollten, ließ er seinen alten Seher auch dasjenige weissagen, was zwischen dessen Zeit und der geweissagten Zukunft mitten inne liegt. Sonach war sein Zweck ein ernster paränetischer, er wollte nicht blos unterhalten, sondern trösten und aufrichten; obgleich es immer richtig bleibt, was wir oben bemerkt haben, daß der sittliche Geist der Ermahnung hier nicht so hervortrit, wie bei den alten echten Propheten. Den gleichen Zweck hatte auch der Verfasser der sibyllinischen Bücher.

VII. Noch bleibt uns übrig, das Verhältniß der alexandrinischen Übersetzung zum jüdischen Texte zu beleuchten. Zuvörderst kann als bekannt vorausgesetzt werden, daß die Übersetzung des Daniel, die sich in unsern Ausgaben der LXX findet, nicht die der LXX, sondern die des Theodotion ist, welche die alte Kirche wegen ihrer bessern Beschaffenheit jener vorgezogen und als kirchliche Übersetzung gebraucht hat, wie dieses Hieronymus praef. in Dan. ausdrücklich bezeugt. Die Übersetzung der LXX ist erst in neuern Zeiten in Druck gegeben worden. Daniel sec. LXX ex Tetraplis Origenis nunc primum editus e singulari Chisiano Codice annorum supra DCCC. Romae, typis Propagandae 1772. fol. Abdrücke davon haben *J. D. Michaelis* Gott. 1773. 8. 1774. 4. und c. animadverss. et praef. *C. Segaar* Traj. ad Rh. 1775. 8. geliefert.

Diese alexandrinische Übersetzung nun ist zwar in manchen Abschnitten (Cap. 8, 10—12.) ziemlich treu, in andern aber weicht sie mehr oder weniger ab. Wenig bedeuten die Abweichungen in den Cap. 1, 2, 7, 9, und betreffen blos einzelne Ausdrücke und Säße, wie folgende Beispiele zeigen: Cap. 1, 3. *Ἀβιεσδρί* statt אשׁפּנז, und V. 16. dass. st. Melzan. 1, 3. + *τῶν μεγιστάνων*. 1, 20. hat einen mit Lemnisken bezeichneten Zusatz: *καὶ ἐδόξασεν αὐτοὺς ὁ βασιλεὺς κ. τ. λ.* Cap. 2, 8. ÷ *καθάπερ οὖν προςέταξα, οὕτως ἔσται.* 2, 11. + *εἰ μή τις ἄγγελος, οὗ οὐκ ἔστι κατοικητήριον μετὰ πάσης σαρκός· ὅθεν οὐκ ἂν δέχεται γενέσθαι, καθάπερ οἴει.* 2, 28. fehlt der Satz: הֶלְמָךְ וגו׳, und V. 29 fehlt: אַנְתָּה מַלְכָּא וגו׳. Cap. 7, 6. fehlt: וְשָׁלְטָן יְהִיב לַהּ. 7, 7. ist hinzugesetzt: *καὶ βουλαὶ πολλαὶ ἐν τοῖς κέρασιν αὐτοῦ.* 7, 8. fehlt: מִשְׁתַּכַּל הֲוֵית וגו׳, und hinzugefügt ist am Ende: *καὶ ἐποίει πόλεμον πρὸς τοὺς ἁγίους.* Cap. 9, 25. sind die Worte *καὶ εὐφρανθήσῃ καὶ εὑρήσεις προστάγματα ἀποκριθῆναι, καὶ οἰκοδομήσεις Ἱερουσαλὴμ πόλιν κυρίῳ* ganz abweichend; ähnlich V. 29.

In den Abschnitten Cap. 3—6. sind dagegen die Abweichungen häufiger und bedeutender. Hier finden sich die bedeutenden Zusäße: Cap. 3, 24 ff. Asarja's Gebet, Cap. 3, 51 ff. Gesang der drei Männer im Feuerofen und andere weniger wichtige, wie Cap. 3, 47. (zwischen diesen beiden Zusäßen), wie der Ofen noch immer mehr geheizt wird, daß das Feuer 49 Ellen hoch zum Ofen herausschlägt, und wie ein Engel in den Ofen herabsteigt; Cap. 4, 34. die Lobpreisung des genesenen Nebucadnezar. In diesem Abschnitt ist der Anfang des königl. Ausschreibens weggelassen (es ist mit Asterisken bezeichnet, also von Origenes hinzugesetzt), dagegen am Ende angeführt; weggelassen ist auch V. 3—6., daß Nebucadnezar dem Daniel den Traum gesagt und dieser ihn gedeutet habe, wodurch auch V. 15. modificirt ist. V. 10—14. sind auch ziemlich abweichend, und V. 28—30. enthalten die fremde Vorstellung, daß Nebucadnezars Macht einem andern soll gegeben werden, daß ihn die Engel verfolgen werden, und V. 30. ist noch Verkündigung, nicht Erfüllung, wie im Original. Die Stellen Cap. 5, 17—25. 26—28. sind bedeutend abgekürzt. Cap. 5, 6. stellt das Schreiben des Königs ziemlich anders dar, und läßt schon hier die Tischgenossen daran Theil nehmen, was dagegen V. 9. fehlt; hier ruft der König die Königin, da sie im Original von selbst zu kommen scheint. Fast Vers für Vers weicht Cap. 6. ab. Es sind hier nur die zwei obersten Statsbeamten, die nächsten Collegen Daniels, welche die Kabale machen; diese werden hernach auch in die Löwengrube geworfen. V. 6. (griech. 5.) wird schon als Rathschlag derselben angeführt, was sie nachher dem Könige vorschlagen. V. 9. fehlt. V. 13. beschwören sie den König, das Gesetz nicht zu ändern. V. 16. und V. 17. zum Theil fehlen. V. 18. ist die Errettung Daniels vorher erzählt. V. 20. (19.) geht der König mit den Satrapen zur Löwengrube. V. 23. (22.) macht Daniel dem Könige den Vorwurf, daß er den Verläumdern Gehör gegeben. Dann V. 24. (23.) kommen alle Kriegsvölker (*δυνάμεις*) und sind Zeugen, daß Daniel unversehrt geblieben; dessen Herausziehen wird aber nicht erwähnt.

V. 28. (27.) erklärt Daniel, daß er dem Gott Israels sein ganzes Leben hindurch dienen werde. V. 29. (28.) wird dessen Tod erwähnt.

Diese Abweichungen nun hat man nicht der Willkür des Übersetzers zuschreiben zu müssen geglaubt, weil er sich sonst gewöhnlich ziemlich treu an das Original hält. Auch scheinen die Zusätze selbst aus einem chaldäischen Original geflossen zu seyn, da sich Ausdrücke darin finden, welche zu hart und neugriechisch sind, als daß sie ein griechischer Bearbeiter, unabhängig von einem chaldäischen Texte, sollte gewählt haben. S. Michaelis Or. Bibl. IV. S. 18 ff. Eichhorn Einl. 3. Ausg. III, 435 ff. Bertholdt Dan. I. S. 118 ff. Indessen gestehe ich, daß von diesen Ausdrücken, aus denen sich eine Auswahl in m. Lehrb. d. Einl. §. 258 b. findet, wenige oder gar keine recht überzeugend sind, und daß ich in der Annahme eines chaldäischen Originals wankend geworden bin. Mag nun aber die Bearbeitung chaldäisch oder griechisch geschehen seyn, eine solche hat statt gehabt, und wahrscheinlich sind verschiedene Hände im Spiel gewesen; wenigstens verräth sich das Gebet Asarja's durch die hebräischen Namen und die richtige Beobachtung der geschichtlichen Farbe in Ansehung des Tempeldienstes (V. 38.) in Vergleich mit den Stellen im Gesang der drei Männer (V. 53, 55, 84, 85.), wo auf den damaligen Zustand des Tempels keine Rücksicht genommen ist, als ein verschiedenes Product.

Außer den größeren Zusätzen im 3. Cap. finden sich in der alexandrinischen, der des Theodotion und andern alten Übersetzungen noch zwei ganz unabhängige Beilagen zur Geschichte des Daniel: die Erzählung von der Susanne Cap. 13. (näml. im Cod. Chis. der LXX, und in der ed. Compl. des Theodot., dagegen im Cod. Vat. und ed. Rom. vor Cap. 1.) und die Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel Cap. 14. Der Text der LXX und des Theodotion verhalten sich zu einander wie verschiedene Bearbeitungen, und der letztere erscheint als die spätere und abgerundetere. Man hat beide für die unabhängigen Übersetzungen einer chaldäischen oder hebräischen Urschrift gehalten (s. de Magistris ad Cap. 13, 1. Dereser Übers. d. Ezech. u. Dan. S. 227 ff. Eichhorn Allg. Bibl. II, 1 ff. Einl. ins A. T. III, 438 ff., anders dagegen Einl. in d. Apokr. S. 431 ff.); aber Bertholdt hält sie richtiger für ursprünglich griechisch geschrieben. Für ein griechisches Original beweisen die Wortspiele Cap. 13, 54. 55. 58. 59., woraus Porphyrius mit Unrecht auf die griechische Abfassung des ganzen Daniel schloß. Beide Zusätze rühren schwerlich vom Übersetzer her, wie dies schon die verschiedene Stellung des einen unwahrscheinlich macht. Als Verf. der Erzählung vom Bel und Drachen zu Babel wird ein gewisser Habakuk, S. Jesu, aus dem Stamme Levi, genannt. Für die abgesonderte Entstehung derselben sprechen auch die Umstände, daß Daniel hier zu einem Priester gemacht wird, und der Zerstörung des Bel wegen in die Löwengrube geworfen worden seyn soll.

Die exegetischen Bearbeitungen des Daniel bis auf Bertholdt haben meistens nur ein historisches Interesse, indem sie nämlich dazu dienen, die Geschichte der Auslegung dieses merkwürdigen Buches daraus kennen zu lernen.

Ephräm's Ausleg. des Proph. Daniel (Opp. Rom. 1740. fol. S. 203 ff.) ist besonders auch darum schätzbar, weil er die macedonisch-syrische Geschichte zur Erläuterung anwendet. — *Hieronymi* Comment. in Dan. (Opp. ed. Vallard. T. V. Part. 2. Venet. 1768. 4. p. 618 ff.) ist außer dem, was der Kirchenvater selbst geleistet, auch wichtig durch die Berücksichtigung der Einwürfe des Porphyrius. — *Theodoreti* Comment. in visiones Danielis proph. opp. ed. *Schulz.* T. II. P. 2. p. 1053 ff. ed. *Sismond* II, 541 sq. — Paraphrasis Dom. *Josephi Jachiadae* in Danielem cum versione et annotatt. *Constant. L'Empereur.* Amstel. 1633. 4. — *Phil. Melanchthonis* Comment. in Dan. 1543. 8. — Praelectiones *Joa. Calvini* in libr. prophetiarum Dan., Jo. Budaei et Car. Jonvillaei labore et industria exceptae. 1571. — *Mart. Geieri* praelect. acad. in Dan. proph. Lips. 1767. 4. ed. 2. 1684. 4. — Js. Newton's Anmerk. zu d. Weiss. d. Proph. Daniel, aus d. Lat. Hn. W. Südermanns verteutscht u. m. Anmerk. begl. v. Chr. Fr. Grohmann. Leipz. 1765. 8. Die lat. Übers. Observatt. in Dan. et Apocalypsin, auctore *Is. Newton*, in lat. versae a *W. Sudermann.* Amst. 1737. 4. — *Herm. Venemae* dissertatt. ad vatic. Dan. c. II. VII. et VIII. Leov. 1745. 4. — Comment. ad Dan. XI, 4. — XII, 3. — Joh. Christ. Harenberg Aufklärung des B. Daniel aus den Grundsprachen, der Geschichte und übrigen rechten Hilfsmitteln. Blankenb. u. Quedl. 1773. 4. — Chr. Gottlob Thube das B. d. Proph. Daniel, neu übers. u. erkl. Schwer. u. Wism. 1797. — Von größeren exegetischen Werken, in denen Daniel behandelt ist, führen wir an: *H. Grotii* annotatt. ad V. T.; *J. H. Michaelis* uberiores annotatt. in Hagiogr. (worin Chr. B. Michaelis den Daniel bearbeitet hat); Jos. D. Michaelis Übers. d. A. T. für Ungelehrte 10. Th. Andere weniger bemerkenswerthe Werke sind verzeichnet bei Bertholdt Einl. z. Dan. S. 158 ff. Dieser neueste Erklärer hat allerdings den richtigen, historisch-kritischen Standpunkt eingenommen, auch mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn bewiesen, aber sich zu viel der Willkür und Hypothesensucht überlassen; und der heutige Stand der Auslegung des A. T. läßt wünschen, daß ein wahrheitliebender, gründlicher Gelehrter bald dieses streitige Buch von neuem bearbeiten möge. (*de Wette.*)

DANIEL. Diesen Namen führten auch mehre syrische Schriftsteller, von denen zu merken sind: 1) Daniel, Bischof von Râs-Ain, um die Mitte des 6. Jahrhunderts; er schrieb polemische Reden gegen die Secten der Marcioniten und Manichäer, sowie gegen die Chaldäer d. h. Astrologen seiner Zeit, wie lange vor ihm Ephräm gethan. S. Assemani orient. Bibl. Thl. III. S. 223. — 2) Daniel bar-Marjam (d. i. Sohn der Maria), im 7. Jahrhundert, einer der ersten unter den Nestorianern, der eine Kirchengeschichte verfaßte. Assemani a. a. O. S. 148. 231. — 3) Daniel, Bischof von Tahal in Persien, Verfasser mehrer prosaischen und poe-

tischen Schriften, welche Ebedjesu in seinem Catalog syrischer Werke verzeichnet. Assemani a. a. O. S. 174. — 4) Daniel, Bischof von Salah (ܨܠܚ) in Mesopotamien, gegen Ende des 7. Jahrh., ein Zeitgenosse des Jacob von Edessa. Er verfaßte einen Commentar über die Psalmen, der in einer Handschrift des Vatican vorhanden ist. S. Assemani. Thl. I. S. 495.

(*E. Rödiger.*)

DANIEL, Maphrian der Jacobiten, von dem Patriarchen Dionys von Telmahre eingesetzt im Jahre 830. Er bekleidete diese Würde vier Jahre lang, und starb zu Nesibis im J. 834. S. Assemani's orient. Bibl. Thl. II. S. 346. 436.

(*E. Rödiger.*)

DANIEL, Stylita, wurde im Flecken Maratha, unweit der am Euphrat gelegenen Stadt Samosata in Mesopotamien geboren. Sein Vater hieß Eliu, die Mutter Martha. Die frommen Lebensbeschreiber wissen, daß ihr Uterus Gebrechen hatte und daß sie unfruchtbar war, weshalb sie auch von ihrem Ehemanne und von der ganzen Freundschaft viel zu leiden hatte. In ihrer Noth ging sie daher oft um Mitternacht aus ihrem Hause, hob bittende Hände gen Himmel und benetzte die Erde mit ihren Thränen. Auch gelobte sie, wie einst Anna und Elisabeth, die Frucht ihres Leibes dem Herrn zu weihen, wenn er sie von ihrer Schmach erlösete. Als nun die Betrübte einst von ihrem Kummerwege wieder zurück in ihr Kämmerlein gekehrt war, sahe sie im Traum zwei große Lichter von hoher Schönheit; die stiegen leuchtend vom Himmel zur Erde und verweilten über ihrem Haupte. Und bald nach dieser Erscheinung fühlte sie sich gesegnet und sie gebar einen Knaben. Fünf Jahre war der Knabe alt und hatte keinen Namen. Da nahmen ihn die Eltern und führten ihn in ein nahes Kloster, daß er benannt würde. Und der fromme Abt ging mit ihm an den heil. Altar und gebot dem Knaben, daß er das heilige Buch aufschlüge auf dem Altar. Und der Knabe schlug den Propheten Daniel auf und wurde nach ihm genannt.

Von dem Tage an waren des Kindes Wünsche auf nichts anderes gerichtet, als daß er ein Mönch werde. Und im 12. Jahre machte sich der Knabe heimlich auf und entlief der eiteln Lust der Welt in ein Kloster, das etwa 12 Stadien von Maratha entfernt lag. Aber der Abt, von seiner zarten Jugend gerührt, machte ihm großes Hinderniß und stellte ihm das harte Leben der Mönche vor. Da aber seine Reden vergeblich waren, trug er den Vorfall seinen Brüdern vor und sie behielten den Knaben in ihrem Kloster. Die besorgten Eltern vernahmen seinen Aufenthalt mit Staunen, kamen eilig zu ihm und wurden so gerührt von des Sohnes Frömmigkeit, daß sie selbst den Abt baten, den Knaben mit dem heiligen Gewande zu bekleiden. Daniel erhielt die Tonsur und zeichnete sich von Jugend auf unter den Mönchen aus. Besonders fühlte er die größte Begier, die Orte zu sehen, wo Christus für uns gelitten hatte und begraben worden war. Nicht geringeres Verlangen lebte in seinem Herzen, den frommen Simeon auf seiner Säule zu sehen. Alles dies hatte Daniel oft seinem Abt eröffnet. Als dieser einst, kirchlicher Angelegenheiten wegen, nach Antiochien reisen mußte, wählte er nebst einigen Anderen auch den Daniel zum Begleiter. Da erblickte er denn wirklich in Telada den frommen Simeon, wie er in rauher Gegend auf hoher Säule stand, der Hitze wie der Kälte Trotz bietend. Freilich gab es auch damals, wie die Heiligenbeschreiber selbst berichten, etliche thörige Männer, die da meinten, der neue Stylita ertrüge dies Alles nur aus eitelm Stolz; aber Daniel gehörte so wenig unter sie, daß er sich vielmehr von diesem großen Schauspiel der Enthaltsamkeit und Ertödtung des Fleisches im hohen Grade entflammt fühlte. Noch erfreuter war Daniel, als der Heilige die Nebenstehenden einer Einladung auf seine Säule würdigte. Daniel allein stieg freudig hinauf, den frommen Steher in der Nähe zu verehren. Simeon segnete ihn und weissagte ihm schwere Arbeiten um Christi willen. Darauf wanderte Daniel mit seinen Genossen wieder heim. Als nun Gott den Abt seines Klosters zu sich gerufen hatte, wählten die Brüder einmüthig den frommen Daniel an des Verblichenen Statt. Er aber, höhern Beruf in sich fühlend, schlug die Würde aus und entfernte sich heimlich aus seinem Kloster, seine Schritte zum frommen Simeon lenkend, der über dessen Ankunft so erfreut war, daß er ihn bei sich behalten wollte. Es zog aber den Daniel mächtig nach Palästina, daß er wandele an den geweiheten Orten und scheuete nicht die Gefahr des unsichern Weges. Einst auf der Straße dahin trat ihm ein seltsamer Mönch an, der hatte die Gestalt des frommen Simeon. Und er sprach zu ihm: Reise nicht nach Palästina, denn das Land ist voller Aufruhr. Daniel antwortete ihm mit vielen biblischen Sprüchen und die Gestalt war geschickt in biblischer Gegenrede und ermahnte ihn, nach Byzanz zu gehen, welches sei das andere Jerusalem, ja vielmehr das erste. Und die Stimme fügte hinzu: Im Lande Thrazien und am euxinischen Meer wird deine Liebe zur Einsamkeit alle Genüge finden. Wie nun die Sonne schon im Untergange stand, kamen die beiden Wanderer an die Pforten eines Klosters. Da sprach der Greis, der mit ihm war: Gehe zuvor in das Kloster und laß mich weilen. Der Greis kam nicht in das Kloster und Daniel entschlief. Wie er so lag, erschien dem Schlafenden die helle Gestalt und ermahnete ihn von Neuem, daß er nach Byzanz seine Schritte lenke. Als nun Daniel die Gesänge der Nacht gesungen hatte, machte er sich schleunig auf, nach Constantinopel zu ziehen und kam in das Kloster Fürst Michaels, das schön gelegen war und blieb sieben Tage im Kloster. Er hörte aber daselbst vom Tempel Hieron, der in gemeiner Rede Phileinporus heißt. Derselbe war die Wohnung der unsaubern Geister. Die richteten viel Unheil an in der ganzen Gegend und schaffeten Schiffbruch, denn der Tempel lag am Meere, und ruheten nicht, wo sie schaden konnten. Da gedachte Daniel des großen Antonius, wie er von der Macht der Hölle versucht war, und wie er sie überwunden und große Ehre darum erlangt. Und Daniel trug das Kreuz in seiner Hand, die unbesiegbare

Waffe; und Psalmen singend ging er in den Tempel, den die Geister der Hölle verunreinigt hatten. Am Abend aber wurde ein groß Getümmel und allerlei Stimmen, und die Geister der Finsterniß warfen Steine nach dem frommen Daniel. Er aber blieb ruhig und verharrete im Gebet. Zwei Nächte vergingen in solchem Ungestüm und in der dritten ward es ärger, als zuvor. Und es kamen schreckliche Riesen, die droheten ihn ins Meer zu schleudern. Sie naheten sich aber nicht. Und er verschmähete ihr Wüthen und verbauete alle Zugänge des Tempels, daß er den Kampf mit ihnen allein bestände. Ein Fenster nur öffnete er, damit er von den Vorübergehenden einige nothdürftige Nahrung erhielte. Es währete auch nicht lange, so hatte er die Schrecken der Hölle überwunden, und es begab sich kein Unglück mehr an diesem Orte, weder zu Wasser noch zu Lande. Und seine That erscholl in alle umliegende Gegend, daß auch viel Volks kam, Männer und Weiber, daß sie sähen und hörten, und wunderten sich sehr. Und Lobgesänge erschalleten Tag und Nacht an dem Orte, wo vor Kurzem noch nur Geheul der bösen Geister gehört worden war. Da nahm Satan im Zorn seine Zuflucht zu schwerem Betrug und erregte mit List die Herzen der Kleriker, daß sie den frommen Daniel beim Bischof der Hauptstadt schwer verklagten und foderten, daß er aus ihrem Tempel getrieben würde. Zu der Zeit war aber Anatolius Bischof zu Constantinopel. Und der Bischof sprach: ist der Mann, den ihr nicht kennt, woher er ist, ein frommer Mann, so nehmt Theil an seiner Frömmigkeit; ist er es aber nicht, so verjagt ihn und nehmt die Schuld auf euch. Und die Verkläger schämten sich und ließen von ihrer Ungebühr. Aber Satan ruhete nicht, brauchte auch viel List und Gewalt und drohete sehr. Da sprach Daniel zum Troß der Hölle: hat euch nicht unser Herr Jesus Christ, an den ich glaube und geglaubt habe, in des Abgrunds Pfuhl verstoßen? Und sie fingen an zu heulen und zu schreien und schlugen ihr Angesicht, ähnlich den Fledermäusen, und stürzten sich davon. Satan aber war sehr ergrimmt und erregte von neuem die alte Verleumdung. Da begaben sich die Verleumder abermals zum Bischof, verklagten den Heiligen hart und sprachen: sein Umgang ist uns widerlich und sein Anblick unerträglich. Da beschied der Bischof den Daniel zu sich und befrug ihn, wo er her sei und wohin er strebe. Als nun der Heilige alles genau berichtet hatte, stand der Bischof auf, umarmte ihn und ehrte ihn sehr. Es überfiel den Bischof wenige Tage darauf eine schwere Krankheit und er bat den Heiligen, daß er für ihn bitten möchte; und Christus erhörte Daniels Flehen und der Bischof ward alsbald gesund. Wie dann der Heilige zum Lohn seiner Gesundmachung vom Bischof gebeten hatte, daß seinen Verfolgern vergeben werde, entließ ihn derselbe mit großem Gefolge, das ihn wieder in den Tempel führte, und er blieb daselbst neun Jahre lang. Und er redete mit Jedermann, der zu ihm kam, während der 9 Jahre durch eine kleine Öffnung, die er im Tempel gelassen hatte.

Und nach 9 Jahren rief ihn die Vorsehung auf eine vollkommnere Stufe des heiligen Lebens. Denn als er in Entzückung lag, sahe er eine Wolkensäule hoch in der Luft hangen und oben auf der Säule stand der heilige Simeon. Es waren auch mit ihm zwei Jünglinge in leuchtenden Kleidern. Und von der Säule herab kam eine Stimme, die sprach: steige herauf zu mir, Daniel! Und als Daniel antwortete: wie kann ich, Herr, zu solcher Höhe steigen? winkte Simeon den zwei Jünglingen, die mit ihm waren, daß sie hernieder stiegen und ihm aufhülfen. Und alsbald standen die Jünglinge an seiner Seite und führten ihn gen Himmel. Und eine große Stimme sprach: sei stark, Daniel! zeige dich tapfer und werth, und stehe schön und edel! Und von der Stimme Schall, gleich einem starken Donner, erwachte Daniel. Danach offenbarte er den Seinen, wozu er berufen sei und daß er auf eine Säule steigen und an seinen Ort gehen müsse. Und kurz nachdem er solches eröffnete, wurde ihm vom Elias ein Schaffell gesandt, ihm, der dem Elisa glich. So aber geschahe die Sendung des Felles: zu dieser Zeit hatte der heilige Simeon einen seiner Schüler, mit Namen Sergius, zum Kaiser Leo gesandt (460), daß er dem Kaiser ein Geschenk übergäbe, das alles Unheil bannete. Das war die Decke, die der Heilige auf seinem Haupte trug und die man cuculla zu nennen pflegt. Als aber der Kaiser eben mit viel anderen Dingen beschäftigt war und schwere Statssorgen in seinem Herzen trug, beschloß Sergius nicht länger zu harren und segelte wieder ab. Wie er nun an das Kloster Akoemeter gekommen war, das ist, der nicht Schlafenden, und daselbst viel gehört hatte aus aller Munde vom Lobe Daniels, ließ er sich zu ihm bringen, vernimt seinen Entschluß und überreicht dem frommen Daniel das köstliche Geschenk. Es empfing auch Sergius damals allerlei Gesichte und Erscheinungen. Drei Jünglinge befahlen ihm: stehe auf, Sergius! und verkünde dem Abt Daniel: deine Zeit ist erfüllt im Tempel zu wohnen; auf und rüste dich zu höherem Kampfe. Nicht minder wurde ihm der Ort im Traume gezeigt, wo Daniel stehen sollte auf seiner Säule. Da ließ Daniel des Nachts von den Seinen seinen Tempel öffnen und lobte Gott, der ihn so hoch gewürdigt. Und bestieg seine Säule (460) am Ausfluß des schwarzen Meeres.

Das Auge des Neides aber trug nicht willig solche Erhöhung und der Vater der Mißgunst erregte den Besitzer des Ortes, wo die Säule stand, Namens Gelasius, daß er ging und verklagte den Heiligen vor dem Kaiser, denn die Säule war gebaut ohne den Willen dessen, dem der Boden gehörte. Der Kaiser aber verwies den Kläger an den Bischof Gennadius, denn Anatolius war gestorben. Und Gennadius, der Erzbischof, beschloß, daß man den Heiligen von der Säule werfen und ihn bestrafen solle. Da eilte Gelasius, dem der Acker gehörte, zur Säule mit allen, die ihm beistanden, daß sie den frommen Daniel herunterrissen. Und es geschahe, als der Himmel klar war und die Luft still, daß die Wolken sich plötzlich zusammen drängten und machten eine große Finsterniß. Und ein Platzregen fiel aus den Wolken und

ein starker Hagel, der Blätter, Frucht und Ranken von den Bäumen schlug. Gelasius aber war verstockt und fuhr fort gegen den Heiligen zu toben. Die aber mit ihm waren, stellten ihm vor, daß ihm so fromme Nachbarschaft nur Segen bringen werde und sie redeten vieles zu dem Erhitzten. Und der Mann befahl aus Scham vor den Anwesenden, Daniel solle hernieder steigen, dann wolle er ihn wieder hinaufsteigen und bleiben lassen. Da setzten sie Leitern an und Daniel stieg herab. Und nach dem sechsten Schritte des Heiligen sahe der Mann mit Staunen, daß des Dulders Füße selbst Säulen waren, denn sie waren geschwollen vom Stehen Tag und Nacht, und voller Schwären. Da faßte ihn Mitleid und er bat den Heiligen, daß er wieder zurückkehrete auf seine Säule. Er setzte ihm auch darauf noch eine andere Säule, die war höher und prächtiger als die erste und schrieb dem Kaiser selbst von der großen Geduld und Standhaftigkeit des seltenen Mannes, dessen Ruhm sich ausbreitete in die ganze umliegende Gegend.

Und ein Rechtsgelehrter des Landes, der schon alt geworden war, kam zu Daniel und brachte ihm seinen einzigen Sohn, welcher vom Teufel besessen war. Den legte der Greis an die Säule und bat den Heiligen mit vielen Thränen, daß er dem Knaben hülfe. Daniel sprach: wenn du Glauben hast, so soll dein Sohn gesund seyn. Und er gebot, daß dem Knaben heiliges Öl gegeben werde, das er tränke. Und der böse Geist riß den Jüngling zu Boden und quälte ihn sehr. Darauf schrie der Teufel mit kläglichem Geheul: ich fahre aus! Wehe! ich fahre aus! — Acht Tage lang spie der Dämonische schwarz geronnenes Blut und ward darauf gesund und stand aufrecht und ging umher, daß auch der Vater weinete vor Freuden. Der Jüngling aber wurde ein Mönch, stets gewappnet wider der Hölle Macht und Tücke.

Auch des Cyrus Töchterlein, der vordem Präses gewesen, darauf unter dem Namen Cotyacus Bischof in Phrygien geworden und durch Verleumdung von seinem Amte gebracht worden war, litt sehr von bösen Geistern. Das Mägdlein aber hieß Alexandria. Die brachte der Vater zum Daniel, daß sie gesund würde. Und Daniel legte die Hände auf sie. Da fuhr der Teufel aus und das Mägdlein war gesund. Desgleichen geschahe auch der Frau desselben Cyrus, die auch vom bösen Geiste geplagt war, wie damals viele. Cyrus aber war gelehrt und in den Humanioribus erfahren, und grub ihm ein Epigramm in seine Säule: Hic stat vir, qui undique impetitur, et ventos non timet: Ambrosio autem utitur alimento, et siti experte sanguinis: Actis vero radicibus, fundavit aedificium columna duplici. (Est autem radix Simeon, filium praedicans matris, quae non experta nuptias). — Desgleichen heilete Daniel noch viele, die vom Teufel besessen waren, auch ohne Handauflegung; und wenn die Besessenen vom bösen Geiste die Leiter hinauf getrieben wurden, wurden sie im Hinaufsteigen gesund, daß der böse Feind den heiligen Daniel nicht von der Säule stürzen konnte.

Als darauf (461) Kaiser Leo sahe, daß er wol das römische Reich, aber nicht die Natur regiren konnte, denn er hatte keine männlichen Nachkommen, nahm er seine Zuflucht zu dem Herrn der Herren und bediente sich des frommen Daniel als seines Vermittlers. Und der Heilige verkündete ihm einen Sohn des nächsten Jahres und die Natur wich dem Gebote des Heiligen. Solches widerfuhr auch andern durch des Heiligen Vermittelung. Der Kaiser aber, dessen Gemahlin war Verina, ließ ihm aus Dankbarkeit eine dritte Säule errichten. — Es erschien auch vor dem Daniel die Kaiserin des Abendlandes, Eudocia (Eudoxia), Valentinians III. Gemahlin, die aus der Gefangenschaft Genserichs aus Afrika gerettet worden war, mit großen Ehrenbezeigungen und bat ihn sehr, daß er zu ihr kommen und Wohnung daselbst nehmen möchte. Daniel aber belobte sehr ihre Frömmigkeit und bekannte ihr, daß er nur an dem Orte bleiben könne, wohin ihn Christus verpflanzete; weissagete ihr auch, daß der Nutzen des Heiligen zu seiner Zeit sich dorthin verpflanzen würde und entließ sie mit Segnungen.

Es begab sich aber bald darauf der fromme Mann nach der Säule des Gelasius, welche höher war, als die erste, auf welcher er stand, damit sich seine Tugend erhöhete. Zu derselben Zeit hatte die Stadt Byzanz kaiserliche Diener, die waren Ketzer. Und die Ketzer gewannen mit Geld ein Weib aus Asien, die hieß Basiana. Der versprachen sie großen Lohn, wenn sie durch ihre Schönheit den Heiligen oder seine Schüler verführete zur Wollust dieser Welt. Und die Unkeuschheit schmückte sich mit äußerster Pracht und allem Reiz, daß sie die Keuschheit überwinde. Als nun das Weib in die Gegend gekommen war mit reichem Gefolge, schlug sie ihre Zelte auf, der Säule gegenüber, stellte sich krank und blieb daselbst eine lange Zeit. Als sie nun lange vergeblich verzogen und wieder heimkehrete zu denen, die sie gesandt hatten, hub sie an mit abscheulichen Lügen gegen den Heiligen und seine Schüler, die niemand glauben kann, und war gewandt in aller Lästerung. Und sie redete, wie der Heilige von ihrer Liebe ganz bezaubert gewesen und seinen Schülern befohlen habe, sie zu ihm auf die Säule zu bringen; wie sie aber des Entsetzlichen sich geweigert, habe man den Anschlag gefaßt, sie umzubringen, damit die Unenthaltsamkeit des frommen Scheins nicht offenbar werde, und wie sie kaum dem Morde entgangen sei. Solches glaubten nun die kaiserlichen Diener und müheten sich, daß es unter die Leute käme. Aber Gott selbst, der immer gerechte, hatte den Hohn seiner Frommen nicht lange ertragen wollen und befahl einem bösen Geiste, daß er sogleich in das lügenhafte Weib fahren und sie so lange plagen mußte, so unwillig auch der böse Feind darüber war, bis er zu eigener Qual die Unwillige zwang, den ganzen Trug der höllischen Ketzerei zu offenbaren. Da dies die Bürger der Stadt vernommen hatten, nahmen sie das Weib und führeten sie zu dem heiligen Daniel, daß er sie gesund machete. Und der Heilige vergab dem Weibe alle Ungebühr und machte sie gesund mit heiligem Öl. Da ward das Weib gerührt in ihrem Herzen, umarmte des Frommen Säule mit Inbrunst und that Gott große Ge-

sübbe, der sie von einer zwiefachen Krankheit durch seinen heiligen Daniel befreit hatte.

Auch war dem Heiligen nicht verborgen, was zukünftig war, sondern er schauete die kommenden Tage und Jahre, als wären sie heute. So sagte er 464 der Stadt Constantinopel eine große Feuersbrunst vorher und ermahnete sie zur Buße. Und ob ihm gleich viele glaubten, so wollten sich doch wenige bessern lassen. Gennadius aber, der Erzbischof, machte ihn zum Priester nach des Kaisers Willen, denn der Kaiser ehrte ihn sehr, so daß Leo selbst darauf zu ihm kam und sich zu seinen Füßen niederwarf, wodurch sich der Kaiser höher geehrt fühlte, als durch sein ganzes Kaiserthum. Und Leo verwunderte sich über die Maßen, als er des Heiligen Füße so geschwollen und mit Eiterbeulen bedeckt sahe, schrecklich anzuschauen. Aber die Ehrfurcht vor dem Heiligen war so groß, daß der Kaiser selbst sich nicht scheuete, die frommen Füße zu umfassen. Leo schenkte ihm darauf eine schöne Doppelsäule. Und Daniel war hoch erfreut in seiner Sele, als er sie bestieg, denn sie war noch höher, als die Säule des Gelasius, und setzte ihn noch erwünschter allem Ungemach des Frostes und der Hitze aus.

Als darauf die Frommen sich zum Feste des großen Märtyrers Mamantis rüsteten und (im September) die Vigilien hielten, ging Daniels Prophezeihung in Erfüllung, und die Feuersbrunst brach in Constantinopel so plötzlich aus und griff so schnell um sich, daß beinahe die ganze große Stadt eingeäschert wurde (465). Das Feuer brach aber an der Mauer aus, die gegen das Meer liegt und daher Navale genannt wurde. Schnell lief es bis zum Markt Constantins und bis zum Thor Julians, so daß es auch nicht zu tilgen war. Tempel und Häuser gingen in den Flammen auf und viele kamen um. Fast hätte die Kaiserstadt Sodoms Schicksal erfahren. Als man sich in solcher Noth der Weissagung Daniels erinnerte, waren alle versichert, daß auch nur bei ihm Hilfe zu suchen sei. Und sie liefen zu ihm und fleheten ihn an. Da schalt er voller Betrübniß ihres Herzens Hartnäckigkeit, ermahnte sie zum Beten und Fasten und verhieß ihnen, daß nach sieben Tagen des Feuers Schrecknisse aufhören würden. Und da es geschahe, wie Daniel gesagt hatte, kam allem Volk eine große Furcht an. Und der Kaiser mit der Kaiserin demüthigten sich vor dem Heiligen und baten um Mitleid wegen des Vergangenen und um Sicherheit wegen der Zukunft.

Da nun der Winter hart war und große Platzregen kamen und starke Stürme weheten, so daß auch die Winde sich unter einander stritten und die eisernen Bänder losrissen, welche die Doppelsäule hielten, worauf Daniel stand, kam der Heilige in große Gefahr. Er stand aber muthig auf der kleinen Säule, die zwischen beide gesetzt war und wurde hin und her geworfen, wie ein Ast des Baumes. Seine Schüler standen erschrocken am Fuße der Säule und hatten ihre weinenden Augen auf ihn gerichtet, denn sie meineten nicht anders, als daß sie ihres Vaters beraubt werden würden. Er aber stand oben in Unerschrockenheit. Als er endlich zum Herrn rief, siehe da legte sich der Sturm und die Winde schwiegen. Der Kaiser aber war voller Zorn über die Männer, die die eisernen Haken nicht fest genug gemacht hatten, und Daniel bat für sie, daß sie nicht bestraft würden. Dafür errettete Daniel den Kaiser wundersam aus schwerer Lebensgefahr, in welche ihn seine Rosse gebracht hatten. Und Jordanes, der Stallmeister, lief bittend zum Daniel, daß er Verzeihung gewönne vor dem Kaiser, die er erhielt, weshalb er sich auch bekehrete von der Ketzerei. Aber der Kaiser schrieb selbst an den Heiligen und maß sich alle Schuld des Unheils bei, weil er es gewagt, zu nahe der Säule sein Roß zu besteigen und nicht zu Fuß weit genug davon gegangen. Und der Kaiser hatte eine so hohe Ehrfurcht vor dem Heiligen, daß er selbst viele Könige und Gewaltige zu ihm führte und nannte ihn das Wunder seines Reichs. Und wie zu einem Engel kamen alle zu ihm, denn sie sahen, daß er helfen konnte und bewunderten sehr, wie stark der fromme Mann auch das Härteste ertrug auf solcher Säulenhöhe.

Einst hatten Schnee und Sturm drei Tage und drei Nächte lang gewüthet, und niemand war im Stande, ihm zu helfen. Erst am dritten Tage legte man die Leitern an und siehe, der Heilige stand entblößt von jedem Gewande; mit Eis umgeben war sein ganzer Leib und war erstarrt. Und man besprengete den Erstarrten mit warmem Wasser und er kam zu sich wie vom Tode und sprach: was beunruhigt ihr mich in meinem sanften Schlafe? Es geh euch wohl, geliebte Söhne, die ihr für euern Vater sorgt. Gebt mir, womit ich mich bekleide, daß ich nicht in Scham vor euch stehe. Als aber zu des Kaisers Ohren kam, was der Heilige erlitten, machte er sich eiligst auf und bat ihn, daß er sich schonen möchte, wenn nicht um seines eignen Lebens, doch um des Volkes willen, damit sie nicht zu früh verlassen stehen müßten. Es war aber große Gabe der Weissagung im Daniel, wie schon berichtet ist.

Es kam auch das Gerücht ins Morgenland, daß Genserich Rom bekämpfe mit starker Macht und wolle dann gegen Alexandria ziehen. Da nun der Kaiser und alle, die mit ihm waren, in großen Sorgen standen, sandte man Boten zum Heiligen und ließ ihn fragen über Genserich. Und Daniel antwortete denen, die gesandt waren: es kommt der Feind nach Alexandria nicht und der Erstürmer wird unverrichteter Sache auch aus Italien in seine Wohnung ziehen. Deß waren alle froh. Und der Kaiser wollte dem Heiligen lohnen für so viele Wohlthaten und wollte ihm und den Seinen ein Haus bauen. Daniel aber bat den frommen Kaiser, daß er ihm die Reliquien des heil. Simeon herbeischaffen ließe. Und Leo befahl mit Freuden, dem heil. Simeon ein Haus zu bauen gen Norden vor Daniels Säule, für die Reliquien, die Schüler Daniels und die Besuchenden. Die aber nach Antiochien geschickt waren, hatten Befehl erhalten, daß der Bischof die Wegschaffung der Reliquien öffentlich bekannt machen und auf des Kaisers Wagen sitzend sie selbst tragen solle. Und unter Lobgesängen und mit glänzendem Gefolge führten sie die Reliquien in den Tempel

Michaels. Und allenthalben, wo die Reliquien waren, geschahen Wunder und Zeichen.

Wie eifrig Daniel für alles Heilige sorgte, wie hilfreich sich seine Wunderkraft an Unzähligen bewies, die vom Teufel besessen waren, und wie sanftmüthig er gegen die war, die seiner spotteten, davon genüglich zu berichten steht nicht in unserm Vermögen und wir sagen nur noch kurz, daß er gar viele zu guten Mönchen machte und was er that, war nach dem Vorbilde dessen, dem er diente. Auch zwölf Jünger hatte Daniel, wie einst der Herr; doch war kein Judas unter seinen Jüngern.

Als aber Kaiser Leo's Tochter, Ariadne, vermählt war mit Zeno, dem Isaurier, und ihn der Kaiser sandte zu kämpfen gegen die Barbaren, die Thracia verheereten, kam auch Zeno zum heil. Daniel, daß er ihn befragete mit allen seinen Obersten. Daniel aber weissagte dem Helden, er werde glückliche Rückkehr haben und alle Nachstellungen seiner Feinde zu Schanden machen. Leo hatte aber das Reich seinem geliebten Enkel Leo II. übertragen, für welchen als Kind dem Vater vom Senat das Scepter anvertraut wurde. Der Sohn starb bald hernach (daß der Vater aus Herrschsucht den eignen Sohn nach 2 Monaten umgebracht haben soll, davon schweigen die heil. Scribenten) und Zeno beherrschte das Reich. Als darauf der Neid seiner eigenen Anverwandten erwachte und vor allen Armatus und Basiliscus heimliche Verfolgungen und Hinterlist bereiteten, wendete sich der Isaurier abermals an den Heiligen. Und Daniel prophezeite ihm alles, was geschehen ist, daß er aus dem Reiche verjagt werden und vor Hunger das Kraut des Feldes essen werde, und daß er darauf zur Herrschaft wiederkehren und sie behaupten werde bis an seinem Tod.

Als nun Basiliscus die Herrschaft an sich gerissen hatte wider Zeno, erhob sich alsbald ein schreckliches Weh allen Gläubigen, und der Kaiser war hart gegen die rechte Kirche und gegen Gottes Sohn. Es stand aber auf Acacius, der Erzbischof, den wahren Glauben zu vertheidigen und Basiliscus gebot, daß Acactus mit dem Tode bestraft werde. Der Patriarch aber berief alle Heilige und Bischöfe, daß sie ihm beiständen, unter welchen auch war Daniel, der Stylite. Wie das der Kaiser erfuhr, der nicht minder klug als boshaft geheißen ward, sandte er zum heiligen Daniel und ließ ihm melden, daß nicht der Kaiser, sondern allein der Bischof die Ursache des Aufruhrs sei, und daß Acacius Volk und Soldaten gegen ihn aufstützig mache und unzähliges Übel thue. Und der Kaiser ersuchte den Heiligen, ihm gegen den Bischof beizustehen. Aber im Geiste des Propheten antwortete Daniel: das Reich wird der Herr von ihm reißen! und fügte solch harte Rede hinzu, daß der Gesandte nicht wagte, sie vor dem Kaiser auszusprechen und um Schriftliches bat. Als aber der Patriarch die Bischöfe versammelte, ersuchte er nochmals den Styliten, daß er den Kampf für die Kirche auf sich nehme. Nur mit Mühe und vielem Seufzen und Weinen gelang es, den Daniel von seiner Säule zu bewegen. Als nun der Stylite vor Mitleid wankend wurde in seinem Herzen, kam eine himmlische Stimme, daß er hernieder steige. Und mit Freuden führten ihn die Bischöfe zum Patriarchen, der ihn mit allen Ehren empfing. Und der Heilige drohete dem Kaiser hart und nannte ihn den neuen Diocletian, und rieth ihm zu entfliehen. Und der Kaiser verließ die Stadt und begab sich in seine Burg. Daniel aber wollte ihm nach, daß er ihn bekämpfe wie einen Streitenden, der den Schild weggeworfen hat. Als ihm nun seine Füße den Dienst versagten, siehe da trug ihn das Volk auf den Händen hinaus. Und mitten auf dem Wege traf ihn ein Aussätziger an und rief mit lauter Stimme, daß er ihn heilete. Und Daniel sprach: was foderst du, daß du, den verlassend, der solches kann, zu einem Menschen kommst? Wahrlich, ich sage dir, wenn du Glauben hast, daß nicht allein der Herr, sondern auch seine Diener dich gesund machen können, so wird dir widerfahren, wie du geglaubet hast. Wie aber Daniel seinen Glauben sahe und seine Bitten hörte, war er erfüllt von Mitleid und Verwunderung, und wendete sich, daß er die Hände auf den Kranken legte, damit er ihn reinigte. Das Volk aber, als es solches sahe, erschrak und wunderte sich sehr, daß aller Augen auf den frommen Daniel sahen. Und es zog hinaus die ganze Stadt, daß sie sich von ihm heilen ließe. Und es geschahen viel Wunder und Zeichen, die nicht geschrieben sind in diesem Buch.

Als nun der Heilige kam an den Ort, wo der Kaiser war, sahe ein Gothe zum Fenster des Palastes hinaus, spottete des Zuges und sprach: siehe, ein neuer Consul! und als er das gesagt, fiel er zu Boden und war todt. Es kam aber den Trabanten eine große Furcht an und Zorn, weßhalb sie schaffeten, daß der Heilige nicht in den Palast käme. Als nun ein groß Getümmel war, gebot der Heilige den Seinen, daß sie den Staub von ihren Füßen schüttelten und gingen zurück. Und siehe, es folgten ihm nach auch viele Kriegsmänner, die mit dem Kaiser waren und zogen mit ihm ein in die Stadt. Der Kaiser aber, fürchtend, es möchte ihm etwas härteres widerfahren wegen der Verachtung des Heiligen, sandte ihm nach und bat ihn, daß er zu ihm käme. Aber Daniel verschmähte falsche Bitte und sprach mit zorniger Rede, daß der Kaiser des Reiches verlustig sei und seiner Strafe nicht entrinnen werde. Und als dem Kaiser solches gemeldet worden, siehe da stürzte des Schlosses Thurm zusammen von freien Stücken. Und viel andere Zeichen geschahen am selbigen Tage.

Nachdem aber der Heilige sich in den Tempel begeben hatte, stand sogleich der Patriarch neben ihm und ehrte ihn sehr. Und es geschahen allda viel seltsame Wunder. Und eine Schlange kroch hervor, schoß auf den Heiligen zu und umschlang seine Füße. Er aber wehrete ab, die ihm zu Hilfe kamen, bedrohete die Schlange und sprach: kreuch zurück in deine Löcher! Und die Schlange gehorchte alsbald seiner Stimme, ringelte sich schnell nach der Mauer und ward nicht mehr gesehen. Und der geehrten Dame Rais, die den Heiligen um einen Sohn bat, verkündete er, daß sie einen Sohn gebären würde, den werde sie Zeno heißen. Und aus Furcht vor dem Heiligen nahete sich auch mit List und Schmeichelrede der gottlose Kaiser dem großen Daniel, warf sich vor ihm nieder und bat, daß ihm vergeben werde. Aber im Zorn redete Daniel: Seine Demuth und Reue sind eitel Verstellung; er

deckt mit dichtem Fell seines Herzens Zügellosigkeit und Grausamkeit. Bald aber werdet ihr sehen, wie alles durchschaut das Auge des Herrn, und seine starke Hand, die auch die Mächtigen stürzt. — Wie denn also der große Daniel viele Wunder gethan, den Feind Gottes geschlagen und das Beste der Kirche geordnet hatte, ging er zurück auf seine Säule und stand mit gewohnter Standhaftigkeit und Tugend.

Und kurze Zeit darauf wurde erfüllet die Weissagung Daniels und Basiliscus, der Ketzer, wurde vertrieben aus dem Reich (477) und Zeno von Isaurien stieg wieder auf den Thron. Und Zeno kam mitsamt seiner Gemahlin zum heiligen Daniel, daß sie ihm dankten. Und immer weiter machte Daniel gesund, die vom Teufel überwältigt waren, und die Zukunft lag offen vor seinen Augen. Und blieb in Demuth bis an sein Ende, das er seinen Jüngern verkündigte. Und als der Tag seines Heimgangs da war, segnete er die Seinen und dictirte sein Testament: „Ich gehe nun, meine Söhne und Brüder, zu unserm gemeinsamen Vater, aber ich lasse euch nicht verwaist, sondern empfehle euch dem Vater. Der Schöpfer aller Dinge, der unser Bruder geworden, gestorben und wieder auferstanden ist, wird mit euch seyn und euch bewahren vor dem Bösen. Befleißigt euch der Demuth, des Gehorsams, liebt die Gastfreundschaft, Fasten, Wachen, Armuth und die Liebe, die über alles ist. Hütet euch vor dem Unkraut der Ketzer und trennt euch nicht von eurer Mutter, der Kirche. Wenn ihr das thut, werdet ihr vollkommen seyn." Und er befahl, daß dieses Testament allen gelesen werde, die an den Stufen der Leiter standen. Sie aber weinten sehr. Es soll auch kurz vor seinem Tode folgendes Gesicht gesehen worden seyn: drei Tage zuvor, ehe der Heilige heimging, erschienen um Mitternacht die Propheten, Apostel, Märtyrer und alle Heilige, grüßten ihn und ließen ihn das heilige Mysterium feiern. Und zur Stunde seines Sterbens war zugegen der Patriarch Euphemius (denn Acacius war todt) mit vielen andern und der getreuen Rais; unter ihnen auch ein Mann, der vom Teufel besessen war. Und in der dritten Stunde des Tages verschied Daniel zu dem Herrn 489. Rais aber besorgte sein Begräbniß am Fuße der Säule. Als Daniel begraben ward, stand die Sonne über dem Orte in voller Klarheit und die Sterne bildeten drei leuchtende Kreuze. Es umflogen auch die Säule weiße Tauben, die stets das Zeichen der Gnade des heiligen Geistes waren. Und der Erzbischof begrub ihn selbst. Daniel war aber 80 Jahre und 3 Monate alt, als er verschied. Und die Länge seiner Haare betrug 4 Ellen, und sein dichter Bart war in zwei Theile geschieden.

Solches alles und noch mehr ist uns geschrieben in Simeone Metaphraste und in den Tomis Aloysii. Anno 450 und erzählt in dem Folianten: De probatis Sanctorum vitis, quas tam ex MSS. Codicibus, quam ex editis Authoribus R. P. Fr. Laurentius *Surius* Carthusiae Coloniensis professus primum edidit et in duodecim menses distribuit. December. Hac postrema editione multis Sanctorum vitis auctus et notis marginalibus illustratus. Coloniae Agrippinae, Sumptibus Joannis Krebs et Hermanni Mylii. 1618. S. 219 ꝛc. Die Kirche verehrt ihn am 11. December. — Und wir gedenken des Spruches: Siehe, das Alte ist vergangen und Alles ist neu geworden. *(G. W. Fink.)*

DANIEL, S., Einsiedler und Märtyrer zu Girona in Spanien, soll im 9ten Jahrhundert getödtet worden seyn. Alles, was von ihm gesagt wird, ist ungewiß, sogar die Veranlassung seines Todes. Einige sagen, er sei von den Mauren umgebracht worden, andere berichten, daß er von den Bilderstürmern hingerichtet worden sei. Sein Leib wird aufbewahrt in dem Kloster S. Daniels bei Girona. Man verehrt ihn am 24. April. *(G. W. Fink.)*

DANIEL, P. von der Jungfrau Maria, ein Carmeliter, ist hauptsächlich des hitzigen Streites wegen, den sein Orden am heftigsten in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. besonders gegen die Jesuiten führte, merkwürdig. Bekanntlich setzen die Carmeliter das Alterthum ihres Ordens so hoch hinauf, daß sie die Propheten Elias und Elisa für die Gründer desselben erklären; ja einige gehen so weit, daß sie sogar den in den Himmel aufgenommenen Henoch für ihren Stifter halten und also den Ursprung ihrer Mönchsgesellschaft bis über die Sündfluth hinaussetzen. Je unhaltbarer diese Annahmen sind, desto entrüsteter zeigten sie sich, wenn irgend Jemand etwas dagegen vorbrachte. Die Congregation der Carmeliter ging darin so weit, daß sie sogar Päpste und Könige ersuchte, allen Stillschweigen aufzulegen, die gegen die Jahre ihres hohen Alterthums etwas zu erinnern sich erlaubten. Darin zeigten sich nun die Jesuiten als ihre stärksten Gegner, unter diesen vorzüglich Bollandus und Papebroch, die in ihrer Heiligengeschichte den Beginn jenes Ordens nach Baronius und Bellarmin 1180 oder 1181 nach Christo gesetzt hatten. Die Carmeliter baten daher, bei der Fortsetzung dieser Heiligengeschichte den P. Daniel zu Rathe zu ziehen. Nichts desto weniger lasen sie in den 3 Bänden vom Monat April, die 1675 erschienen, neue Zweifel gegen das hohe Alterthum ihres Ordens; ja die jesuitischen Männer hatten sogar das Zeugniß eines Reisenden beigebracht, der 1185 einen alten Mönch aus Calabrien auf dem Berge des Elias gefunden hatte, der sich eine kleine Mauer um eine Gegend des Carmel gemacht hatte, wo er Spuren eines Klosters gesehen zu haben meinte. Er bauete dann eine kleine Kirche, und 10 Mönche gesellten sich zu ihm. — Der Streit ging also fort und wurde nur heftiger. Da trat 1677 unser Daniel gegen Papebroch auf und schrieb Propugnaculum Carmelitanae historiae und zwar im anständigen Tone, was jedoch den Streit nicht niederschlug. Während noch an den 3 ersten Bänden der jesuitischen Heiligengeschichte vom Monat Mai 1680 gedruckt wurde, erbaten sich die Carmeliter vor Herausgabe derselben die Durchsicht des Lebens des heil. Angelus, eines Märtyrers ihres Ordens. Papebroch sandte endlich nach vielen Unterhandlungen das Manuscript an seinen General nach Rom, der es nach Gutbefinden dem General der Carmeliter vorlegen möchte. Die Verhandlungen in Rom gingen so langsam, daß unterdessen die 3 Bände vollendet waren. Der Verleger wartete vergebens. Da Papebroch eine nothwendige Reise vorhatte, drängte ihm endlich der Verleger des

Werkes die Ausgabe desselben ab. Erst nach der Abreise des P. kam der Befehl des Generals der Jesuiten, das Leben des heil. Angelus wegzulassen. Es waren aber nicht wenige Exemplare schon verkauft und die übrigen Käufer erklärten, das Werk ohne diese Lebensbeschreibung nicht haben zu wollen. Papebroch berichtete deshalb nach Rom, und erhielt von seinem Ordensgenerale die Erlaubniß, das Buch mit der Lebensbeschreibung des heil. Angelus wieder zu verkaufen. Während dieses Streites, dessen Fortsetzung im ersten Bande der ausführlichen Geschichte aller geistlichen und weltlichen Klöster und Ritterorden von P. Hippolyt Helyot S. 347—368 nachgelesen werden kann, war P. Daniel 1678 bereits gestorben. (*G. W. Fink.*)

DANIEL, Gabriel, königl. französischer Historiograph, geboren den 8. Februar 1649 zu Rouen. In Paris ließ er sich 1667 bei den Jesuiten in das Noviziat aufnehmen, legte 1683 zu Rennes die letzten Gelübde ab, und lehrte mit vielem Beifall in den Collegien des Ordens Philosophie, Humaniora und Theologie. Zuletzt kam er als Bibliothekar in das Profeßhaus seines Ordens nach Paris, erhielt von Ludwig XIV. eine Pension von 2000 Livres und den Charakter eines Historiographen, und starb den 23. Junius 1728. Er besaß gute Talente, mancherlei nützliche Kenntnisse, großen Fleiß, und war einer der fruchtbarsten Schriftsteller seiner Zeit. Seine Schriften sind philosophischen, theologischen und historischen Inhalts. In die erste Reihe gehört seine satyrische, gegen das romanhafte cartesische Weltsystem gerichtete *Voyage du monde de Descartes. Par.* 1691. 8.; auch ins Lateinische, Engländische und Italienische übersetzt und bei einer neuen Auflage 1696 mit den *Nouvelles difficultés touchant la connoissance des bêtes* vermehrt; zum letzten Mal gedruckt 1739. Vol. II. 12. In einer sinnreichen Fiction macht er manche scharfsinnige Bemerkung gegen Descartes und widerlegt dessen seltsame Meinung, daß die Thiere bloße Maschinen sind, indem er zeigt, daß man auf diese Weise ebenso gut den Menschen die Sele absprechen könne [1]). Seiner theologischen Schriften sind nicht wenig, und die meisten derselben findet man beisammen in seinem *Recueil des ouvrages philosophiques, théologiques, apologet. et crit. par Daniel. Par.* 1724. *Vol. III.* 4. Das meiste Aufsehen machten die, Paskals Provincialbriefen und dessen Angriffen auf die Jesuiten entgegengesetzten *Entretiens de Cleandre et d'Eudoxe sur les lettres provinciales. Cologne* (*Rouen*) 1694. 12. in dem *Recueil* T. I. p. 305—633, auch ins Lateinische, Spanische, Italienische und Engländische übersetzt. Wenn gleich der Verfasser seinem furchtbaren Gegner nicht gewachsen war, und dessen Gründen zuweilen nur Sophismen entgegen setzte, so wußte er doch die Lectüre seines Buches durch viele feine Bemerkungen, witzige Spöttereien und gelungene Wendungen anziehend zu machen [2]). Mit derselben Gewandtheit schrieb er eine Schutzschrift für die Missionarien seines Ordens in China: *Histoire apologetique de la conduite des Jésuites dans la Chine*, in seinem *Recueil etc.* T. III. p. 20. Wenn indessen diese und andere seiner Schriften nur ein temporelles Interesse hatten, so verdienen dagegen seine historischen Werke zum Theil noch jetzt beachtet zu werden. Die erste Stelle unter denselben behauptet, in Ansehung des Umfangs, seine *Histoire de France depuis l'établissement de la monarchie françoise dans les Gaules.* T. I. 1696. 4. mit sechs Abhandlungen am Schlusse; wurde nicht fortgesetzt und ist gleichsam nur der Vorläufer des Hauptwerks: *Hist. de Fr. depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules; dediée au roy. Par.* 1713. Vol. III. fol. *Amst.* 1720—1725. Vol. VII. 4. mit Kupf. *Par.* 1722. Vol. X. 4. *Amst.* 1725. Vol. VI. 4. *Par.* 1728. Vol. X. 4. reicht bis 1610. *Amst.* 1742. Vol. XVI. 12.; neueste und beste Ausgabe mit Fortsetzung bis 1715, *augm. de notes, de dissertatt. crit. et hist., de l'hist. du Louis XIII., et d'un journal de celui de Louis XIV., et ornée de plans, de cartes geogr. et de vignettes, representant de medailles et de monnoyes de chaque regne* (*par le père Griffet, Jesuite* † 1775). *Par.* 1755—1757. Vol. XVII. 4. *Amst.* 1755—1758. Vol. XXIV. 12.; diese Amsterdam. Ausgabe ist geschätzter und weniger gemein. Teutsch (von Osterländer und Wolfg. Jäger): Nürnberg 1756—1763. 16 Bde. 4. Bei allen Bänden der neuesten Griffet'schen Ausgabe finden sich viele Abhandlungen oder Excurse über einzelne wichtige Gegenstände [3]). Dieses große Geschichtswerk hat, nicht unverdient, vielen Tadel erfahren, und besonders haben Lenglet-Dufresnoy, Voltaire [4]), Mably, Millot, Longuerue und Boulainvilliers die Unvollkommenheiten und Fehler desselben um so strenger gerügt, je weniger Daniel seinem verdienten Vorgänger Mezerai in seinen *Observations critiques sur l'hist. de France écrite par Mézerai. Par.* 1700. 12. Gerechtigkeit widerfahren ließ. Daß er die Gesetze gekannt habe, wie ein Geschichtswerk und besonders die Geschichte von Frankreich bearbeitet werden müsse, beweist die allen Ausgaben seines Werkes vorgesetzte ausführliche Vorrede; daß er ihnen aber nicht Genüge geleistet, beweist die eigene Arbeit. Es ist eigentlich eine in Heften geschriebene Geschichte, deren Verfasser, indem er sich unparteiisch stellt, die Annalen der Nation verfälscht, den Reiz zerstört, den gleichzeitige Schriftsteller über das ehrenvolle Andenken an das

1) Flögels Geschichte der komischen Literatur. 2. Bd. 605. 2) Schröckhs Kirchengesch. seit der Reformation. 6. Th. 582. Stäudlins Gesch. der theol. Wissenschaften. 1. Th. 439 ff.

3) Sie sind verzeichnet in Meusels bibl. hist. Vol. VII. P. I. 61 sq. 4) Dieser sagt (Siècle de Louis XIV. ed. Beaumarch. T. XX. p. 88.) unter andern: On lui a reproché que sa diction n'est pas toujours assez pure; que son style est trop faible, qu'il n'interesse pas, qu'il n'est pas peintre, qu'il n'a pas assez fait connoître les usages, les moeurs, les loix; que son histoire est un long détail d'opérations de guerre, dans lesquelles un historien de son état se trompe presque toujours. Boulainvilliers wollte in Daniels Geschichtswerk près de dix mille erreurs gefunden haben. Andere Urtheile in den Acta erudit. a. 1698. p. 153—160. a. 1714. p. 212—218. Bibl. choisie T. XXVII. p. 1. Bibl. anc. et mod. T. XIV. 250. T. XII. 168. Lenglet-Dufresnoy T. XII. 112. De Fontette T. II. 54. Meusel l. c. 58—65. Vol. IX. P. II. 33. Dessen Gesch. von Frankr. Vorr. zum 1sten Bande. Wachlers Gesch. der histor. Forsch. 2. Bd. 1ste Abth. 145.

alte Frankreich verbreitet hatten, und der sichtbar bemüht ist, alles so zu schildern, wie es dem Hofe und den großen Familien des Reichs angenehm ist, ja der sich sogar nicht entblödet, um der Maintenon zu gefallen, zu beweisen, daß Bastarde zu allen Zeiten den französischen Thron bestiegen haben. Von den Päpsten und Heinrich IV. spricht und urtheilt er als Jesuit, und was den Protestanten zum Vortheil gereicht, übergeht er entweder mit Stillschweigen, oder stellt es in ein ungünstiges Licht, und hält die Verfolgung der Ketzer für verdienstlich. Die Quellen hat er zwar hie und da zu Rathe gezogen, aber oft folgt er auch ohne Prüfung neuern, zum Theil unsichern Führern, und während er in der neuern Geschichte mit rhetorischer Schwatzhaftigkeit von Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln redet, läßt er Gegenstände von gemeinnütziger Wichtigkeit (Geistesentwickelung, Gesetze, Sitten, Gebräuche u. s. w.) unberührt. Besser als das große Werk ist der vom Verfasser selbst veranstaltete *Abrégé de l'hist. de France, depuis l'établissement de la monarchie fr. dans les Gaules, jusqu'à la mort de Henri IV. Par.* 1722. Vol. III. 4. oder Vol. IX. 12. Ib. 1724. Vol. IX. 12. Ib. 1727. Vol. VI. 4. mit einer schlechten Fortsetzung *jusqu'à la mort de Louis XIV. en* 1715 (*par le père Dorival, Jesuite*). Ib. 1751. 12. Beifall fand und verdiente seine *Histoire de la milice françoise et des changements qui s'y sont faits. Par.* 1721. Vol. II. 4. mit Kupf., im Auszuge *par Allaiz.* Ib. 1773; 1780. Vol. II. 12. Am *Journal du Trevoux* war Daniel ein sehr fleißiger Mitarbeiter [5]. (*Baur.*)

DANIEL, Christian Friedrich, praktischer Arzt zu Halle, geb. den 15. Dec. 1714 zu Sondershausen, wo sein Vater Landschaftsrath und Oberbürgermeister war. Er ging 1733 auf die Hochschule nach Jena und 1735 nach Halle, wo er 7 Jahre mit dem berühmten Arzte Friedrich Hofmann als Hausgenosse, Besorger seiner Correspondenz und Theilnehmer an seinen praktischen Arbeiten in den vertrautesten Verhältnissen lebte. Er erwarb sich durch die ohne Vorsitz vertheidigte *Dissertat. de specialissima medendi methodo, omnis felicis curationis fundamento. Hal.* 1742. 4. die medizinische Doctorwürde, war seitdem in Halle ein sehr geschätzter Praktiker und starb daselbst 1771 mit dem Charakter eines Schwarzburg-Sondershausenschen Hofraths. Als Schüler Hofmanns und dessen Grundsätzen folgend schrieb er: Beiträge zur medizinischen Gelehrsamkeit. Halle 1748 — 1755. 3 Theile. 4., in denen außer Krankengeschichten viele diätetische und andere gemeinnützige Sachen vorkommen. Aus seinem Nachlasse gab sein Sohn eine Samlung medizinischer Gutachten und Zeugnisse, Leipzig 1776; Anh. 1777. 8. mit Kupfern heraus, die hauptsächlich die pathologische Anatomie und die gerichtliche Arzneikunst zum Gegenstande haben [1]. — Sein genannter Sohn, ebenfalls Christian Friedrich, war zu Halle den 30. November 1753 geboren. Nachdem er daselbst die medizinische Doctorwürde erhalten hatte, lebte er in seiner Vaterstadt als ein geschätzter Praktiker, bis er den 28. September 1798 starb. Seine Schriften enthalten manche gute neue Bemerkungen, aber auch viele unhaltbare Hypothesen, namentlich sein Versuch einer Theorie der wichtigsten Beobachtungen aus der Naturlehre, die man zum Theil durch fixe Luft oder fette Säure zu erklären bemüht war. Halle 1777. 8., denn die Theorie, welche er aufstellte, war ebenso unhaltbar, als diejenige, welche er bestritt. Ganz originell, und von einer gewissen Seite sehr empfehlenswerth war sein *Systema aegritudinum, conditum per nosologiam, pathologiam, symptomatologiam, aetiologiae substructas. Lips.* 1781. Vol. II. 8. von ihm selbst verteutscht mit Anmerk. und Zusätzen. Weißenfels 1794. 8., wodurch er sich ein Verdienst um die Nosologie zu erwerben suchte. Er ging dabei ganz von dem Unterschiede aus, den die Alten zwischen Krankheit (νόσος) und Passion (πάθος) machten, allein die darauf gebaute Theorie ist mehr scheinbar als begründet [2]. Auch seine Bearbeitung von Sauvages Nosologie (*Sauvages nosologia methodica, castigavit, emend. auxit. Lips.* 1790 — 1797. Vol. V. 8.) fand wenig Beifall. Sonst schrieb er: *Commentatio de infantum nuper natorum umbilico et pulmonibus. Hal.* 1780. 8. Entwurf einer Bibliothek der Statsarzneikunde und medizin. Polizei. Halle 1784. 8.; eine brauchbare Bibliographie; u. e. a. [3]. (*Baur.*)

DANIEL, Stephan von Vargyas (sp. Wardjasch), königlicher Richter des Udvarhelyer Stuhles und Curator des reformirten Collegiums zu Enyed in Siebenbürgen, aus einer edeln adeligen Familie, welche in der Folge von der Königin Maria Theresia in den Freiherrnstand erhoben wurde, im J. 1684 geboren. Er gab folgende theologische Werke im Druck heraus: 1) *Monita paterna. Cibinii* (Hermannstadt 1752. 8.). Enthält die Hauptgrundsätze der praktischen Theologie nach dem Lehrbegriff der helvetischen Kirche *). 2) *Variarum meditationum sacrarum miscellanea. Enyedini* 1759. 4. 3) *Azörök életre vezetö egyenes út etc.* (Der gerade Weg zum ewigen Leben). Enyed 1764. Ist gegen die Dogmen der Unitarier oder Socinianer gerichtet. 4) *Isten eleibe botsátott aläzatos Könyörgéseknek gyakorlása.* (Übung in zu Gott gerichteten, demüthigen Gebeten). 1766. 8. — In der Handschrift hinterließ er eine Beschreibung seines Lebens und seiner Thaten. — Seine gelehrte Tochter Polyxena von Dániel, in der Folge an den Freiherrn Stephan Wesselényi von Hadad vermählt, war schon in ihrer Jugend vieler gebildeten und gelehrten Sprachen, namentlich der lateinischen und griechischen, kundig, aber zugleich eine Freundin ihrer magyarischen Muttersprache, und beschäftigte sich gern mit

5) Eloge im Mercure de Fr. Aout 1728. p. 1775 — 1779. Eloge de quelques aut. franç. (de Mr. Joly). p. 401 — 427. Lamberts Gesch. d. Reg. Ludwigs XIV. 2. Bd. 150. Sein Leben von Griffet vor der Ausgabe von 1755.

1) Börners Leben der. Ärzte. 3. Bd. 200. 443. 634. Meusels Lex. der verst. Schriftsteller. 3. Bd.

2) Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Th. 559. 3) Meusel a. a. O.

*) Diese Schrift veranlaßte sein Sohn, der durch unvorsichtige Behandlung eines Gewehrs sich den rechten Arm verwundete

Lectüre und Schriftstellerei. Sie übersetzte die lateinisch geschriebene Ethik des reformirten Predigers und Professors Benedict Pictet zu Genf in die magyarische Sprache und ließ sie unter dem Titel *„A' Keresztény Ethikának summás veleje“* (summarischer Inbegriff der christlichen Ethik) zu Klausenburg 1752 in Octav drucken. Auch gab sie eine magyarische Übersetzung des lateinischen Werkes ihres Vaters *Paterna Monita* im Druck heraus. (*Rumy.*)

DANIEL, Pedler und Arrowsmith, sind die Namen von drei Inseln, welche eine Gruppe der Ralikkette im Mulgrave-Archipel bilden. Sie wurden von Gilbert unter 7° 19′ n. Br. und 172° 30′ östl. von Gr. gesehen und benannt. Die Straße zwischen den beiden letzten Inseln führt auf den Charten den Namen Fordyce Passage. (Hassel Erdbeschr. v. Australien. Weim. 1825. S. 593.) (*H.*)

DANIELE, S., ein mit Villanova verbundener großer Flecken und Gemeinde in dem gleichnamigen Districte der Provinz (Delegation) Friaul des venedigschen Gouvernements, mit einem königl. Districts-Commissariate, Prätur, Gemeindedeputation, Salz- und Tabaksverschleiß und Briefsamlung des Postinspectorats Udine, 1 Pfarre und 5 Nebenkirchen, 2 im freien Felde gelegenen Kirchen, 9 Oratorien und Kapellen, und 3573 Einw., welche lebhaften Kornhandel treiben. Es liegt theils an einer Anhöhe, theils in der von dem Corno und Repudio durchschnittenen Ebene unweit des Tagliamento und außer demselben gehören zu dem Districte die Gemeinden: 1) Colloredo di mont' Albano, aus dem gleichn. Dorfe, mehrern Frazionen und Villen mit 4 Pfarr- und mehrern Nebenkirchen und Oratorien bestehend. Das Dorf ist der Sitz der Gemeindedeputation und Stammort des gleichn. berühmten Geschlechts (s. Thl. XVIII. S. 285.). 2) Coseano, mit Vorstand und 1 Pfarrk. und 3 Oratorien in dem gleichn. Dorfe; außerdem gehören zu derselben noch mehre unbedeutende Dörfer (Villaggi) mit 1 Pfarr- und mehren Nebenkirchen und Oratorien. — 3) Dignano. 4) Fagagna. 5) Majano. 6) Moruzzo. 7) Ragogna. 8) Rive d'Arcano. 9) S. Odorico. 10) S. Vito di Fagagna. (Vergl. die einz. Art. — Nach Hassel Erdbeschr. d. östr. Kaiserth. Weim. 1819. S. 736 und Crusius topogr. Postlex. III. Suppl. II. Abth. Wien 1828.) (*Leonhardi.*)

DANIELE, Francesco, Geschichts- und Alterthumsforscher, geboren den 11. April 1740 zu St. Clement bei Caserta im Neapolitanischen. Da er sich als gelehrter Forscher im Gebiete der Geschichte und Archäologie rühmlich bekannt machte, so wurde er 1778 Historiograph des Königs von Neapel und 1787 beständiger Secretair der berühmten herkulanischen Akademie, deren Bestimmung war, die zu Herkulanum und Pompeji gemachten Entdeckungen bekannt zu machen. Diesem Geschäfte widmete er sich mit so viel Einsicht und Thätigkeit, daß ihn nicht nur die meisten italiänischen gelehrten Gesellschaften, sondern auch die königl. Societäten zu London und St. Petersburg unter ihre Mitglieder aufnahmen, und der Malteserorden ihn 1782 zu seinem Historiographen ernannte. Als er 1799, bei der Rückkehr des Königs von Neapel in seine Staten, aus welchen ihn die Franzosen vertrieben hatten, einige seiner Freunde der königl. Rache durch Fürsprache entziehen wollte, machte er sich verdächtig, wurde seiner Ämter und Würden entsetzt und dem Elende Preis gegeben. Erst nach der Thronbesteigung des Königs Joseph im Jahre 1806 verbesserte sich seine Lage; er erhielt eine Pension, wurde Director der königl. Druckerei und beständiger Secretair der neugestifteten Akademie der Geschichte und der Alterthümer. Die Wiederkehr seines Glückes wurde aber durch eine langwierige Krankheit getrübt, welche am 13. November 1812 seinen Tod zu St. Clement zur Folge hatte. Das Wichtigste, was dieser, auch von Seiten seiner Humanität und Wohlthätigkeit allgemein verehrte, gelehrte Forscher unter seinem Namen herausgab, besteht in Folgendem: Alcuni monumenti del museo Carafa. Nap. 1778. 4. m. Kupf.; höchst selten, weil nur 12 Exemplare abgezogen wurden. Le Forche Caudine illustrate, con due appendici. Caserte 1778; ed. II. Nap. 1811. fol. m. Kupf.; damit sind zu verbinden seine Osservazioni sulla topotesia delle Forche Caud. im Journal von Pisa 1779. I regali sepolcri del duomo di Palermo riconosciuti ed illustr. Nap. 1784. fol. Constitutiones Regum R. Siciliae mandante Friderico II. cum graec. vers. Ib. 1786. fol. Monete antiche di Capua con alcune brevi osservazioni. Ib. 1802. 4. m. Kupf. Mit gehaltreichen Zusätzen versah er die zweite Ausgabe der Cronologia della famiglia Carracciolo di Franc. de' Pietri. Nap. 1805. 4., und war der erste Herausgeber folgender Werke, die er mit lehrreichen Vorreden begleitete: Ant. Thylesii opp. Nap. 1762. 8. Ejusd. carmina et epistolae. Ib. 1808. Opuscoli di Marco Mondo. Ib. 1763. Joan. Baptistae Vici latinae orationes. Ib. 1766 *). (*Baur.*)

DANIELETTI, Daniele, geb. 1752, gest. 1822 als Professor der Baukunst an der Universität zu Padua. Er war ein Schüler von Cerato und hatte zu seiner Ausbildung, da er Vermögen besaß, die merkwürdigsten italiänischen Gebäude besichtiget. In allen nach seinen Entwürfen ausgeführten Bauen ist das Äußere dem Zwecke oder der innern Bestimmung aufgeopfert. Geschätzt werden seine Elementi di architettura civile wegen der Klarheit des Vortrags und der erläuternden Kupfertafeln. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DANIELLI, Stephan, Arzt, zu Butrio im Bolognesischen 1656 geboren, studirte zu Bologna, erhielt daselbst einen medizinischen Lehrstuhl, war als Praktiker und Leibarzt mehrer Kardinäle sehr berühmt und starb nach 1731. Seine Schriften haben wenig Eigenes und sind nicht frei von Einseitigkeit und Parteilichkeit. Animadversio hodierni status medicinae practicae. Ven. 1709. Supplem. 1719. 8. Vita praeceptoris sui J. H. Sbaraleae. Bonon. 1710. 4. Raccolta di questioni intorno a cose di botanica, notomia, filosofia e medicina, agitate tra il Malpighi e lo Sbaraglia. Ib. 1723. 8. — Seine einzige Tochter Laura zeichnete sich als gelehrte Kennerin der Sprachen, Philosophie und Geometrie

*) Vita di Fr. Daniele, mit seinem Portrait, von J. Castaldi. Biogr. univ. T. X. (von Guillon). Eberts bibliogr. Lex.

aus, und gab davon öffentlich Beweise, die ihr große Ehre brachten †). (*Baur.*)

DANIELSBERG, Berg in Oberkärnthen, im Möllthal. Auf der Felsenkuppe desselben steht man noch eines der ältesten römischen Denkmäler, einen Tempel des Herkules, der aber gegenwärtig zum christlichen Gottesdienste geweiht und eingerichtet ist. Die Gegend umher ist schauerlich wild und erhaben, wie das ganze Thal. (*Rumy.*)

DANIELSEN, Erasmus, Rector der Stadtschule zu Kiel seit 1778, und seit 1791 Honorar-Professor der Philosophie, geb. zu Eckenis, Kirchspiel Bohem in Angeln den 21. April 1745, gest. im März 1809. Seine anonym erschienenen Schriften: Wahre Philosophie des Christenthums für Jedermann. Kiel 1775. 8., und: Auch etwas über Wahrheit, Denken und Lehren. Hamb. 1777. 8. sind vergessen. Mehr Beifall fanden und verdienten seine Erklärung der im Schlesw.-Holst. Landeskatechismus enthaltenen Religionslehren. Kiel 1780; 1792. 8. (im moralischen Theile sehr brauchbar); Taschenbuch über die Richtigkeit der teutschen Sprache im Sprechen und Schreiben. Eb. 3 Th. 1795; 1799. 8. Elementarbuch der lat. Sprache. Eb. 1802. 8. Viele Programme *). (*Baur.*)

Daniels-island, eine der Bermudas (s. d.).

DANIELSVILLE, Hauptort der Grafschaft Madison des nordamerikan. Freistaates Georgia, mit 1 Postamte. (*H.*)

DANILOW, seit 1780 eine Kreisstadt in dem russischen Gouvernement Jaroslaw an der Pelenda, unter dem 58. Gr. 15 Min. der n. Br. und dem 58 Gr. 20 Min. der ö. L., in einer mit Wäldern und Bergen umgebenen Gegend, 9¼ Meile von Jaroslaw. Sie enthält 368 hölzerne Wohnhäuser, einen Kaufhof mit 115 Buden, 2 Kirchen, an 1800 Einwohner, 3 Lichtgießereien, 3 Wachsschmelzereien, 2 Färbereien, 3 Schmieden, 1 Armenhaus und 1 Kreisschule. Der Kram- und Victualienhandel ist unbedeutend. Der Umkreis der Stadt hat meistens unebenen Boden, die Fruchtbarkeit aber ist gering, denn man erntet in der Regel nicht mehr als das dritte Korn; auch hat er viele, zum Theil große Seen, welche Hechte, Barse, Schleien, Karauschen, Weißfische und Kaulbarse enthalten. (*Petri.*)

DANILOWA, ein in Rußland berühmtes Mönchs- und Nonnenkloster im Gouvernement Olonetz, am See Wyg, mit dem ebenfalls zwiefachen Kloster Leksa, 3 Meilen davon. Beide gehören den Altgläubigen oder Starowerzen und werden von mehr als 100 Mönchen und gegen 1000 Nonnen, alten abgelebten Personen, und noch von 300 Meistern und Gewerksleuten bewohnt; denn Mönche und Nonnen treiben hier mit Beihilfe dieser Arbeiter eine Menge Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht und Handel, unterhalten 2 Stutereien, schicken Leute nach Spitzbergen auf den Fang von Rennthieren, Wallrossen, Seehunden, weißen Bären, blauen und weißen Füchsen; kurz, sie theilen ihr Leben zwischen Gebet und rastloser Thätigkeit, die ihnen hier zur Fristung ihrer Tage nothwendig ist. Innerhalb des Klosters ist eine Lederfabrik zu Juchten und Sohlen, und nahe dabei eine Kupferschmelzhütte, worin Heiligenbilder von Kupfer geschmelzt, polirt und emaillirt werden. Jedes Kloster hat sein eigenes, besonderes Lazareth. Überhaupt ist die Einrichtung dieser 4 Klöster im Ganzen gut, lobenswerth und sehenswürdig. Sie werden häufig von Andächtigen ihrer Secte besucht. (*Petri.*)

DANISCHMEND, d. i. Wissender. So heißen bei den Osmanen die Studirenden der dritten und höchsten Klasse in den Medresse oder Collegien für Studirende. Den Danischmenden steht es frei, sich dem Stande der Richter (Kadi), oder der bloßen Gesetzgelehrten (Mufti), oder der Priester (Imame) zu widmen. (S. Türkei; Lehrstand.) (*H.*)

DANKBARKEIT ist eine Tugend, welche öfter gepriesen und gefodert, als in Ausübung gebracht wird. Sie besteht in vollkommener Einsicht und Schätzung des Guten, was uns zu Theil geworden, und einem daraus hervorgehenden Gefühl der Verpflichtung gegen diejenigen, welche wir als Urheber dieses Guten betrachten müssen. Eine solche Einsicht scheint nun ungemein leicht und das dieselbe begleitende Gefühl allen lebenden Wesen so natürlich, daß wie sogar bei Thieren aus bloßer Empfindung und Erinnerung empfangener Wohlthaten eine dankbare Zuthätigkeit gegen ihre Pfleger und Wärter hervorgehen sehen. Um so auffallender ist die Erscheinung des Undanks unter den Menschen, welche nach dem Urtheile der Menschenkenner ganz allgemein gefunden wird und sich in dem bekannten Sprüchwort ausdrückt: „Undank ist der Welt Lohn."

Ursprüngliche Quelle der Undankbarkeit ist der Hochmuth, welchen die Menschen vor den Thieren voraus haben. Eine Überschätzung seiner selbst und seiner Persönlichkeit, welche den Hochmüthigen begleitet, will alles Gute, was ihm zu Theil wird, nur seiner eignen Kraft und Vortrefflichkeit, nicht den Umständen, nicht einer Beihilfe anderer Wesen zuschreiben. Gesetzt auch, es wäre in manchem Falle unverkennbar, die fremde Hilfe habe genutzt, so erweckt dies dem Hochmüthigen eine unangenehme Empfindung, die er durch die Vorstellung zu entfernen sucht, jener fremde Dienst sei Schuldigkeit von Seiten der andern gewesen und verpflichte deswegen zu nichts. Ein Gefühl der Abhängigkeit, welches denjenigen begleitet, der Wohlthaten empfängt, ist dem Hochmüthigen lästig, er sucht lieber den ganzen Gedanken an das Geschehene aus seiner Erinnerung zu tilgen und ist am wenigsten geneigt, etwa durch Handlungen seinen Dank zu beweisen und dadurch die Erinnerung aufzufrischen. Weswegen denn in allen solchen Fällen Ermahnungen zur Dankbarkeit, zu einer so natürlichen und allgemein gepriesenen Tugend, ihren Zweck gänzlich verfehlen und meistens mit Härte von der Hand gewiesen werden. Oft auch, um sich noch leichter von Verbindlichkeiten loszusagen, pflegt ein undankbarer Hochmuth den Werth der Wohlthaten zu verkleinern, als seien sie mit der Absicht erwiesen worden, recht viel Dank dafür zu

†) Mangetti bibl. scriptor. medicor. — Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton).

*) Kordes Lex. der Schlesw.-Holst. Schriftst. 71.

empfangen, also eigennützig, mithin einer ehrenden Aufmerksamkeit unwürdig. Es läßt sich einsehen, daß bei einer solchen Stimmung des Hochmuths die Größe der erwiesenen Wohlthaten gar keinen Unterschied macht für die Erweckung des dankbaren Gemüths, sondern daß bei einer Steigerung des Guten, was jemand empfängt, auch seine Undankbarkeit stets zunehmen und die zu erwartende Tugend immer mehr verschwinden kann.

Nach religiöser Überzeugung ist die Menschheit stets zum Danke gegen die Gottheit verpflichtet. Leben, Daseyn, jegliches Gute und jegliche Freude sind dem abhängigen Menschen vom Schöpfer ursprünglich zu Theil worden. Wirklich stammte in allen religiösen Gebräuchen, selbst den unvollkommenern, sehr vieles aus dieser Quelle, und auf den Altären, welche zur Ehre der Gottheit errichtet sind, werden die Dankopfer nicht fehlen. Im Christenthum, welches die höchste Güte und Weisheit Gottes lehrt, und daß selbst die Übel des Lebens zur Prüfung, Besserung und Läuterung gehören, sonach mit Ergebung vom Geschöpfe zu tragen sind, ist der eigentliche Gottesdienst ein immerwährender Dank, eine fortwährende Richtung des frommen Gemüths zu dem Geber alles Guten und seiner weisen Vorsehung. Daher behaupten die Theologen mit Recht, der Hochmuth sei Sünde, denn er zerstört die religiöse Gesinnung, lehnt sich auf gegen den Willen des Allmächtigen und läßt die Tugend der Dankbarkeit verschwinden. Mit ihr daher steigt und fällt das Preiswürdige der christlichen Überzeugung und die daraus erwachsende schöne Harmonie des gläubigen, gottseligen Bewußtseyns.

Nicht minder ist der Mensch vom Anbeginn seines irdischen Lebens an die Hilfe und Pflege seines Geschlechts gewiesen, empfängt Wohlthaten von seines Gleichen, von der gesamten bürgerlichen Gesellschaft, noch ehe er sie vollständig zu empfinden und zu würdigen weiß. Besonders werden die Kinder nie genug die Liebe ihrer Eltern, und was diese für sie gethan, anerkennen und sich davon durchdrungen fühlen mögen. Aber auch Verwandte, Freunde, wohlwollende Mitbürger und Genossen in engern und weitern Kreisen haben stets großen Antheil an jeglichem Guten, welches der Mensch im Laufe der Tage erfährt. Eine lebendige Verpflichtung zum Danke, fern von Gleichgiltigkeit und roher Beseitigung, wird daraus hervorgehen und in höherem oder geringerem Maße das Band befestigen, welches die Menschen an einander knüpft, so daß die Tugend der Dankbarkeit als eine der wesentlichsten Grundlagen menschlicher Gesellschaft und ihres Zusammenhangs betrachtet werden darf.

Wo Hochmuth und Egoismus diese Verhältnisse auflösen, da bringt eine ausgeartete Religion Unsegen, und das Erlöschen der Tugenden Fluch. (*Köppen.*)

DANKELMANN (nach älterer Schreibart Danckelmann), Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von, wurde im Jahr 1643 den 13. November ältern (23. Nov. neuern) Styls zu Lingen geboren. Sein Vater, Sylvester von Dankelmann, brandenburgischer und oranischer Rath, Landrichter und Gograf der Grafschaft Lingen, zur reformirten Kirche gehörend, lebte mit seiner Gattin Beata von Dierenthal funfzig Jahre in der Ehe und erzeugte sieben Söhne, von denen Eberhard der vierte oder mittelste war. Er studirte in Utrecht, wo er nach einigen Nachrichten schon im 12. Jahre eine Disputation de Jure emphyteutico hielt, machte nach vollendeten Studien Reisen, wurde dem großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg bei dessen Anwesenheit in Holland als ein rechtschaffener, gebildeter und thätiger junger Mann bekannt und von ihm 1663 nach Berlin berufen, um unter der Aufsicht des Oberpräsidenten von Schwerin den damals sechsjährigen Markgrafen Friedrich, welcher späterhin Kurprinz und erster König von Preußen wurde, zu erziehen. Er flößte seinem Zögling die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ein, welche ihn vor vielen Fürsten auszeichnete, und erwarb sich überhaupt in seinem Posten den vollen Beifall des Kurfürsten, der ihn daher schon 1665 zum Titularrath, 1669 zum halberstädtischen Regirungsrath, 1676 zum geheimen Rath bei der Regirung von Cleve und Mark und später zum geheimen Kammer- und Lehnsrath ernannte, ihm die Entlassung aus seinem Dienste, welche Dankelmann mehrmals nachsuchte, nie gewähren mochte und einst dabei äußerte: „er müsse bei seinem Sohne bleiben, weil niemand ihn so sicher vor Verführung bewahren könnte." Er behielt daher auch nach beendigter Erziehung seine Anstellung bei dem Prinzen als geheimer Secretair und vertrauter Rathgeber, und erwarb sich neben der Achtung zuletzt auch durch die vielen Beweise seiner Treue die Zuneigung desselben. Er verwendete sein eigenes kleines Vermögen, um die äußere Lage des Prinzen zu erleichtern, dem es durch die Schuld seiner Stiefmutter, der Kurfürstin Dorothea, oft an den nöthigen Geldmitteln fehlte, und stand ihm in Gefahr und Unglück als ein vorsorgender und rettender Freund zur Seite. Als der Kurprinz 1679 bei dem berühmten Winterfeldzuge seines Vaters gegen die Schweden in Folge der ausgestandenen Beschwerden sehr hart erkrankte und von der Dienerschaft bereits aufgegeben und deshalb lässiger gewartet wurde, pflegte er ihn mit Gefahr seiner eigenen Gesundheit und trug dadurch das meiste zur Rettung seines Lebens bei, welches der Kurprinz auch selbst anerkannte. Er begleitete ihn, als er sich bald nachher aus Furcht vor den Nachstellungen seiner Stiefmutter nach Kassel flüchtete. Pöllnitz erzählt noch einen zweiten Fall, wo Dankelmann das Leben des Prinzen durch ein schnell gereichtes Gegengift gerettet haben soll, als dieser nach dem Genusse einer Tasse Kaffee bei seiner Stiefmutter plötzlich mit den Zeichen der Vergiftung erkrankte. Im J. 1683 vermochte er den Kurfürsten, seinem Sohne 30000 Thaler an spanischen Subsidiengeldern und Staßfurthischen Salzkosten zu überlassen und nahm das Gut Marzahn, welches ihm der Prinz aus Dankbarkeit schenken wollte, nicht an. Als daher der Prinz am 29. April 1688 zur Regirung kam, ließ er sich die Belohnung seines gewesenen Erziehers und Lebensretters vor allem angelegen seyn, erhob ihn zu den höchsten Ehrenstellen, legte das Steuer der Regirung beinahe ausschließlich in seine Hände, und unternahm auch in seinen Privatangelegenheiten nichts ohne seinen

Rath. Bereits am 20. Mai 1688 wurde er zum geheimen Stats- und Kriegsrath, 1692 aber zum Präsidenten der Regirung zu Cleve ernannt, auch erhielt er in dem letzten Jahre das Indigenat in Preußen nebst mehren Gütern. Im J. 1695 ernannte ihn der Kurfürst bei offener Tafel zum Premierminister und Oberpräsidenten, eine Würde, deren Annahme Dankelmann anfangs verweigerte. Ebenso lehnte er den ihm vom Kaiser Leopold angetragenen Reichsgrafenstand und die Grafschaft Spiegelberg, die ihm der Kurfürst Behufs der Annahme dieser Würde erkaufen wollte, ab. Dafür wurde er in demselben Jahre 1695 samt seinen Brüdern in den Reichsfreiherrnstand erhoben, und erhielt für sich und seine Nachkommen die Erbpostmeisterwürde, im folgenden Jahre 1696 aber die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse. Sein Ansehn und sein Einfluß gewannen noch einen Zuwachs dadurch, daß er seine sechs Brüder, sämtlich brauchbare und verdiente Männer, zu bedeutenden Ämtern erhob und in verschiedenen Provinzen an die Spitze der Verwaltung stellte. Der erste, Johann, war geheimer Rath, Resident im westphälischen Kreise und Präsident der afrikanischen Compagnie in Emden; der zweite, Thomas Ernst, geheimer Rath und kurbrandenburgischer Envoyé Extraordinaire am Londoner Hofe, auch königl. englischer Rath und Landrichter zu Lingen; der dritte, Sylvester Jakob, wirkl. geh. Statsrath, Kammergerichts- und Consistorialpräsident; der vierte, Daniel Ludolph, wirkl. geh. Statsrath und Generalkriegscommissarius; der fünfte, Nicolaus Bartholomäus, wirkl. geh. Rath, Kammerpräsident in Magdeburg und Envoyé Extraordinaire bei dem Kaiser; der sechste endlich, Wilhelm Heinrich, geheimer Rath und Kanzler in dem Fürstenthume Minden. Der alles überwiegende Einfluß, den diese Familie durch eine seltene Begünstigung des Glückes zu haben schien und in der Hauptsache auch wirklich hatte, machte um so mehr den Neid und die Mißgunst der Hofleute rege, da der Charakter des Oberpräsidenten nicht geeignet war, sich vorzugsweise Liebe zu erwerben. Längere Zeit aber wagte dieser Neid sich nur durch ein heimliches Murren oder ein witzelndes Gespött zu äußern, womit man dies sogenannte brandenburgische Siebengestirn verfolgte, und er fand nur darin einige Befriedigung, daß der frühe Tod des dritten Bruders, Sylvester Jacob, am 5. August 1695, in dem seltenen Brüderverein eine Lücke machte. Das Ansehen des Oberpräsidenten schien um so mehr gegen jeden Angriff gesichert, da er das Zutrauen seines Herrn durch seine Verwaltung rechtfertigte und sich um den Stat nicht minder, als um die Person des Kurfürsten verdient machte. Ein kräftig emporstrebender Geist war bei ihm mit einer gründlichen Einsicht in Statssachen und einer rastlosen Thätigkeit verbunden. Er kannte genau die damalige Lage Europa's und besaß alle zu einem Statsminister erfoderlichen Eigenschaften. Seine äußere Politik erhielt dem brandenburgischen Hofe das Ansehen und den Einfluß, wozu die Regirung des großen Kurfürsten den Grund gelegt hatte. Als Finanzminister suchte er Manufacturen und Fabriken durch Ertheilung von Monopolen zu heben, wobei die unter Friedrich Wilhelm dem Großen eingewanderten französischen Reformirten besonders begünstigt wurden. Um den Ertrag der vorher sehr schlecht benutzten Domainen zu erhöhen, ordnete er eine eigene Hofkammer an, woraus später ein Domainendirectorium wurde, und es gelang ihm, im Jahr 1697 aus sämtlichen brandenburgischen Domainen, nach Abzug der Kosten, einen reinen Überschuß von 847247 Thalern zu ziehen, den er jedoch noch höher zu steigern bedacht war. Das Mißverhältniß zwischen Einnahme und Ausgabe, welches der große Aufwand des Hofes herbeiführte, suchte er möglichst durch Beschränkung der Ausgaben und durch Ordnung und Regelmäßigkeit in der öffentlichen Verwaltung auszugleichen. Da er aber, trotz seines großen Einflusses auf den Kurfürsten, doch den Hang desselben zu übermäßigen Ausgaben nicht zu zügeln vermochte, weil ihm dabei, außer der natürlichen Neigung des Fürsten, auch die Höflinge zu stark entgegen arbeiteten, so bemühte er sich wenigstens, diesen Hang auf nützliche Gegenstände zu leiten und besonders zum Gedeihen der Künste und Wissenschaften zu benutzen. Die damalige Verschönerung Berlins, die Akademien der Wissenschaften und Künste, die neugestiftete Universität Halle, die Ausstattung der Bibliotheken und Kunstkammern müssen größtentheils auf seine Rechnung gesetzt werden. Mit welchen Augen Dankelmann die Bemühungen des Kurfürsten, seinem Hause die königliche Würde zu verschaffen, betrachtet habe, scheint noch nicht außer allen Zweifel gesetzt. Nach der früher gewöhnlichen, von Pöllnitz in dessen Memoiren unterstützten Meinung hätte sich Dankelmann diesem Project des Kurfürsten widersetzt, weil er den gesteigerten Aufwand fürchtete, den die Annahme der Königswürde herbeiführen mußte, und dieser Widerstand wäre die Hauptveranlassung seines nachherigen Falles gewesen. Dagegen streitet der Umstand, daß man dem Oberpräsidenten nach seinem Falle es zum Vorwurf machte, er habe den Kurfürsten zum König erheben wollen, wie dies namentlich die Minister von Fuchs und von Schmettau in ihren Gutachten über ihn thaten *). Vielleicht ließen sich diese widersprechenden Angaben durch die Annahme vereinigen, daß Dankelmann zuerst gegen, später aber für die Königswürde gewesen sei, wiewol auch dadurch bei weitem nicht alle Schwierigkeiten gehoben werden. Gewiß ist, daß der plötzliche Fall Dankelmanns sich auch ohne seinen angeblichen Widerstand gegen den Lieblingsplan seines Herrn nur zu gut erklären läßt. Der Oberpräsident war kein geschmeidiger Höfling, und sein fester, stolzer, durchgreifender Charakter paßte im Grunde nicht recht zu der Denkungsart eines Fürsten, der Nachgibigkeit verlangte oder doch wenigstens mit Feinheit geleitet seyn wollte. Durch gerades, dreistes und häufiges Widersprechen konnte er leicht Unlust bei seinem Gebieter erregen; indessen würden solche Ausbrüche übler Laune die langjährigen, festen Bande zwischen dem Fürsten und

*) S. die Schrift: Der königl. preuß. und kurfürstl. brandenburgische wirkl. geh. Statsrath (von Klaproth und Cosmar). Berlin 1805. S. 253 u. 380.

seinem Minister ohne die Dazwischenkunft anderer Personen wol schwerlich gelöst haben. Allein das Selbstgefühl, welches Dankelmann beseelte, verleitete ihn zu einem Betragen, wodurch er sich fast alle Höflinge zu Feinden machte. Er war auffahrend, finster und zurückstoßend im Äußern, verließ sich ganz auf seine Verdienste, dachte nicht daran, sich Freunde oder Creaturen zu verschaffen und ließ seine Neider nur zu oft seine Überlegenheit und seine Verachtung fühlen. So bildete sich im Stillen eine immer stärkere Partei gegen ihn, an deren Spitze einer der geschmeidigsten Hofleute, der Baron von Kolbe stand, den Dankelmann zuerst gehoben, dann aber durch geringschätzige Behandlung seiner in der That verächtlichen, nach Herkunft und Denkungsart gemeinen Gattin gereizt hatte. Diese Frau, die, ohne Schönheit und Verstand zu besitzen, auf eine schwer zu begreifende Weise die besondere Achtung des Kurfürsten erlangt hatte, wurde die Haupttriebfeder zu Dankelmanns Sturz. Im Verein mit ihr wirkte besonders noch der Feldmarschall Graf von Barfuß, ein Mann von nicht geringen militärischen und hofmännischen Talenten, zu seinem Nachtheil. Bei der immer zunehmenden Kälte des Kurfürsten beschloß Dankelmann freiwillig das Feld zu räumen und verlangte seine Entlassung „weil er, bei dem merklichen Verfall seiner Gesundheit, Ruhe bedürfe und sich den vielen und schweren Arbeiten seines Amtes nicht mehr gewachsen finde." Auf sein wiederholtes Bitten erhielt er unter dem 27. November 1697 den Abschied auf eine ehrenvolle Weise. Es wurde ihm darin ausdrücklich die Zufriedenheit des Kurfürsten mit seinen geleisteten treuen Diensten und seine fortwährende Huld und Gnade zugesichert, und zum Beweise derselben behielt er nicht allein den bisher genossenen Rang und Ehren, sondern auch das Erbpostmeisteramt mit den Einkünften, die Präsidentenstelle bei der cleveschen Regierung und die Amtshauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse, nicht minder eine Pension von zehntausend Thalern und die Erlaubniß, sie nach Belieben zu Berlin, zu Neustadt oder zu Cleve zu verzehren. Allein nach wenigen Tagen nahmen seine Angelegenheiten eine sehr ungünstige Wendung. Seine Feinde, die seinen unternehmenden Geist und die Rückkehr der Gunst des Kurfürsten fürchteten, boten Alles auf, ihn noch tiefer zu stürzen, um den Bruch unheilbar zu machen; und es gelang ihnen. Man machte ihm den Vorwurf, er habe nach seiner Entlassung die in seinen Händen befindlichen Papiere über Landesangelegenheiten nicht richtig abgeliefert, gegen den erhaltenen ausdrücklichen Befehl mit fremden Ministern Gemeinschaft gepflogen und auf andere Weise die seinem Herrn gebührende Achtung verletzt, und reizte den Kurfürsten dergestalt wider ihn auf, daß er ihn anfänglich von Berlin nach Neustadt an der Dosse verwies, bald nachher aber, am 10. December 1697, ihn durch den General von Tettau, Commandeur der Garde du Corps, arretiren und nach Spandau in Verwahrung bringen ließ. Seine Güter wurden in Beschlag genommen und eine förmliche Untersuchung gegen ihn eingeleitet. Ein Heer von 290 Klagepunkten ward gegen ihn aufgesetzt und diese in sieben Klassen getheilt, deren jede einer besondern Commission übergeben wurde. Diese Klagepunkte liefen auf Pflichtvergessenheit in seiner Amtsverwaltung, eigenmächtiges Ansichreißen aller Geschäfte, Verdrängung anderer Statsdiener von den Geschäften, Eingriffe in die Rechte des Landesherrn, verschuldete Zerrüttung der Finanzen, Verschwendung der Statseinkünfte, Verwahrlosung des Münzwesens, Berücksichtigung seines Privatinteresses bei öffentlichen Verhandlungen und Vergleichen mit andern Höfen, Ansichreißen von Statsgütern, übertriebene Begünstigung seiner Angehörigen, Unterdrückung der gegen sie eingelaufenen Beschwerden, Besetzung der Ämter mit unwürdigen Subjecten, Hochmuth und ungebührliches Betragen gegen hohe Personen und andere Statsdiener und ähnliche Dinge hinaus. Sogar wegen versuchter Goldmacherei wurde eine Beschuldigung gegen ihn erhoben. Durchaus ungegründet waren diese Anklagen wol nicht, und die Sucht, allein zu regiren, der Vorwurf des Stolzes, sowie manche Mißgriffe in der Finanzverwaltung können allerdings bei dem Oberpräsidenten nicht weggeläugnet werden. In der Hauptsache aber erscheinen die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen übertrieben und ungegründet, das Werk gehässiger Leidenschaft. Dankelmann vertheidigte sich mit aller Kraft, und die Theilnahme des Publikums sprach für ihn, aber sowol das eingefoderte Gutachten der einzelnen Statsräthe, als das Urtheil der zur Untersuchung seines Prozesses besonders niedergesetzten Commission fiel ungünstig für ihn aus. Er wurde indeß ohne eigentliches Endurtheil zur lebenslänglichen, engen Verwahrung nach der Festung Peitz abgeführt, seine Güter eingezogen und er auch der bei seiner Entlassung ihm bewilligten Vortheile und seiner Pension verlustig erklärt. Auch seine damals noch lebenden fünf Brüder wurden anfangs ihrer Ämter entsetzt, erhielten sie aber bald wieder, da keine Beschuldigung an ihnen haften wollte, und verwalteten sie bei noch vermehrter Achtung des Publikums fortan ungestört. Das Unglück vermochte Dankelmanns Geist und Muth nicht zu beugen, auch hatte er Freunde behalten, die fortwährend zu seinem Besten arbeiteten. In die allgemeine Amnestie, die der Kurfürst bei seiner Gelangung zur Königswürde erließ, sah er sich nicht eingeschlossen; im J. 1702 aber wurde ihm, auf seine wiederholten Vorstellungen, eine neue Untersuchung seiner Sache bewilligt, ohne andern Vortheil für ihn, als daß er die Erlaubniß erhielt, sich in der Entfernung einer halben Stunde von Peitz zu ergehen. Erst im J. 1707 gab ihm der König, in der Freude über die Geburt seines ersten Enkels, auf die Vorbitte der Kronprinzessin, seine Freiheit wieder, doch sollte er zu Cottbus wohnen und sich der Residenz nicht über zwei Meilen nähern dürfen. Auch wurde ihm jetzt erst aus seinem eingezogenen Vermögen eine jährliche Einnahme von zweitausend Thalern bewilligt und sein Anerbieten, auf einen Theil seiner Güter zu verzichten, wenn seine Unschuld öffentlich anerkannt würde, nicht angenommen. Bei der Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms I. im J. 1713 hatte er die

Genugthuung, auf eine ehrenvolle Weise wieder an den Hof berufen zu werden, indem der neue König von ihm wichtige Aufschlüsse zu erhalten hoffte. Er entsprach indeß den Erwartungen des Königs wenig, und als ihm Friedrich Wilhelm demungeachtet seine vorigen Stellen wieder anbot, war Dankelmann, den eine zehnjährige Unthätigkeit den Geschäften entfremdet hatte, verständig genug, die Gnade abzulehnen. Er starb zu Berlin den 31. März 1722 im 79. Lebensjahre. Von seiner Gemahlin, einer Freiin von Morrien, die in seinem Unglück getreulich bei ihm aushielt, hatte er eine zahlreiche Nachkommenschaft. Seine beiden ältesten Söhne starben ohne Erben, der eine als Reichshofrath, der erste von der reformirten Kirche, zu Wien, der andere als Vicepräsident der Regirung zu Halberstadt. Der dritte Sohn, hessen-kasselischer Regierungsrath und Landdrost zu Rinteln, hinterließ Erben. Vier seiner Töchter wurden an Personen von Stande verheirathet. Sein Haus hat dem preußischen State bis in die neueste Zeit noch mehre Minister und Beamte gegeben*) (*Rese.*)

DANKERT oder DANCKERTS. Dieses Namens gab es mehre Künstler in Holland, wahrscheinlich aus derselben Familie. Als Haupt derselben scheint anzunehmen zu seyn: 1) Cornelius, geb. zu Amsterdam 1561. Er widmete sich der Kupferstecherkunst und verstand Bildnisse, Geschichte und Landschaften gleich geschickt zu behandeln. Für seinen Kunsthandel, den er in Antwerpen errichtete, arbeiteten mehre geschickte Künstler seiner Zeit. Sein Sohn 2) Danckert Danckerts, geb. zu Antwerpen um 1600, trieb gleich seinem Vater den Kupferstichhandel, ward aber auch selbst ein geschickterer Kupferstecher. Durch die geschickte Verbindung des Grabstichels mit der Radirnadel erhielten seine Blätter viel malerische Wirkung, worin man zugleich den verständigen Zeichner erkennt, der den Geist des Originals aufzufassen verstand, wie man in den Blättern findet, welche er nach Berghem und Wouwermanns stach. 3) Von dessen Bruder, Peter, der auch Kunsthändler zu Antwerpen war, waren — nach Auguis in der Biogr. univ. — Söhne: 4) und 5) Johann und Heinrich, die um 1650 zu Amsterdam wohnten. Johann erhielt einen Ruf nach England, und verfertigte daselbst die von Hollar gestochenen Zeichnungen zu der Übersetzung des Juvenal. Von seinen andern Blättern gedenken wir nur der Venus nach Tizian und besonders seiner Einschiffung von Handelsgütern. Heinrich begab sich ebenfalls nach England. Von ihm hat man ein Werk betitelt: Antiqua monumenta in insula Walcheren in Zelandia 1647 reperta.

6) Danckerts, Justus, wahrscheinlich auch zu der Familie der Vorhergehenden gehörig, war ebenfalls Kunsthändler und Kupferstecher. Man hat von ihm eine Samlung von 20 Blättern, welche Thiere darstellen, nach Adrian van der Velde.

Außer den Genannten werden noch angeführt: 7) Cornelius, um 1570 Architekt zu Amsterdam, und dessen Sohn: 8) Cornelius, der in des Vaters Stelle folgte, der Erbauer der Haarlemer Pforte, dreier Kirchen und der Börse zu Amsterdam, welche 1608 angefangen und 1613 vollendet wurde. Von mehren wird ihm die Erfindung, steinerne Brücken ohne Hemmung des Wassers zu bauen, zugeschrieben, was sich aber nur auf Holland beziehen kann, denn in Italien und Frankreich kannte man diese Manier schon früher. Die Biographie universelle führt diesen Künstler unter dem Namen Dankers de Ry (Ry) auf; — sollte er wol gar mit dem unter Num. 1. angeführten eine und dieselbe Person seyn? — Milizia (Mem. degli Architetti) nennt als seinen Sohn: 9) Pieter genannt de Ry, zu Amsterdam 1605 geboren, der sich durch seine schönen Bildnisse bekannt machte. König Vladislaus IV. von Polen ernannte ihn zu seinem Hofmaler. Füeßli führt nach Pilkington noch an: 10) Heinrich, geb. zu Haag und daselbst in der Landschaftsmalerei unterrichtet. Er reiste späterhin nach Italien, um sich mehr auszubilden, und ging von da nach England. Während seines Aufenthalts zu London erhielt er vom König Karl II. (welchen er nach Ad. Hannemann in Kupfer gestochen hat) den Auftrag, die Seehäfen und Ansichten der Küsten von Wallis und die königlichen Paläste zu malen. Er hielt sich mehre Jahre in London auf und erwarb sich als vorzüglicher Landschaftsmaler ein ansehnliches Vermögen. Sein Bruder: 11) Johann, in Amsterdam geboren, widmete sich der Geschichtsmalerei. Sind diese beiden von denen unter Num. 4. und 5. angeführten verschieden? Noch ist in dem Geschlecht dieser Künstler nicht alles aufs Reine gebracht. (*A. Weise.*)

Dankmar s. Tankmar und Halheburg.

DANKS, Franz, geb zu Amsterdam 1650, begab sich nach Rom und erhielt dort den Beinamen Schildpad. Er verfertigte daselbst kleine historische Gemälde und Bildnisse, war aber nicht minder geschickt in Thon und Wachs zu formen. Eine von ihm in Stein verfertigte Statue, die Zeit darstellend, bezauberte den Dichter Cornelius van Rysen so sehr, daß er sie besang. (Weyermann, Thl. 3. S. 159.) (*A. Weise.*)

DANNEBROG-ORDEN. Als der Dänenkönig Waldemar II. im Anfang des 13. Jahrhunderts Krieg gegen die Ungläubigen an der Ostsee führte, da geschah es, daß in einer der Schlachten, wo sein Heer der Macht des andringenden Feindes weichen mußte und schon fliehen wollte, aus den Wolken herab sich eine rothe Fahne mit weißem Kreuze senkte. Belebt durch diese himmlische Erscheinung kehrten die Fliehenden um, drangen, im festen Vertrauen auf siegreichen Erfolg, in die feindlichen Schaaren ein, und — waren Sieger. Zur Erinnerung an dieses Ereigniß und zur Belohnung der Strei-

*) S. Memoiren von Pöllnitz, vorzüglich Thl. I. Histor. geograph. allgemeines Lexicon. Dritte Auflage. (Basel 1742.) Art. Dankelmann. — Histor. polit. geograph. statistisch-militärische Beiträge, die königl. preuß. und benachbarten Staten betreffend (von Fischbach). Thl III. Band 2. (Berlin 1785.) Der königl. preuß. und kurf. brandenb. wirkliche geheime Statsrath (von Klaproth und Cosmar). S. 250 ff. 374 ff. Allgemeine preuß. Personal-Chronik. Jahrg. 1820. Nr. 45—48.

ter, stiftete Waldemar den Dannebrog-Orden und vertheilte ihn sogleich an 35 seines Heeres.

In dieses romantische Gewand des Wundervollen gehüllt erzählt die Sage die Entstehung des Dannebrog-Ordens, da seine Gründung im Dunkel der Vorzeit liegt, und an historischen Nachrichten darüber es durchaus mangelt. Daß Waldemar der Stifter gewesen, ist wahrscheinlich, und nimt daher auch die dänische Regirung das Jahr 1219 als das der Stiftung an. Und eine Fahne, welche für die vom Himmel gesendete ausgegeben wurde, wehete lange nachher noch siegreich an der Spitze der dänischen Heere, gleich der Oriflamme in Frankreich.

Im 15ten Jahrhunderte gerieth der Orden in Vergessenheit, erlosch endlich, und erst nach zwei Jahrhunderten trat er verjüngt wieder hervor. Die erste Idee zu seiner Erneuerung faßte König Christian V. Günstling, der Baron von Griffenfeld, vorher Schumacher genannt. Dieser hatte die Salbungsfeier Christians angeordnet und hielt es für geeignet, dieses Fest durch Wiederbelebung des alten Waldemarschen Ordens, womit diejenigen zu belohnen wären, welche den höhern Hausorden, den des Elephanten, nicht erhalten konnten, noch mehr zu verherrlichen. Der König genehmigte den Vorschlag, und am 12. Oktober 1671 erfolgte, mit der Salbung, die Erneuerung des Dannebrog-Ordens. Seine Statuten erschienen aber erst 22 Jahre später, am 1. Decbr. 1693.

Bis zum Jahre 1808 blieben diese in Kraft. Da wurden sie vom Könige Friedrich VI. durchaus verändert und eine neue Verfassungsurkunde unterm 28. Junius bekannt gemacht, nach welcher des Ordens Einrichtung folgende ist:

Er besteht aus vier Klassen (vorher nur aus einer) zu deren Besitz jeder dänische Unterthan, ohne Rücksicht auf Stand und Alter, gelangen kann, — denn die Zahl der Mitglieder ist unbeschränkt, — wenn er sich nur auf irgend eine Art rühmlich auszeichnet oder Verdienste um den Stat erwirbt. Um zu den obern Klassen zu gelangen, muß man die untern gehabt haben; doch kann der König höhere Grade geradezu ertheilen.

Die Ritter der ersten Klasse heißen Groß-Commandeure. Sie sind Mitglieder des Ordenskapitels, erhalten die Excellenz, haben den Rang nach den Feldmarschällen und General-Admiral-Lieutenants, und bekommen die Militärehren wie die Generallieutenants. Ein besonderes Zeichen der Gnade des Königs ist es, wenn diesen ersten Grad (der höchst sparsam ertheilt wird) ein Prinz des Hauses oder ein Ritter des Elephantenordens erhält, welcher in einer andern Klasse dieses Ordens war, oder ihn noch gar nicht besaß.

Die zweite Klasse heißt Großkreuze. Sie erhält die Militärehren des Generalmajors und steht zu oberst in der zweiten Klasse der allgemeinen Rangordnung. Alle die, welche zur Zeit der Erscheinung der neuen Ordensurkunde den Orden besaßen, kamen in diese zweite Klasse.

Die dritte Klasse heißt Commandeure, die vierte Ritter. Erstere genießen die Militärehren der Stabs-, letztere der Subalternoffiziere. Beiden Klassen ist kein besonderer Rang beigelegt, sie werden aber außer ihren Dienstverhältnissen als die ersten unter ihres Gleichen behandelt.

Die Decoration des Ordens ist ein längliches, weißes, an seinen vier Enden sich erweiterndes goldenes Kreuz mit rother Einfassung. Über ihm ist die Namenschiffer des Königs von einer Königskrone gedeckt, und seine Winkel füllen goldene Kronen. Auf der Vorderseite ist in der Mitte ein W (Waldemar) mit einer Krone, auf den Enden stehen die Worte Gud og Kongen [Gott und der König] *). Auf der Rückseite liest man die Jahreszahlen der Stiftung, der Erneuerung und der Umbildung, 1219. 1671. 1808. Das Band des Ordens ist weiß mit rother Einfassung.

Die erste Klasse trägt dies Kreuz, reich mit Brillanten besetzt, ohne jene Worte am Halse, und dazu auf der linken (früher auf der rechten) Brust einen silbernen Stern, worauf das Ordenskreuz liegt. Das Kreuz der zweiten Klasse ist ganz einfach, ohne Kronen in den Winkeln und ohne Legende, aber mit 14 Brillanten geschmückt. Sie trägt es von der rechten Schulter nach der linken Seite hin und dabei den Stern der ersten Klasse. Geistliche Personen dieser Klasse, so wie diejenigen, welche auch den Elephantenorden besitzen, tragen es um den Hals. Die dritte Klasse trägt es um den Hals und auf der Brust das gestickte Ordenskreuz. Die vierte im Knopfloche. — Wer den Elephantenorden bekommt, trägt die Decoration der Klasse, die er hat, fort. —

Außer diesen 4 Klassen wird der Orden der 4ten Klasse an solche Personen, die sich nicht zur Aufnahme in dieselben eignen, als ein Ehrenzeichen in Silber vergeben. Die Besitzer davon heißen Dannebrogsmänner, bilden gewissermaßen eine fünfte Klasse, werden von einzelnen Schildwachen mit Schultern des Gewehres beehrt, rangiren außer dem Dienste über andere ihres Gleichen und haben bei feierlichen Ordensversamlungen Zutritt. Alle Mitglieder des Ordenskapitels müssen dies silberne Kreuz der Dannebrogsmänner ebenfalls tragen, wozu auch die Ritter des Elephanten- und Dannebrog-Ordens, denen es ertheilt wird, verpflichtet sind. Selbst der König trägt es, welcher überhaupt die verschiedenen Kreuze der vier Klassen des Ordens abwechselnd trägt.

Neben den oben schon angeführten gemeinschaftlichen Ordenstagen ist der 15te April, der Geburtstag König Christian V., der besondere Ordenstag, welcher auf dem Schlosse Rosenburg gefeiert wird. An diesem, so wie an jedem andern Ordenstage tragen die Ritter der beiden ersten Klassen eine eigene Festkleidung, welche in einem langen rosenrothen, weiß gefütterten Sammermantel, weißen Unterkleidern, Schuhen und Strümpfen, nebst schwarzem Hut mit weiß und rothen Federn, besteht. Über diese wird das Ordenskreuz an einer goldenen Kette getragen, deren drei Glieder — ein C 5, ein Ordenskreuz und ein W — immer abwechseln.

Des Ordens Motto ist: Pietati et justitiae. Über die Ableitung des Wortes Dannebrog gibt es verschiedene Meinungen, wovon die richtigste wol die seyn

*) Früher war ein C in der Mitte mit der Ziffer 5 (Christian 5) und auf den Enden das Wort Restitutor.

möchte, daß es von dem altdänischen Worte Brog, Tuch, Gewand, Lappen, abstammt und unter Dannebrog also das Tuch oder das Panier der Dänen, die alte heilige dänische Reichsfahne zu verstehen ist.

(*F. Gottschalck.*)

DANNEFÄRD, Jacob, ein patriotischer Däne, dessen übrige Lebensumstände zwar unbekannt sind, von dem aber die Geschichte eine That aufbewahrt hat, welche ihm die Achtung eines jeden verbürgt, der Entschlossenheit, Muth und Vaterlandsliebe zu schätzen weiß. — Während des Krieges, den König Friedrich III. mit König Karl X. von Schweden führte, und der durch den Friedensschluß von Roeskilde 1658 nur unterbrochen, aber nicht geendigt wurde, war Jacob Dannefärd als dänischer Unteroffizier in schwedische Gefangenschaft gerathen und nebst andern Dänen in jenem Friedensschlusse gegen seinen Willen an Schweden überlassen worden. Der schwedische Admiral Wrangel, der ihn wegen seiner Geistesgegenwart und anderer guten Eigenschaften in seinen Dienst genommen hatte, vertrauete ihm die Aufsicht und Leitung eines Schiffes an, welches er bald nach wiederausgebrochenem Kriege mit einer reichen, auf der dänischen Festung Kronborg gemachten Beute nach Stockholm abschickte. Dannefärd, den es tief kränkte, die Güter seines Vaterlandes dem Feinde zuführen zu sollen, faßte den kühnen Entschluß, sie unter der augenscheinlichsten Gefahr für sein Leben, dem Feinde zu entreißen und seinem rechtmäßigen Könige zu überliefern. Das Schiff war eine Fregatte von 16 Kanonen und wurde von einem Schiffskapitän, einem Steuermann und vielen Matrosen, lauter Schweden, bedient; doch befanden sich, außer Dannefärd, auch noch 16 dänische Soldaten an Bord, die als Gefangene mitgegeben waren, um den Schweden beim Rudern behilflich zu seyn. Dannefärd paßte einen Zeitpunkt ab, wo die Schweden sämtlich in dem untern Schiffsraume der Ruhe pflegten, überredete nicht ohne Mühe die Dänen, die Lukken und andere Zugänge aus dem Schiffsraume auf das Verdeck mit Vorsicht zu verrammeln, gebot hierauf dem Kapitän, sich ihm zum Gefangenen zu ergeben, tödtete ihn, da er sich weigerte, auf der Stelle, und zwang nun den Steuermann mit dem Säbel in der Faust, statt nach Stockholm, nach Kopenhagen zu segeln. Die That gelang so vollkommen, daß man auf der kopenhagener Rhede seinen Augen kaum trauete, als man ein mit Beute schwer beladenes feindliches Kriegsschiff ankommen sahe, welches dem Könige von Dänemark unbedingt sich überlieferte. Desto größer war die Freude darüber, da die Residenz eben damals hart belagert wurde, und also die Fregatte, die Kanonen, die Kriegsgefangenen und die reiche Beute, die sie mitbrachte, um so viel willkommener seyn mußten. Auch belohnte Friedrich III. die patriotische That, wie sie es verdiente; die Dänen, die dabei behilflich gewesen waren, wurden von der Leibeigenschaft befreit, Dannefärd aber erhielt nebst dem Offiziergrad ein einträgliches Gut auf der Insel Mörn zum Geschenk. (Aus Veit Berings ungedruckter Beschreibung der Belagerung von Kopenhagen hat diesen patriotischen Zug Holberg in seine Reichsgesch. Bd. 3. S. 338 f. aufgenommen, und hienach erzählt ihn Malling in seinen store og gode Handlinger etc. S. 150., wie auch Nyerup in seinen Efterretninger om Kong Frederik III. Kiöbenh. 1817. S. 136 ff.

(*v. Gehren.*)

DANNEMARIE, Damerkirch, Flecken im Bezirk Befort des franz. Depart. Oberrhein, an der Larg, mit 1070 E.; Hauptort des gleichn. Cantons mit 9480 Einw., welche sich, bis auf 90 Israeliten, zur kathol. Religion bekennen.

(*H.*)

DANNEMAYR, Mathias, Kanonikus des Collegiatstiftes zu Horb, erster Custos der Universitätsbibliothek, Hof-Büchercensor und theologischer Examinator zu Wien, geboren zu Öpfingen bei Ehingen in Schwaben den 13. Febr. 1744. Zum geistlichen Stande bestimmt studiert er auf der hohen Schule zu Freiburg im Breisgau Philosophie, Natur- und geistliches Recht, besonders aber Kirchengeschichte, und wurde 1773 daselbst Professor derselben, nachdem er im Jahre zuvor das Lehramt der Polemik erhalten hatte. Seinem aufgeklärten Eifer für Verbreitung des Lichtes und der Wahrheit war es zuzuschreiben, daß ihn Joseph II. im J. 1786 als Lehrer der Kirchengeschichte an die hohe Schule zu Wien berief. Der Kaiser Franz ernannte ihn 1797 zum Hof-Büchercensor im theologischen Fache, und 1803 wurde er erster Custos der Universitätsbibliothek, welches Amt er nur zwei Jahre verwaltete, denn schon am 8. Julius 1805 rief ihn der Tod ab. Eine hohe sittliche Würde des Charakters, Biederkeit des Wandels, ein gerechter, uneigennütziger, menschenfreundlicher und wohlthätiger Sinn begleiteten ihn durchs Leben. Unter den katholischen Theologen zeichnete er sich nicht nur durch gründliche Gelehrsamkeit, sondern auch durch Freimüthigkeit und liberale Denkart aus. Beweise davon enthalten seine von allen Freunden des Lichts mit Beifall aufgenommenen Schriften: Introductio in historiam ecclesiae christ. universam. Frib. 1778. 8. Historia controversiarum de librorum symbolicorum auctoritate inter Lutheranos agitatarum. Ib. 1780. 8. Institut. hist. eccles. n. Test. periodus I. a Chr. nato ad Constantin. M. (Argent.) 1783. 8., besonders aber seine Institut. hist. eccles. nov. Test. Vien. 1788. 1806. Vol. II. 8. Für dieses letzte Werk erhielt er den von Joseph II. auf die Bearbeitung eines zweckmäßigen Lehrbuchs der Kirchengeschichte ausgesetzten Preis von 100 Dukaten durch ein ehrenvolles Hofdekret, wonach sein Werk für die sämtlichen erbländischen Hochschulen und Lyceen als Lehrbuch vorgeschrieben wurde. Es ist nach Schröckhs Plane und mit fleißiger Benutzung desselben bearbeitet, nicht zu weitläufig, nicht sichtbar parteiisch für die Ehre der Kirche, reichlich mit Literatur versehen, rein in der Schreibart, zwar noch mancher Verbesserung fähig, aber doch durch freie historische Geständnisse und Urtheile ausgezeichnet, die sonst selten und unerlaubt waren [*]). An der von Ruef herausgegebenen Monats-

*) Allgem. Literaturzeitung 1793. Nr. 238. S. 468.

schrift: der Freimüthige, Ulm 1782 ff. 8. hatte er Antheil [2]). (*Baur.*)

DANNEMORA, ein kleiner, unregelmäßig gebauter Ort mit Kirche, in der schwedischen Provinz Upland, 4¾ Meilen von Upsala, am See gleiches Namens, mit unerschöpflichen, seit Anfang des 15ten Jahrhunderts bearbeiteten Eisengruben, den reichsten in ganz Schweden, mit Ausnahme der zum Theil noch reichhaltigern im schwedischen Lappland. Die Gruben, einer Interessentschaft gehörig, laufen zum Theil unter dem Dannemora-See fort, der durch andrängendes Wasser die Arbeit schwieriger und kostbarer, ja einige Gruben völlig unbrauchbar macht. Schmelzhütten trifft man in Dannemora nicht; das gewonnene Eisen wird in Österby, Löfstad, Söderfors und vielen andern Hütten in und außer Upland verarbeitet. Die jährliche Förderung wird auf 120000 schwed. Pfund Erz geschätzt. Das Erz, welches 15 bis 70 Procent Eisen gibt, hat seinen eigenen Fluß in sich und läßt sich daher leichter als anderes schwedisches Eisenerz schmelzen. (*v. Schubert.*)

DANNENBERG 1) Justiz- und Domainenamt in dem hannoverschen Fürstenthum Lüneburg. Es liegt an der Jeetze und Elbe, hat 4,21 QM. Areal und 7540 Einw. in einer gleichn. Stadt und 59 Dörfern, worunter Bresenbrock (Brese im Bruch) mit 182 Einw., 12 Häusern und dem durch schöne Anlagen ausgezeichneten Rittersitze des Grafen Grote. — Die Einwohner sind größtentheils wendischen Ursprungs, aber schon längst Teutsche in Sprache und Sitte, wenn man gleich in beiden Abweichung von denen der andern Ämter bemerkt. Das Amt ist die ehemalige Grafschaft gl. N., welche Graf Nicolaus, damals kinderlos, 1303 an Herzog Otto von Lüneburg verkaufte. Die kaiserliche Bestätigung dieses Kaufes erfolgte 1312; die nach demselben von Nicolaus erzeugten Söhne suchten sich aber im Besitze der Grafschaft zu erhalten, daher Kaiser Karl IV. im Jahre 1377 das Schloß Dannenberg zerstören ließ und die Grafschaft dem Herzog Albrecht von Lüneburg zu Lehn gab. Seit 1569 besaß sie die (nachherige) wolfenbüttelsche Linie des Hauses Braunschweig, welche auch bis 1634 in D. residirte, und erst 1672 kam sie wieder an das Fürstenthum Lüneburg. — 2) Stadt, Amtssitz und Superintendentur, auf einem Hügel an der schiffbaren Jetze gelegen (53°5′57″ Br. 28°50′45″ L.), ist ummauert und hat eine Vorstadt, eine Kirche, ein Hospital, 192 Häuser und 1426 Einwohner, worunter 44 Juden, 156 Gewerbetreibende, 5 Tabaksspinner ic. Auch hat die Stadt ziemlich lebhaften Korn-, Mehl-, Garn- und Leinwandhandel. (*Leonhardi.*)

DANNHAUER, Johann Konrad, Professor der Theologie zu Straßburg, geboren den 24. März 1603 in dem Dorfe Köndringen im Badenschen, wo sein Vater Prediger war. Seit seinem 7. Jahre erhielt er in Straßburg Schul- und darauf akademischen Unterricht, wurde 1621 Magister und erhielt im folgenden Jahre den poetischen Lorbeer. Jetzt erst wandte er sich vom Sprach- und philosophischen zum theologischen Studium, besuchte seit 1625 die hohen Schulen zu Marburg, Altdorf und Jena, und ging 1628 als Inspector des Prediger-Collegiums nach Straßburg zurück, worauf er im folgenden Jahre das Lehramt der Beredsamkeit erhielt. Eine theologische Lehrstelle wurde ihm 1633 übertragen, und seit 1658 war er Pastor an der Hauptkirche, Präses des Kirchenconvents und Dekan des Thomanischen Kapitels. Ehrenvolle Vocationen nach Ulm, Frankfurt am Main, Rostock und Danzig schlug er aus, und starb zu Straßburg den 7. November 1666. Er war einer der scharfsinnigsten Theologen seiner Zeit, ein Scholastiker, der mit viel Gelehrsamkeit eine nicht gemeine Penetration, Witz und einen praktischen Geist verband. Seine Schreibart ist dunkel, oft änigmatisch, die Einkleidung bildlich, und schon die Titel seiner Schriften haben etwas Auffallendes. Wer sich aber dadurch nicht abschrecken läßt, findet bei allem Ungewöhnlichen und Sonderbaren auch viel Gutes und Selbstgedachtes. Als Dogmatiker bediente er sich der analytischen Methode, machte einen fleißigen Gebrauch von der Bibel, auch von andern, insbesondere Luthers Schriften, und fügte jedem Dogma sogleich die praktische Anwendung bei. Die umfassendste unter seinen dogmatischen Schriften ist seine Hodosophia christiana s. theologia positiva in certam, plenam et cohaerentem methodum redacta. Argent. 1649; 1666. 8. Lips. 1713. 4., die Spener (Dannhauers Schüler) in Tabellen brachte und zu Frankfurt 1690. 4. unter dem Titel: Hodosophia in tabulas redacta, mit einer weitläufigen Vorrede von den Hindernissen des theologischen Studiums, drucken ließ. Dannhauer theilt die ganze Dogmatik in 12 Phänomene ein; das erste ist das Licht des Wegs zum Himmel oder die heilige Schrift, das zweite der Leuchter auf dem himmlischen Wege oder die Kirche, das dritte das Ziel des heiligen Weges, das höchste Gut oder Gott, das vierte die Finsterniß oder das Übel, das fünfte der Wanderer oder der Mensch im Stande der Unschuld und des Falls ic. In zwei andern dogmatischen Schriften (Christosophia. Argent. 1638. 8. Mysteriosophia. Ib. 1646. 8.) entwickelt er die Lehre von der Person, dem Amte und dem doppelten Stande Christi, und die Lehre von den Sakramenten thetisch und antithetisch [1]). Entscheidungen über Gegenstände der Casuistik enthält sein Liber conscientiae apertus s. Theologiae conscientiariae Tomi II. Argent. 1679. 4. Unter den ersten Bearbeitern der biblischen Hermeneutik hat sich Dannhauer ehrenvoll ausgezeichnet. Er schrieb zuerst eine Idea boni interpretis et malitiosi calumniatoris. Argent. 1630; 1642. 8., worin er versicherte, das theologische Gebiet mit einer neuen Provinz bereichert zu haben, und erweiterte auch dieselbe in seiner Hermeneutica sacra sive methodus exponendarum sacrarum literarum. Ib. 1654. 8., wovon die erste die allge-

2) Klüpfelii Necrolog. 310—316. Gradmanns gel. Schwaben. 94. Allgem. Literaturzeit. 1805. Intbl. Nr. 125.

1) *Walchi* bibl. sel. theol. T. I. 60. Semlers Einleit. in die Gesch. d. Glaubensl. vor Baumgartens Dogmat. 1. Bd. 84. Heinrichs Gesch. der verschied. Lehrarten 334.

meine philosophische, die andere die besondere theologische Hermeneutik enthält. Er drang besonders stark auf den Gebrauch der historischen Hilfsmittel zur Sacherklärung und selbst auf die Nothwendigkeit der Kritik, doch war er mehr Philosoph als Sprachkenner, ob er gleich der biblischen Auslegungskunst den ersten wissenschaftlichen Anstrich gegeben hat. Mehre seiner Schriften gehören in das Fach der Polemik, denn streitsüchtig war Dannhauer bis zur unanständigen Heftigkeit. Besonders war er der Vereinigung der Lutheraner und Reformirten sehr zuwider, obgleich der Kurfürst von der Pfalz, Karl Ludwig, ihn zu gewinnen suchte. Den Bemühungen des Johann Duräus (Dury) setzte er sich in dieser Beziehung so hartnäckig entgegen, daß ihn derselbe endlich vor den Richterstuhl Christi foderte. Einen andern, langwierigen Streit hatte er mit Johann Reinboth, zuletzt Superintendent zu Schleswig, über das Ausgehen des h. Geistes vom Sohne Gottes, oder eigentlich blos über das Gewicht dieses Dogma und einer bestimmten Erklärung darüber, die Reinboth nicht für nöthig, auch in der Schrift und in den alten Glaubensbekenntnissen nicht vorgeschrieben hielt. Er hatte Dannhauern besonders dadurch gereizt, daß er in einer zu Rostock gehaltenen Disputation de catechesi veterum 1645 hie und da Dannhauers Katechismusmilch oder Erklärung des Lutherischen Katechismus. Straßb., neueste Aufl. 1680. 10 Th. 4. angriff, oder doch etwas hart beurtheilte. Daher beschuldigte ihn dieser 1650 in seinem Sigalion oder dialogus pro mysterio Syncretismi einer Gleichgiltigkeit gegen die Glaubenslehre, welches eine Menge von Streitschriften zur Folge hatte [2]). Einen ganz scholastischen Zuschnitt haben Dannhauers Predigten über die Evangelien. Straßb. 1661. 4. Predigten über die Episteln. Eb. 1683. 4. Hagiologium festale oder Festpredigten. Eb. 1677. 4. u. a. Seine Disputatt. theologicae cum indice Jo. Misleri erschienen zu Leipzig 1707 in 2 Quartbänden. Alle seine Schriften verlangen Leser, die nicht mehr Anfänger in der Theologie sind [3]). (*Baur.*)

DANNHAUSER, Tanhäuser, Thanhauser, Lat. Danusius (Peter), Magister der freien Künste in Nürnberg im 15. Jahrhundert, gewöhnlich Meister Peter genannt. Er war ein lateinischer Dichter, stand mit vielen gelehrten Männern in Verbindung und edirte folgende Werke: Oratio Hermolay Barbari ad federicum et maximilianum principes cum gratulatione Lud. bruni de regis rom. coronatione. Nor. 1490. 4. Repertorium s. tabulam generalem auctoritatum Aristotelis cum commento per modum alphabeti et philosophorum. Ib. 1490. 4. Opera et tractatus b. Anselmi Archiepiscopi Cantuar. ord. S. Bened. Ib. 1491. fol. (auf seine eigenen Kosten gedruckt). Archetypum triumphantis Romae 1493 oder 94 von ihm selbst verfertigt. Th. de Kempis de imitatione opus. Nor. 1494. fol. Specula omnis status humane vite venerabilis patris Dionysii prioris domus Carthusiae in Ruremund. Ib. 1495. 4. Opera Gwilhermi divi Parisiensis episcopi. Ib. 1496. fol. Guilhermum de sacramentis. Cur Deus homo, et de poenitentia cum registro fol. Guilhermus de universo. fol. *). (*Baur.*)

Dano, Insel, s. Guajan.

DANOT, ein schon längst in Frankreich gegen Brustkrankheiten bekanntes Volksmittel (s. Galeopsis.) (*Th. Schreger.*)

DANOV, Danovius, Ernst Jakob, Kirchenrath und Professor der Theologie in Jena, geb. den 12. März 1741 zu Redlau unweit Danzig, wo sein 1772 verstorbener Vater ein gelehrter und beliebter Prediger war. Aus dem Unterrichte desselben kam er in seinem 13. Jahre auf das Danziger Gymnasium, und verweilte darauf 5 Jahre auf den hohen Schulen zu Helmstädt und Göttingen. Schon 1765 wurde er Rector der Johannisschule zu Danzig; da ihn aber die Hitze, mit der er Lehrart und Schulzucht verbessern wollte, in viele Verdrüßlichkeiten verwickelte, so folgte er 1768 gerne einem Rufe als supernumerairer Professor der Theologie nach Jena. Er wurde 1775 weimarischer und eisenachischer Kirchenrath, und rückte 1779 zur ersten theologischen Professur vor. Vom plötzlichen Anfalle einer heftigen Melancholie überwältigt, die er sich durch Überspannung seiner Geisteskräfte und zu vieles Sitzen zugezogen hatte, stürzte er sich am 18. März 1782 in die Saale, und die Kunstmittel der Ärzte vermochten ihn nicht ins Leben zurückzurufen. Danov war ein sehr beliebter, für Jena sehr wohlthätiger Lehrer, und auf dieser Hochschule der erste, der eine freiere Lehrart einführte und auf seine zahlreichen Zuhörer wohlthätig wirkte. Dogmatik, Moral, symbolische Theologie und Exegese des neuen Testaments waren die Fächer, in welchen er am meisten leistete. Es dämmerte aber erst in seiner Sele, und seine Vorlesungen hatten nur einen Schein von Gründlichkeit und philosophischer Bündigkeit d. h. seinen lebhaften und zusammenhängenden Vortrag. Seine Predigten hatten zu viel Scientifisches und seine Modulation zu viel Katheberton. So beredt sein mündlicher Vortrag war, so geschraubt, verdreht und mühsam war sein schriftlicher, und zwar besonders sein lateinischer. Das Wichtigste, was er drucken ließ, ist seine Dogmatik (Institutiones theologiae dogmaticae. Lib. II. 1772—76. 8.), die den Bedürfnissen der Zeit angemessen war, und das Ihrige zur Aufklärung und Berichtigung einzelner dogmatischer Begriffe z. B. vom Ebenbilde, Strafe des Sündenfalls, Gnadenwahl, Rechtfertigung etc. beitrug. Zugleich hat er sein Lehrbuch mit einigen Eintheilungen und theologischen Kunstwörtern bereichert, die ihm zur Genauig-

2) Man sehe von diesen Streitigkeiten *Molleri* introd. ad hist. Cherson. Cimbr. P. II. 190. und dessen Cimbr. liter. T. II. 692. 3) *Schalleri* progr. in ejus obit. 1667, bei der Saml. s. Disput. 1707 und in *Wittenii* memor. theol. Dec. XII. p. 1438. *J. Postii* stelle Dannhaueriana. Giessae 1667. 4. *Freheri* theatr. P. I. 664. *Fabricii* hist. bibl. P. IV. 72. *Reimmann* hist. lit. T. V. 668. Uhse Leben d. Kirchenlehrer 578.

*) Roederi cat. libror. qui Saec. XV. Norimb. impr. sunt. Hummels Bibl. v. selt. Büch. 1. Bd. 252. Panzers ält. Buchdruckergesch. Nürnb. 116. 121. Freytag appar. lit. T. II. 825. T. III. 200. Wills und Nopitsch Nürnberg. Gel.-Lex.

keit, zum Verstande der symbolischen Bücher, älterer Theologen und ihrer Streitschriften, unentbehrlich schienen [1]). Seine übrigen Schriften bestehen größtentheils aus Dissertationen und Programmen: De episcopis tempore Apostolorum. Ien. 1778. 4. Explanatio locorum scripturae sacrae divinitatem Jesu Christi probantium. Ib. 1774. 4. Jesus Christus filius Dei. 1776—77. 4. Prog. III. de eo, quod in religione vim rationis superat. Ib. 1778—81. 4. Mit G. F. Seiler in Erlangen hatte er einen wenig bedeutenden Streit über Prädestination und Rechtfertigung, die Danov für gleichbedeutend erklärte, mit dem einzigen Unterschiede, daß der letzte Ausdruck unbestimmter, jener aber bestimmter sei [2]). Heilmanns Opuscula theol. Ien. 1774—77. Vol. II. 8. hat er herausgegeben, und die von einem Ungenannten verfertigte Übersetzung von Roustans Briefen zur Vertheidigung der christlichen Religion. Halle 1783. 8. verbessert und mit Anmerkungen begleitet [3]). (*Baur.*)

Dansborg s. Trankebar.

DANTE ALLIGHIERI. Der eigentliche Taufname war Durante, wovon Dante nur die gewöhnliche florentinische Abkürzung ist. Der Geschlechtsname Allighieri wird von den Neuern mit einem l geschrieben, allein in den Urkunden des 14. Jahrhunderts findet man in der Regel Aldigherius, Aldighieri, Allagherius, Allegherius, und Boccaccio [1]) nennt die Urgroßmutter des Dante Aldighieri, woraus später Allighieri gemacht worden sei. Der noch ältere Commentator der Divina Commedia, der Anonimo genannt [2]), nennt sie ebenfalls Alleghiera, woraus der Geschlechtsname Allighieri entstanden sei. Die spätern Nachkommen des Dichters in Verona im 16. Jahrh. schrieben sich Aligeri [3]) und, als ob dies vom lateinischen aliger käme, nahmen sie einen goldnen Flügel im blauen Felde zum Wapen, während ihre Vorfahren ein senkrecht getheiltes, halb goldenes halb schwarzes, von einer weißen Binde quer durchschnittenes Schild geführt hatten [4]). Noch jetzt spricht man Aligēri in Verona wie Ugo Foscolo [5]) bemerkt.

Die Wichtigkeit dieses Artikels wird es nothwendig machen, ihn in 2 Abschnitte zu theilen und zuerst von dem Leben, dann von den Werken Dante's zu reden.

A. Das Leben Dante's. Die Lebensumstände dieses größten aller italiänischen Dichter sind von keinem seiner Zeitgenossen genau und ausführlich verzeichnet worden, wenn man nicht die in den ältesten, leider größtentheils noch ungedruckten Commentaren über die göttliche Comödie zufällig vorkommenden Notizen in Anschlag bringen will. An Biographien des Dichters hat es kurz nach seiner Zeit zwar nicht gefehlt, aber kritische und genaue Untersuchungen über seine Schicksale hat man erst in der neuern Zeit, und eben deshalb so oft vergeblich angestellt. Die wichtigsten Arbeiten über das Leben Dante's sind folgende:

1) Dell' origine, vita, studj e costumi del chiarissimo Dante Allighieri, von Giovanni Boccaccio. Baldelli [6]) hat es sehr wahrscheinlich gemacht, daß Boccaccio diesen Panegyricus auf Dante ums Jahr 1351 geschrieben, nachdem er selbst in Ravenna gewesen und mehre noch lebende Freunde, auch vielleicht einige Kinder Dante's gesprochen habe. Fast alle spätere Biographen des Dichters haben dies Werk, weil es mehr ein Roman als eine Geschichte sei, bitter getadelt, und nicht zu leugnen ist, daß Boccaccio sich darin oft in breiten, nichts sagenden Deklamazionen ergießt, dagegen die eigentlichen Lebensumstände des Dichters nur sehr oberflächlich und ungenau berührt, sei es, daß er selbst sie nicht besser kannte, oder weil er mit diesem Werke nur beabsichtigte, die Erbitterung der Florentiner gegen Dante zu mildern, ihre Theilnahme zu erwecken und ihnen Ehrfurcht vor seinem Andenken einzuflößen. Dem ungeachtet ist Boccaccio als einer der nächsten Zeitgenossen und eifriger Bewunderer Dante's eine, wenn auch mit Vorsicht zu gebrauchende, Hauptquelle für das Leben des Dichters [7]). Sein Werk, welches aber in sehr verstümmelten und von einander sehr abweichenden Handschriften auf uns gekommen, ist zuerst in der Ausgabe der Divina Comm. von Vendelin de Spira 1477. fol. gedruckt; dann besonders Roma 1544. 8. bei Franc. Priscianese; dann Firenze, Sermartelli 1576. 8. mit der Vita nuova und einigen Canzonen. Bei weitem correcter aber in Prose di Dante All. e di M. Giov. Boccaccio Firenze 1723. 4. von Biscioni mit seinen und Salvini's Noten. Die römische Ausgabe von 1544 liegt dieser zum Grunde. Viel schlechter ist der neue Abdruck der vita di Dante in der Samlung dee Classici Italiani, als Anhang zum Decamerone. Milano 1803. 4. v. 8. Ebenso schlecht Milano, Silvestri 1823. Ausgezeichnet dagegen ist: La vita di Dante scritta da G. Boccaccio, emendata da Bartolommeo Gamba. Venezia 1825. 8., es sind aber nur wenige Exemplare davon abgezogen. Eine Vita di Dante, welche aber ganz außerordentlich von den gewöhnlichen Ausgaben abweicht, und fast wie ein berichtigender Auszug aus dem Werke des Boccaccio aussieht, ist nach einem Manuscripte des 15. Jahr-

1) Danziger Berichte, Bd. 12. S. 632. Heinrichs Gesch. d. Lehrarten 475. 2) Auf diesen Streit beziehen sich Danovs drei Abhandlungen von der Rechtfertigung. Aus dem Lat. (von Mölrath) übers. Jen. 1777. 8. Seiler über den Unterschied der Rechtfertigung und Prädestination. Erl. 1777. 8. und G. Schlegels Erklärung der Rechtfertigung des Christen vor Gott. Riga 1778. 8. S. Allgem. theol. Bibliothek. Mietau, 13. Bd. 351—360. Acta hist. eccles. nostr. temp. Bd. 4. 713—832. Schlegels Kirchengesch. d. 18. Jahrh. 2 Bd. 556. 3) Acta hist. eccles. nostr. temp. 1. Bd. 854. und 9. Bd. 375—414., ausgezogen aus Danovs Leben von C. G. Schütz bei Roustans Briefen. Seilers gemeinnütz. Betrachtung. v. J. 1783. S. 625. ff. Von seinem Tod Jen. gel. Zeit. 1782. S. 182. Denkwürdigk. aus dem Leben ausgez. Teutschen 481. Baurs Galerie hist. Gem. 5. Thl. 424—429.

1) Vita di Dante in Prose di Dante e di Messer Giovanni Boccacci ed. Biscioni. Firenze 1723. 4. p. 223.
2) Dionisi Divina Commedia. Brescia 1810. T. I. p. XLIX.
3) Pelli Memorie per la vita di Dante Alligh in der Ausgabe der Werke Dantes von Zatta Venez. 1757. 4. p. 27. Mehus Vita Ambrosii Camaldulensis. Florentiae 1759. fol. p. 178.
4) Pelli l. l. p. 16. 5) Discorso sul testo di Dante. Londra 1825. 8. p. 432.

6) Vita di G. Boccaccio. Fir. 1806. p. 378. 7) Ugo Foscolo p. 271.

hunderts zuerst von Mussi, Milano 1809, herausgegeben und dann im 5. Bande der Ausgabe der Divina Comm. Padova 1822. 8. abgedruckt.

2) Das Leben Dante's von Filippo Villani. Dieser (ein Neffe des bekannten Giovanni Villani), ein florentinischer Rechtsgelehrter, welcher in seinem höheren Alter 1401 und 1404 [8]) die Div. Comm. öffentlich erklärte, schrieb, etwa noch 1390, ein Werk: Philippi Villani solitarii de origine civitatis Florentiae et ejusdem famosis civibus. Lib. II. Das 2. Buch enthält unter andern Biographien auch de vita et moribus Dantis, insignis comici. Alte handschriftliche italiänische Übersetzungen dieses Werkes finden sich in vielen Bibliotheken von Florenz, und aus diesen gab Mazzuchelli, Venezia 1747. 4. die Vite heraus, worunter aber gerade die des Dante fehlt. Mehus fand endlich das lateinische Original in einer Handschrift der Gaddiana (jetzt in der Laurentiana) und ließ die Vita Dantis auszugsweise abdrucken [9]), es ist aber von sehr geringer Bedeutung.

3) Etwas ausführlicher ist die Biographie Dante's in dem Fons memorabilium universi von Dominicus Bandini, Aretinus, welcher zwischen 1340 und 1415 als Professor der Grammatik und Rhetorik zu Florenz lebte. Er scheint den Boccaccio vor Augen gehabt zu haben. Mehus hat, was er vom Dante sagt, aus der Handschrift abdrucken lassen [10]).

4) Unbedeutend dagegen ist, was Secco Polentone, Kanzler von Padua, im 15. Jahrh. im 4. Buche seiner Scriptorum illustrium linguae latinae ad Polydorum filium L. XVIII. von Dante erwähnt, und was Mehus aus einer ambrosianischen und einer riccardischen Handschrift hat abdrucken lassen [11]).

5) Unendlich wichtiger ist die Arbeit des Leonardo Bruni aus Arezzo. Er war Statssekretär von Florenz und konnte als solcher die Archive benutzen, wie er denn auch zu seiner Geschichte von Italien gethan. Er hat das Leben Dante's ums Jahr 1436 italiänisch geschrieben, vorzüglich in der Absicht, wie er selbst sagt, den Boccaccio zu ergänzen. Er hatte, nach seinem eignen Zeugniß noch eigenhändige Briefe Dante's vor Augen [12]). Seine Biographie Dante's und die des Petrarca wurden zuerst gedruckt Perugia 1671. 4. und 1672 zu Florenz von Fr. Redi in 12. herausgegeben. Die des Dante allein ist in mehre Ausgaben der Divin. Comm. z. B. Padova 1727. von Volpi, Venezia 1739. von Pasquali, ibidem 1757. von Zatta, und Padova 1822 im 5. B. aufgenommen worden.

6) Nicht unwichtig ist ferner die Arbeit des Florentiners Jannotius Manettus, welcher nach 1450 (er starb zu Neapel 1459) De Vita et moribus trium illustrium poëtarum Florentinorum, Dantis, Petrarchae et Boccaccii schrieb; in dem Leben Dante's ist er vorzüglich dem Boccaccio fast wörtlich und dem Leonardo gefolgt. Mehus hat dies Werk aus einem Manuscripte der Laurentiana unter dem Titel: Specimen hist. litter. Florentinae saeculi 13. et 14. Florentiae 1747. 8. zuerst herausgegeben.

7) Giovanni Mario Filelfo, utriusque juris Dr., schrieb um die Mitte des 15. Jahrh. ad generosum civem Veronensem, Petrum Aligerum, einen späteren Nachkommen des Dichters: De clarissimi poëtae Dantis Florentini vita et moribus, welche als Manuscript sich in der Laurentiana befindet, und woraus Mehus Auszüge bekannt gemacht hat [13]). Er tadelt zwar bitter seine Vorgänger, besonders den Boccaccio und rühmt sich im Besitz vieler Werke des Dichters, von denen man fast gar keine Nachricht hat, und unzähliger Briefe desselben zu seyn, aber wenn man sieht, daß die von ihm citirten Anfänge bekannter Schriften Dante's mit den wirklichen Anfangsworten durchaus nicht übereinstimmen, so muß er wol als höchst unzuverlässig erscheinen. Manche höchst zweifelhafte Angaben über das Leben des Dichters sind allein aus dieser unsichern Quelle geflossen [14]).

Außer diesen ältern Arbeiten weisen Pelli [15]) und Mehus [16]) noch mehre kürzere anonyme Biographien Dante's in verschiedenen Codd. nach, wovon manche wol noch zum Theil ununtersucht seyn mögen.

Aus den vorhin erwähnten sind denn auch die Vite di Dante geschöpft, welche Landino und später Vellutello ihren Ausgaben der Div. Comm. vorangestellt haben. Doch ist die Arbeit des Vellutello, welcher sich fast wörtlich an Leon. Bruni anschließt, der des Landino bei weitem vorzuziehen. Crescimbeni [17]) gibt nach seiner Art eine ganz kurze Biographie des Dichters, von einem Wust von Anmerkungen begleitet, aus beiden ist aber wenig zu lernen.

Bis dahin war das Leben des Dichters meist nur nach unsichern Überlieferungen und Sagen beschrieben worden. Der erste, der es versuchte, alles bisher bekannte zusammenzustellen und einigermaßen kritisch zu sichten, war Giuseppe Pelli, dessen Memorie per servire alla vita di Dante Allighieri in der zweiten Abtheilung des vierten Bandes der Gesamtausgabe der Werke Dante's, Venezia 1758. 4. sich befinden [18]). Ein freilich nicht ausreichendes, aber vorzüglich dadurch höchst verdienstliches Werk, daß er viele auf die Lebensumstände des Dichters sich beziehende Urkunden zuerst ans Licht gezogen. Manche Berichtigungen desselben und einige Zusätze verdankt man dem fleißigen Tiraboschi im 5ten Bande seiner Storia della letteratura italiana, aus welcher das Leben Dante's wiederum mit den sehr wichtigen Erläuterungen von De Romanis in des letzteren neueste Ausgabe der Div. Comm. Roma 1820. 3. Vol. 8. und Padova 1822 im 5ten Bande aufgenommen worden ist. Sehr große

8) Salvini, Fasti consolari dell' Accademia Fiorentina, nella prefazione. 9) Mehus Vita Ambr. Cam. p. 167. et sqq. 10) Mehus V. Amb. p. 168. 11) Mehus specimen historiae litterariae florentinae. Florentiae 1747. 8. praefat. p. XIX. und Vita Amb. p. 171. 12) Vita di Dante in Div. Comm. Padova 1822. T. V. p. 60.

13) Specimen hist. litter. XXIII. sqq. 14) Eben jetzt (1830) kündigt der Kanonikus Moreni zu Florenz einen von ihm besorgten Abdruck dieses Werks an. 15) Memorie p. 6. 16) Vita Ambr. p. 170. 17) Storia della volgar poesia. Der Artikel über Dante abgedruckt in der Zattaischen Ausgabe, T. I. p. XI. seq. 18) Auch besonders gedruckt Firenze 1823. 8. gr.

Verdienste um die Biographie des Dichters hat sich der 1809 zu Verona verstorbene Kanonikus Dionisi erworben, dessen gründliche Forschungen auf einer genauen Kenntniß der Geschichte und vielen noch ungedruckten Manuscripten und Commentaren beruhen. Er hat die Resultate seiner Arbeit vorzüglich in zwei Werken niedergelegt, 1) Serie di Aneddoti. Verona 1785 et sqq. 4. Es sind in allem 8 Hefte, wovon das 2te, 4te und 5te sich fast allein mit Dante beschäftigen. 2) Preparazione storica e critica alla nuova edizione di Dante All. Verona 1806. 2 V. 4., dann auch in der von ihm besorgten Prachtausgabe des Dante, Parma, Bodoni 1795. 3 V. 4., und in der danach gemachten kleinern Ausgabe, Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 16. — Mit großer Einsicht hat Gasparo degli Orelli im 2ten Theile der Cronichette d'Italia, Coira 1822. 2 V. 8. theils das Leben des Dichters beschrieben, theils die auf seine Zeit bezüglichen Stellen italiänischer Chroniken zusammengestellt. — Kurz aber lehrreich ist die Einleitung und das Leben des Dante, welches Kannegießer seiner Übersetzung der Div. Comm. Leipzig 1825. 3 B. 8. vorangestellt hat. — Ausführlicher und sehr brauchbar sind die „Beiträge für das Studium der göttlichen Komödie, von B. R. Abeken." Berlin und Stettin 1826. — Manche Lebensumstände des Dichters werden scharfsinnig und kritisch beleuchtet von Ugo Foscolo († 1827) im 1ten Bande seiner Div. Comm. illustrata, welcher unter dem Titel Discorso sul testo di Dante, Londra 1825 erschienen ist. — Das Buch des C. Troya: Del veltro allegorico di Dante, Firenze 1826. 8., welches nur als eine vorläufige Ankündigung und Übersicht eines größern Werkes gegeben wird, würde alle Zweifel auch über die kleinsten Lebensumstände des Dichters lösen, wenn es dem Verfasser nur gefallen hätte, die Beweise für seine kühnen Hypothesen beizubringen.

Aus diesen Quellen und Vorarbeiten, aus den gleichzeitigen Geschichtschreibern, vorzüglich Dino Compagni und Giov. Villani, verbunden mit Berücksichtigung aller Werke des Dichters, worin er aber leider nur selten von sich selbst und nie von den Seinigen redet, wollen wir nun versuchen, die Umstände seines Lebens, so weit es überhaupt möglich ist, zusammen zu stellen.

Dante ward im Mai 1265 [19]) zu Florenz geboren und in dem dortigen Battisterio getauft [20]). Der Vater Allighiero degli Allighieri, von einigen auch Alighiero del Bello degli Allighieri genannt, war ein Rechtsgelehrter, wie Benvenuto von Imola [21]) berichtet und zweimal verheirathet [22]). Von der ersten Frau hatte er einen Sohn, Francesco, von der zweiten, Donna Bella, deren Familiennamen man nicht kennt, ward ihm Dante und vermuthlich noch eine Tochter geboren [23]). Die Familie Dante's gehörte gewiß zu den ältesten und achtbarsten Geschlechtern von Florenz, wenn auch gerade nicht zu den vornehmsten und edelsten, sonst würde sein Vater wol schwerlich, nach der Niederlage der Guelfen zu Montaperti 1260 in Florenz geblieben oder dort geduldet worden seyn, wie doch der Fall gewesen seyn muß, da Dante 1265 geboren und die vornehmsten damals ausgewanderten Geschlechter erst 1267 zurückkehrten. Die Bewunderung für den großen Dichter ist indeß bemüht gewesen, ihm die möglichst edlen Ahnen beizulegen. Boccaccio [24]) und nach ihm Villani, Domin. Arretinus, Manetti u. a. leiten das Geschlecht Dante's von der edlen und alten Familie der Frangipani zu Rom ab, von welcher ein Jüngling Eliseo beim Wiederaufbau von Florenz unter Karl dem Großen thätig gewesen, sich dann dort niedergelassen habe und Stifter des Geschlechts der Elisei geworden sei, von welchem die Allighieri abstammen. Abgesehen von den historischen Schwierigkeiten, welche dieser Behauptung entgegen stehen, beruht sie einzig und allein auf dem sehr unzuverlässigen Zeugniß Boccaccio's, welcher selbst nur dem Gerücht nachzuerzählen gesteht [25]). Selbst der zweite Theil der Sage, daß Dante zu dem Geschlechte der Elisei gehört habe, ist höchstens nur wahrscheinlich zu nennen, indem Leon. Bruni (1436) bezeugt [26]), daß zu seiner Zeit noch die Häuser der Vorfahren Dante's Case degli Elisei genannt worden seien. Dante selbst, obwol nicht unempfindlich gegen den Glanz der Geburt [27]), verschmäht jenen eitlen ihm angedichteten Ruhm; er kennt keinen andern Stammvater als den Cacciaguida, einen tapfern Krieger, welcher 1090 oder 1091 zu Florenz geboren [28]), unter Kaiser Konrad III. in den Kreuzzügen focht, zum Ritter geschlagen wurde und 1147 im Gefecht blieb [29]). Cacciaguida hatte zwei Brüder, Moronte und Eliseo [30]), und von letzterem wird wol am sichersten das Geschlecht der Elisei abgeleitet, welche in diesem Falle nur Seitenverwandte der Allighieri gewesen wären; denn daß das Geschlecht der Elisei älter gewesen und schon Cacciaguida dazu gehört habe, wird ohne allen Beweis vorausgesetzt und widerspricht der Behauptung Muratori's, daß erst im 11ten Jahrhundert die Gewohnheit der Geschlechtsnamen aufgekommen sei [31]). Von seinen eigenen Vorfahren schweigt Cacciaguida [32]), sei es, daß sie dem Dichter unbekannt gewesen, oder, wie diejenigen vermuthen, welche die Abstammung von den Frangipanis behaupten, weil dies Geschlecht sich immer den Päpsten sehr ergeben bewiesen [33]), und namentlich ein Frangipani es war, welcher 1268 den unglücklichen Conradin auf seiner Flucht verhaftete und seinem Todfeinde, Karl von Anjou, für Geld auslieferte [34]). Doch ist nicht zu leugnen, daß Dante in manchen Stellen seines Gedichtes seinem Geschlechte einen römischen Ur-

19) Boccaccio Commento sopra Dante. Firenze 1724. T. I. p. 19. Manetti etc. 20) Paradiso XXV, 8. 21) Muratori Antiq. Italicae. I. 1269. 22) Pelli p. 24. 23) Boccaccio im Comment. zum VIII. canto des Inferno. p. 66.

24) Vita di Dante. p. 222. 25) Vita di Dante. p. 222. 26) Vita di Dante. Ed. Pad. p. 50. 27) Paradiso XVI. V. 1 sqq. 28) Parad. XVI, 34—39. Ed. Pad. Tom. III. p. 398. 29) Parad. XV, 139 sqq. 30) Ibidem 136. 31) Muratori Antiq. Diss. 42. 32) Parad. XVI. 40 sq. 33) Div. Com. Ed. Padov. T. V. p. 106. 34) Giov. Villani. L. VII. c. 29.

sprung zu geben scheint [35]), woraus denn etwas später sich die Sage von den Frangipanis gebildet haben mag. Cacciaguida hatte zur Frau eine Aldighieri aus dem Thale des Po [36]), welches einige auf Ferrara [37]), andere auf Parma [38]), noch andere auf Verona *) deuten, und alle behaupten, das Geschlecht der Aldighieri blühe noch zu ihrer Zeit an diesen verschiedenen Orten; doch scheint die meiste Wahrscheinlichkeit wol für Ferrara zu sprechen. Von den Söhnen aus dieser Ehe nahm einer den Namen der Mutter an [39]); er mag ums Jahr 1200 gestorben seyn [40]) und ward so der Stifter des Geschlechts der Allighieri in Florenz. Der Sohn dieses Allighieri hieß Bellincione, der bis zum Jahr 1266 in Documenten erwähnt wird [41]), und dessen Sohn Allighiero degli Allighieri war der Vater unsers Dichters [42]). Dante war unter dem Zeichen der Zwillinge geboren, und scheint selbst dieser Constellation einen entscheidenden Einfluß auf sein Gemüth einzuräumen [43]); um so weniger darf man sich wundern, wenn spätere daraus die Sage gebildet, sein Lehrer Brunetto habe dem Kinde aus jenem Umstande einen ausgezeichneten Ruhm in den Wissenschaften prophezeit [44]). Und wenn uns Boccaccio erzählt [45]), die Mutter des Dante habe während ihrer Schwangerschaft einen Traum gehabt, worin ihr geschienen, sie werde unter dem Schatten eines hohen Lorbeerbaums neben einer Quelle entbunden, das Kind habe sich von den Früchten des Baums und dem Wasser der Quelle genährt, sei in kurzem ein Hirt geworden, als er aber sich bemüht, einige von den Blättern des Baumes zu bekommen, sei er gefallen und in einen Pfau verwandelt wiederaufgestanden; so wird es wol niemandem einfallen, über die Wahrheit oder Erdichtung dieses Traumes zu streiten oder Boccaccio's spitzfindige Auslegung desselben [46]) anzunehmen.

Als Dante geboren wurde, saß Clemens IV. auf dem päpstlichen Stuhl. Manfred, der tapfere Sohn Friedrichs II., herrschte noch in Neapel und Sizilien, aber schon in demselben Jahre kam Karl von Anjou nach Rom, um 1266 zum König von Neapel gekrönt zu werden. Der kaiserliche Stuhl war unbesetzt. In Florenz herrschten seit 1260 die Ghibellinen. Als aber Karl von Anjou 1266 über Manfred siegte und den Guido von Montfort als Podestà nach Florenz schickte, entwichen die Ghibellinen ohne Kampf aus Florenz, und kehrten erst 1278 durch Vermittelung des Papstes Nicolaus III. zurück. Bald nachher 1282 kam auch die Verfassung der Stadt zu Stande, welche sich im Ganzen bis zum Untergange der Freiheit erhalten hat. Es wurden nämlich, anfänglich ohne Unterschied der Geburt, später mit gänzlicher Ausschließung des Adels, von jedem der drei Arti maggiori oder Zünfte ein Priore gewählt, deren Zahl aber gleich bei der nächsten Wahl nach den Sesti oder Sestieri (Stadtviertel) der Stadt auf sechs stieg [47]). Sie blieben nur zwei Monate im Amte, und während ihrer Amtszeit wohnten und speisten sie gemeinschaftlich in einem öffentlichen Gebäude [48]). Ihnen zur Seite ward noch 1292 ein Gonfaloniere di giustizia gesetzt [49]). Der Podestà war immer ein Fremder. — Dante's Vater starb früh, doch wenn des Boccaccio Bericht zu trauen ist, nicht vor 1274 [50]). Er hinterließ ein für die damalige Zeit nicht unbedeutendes Vermögen an liegenden Gründen [51]). Die Mutter Bella scheint auf die edelste Weise für die Erziehung des Knaben gesorgt zu haben, welcher nach und nach mit allen Gegenständen bekannt wurde, welche damals den Kreis des menschlichen Wissens ausmachten. Einen bedeutenden Einfluß auf seine Bildung hat ohne Zweifel der für seine Zeit höchst gelehrte und ausgezeichnete Statsmann und Schriftsteller Brunetto Latini, Statssekretär der Republik (dittatore del nostro commune nennt ihn Giov. Villani) gehabt. Mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe gedenkt Dante seiner in seinem Gedicht, obwol er ihm, von strenger Gerechtigkeitsliebe gezwungen, einen schlimmen Platz im Inferno anweist und dessen Vorliebe für den ungebildeten florentinischen Dialekt in der Vulg. Eloqu. und im Convito tadelt [52]). Von seiner Bildungsgeschichte sagt Boccaccio im Allgemeinen wol ziemlich richtig: schon in der Kindheit habe er sich den kindischen Beschäftigungen abgeneigt erwiesen, und nachdem er die ersten Elemente der Wissenschaften in seiner Vaterstadt selbst erlernt, habe er sich später zu dem Studium der Alten, vorzüglich des Virgil, Horaz, Statius und anderer Dichter gewandt, habe darauf an verschiedenen Orten, namentlich in Bologna, unter verschiedenen Lehrern die Philosophie studirt und sich endlich in die tiefsten Tiefen der Theologie versenkt [53]). Wenn aber Boccaccio an einem andern Orte [54]) versichert, Dante sei erst, als er alle Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland aufgegeben, nach Paris gegangen und habe sich dort ganz dem Studium der Philosophie und der Theologie ergeben, so irrt er ohne Zweifel darin, daß er diesem Aufenthalt in Frankreich zu viel Wichtigkeit beilegt. Sicherer scheint das Zeugniß des Benv. von Imola, welcher selbst zehn Jahre in Bologna lebte und dort zwischen 1375 und 1388 die Div. Commedia öffentlich erklärte. Er erzählt [55]), Dante habe in Bologna den Miniaturmaler Oderisi kennen gelernt, welcher schon 1300 starb, und sagt ausdrücklich [56]): Quum auctor iste in viridiori aetate vacasset philosophiae naturali et morali in Florentia, Bononia et Padua,

35) Inferno XV, 73 sqq. 36) Paradiso XV, 137. 37) Boccaccio V. d. D. 225. Pelli 20. u. d. meisten. 38) Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 168. *) Dionisi Aneddoti. II. p. 36. 39) Paradiso XV. 138. 40) Pelli. p. 21. Paradis. XV. 91 sqq. 41) Pelli. p. 22. 42) Pelli. p. 23. 43) Paradiso XXII, 112 sqq. 44) Ben. da Lucca im Commentar über die Stelle Inferno. XV, 55 sqq. 45) Vita di Dante. 223. 46) Ibidem. 261.

47) Dino Compagni bei Muratori, IX. 470. 48) Giov. Vill. L. VII. passim. Franco Sacchetti. Nov. 83. 49) Dino Comp. Murat. IX. 474. 50) Vita di Dante. 225. 51) Ibidem 224. Pelli. p. 24. beweist es auch aus einer Urkunde von 1332. Leon. Arret. p. 59. 52) De vulgari eloquentia. Ed. Zatta. 267. Convito Ed. Biscioni. 69—71. 53) Vita di Dante. 224. 54) Vita di Dante. 254. 55) Muratori Antiq. 1085. 56) Ibidem. 1056.

in matura aetate jam exsul dedit se sacrae Theologiae Parisiis, und anderswo [57]): Auctor quum esset juvenis Bononiae in studio. Diese Behauptung, daß Dante noch jung, also lange vor seinem Exil Bologna und Padua besucht, wird durch das eigene Zeugniß Dante's vollkommen bestätigt. Im Convito nämlich sagt er [58]), um seinen Schmerz über den Tod der Beatrice (1290) zu überwinden, habe er das Werk des Boëthius und den Lälius des Cicero gelesen, sei dadurch zur Erkenntniß der Philosophie gekommen, und deßhalb sei er dahin gegangen, wo diese sich wahrhaft zeigte, nämlich zu den Schulen der Theologen und zu den Disputationen der Philosophen (Bologna, Padua), so daß er in der kurzen Zeit, etwa von 30 Monaten, angefangen habe, so sehr ihre Süßigkeiten zu schmecken, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken vertrieben und zerstört habe. Also in die Jahre 1290 — 1293 fällt sein eifriges Studium der Philosophie, und diese Stelle, in Verbindung mit den Äußerungen des Benvenuto läßt kaum einen Zweifel, daß er eben in dieser Zeit die berühmten Schulen von Bologna und vielleicht auch Padua besucht habe, was wiederum sich mit den übrigen bekannten Umständen seines Lebens, namentlich mit seinem Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt am besten vereinigen läßt, indem es unendlich wahrscheinlicher ist, daß er nach diesen Studien zu Statsgeschäften sei gebraucht worden, als daß er, wie einige wollen [59]), so wichtige Studien erst nach seiner Verbannung in der unruhigsten und drangsalvollsten Zeit seines Lebens sollte begonnen haben; besonders wenn man bedenkt, daß damals ganz vorzüglich nur Gelehrte zu Statsgeschäften und namentlich zu Gesandtschaften gebraucht zu werden pflegten. Neben den strengen Studien beschäftigte er sich auch schon frühzeitig mit den heitern Künsten. Wenn ihn Benvenuto einen Freund des Giotto und des Miniaturmalers Oderisi nennt [60]), so sagt uns Dante selbst, daß er die Zeichnenkunst getrieben [61]); Leonardo Bruni bemerkt noch, daß er auch eine schöne Hand geschrieben [62]). Die zärtliche Liebe, die er dem Musiker Casella bezeigt [63]), beweiset wenigstens, wie tief er den Zauber der Musik empfunden, und Boccaccio sagt ausdrücklich, daß er ein Freund jedes damals berühmten Sängers oder Musikers gewesen [64]). Wie früh er angefangen, sich in der italiänischen Poesie zu üben, welche er, wie es scheint, ohne Meister getrieben [65]), läßt sich nicht bestimmen; seine ersten Versuche scheint er dem Brunetto mitgetheilt zu haben, wenn anders das etwas unbedeutende Sonett an diesen echt seyn sollte [66]), aber erst die Liebe sollte ihm die Göttersprache leihen, durch welche er sich über alle seine Zeitgenossen erhob [67]). Auch die Provenzalen kannte er genau und wußte ihren Werth zu schätzen [68]). Es ist lange Zeit großer Streit unter den Italiänern gewesen, ob Dante griechisch gewußt, doch scheinen sich jetzt die Stimmen der meisten für die Negative zu entscheiden. Schon Manetti und Filelfo hatten ausdrücklich behauptet, daß Dante kein Griechisch verstanden [69]), und unter den Neuern sind Maffei, Tiraboschi, Mérian und Ugo Foscolo derselben Meinung [70]); dennoch glaubten Pelli, Dionisi, de Romanis und selbst Abeken [71]), ihm einige Kenntniß dieser Sprache zuschreiben zu dürfen; die Gründe aber, welche für diese Meinung angeführt werden, sind äußerst schwach, und schon von Witte hinreichend widerlegt [72]). Bedenkt man, daß Boccaccio und Petrarca sich zuerst bemühte, einige Kenntniß des Griechischen zu erlangen, und trotz der Hilfe griechischer Gelehrten es nicht einmal zu einer mittelmäßigen Fertigkeit in dieser Sprache gebracht haben, daß Boccaccio ausdrücklich sagt: quum nemo sit (nämlich in Toskana) qui graecas litteras norit — ut etiam non noscamus characteres litterarum [73]), und an einer andern Stelle sich rühmt, daß er auf seine Kosten die Werke Homers und anderer Griechen habe nach Toskana kommen lassen, wo sie seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr vorhanden gewesen, ja nicht in Toskana allein, sondern im ganzen Vaterlande; daß er der erste Lateiner gewesen, dem der Homer privatim sei erklärt worden [74]); bedenkt man ferner, daß Dante selbst an mehren Orten die entschiedenste Unkunde des Griechischen verräth [75]), daß er den Homer nicht einmal in einer lateinischen Übersetzung kannte [76]), und daß überhaupt alle seine Schriften keine andere Bekanntschaft mit der griechischen Literatur verrathen, als die, welche er aus der lateinischen Übersetzung des Aristoteles, aus dem Horaz, Seneca und andern Römern schöpfen konnte [77]): so muß man sich wol für vollkommen überzeugt halten, daß er des Griechischen ganz unkundig gewesen, und kann auf das erbärmliche und dem Dante entschieden abzusprechende Sonett [78]), worauf Dionisi [79]) und andere so viel Gewicht legen, nicht die mindeste Rücksicht nehmen. — Der einzige Buti erzählt, Dante sei in der Jugend in den Fran-

57) Ibidem 1135. 58) Convito. p. 95. 59) Dominicus Arretinus bei Mehus Vit. Ambr. p. 160., Giov. Villani, Mario Filelfo. 60) Zu Purgatorio. XI, 96. 61) Vita nuova ed Biscioni. p. 40. 62) Vita di Dante. p. 60. 63) Purgat. II, 88. 108. 64) Vita di Dante. 242. Vergl. Convito p. 99. 65) Vita nuova. p. 3. 66) Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 302. Vergl. 387 und 473. 67) Vita nuova 3. Vergl. Inf. II, 105. Purg. XI, 98. XXIV, 52 sqq.

68) Purg. VI. VII. VIII. XXVI, 115 sqq. 69) *Mehus* Specim. hist. litt. 86. und Praefat. p. XXIV. 70) *Maffei* Osserv. lett. T. II. Div. Comm. Ed. Pad. T. V. p. 73. *Mérian* Mémoires de l'Académie de Berlin A. 1784. Discorso sul testo p. 291. 71) *Pelli* Memorie 63. Anedd. V. c. XIII. Div. Com. Ed. Pad. T. V. p. 110. Abeken Beiträge für das Studium der göttl. Komödie. Berlin u. Stettin 1826. S. 205. 72) Hermes XXII, 152. Dante's lyrische Gedichte S. 485 u. f. 73) Genealogia Deor. L. XV. c. 7. bei *Baldelli* Vita di Bocc. p. 239. 74) Ibidem p. 268. 75) Purg. X, 128., wo entomata für *ἔντομα* gebraucht wird; Convito p. 100. wo er sagt: man könne des Aristoteles Meinung über die Milchstraße nicht mit Gewißheit ausmitteln, weil die beiden vorhandenen lateinischen Übersetzungen ganz von einander abwichen; Purg. XXII, 106 — 7, wo er außer dem Euripides nur solche Tragiker anführt, die auch Aristoteles erwähnt, nicht aber den Äschylus oder den Sophocles. Convito 139. 155. und viele andere Stellen. 76) Convito p. 64. 77) Dante's lyrische Gedichte 488. Anedd. V. c. XII. *Ugo Foscolo*. Discorso 292. 78) Dante's lyrische Gedichte 332. 479. 79) Anedd. V. c. 13.

ziskanerorden getreten, habe ihn aber vor beendigtem Noviziat wieder verlassen [80]. Diese Nachricht, welche schon Tiraboschi für eine Fabel erklärt [81]), scheint einzig auf einer mißverstandenen, aber freilich auch sehr dunkeln Stelle der Div. Commed. zu beruhen [82]). Dennoch haben ihn spätere Franziskaner als einen Schriftsteller ihres Ordens aufgeführt, weil er, wie sie behaupten, im Ordenskleide als Terziarius gestorben sei [83]), wovon sich aber bei keinem glaubwürdigen Zeugen die geringste Spur findet. — Ähnlichkeit des Sinnes und der Talente verbanden Dante schon in früher Jugend mit den Besten seiner Zeitgenossen. Der erste seiner Freunde, wie er ihn selbst zu nennen pflegt [84]), war der auch als Dichter ausgezeichnete Guido Cavalcanti, welchen Benvenuto von Imola das andere Auge von Florenz zur Zeit Dante's nennt, und das erste Sonett, welches Dante öffentlich bekannt machte und worauf mehre ihm Antworten sendeten, war die Veranlassung zur nähern Bekanntschaft mit ihm [85]); sein Geist, den ernsten Studien zugewendet und daher von der Menge mißverstanden [86]), mußte dem gleichgesinnten Dante unendlich anziehend erscheinen, und es gehörte gewiß zu den bittersten Erfahrungen seines frühern Lebens, daß er diesen Freund wegen politischer Parteiungen verbannt sehen mußte und ihn bald nachher 1301 durch den Tod verlor [87]). Ein zweiter innig geliebter Freund Dante's war der berühmte Rechtsgelehrte Cino von Pistoja, welchen Liebe zur Poesie, gleiche politische Ansichten, gleiches Schicksal, die Jugendgeliebte verloren zu haben und, lange Zeit wenigstens, in der Verbannung zu leben, mit ihm verbunden zu haben scheinen [88]); Dante erwähnt seiner oft ehrenvoll [89]), und Cino beklagte den Tod seines Freundes in einer Canzone [90]). Von andern Dichtern, welche im freundschaftlichen Verkehr mit Dante gestanden, als Dante da Majano, Bonagiunta da Lucca, Dino Frescobaldi u. a. wird es genug seyn, die Namen genannt zu haben [91]). Auch den zu früh (1295) verstorbenen Sohn Karls II. von Neapel, Carlo Martello, rechnet Dante zu seinen Freunden [92]). Nur einen unter seinen Zeitgenossen kennt man, welcher sich schriftlich als seinen Widersacher erwiesen. Dies war der unglückliche, aber wahrscheinlich auch streitsüchtige, hochmüthige Astrologe, vielleicht auch Arzt, Francesco Stabili, gewöhnlich Cecco d'Ascoli genannt, welcher im hohen Alter 1327 zu Florenz als Ketzer verbrannt wurde. Aus seinem wunderlichen Gedichte, Acerba, worin er den Dante wegen der Div. Comm. persönlich angreift, geht übrigens auch hervor, daß er früher mit ihm, wenn nicht in einem freundschaftlichen, doch in einem gelehrten Briefwechsel gestanden haben müsse [93]).

Früher noch als der Freundschaft öffnete sich sein Herz der Liebe. Mag auch Boccaccio nach seiner Weise die Erzählung etwas ausgeschmückt haben [94]), immer bleibt durch Dante's eignes Zeugniß gewiß [95]), daß er in einem Alter von 9 Jahren Beatrice, oder wie die Florentiner sie nannten, Bice [96]), Tochter eines angesehenen Bürgers von Florenz, Folco Portinari, als sie etwa in das 9. Jahr trat, kennen lernte und sich nach seinem eignen Ausdruck bei ihrem Anblick von der Macht der Liebe ergriffen und überwältigt fühlte. Wie zart und innig, wie rein und heilig diese Liebe gewesen, davon gibt die Vita nuova Zeugniß. Nur einige Male in der Kindheit sah er die Geliebte wieder [97]), nur einmal beseligte ihn später ihr Gruß auf der Straße [98]); so sehr fürchtete er die Geliebte zu verletzen, daß er absichtlich sich den Schein einer andern Neigung zu geben suchte [99]), und als dies erheuchelte Verhältniß einiges Aufsehen erregte, erfuhr er darüber den Unwillen Beatrice's, die fortan ihm sogar ihren Gruß verweigerte [1]). Sie starb im jugendlichen Alter am 9. Juni 1290 [2]). Höchst auffallend und unwahrscheinlich ist Boccaccio's Nachricht, die er, nicht in dem Leben Dante's sondern in dem Commentar über die Div. Comm. [3]) gibt, daß Beatrice an einen Ritter Simone de' Bardi verheirathet gewesen, wovon weder in der vita nuova noch in den übrigen Werken Dante's, noch sonst bei irgend einem Biographen oder Commentator des Dichters sich die mindeste Spur findet. — Wie bei wahrhaft tiefen Gemüthern nicht selten, machte diese erste Jugendliebe einen unvertilgbaren Eindruck auf die Seele des Dichters. Beatrice hatte die ersten wahren Funken der Poesie in ihm erweckt, und dem Bedürfniß, den heiligenden Einfluß ihres Wesens auf ihn zu feiern und die in seinem Geiste bis zur Idee der göttlichen Liebe verklärte Geliebte zu verherrlichen, verdanken wir ohne Zweifel die Entstehung seines großen Gedichts [4]). Sie war und blieb die einzige Geliebte seines Lebens. Geringeren Naturen hat von jeher eine solche Liebe, deren physischer Gegenstand längst verschwunden, und welche dem Dichter jede andere Neigung, selbst für die ernstesten Studien, als Abfall und Entweihung erscheinen ließ, unmöglich gedünkt. Einige daher, wie Biscioni [5]) und Filelfo [6]) haben die wirkliche Existenz Beatrice's geradezu geleugnet und behauptet, Dante verstehe unter diesem Namen nur eine Idee, die Theologie oder die Seligkeit [7]), andere [8]), denen eine solche Reinheit des

80) *Pelli* p. 58. 81) Div. Com. Ed. Pad. V. p. 73. 82) Inf. XII, 106. 83) *Pelli* 58. Ed. Pad. p. 73. Biblioth. Francisc. T. I. p. 290. Sinnreich wenigstens ist die Vermuthung Abekens in seinen Beiträgen für das Studium der göttl. Kom.: Dante könne wol den Franziskanerstrick als Symbol des sich selbst abgelegten Gelübdes der Keuschheit getragen haben, doch sind Dante's eigne Äußerungen im Convito p. 206. dieser Ansicht keineswegs günstig. 84) Vita nuova p. 4. 32. und sehr oft im Convito. In Vulg. Eloqu. und Inf. X, 60 sq. 85) Vita nuova l. l. 86) Decamerone Giornata 6. Novella 9. 87) *Leonardo Bruni* p. 56. 88) *Orelli* Vita di Dante All. p. 28. 89) In de vulgari Eloqu. 90) Vita e poesie di M. Cino da Pistoja ed. di Ciampi. Pisa 1813. p. 125. 91) *Pelli* p. 60. 92) Paradiso VIII, 55.

93) *Tiraboschi* Storia dell. Letterat. T. V. p. 174 sq. *Pelli* p. 62. 94) Vita di Dante p. 225. 95) Vita nuova p. 1. 96) Paradiso VII, 14. 97) Vita nuova p. 2. 98) Ibidem. 99) Ibidem p. 4. u. 9. 1) Ibidem. 2) Vita nuova p. 55. 3) T. I p. 112. Troya veltro p. 54. 4) Vita nuova p. 48. 5) Praefatio zu den Prose. 6) *Mehus* Specim. Praef. p. 32. 7) Die Herausgeber der Vita nuova. Milano 1827 wollen unter Beatrice nur die Moralphilosophie verstanden wissen. 8) Besonders *Boccaccio* Vita di D. Doch weniger in der von Biscioni herausgegebenen als in der des V. Bds. der Pad. Ausgabe. S. 10.

Gemüths und eine solche Treue etwas Undenkbares schien, haben ihm freigebig eine Menge gemeiner Liebschaften und sündlicher Neigungen angedichtet. Sie berufen sich theils auf das Zeugniß des Dichters selbst, der sich in der Vita nuova [9]) der Unbeständigkeit beschuldige, und dem in der Div. Comm. von Beatrice selbst bittere Vorwürfe über seinen angeblichen Leichtsinn gemacht werden [10]), theils führen sie andere Stellen aus den Rime und der Div. Comm. an [11]), worin von andern Geliebten des Dichters die Rede seyn soll. Schon Dionisi hat diese Vorwürfe eifrig und gründlich widerlegt [12]), und mehr als alle seine Gründe spricht für die Reinheit des Dichters der ernste, tiefe, heilige Sinn, der sich in allen seinen Schriften, wie in den bekannten Handlungen seines Lebens offenbart. Er ist der einzige unter den Italiänern, dessen zahlreiche Werke auch nicht durch den leisesten Anflug jener Lüsternheit befleckt werden, deren selbst Petrarca weder in seinen Dichtungen noch in seinem Leben sich erwehren konnte, und keiner seiner zahlreichen und wüthenden Feinde hat ihm jemals den Vorwurf der Sittenlosigkeit gemacht, wol aber legen Zeitgenossen ehrenvolle Zeugnisse für die Reinheit seines Lebens ab [13]). Der einzige Schein einer Untreue gegen das Andenken seiner Beatrice ist die flüchtige Neigung, welche er bald nach dem Tode der Geliebten für eine junge Dame empfunden zu haben erzählt [14]), deren Theilnahme ihn in seinem Schmerze aufrichtete. Wenn wir nun gleich im Convito lesen [15]), diese Neigung sei nichts anders, als die damals in seiner Sele erwachende Liebe für die Philosophie gewesen, die er allerdings in den ernstern Gesängen des Convito unter dem Bilde eines edlen Weibes feiert, so bleibt es uns trotz dieser Versicherung doch noch zweifelhaft, ob wir ihr ganz trauen dürfen, oder ob wir nicht vielmehr den, kaum anders als auf ein wirkliches Weib zu deutenden Ausdrücken der Vita nuova Glauben schenken und annehmen sollen: es habe ihn eine unter den gegebenen Umständen so echt menschliche und so verzeihliche Neigung beschlichen, die er jedoch bald als einen Frevel gegen die wahre Geliebte niedergekämpft, und später, um jeden Vorwurf der Untreue von sich abzuwälzen, mit dem im Convito besungenen Weibe, der Philosophie, identifizirt habe [16]). Am wenigsten aber darf man, nach den Sitten der damaligen Zeit, wo die Ehe so selten oder nie die Frucht der Liebe war, sondern wo die Mädchen der höheren Stände ganz nach dem Willen der Eltern allein verheirathet wurden [17]), dem Dichter seine bald nach dem Tode der Geliebten eingegangene Ehe als eine Untreue an jener zurechnen. Selbst Boccaccio schildert diese Verbindung als ein Werk der Verwandten [18]), welche dabei wol nicht allein die Beruhigung des betrübten Jünglings, sondern auch wol die politische Wichtigkeit dieser Verbindung mit der mächtigen Familie der Donati berücksichtigt haben mögen. Der Zeitpunkt dieser Ehe mit der Gemma de' Donati ist übrigens ungewiß; Pelli [19]), nach Manetti, möchte sie in das Jahr 1291 setzen, wol zu früh, wenn man den Schluß der Vita nuova erwägt; Ugo Foscolo [20]) sie ohne alle Gründe auf 1295 verschieben; das Jahr 1292 scheint das wahrscheinlichste. Auf die Schicksale dieser Ehe werden wir später wieder zurückkommen. — Die wahre Liebe lähmt nicht die Thätigkeit der Sele und stört nicht das äußere Leben, vielmehr ist sie in edlen Gemüthern der mächtigste Antrieb zu jeder rühmlichen Thätigkeit. So hinderte sie auch Dante nicht, den Studien aller Art eifrig obzuliegen [21]) und dem Vaterlande zu leisten, was er ihm schuldig war. Jeder florentinische Bürger, welcher zu Statsämtern gelangen wollte, mußte bei einer der vorhandenen Arti oder Zünfte eingeschrieben seyn. Dante trat aus uns unbekannten Gründen in die Zunft der Ärzte und Apotheker [22]), sei es daß schon einige seiner Vorfahren dazu gehört hatten, oder daß die wissenschaftlich Gebildeten sich dieser Zunft vorzugsweise anzuschließen pflegten. Auch dem Kriegsdienste entzog er sich nicht. Er focht am 11. Juni 1289 in der ersten Schar der Reuterei in der bedeutenden Schlacht bei Campaldino oder Certomondo, wo die Guelfen von Florenz und Arezzo den Ghibellinen (aus Aretinern und ausgewanderten Florentinern bestehend) eine große Niederlage beibrachten. Dante selbst befand sich dabei in großer Gefahr, wie Leonardo Bruni aus einem Briefe Dante's berichtet [23]). Im folgenden Jahre begleitete er den Zug gegen Pisa, in welchem unter seines spätern Beschützers und damaligen Podestà von Florenz, Guido Novello da Polenta, Anführung die Feste Caprona erobert ward [24]). Welche Dienste er sonst geleistet, zu welchen Geschäften er gebraucht worden, welche Ämter er verwaltet, ehe er durch die Wahl seiner Mitbürger [25]) zu einer der höchsten Würden, zu der eines Priore, erhoben worden, läßt sich nicht mehr ausmitteln. Boccaccio übertreibt offenbar, wenn er berichtet, Dante habe so ganz und mit so vielem Glück sich dem Statsdienste gewidmet, daß keine Gesandtschaft angehört, keine beantwortet worden sei, kein Gesetz gegeben worden, mit einem Worte keine Berathschlagung von einiger Be-

9) p. 42, 43, 45. 10) Purg. XXX. XXXI, wobei aber nicht zu vergessen, daß diese Vorwürfe doch nur Dinge betreffen können, die sich zwischen 1290 und 1300 zugetragen; die Liebschaften aber, welche man ihm andichtet, müssen alle in eine spätere Zeit fallen, von welcher Beatrice hier nicht reden kann. 11) Purg. XXIV, 37. XXXI, 59. 12) Aneddoti II. V. Preparaz. vorzüglich T. II, 34 sq. Auch C. Witte in: Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer S. 373 f. 13) So Melchiore Stefano Coppi, der bei Mehus p. 177 von ihm sagt: moralmente visse und ibidem p. 178 nennt ihn ein anderer Zeitgenosse, Sebastianus Eugubinus, in seinem Teleutelogium: inter humana ingenia naturae dotibus corruscantem et omnium morum habitibus rutilantem. 14) Vita nuova 42. 44 sq. 15) c. II, 77. XIII, 95. 16) Anedd. II. c. 16. Abeken in seinen Beiträgen hält die in der Vita nuova erwähnte Dame für ein wirkliches Weib; Witte im Hermes XXII. und lyrische Gedichte 373 f. will sie durchaus nur von der Philosophie verstanden wissen.

17) Dino Compagni ap. Murat. T. IX, 469. Giov. Villani L. VII. c. 55. Marchionne Stefani del Dionisi Prep. I. p. 56. 18) Vita di D. p. 228. 19) p. 67. 20) p. 196. 21) *Leonardo Arret.* p. 50 sq. 22) *Pelli* p. 64. 23) Vita di D. p. 50. 55. *Giov. Vill.* L. VII. c. 130. 24) Inferno XXI, 94. *Pieri* Cron. hor. p. 54. *Orelli* Cronichette. T. II. p. 15. 25) *Leon. Bruni* p. 53.

deutung statt gefunden habe, ohne daß seine Meinung dabei gehört worden sei [26]). Filelfo ist der einzige, welcher von 14 Gesandtschaften redet, zu welchen Dante gebraucht worden [27]). Erwägt man aber die große Unzuverlässigkeit dieses Gewährsmanns, das Schweigen aller übrigen Zeugen und daß sich, mit einer einzigen Ausnahme, in den Archiven von Florenz und Toskana keine Spur von diesen Sendungen findet; erwägt man ferner, daß unter diesen angeblichen Gesandtschaften sich, außer den nach entlegenen Gegenden Italiens, wie Venedig und Neapel [28]), auch eine an den König von Frankreich befindet, und daß sie nothwendig alle in den kurzen Zeitraum von etwa 1295—1302 fallen müssen; so wird man wol der Meinung des besonnenen Tiraboschi [29]) beitreten müssen, daß diese Sendungen mehr als zweifelhaft seyn, und daß höchstens eine oder zwei an den König von Neapel [30]) und etwa an den Papst angenommen werden dürften. Daß aber Gesandtschaften überhaupt zu den Geschäften gehörten, wozu man sich eines gelehrten und gebildeten Mannes wie Dante zu bedienen pflegte, ist an sich höchst wahrscheinlich, und eine solche Sendung Dante's, freilich nur an die kleine benachbarte Stadt St. Giminiano sogar urkundlich erwiesen [31]). Ebenso gewiß ist es, daß Dante sich 1302 als Abgeordneter in Rom befand. Der höchst zuverlässige Leonardo Bruni sagt blos: „nachdem Dante geheirathet, habe er ein bürgerliches, ehrsames und fleißiges Leben geführt und sei viel zu Statsgeschäften gebraucht worden; zuletzt als er das gesetzliche Alter erreicht (35 Jahre), sei er zu einem der Priori erwählt worden.“ Diese Wahl ward für ihn, wie er selbst sagt, der Ursprung aller seiner Leiden und seines Unglücks [32]). Leider ist es geradezu unmöglich, die Folge der Ereignisse, welche Florenz von 1300—1302 erschütterten und die Verbannung Dante's herbeiführten, mit vollkommener Sicherheit anzugeben, da die Berichte, welche uns darüber vorliegen, obgleich größtentheils von Augenzeugen der Begebenheiten herrührend, sich einander in den meisten Punkten widersprechen [33]). Da eine genauere Untersuchung nicht dieses Ortes wäre, so müssen wir uns begnügen, mit Übergehung Dino Compagni's [34]), welcher, obwol selbst in diese Begebenheiten verflochten, dennoch die Ereignisse offenbar durcheinander wirft und mit sich selber in Widerspruch geräth, die Hauptsachen nach den übereinstimmenden Berichten des Giov. Villani [35]) und des Marchionne di Coppo Stefani [36]) folgendermaßen zusammen zu stellen. Gegen 1300 war Florenz im Ganzen guelfisch, nur gährte die Eifersucht zwischen zwei mächtigen Geschlechtern, den Cerchi von geringer Herkunft aber großem Reichthum und den Donati, welche weniger begütert aber von älterm Adel waren. An die Cerchi schlossen sich die vielen, damals unterdrückten, ghibellinischen Familien der Stadt an, ein Umstand, welcher schon im voraus Rom ungünstig gegen diese Partei stimmen mußte. Zu diesen schon vorhandenen Parteien kamen in den ersten Monaten des Jahres 1300 die Häupter der in bitterer Feindschaft gespaltenen Familie Cancellieri aus Pistoja, welche sich die Weißen und die Schwarzen nannten, und welche man unbesonnener Weise, um ihre blutigen Fehden beizulegen, nach Florenz berufen hatte [37]). Den schon vorhandenen Zwiespalt in Florenz benutzend, schlossen sie sich, wie frühere Bekanntschaft oder Familienverbindungen es mit sich bringen mochten, die Weißen an die Cerchi und die Schwarzen an die Donati, und bald wurden diese Namen auf die florentinischen Parteien übertragen. Am 23. April 1300 brach bei einem Gastmahl die erste Erbitterung der Cerchi und der Donati aus, und am 1. Mai floß das erste Blut dieser Parteien bei einem zufällig auf der Straße entstandenen Streite; von nun an nannten sich die Cerchi Weiße und die Donati Schwarze [38]). Die Prioren und das Volk erkannten die Gefahr, welche dem Gemeinwesen drohte, und baten den Papst Bonifacius VIII. um seinen Beistand. Dieser ließ das Haupt der Weißen, Vieri de' Cerchi, nach Rom kommen, um ihn zum Frieden zu stimmen; Vieri aber verwarf des Papstes Vermittelung. Um so leichter fanden die Abgeordneten der Schwarzen bei ihm Gehör, und er sendete im Juni zu ihren Gunsten den Kardinal Matteo d'Acquasparta nach Florenz, welcher aber unverrichteter Sache zurückkehren mußte. In eben dieser Zeit vom 15. Juni bis 15. August war Dante einer der Priori [39]), und es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß er in diesem Amte sich den Weißen geneigt erwiesen, zu welchen auch sein liebster Freund, Guido Cavalcanti, gehörte. Im December 1300 und im Januar 1301 fielen neue und blutige Kämpfe der beiden Parteien sowol in Florenz selbst als auf dem Lande vor [40]), und die Schwarzen hielten eine heimliche Berathung in der Kirche St. Trinità [41]), worin sie den Entschluß faßten, Bonifaz VIII. um einen guelfischen Prinzen zu bitten, der angeblich nach Florenz käme, um den Frieden herzustellen, eigentlich aber, um ihrer Partei das Übergewicht zu geben. Wegen dieser unerlaubten Versamlung und Einmischung in die Angelegenheiten des Stats wurden die Häupter der Schwarzen, namentlich Corso Donati, nach Città di Castello oder Castello della Pieve verbannt, und um jeden Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, wurden auch die Häupter der Weißen nach Serezzana oder Sarzana verwiesen [42]). Doch erhielten letztere sehr bald

26) Vita di D. p. 231. 27) *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVII. 28) Wenn von 2 Gesandtschaften an den König von Ungern die Rede ist, so wird wahrscheinlich unter diesem Namen Karl Martell, der älteste Sohn Karls II. von Neapel verstanden, welcher jenen Titel führte. 29) Vita di D. im 5. B. der Paduana edit. der Div. Comm. p. 74. 30) Paradiso VIII. 31) *Tiraboschi* Vita p. 111. Not. H. 32) *Leon. Bruni* Vita di D. p 53. Vergl. aber auch *Franco Sacchetti* Nov. 116 33) *Orelli* Cronichette T. II. p. 177. 34) Cronaca ap. Murat. IX. p. 480 sq. 35) L. VIII. c. 38—48. 36) Bei Dionisi Prep I. p. 27 sq. Das Werk ist als Manuscript in der Laurentiana, früher in der Gaddiana. *Mehus* Vita Ambr. p. 177.

37) *Marchionne* l. l. p. 27. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 37. 38) *Marchionne di Coppo Stefano* p. 30 sq 39) *Marchionne* bei *Dionisi* l. l. p. 44. 40) Ibidem p. 39. *Giov. Vill.* L. VIII. c. 40. 41) *Giov. Vill.* l. l. c 41. *Marchionne* l. l. p. 42. 42) *Giov. Vill.* l. l. c. 41. *Marchionne* p. 42.

die Erlaubniß zur Rückkehr, angeblich wegen des in Serezzana erkrankten Guido Cavalcanti, welcher auch bald nach seiner Rückkehr starb [43]. Über diese Begünstigung seiner Gegner erbittert, verließ Corso Donati im Februar 1301 den Ort seiner Verbannung und eilte nach Rom, wo nun beschlossen wurde, Karl von Valois, genannt Ohneland, Bruder Philipps des Schönen von Frankreich [44], welcher auf einem Zuge gegen die Arragoneser auf Sicilien begriffen war, nach Florenz als Friedensstifter zu senden [45].

Die Weißen ihrerseits, die eigentliche, gegen sie allein gerichtete Absicht dieser Maßregel wohl erkennend, schickten Abgeordnete nach Rom, um wo möglich die Ankunft Karls zu hintertreiben und den Papst zu versöhnen [46]. In dieser Eigenschaft als Abgeordneter der Weißen, nicht aber als Gesandter der Republik, befand sich Dante bei Bonifaz VIII. am Ende des Jahres 1301 [47]. Dieser vollkommen erwiesene Umstand ist mehr als hinreichend, die Wuth der Schwarzen und Karls gegen Dante zu erklären, und man braucht nicht zu der unerwiesenen Vermuthung seine Zuflucht zu nehmen, er habe als Priore die Verbannung des Corso Donati vorgeschlagen [48] und sich der Berufung Karls widersetzt [49], von welcher zur Zeit seines Priorats wol schwerlich schon ausdrücklich die Rede seyn konnte. Karl, vom Papste und den Schwarzen mit Geld und Mannschaft unterstützt [50], zog nach kurzer Unterhandlung, worin er versprach, nichts an den Gesetzen und am Regimente zu ändern [51], am 1. November 1301 [52] in Florenz ein, doch fürs erste in den Theil der Stadt am südlichen Ufer des Arno, wo die Mauern noch nicht vollendet, und ihm der Rückzug im Fall der Noth leicht wurde [53]. Erst am 4. oder 5. Nov. [54] betrat er die Stadt selbst, wo in einer großen Versamlung in S. Maria Novella ihm, gegen seinen Eid, nichts an den Gesetzen zu ändern, die Gewalt Frieden zu stiften übertragen wurde. Unter seinem Schutze war indeß Corso Donati mit vielen Bewaffneten zurückgekehrt, und verwüstete ungestraft 6—8 Tage lang mit Feuer und Schwert die Häuser seiner Feinde in der Stadt und auf dem Lande [55]. Viele Weiße verließen schon jetzt freiwillig die Stadt, wo ihre Feinde gesetzlos herrschten, und es ist möglich, daß auch Dante erst jetzt von den Seinigen nach Rom geschickt worden, um den Papst um Hilfe anzuflehen [56], was noch durch die abermalige Ankunft des Kardinals von Acquasparta bestätigt zu werden scheint, welcher indeß, durch den Troß der Schwarzen gehindert, auch diesmal nichts auszurichten vermochte und die Stadt verließ, nachdem er sie mit dem Interdict belegt [57]. Erdichtete verrätherische Anschläge der Weißen gegen die Schwarzen und gegen Karl gaben diesen die Veranlassung, auch den letzten Schein der Unparteilichkeit abzulegen [58]. Alle Häupter der Weißen, nach Dino an 600 Personen, wurden anfangs April 1302 aus Florenz verbannt, ihre Paläste niedergerissen und ihre Güter verwüstet [59]. Danten hatte die Rache schon früher ereilt. Das thätige Werkzeug derselben war der von Karl und Corso Donati schon im November 1301 ernannte Podesta, Cante de' Gabrielli aus Gubbio [60]. Ihm ward die Macht ertheilt, die Fehler der aus dem Amte getretenen Prioren zu bestrafen, auch wenn sie schon früher wären losgesprochen worden [61]. Kraft dieses Gesetzes ward Dante und noch drei andere am 27. Januar 1302, weil sie sich der Ankunft Karls widersetzt, und weil sie fecerunt baratterias et acceperunt, quod non licebat, vel aliter quam licebat per leges [62], jeder in eine Geldstrafe von 8000 Lire verdammt; zahlten sie nicht innerhalb einer gewissen Frist, so sollten ihre Güter, die aber schon verwüstet waren [63], eingezogen werden, und auch wenn sie zahlten, sollten sie noch pro bono pacis zwei Jahre aus den Grenzen von Toskana verbannt bleiben [64]. Über die Ungerechtigkeit dieses Verfahrens und dieser Beschuldigungen, so wie über die Unschuld Dante's an so gemeinen Betrügereien ist nur eine Stimme unter allen Geschichtsschreibern [65], und er selbst behauptete seine Unschuld laut und öffentlich bei jeder Gelegenheit [66]. Daß bei dieser Verurtheilung nur blinde Leidenschaft gewaltet, sieht man besonders aus der bald nachher, am 10. März 1302, gegen Dante und 14 Unglücksgefährten gefällten Sentenz. Fama publica precedente (also nach dem Gerücht), heißt es darin), und weil sie occasione baracteriarum iniquarum, extorsionum et illicitorum lucrorum fuerint condepnati (weil sie nicht gezahlt und nicht erschienen, so seien sie als geständig zu betrachten), werden verbannt, und im Fall der Betretung zum Feuertode verurtheilt [67]. Ähnliche Sentenzen wurden noch später gegen ihn am 6. September 1311 [68] und im October 1315 [69] erlassen. Merkwürdig ist, daß, obwol die öffentliche Meinung

43) *Giov. Vill* L. VIII. c. 41. 44) Purg. XX, 70 sq. 45) *Giov Vill.* ibid. c. 42. u. *Marchionne* l. l. p. 52. 46) *Dino Compagni* l. l. p. 488. *Boccac.* Vita di D. p. 252, welcher bei dieser Gelegenheit dem D. das stolze Wort in den Mund legt: Wenn ich gehe, wer bleibt? und wenn ich bleibe, wer geht? *Manetti* Vita Dantis p. 92 u. 98. 47) *Leon. Bruni* Vita di Dante p. 56. 48) *Leon. Bruni* Vita di D. p. 55. Troya veltro p. 46. 49) Lami Delizie degli Erud. Tosc. T XII. p. 259. 50) *Dino Compagni* l. l. p. 489. 51) *Dino Compagni* l. l. 490. *Marchionne* l. l. p. 53. 52) *Marchionne* ibidem. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. Anders Dino ibid. 53) *Dino Comp* l. l. 491. 54) *Dino* p. 491. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Marchionne* l. l. p. 54. 55) *Dino Comp.* p. 497. *Marchionne* l. l. p. 54. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. 56) Parad. XVII, 46. *Dionisi* Prep. l. p. 56 u. 59.

57) *Marchionne* l. l. p. 55. *Giov. Vill.* ut supra. 58) *Marchionne* l. l. p. 57. *Giov. Vill.* VIII. c. 48. *Leon. Bruni* p. 56. 59) *Giov. Vill.* ut supra. *Marchionne* l. l. p. 58. *Dino Comp.* p. 501. 60) *Dionisi* Prep. l. p. 60. 61) *Leon. Bruni* p. 56. 62) Vergl. ein Document von 1342, wo dieser Sentenz gedacht und als Grund derselben angeführt wird, Dante habe als Priore die Guelfen in Pistoja verfolgt; bei *Pelli* p. 78. 63) *Leon. Bruni* p. 57. 64) Das Original Delizie degli Erud. T. X. p. 94. *Dionisi* Prep. I. p. 60 und in der Magliabecchiana. 65) *Giov. Vill.* L. IX. c. 134. Troya veltro p. 50. 66) Convito p. 57. Canzone XIV. Tre donne Str. 5. *Dionisi* Prep. l. p. 72. Der Brief, worin er seine Unschuld betheuert. 67) Si quis predictorum (Dante und die 14) ullo tempore in fortiam (in die Gewalt) dicti Communis pervenerit, talis perveniens igne comburatur, sic quod moriatur. Das ganze Document bei *Tiraboschi* Storia della letterat. T. V. und im 5. B. der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. p. 76. *Dionisi* Prep. l. p. 60. 68) Troya veltro p. 126. 69) Ibidem p. 145. *Dionisi* Prep. I, 61.

über ihn in Florenz sich bald genug nach seinem Tode geändert, seine Verbannung doch erst 1494, als die Medici eben vertrieben worden waren, zurückgenommen wurde [70]. Ob Dante, als die erste Verurtheilung gegen ihn ausgesprochen, noch in Rom gewesen [71], oder ob er schon im Novbr. 1301, als die Verfolgungen gegen die Weißen begannen, Rom verlassen und sich nach Siena gewandt habe [72], muß für jetzt unausgemacht bleiben. In jedem Falle aber hatte er vollkommen Grund, Bonifaz VIII. als den Urheber seines eigenen und seines Vaterlandes Unglücks zu betrachten, und ihn der Falschheit und der Verstellung zu beschuldigen, woher denn auch die häufigen und bittern Angriffe gegen diesen Papst in allen seinen Schriften [73]. Dante sah die geliebte Vaterstadt nicht wieder, so wenig als seine Frau, welche mit den Kindern daselbst verblieb. Hieraus, und weil er nirgend der Seinigen erwähnt, hat man den Schluß gezogen, die Ehe sei unglücklich gewesen, und manche haben sehr nachtheilig über den Charakter der Frau geurtheilt [74]; Allein Boccaccio selbst gesteht, daß er nichts von ihrem Charakter wisse [75], und lobt sie sogar, daß sie mit den Kindern spärlich von dem Wenigen zu leben gewußt habe, was sie aus der Plünderung unter dem Namen ihres Eingebrachten mit Mühe gerettet habe [76]. Daß sie ihm nicht in die Verbannung gefolgt, beweist durchaus nicht, daß ein Mißverhältniß obgewaltet. Wie hätte sie mit zum Theil noch ganz kleinen Kindern ein unstätes Leben ergreifen sollen, während sie in Florenz allein, als Verwandte des mächtigen Geschlechts der Donati, Schutz, Erhaltung des Ihrigen und vielleicht die Mittel finden konnte, auch ihren abwesenden Gatten zu unterstützen und ihm zu dienen. Man weiß nicht, wann sie gestorben, und also auch nicht, ob sie in spätern ruhigern Zeiten ihm noch hätte folgen können. Die Schonung aber, womit Dante seinen bittersten Feind Corso Donati niemals genannt, kaum nur erwähnt hat [77], die Liebe, mit welcher er von dessen Bruder Forese [78] und ihrer Schwester Piccarda redet [79], zeigt wenigstens, daß er trotz aller politischen Parteiungen, in einem sehr guten Verhältniß mit einem großen Theile der Familie seiner Frau gestanden. Die Ehe selbst war nicht aus Liebe geschlossen, aber die 5 oder 6 Kinder, welche in dem kurzen Zeitraum von 1291 oder 1292 — 1301 geboren wurden, beweisen wenigstens, daß bis zu seiner Verbannung Dante zufrieden mit seiner Frau gelebt. Er erwähnt ihrer nirgend, aber auch nicht seines Vaters, seiner Mutter, seiner Geschwister und Kinder, weil er es für unschicklich [80] hielt, von sich selbst und den Seinigen zu reden [81].

70) *Vellutello* Vita di D. sub fin. *Ugo Foscolo* Discorso sul testo p. 362. *Pelli* p. 55. N. *. 71) *Leon. Bruni* p. 47. 72) Troya veltro p. 49. 73) Inf. XIX, 53. XXVII, 70. Purg. XXXII, 149. Parad. IX, 132. XII, 90. XVII, 49. XXVII, 22. XXX, 148. 74) *Boccaccio* Vita p. 231. *Manetti* Vita Dantis p. 16. 75) Ibidem. 76) Ibidem p. 233. 77) Purg. XXIV, 82. Parad. III, 106. 78) Purg. XXIII. und XXIV. 79) Parad. III. 80) Convito p. 55. 81) Vergl. *Ugo Foscolo* Discorso p. 183. sq.

Aus Mangel an zuverlässigen Nachrichten ist es unmöglich, dem von nun an unstäten Leben des Dichters genau zu folgen, und seinen in dem Zeitraum von seiner Verbannung bis zu seinem Tode häufig wechselnden Aufenthalt jedesmal mit Sicherheit anzugeben. Wie mehre Städte Griechenlands um die Ehre stritten, der Geburtsort Homers zu seyn: so streiten unzählige Städte, Schlösser und Klöster Italiens um die Ehre, den großen Dichter längere oder kürzere Zeit beherbergt zu haben; überall im nördlichen und mittleren Italien findet man beim Volke die zuweilen sogar durch angeblich alte Inschriften bestätigte Sage, hier habe Dante gehaust, hier einen Theil seines großen Werkes gedichtet [82]. Nur einige wenige Punkte, welche sich urkundlich beweisen lassen, ragen aus der Nacht der Zeiten deutlich hervor, und es bleibt nichts übrig, als die vielen sich unter einander bestreitenden Notizen über sein Leben um diese Punkte zu sammeln und so gut als möglich zwischen sie einzuschalten. Ein Hauptpunkt in diesem Lebensabschnitt des Dichters ist sein Verhältniß zu den Scaligern, den Beherrschern von Verona, welches er selbst in seinem großen Werke sehr häufig als das für ihn wichtigste erwähnt. Und doch ist es gerade für dieses Verhältniß sehr schwer, die eigentliche Beschaffenheit desselben mit Sicherheit zu bestimmen. Schon darüber herrscht große Ungewißheit, wann Dante zuerst nach Verona gekommen. Boccaccio läßt ihn gleich nach seiner Verbannung zu Alberto della Scala gehen [83], was aber unmöglich ist, da dieser schon 1301 gestorben war. — (Zum bessern Verständniß dieser Verhältnisse diene folgende Übersicht der Beherrscher von Verona zur Zeit Dante's. Alberto della Scala starb den 3. August 1301 noch vor der Ankunft Karls von Valois in Italien. Er hinterließ drei Söhne, wovon der älteste Bartolommeo ihm in der Herrschaft folgte. Dieser starb allgemein bedauert am 7. März 1304. Ihm folgte sein Bruder Alboin, ein am Geist und Körper schwacher Mann, weshalb er auch schon 1308 seinen jüngern 17jährigen Bruder Cangrande della Scala, geboren 1291, zum Mitregenten annahm. Alboin starb 1311 und Cangrande, der in der Divina Commedia gefeierte Held, überlebte Danten noch um 8 Jahre und starb am 22. Juli 1329.) — Auch redet Dante sehr ungünstig von Alberto [84]. Eine ganz entgegengesetzte Meinung hat Dionisi eifrig zu verfechten gesucht, daß nämlich Dante nicht vor 1311 nach Verona gekommen, erst zur Zeit Cangrande's, weil nur dieser verdiene der große Lombarde zu heißen, wie Dante ihn nennt [85], und nur er als kaiserlicher Vikarius den Adler auf der Leiter, dem Stammwapen des Hauses, geführt habe [86]. Dagegen nennen aber alle ältesten Ausleger der Divina Commedia, der unter dem Namen des Anonimo bekannte, der angebliche Pietro di

82) Divin. Comm. Padov. T. V. p. 79. sq. 83) Vita di D. p. 234. aber merkwürdig genug in dem andern Abdruck dieser Vita Ed. Pad. p. 15. wird Alberto nicht genannt, sondern blos der Signore della terra. 84) Purg. XVIII, 121. sq. 85) Parad. XVII. v. 70. sq. 86) Anedd. II. p. 20. sq. Prep. II. C. 45—50.

Dante, Jacopo della Lana, Benvenuto von Imola u. a. einstimmig den Bartolommeo della Scala als den ersten Beschützer Dante's, und mehre von ihnen erwähnen ausdrücklich, daß jener Fürst den Adler geführt [87]), wie auch Troya zu beweisen sich anheischig macht [88]). Wenn nun vollends Dionisi aus der Dedication des Paradiso an Cangrande zu beweisen meint, daß Dante im Jahre 1317 oder 18, wo er sie geschrieben, nur erst seit kurzem und früher gar nicht nach Verona gekommen sei [89]), so widerspricht er nicht nur seiner eignen frühern Behauptung, sondern läßt auch für den Aufenthalt Dante's in Verona so wenig Zeit, für empfangene Wohlthaten so wenig Raum, daß gar nicht zu begreifen wäre, weshalb er den Cangrande so oft gepriesen und so Großes von ihm gerühmt hätte [90]). Der neueste Versuch aber von Troya [91]), die Schicksale und Reisen des Dichters nach Anleitung der Div. Comm. selbst zu bestimmen, unterliegt so vielen Schwierigkeiten, führt zu so vielen willkürlichen und unerwiesenen Behauptungen, daß seiner nicht weiter hier gedacht werden kann. — Am wahrscheinlichsten würde man also die Begebenheiten etwa folgendermaßen ordnen können. — Auf die Nachricht seiner Verbannung begab sich Dante zuerst nach der im Ganzen den Ghibellinen günstig gesinnten Stadt Siena [92]), bald nachher aber größerer Sicherheit wegen nach Arezzo [93]), wo sich viele Verbannte und ausgewanderte Weiße zusammen fanden. Hier lernte er den Podesta der Stadt Uguccione della Faggiuola [94]) kennen, welchen Troya gern zu seinem wichtigsten Beschützer und zum gefeierten Helden der Divina Commed. erheben möchte [95]), obgleich seiner darin mit keinem Worte gedacht wird, und welcher damals wenigstens sich der Partei der Weißen so wenig günstig zeigte, daß er sie nöthigte, die Stadt zu verlassen [96]), wiewol er freilich später das mächtigste Haupt der Ghibellinen in Toskana wurde und sich für einige Zeit zum Beherrscher von Pisa und Lucca erhob. Hier auch lernte er den ebenfalls vertriebenen Bosone de' Raffaelli aus Gubbio [97]) kennen, welcher später zu seinen Freunden und Beschützern gehörte. Sehr wahrscheinlich begab sich Dante von hier aus im September oder Oktober 1302 nach Verona zu Bartolommeo della Scala [98]), von welchem er freundlich aufgenommen wurde; sei es, daß er mit den unter sich selbst entzweiten, theils streng ghibellinisch, theils noch guelfisch gesinnten Ausgewanderten [99]) unzufrieden war; sei es, daß er von Arezzo aus jenen verloren gegangenen, versöhnenden Brief an das Volk von Florenz geschrieben, welcher mit den Worten anfing: Popule mee, quid feci tibi, und dadurch den Unwillen seiner Partei auf sich geladen [1]); sei es, daß er der gemeinsamen Sache zu dienen und die Hilfe Bartolommeo's, des mächtigsten Ghibellinen-Hauptes in Oberitalien, zu suchen geschickt worden oder freiwillig gegangen sei. Über seinen Aufenthalt in Verona selbst fehlen alle Nachrichten, und es läßt sich nur vermuthen, daß er in dieser Zeit mehre Orte Oberitaliens besucht, wo sich die Sage von seiner Anwesenheit erhalten hat. So mag er um diese Zeit die benachbarten Alpenthäler Val Pulicella und Val Lagarina besucht haben [2]) und von Lantieri di Paratico [3]) zu Brescia, von Guglielmo di Castelbarco [4]), von Guido da Castello [5]) auf einige Zeit beherbergt worden seyn. Ob aber auch die von Dante ehrenvoll erwähnten Männer Currado da Palazzo und Gherardo da Cammino [6] zu den Gastfreunden des Dichters gehört, ist aus ihrer bloßen Erwähnung wol zu voreilig geschlossen worden [7]).

Nach dem Tode Bartolommeo's (März 1304) verließ Dante Verona; sei es, daß er bei dessen Bruder und Nachfolger Alboino weniger Gunst gefunden [8]); sei es, daß die neue Wendung, welche die Dinge in Toskana zu nehmen schienen, und die Hoffnungen, die sich daran knüpften, ihn dorthin gerufen. Troya läßt ihn von Verona nach Bologna gehen, welches allerdings auf dem Wege liegt, aber sonst ohne weiteren Beweis [9]). Auf Bonifaz VIII. († d. 12. Oktbr. 1303), den wüthenden Feind der Weißen, war am 22. Oktbr. Benedict XI. ein frommer, friedliebender Papst gefolgt, der es seine erste Sorge seyn ließ, den Kardinal Niccolo da Prato nach Florenz zu schicken, um den Frieden zwischen den Schwarzen und den Ausgewanderten zu vermitteln. Er kam im März 1304 dahin [10]), fand anfangs großen Anhang beim Volke, ließ Abgeordnete der verbannten Weißen nach Florenz kommen und hoffte die Parteien zu versöhnen; aber die Kabalen der Häupter der Schwarzen, welche sich zum Theil der Güter der Ausgewanderten bemächtigt hatten, vereitelten seine Absicht, und er verließ im Juni Florenz, welches er mit dem Banne belegte [11]). Corso Donati und andere Häupter der in Florenz herrschenden Partei wurden vom Papste zur Verantwortung nach Pistoja berufen, oder waren, um sich zu entschuldigen, freiwillig dahin gegangen, und diese Gelegenheit benutzte der Kardinal von Prato, um die aller Orten zerstreuten Weißen und Ghibellinen heimlich zu ermuntern, einen ernsten Versuch gegen die von den entschlossensten Häuptern verlassene und durch eine kurz vorhergegangene große Feuersbrunst, worin an 1700 Häuser vernichtet wurden, bestürzte und verwirrte Stadt zu wagen [12]). Es fand eine Versamlung der Weißen auf dem Schlosse

87) Prepar. II. p. 122. Div. Comm. Ed. Padov. T. III, 440. 88) Veltro p 120. 89) Anedd. II. p. 24. 90) Inf. I, 101. sq. Purg. XXXIII, 37. sq. Parad. XVII, 70. sq. 91) Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826. 8 92) Leon. Bruni p. 67. 93) Ibidem. 94) Dino Comp p. 503. 95) Der ganze veltro alleg. will dies beweisen, ohne zu bedenken, daß Uguccione 1319 unter den Mauern von Padua starb und also wol nicht der dux seyn konnte, auf welchen Dante nach Purg. XXXIII, 43. seine Hoffnungen setzte. 96) Dino Comp. l. l. 97) *Pelli* p. 79. 98) Parad. XVII, 70 sq. Troya p. 58. Alle ältere Ausleger. Auch Boccacc. im Comment. zum 8. Ges. S. 67. 99) Troya p. 62.

1) Troya 57. Parad. XVII, 61. sq. 2) *Vannetti* lettera im 4. B. P. II. ed. Zatta der Divina Comm. 3) *Dionisi* Anedd. IV. p. 113. 4) Troya p. 62. 5) *Orelli* Cronich. II. p. 27. 6) Purg. XVI, 124. Convito p. 175. 7) Div. Comm. von Viviani, Udine 1823. Praef. p. 7. vergl. *Ugo Foscolo* p. 117. sq. 8) Convito p. 175. 9) p. 69. 10) Dino Comp. 510. 11) *Villani* L. VIII. C. 69. Dino l. l. 12) *Villani* L. VIII. C. 71. 72. Dino Comp. p. 513. sq.

Gorgonza in Val d'Ambra, unweit Arezzo[13]), statt, worin 12 Räthe zur Leitung der Unternehmung ernannt wurden, unter ihnen auch Dante; der Oberbefehl war dem Grafen Alessandro di Roména übertragen[14]), und eine Heeresmacht von 9000 zu Fuß und 1600 zu Roß, theils und vorzüglich aus verbannten Florentinern, theils aus Hilfsvölkern von Pistoja, Bologna und Arezzo bestehend, zusammengebracht. Übereilung und Mangel an zusammentreffenden Maßregeln ließen das gut eingeleitete Unternehmen scheitern. Baschiera Tosinghi, nachdem er zu lange bei Lastra 2 Miglien von Florenz verweilt, drang nur mit einem Theile des Heeres in die Stadt, fand unerwarteten Widerstand und mußte sie, bei der fürchterlichen Hitze des Tages (es war den 20. oder 21. Juli) und plötzlich entstandenem Schrecken der Seinen, schimpflich wieder verlassen. Die nach und nach herankommenden übrigen Heerestheile wurden mit in die übereilte Flucht gerissen und zerstreuten sich gänzlich[15]). Ein oder zwei Tage nachher am 22. Juli starb Benedict XI. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß Dante persönlich bei diesem Angriff auf Florenz gewesen, wie einige unter den Neuern behaupten[16]); vielmehr scheint er selbst das Gegentheil zu sagen[17]), und nach den von Ugo Foscolo angeführten Stellen aus dem Anonimo möchte es eher scheinen, als habe er, weil man seinem Rathe nicht gefolgt, sich vor der Ausführung gänzlich von der Partei losgesagt[18]). Wie dem auch sei, auf jeden Fall betrachtete Dante mit Recht dieses unglückliche Ereigniß als die unwiderrufliche Bestätigung seiner Verbannung und den wahren Anfangspunkt seines unstäten Lebens[19]). Hiemit läßt sich auch am wahrscheinlichsten sein von der Sage behaupteter Aufenthalt bei dem Grafen Guido Salvatico im Casentiner Thal, unweit der Quellen des Arno, in Verbindung bringen; dieser Guido war nämlich ein Vetter des Grafen Alessandro von Roména[20]). Später im August 1306 finden wir ihn in Padua, nach einem von Pelli[21]) angeführten Dokumente. Einige Monate früher hatte der Kardinal Napoleone degli Orsini, Legat Clemens V., aber ein Freund der Ghibellinen, als ein solcher von den Bolognesern gröblich beleidigt, Bologna in den Bann gethan[22]), und viele Lehrer der Universität waren dem gemäß nach Padua gegangen, wodurch allerdings Troya's Vermuthung[23]) bestätigt wird, daß Dante seinen ältesten Sohn Pietro, welcher in Bologna studiren sollte, wegen dieser Umstände nach Padua berufen habe. Aber dieser Aufenthalt des Dichters in Padua kann nicht von langer Dauer gewesen seyn, da wir mit Bestimmtheit wissen, daß er 1307 sich wieder in Toskana befand. Hier hatte nämlich der Kardinal degli Orsini die Weißen aufs neue in Arezzo (Mai oder Juni 1307) versammelt[24]), und versuchte, wiewol vergebens, die Florentiner zur Zurückberufung derselben zu bewegen. Um eben diese Zeit finden wir Dante mit unterschrieben in einem Dokumente, welches von einer Verbindung der Weißen in der Kirche des S. Gaudenzio in Mugello[25]) handelt[26]). Als aber auch diese Hoffnung scheiterte und der Kardinal zurückberufen worden, fand Dante eine Zeit lang eine freundliche Aufnahme bei dem Marchese Maorello Malaspina in Lunigiana[27]), dessen Brüder alle zu den Ghibellinen gehörten, obwol er selbst sich den Guelfen angeschlossen[28]). Von dieser Zeit bis zur Ankunft Heinrichs VII. in Italien, im Oktbr. 1310, haben wir nur unsichere Nachrichten über den Aufenthalt des Dichters. Boccaccio allein, denn Benv. von Imola und Manetti haben ihn nur abgeschrieben, erzählt, er sei von Toskana wieder nach Bologna, Padua und endlich wieder nach Verona gegangen, von da aber nach Paris und sei erst zurückgekehrt, als er von dem Zuge Heinrichs nach Italien Nachricht erhalten[29]). Und hiemit stimmen auch andere Begebenheiten vollkommen überein. Der in Florenz mächtige Corso Donati hatte sich seit einiger Zeit dem damals mächtigsten Ghibellinen-Häuptling Uguccione della Faggiuola genähert und sogar durch Heirath eine Familienverbindung mit ihm gestiftet[30]); darüber erwachte der Argwohn der Schwarzen in Florenz, Corso ward plötzlich im September 1308 zum Verräther erklärt, in seinem Hause angegriffen und nach tapfrer Gegenwehr zur Flucht genöthigt, auf welcher er umkam[31]). Hiemit schwand die letzte Hoffnung Dante's, etwa durch seine Freundschaft mit Uguccione die Rückkehr nach Florenz zu erlangen, und es scheint sehr natürlich, daß er nun Toskana verlassen und sich wieder zu den Veronesern gewendet, wo so eben im März Cangrande die Zügel der Regirung ergriffen[32]). Nach Leonardo Bruni[33]) blieb er in Verona bis zur Ankunft Heinrichs; allein die Reise nach Paris läßt sich nach dem bestimmten Zeugnisse Boccaccio's und, was mehr sagen will, des Giov. Villani[34]) durchaus nicht bezweifeln, und gerade in dieser Zeit, in welche sie auch Boccaccio versetzt, läßt sie sich am besten begreifen[35]). Theils nämlich war für den Augenblick keine Aussicht zur Rückkehr nach Florenz vorhanden, theils mag auch wol Dante sich im Ganzen nicht allzuwohl befunden haben an dem Hofe des zwar großmüthigen, aber noch sehr jungen und ungebildeten Cangrande. Petrarca berichtet, daß Dante zwar anfänglich beim Cangrande in großer Gunst gestanden, aber durch die Freimüthigkeit und den Stolz seiner Reden nach und nach gänzlich in Ungnade gefallen sei[36]); unter andern habe er einmal auf die Frage des Fürsten: warum doch ein gerade anwesender Spaßmacher allen so wohl

---

13) *Leon. Bruni* p. 57. 14) *Leon. Bruni* p. 57. Inf. XXX, 77. 15) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 72. Dino Comp. p. 515. 16) *Pelli* p. 82. *Tiraboschi* p. 78. *Orelli* II. p. 23. 17) Parad. XVII, 65. sq. und die Note in der Paduaner Ausgabe ad. h. l. 18) *Ugo Foscolo* p. 160. Edit. Pad. l. l. 19) Inf. X, 79. 20) Troya p. 73. 21) p. 83. 22) *Giov. Vill.* L. VIII C. 85. 23) p. 80. 24) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 89. Dino Comp. p. 520. 25) In der Gegend nördlich von Florenz. 26) *Pelli* p. 84. 27) Alter Name der Gegend zwischen dem Genueser und dem Luccheser Gebiet, etwa das heutige Massa Carrara. 28) *Pelli* p. 84. Purg. VIII, 133. sq. 29) Vita di Dante p. 234. 30) Troya p. 64. 31) *Giov. Vill.* L. VIII. C. 96. 32) Troya p. 92. 33) p. 58. 34) L. IX. C. 134. 35) *Dionisi* Prep. I. p. 164. stellt die sehr unwahrscheinliche Meinung auf, er sei noch vor seinem Exil in Paris gewesen. 36) Petrarchae opera. Basil. 1554. f. Rerum memorand. L. II. p. 480.

gefalle, was man von einem so weisen Mann wie er, Dante, nicht sagen könne, geantwortet haben: „du würdest dich darüber nicht wundern, wenn du wüßtest, daß die Ähnlichkeit der Sitten und der Gesinnung die Freundschaft erzeugt." Was wir sonst von den Sitten der Höfe damaliger Zeit und namentlich in Verona wissen [37], macht die Sache nur allzu wahrscheinlich; doch wäre es auch möglich, daß sich dies oder ähnliches mit Alboino della Scala zugetragen, welcher damals noch lebte, und daß man nur später die Erzählung auf den berühmtern Bruder übergetragen hätte [38]. Von dem Zweck seiner Reise nach Paris und von seinem Aufenthalte daselbst wissen wir weiter nichts, als was Boccaccio erzählt: er habe sich dort ganz dem Studium vorzüglich der Philosophie und der Theologie, aber auch andrer Wissenschaften ergeben [39] und bei einer Gelegenheit zur höchsten Bewunderung aller Anwesenden disputirt [40]. Ein viel späterer und daher sehr unzuverlässiger Schriftsteller, der Bischof Giov. da Seravalle, welcher auf dem Kostnitzer Concilio die Div. Comm. ins Lateinische übersetzte, behauptet: Dante sei in Paris Baccalaureus geworden, habe dort gelesen, disputirt und alle nöthige Schritte gethan, um Doctor der Theologie zu werden, nur habe es ihm an Gelde gefehlt, um diese Würde zu erlangen [41]. Er läßt ihn sogar auch nach Oxford gehen, um auch dort zu studiren; worauf man allerdings die Worte Boccaccio's in einem Gedicht an Petrarca deuten könnte, wo er vom Dante sagt: er sei Parisios — extremosque Britannos [42] gekommen. Die Nachricht von dem Zuge Heinrichs VII. nach Italien erweckte neue Hoffnungen in der Sele des Dichters und rief ihn nach dem Vaterlande zurück [43]. Ehe Heinrich Italien betrat, hielt er sich einige Monate in Lausanne auf, wo er Abgesandte vieler Fürsten und Städte Italiens empfing; nur die Florentiner sandten keine Abgeordneten [44], ja sie wiesen sogar die des Kaisers zurück. Im December 1310 kam Heinrich nach Mailand [45]. Dante und viele andere Verbannte begrüßten den Kaiser persönlich [46], ob aber schon in Lausanne [47] oder später in Turin [48], bleibt ungewiß, gewiß aber nicht bei der Belagerung von Brescia, wie Boccaccio erzählt [49]; denn schon früher hatte Dante einen Brief an die Könige, Fürsten und Völker Italiens erlassen, worin er sie ermahnte, sich dem Kaiser zu unterwerfen, und als Heinrich ihm zu lange in Oberitalien zögerte, schrieb er ihm selbst einen feurigen Brief aus Toskana, worin er ihn auffodert, mit Verachtung der Aufstände geringerer Städte in der Lombardei, seine ganze Macht gegen die Wurzel des Übels, die Anstifterin alles Aufruhrs, gegen Florenz zu richten [50]. In eben diesem Briefe, der vom 16. April 1311 ist, erwähnt er aber, daß er dem Kaiser persönlich seine Ehrfurcht erwiesen, und die Belagerung von Brescia begann erst am 14. Mai [51]. Diese heftigen Schritte verfehlten nicht, die persönlichen Feinde Dante's in Florenz aufs neue zu erbittern, und als daher im April 1311 die Florentiner, um sich zu verstärken, durch das Gesetz des Priore Baldo d'Aguglione, beinahe alle Verbannte zurückriefen [52], wurde Dante namentlich von dieser Gunst ausgeschlossen [53]. Mit einiger Wahrscheinlichkeit läßt sich auch hieran die Sage knüpfen: Dante habe eine Zeit lang als Gefangener in einem Thurme zu Porciano gesessen, welches nur ein paar Stunden von den Quellen des Arno entfernt liegt, von wo aus er den heftigen Brief an den Kaiser geschrieben. Die Grafen von Porciano, welche, obgleich ghibellinisch gesinnt, es mit dem benachbarten Florenz wol nicht verderben wollten, konnten leicht, bei der Entfernung des Kaisers, eine solche Maßregel ergriffen haben [54]. Heinrich, nachdem er lange vergeblich seine Kräfte verschwendet, um Oberitalien zu beruhigen, kam im Oktober nach Genua [55] und von da zur See, da die Florentiner die Landwege besetzt hielten, im März 1312 nach Pisa [56]. Im Mai kam er nach Rom und ward am 29. Juni [57] zum Kaiser gekrönt.

Nun endlich zog er gegen Florenz, welches aber, vom König Robert und vielen guelfischen Städten mächtig unterstützt, so hartnäckigen Widerstand leistete, daß, nachdem er es vom 19ten Sept. bis zum 31sten Oktober vergebens belagert und viele Menschen durch Krankheit verloren hatte, er sich unverrichteter Sache wieder zurückziehen mußte [58]. Den folgenden Sommer brachte er in Pisa zu, um sich zum Kriege gegen Robert zu rüsten [59], aber auf diesem Zuge starb er den 24sten August 1313 zu Buonconvento, einige Meilen von Siena. Sein Leichnam ward in Pisa bestattet [60]. Wenn einem alten Gedichte eines unbekannten Verfassers zu trauen ist, so hatte er Cangrande zu seinem Testamentsvollzieher ernannt [61]; auch hatte dieser, nebst seinem Bruder Alboin, schon 1311 die Würde kaiserlicher Vikarien für Verona erhalten [62]. Welchen persönlichen Antheil Dante an den Begebenheiten zur Zeit Heinrichs genommen, ist nicht mehr auszumitteln. Bei der Belagerung von Florenz ist er nicht gegenwärtig gewesen, und Leonardo Bruni beruft sich darüber auf das eigene Zeugniß des Dichters [63]. Ob er aber sonst den Kaiser begleitet, und namentlich mit ihm in Genua und Pisa [64], oder um diese Zeit beim Cangrande gewesen, welchen der Krieg in Oberitalien beschäftigte [65], läßt sich auch nicht einmal

37) *Franco Sacchetti* Nov. 144. *Boccaccio* Decam. Giorn. I. Nov. 7. 38) *Foscolo* discorso p. 175. 39) Vita di Dante p. 234. 40) p. 244. dasselbe wiederholt er Genealog. Deor. L. XIV. C. 11. bei *Pelli* p. 94. 41) Bei *Tiraboschi*, Vita di D. Ed. Padov. T. V. p. 71. 42) *Dionisi*, Preparazione I. p. 161. 43) *Boccaccio* Vita di Dante p. 234. 44) *Villani* L. IX. C. 7. 45) Ibid. C. 9. 46) Troya 117. 47) *Dionisi* Prep. II. p. 222. *Orelli* II. p. 33. 48) Barthold, Römerzug König Heinrich I. S. 415. 49) Vita di Dante p. 234.

50) *Dantis Alligh.* epistolae c. n. *C. Witte*, Patavii 1827. p. 31. 51) Muratori Annal. ad. hunc annum. 52) *Villani* L. IX. C. 18. 53) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. vergl. Ed. Pad. T. V. p. 81 und 118. n. N. [illegible] 54) Troya p. 128. 55) *Villani* L. IX. C. 28. 56) Ibid. C. 36. 57) Murat. annal. ad. h. annum. 58) *Villani* L. IX. C. 46. 59) Ibidem. C. 50. 60) Ibidem C. 51. 61) *Freherus*. Script. rer. Germ. T. I. p. 15. bei *Dion.* Prep. II. p. 135. 62) *Murat.* Annal. ad. h. an. 63) Vita di Dante p. 58. 64) Troya p. 130. 134. 65) *Orelli* II. p. 37. sq.

vermuthungsweise entscheiden. Heinrichs Tod schlug die Hoffnungen der Ghibellinen, besonders der ausgewanderten Florentiner, gänzlich darnieder. Viele an der Besserung ihres Schicksals verzweifelnd, zogen sich in das nördliche Italien, vorzüglich ins Friaul zurück, wo noch Nachkommen florentinischer Familien sich befinden sollen, und wo mehre bei dem zwar guelfisch gesinnten aber edeln Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre, früher Bischof von Padua, eine günstige Aufnahme fanden [66]. Wohin Dante sich gewendet, und wo er von dieser Zeit an bis zu seinem Tode gelebt, darüber fehlen fast alle sichere historische Zeugnisse. Am gerathensten scheint es, sich hierin vorzüglich an den Bericht Boccaccio's zu halten, welcher, wie schon erinnert, im J. 1350 in Ravenna war und dort von Freunden und wol Kindern des Dichters, wenigstens über die letzten Lebensjahre des Verbannten, die besten Nachrichten erhalten haben konnte. Boccaccio läßt ihn nach dem Tode des Kaisers Toskana ganz verlassen und sich nach Romagna wenden. Hier herrschte in Ravenna der auch wissenschaftlich gebildete Guido Novello da Polenta [67], welcher, als er die Verlegenheit des Dichters erfuhr, ihn freundlich zu sich einlud. Dante habe die Einladung angenommen, sagt Boccaccio, dort mit Arbeiten und Studien beschäftigt viele Jahre gelebt, auch Schüler gebildet, besonders in der italiänischen Poesie, und sei daselbst bis an seinen Tod geblieben. Hiemit lassen sich auch die Sagen von seinem Aufenthalt an andern Orten sehr gut vereinigen, sobald man nur annimt, daß in dieser Periode Ravenna zwar sein gewöhnlicher Aufenthalt gewesen, er aber doch zuweilen, um andere Freunde zu besuchen, ihn auf längere oder kürzere Zeit verlassen habe. Einen gesicherten und ruhigen Aufenthalt setzt es unstreitig voraus, wenn er, wie mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, nunmehr seine Kinder zu sich kommen ließ, so wie er auch erst in dieser Periode seines Lebens die letzte Hand an sein großes Gedicht legen konnte; und nur Ravenna konnte ihm diese Sicherheit und diese Muße gewähren. Allerdings ist anzunehmen, daß er auch in Gubbio gewesen bei seinem Freunde Bosone de' Raffaelli und in dem benachbarten Kloster S. Croce di fonte Avellana, am Fuße des Catria, eines der höchsten Gipfel des Apennin. Hier zeigt man noch die Zimmer, die er bewohnt haben soll, und seine Büste mit einer Inschrift aus dem 16ten Jahrhundert, worin behauptet wird, daß er, der Sage zufolge, hier an seinem Gedichte gearbeitet habe [68]. Auch in Gubbio zeigt man einen Thurm mit der Inschrift: Hic mansit Dantes Aleghierius poëta et carmina scripsit. Dies kann aber nicht vor dem Jahre 1318 gewesen seyn; denn Bosone ward schon im J. 1300 aus Gubbio vertrieben, kehrte im J. 1310 nur auf kurze Zeit dahin zurück, und lebte erst vom Jahre 1318 an wieder in Gubbio [70]. Auch im äußersten Norden von Italien, in Udine und dem Schlosse Tolmino am Isonzo, am Fuße der Julischen Alpen [71], hat sich die Sage von einem längeren Aufenthalte Dante's erhalten, woran Foscolo wol ohne Grund zweifelt [72]. Ist er nun, wie behauptet wird, als Gastfreund des Patriarchen von Aquileja, Pagano della Torre dort gewesen, so kann es nicht vor dem Jahre 1319 gewesen seyn, denn erst in diesem Jahre ward Pagano Patriarch von Aquileja. So bleibt denn für den Zeitraum von dem Jahre 1313 — 1318 kaum ein anderer Aufenthalt für Dante übrig als Ravenna, man müßte denn etwa mit Tiraboschi [73] annehmen, er sei in dieser Zeit in Paris gewesen, wofür aber durchaus nicht der leiseste Grund der Vermuthung aufzufinden ist. Allerdings könnte man auch an Verona denken, wofür die große Verehrung, welche wir in seinem Gedichte für Cangrande finden, so wie der Umstand zu sprechen scheint, daß sein ältester Sohn Pietro, aber wahrscheinlich doch erst nach des Vaters Tode, in Verona sich niederließ [74]. Dagegen aber ist zu bedenken, daß eine Tochter Dante's nicht in Verona, sondern in Ravenna als Nonne gelebt, daß Cangrande, in diesem Zeitraum von dem Jahre 1313 — 1318 in fast ewigen Fehden begriffen, wenig in Verona seyn konnte, und daß die Dedication des Paradieses an Cangrande, welche wahrscheinlich in das Jahr 1319 — 1320 fällt, wenigstens keine Spur eines lange fortgesetzten Aufenthaltes in Verona verräth. Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß Dante im J. 1319 — 1321 Ravenna als festen Aufenthalt betrachtete [75], und sind daher genöthigt anzunehmen, daß er nur von hier aus zuweilen Besuche in Verona gemacht habe, ohne jedoch die Zeit derselben genauer bestimmen zu können. Wahrscheinlich ist es allerdings, daß er etwa im J. 1316 dort gewesen, als nach der Vertreibung Uguccione's della Faggiuola aus Pisa und Lucca, dieser und andere Ghibellinen eine gastfreie Aufnahme am Hofe von Verona fanden [76], oder vielleicht auch im J. 1318, wo Cangrande zum Oberhaupt der Ghibellinen ernannt wurde [77]. Ebenso wahrscheinlich aber ist es auch, daß er wenigstens vom Jahre 1320 an, wo Cangrande eine große Niederlage unter den Mauern von Padua erfuhr [78], nicht wieder in Verona gewesen. Die bekannte Geschichte von einer öffentlichen Disputation Dante's am 20. Januar 1320 in Verona beruht einzig und allein auf einem höchst verdächtigen, im Jahre 1508 zu Venedig gedruckten [79] kleinen Buche: Quaestio florulenta ac perutilis de duobus elementis aquae et terrae [80]. Einen festen gesicherten Aufenthalt scheint endlich auch der schöne Brief Dante's an einen florentinischen Geistlichen vorauszusetzen, worin er mit Unwillen eine ihm angebotene, für ihn schimpfliche Zurückberufung verwirft [81]. Er hatte nämlich durch einen Nef-

66) *Viviani* Div. Comm. Udine 1823. Praef. p. 9.
67) Nicht der Vater, sondern der Neffe der Francesca, deren Schicksal im fünften Gesange des Inf. besungen ist. Troya p. 32 und 176. 68) Vita di Dante p. 235. 69) *Pelli* p. 95. Troya p. 164. 70) *Pelli* p. 97. Vergl. *Ugo Foscolo* p. 293 sqq.

71) Vielleicht die Antra Julia, wovon Boccaccio in dem Gedicht an Petrarca redet. Ed. Padov. T. V. p. 133. 72) *Pelli* p. 97. Troya p. 170. Viviani Praef. p. 9. *Ugo Foscolo*. p. 20 sq. 73) Edit. Padov. T. V. p. 81. 74) *Orelli* II. p. 40 sq. 75) Aus den lateinischen Eklogen Dante's, vergl. besonders die zweite. 76) Troya p. 152. 162. 77) Ibidem p. 169. 78) *Murat.* Annal. ad h. ann. 79) Und ebendaselbst wieder abgedruckt 1708. Aneddoti IV. p. 111. 80) *Pelli* p. 99. 139 *Tiraboschi* in ed. Pat. V. p. 82. 81) *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Dionisi* Prep. I. p. 71. Ed. Pad. T. V. p. 120.

fen die Nachricht erhalten, daß die Verbannten die Rückkehr erlangen könnten, wenn sie eine Summe Geldes erlegen und den Schimpf, öffentlich am Altar Johannes des Täufers dargestellt zu werden, über sich ergehen lassen wollten [82]), und diese Bedingungen sind es, die er in jenem Briefe als seiner unwürdig von sich weist. Das Datum dieses Briefes läßt sich nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln, doch ist die meiste Wahrscheinlichkeit für 1315. Zu dieser Zeit, wo der päpstliche Stuhl durch den Tod Clemens V. unbesetzt war, wo die Ghibellinen überall sich mächtig erhoben, Uguccione della Faggiuola die Florentiner in der Nähe bedrohte, Cangrande in Oberitalien glänzte, dachte man in Florenz ernstlich an Zurückberufung vieler Verbannten und stellte ihnen die oben angegebenen Bedingungen, denen sich auch viele unterwarfen; damit stimmt auch vollkommen überein, daß Dante in diesem Briefe von sich sagt, er habe per trilustrium fere perpessus exilium, wenn man nämlich bedenkt, daß die Florentiner das Jahr mit dem 25. März begannen und also das Verbannungsjahr Dante's nach florentinischer Weise nicht 1302, sondern 1301 bezeichnet werden mußte. Hieraus, als eine Folge seines Trotzes nämlich, ließe sich denn auch leicht erklären, warum noch im Oktober dieses Jahres 1315, die Verbannung Dante's durch Raniero di Zaccaria d'Orvieto, Statthalter König Roberts in Florenz, bestätigt wurde [83]). Giov. Villani, welcher dem Tode Dante's ein eigenes Capitel seiner Chronik gewidmet hat, sagt, er sei nach der Rückkehr von einer Gesandtschaft nach Venedig am 14ten Sept. 1321 in Ravenna gestorben [84]). Von dieser Gesandtschaft schweigen Boccaccio und Leon. Bruni; dagegen erzählen Filippo Villani [85]), Domenico Arretino [86]) und Manetti [*]) einstimmig, er sei vom Guido da Polenta dahin geschickt worden, um bei Gelegenheit eines ungerechten Angriffs der Venezianer sie zum Frieden zu bewegen, habe aber beim Senat kein Gehör erlangen können, und sei daher niedergeschlagen und schon krank zurückgekehrt. Von einem Kriege der Venezianer gegen Guido in diesem Jahre weiß die Geschichte nichts, und so möchte denn wol die Vermuthung Foscolo's [87]) die richtige seyn, daß er von Guido nach Venedig geschickt worden, um bei der unsichern Stellung dieses Fürsten eine Verbindung mit Venedig abzuschließen, welche aber die Venezianer, da sie erst vor kurzem verdrüßliche Händel mit den Päpsten gehabt, von der Hand gewiesen hätten. Eine frühere Gesandtschaft Dante's nach Venedig im Dienste Guido's, welche etwa in die Jahre 1313 oder 1314 fallen müßte, scheint aus einem von Doni [88]) herausgegebenen, angeblichen Briefe Dante's [89]) hervorzugehen; dieser Brief ist aber längst als ein Betrug und ein Machwerk des Doni erkannt worden [90]). Der Todestag Dante's wird von Domenico Arretino, von Giov. Villani im c. 183, welches aus einer andern Handschrift bei Muratori hinzugefügt ist; und was die Hauptsache ist, von Boccaccio in der Vita [91]) und noch ausdrücklicher im Commentar über die Div. Comm. [92]) als der Tag der Kreuzeserhöhung, also der 14. Sept. angegeben; nur Giov. Villani c. 134 nennt sehr unwahrscheinlich den Julius seinen Sterbemonat. Guido Novello suchte den Verstorbenen auf alle Weise zu ehren. Er ließ den Leichnam im Dichterschmuck [93]), vermuthlich also mit Lorbeer gekrönt, auf den Schultern der angesehensten Bürger von Ravenna nach der Hauptkirche [94]) tragen, wo er ihn einstweilen in einer Kapelle vor dem Eingange derselben in einem marmornen Sarge beisetzen ließ. Er selbst hielt ihm nach der Sitte von Ravenna eine lange Leichenrede und hatte die Absicht, ihm ein prächtiges Grabmal zu errichten [95]); allein schon im folgenden Jahre verlor er die Herrschaft von Ravenna und starb als Vertriebener in Bologna [96]). Eben deshalb ward auch anfänglich keine Inschrift auf das Grab gesetzt, obgleich viele Dichter dem Guido Verse zu diesem Zweck gesendet hatten. Boccaccio, welcher doch 1350 selbst in Ravenna gewesen, sagt ausdrücklich, daß das Grab keine Inschrift gehabt, setzt aber hinzu, daß er unter den ihm vorgelegten Versen die des Giovanni di Virgilio aus Bologna für die besten halte, welche mit den Worten anfangen: Theologus Dantes, nullius dogmatis expers etc. [97]). Giov. Villani führt die nämlichen an, behauptet aber, sie wären nach der Zeit Guido's auf das Grab geschrieben worden [98]); dasselbe sagt Filippo Villani [99]); ebenso Manetti [*]), welcher aber hinzufügt, man habe sie später vertilgt, und durch die eines andern Dichters, den er nicht nennt, ersetzt. Es sind die folgenden:

Jura monarchiae, Superos, Phlegethonta lacusque
Lustrando cecini, voluerunt fata quousque;
Sed quia pars *nostri* melioribus *edita* castris [1])
Auctoremque suum petiit felicior astris,
Hic claudor Dantes, patriis extorris ab oris,
Quem genuit parvi Florentia mater amoris. —

Dominicus Arretinus endlich führt eine ganz andere Inschrift an, welche mit den Worten anfängt: Inclyta fama cujus etc.; zugleich aber auch die: Jura Monarchiae etc. [2]). Boccaccio als Augenzeuge verdient hierin unstreitig den meisten Glauben, und so muß man wol annehmen, daß alle diese Inschriften erst nach seiner Zeit auf das Grab gesetzt worden sind. In diesem einfachen Zustande blieb das Grab, bis Bernardo Bembo, Vater des berühmten Kardinals, von der Republik Venedig als

82) *Dantis Alligh.* Epist. p. 65. *Boccaccio* Vita di D. p. 251. 83) *Dionisi* Prep. I. p. 64. aus einem Dokumente bei Pelli p. 78. Anderer Meinung ist Troya p. 145., er versetzt den Brief in das Jahr 1317. p. 160. 84) L. IX. C. 133 und 134. 85) *Mehus* Vita Ambr. p. 167. 86) Ibid. p. 170. *) Vita Dantis p. 49. 87) p. 346. 88) Prose antiche, Firenze 1547. 4. 89) *Dantis All.* Epist. p. 105. *Biscioni* Prose p. 215.

90) *Pelli* p. 136. 91) p. 256. 92) Canto I. p. 19. 93) Villani L. IX. c. 133. 94) Diese gehört den Franziskanern, und eben daher mag das Gerücht entstanden seyn, Dante habe auf irgend eine Weise diesem Orden angehört. 95) *Boccaccio* Vita di Dante p. 256. 96) Veltro p. 190. 97) *Boccaccio* Vita di Dante p. 257. 98) *Villani* l. l. 99) *Mehus* Vita Ambr. p. 167. *) p. 50. 1) Der dritte Vers unstreitig besser bei Mehus:

Sed quia pars *cessit* melioribus *hospita* castris

2) Bei Mehus p. 170.

Podestà nach Ravenna gesendet, es erneuern und die ganze Kapelle neu aufbauen ließ. Auf dem Sarkophag selbst wurden die Verse Jura Monarchiae etc. angebracht, mit den darüber gesetzten Buchstaben S. V. F. (sibi vivens fecit), weil man glaubte, daß sie von Dante selbst wären. Auf eine Marmorplatte in der rechten Seitenwand der Kapelle wurden die Verse gesetzt:

Exigua tumuli Dantes hic sorte jacebas
Squallenti nulli cognita pene situ.
At nunc marmoreo subnixus conderis arcu
Omnibus et cultu splendidiore nites.
Nimirum Bembus Musis incensus Ethruscis
Hoc tibi, quem imprimis hae coluere, dedit.
ANN. SAL. M. CCCC. LXXXIII. VI. KAL. IVN.
Bernardus Bemb. Praet. Aere suo pos. [3]).

Im Jahre 1692 ließ der Kardinal-Legat Domenico Maria Corsi das Denkmal wiederherstellen, und fügte eine neue Inschrift hinzu. Ein anderer Kardinal-Legat Luigi Valenti Gonzaga ließ 1780 das ganze Denkmal von Grund aus erneuen und ihm die Gestalt eines viereckigen mit einer Kuppel bedeckten Tempels geben. Am Fuße des Sarkophags ward eine marmorne Kiste angebracht, worin ein Pergamentblatt aufbewahrt wird, welches in lateinischer Sprache die Geschichte dieses Denkmals ausführlich erzählt [4]). In Kupfer gestochene Zeichnungen des Ganzen sind in Florenz 1783 von Eredi und Cecchi herausgegeben worden. Endlich hat Canova Dante's Büste im Pantheon zu Rom aufgestellt, mit der Inschrift:

A Dante Alighieri
Antonio Canova.
MDCCC.XIII.
Alessandro d'Este R. Scolpi [5]).

Florenz dagegen besaß bis jetzt eigentlich kein Denkmal seines größten Dichters. Im 16ten Jahrh. sah man noch sein Bild in der Kapelle des Podestà, von der Hand Giotto's [6]), ein anderes von Taddeo, einem Schüler Giotto's, in der Kirche St. Croce [7]), und noch ein anderes in der Kirche St. Trinità von D. Lorenzo, einem Camaldulenser-Mönch; alle diese aber sind längst verschwunden. Ganz schlecht gemalt und in wunderlicher Gesellschaft von neuern Dichtern und Helden des Alterthums fand sich wahrscheinlich noch 1687 ein Bildniß Dante's in einem Saale des Rathhauses zu Florenz (in Aula minori Palatii Florentini), als in eben diesem Jahre die Accademia Fiorentina dem Großherzog den Vorschlag that, die Büste Dante's über die Thüre des Versamlungszimmers setzen zu lassen, was auch ausgeführt wurde [8]). Noch im 14ten Jahrh., als der Haß in Bewunderung übergegangen, beschlossen die Florentiner 1396, dem Dante und einigen andern ihrer berühmtesten Mitbürger Denkmäler im Dom, St. Maria del Fiore, zu errichten; es unterblieb aber aus unbekannten Gründen. Im J. 1429 bemüheten sie sich vergebens, von Ravenna die Gebeine des Dichters zu erhalten, und später noch, im J. 1519, wendete sich die Accademia Medicea ebenso vergeblich deshalb an Leo X., obgleich Michel Angelo selbst sich erbot, das zu errichtende Denkmal anzufertigen [9]). Erst jetzt (1830) ist diese alte Schuld auf eine glänzende Weise abgetragen worden [*]). Es ist dem Dante in der Kirche St. Croce zwischen den Denkmälern Michel Angelo's und Alfieri's ein Cenotaph von carrarischem Marmor, von der Hand des Bildhauers Ricci, errichtet worden. Der Dichter selbst ist in mehr als Lebensgröße auf dem Denkmal sitzend, den Kopf auf die rechte Hand gestützt, abgebildet; ihm zur Rechten steht das Bild Italiens mit der Hand auf die Inschrift des Cenotaphs hindeutend: Onorate l'altissimo poeta; zu seiner Linken die Dichtkunst über das offene Buch der Divina Commedia hingebeugt, in der linken Hand einen Lorbeerkranz haltend. Auf dem Sockel des Denkmals liest man folgende Inschrift: Danti Aligherio Thusci honorarium tumulum a majoribus ter frustra decretum A. MDCCCXXIX feliciter excitarunt. Man streitet noch, welche Verse auf das vor dem Bilde der Dichtkunst aufgeschlagene Buch gesetzt werden sollen. Vorgeschlagen sollen seyn: Parad. XVII. Tu proverai etc. (Warum nicht lieber: Parad. XXV, 1. Il poema sacro Al quale ha posto mano e cielo e terra.) Auch nach dem Tode des Dichters schien ihn das Schicksal noch verfolgen zu wollen. Nur mit Mühe ward im J. 1327 der Kardinal Bertrando di Poggetto, Legat Johannes XXII. zu Bologna, durch den Florentiner Pino della Tosa und den Ostagio da Polenta (eben den, welcher den Guido Novello vertrieben hatte) abgehalten, die Gebeine Dante's, als eines Ketzers, zum Feuer zu verurtheilen, wie er es in der That mit dem Buche de monarchia machte, dessen sich die Anhänger Ludwigs des Baiern und des von ihm erwählten Papstes gegen Johannes XXII. bedienten [10]). — Nach Boccaccio's Beschreibung der äußern Gestalt des Dichters war er ein Mann von mittlerer Größe, im spätern Alter etwas gekrümmt, aber würdig und ruhig, stets in sehr anständiger Kleidung einhergehend. Das Antlitz war lang, mit einer Habichtsnase, die Augen etwas heraustretend, die Kinnladen groß und die untere Lippe etwas hervorspringend, Haar und Bart waren stark, schwarz und gekräuselt, die Farbe des Antlitzes bräunlich; der gewöhnliche Ausdruck des Gesichts nachdenkend und finster. Hierauf gründet sich auch die von Boccaccio erzählte Anekdote, daß, als er einst in Verona an einem Hause vorübergegangen, vor dessen Thür mehre Weiber saßen, die eine zu der andern gesagt: seht den, der in die Hölle geht, wenn er will, und wieder kommt und Nachricht bringt von denen, die da unten sind; worauf eine andere erwiederte: wahrlich, du hast recht, siehst du wol, wie seine Farbe so braun und sein Bart so kraus ist von der Hitze und vom Rauche, die da unten sind [11]).

---

3) Eine Abbildung dieses Denkmals findet sich in der Zattaschen Ausgabe der Werke Dante's. Venedig 1757. 4. T. I. p. XXXI. 4) Abgedruckt in Ed. Padov. V. p. 124. 5) Sehr ausführliche Nachrichten über dies alles im 5ten Bande der Ed. Pad. p. 121 sq. und p. 84, wo noch zwei Werke über diesen Gegenstand angeführt werden. 6) *Mehus* Vita Ambr. p. 165. 7) *Fil. Villani*, vite d'uomini illustri fiorentini. Firenze 1826. p. 149. 8) Ed. Pad. T. V. p. 125 sq.

9) *Pelli* p. 104. *Orelli* II. p. 85. *) Vergl. Delle memorie di Dante Alighieri, da Melchiorre Missirini. Firenze 1831. 10) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. *Troya* p. 192. Ed. Padov. T. V. p. 128. 11) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 241 sq.

Vier Medaillen mit dem Brustbilde Dante's, sämtlich ohne Jahrzahl, welche einst dem Grafen Mazzuchelli in Brescia gehörten, sind im 1sten Bande der Zattaschen Ausgabe der Werke Dante's abgebildet. In neuern Zeiten haben die berühmtesten Künstler gewetteifert, Dante's Züge in Erz und Marmor, in Gemälden und Kupferstichen darzustellen; auch Raphael hat ihn in dem unter dem Namen der Disputa bekannten Gemälde zwischen den Köpfen des Thomas von Aquino und des Scotus, und in einem andern im Vatikan befindlichen, den Parnassus darstellenden Gemälde neben Virgil und Homer [12]) angebracht. Interessant ist besonders der Kupferstich, welcher Kannegießers Übersetzung der göttlichen Komödie ziert; er ist nach einer von Rauch abgeformten Wachsmaske gezeichnet, welche sich in Florenz befindet und über der Leiche des Dichters abgenommen seyn soll [13]). Über den Adel seiner Sele kann nur eine Stimme seyn; er ist allen seinen Werken unverkennbar aufgeprägt. Wundern darf es uns aber nicht, wenn ein so außerordentlicher Mensch von seinen Zeitgenossen nicht begriffen wurde; wenn seine glühende Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit, sein heiliger Unwille gegen Schlechtes aller Art für niedrige Schmähsucht ausgegeben, wenn sein edler Stolz im Unglück, sein Ernst und seine Verachtung gemeiner Verhältnisse ihm als Hochmuth ausgelegt wurden [14]); wenn selbst ein reines Leben, eine bis zum Tode treu bewahrte Liebe, ein über alle seine Werke ausgegossener reiner und heiliger Sinn ihn nicht gegen den Vorwurf gemeiner Sinnlichkeit [15]) haben schützen können.

Einige Nachrichten über die Familie und die Nachkommen Dante's mögen hier noch zum Schlusse stehen. Dante hatte einen ältern Bruder, Francesco, der aber von einer andern Mutter war [16]), und eine Schwester, deren Name unbekannt geblieben, welche, an einen Florentiner Leon Poggi verheirathet, unter andern Kindern einen Sohn Andrea Poggi hatte, welchen Boccaccio genau gekannt, und welcher im Äußern viel Ähnlichkeit mit Dante gehabt haben soll [17]). In der Ehe mit Gemma de' Donati wurden dem Dante 6 Kinder geboren, Pietro, Jacopo, Gabriello, Aligero, Eliseo und Beatrice [18]). Aligero und Eliseo starben in der Kindheit. Gabriello, wenn einer von Pelli angeführten Urkunde zu trauen, die aber auch einer verheiratheten Tochter Dante's erwähnt, von welcher man sonst durchaus keine Nachricht hat, lebte noch im Jahre 1351. Beatrice lebte im Jahre 1350 als Nonne im Kloster St. Stefano zu Ravenna, und erhielt durch Boccaccio ein Geschenk von 10 Goldgulden von der Republik Florenz [19]). Der berühmteste, vielleicht auch der älteste [20]) Sohn Dante's war Pietro. Filelfo allein sagt von ihm, er sei dem Vater in seiner Verbannung überall hin gefolgt, nachdem er die Rechte studirt und in Bologna die Doktorwürde erhalten habe; auch habe er einen kleinen Commentar über die Div. Comm. ausgearbeitet [21]). Auch Boccaccio scheint zu sagen, daß Pietro nebst seinem Bruder Jacopo beim Tode des Vaters in Ravenna war. (S. 257.) Leonardo Bruni erwähnt bloß, er sei ein wackerer Jurist geworden, habe sich in Verona niedergelassen und dort Reichthum erworben [22]). Nach einer Grabschrift in Treviso, welche aber ohne Jahrzahl ist [23]), wird gewöhnlich erzählt, er sei dort, vielleicht auf einer Geschäftsreise gestorben. Allein Dionisi hat unwiderleglich bewiesen, daß Pietro nicht jung, wie es in der Grabschrift heißt, sondern im J. 1364, also an 70 Jahr alt, nicht in Treviso, sondern in Verona gestorben sei. Auch sind schon seit einigen Jahrhunderten die drei letzten Verse der Grabschrift, niemand weiß aus welchem Grunde, weggemeißelt worden [24]). Von dem Commentar des Pietro wird im folgenden Abschnitte die Rede seyn. Man findet hin und wieder in alten Manuscripten angebliche Gedichte Pietro's, unter andern eine Art Inhaltsanzeige der Div. Comm. [25]), deren Echtheit aber überaus zweifelhaft ist [26]).

Von den Lebensumständen des Jacopo di Dante wissen wir beinahe noch weniger. Filelfo läßt ihn in Rom sterben, zur Zeit, als der Vater sich als Gesandter dort aufhielt; der fleißige Pelli aber hat Dokumente aufgefunden, welche unwidersprechlich beweisen, daß Jacopo noch im J. 1342 und zwar in Florenz lebte und einen Theil der confiscirten Güter des Vaters zurückkaufte [27]). Beim Tode des Vaters war er in Ravenna [28]), scheint aber später in Florenz gelebt zu haben. Es werden zwar Kinder von ihm genannt [29]), aber vermuthlich ist mit ihnen sein Stamm erloschen. Auch ihm werden in verschiedenen Manuscripten Gedichte beigelegt, namentlich auch das vorhin erwähnte, gewöhnlich dem Pietro zugeschriebene, und eine Tavola sopra le tre cantiche, Manuscript in der Gaddiana und in der Riccardiana [30]). Die Crusca citirt

12) *Cancellieri* p. 39. 44. 13) Kannegießer Vorrede. p. XIII. 14) *Villani* L. IX. c. 134. 15) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 253. und noch mehr in dem Abdruck der Ed. Padov. p. 10. 16) *Pelli* p. 24. not. 4., wo in einem Dokumente vom Jahre 1332 mehre Mitglieder der Familie des Dichters genannt werden. 17) *Boccaccio* Commento s. l. D. C. T. II. p. 66. 18) Diese Angabe beruht indeß einzig und allein auf dem Zeugniß des Filelfo, bei *Mehus* specimen hist. litt. Praef. p. XXVIII.; die ältern Biographen sprechen nur von mehren Kindern, ohne sie zu nennen, Leon. Bruni erwähnt nur des Pietro, und auch nur über diesen, über Jacopo und Beatrice haben wir sichere Zeugnisse.

19) *Pelli* p. 33. not. 5. 20) *Pelli* p. 24. not. 4., wo bald Pietro, bald Jacopo zuerst genannt wird. 21) *Mehus* Specimen Praef. p. XXIX. 22) p. 65. 23) Vergl. *Pelli* p. 28. und *Dionisi* Prep. I. p. 158. 24) *Dionisi* Prep. I. p. 154 sq. Anedd. II. p. 93. Anderer Meinung, aber ohne eigentliche Gründe ist Foscolo, p. 367 sq. 25) Ed. Padov. p. 275. 26) *Pelli* p. 28. Das nämliche Gedicht wird bald dem Pietro, bald dem Jacopo di Dante beigelegt, und am Ende ist es von keinem von beiden, sondern von einem Simone di Ser. Dino da Siena detto Sariozzo. *Dionisi* Prep. I. p. 164. Ähnliche Gedichte gab es mehre, außer dem ziemlich bekannten, welches dem Beschützer Dante's Bosone d'Agubbio beigelegt wird und vielfältig, unter andern im 5ten Bande der Ed. Padov., abgedruckt ist, erwähnt Crescimbeni in den Noten zu seiner Vita di Dante noch eines Gedichts in Terzinen von Cecco di Meo Mellone Ugurgieri aus Siena; der Inhalt jedes Canto der Div. Comm. ist in einer Terzine ausgedrückt, und der erste Vers jeder dieser Terzinen ist zugleich der erste Vers des darin charakterisirten Gesanges. Ein gewisser Mino di Vanni faßte den Inhalt der Div. Comm. in 25 Sonetten. *Crescimbeni* ibidem. 27) *Pelli* p. 78.
28) *Boccaccio* Vita di Dante. p. 257. 29) *Pelli* p. 33.
30) *Mehus* p. 263.

unten ihren Quellen ein Gedicht in mehren Capitoli, Il Dottrinale di Jacopo di Dante genannt, gegen dessen Echtheit aber große Zweifel obwalten [31]). — Nur in den Nachkommen Pietro's blühete das Geschlecht Dante's fort. Pietro hatte zwei Söhne, Dante II. und Jacopo. Diesem letztern legt Filelfo das oft erwähnte Gedicht über die Div. Comm. bei; er starb jung. Dante II. hatte einen Sohn, Lionardo, welchen Leonardo Bruni in Florenz umhergeführt, und ihn mit den Häusern seiner Vorfahren und manchen Familiennachrichten bekannt gemacht [32]). Lionardo's Sohn hieß Pietro, welchen Filelfo gekannt, und dem er sein Leben Dante's dedicirte. Pietro hatte einen Sohn Dante III., welcher nach Landino's Zeugniß eine Zeit lang in Ravenna lebte [33]) und ein nicht unberühmter italiänischer und lateinischer Dichter war; man hat Elegien und Eklogen von ihm. Vellutello versichert, ein Dekret der Republik vom Jahre 1495 zu besitzen, wodurch Dante III. eingeladen worden, in das Vaterland zurückzukehren und ihm die Rückgabe der väterlichen Güter, so viel es sich thun ließe, verheißen wurde. Da dies aber nur ein sehr unbedeutender Gegenstand und er selbst wohlhabend gewesen, habe er sich nicht darauf eingelassen [34]). Er starb in Mantua im Jahre 1508, und hinterließ 3 Söhne, Pietro, welcher im Jahre 1539 Provveditore von Verona ward; Vellutello a. a. O. verdankte ihm mehre Papiere seiner Vorfahren, aus welchen er manches für seinen Commentar geschöpft; Lodovico, welcher im Jahre 1547 ohne Erben starb, und Francesco, mit welchem die männlichen Nachkommen Dante's ausstarben. Es war nur noch eine Tochter des ältesten Bruders Pietro übrig, Ginevra, welche im Jahre 1549 einen Grafen Marc. Ant. Serego heirathete [35]). Dies Geschlecht, welches den Namen Serego Alighieri führt, blüht noch jetzt in Verona, und einer Dame aus dieser Familie ist die Udineser Ausgabe der Div. Comm. geweiht.

B. Dante's Werke [1]). Bei den Werken Dante's stößt man beinahe auf die nämlichen chronologischen Schwierigkeiten, wie bei seinem Leben; auch hier ist es schwer, zum Theil unmöglich, von jedem einzelnen Werke anzugeben, wann es geschrieben, wann angefangen, wann vollendet worden. Am schwierigsten sind diese Untersuchungen bei der Div. Commedia, welche wir daher als den wichtigsten Gegenstand dieses Abschnittes, und weil sie ohnedies die ganze zweite Lebenshälfte des Dichters ausfüllt, für zuletzt aufsparen wollen. Die übrigen Werke, da sich die Zeitfolge der meisten doch nicht mit vollkommener Gewißheit ausmitteln läßt, wollen wir so ordnen, daß wir zuerst die italiänischen, und dann die lateinischen betrachten.

I. Italiänische Werke. Unter diesen nicht allein, sondern unter allen Werken des Dichters nimt als das der Zeit nach früheste selbständige Werk den ersten Platz ein

1) *La Vita nuova* [2]), oder das neue Leben. Es enthält die Geschichte seiner Jugendliebe zur Beatrice und die Sonette, Ballaten, Canzonen, welche er, von dieser Liebe begeistert, bei verschiedenen Veranlassungen gedichtet. Neues Leben nennt er dies Werk, weil er gleich am Anfange desselben berichtet, wie mit dem Anblick der kindlichen Geliebten eine höchst wichtige Umwandlung seines Innern, ein wahrhaft neues Leben für ihn begonnen. Die Geschichte selbst ist unendlich einfach; sie enthält nichts als die Erzählung, wie er selbst noch in der Kindheit Beatricen, die noch beinahe ein Jahr jünger war als er, zuerst erblickt; wie er noch als Kind öfter ihren Anblick gesucht, einmal in spätern Jahren ihren holdseligen Gruß auf der Straße empfangen; wie er aus zarter Besorgniß sich bemüht, mehr als einmal den Schein einer andern Liebe anzunehmen und dafür den Unwillen der Geliebten auf sich geladen; wie er erkrankt und im Traume den Tod und die Verklärung der Geliebten gesehen; wie sie im jugendlichen Alter gestorben; wie tiefer Gram seine Sele zerrissen und seine Gesundheit untergraben; wie das zarte Mitleid, welches eine andere Dame ihm gezeigt, ihn beinahe zur Untreue gegen die Geliebte verführt, wie aber diese ihm im Geiste wieder erschienen und alle seine Gedanken wieder auf sich gerichtet; wie endlich er eine wunderbare Vision gehabt, welche den Entschluß in ihm erzeugt, „nicht mehr von dieser gebenedeieten zu reden, bis daß er im Stande wäre, würdiger von ihr zu reden, so daß er hoffe, einst von ihr zu sagen, was noch niemals von einem Weibe gesagt worden." Die Erzählung, wie die Gedichte tragen das Gepräge der Wahrheit, der Innigkeit und der Unschuld; das Ganze gibt uns das schöne Bild eines edeln, reinen, kindlichen, von der Liebe durchglüheten und von ihr zu allem Edeln und Großen begeisterten Gemüths und zeigt uns den Menschen in dem Zustande der Unschuld, so weit er auf Erden möglich ist, wie die Divina Commedia uns den Fall und die Erlösung des Menschen versinnlicht. Mancher Leser hat wol schon Anstoß genommen an den trockenen Erklärungen, welche jedes Gedicht begleiten, und worin mit scholastischer Schärfe und Genauigkeit die Gedanken des Gedichtes geordnet und zergliedert werden. Aber schon hierin zeigt sich die bewundernswürdige Eigenthümlichkeit dieses Dichters, welcher eben dadurch so groß ist, daß er nie irgend einem Affecte unterliegt, sondern stets die klarste Besonnenheit mit der glühendsten Innigkeit zu verbinden weiß. Dies ist der geheime Grund des unwiderstehlichen Zaubers, den er über alle für das Wahre empfängliche Gemüther in seinem großen Werke übt. Sehr Unrecht haben daher diejenigen gethan, welche in vielen Handschriften und Abdrücken der Vita nuova diese Erläuterun-

31) *Pelli* l. l. Es ist zum erstenmal gedruckt in Raccolta di rime Toscane. Palermo 1817. 4 Vol. 8. 32) *Leon. Bruni* p 65. 33) Ad Inf. c. XXVII. 40. 34) Vellutello Vita di Dante in fine. 35) *Pelli* p. 18., wo der Stammbaum des Geschlechts. p. 34 sq. 1) Gesamtausgaben der Werke Dante's gibt es zwei, die eine Venezia, Pasquali, 1739 bis 1741 in 5 V. 8., und schlechter wieder abgedruckt ebendas. 1751. Die andere Venezia, Zatta, 1757 bis 1758. 5 V. 4., und davon ein geringerer Abdruck. 1760. 5 V. 8. Ganz vollständig sind indeß beide nicht, in der erstern fehlen das Werk de monarchia, die Eclogae und die meisten Briefe; in der zweiten fehlen ebenfalls die Eclogae und mehre Briefe.

2) *Villani* L. IX. C. 134. *Boccaccio* Vita di Dante. p. 254. *Leon. Bruni* p. 60.

gen der Gedichte entweder ganz weggelassen, oder nur als Noten dem Texte beigefügt haben [3]). Sehr Unrecht hat Boccaccio und zeigt wenig Bekanntschaft mit den übrigen Schriften Dante's, wenn er behauptet, Dante habe sich in spätern Jahren sehr geschämt, die Vita nuova geschrieben zu haben [4]), da vielmehr Dante selbst im Convito dieses Werk seiner Jugend in Schutz nimt [5]). Die Zeit der Abfassung dieses Buches läßt sich wenigstens ziemlich genau bestimmen. Die Gedichte, die es enthält, sind, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, aus sehr verschiedenen Zeiten, theils aus seiner frühern Jugend und bis zum Tode der Beatrice, theils etwa ein bis zwei Jahre nach ihrem Tode gedichtet [6]). Die Samlung aber und der geschichtliche Commentar, oder die Vita nuova, wie sie vor uns liegt, möchte wol bedeutend später gesetzt werden müssen. Der Schluß des Buches, wenn er nicht etwa vom Verfasser später angefügt worden, läßt fast auf das Jahr 1300 vermuthen [7]). Boccaccio sagt zwar, er habe es in seinem 26sten Jahre, also im Jahre 1291 geschrieben [8]), allein dem widerspricht das Werk selbst; Pelli setzt es ohne weitere Gründe in das Jahr 1295 [9]). Dionisi nimt das Jahr 1293 an [10]). Dante selbst im Convito stellt es nur als eine Jugendarbeit dem Convito, als dem Werke des reiferen Alters, entgegen [11]). Die Stelle ist aber zu dunkel, um eine sichere Zeitbestimmung darauf gründen zu können. Es versteht sich übrigens von selbst, daß die Vita nuova nur eine Auswahl aus viel mehren Gedichten enthält, welche Dante in dieser Zeit der Jugendliebe geschrieben; er selbst erwähnt verschiedene, welche er weggelassen [12]), und manche davon mögen wir in der Samlung seiner Rime noch besitzen, manche aber auch gänzlich verloren gegangen seyn [13]). Die Vita nuova wurde zum erstenmal gedruckt durch Sermartelli, Florenz 1576. 8., nebst den Canzonen des Dante und seinem Leben von Boccaccio. Eine ältere Ausgabe vom Jahre 1527 scheint nie vorhanden gewesen zu seyn [14]). Wenig correcter erschien sie in den Prose di Dante Allighierie di Messer. Giov. Boccaccio. Firenze 1723. 4., von Biscioni besorgt, welcher die in dem frühern Abdruck fehlenden Erklärungen und seine so wie des Kanonikus Anton Maria Salvini's Noten hinzufügte. Sodann in den Gesamtausgaben der Werke Dante's und auch einzeln öfter; zum Beispiel der recht gute von Keil besorgte Abdruck der Vita nuova und der Rime, Chemnitz 1810. 8. Eine correctere und splendide Ausgabe hat der Marchese Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi u. a. 1827, Milano bei Pogliani in 8. besorgt; es sind davon nur 60 Exemplare abgezogen; dieser nämliche Text wird aber als ein Theil des 6ten Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. erscheinen. Eine teutsche Übersetzung, begleitet von einem Auszuge aus dem Convito, hat Friedrich von Oynhausen, Leipzig 1824 geliefert. Sämtliche Gedichte der Vita nuova sind übersetzt und ein Auszug aus dem Werke selbst gegeben in Dante Allighieri's lyrische Gedichte von Kannegießer, Leipzig 1827.

2) *Il Convito*, oder das Gastmahl. So wie die Vita nuova der ersten Jugendliebe des Dichters geweiht ist, so ist das Convito die Darstellung einer zweiten Liebe, der Liebe nämlich zur Philosophie. Er selbst erzählt uns, daß er nach dem Tode Beatrice's in dem Studium der Philosophie Trost gesucht und gefunden [15]), und wie er sich die Weisheit gar nicht anders in seinem Geiste habe vorstellen können, denn als ein edles und mitleidvolles Weib [16]). Wie diese Liebe eine Zeit lang mit dem Andenken Beatrice's gerungen, welche Befriedigung und welche Leiden er darin gefunden, seinen wechselnden Seelenzustand während dieses Studiums oder dieser Liebe [17]), und die höchsten Gegenstände seines philosophischen Strebens selbst hat er in einer Reihe von Canzonen dargestellt. Weil er aber später fürchtete, mißverstanden zu werden, und daß man zu seiner Schande die in jenen Canzonen ausgesprochene Liebe auf irgend ein irdisches Weib beziehen möchte, entschloß er sich selbst, das Geheimniß ihrer wahren Bedeutung zu offenbaren und auf diese Weise nicht allein seine Ehre zu retten, sondern auch den Menschen eine heilsame Belehrung über die wichtigsten Gegenstände menschlicher Betrachtung mitzutheilen [18]). So entstand das Convito, eine Schrift, worin er die Absicht hatte, in 15 bis 16 Tractaten oder Abhandlungen 14 Canzonen theils dem Buchstaben, theils der höhern Bedeutung nach zu erläutern [19]). Er nannte es ein Gastmahl, weil er darin die Canzonen, als ebenso viele Gerichte, von dem dazu nöthigen Brode, seiner Erklärung nämlich, begleitet, denen auftischen wollte, die nach der edlen Speise der Wissenschaft verlangen [20]). Aber das Werk ist unvollendet geblieben, nur 3 Canzonen sind darin erläutert, so daß es mit der Einleitung aus 4 Tractaten besteht; doch muß der Plan und die Anordnung des Ganzen schon fest in seinem Geiste bestimmt gewesen seyn, da er mehre Male in dem, was wir davon besitzen, auf Gegenstände hindeutet, welche in einer der folgenden Abhandlungen ihren Platz finden sollten. Hierauf gestützt hat der Prof. Witte in Breslau auf eine geistreiche Weise versucht, sowol die Canzonen anzugeben, welche für das Convito bestimmt waren, als auch selbst ihre wahrscheinliche Reihenfolge zu bestimmen [21]). Selbst in seinem gegenwärtigen unvollständigen und offenbar auch lückenhaften Zustande, ist es als der erste gelungene Versuch wissenschaftlicher Prosa in Italien ein äußerst merkwürdiges Buch. Überall leuchtet Gelehrsamkeit, Wissenschaftlichkeit und ein edler Sinn daraus hervor, und der oft trockene Ton der Untersuchung wird auf das anmuthigste durch einen Reichthum an schönen Vergleichungen, wie in der Div. Comm., und durch viele Stellen unterbrochen, welche durch Schönheit der Sprache und Beredsamkeit überraschen. Schwer,

3) *Biscioni* Prose p. 329. 4) Vita di Dante p. 254. 5) Convito p. 55. 6) Vita nuova p. 40. 7) Vergl. Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. p. 485. 8) Vita di Dante. p. 254. 9) *Pelli* p. 109. 10) Preparazione II. p. 49 sq. 11) p. 55. 12) Vita nuova p. 5. 47. 13) Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer. p. 359 sq. 14) *Pelli* p. 110. n. 4.

15) Convito p. 95. 16) ibidem. 17) Convito p. 104. 18) Convito p. 57. 19) Convito p. 55. 20) Convito ibidem. 21) Dante Allgh. lyrische Gedichte von Kannegießer S. 364, 367, 379. Auch Hermes XXII. p. 160.

um nicht zu sagen unmöglich, ist es, die Zeit anzugeben, wann er es geschrieben und wann er es abgebrochen. Er selbst nennt es im Vergleich mit der Vita nuova ein Werk des reiferen Alters und sagt, er habe es geschrieben, nachdem er die Jugend überschritten [22]), das heißt nach seiner eigenen Erklärung [23]), nachdem er das 45. Jahr zurückgelegt, weshalb man auch gewöhnlich das Jahr 1310 als das angegeben findet, in welchem er es begonnen. Allein wenn von der einen Seite der ganze ruhige und gehaltene Ton des Werks, die sichere Muße und der Reichthum an Büchern, welche die Abfassung dieser Schrift voraussetzt, so wie einige wehmüthige Betrachtungen über die traurigen Schicksale seines ganzen Lebens [24]) eine spätere Zeit der Abfassung vermuthen lassen, so zwingen dagegen andere Stellen des Werks, wo er von Fürsten, welche schon 1309 gestorben, als von noch Lebenden redet [25]), oder unter den Kaisern seiner Zeit Albert († 1308) als den letzten anführt [26]), ohne Heinrich VII. zu erwähnen, eine frühere Abfassung anzunehmen. Das Wahrscheinlichste möchte daher seyn, daß er, der Hauptsache nach, es 1308 geschrieben, einige aber, und namentlich die Stelle, wo er von seiner Verbannung redet, vielleicht später noch eingeschoben habe. Ugo Foscolo [27]) will aus jener Stelle, wo Dante von seiner unverdienten Verbannung redet, und aus dem Tone des ganzen Werks auf eine versöhnende Absicht des Dichters schließen, und setzt die Abfassung eben deswegen in das Jahr 1315. Villani's Behauptung, seine Arbeit an diesem Werke sei durch den Tod unterbrochen worden [28]), ist deshalb unwahrscheinlich, weil er im Convito von einer andern Schrift redet, welche er sich auszuarbeiten vorgenommen, und welche wir wirklich noch besitzen. Die Gedichte selbst aber, welche gleichsam den Text des Ganzen ausmachen, fallen ohne Zweifel in die Jahre zwischen 1292 bis etwa 1300, wo Dante theils mit dem Studium der Philosophie, theils mit der Anwendung derselben auf die bürgerlichen Angelegenheiten der Menschen beschäftigt war. Der Text des Convito ist im höchsten Grade fehlerhaft und verdorben, und da sich in allen bekannten Handschriften die nämlichen Fehler und Lücken finden, so gewinnt die schon von Pelli [29]) geäußerte Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, daß Dante selbst diese Schrift in diesem unvollkommenen Zustande hinterlassen, und daß wir nur seinen ersten Entwurf derselben besitzen, den er nicht Zeit oder nicht Lust gehabt, genauer durchzusehen. Es ward zum ersten Mal gedruckt Firenze, Buonaccorsi 1490. in 4., dann Venezia, fratelli da Sabbio 1521. 8.; Ibidem von Niccolò di Aristotile detto Zoppino 1529. 8. und ebendaselbst von Marchiò Sessa 1531. 8. Der erste, welcher durch Vergleichung von Manuscripten etwas für den Text gethan, war Ant. Maria Biscioni, welcher das Convito in seine Prose di Dante e di G. Boccaccio. Firenze 1723. in 4. aufnahm und seine und Salvini's Noten hinzufügte.

22) Convito p. 55. 23) Ibid. p. 194. 24) Convito p. 57. 25) Tratt. IV. c. 6. 26) Tratt. IV. c. 3. 27) p. 228. 28) *Villani* L. IX. c. 134. 29) p. 126. Vergl. *Foscolo* p. 257.

Dieser verbesserte Text ist denn auch in den beiden Gesamtausgaben der Werke Dante's wieder abgedruckt. Es blieb noch unendlich viel zu thun, um die unglaubliche Fehlerhaftigkeit dieses Textes zu verbessern. Erst in der neuesten Zeit ist viel dafür geschehen. Zuerst gab Monti ein Saggio di gravi e molti errori trascorsi in tutte l'edizioni del Convito. Milano 1823. in 8. heraus; Witte ließ in das Giornale Arcadico. Roma 1825 einen neuen Saggio di emendazioni al testo dell' amoroso convivio di Dante All. einrücken, und nach diesen Vorarbeiten haben der Marchese Trivulzio in Verbindung mit Monti, Maggi, Mazzuchelli und Orlani endlich einen möglichst berichtigten Text in: Convito di Dante All. ridotto a lezione migliore. Milano 1826. 8. mit vielen gelehrten Anmerkungen herausgegeben. Von dieser Prachtausgabe sind aber nur 60 Exemplare, zum Verschenken bestimmt, abgezogen, worauf diese neue Ausgabe als ein Theil des 6. Bandes der Paduaner Ausgabe der Div. Comm. 1827. 8. erschienen ist. Dazu hat Scolari eine Appendice all' edizione del convito di D. A. fatta in Padova 1827, Padova, Crescini 1828 herausgegeben, welche aber außer einem guten Index zum Convito nur eine Reihe ziemlich unbedeutender Verbesserungsvorschläge enthält. Die Canzonen des Convito sind im Anhange zu Oynhausens Übersetzung der Vita nuova und in Dante's lyrische Gedichte von Kannegießer übersetzt und in letzterem Werke auch commentirt.

3) *Le rime di Dante.* Außer den von Dante selbst in der Vita nuova und dem Convito gesammelten Gedichten hat man noch von ihm eine ziemlich große Anzahl anderer, welche in vielen Manuscripten und Drucken unter dem Namen von Rime di Dante gesammelt worden sind. Die Zusammenstellung derselben rührt nicht vom Dichter selbst her, auch sind sie nicht etwa zu seiner Zeit oder bald nachher mit einiger Sorgfalt und Kritik zusammengetragen worden, sondern Echtes und Unechtes findet sich in den verschiedenen, sehr von einander abweichenden, handschriftlichen und gedruckten Samlungen neben einander. Der älteste Abdruck, der aber nur 15 Canzonen enthält, ist wahrscheinlich der als Anhang zu der Ausgabe der Div. Commedia, Venezia 1491 von Pietro Cremonese erschienene. Eine von Pasquali angeführte Ausgabe der Canzoni e Madrigali di Dante di Messer Cino et di M. Gerardo Novello, Venezia per Guil. de Monferrato 1518 [30]). 12. und im nämlichen Jahr Milano, Vimercato, ist überaus selten. Die erste bekannte, ziemlich vollständige Ausgabe dieser lyrischen Gedichte des Dante macht die 4 ersten Bücher der Sonetti e Canzoni di diversi autori Toscani in X. (es sind aber XI.) libri raccolte (von Bernardo di Giunta) Firenze 1527. 8. aus. Diese Samlung ist dann zu Venedig von Giov. Ant. e fratelli da Sabbio 1532. 8. und Firenze 1727. 12., dann aber unter dem Titel: Rime di diversi autori antichi Toscani in 12 libri raccolte. Venezia per Cristoforo Zane 1731. 8. und 1740, von Oechl besorgt, wieder abgedruckt worden. Einzelne Gedichte Dante's finden sich auch in den Samlungen von Corbinelli, dopo

30) *Pelli* p. 138.

la bella mano; von Leone Allacci, in Scelta di rime antiche, von Fiacchi, Firenze 1812. 8. und in den Poeti del primo secolo, von Valeriani. Firenze 1816. 2 Vol. 8. Ferner finden sich die lyrischen Gedichte Dante's in mehren Ausgaben der Div. Comm., namentlich in denen von Pasquali und von Zatta, in der von Dionisi besorgten, in der Ausgabe der Vita nuova von Keil u. s. w. Zuletzt ist diese Samlung mit mehren bisher ungedruckten Gedichten vermehrt und mit einer Vorrede von Arrivabene unter dem Titel: Amori e rime di Dante. Mantua 1823. 16. erschienen. Keine dieser Samlungen stimmt vollkommen mit der andern in Hinsicht auf Zahl, Anordnung und Lesarten der Gedichte überein; jeder Herausgeber hat das Vorhandene ohne weiteres wieder abgedruckt und ohne alle Kritik zu vermehren gesucht. Zur Interpretation dieser zum Theil sehr schwierigen Gedichte war bisher wenig oder gar nichts geschehen; nur Dionisi hat in seinen Aneddoti und mehr noch in der Preparazione theils einzelne Gedichte glücklich erläutert, theils bessere Lesarten vorgeschlagen, theils was das wichtigste ist, darauf aufmerksam gemacht, daß alle diese Gedichte, mit wenigen Ausnahmen, auf die nämliche Weise wie die Canzonen des Convito zu erklären seien, d. h. daß sie sich nicht auf eine Liebe zu irgend einem andern Weibe, sondern entweder auf seine frühere Jugendliebe oder auf die Liebe und das Studium der Philosophie beziehen. Bei weitem das Wichtigste aber in dieser Hinsicht ist durch den Professor Witte in: Dante's lyrische Gedichte, italiänisch und teutsch herausgegeben von L. C. Kannegießer. Leipzig 1827. 8. geschehen. Er hat den glücklichen Gedanken aufgefaßt, alle vorhandenen Gedichte Dante's in solche zu theilen, welche zur Periode der Vita nuova und solche, welche dem Cyclus des Convito angehören; er hat mit großem Scharfsinn diejenigen Canzonen und ihre Ordnung zu bezeichnen versucht, welche wahrscheinlich vom Dichter für die fehlenden Theile des Convito bestimmt waren, Echtes und Unechtes zu unterscheiden sich bemüht, und manches von dieser letztern Art gänzlich verworfen; anderes, wenn auch zweifelhaft und wahrscheinlich dem Cino von Pistoja, dem Guido Cavalcanti und andern Zeitgenossen des Dichters angehörend, dennoch der Vollständigkeit wegen beibehalten; manches bisher Ungedruckte aufgenommen und in einem höchst belehrenden Commentar über das Ganze theils seine Ansicht zu rechtfertigen, theils Erläuterungen zu den einzelnen Gedichten zu geben versucht. Eine gründliche Arbeit über die Rime di Dante ließ sich von dem Marchese Trivulzio erwarten, welcher seit Jahren einen reichen Schatz von bisher ungedruckten Gedichten Dante's gesammelt hatte [31]; aber leider 1831 gestorben ist. Die Bibliotheken Italiens sind reich an handschriftlichen Samlungen von Gedichten aus der ältesten Zeit; manches bisher noch nicht erkannte Gedicht des Dante mag sich noch darunter befinden, wie denn schon Witte aus der Marciana in Venedig eine höchst wahrscheinlich dem Dante beizulegende Canzone auf den Tod Heinrichs VII. nebst Proben von andern ungedruckten Gedichten desselben mitgetheilt hat [32]. Als Anhang zu den Rime findet man noch in einigen Ausgaben: Rime spirituali, oder geistliche Gedichte des Dante. Sie bestehen aus einer Paraphrase der 7 Bußpsalmen und dem sogenannten Credo di Dante, welches eine Paraphrase des Nicänischen Glaubensbekenntnisses, wie es bei der Messe gelesen wird, eine Erklärung der 7 Sakramente, der 10 Gebote, der 7 Todsünden und eine Paraphrase des Vater Unsers und des Ave Maria enthält. Alles dies in terza rima. Die Sette Salmi penitenziali waren lange Zeit nur als Manuscript in verschiedenen Bibliotheken vorhanden, bis der Abbate Quadrio einen alten Abdruck ohne Jahr und Ort, etwa aus dem Ende des 15. Jahrh. entdeckte und diesen mit einer Einleitung und vielen Noten Milano 1752. 8. wieder abdrucken ließ. Dies kleine Werk ist dann in die 2. Abtheilung des IV. Bds. der Zattaschen Ausgabe der Werke Dante's aufgenommen worden. Auch das Credo findet sich in vielen, aber sehr von einander abweichenden Handschriften. Der erste Abdruck scheint der zu seyn, welcher sich am Schluß der Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477. Fol. befindet, ebenso steht es am Schluß der Ausgabe des Nidobeat. Mediolani 1477—78, aus welcher Quadrio es in seine Ausgabe der Salmi genommen. Neuerdings sind die Sette Salmi abgedruckt in: Raccolta di rime antiche toscane, Palermo 1817. 4 V. 4. und das Credo in: Saggio di rime di diversi buoni autori. Firenze 1825. 8. Gegen die Echtheit beider Werke walten bedeutende Zweifel ob; weder Villani noch Boccaccio noch Leonardo Bruni erwähnen derselben. Apostolo Zeno hält das Credo für das Werk eines gewissen Antonio dal Beccajo Ferrarese oder eines andern Zeitgenossen des Petrarca [33]. Ugo Foscolo verwirft beide Werke als plumpe Betrügereien [34]. Die Salmi sind in der That ein überaus mattes Produkt. Die Sprache des Credo ist allerdings etwas kräftiger und das höhere Alter dieser Arbeit wenigstens erwiesen; betrachtet man aber auch nur den Eingang, welcher sich allenfalls für einen Dichter, der sich in dem Fall des Petrarca befände, nicht aber für den Schöpfer der göttlichen Komödie schicken würde, oder vergleicht man das Vater Unser dieser Paraphrase mit dem von Dante gegebenen [35], so ist es fast unmöglich, ihm diese Reimereien beizulegen.

II. Lateinische Werke.

1) *De Monarchia Libri III.* Wahrscheinlich um die Zeit, als Heinrich VII. das kaiserliche Ansehen in Italien wieder herzustellen bemüht war, und wo Dante alles aufbot, die Anhänger des Kaisers zu ermuthigen und zu vereinen, also etwa zwischen 1810—13 schrieb er, vielleicht in Pisa [36], dieses Werk, worin er, Freiheit und Frieden als die ersten Bedürfnisse des Menschengeschlechts zur Erreichung seiner Bestimmung feststellend, zu erweisen sucht, diese Güter seien nur dann zu erlangen, wenn

31) Monti Proposta di alcune correzioni ed aggiunte cet. Milano 1818. V. I. P. II p. 182.

32) Canzone di Dante All. in morte di Arrigo VII. aus der Antologia di Firenze No. LXIX besonders abgedruckt; und andere Gedichte im Anzeige-Blatt der Wiener Jahrbücher. 1828. No. XLII. 33) Lettere T. I. p. 31. bei *Tiraboschi* Vita di Dante Ed. Pad. T. V. p. 88. 34) p. 425. 35) Purg. XI. v. 1 sq. 36) *Troya* p. 134.

ein einziger, der Kaiser, die Oberherrschaft über alle führe, wodurch indeß das Regiment anderer Fürsten und Republiken keineswegs ausgeschlossen werde; nur, daß ihm die Oberaufsicht über alle gebühre. Die Macht des Kaisers leitet er von der des römischen Volkes her, dem Gott die Herrschaft über alle Völker verliehen, dem auch selbst Christus sich unterworfen; nur von Gott allein, nicht etwa vom Papste sei die rechtmäßige Gewalt des Kaisers abzuleiten. Weil aber der Mensch nicht blos der irdischen Glückseligkeit, sondern auch des ewigen Heils bedürfe, so sei für diesen letztern Zweck der Papst eingesetzt, und dem gemäß zieme es sich, daß der Kaiser dem Papste, wie der Erstgeborne dem Vater, Ehrfurcht beweise. Diese Lehren mißfielen natürlich den Anhängern der Hierarchie, und als die Freunde Ludwigs des Baiern sich auf dieses Werk beriefen, wären beinahe, wie früher erwähnt [37]), die Gebeine des Dichters, als die eines Ketzers, dem Feuer übergeben worden; auch der bekannte Jurist Bartolus berichtet, Dante sei wegen dieses Buchs noch nach seinem Tode beinahe als Ketzer verdammt worden [38]). Ob er es dem Kaiser Ludwig von Baiern dedicirt habe, ist wenigstens nicht erwiesen [39]). An der Echtheit dieses Buchs ist durchaus kein Zweifel, obgleich die von Filelfo angeführten Anfangsworte desselben nicht mit denen übereinstimmen, die wir lesen [40]), und obgleich der erste Herausgeber desselben, Oporinus, der Meinung ist, es sei das Werk eines Zeitgenossen und Freundes des Poliztan [41]). Boccaccio's genaue Angabe des Inhalts [42]) und die Übereinstimmung dieser Lehren mit allen übrigen Schriften Dante's sind mehr als hinreichend, jeden Zweifel zu entfernen. Auch besitzt man noch das Werk eines Predigermönchs, Guidone Verrano, welcher 1327 die Monarchia Dante's Satz für Satz zu widerlegen versuchte [43]). Im 15. Jahrh. ist es zweimal ins Italiänische übersetzt aber nicht gedruckt worden, zuerst von einem Ungenannten, Manuscript in der Riccardiana vom Jahr 1461, dann von Marsilius Ficinus, dessen Arbeit von 1467 sich ebenfalls als Manuscript in der Laurentiana befindet [44]). Gedruckt ward das Original zuerst von Oporinus in Basel 1559. 8. zugleich mit andern Abhandlungen ähnlichen Inhalts; diese Ausgabe gehört zu den Seltenheiten; dann in Sim. Scardii Syntagma tractatuum de imperiali jurisdictione cet. Basileae 1566. fol. und noch einmal Argentor. 1609. Fol. Besonders gedruckt: Colon. Allobrogum 1740. Auch in die Ausgabe der Werke Dante's von Zatta ist es aufgenommen.

2) *De vulgari eloquentia. Libri II.* Aus der Erwähnung dieses Werks im Convito [45]) ergibt sich, daß Dante es im spätern Alter geschrieben und vielleicht, wie Villani und Boccaccio sagen [46]), durch den Tod an der Vollendung desselben gehindert wurde. Es ist schwer zu begreifen, wie Troya gegen solche Zeugnisse es in die Jahre 1303—1305 verlegen will [47]). Dante's Absicht bei diesem Werke scheint eine doppelte gewesen zu seyn, theils die neuere Sprache Italiens, wie er sie sich dachte und sie zu schaffen bemüht war, aus unverdienter Verachtung zu ziehen und ihren Vorzug vor den Idiomen anderer neuerer Völker und vor den einzelnen Mundarten Italiens selbst zu zeigen, theils die verschiedenen neueren Dichtungsarten gründlich zu charakterisiren und Regeln für sie aufzustellen. Zu diesem Ende untersucht er alle zu seiner Zeit üblichen Mundarten Italiens und zeigt, wie keine einzige sich dazu eigne, die edle, gemeinsame Sprache Italiens, was er Vulgare illustre, cardinale, aulicum, curiale, oder mit einem Worte vulgare latinum nennt [48]), zu werden, wobei er mit großer Bitterkeit sowol diejenigen tadelt, welche in der Mundart einer einzelnen Provinz oder Stadt gedichtet, als noch mehr diejenigen, welche wie selbst sein Lehrer Brunetto, gar das Vulgare anderer Völker dem der Italiäner vorgezogen. Im 2. Buche fängt er an von dem Styl überhaupt und von den Canzonen insbesondere zu handeln; im 3., nicht vorhandenen Buche wollte er wahrscheinlich diesen Gegenstand fortsetzen, und im 4., wie er selbst andeutet, von den Ballaten und Sonetten handeln. Dieses Werk erschien zuerst in einer italiänischen Übersetzung von Trissino, welche mit mehren andern Schriften dieses Dichters und Sprachforschers in der von ihm vorgeschlagenen neuen Orthographie Vicenza 1529. Fol. gedruckt wurde. Es erhob sich ein heftiger Streit über dieses Werk, weil die Florentiner, unwillig darüber, daß Dante ihre Mundart, die sie so gern zur Gesamtsprache Italiens erheben mochten, bitter getadelt, die Echtheit desselben leugneten, und es kam ihnen zu statten, daß abermals die von Filelfo angeführten angeblichen Anfangsworte des Buchs nicht mit denen übereinstimmten, womit es wirklich beginnt [49]). Doch mußte jeder Zweifel bald verschwinden, als Corbinelli das in Padua gefundene Manuscript des Originals in Paris 1577. 8. (sehr seltene Ausgabe) mit Noten über das erste Buch abdrucken ließ [50]). Ein Manuscript aus dem 14. Jahrh. befand sich im Besitz des Marchese Trivulzio zu Mailand [51]). Das Original und die Übersetzung des Trissino wurden unter den sämtlichen Werken dieses letztern Verona 1729. 11 V. 4. wieder abgedruckt; ebenso haben Pasquali und Zatta beides in ihre Ausgaben aufgenommen. Einzeln ward die Übersetzung des Trissino noch gedruckt: Della volgare eloqu. col Castellano di G. G. Trissino, Ferrara 1583. 8. und Della volgare eloquenza. Ven. 1696. fol. Für die Berichtigung des sehr verdorbenen Textes ist bis jetzt noch nichts geschehen, und die Übersetzung, welche sclavisch dem Worte folgt, trägt wenig oder nichts zur Erklärung des oft sehr schwierigen Buches bei.

3) *Eclogae, II.* Boccaccio erwähnt ihrer ausdrücklich und genau [52]). Leonardo Bruni [53]) und Mario Filelfo [54]) sprechen nur unbestimmt von einigen Eklogen.

---

37) p. 49. 38) Ed. Pad. V. p. 129. 39) *Troya* p. 159. 40) *Mehus* Vita Ambr p. 175. 41) *Pelli* p. 127. n. 4. 42) Vita di Dante p 259. 43) *Troya* p 192. 44) *Pelli* p. 128. 45) Convito p. 61. 46) *Villani* L. IX. c. 134. *Boccaccio* Vita di D. p. 260. 47) Veltro p. 63. 77.

48) L. I. c. XVII. XIX. 49) *Mehus* specimen cet. Praef. p. XXVI. 50) Über diesen ganzen Streit vergl. den ausführlichen Bericht Fontanini's in Eloqu. italiana L. II. c. XXII sq. 51) Monti proposta V. I. P. I. p. XXVIII. 52) Vita di Dante p 260. 53) p. 64. 54) Bei *Mehus* specim. Praef. XXV.

Einige Bruchstücke derselben ließ Mehus abdrucken [55]); ganz wurden sie zum ersten Mal in Carmina illustrium poëtarum Italorum Florentiae 1718. 8. T. I. p. 116. aber sehr fehlerhaft gedruckt. Das Verdienst, sie der gelehrten Welt in einer bessern Gestalt bekannt und auf ihre Wichtigkeit aufmerksam gemacht zu haben, gehört dem Kanonikus Dionisi, welcher sie aus einer Handschrift der Laurentiana, welche alte lateinische Randglossen von wahrscheinlich zwei verschiedenen Händen enthält, in seinen Anedd. IV. nebst den beiden dazu gehörigen Gedichten des Giovanni di Virgilio abdrucken ließ. Johannes Virgilii, ein damals berühmter Dichter in Bologna, so benannt, weil man ihn für einen glücklichen Nachahmer des Römers hielt, theilte das Vorurtheil seiner Zeit, daß man nur durch lateinische Gedichte Ruhm erlangen könne. Er fodert daher in dem ersten dieser 4 Gedichte Danten auf, in römischer Sprache einige große Begebenheiten der damaligen Zeit zu besingen (wodurch der Zeitpunkt dieses poetischen Briefwechsels mit Bestimmtheit in die Jahre 1320 und 21 verlegt wird) und ladet ihn zugleich ein, nach Bologna zu kommen. Dante in der ersten Ekloge lehnt diese Einladung ab, entschuldigt sich scherzend, daß er italiänisch gesungen und äußert, daß er den Dichterlorbeer nicht in Bologna, sondern in Florenz, nach Beendigung seines großen Werkes zu erlangen wünsche. In dem 2. Gedichte wiederholt Giovanni seine Einladungen noch dringender, worauf Dante in seiner 2. Ekloge auf seinem Vorsatz beharrend sich wundert, wie sein Freund den Aufenthalt in Bologna dem in Ravenna vorziehen könne, und deutlich zu verstehen gibt, daß er den damaligen Beherrscher von Bologna, Romeo de' Pepoli, fürchte. Auch sieht man daraus, in welchen freundlichen Verhältnissen er mit Guido da Polenta und mit 2 Florentinern Dino Perini und dem Arzt Fiducio de Milottis aus Certaldo gestanden, welche ebenfalls in Ravenna lebten. Derselbe Codex der Laurentiana enthält noch ein Gedicht des Giov. di Virgilio an den Dichter und Geschichtsschreiber Albertino Mussato über den Tod des Dante [56]). Die Sprache dieser Eklogen ist unendlich besser als die der prosaischen Werke Dante's, und kann gewissermaßen einen Maßstab abgeben für das, was er hätte leisten können, wenn er, wie er's anfänglich wollte, sein großes Werk lateinisch geschrieben hätte. Ungeachtet einiger Verbesserungen Dionisi's ist der Text dieser Eklogen noch sehr verdorben und wegen des durchgängigen Gebrauches der Allegorie sind sie an manchen Stellen sehr dunkel. Eine correctere Ausgabe, welche Bandini, Bibliothekar der Laurentiana, zu geben versprochen [57]), ist nicht erschienen.

4) *Epistolae.* Villani [58]) spricht nur von 3 Briefen Dante's in lateinischer Sprache, wovon wir noch 2 besitzen. Boccaccio [59]) erwähnt mehre, ohne die Zahl anzugeben und setzt hinzu, daß zu seiner Zeit noch viele davon vorhanden wären. Leon. Bruni [60]) spricht auch unbestimmt von mehren, wovon er einige gesehen; auch führt er Stellen aus einigen an, welche verloren gegangen sind. Filelfo [61]) endlich redet von unzähligen und citirt nach seiner Weise die Anfangsworte von einigen, die aber entweder nie vorhanden waren, oder doch sich nicht mehr finden und auch sonst von Niemanden erwähnt werden. Die noch jetzt vorhandenen, oder wenigstens bis jetzt aufgefundenen sind folgende: 1) ein Bruchstück aus einem Briefe, welches Leon. Bruni in italiänischer Sprache anführt [62]), und worin Dante von seinem Priorat als der Quelle aller seiner Unglücksfälle redet. 2) Der Brief an die Könige und Fürsten Italiens und an die Senatoren von Rom [63]), worin er sie zur Eintracht und zur Anerkennung Heinrichs VII. ermahnt. Er ist nur italiänisch vorhanden, obgleich auch dieser wahrscheinlich, wie die übrigen in öffentlichen Angelegenheiten geschriebenen Briefe, und wie vielleicht alle überhaupt, ursprünglich lateinisch geschrieben worden. Er wurde zuerst von dem Jesuiten Lazzeri in Miscellanea ex libr. Manuscr. bibl. coll. Rom. Tom. I. Romae 1754. herausgegeben, sonst findet man ihn noch in den Noten zu Tiraboschi's Leben Dante's in der römischen und der Paduaner Ausgabe und in der neuen Ausgabe des Giov. Villani. Florenz 1823. T. VIII. p. 411, wo er aus einem Manuscript der Riccardiana abgedruckt ist. 3) Der Brief an den Kaiser Heinrich VII., um ihn zu ermahnen, die Besiegung geringerer Städte der Lombardei auszusetzen und sich mit seiner ganzen Macht gegen Florenz zu wenden [64]). Villani erwähnt dieses Briefes namentlich. Er ward zuerst, aber nur in einer alten Übersetzung von Doni in Prose antiche di Dante, del Petrarca, del Boccaccio cet. Florenz 1547. 4. herausgegeben; nach Manuscripten verbessert von Biscioni in Prose di Dante e del Boccaccio. Firenze 1725. 4., woher ihn die Ausgaben von Pasquali und Zatta entlehnt haben. Zuletzt erschien er in der vorhin erwähnten neuen Ausgabe des Giov. Villani nach einem Riccardianischen Codex verbessert. Jetzt endlich ist das Original in der Marciana zu Venedig entdeckt und zuerst von Witte herausgegeben worden. 4) Der Brief an die in Carpentras versammelten Kardinäle, um sie zur Wahl eines in Rom seinen Sitz nehmenden Papstes zu bestimmen. Obgleich Villani dieses Briefs ausdrücklich gedenkt, so ist es doch erst dem Troya gelungen, ihn und zwar im lateinischen Original in der Laurentiana zu entdecken. Er ließ davon den Anfang als Anhang zu seinem Veltro allegorico p. 214. abdrucken. Das Übrige gab Witte in der Antologia di Firenze XXIII, 67. und zuletzt den ganzen Brief in seiner Samlung heraus. 5) Der schöne Brief an einen Geistlichen in Florenz, worin Dante eine seiner unwürdige Zurückberufung verwirft. Boccaccio, ohne ihn ausdrücklich zu erwähnen, muß ihn gekannt haben [65]). Er ist nur in einem einzigen Manuscript der Laurentiana vorhanden, und daraus zuerst von Dionisi in Aneddoti V., später in Preparaz. T. I. p. 71. abgedruckt. Außerdem findet man ihn in Cancellieri sopra l'originalità della

55) Vita Ambr. p. 320. 56) *Troya* p. 203. *Pelli* p. 137. n. 3. 57) *Pelli* p. 137. 58) L. IX. c. 134. 59) Vita di D. p. 260. 60) p. 60 und 64.

61) Bei *Mehus* specimen p. XXVII. 62) p. 58. 63) Vide supra p. 46. 64) Vide supra p. 46. 65) Vita p. 251.

Div. Comm. Roma 1814. p. 59. In der römischen und Paduaner Ausgabe der Div. Comm. und in der neuen Ausgabe des Pelli. Flor. 1828. Endlich in Witte's Samlung. 6) Der höchstwichtige Brief, oder die Dedication des Paradieses an Cangrande, dessen Echtheit indeß noch keineswegs über alle Zweifel erhoben ist[66]). Die erste Nachricht davon findet man in Mazzoni difesa di Dante. Cesena 1587. 4. Introduz. §. 90. Zuerst abgedruckt durch Baruffaldi in der Galleria di Minerva. Venezia 1700. T. III.; dann in der Veroneser Ausgabe der Div. Comm. 1749., in der Ausgabe des Zatta, zuletzt in Witte's Samlung. Das von Mazzoni erwähnte Manuscript ist jetzt nicht mehr vorhanden, oder wenigstens kennt man kein Manuscript dieses Briefs, welches älter wäre als das 16. Jahrh. Viele andere Briefe Dante's sind verloren gegangen, unter andern der von Villani[67]) und Leonardo Bruni erwähnte[68]), vermuthlich bald nach seiner Verbannung an das Volk von Florenz geschriebene, welcher mit den Worten anfing: Popule mee quid feci tibi? [69]) Zweifelhaft ist die Echtheit eines von Troya in einem Manuscripte der Laurentiana entdeckten Briefes mit der Überschrift: Exulanti Pistoriensi Florentinus exul immeritus per tempora diuturna salutem et perpetuae caritatis ardorem; wobei man allerdings an Dante und an seinen Freund Cino von Pistoja erinnert wird. Diesen, sowie alle vorhin erwähnten, alle sonst noch vorhandenen Eingangsworte von verlorenen Briefen, chronologisch geordnet, mit höchst lehrreichen Einleitungen und gelehrten Noten begleitet, hat Witte herausgegeben unter dem Titel: Dantis Alligherii epistolae quae extant cum notis Car. Witte. Patavii 1827. 8. In dieser Samlung findet sich endlich auch der erwiesen falsche, von Doni[70]) geschmiedete Brief Dante's an Guido da Polenta, über eine angebliche Sendung Dante's nach Venedig[71]).

La divina Commedia. Die drei Reiche der übersinnlichen Welt, die Orte, worin sich der Mensch, den Lehren des katholischen Glaubens gemäß, nach dem Tode befinden kann, Hölle, Reinigungsort und Paradies oder Aufenthalt der Seligen, bilden den Stoff dieses unsterblichen Gedichts und werden uns von dem Dichter, der sie in einer Vision[72]) durchwandert, anschaulich gemacht. Das Ganze zerfällt dem gemäß in 3 Abtheilungen, Cantiche[73]); nämlich das Inferno, von 34 Gesängen, Canti[74]) (oder, weil das Ganze in terza rima geschrieben, von einigen fälschlich auch wol Capitoli genannt), das Purgatorio von 33 und das Paradiso von 33 Canti; zusammen also 100 Gesänge, in 14230 Versen, wovon 4720 auf das Inferno, 4752 auf das Purgatorio und 4768 auf das Paradiso kommen. Schon hieraus sieht man, wie genau der Dichter für das Ebenmaß der Theile gesorgt hat, was er auch selbst ausdrücklich erwähnt[75]); noch unendlich mehr aber zeigt sich diese Strenge der Besonnenheit und Absichtlichkeit, die Klarheit und Sicherheit der Anschauung, wenn man die übrigen äußern Verhältnisse dieser großen Dichtung betrachtet. Dem Ganzen liegt offenbar die hier von dem Mysterium der Trinität entlehnte Heiligkeit der Zahl **Drei** zum Grunde[76]). Daher auch die Wahl der Terzinen. Jeder der drei Theile hat 33 Gesänge; die Zahl 3 zur Dignität der 10 erhoben und mit sich selbst verbunden; der erste Gesang ist nur als Einleitung, als Vorspiel zu betrachten, doch wird durch ihn die Zahl 100 erfüllt, das Quadrat der vollkommensten Zahl. Jeder Theil zerfällt in 9 Abtheilungen, also das Quadrat von 3, nämlich im Inferno, ein Vorhof zwar, aber neun eigentliche Höllenkreise; im Purgatorio ein Vorhof, 7 Kreise und das irdische Paradies; im Paradiso die 7 Planetenhimmel, der Fixsternhimmel und das Primum mobile, über welchem das Empireum, der unbewegliche Sitz der Gottheit, schwebt. Man könnte daher auch für diese Unterabtheilungen die Zahl 10 annehmen, welche sich im Inferno und Paradiso von selbst ergibt, im Purgatorio aber dann entsteht, wenn man den Vorhof, der in 3 Abtheilungen zerfällt, mit den 7 Kreisen in Verbindung bringt. Ebenso kann es nicht als willkürlich erscheinen, daß Lucifer im tiefsten Grunde der Hölle mit 3 Gesichtern, als grauses Gegenbild der Trinität, dargestellt wird; daß der Name Christi[77]), wenn er als Reimwort erscheint, nur mit sich selbst, also 3 mal, reimt[78]), und daß jede der 3 Cantiche mit dem Worte Stelle schließt. Eine genauere, gleichsam topographische Betrachtung des ganzen Gedichts, welche wir hier voranschicken, wird die unendliche Absichtlichkeit, den tiefen, ordnenden Verstand und die mathematische Genauigkeit des Dichters noch anschaulicher machen. — In der Mitte seines Lebens, in seinem 35. Jahre also, findet sich der Dichter in einem dunklen Wald verirrt, und als er bei Tagesanbruch das Ende desselben erreicht und einen von den Sonnenstrahlen erleuchteten Berg erblickt, den er zu erklimmen strebt, wird er daran durch die drohende Erscheinung dreier Thiere, eines Panthers, eines Löwen und einer Wölfin verhindert. Schon im Begriff wieder in die Tiefe des Waldes zurückzukehren, erscheint ihm der Schatten Virgils und verkündigt ihm, er müsse das Heil auf anderem Wege suchen; er selbst wolle ihn durch die Hölle und den Reinigungsort begleiten; wolle er dann noch zu den Seligen emporsteigen, so werde eine würdigere Sele ihn geleiten. Dante's Zweifel widerlegt Virgil durch den Bericht: Beatrice sei zu ihm gekommen, ihm diesen Auftrag zu geben, nachdem sie selbst von Lucia und diese wiederum von einem edlen, nicht näher bezeichneten, Weibe im Himmel dazu aufgefodert worden. Dante ist nun entschlossen, und sie treten die Reise an, ohne daß der Eingang zur Hölle

66) Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. p. 19. 67) L. IX. c. 134. 68) p. 58. 69) Vide supra p. 46. 70) *Doni* prose antiche und bei *Biscioni* Prose di Dante ecc. 71) Vide supra p. 48. 72) Parad. XVII, 128. XXXII, 139. XXXIII, 62. 73) Nur einmal, Inf. XX, 3., nennt er sie Canzoni. 74) Inf. XX, 2. Parad. V, 16.

75) Purgat. XXXIII, 136—141. 76) Wer dies etwa zu bezweifeln geneigt wäre, der bedenke, wie oft und wie ernsthaft Dante, in der Vita nuova, von der Bedeutung der Zahl 9 redet, vorzüglich S. 35. 77) Er wird im Inferno nie genannt. 78) Parad. XII, 71. XIV, 104. XIX, 104. XXXII, 83.

näher angegeben würde. Dante's Hölle nimt einen bedeutenden Theil des innern Erdkörpers ein. Was ihn zu dieser Annahme bewog, war theils der allgemeine Glaube auch schon der alten Welt, daß die Gestorbenen das Innere der Erde bewohnten, ein Glaube, der sich auch in den Worten: *descendit ad inferos* ausspricht, theils der Umstand, daß, nach dem ptolemäischen System, für die Hölle kein anderer Raum übrig blieb, indem alles, was die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgibt, zu einer der verschiedenen Himmelsregionen gehört. Gleich einem ungeheuren Trichter, dessen Spitze im Mittelpunkt der Erde sich befände, und dessen Wände treppenartig durch mehre rund umherlaufende Stufen abgetheilt wären, hat sie den Radius der Erde zum Maß ihrer Tiefe und zugleich zum Maß ihres obern Durchmessers, da wo die Kluft von der äußern Erdrinde, gleich einem Gewölbe, bedeckt ist. Jerusalem, oder der Berg Sion, befindet sich im Mittelpunkte dieses die Hölle deckenden Gewölbes, senkrecht über dem den tiefsten Punkt der Hölle, den Mittelpunkt der Erde, und nach ptolemäischer Ansicht, zugleich des Universums, einnehmenden Luzifer [79]. Die Verdammten befinden sich auf den verschiedenen Stufen des Trichters; sie bewohnen also Kreise oder breite ringförmige Stufen, welche von der ersten bis zur neunten sich immermehr verengen, an Umfang und Breite abnehmen, womit zugleich die Intensität der Strafen zunimt, und ein größerer Raum für die größere Zahl der leichteren Sünder gewonnen wird, während den schwärzeren Verbrechern in geringerer Zahl auch ein geringerer Raum angewiesen ist. Die Genauigkeit, womit Dante die Zeitbestimmungen seiner Wanderung und zum Theil wenigstens die räumlichen Verhältnisse des Inferno angibt, hat viele verleitet, nicht etwa, was sehr zu billigen ist, das Lokal der Hölle durch Zeichnungen zu veranschaulichen, sondern, was aber durchaus unnütz und vergeblich ist, die Dimensionen der Hölle genau auszurechnen. Landino hat es zuerst aber auf eine höchst ungründliche Weise versucht. Ant. Manetti hatte sich damit viel Mühe gegeben, er starb aber, ehe er die Resultate seiner Arbeit bekannt machen konnte. Diese gab dann aus seinen Papieren und aus mündlichen Mittheilungen Girol. Benivieni in seinem Discorso di Ant. Manetti circa il sito, la forma e le misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1506. 8. heraus. Das nämliche, nur in manchen Punkten von Manetti abweichend, that Pier. Franc. Giambullari in Del sito, forma e misure dell' Inferno di Dante. Firenze 1544. 12. Alle diese nehmen, wie auch oben geschehen, den Radius der Erde als Maß der Tiefe und als Durchmesser der obern Weite des Inferno. Vellutello in seiner Ausgabe des Dante von 1544 hat eine neue Berechnung versucht. Er sucht die Dimensionen der Hölle zu verringern, um die Wanderung des Dichters begreiflicher zu machen. Nach ihm hat sie nur eine Tiefe von 295 *miglia* = 73¾ unsrer Meilen, und eben diese obere Weite; dafür muß er nun aber, da er doch die Größe der Erde anzunehmen gezwungen ist, wie sie Dante im Convito angibt, die senkrechte Entfernung von Jerusalem bis zum Anfange des Höllenraums auf 2950 miglia = 737½ unsrer Meilen festsetzen, wodurch also nichts gewonnen ist, da Dante ja auch diese 737½ Meile durchwandern muß und noch der Nachtheil entsteht, daß der Höllenraum für die stets wachsende Zahl der Verdammten zu gering erscheint. Bei allen diesen Berechnungen hat man überdies noch einen wichtigen und interessanten Umstand übersehen, daß nämlich ganz augenscheinlich nach Dante's Idee einige Kreise nur durch eine geringe Senkung von einander getrennt sind [80], einige sich gar in Einer Ebene befinden [81] und nur durch Graben und Mauern von einander getrennt werden, während dagegen an andern Punkten ungeheure Tiefen und Abgründe die Kreise von einander scheiden [82], mit offenbarer Beziehung dort auf die Ähnlichkeit und Verwandtschaft der Laster, hier auf die moralische Kluft, welche die verschiedenen Sünder trennt. Wie man aber auch die Räume der Hölle eintheile und messe, immer bleibt die Unmöglichkeit, sie in 24 Stunden, wie Dante thut, zu durchwandern. Da er nun die Zeitbestimmungen überall höchst genau angibt, die Raumverhältnisse aber nur zweimal (XXIX, 9. XXX; 86.) beiläufig erwähnt, so ergibt sich, daß er selbst diese letzteren vernachlässigt, und daß man sie gänzlich auf sich beruhen lassen, oder vielmehr annehmen müsse, daß, wie alles im Inferno anderen Gesetzen als denen unserer Physik gehorcht, auch das Wandeln in ihr und die Entfernungen nicht mit irdischem Maße zu messen sind. Durch ein stets offenstehendes Thor treten die Wanderer in die unterirdischen Regionen. Der erste Raum wird von solchen Verächtlichen eingenommen, welche, weil sie im Leben ohne Schande zwar aber auch ohne Ehre gelebt, von der Hölle wie vom Himmel ausgeschlossen sind. Ihnen sind zugesellt die Engel, welche beim Aufruhr ihrer Brüder keine Partei genommen, sondern den Ausgang des Kampfes abwarten wollten. — Durch sie hindurch gelangen die Wanderer an den ersten Höllenfluß, den Acheron, welcher im Kreise fließend, jenen Vorhof von den eigentlichen Höllenkreisen scheidet. Charon setzt die zur Hölle bestimmten Selen über, will aber Dante als einen Lebenden nicht in seinen Kahn aufnehmen. Ein Blitz und ein Erdbeben werfen den Dichter wie einen Todten nieder; als er wieder zur Besinnung gekommen, findet er sich jenseit des Acherons im ersten Höllenkreise. Dies ist der Limbus der katholischen Kirche, wo sich theils die Selen Ungetaufter, sowol Christen als anderer, befinden, theils an einem lieblichen und hellerleuchteten Orte, einem Abbilde Elysiums, die edlern Selen des Alterthums, Dichter, Weise, Krieger hausen, und wo auch der eigentliche Aufenthaltsort Virgils ist. Am Eingang des zweiten Kreises, wo erst die Strafen beginnen, verwaltet Minos sein Richteramt und deutet durch

79) Inferno XXXIV, 114.

80) z. B. der 1te vom 2ten, der 2te vom 3ten, der 3te vom 4ten, der 4te vom 5ten Kreise. 81) z. B. der 5te und 6te Kreis. 82) z. B. zwischen dem 6ten und 7ten, 7ten und 8ten, 8ten und 9ten Kreise.

die Zahl der Umschlingungen mit seinem Schwanze die Zahl des Kreises an, zu welchem die schuldige Sele hinabgesendet wird. In sturmbewegter Luft werden in diesem Kreise die Selen derer umhergeschleudert, welche der Wollust gefröhnt. Im dritten, wo Cerberus die Wanderer anbellt, liegen im Schlamm, ewigem Schnee, Hagel und Regen ausgesetzt, die Selen derer, die durch Üppigkeit und Wohlleben gesündigt. Am Eingange des vierten steht Pluto[83]) und will den Eintritt verwehren. Geizige und Verschwender wälzen hier in entgegengesetzter Richtung sich einander schwere Lasten zu. Den fünften Kreis nimt der stygische Sumpf ein, worin an der Oberfläche die Zornigen sich balgen, und in der Tiefe die Accidiosi, nach einigen Trübsinnige und träge Selen, nach andern die Selen derer stecken, welche heimlichen Groll und Wuth genährt. Phlegyas ist der Fährmann, der die Wanderer zum folgenden Kreise übersetzt. Mit dem sechsten, der mit Mauern und Thürmen umgeben, denen der Styx als Graben dient, beginnt eine 2. Abtheilung, die Stadt des Dite, die tiefere Hölle. Nachdem ein Engel den Wanderern den von den Furien und den Teufeln verwehrten Eingang eröffnet, finden sie Epikuräer und Ketzer in glühenden Särgen, deren Deckel am Tage des jüngsten Gerichts sich schließen werden. Ein tiefer Absturz der Felsenwand, vom Minotaurus bewacht, läßt die Wanderer mit Mühe zu dem siebenten Kreise hinabklimmen. Dieser hat drei concentrische Abtheilungen oder Ringe; er enthält die, welche Gewalt geübt gegen den Nächsten, gegen sich selbst und gegen Gott; daher im ersten Ringe die Tyrannen und Gewaltthätigen, mehr oder minder tief in einen Strom von kochendem Blut, den Phlegethon, getaucht, an dessen Ufern die Centauren walten; im zweiten Ringe die Selbstmörder verschiedener Art, theils in Bäume verwandelt, von deren Laub die Harpyien sich nähren, theils in menschlicher Gestalt von Hunden gehetzt und zerfleischt. Der dritte Ring dieses Kreises ist eine Sandwüste, auf welche ewig ein Feuerregen herabfällt, welchem die Gotteslästerer liegend, die Sodomiten laufend, die Wucherer zusammengekauert sitzend, ausgesetzt sind. Ein steiler tiefer Schlund führt von hier zum achten Kreise; nur auf dem Rücken eines fliegenden Ungeheuers, des Geryon, (Symbol des Truges) vermögen die Wanderer den Boden zu erreichen. Dieser Kreis, den Betrügern überhaupt gewidmet, zerfällt in 10 concentrische Abtheilungen oder Gräben (Malebolge), durch Felsenwälle getrennt, über welche sich rauhe Felsenbrücken wölben und den Wanderern den Zugang bis zum letzten Rande dieses Kreises gestatten[84]). Die 10 Abtheilungen oder Gräben enthalten 1) Kuppler und Verführer, 2) Schmeichler, 3) Simonisten, 4) Wahrsager und Zauberer, 5) weltliche Simonisten (Barattieri), 6) Heuchler, 7) Räuber und Diebe, 8) böse Rathgeber, 9) Sectirer und Anstifter von Zwietracht, 10) Alchemisten und Verfälscher. Erst in diesem achten und nur in diesem Kreise erscheinen die Teufel als Schergen und Büttel. Am innern Rande dieses Kreises gähnt ein brunnenartiger Abgrund, Pozzo, in dessen Tiefe die Riesen der Fabelwelt stehen und mit ihren Leibern mehr oder weniger über den Rand des Brunnens hinausreichen; einer derselben setzt die Wanderer auf den Grund des neunten und letzten Kreises nieder. Dieser, eigentlich mehr eine Kreisfläche, ist eine nach der Mitte zu sich senkende Eisebene, der gefrorne Kokytos, in welchem die Verräther mehr oder weniger eingefroren sind. Sie zerfallen, doch ohne sichtbare Abtheilung des Raumes, in Verräther an Verwandten, Caina; am Vaterlande, Antenora; an Freunden, Tolommea; an Wohlthätern, Giudeca. Diese Abtheilungen haben ihren Namen von Hauptverbrechern jeder Gattung. Im Mittelpunkt dieser Eisebene, im Schwerpunkt der Erde und des Universums steht Lucifer, ein riesenhaftes, zottiges Ungeheuer mit drei Gesichtern und sechs Flügeln, deren Bewegung den Kokytos erstarren läßt. In jedem der drei Mäuler zermalmt er einen Sünder, Cassius und Brutus, hier als Verräther an der höchsten irdischen Majestät[85]), und Judas. Die bisher beschriebenen neun Höllenkreise sind, wie schon hie und da bemerkt worden, keineswegs immer durch gleiche Räume von einander getrennt. Der Grund davon ist folgender: Dante folgt der aristotelischen Eintheilung der Sünden, indem er sie, nach dem Prinzip, aus welchem sie hervorgegangen, in drei Hauptgruppen theilt, je nachdem nämlich ihnen Incontinentia, Feritas oder Vitium zum Grunde liegt[86]); jede dieser Gruppen ist von der andern, wie es das sittliche Verhältniß fodert, durch tiefe Klüfte, weite Räume, getrennt. Die Sünder einer Gruppe dahingegen sind auch räumlich einander nahe; so dürfen wir uns das Absteigen vom 1ten bis zum 6ten Kreise nur als ganz sanft und beinahe unmerklich denken; diese 6 Kreise enthalten nämlich die Incontinentes, welche nicht Maß gehalten in der Liebe, im Genuß der Speisen und des Trankes, im Genuß der irdischen Güter und im Zorn. Der sechste Kreis, mit welchem die tiefere Hölle, die eigentliche Città di Dite, beginnt, ist vom 7ten durch einen tiefen Bergsturz getrennt und führt zur zweiten Gruppe der Sünder, welche durch thierische Wildheit gefrevelt. Diese, die da Gewalt gethan dem Nächsten, sich selbst und Gotte, befinden sich daher auch in drei concentrischen Ringen auf einer Ebene. Von hier führt die tiefste Kluft im ganzen Höllenraume zu den zwei folgenden Kreisen; mit Recht, denn diese Kreise enthalten die vollkommen Lasterhaften, Viziosi. Der allgemeine Ausdruck für ihre Thaten ist bei Dante Betrug, frode; aber je nachdem sie diesen an solchen geübt, die ihnen fern standen, die ihnen wenigstens nicht durch die Bande der Natur verbunden waren, oder aber an solchen, die

83) Oder vielmehr Plutus. 84) Man lege ein Wagenrad flach auf die Erde, und gebe ihm Statt des einen Umkreises der Felgen, noch neun dergleichen concentrische Felgenkreise in gleichen Entfernungen von einander, so hat man ein vollkommenes Bild der Malebolge. Die Felgenkreise geben die trennenden Wälle, die kreisförmigen leeren Räume zwischen den Felgen die Gräben, worin die Verdammten sich befinden; die Speichen des Rades die Brücken, auf welchen man bis zur Nabe gelangt, die Axenöffnung des Rades gibt den folgenden Pozzo.

85) Vergl. Parad. VI, 73. 86) Inf. XI, 81.

ihnen vertrauten und nach den Gesetzen der sittlichen Welt vertrauen mußten, zerfallen sie abermals in zwei Gruppen. Die erste, die eigentlichen frodolenti enthaltend, umfaßt in 10 concentrischen Gräben, die sich aber in einer, wenn auch nach dem Mittelpunkte zu sich allmälig senkenden Ebene befinden, die Betrüger aller Art. Eine bedeutende Tiefe trennt sie noch von den im Grunde des Pozzo befindlichen Verräthern, welche wiederum nach dem Grade ihrer Schuld in vier concentrischen Regionen der Eisfläche sich allmälig und ohne sichtbare Absonderung bis zum Mittelpunkte der Hölle, dem Lucifer, hinabziehen. Jedem der Kreise und zum Theil auch jeder Hauptgruppe von Verbrechern sind die daselbst vorkommenden mythologischen Personen analog. Den Eingang der Hölle überhaupt bezeichnet sehr schicklich Charon, der Fährmann der Unterwelt, den Anfang der eigentlichen Hölle aber Minos, um das Loos aller Eintretenden zu bestimmen. Ebenso passend ist die thierische Gier des Cerberus für die Schlemmer, Pluto hier als Plutus für die Geizigen und Verschwender, die Wuth des Phlegyas für die Zornigen. Die Erscheinung der Furien bezeichnet sehr passend den Anfang der tieferen Hölle, der Minotaurus kündigt die Bestialità, die entmenschte, thierische Wildheit der folgenden Verbrecher an, denen noch insbesondere die Centauren und Harpyien beigegeben sind. Nur im dritten Ringe der Gewaltthätigen fehlt die mythologische Person. Die Erscheinung des Geryon aber, eines mit einem frommen Menschenantlitz versehenen geflügelten Unthiers mit giftigem Schwanze, ist das treffendste Bild des nun folgenden Truges. In den Riesen scheint Dante den Begriff des Ungöttlichen und Unmenschlichen, alles Rohen, Wüsten und Wilden haben darstellen zu wollen, sowie endlich die gräßliche Figur Lucifers durch die Stellung, die er im Universum einnimt, wie durch seine Gestalt, der furchtbare Gegensatz der Gottheit, das Ganze würdig beschließt.

Ehe wir die Wanderer weiter begleiten, wird es gut seyn, noch einmal zurückzublicken. Über die unübertreffliche Schönheit der Darstellung, die Wahrheit aller Schilderungen und aller Gespräche, die Mannigfaltigkeit und Angemessenheit der Sprache und des Tones nach der jedesmaligen Verschiedenheit des Stoffes, den Reichthum der Ideen und die sittliche Würde, die über das Ganze verbreitet ist, kann hier um so weniger gesprochen werden, als diese Vorzüge im Allgemeinen von allen anerkannt und gepriesen werden. Einiges dagegen, was schon oft Anstoß erweckt und Tadel erfahren hat, muß billig hier erwähnt werden. Dazu gehört vor allem die Einmischung heidnischer Mythologie in eine durchaus christliche Dichtung. Sehr schön sagt hierüber A. W. von Schlegel[87]): „das tiefere Gefühl ahnet einen grossen Zusammenhang (zwischen der heidnischen Mythologie und den katholischen Vorstellungsarten) und rechtfertigt sie. Es gehört mit zu den Mysterien der Hölle, die Phantome einer blinden Vorwelt, in schreckliche Wirklichkeit verwandelt, aufzustellen." Und, möchten wir hinzusetzen, Dante folgte hierin nur dem damals allgemeinen Glauben: die Heiden hätten die Teufel angebetet, die Teufel hätten Orakel gesprochen, daher ihr Verstummen bei der Geburt Christi; mit einem Worte, man leugnete nicht die Realität der alten Götter, wol aber ihre Deität; daher die armen betrogenen Anbeter derselben der Hölle anheim fielen, ganz, wie wir eben diese Idee in einigen alten teutschen Volksmährchen, vom Venusberge und dem treuen Eckhardt, wieder finden, denen wiederum die richtige Ansicht zum Grunde liegt, daß das Heidenthum Vergötterung der blinden Naturkräfte gewesen. Eben daher ist auch Dante sehr zu loben, daß er seine Teufel nicht zu sentimental verzweifelnden Zwittern gemacht, sondern ihnen fast thierisch derbe und grelle Züge gegeben, und daß er, wie aus ihrem Geiste, so auch aus ihren Gestalten alles Edlere verbannt hat[88]). Auch die Höllenflüsse sind nicht absichtslos erwähnt. Nach Dante's sinnreicher Dichtung entspringen sie alle aus einer im Innern des Ida auf Kreta befindlichen Statue eines Greises, deren Haupt aus Gold, die Brust und die Arme aus Silber, der Unterleib aus Kupfer, die Schenkel aus Eisen, der rechte Fuß aber aus gebranntem Thone besteht. Alle Theile, nur das Gold nicht, sind zerrissen und zerklüftet, und aus ihnen träufeln Thränen, welche die Höllenflüsse bilden. Konnte er deutlicher sagen, daß die zunehmende Verschlimmerung der Menschen zugleich ihr Weh und ihre Qualen erzeuge? Auf die nämliche Weise sind auch die Strafen der Verdammten, welche wol mitunter wunderlich und bizarr erscheinen mögen, durchaus nur bildliche, gleichsam hieroglyphische Andeutungen ihrer Sünden selbst[89]). Ja dies ist so sehr der Fall, daß eben dadurch zuweilen eine scheinbare Ungerechtigkeit entsteht, und leichtere Vergehungen durch physisch empfindlichere Strafen gebüßt werden, als manche gröbere Sünden, z. B. die Schlemmer, die Wucherer scheinen uns härter behandelt als die Kuppler, als die Wahrsager, die Heuchler &c. Wenn sich dies nicht bei allen vollkommen deutlich machen läßt, so liegt entweder die Schuld an uns, daß wir den tiefen, oft sonderbar combinirenden Sinn des Dichters nicht zu enträthseln verstehen, oder wir mögen auch wol sagen, daß ihm die Ausführung dieser Idee nicht immer auf gleiche Weise geglückt sei[90]). Überflüssig aber wäre es wol, den Dichter darüber rechtfertigen zu wollen, was ihm besonders von französischen Kunstrichtern und hin und wieder von seinen eignen Landsleuten vorgeworfen wird, daß er nämlich Ton und Sprache dem jedesmaligen Gegenstande genau angepaßt, und auch das Gemeine und Verworfene mit den ihnen gebührenden Farben geschildert habe. Leser, die diese Nothwendigkeit nicht begreifen, werden dann wol auch am Homer und andern Alten, ja an der heiligen Schrift selbst Anstoß nehmen müssen.

Bis zum Lucifer gekommen, klettert Virgil, seinen Schützling tragend, an dem zottigen Leibe des Ungeheuers hinab bis zum Mittelpunkt der Erde, wendet sich

87) Athenäum II. S. 216.

88) Cf. Inf. XXXIV, 34. 89) Purg. XIX, 115.

90) Vergl. Inferno XIII, 94—108. Purg. XXV, 79—108.

hier und klettert ebenso an dessen Schenkeln wieder empor, bis sie den Rand der brunnenartigen Tiefe erreichen, in welcher Lucifer steckt. Von hier aus folgen sie auf schlimmem, dunklem Wege dem Laufe eines Baches und gelangen so wieder an das Tageslicht, auf der der unserigen entgegengesetzten Erdhälfte. Hier erhebt sich, nach Dante's Dichtung, aus den Fluthen, welche diese ganze Seite der Erde decken, nur allein der steile Berg des Purgatoriums, auf dessen Gipfel das irdische Paradies, wo einst Adam und Eva geschaffen worden, dem Berge Sion, wo Christus, der zweite Adam, gestorben, diametral entgegengesetzt, also wie Sünde und Erlösung, Sieg Satans und seine Niederlage. Auf dem schmalen Uferrande treffen sie Cato von Utica, den Wächter dieses Reichs, der dem Dante befiehlt, sein Antlitz mit dem Thau des Grases von dem Schmutz der Hölle zu reinigen, und sich den Leib mit einer der schlanken, am Ufer wachsenden Binsen zu gürten. Bald zeigt sich in der Ferne ein leichter Kahn, in welchem ein Engel, seine Flügel als Segel brauchend, Selen zum Reinigungsorte führt; nachdem er sie abgesetzt, entfernt er sich wieder. Die Wanderer erreichen den Fuß des Berges, wo solche sich aufhalten, welche aus verschiedenen Gründen Reue und Buße bis an das Ende des Lebens verschoben, und nun hier längere oder kürzere Zeit verweilen müssen, ehe sie zu den Qualen der Reinigung zugelassen werden. Als es Nacht geworden und Dante entschlafen ist, wird er von Lucia bis zu den Stufen des Eingangs zum Thore des Purgatoriums entrückt. Ein Engel, der hier Wache hält, läßt sie ein, nachdem er mit seinem Schwerte 7 P. als Zeichen der 7 Todsünden (Peccata) der Stirn Dante's aufgeschrieben. Der Berg erhebt sich kegelförmig und steil, und ist in seinem Umfange in sieben rund umherlaufende Terrassen getheilt, welche die verschiedenen Abtheilungen der Büßenden bewohnen; von einer Terrasse oder einem Kreise zum andern führen schmale Stufen, von einem Engel bewacht. Im ersten Kreise gehen die Hochmüthigen unter schweren Lasten gekrümmt, und die Felsenseite der Terrasse zeigt in halb erhabener Arbeit Beispiele der Demuth, der Fußboden aber auf gleiche Weise Beispiele des Hochmuths. Der Engel, welcher den Eingang zum folgenden Kreise bewacht, löscht eins der 7 P. von der Stirn Dante's und ebenso jeder folgende. In dem Maße, als diese Zeichen von seiner Stirn verschwinden, wird dem Wanderer, dem das Erklimmen der ersten Kreise unendlich schwer geworden, das Ersteigen der folgenden immer leichter. Im zweiten Kreise sind die Neidischen, mit härenen Hemden bekleidet, denen die Augen mit einem Drahte zugenäht sind. Im dritten wandeln die Zornigen im Rauche. Im vierten müssen die Sittlichträgen eilig laufen. Im fünften liegen die Geizigen und die Verschwender[91]) mit gebundenen Händen, das Antlitz zur Erde gewendet. Im sechsten müssen die Schwelger beim Anblick eines mit Früchten beladenen Baumes und eines Quells Hunger und Durst leiden. Engelstimmen führen Beispiele der Mäßigkeit an und sprechen Warnungen gegen Unmäßigkeit aus. Im siebenten endlich wandeln die Unzüchtigen in Flammen, auch Dante muß durch diese Gluth hindurch und ersteigt nun die obere Fläche des Berges, das irdische Paradies. Die 7 P. sind von seiner Stirn verschwunden, Virgil erklärt ihn für gereinigt, sein eignes Geschäft für vollendet und verstummt von nun an.

Vergleicht man die Büßungen im Purgatorio mit den Höllenstrafen, so ergibt sich, daß jene diesen zwar gewissermaßen parallel laufen, aber in umgekehrter Ordnung auf einander folgen. Im Inferno treffen wir zuerst die Lussuriosi, Golosi, Avari, und eben diese, nur in umgekehrter Ordnung, nehmen die drei letzten Stufen des Purgatorio ein. Die Iracondi und Accidiosi bilden in der Hölle den Übergang zur tieferen Hölle, und auch im Purgatorio befinden sich die Accidiosi in der Mitte der Höhe, unmittelbar unter ihnen die Iracondi. Die zwei unteren Stufen des Purgatorio lassen sich zwar nicht mit der tieferen Hölle vergleichen, weil diese Sünden straft, für welche keine Büßung zulässig schien; doch bildet auch hier die Superbia die unterste Stufe, welcher Lucifer in der Hölle entspricht; und was in der Hölle die Violenti sind, dem entsprechen im Purgatorio die Superbi, Invidiosi und Iracondi, insofern sie gegen den Nächsten gesündigt. Überhaupt aber führt uns die Hölle vom leichteren zum schwereren Vergehen; im Purgatorio steigt man umgekehrt vom schwereren zum leichteren, und zwar so, daß jede Sele nicht blos eine dieser Büßungen erfahren muß, sondern nach der Beschaffenheit ihres Lebens mehre, oder alle Stufen des Purgatorio nach einander zu durchlaufen hat. Wenn eine Sele ihre Reinigung vollendet hat und zum Himmel empor steigen darf, verkündigt das Erbeben des ganzen Berges diese Begebenheit[92]), sowie auch bei dem Übergange einer Sele aus einem Kreise in den andern ihr von den zurückgelossenen Selen fromme Warnungen nachgesungen werden[93]). Die Fläche des Gipfels ist von einem lieblichen Walde, durch welchen sich Bäche schlängeln, bedeckt. In einer großen Vision sieht Dante die triumphirende Kirche, unter dem Bilde eines von einem Greifen, Christus, gezogenen, von symbolischen Personen des alten und neuen Bundes umgebenen Wagens. Beatrice erscheint auf dem Wagen, hält dem Dante streng seine Verirrungen vor und läßt ihn endlich im Bache Lethe, zum Vergessen des Bösen, baden. Eine zweite Vision zeigt ihm die Entartung und das Verderben der Kirche. Beatrice prophezeiht die Wiederherstellung derselben in ihrer Herrlichkeit, und läßt Dante aus dem Bache Eunoe Erinnerung des Guten trinken, wodurch er fähig wird, zum Himmel zu steigen. Virgil ist verschwunden. Im Purgatorio wurden dem Dante die ersten Treppen schwer zu ersteigen, immer leichter und leichter die folgenden[94]); von nun an erhebt er sich ohne alle Mühe von einem Himmel zum andern und bemerkt sein Höhersteigen nur an dem zunehmenden Glanze seiner Begleiterin Beatrice[95]). Nach dem damals allgemein geltenden ptole-

91) Purg. 22, 49.

92) Purg. 21, 58. 93) Purg. 12, 109. 94) Purg. IV, 88. 95) Parad. XXI, 7.

mäischen Weltsystem nimt auch Dante an, daß die verschiedenen Himmel, gleich ebenso vielen hohlen, durchsichtigen Kugeln, die im Mittelpunkte des Universums feststehende Erde umgeben und sich mit verschiedener Geschwindigkeit um sie drehen; so daß die der Erde nächsten die langsamste, die entfernteren die schnellere Bewegung haben. Nachdem Dante und seine Begleiterin die Luft und die Region des Feuers durchzogen, gelangen sie in den ersten Planetenhimmel, den des Mondes, wo sie die Selen derer erblicken, welche sich zwar dem geistlichen Leben geweiht, aber durch Umstände gezwungen ihr Gelübde nicht ganz erfüllt haben. Zugleich aber wird erinnert (Parad. IV, 37.), daß der eigentliche Sitz aller Seligen das Empyreum sei, und ihr Erscheinen in den verschiedenen Planetenhimmeln nicht ihren wahren Aufenthalt daselbst, sondern nur die verschiedenen Stufen ihrer Seligkeit andeuten solle. Im zweiten Himmel, dem des Merkurs (denn dies war die damals angenommene Ordnung der Planeten) [96]), befinden sich die Selen derer, welche, obwol tugendhaft, doch auch nach irdischem Ruhm und Ehre gestrebt. Im dritten, dem der Venus, diejenigen, welche irdische Liebe mit der Frömmigkeit verbunden. Der vierte, der Sonnenhimmel, enthält die Selen berühmter Kirchenlehrer. Der fünfte, der des Mars, die Selen derer, welche für den Glauben gestritten; sie glänzen gleich Sternen und bilden ein leuchtendes Kreuz, an welchem die Gestalt Christi erglänzt; Dante's Ahnherr Cacciaguida ist unter ihnen. Im sechsten, dem Jupitershimmel, befinden sich die Selen gerechter Fürsten; sie bilden erst die Worte Diligite justitiam, qui judicatis mundum, nachher die Gestalt eines Adlers, als Symbol des Kaiserthums und der Gerechtigkeit. Im siebenten, dem des Saturn, wohnen Einsiedler und beschauliche Selen, gleich Flammen bewegen sie sich an einer Leiter auf und nieder. Den achten Himmel, den der Fixsterne, betritt Dante gerade im Gestirn der Zwillinge, das bei seiner Geburt geleuchtet; er sieht eine Vision, den Triumph Christi und der Maria, und wird von Petrus, Jacobus und Johannes über Glauben, Hoffnung und Liebe befragt. Der neunte Himmel, das primum mobile, läßt keinen einzelnen Ort mehr unterscheiden; Dante erblickt darin die neun Hierarchien der Engel, welche die neun Himmelssphären regiren und sich hier in neun concentrischen Kreisen um einen leuchtenden Mittelpunkt, die Gottheit, bewegen. Im zehnten, dem unbeweglichen Lichthimmel, Empyreum, erblickt Dante alle Seligen, welche wie ebenso viele Blätter eine unendliche Rose bilden. Beatrice hat ihn verlassen und ihren ursprünglichen Sitz unter den Seligen wieder eingenommen. Der heilige Bernhardt ist neben ihm, erklärt ihm die Erscheinung und bittet für ihn, daß ihm gestattet werde, die Gottheit selbst anzuschauen. Dante erblickt nun drei Kreise von gleichem Umfang, aber von verschiedener Farbe, davon einer menschliches Antlitz zeigt: er sucht vergebens das Verhältniß derselben zu ergründen; aber es durchzuckt ihn wie ein Blitz, und sein Wunsch ist gestillt.

Vergleicht man die zwei letzten Abtheilungen des großen Gedichtes mit der ersten, so ist freilich nicht zu leugnen, daß das Inferno durch die Künstlichkeit seiner ganzen Organisation, die große Mannigfaltigkeit der Gestalten, die durch immer neue Qualen lebhaft erregte Theilnahme, ein größeres materielles Interesse einflößt, als das Purgatorio und das Paradiso. Es liegt in der Natur der Sache, daß ewige Qualen unser Herz mehr ergreifen als die vorübergehenden, durch die sichere Aussicht auf Erlösung gemilderten Büßungen des Purgatorio; die bald großartige, bald verworfene Gesinnung der Verdammten beschäftigen uns lebhafter als die ihrer Natur nach gleiche Stimmung aller Selen des Purgatorio's, und die Bemerkung ist ebenso alt als richtig, daß die menschliche Phantasie von jeher erfinderischer gewesen ist in Erfinnung von Qualen, als in Schilderungen der Seligkeit. Die Seligkeit ist überall nur eine, und Liebe ist ihr einziger Ausdruck. Von jeher hat daher das Inferno die meisten Leser gefunden, und bei weitem die meisten kritischen und erläuternden Arbeiten, die meisten angeregten Untersuchungen und Streitfragen beziehen sich auf diesen Theil des Gedichts. Dennoch würde man sehr irren, wenn man die beiden letzten Theile für schwächer oder geringer halten wollte als den ersten. Hier eben zeigt der Dichter die ganze Macht seines Geistes; nirgend verläßt ihn die klare, sichere Anschauung; überall finden wir die bestimmtesten Umrisse, den höchsten Reichthum der Ideen, und seine Poesie scheint nur um so herrlicher zu erglänzen, je weniger irdischer Stoff ihr dargeboten ist. Mit Ausnahme einiger wenigen Stellen, worin sich das Scholastisch-Didaktische vielleicht etwas zu stark hervordrängt, obgleich jedesmal durch den Plan des Ganzen vollkommen gerechtfertigt, fehlt es auch den beiden letzten Theilen keineswegs an mannigfaltigen und reizenden Gesprächen, an großen patriotischen Ergießungen über Italien und das Reich, an bewundernswürdigen Urtheilen über die Kirche und ihre Entartung. Luther selbst hat vielleicht nie stärker und gründlicher gegen das Verderben des Papstthums geeifert. Eine katholische Kirche, nach den Grundsätzen Dante's gebildet, würde auch der freisinnigste Protestant nicht ohne Ehrfurcht und Anerkennung betrachten. — Einen großen Vortheil vor allen neuern Dichtern, welche ähnliche Stoffe behandelt haben, gibt dem Dante die Beschränktheit des ptolemäischen Weltsystems. Alles ist hier zwar mit unsern Vorstellungen verglichen eng und begrenzt, aber dafür auch in sich aufs vollkommenste organisch gegliedert und eben deßhalb für unsern Geist faßlich und höchst anschaulich; während die Benutzung der neuern astronomischen Lehren den Geist nur auf eine formlose und leere Ferne und Unendlichkeit leitet. — Die ganze Vision oder Reise dauert 8 Tage, wovon 2 auf das Inferno, 1 auf den Weg vom Lucifer bis zum Berg des Purgatorio, 4 auf das Purgatorio und 1 auf das Paradiso kommen [97]). Nicht so leicht ist es zu sagen, auf welchen Tag der Anfang der Reise fällt. Daß es ein Frühlingstag des Jahres 1300 gewesen, erhellt aus vielen Stellen des

96) Convito p. 79.

97) Ausführlich bei Kannegießer Übersetzung der Div. Comm. B. 1. p. LVIII.

Gedichtes [98]. Die Wahl des Jahres war für Dante nicht ohne Bedeutung; es war sein 35stes, also die Mitte seines Lebens, der schicklichste Zeitpunkt, um einen Wendepunkt des Lebens überhaupt anzudeuten, und in diesem Jahre wurde auf Veranstaltung Bonifaz VIII. zum erstenmal ein großes Jubel- und Erlaßjahr in Rom gefeiert. Zugleich gewährte dem Dichter das Zurücksetzen seiner Reise in eine frühere Zeit den großen Vortheil, daß er nun alles, was sich bis zum Augenblick, wo er eben an seinem Werke arbeitete, zugetragen, sich prophetisch von den Bewohnern der übersinnlichen Reiche verkündigen lassen und nach Belieben die Ereignisse, wie sie sich zutrugen, auf diese Weise auch später noch in sein Gedicht einschalten konnte. Im Inferno sagt er deutlich: es sei Vollmond gewesen [99]) an dem Tage, wo er sich in dem Walde verirrt, und zugleich, daß es der Todestag des Heilandes [1]) gewesen. Nach diesen beiden Hauptangaben haben viele Ausleger der mittlern Zeit den Anfang der Wanderung zu bestimmen versucht. Nun aber fiel im Jahre 1300 der Charfreitag auf den 8ten April, der Vollmond aber auf den 5ten, daher einige die Nacht vom 7ten auf den 8ten [2]); andere die vom 4ten auf den 5ten April [3]) als den Anfang der Reise betrachtet haben; vereinigen ließen sich aber die beiden Bestimmungen, wie es doch Dante thut, auf keine Weise. Dazu kommt noch, daß wenn man von dem Umstande des Vollmondes ausgeht, zwar die im Gedicht angegebenen Mondbestimmungen vollkommen passen, nicht aber die Sonnenstände [4]). Dante sagt ebenso bestimmt, er habe die Reise im Frühlings-Äquinoctium angetreten [5]); ein Zeitpunkt, der für ihn sehr wichtig war, weil die gleiche Länge der Tage und Nächte und die gleiche Länge der Tages- und Nachtstunden, wenn man, wie er meistens thut, nach kirchlichen Stunden, von Sonnenaufgang zu Sonnenuntergang rechnet, ihm die Rechnung sehr erleichterte. Nun aber fiel das Äquinoctium im Jahre 1300 auf den 13ten März [6]); und man müßte diesen vielmehr als den Anfang der Reise annehmen, wie Dionisi zu thun geneigt ist; dann aber fiele die ganze, dem Dante gewiß nicht unwichtige Beziehung auf den Charfreitag und die Osterzeit hinweg, zu geschweigen, daß auch an diesem Tage vom Vollmond nicht die Rede seyn konnte. Die einzige mögliche Lösung dieser Schwierigkeiten scheint folgende. Nach einer in den ersten Zeiten des Christenthums allgemein verbreiteten Tradition [7]) glaubte man, Gott habe die Welt am 25sten März im Äquinoctium erschaffen, und so, daß an demselben Tage Vollmond gewesen; ebenso glaubte man, am 25sten März sei die Annunciatio oder Conceptio erfolgt, und eben dieser Tag sei auch der wahre Todestag Christi gewesen. Wie wichtig den Christen diese Bestimmungen geschienen, sieht man auch daraus, daß mehre Völker unter andern Florentiner und Pisaner, ihr Jahr mit dem 25ten März anfingen, doch so, daß Florenz das wirklich laufende Jahr mit diesem Tage begann, also 2 Monat 25 Tage später als die gewöhnliche Zeitrechnung, Pisa aber der gewöhnlichen Zeitrechnung um 9 Monat 7 Tage voraneilte [8]). Von dieser alten Zeitbestimmung geht auch Dante aus, wobei noch zu bemerken, daß im Jahre 1300 der 25te März ein Freitag war, wodurch er den Vortheil gewinnt, daß die Tage seiner Reise mit den Tagen der Todes- und Auferstehungswoche Christi zusammenfallen. Höchst bedeutungsvoll beginnt er die Reise am Donnerstag Abend, nach unserer Art zu zählen den 24sten, aber nach der im Alterthum vorherrschenden Weise ist das der Anfang des 25sten, den 25sten, Charfreitag, und den 26sten, Sonnabend, bringt er in der Hölle zu, wie Christus diese Tage im Grabe gelegen und zur Hölle hinabgestiegen; den 27sten, Sonntag, Ostern, ersteigt er aus der Hölle wieder zum Licht. Die ganze Periode der Reise ist also nicht nach irgend einer Woche des Jahres 1300, sondern nach einer Fiction berechnet, wodurch die Reisewoche des Dichters der Todes- und Auferstehungswoche Christi parallel gemacht wird. Auch die ältesten Ausleger Pietro di Dante, der Antico, Boccaccio, Landino waren der Meinung, Dante setze den 25sten März als den Anfang seiner Reise.

Die wichtigste Frage, welche sich nun zunächst darbietet, ist die: was wollte Dante mit diesem Gedicht, welches war seine Absicht, die dem Ganzen zum Grunde liegende Idee? Hierauf antwortet er selbst auf das deutlichste in seinem Briefe an Cangrande: Finis totius et partis (nämlich des Paradiso insbesondere) est, removere viventes in hac vita de statu miseriae et perducere ad statum felicitatis [9]). Nehmen wir dazu, was er eben daselbst sagt: Est subjectum totius operis litteraliter tantum accepti status animarum post mortem simpliciter sumptus. Nam de illo et circa illum totius operis versatur processus. Si vero opus accipiatur allegorice, subjectum est homo, prout merendo et demerendo per arbitrii libertatem justitiae praemiandi et puniendi obnoxius est [10]). Erwägen wir endlich, daß er im Gedichte selbst mehre Male auf einen geheimern und tiefern Sinn hinweist, als den, welchen der Buchstabe gibt [11]), und daß er in dem Briefe an Cangrande ausdrücklich sagt: Istius operis non est simplex sensus, immo dici potest polysensuum, hoc est plurium sensuum. Nam primus sensus est, qui habetur per litteram, alius est, qui habetur per significata per litteram. Et primus dicitur litteralis, secundus vero allegoricus sive moralis, welchen letztern er wieder genauer in allegoricus, moralis und anagogicus unterscheidet [12]); so ist man wol gezwungen, mit allen ältern Auslegern [13]), welche diese Äußerungen Dante's wörtlich aufgenommen haben, zu sagen: Es bietet uns dieses Gedicht die innere Geschichte des geistigen Lebens sowol des Dichters, als des Menschen über-

---

98) Inf. C. I, 1. 37. Purg. II, 4 sq. 99) Inf. XX, 127. 1) Inf. XXI, 112. 2) *Giambullari* del sito, forma e misure dell' Inferno. p. 25. 3) *Mazzoni* diffesa. L. 1. c. 76. *Pelli, Lombardi, Tiraboschi.* 4) *Dionisi* Anedd. IV. c. 6 und 7. 5) Inf. I, 37. 6) Vgl. Ideler Chronol. I, 78. 7) *Dionisi* Anedd. IV. c. 10 und 11. Vergl. Georgica II, 336 sq.

8) Ideler Chronol. II, p. 329. 9) Epist. Dantis ed. Witte. p. 85. 10) Ibidem p. 81 und 84. 11) Inf. IX, 61. Purg VIII, 19. IX, 70. Parad. II, 1 sq. 12) Epist. Dantis p. 79. 13) Jacopo della Lana. Boccaccio. Buti.

 DANTE ALLIGHIERI

haupt dar. Was er an sich selber erfahren, wie der Mensch aus dem kindlichen Glauben und der kindlichen Liebe (Vita nuova) durch den Hochmuth der Wissenschaft (Convito) und das weltliche Treiben (die Selva im ersten Gesange) in Sünde und Verderben geräth, und wie er durch göttliche Gnade zur Einsicht seines Elends (Inferno) durch Reue und Buße (Purgatorio) zur Erlösung und zur Seligkeit (Paradiso) gelange, das hat er in seinem unsterblichen Werke den Menschen zur Warnung, zur Belehrung, zum Trost und zur Ermuthigung vorgehalten. Es ist die Geschichte seiner Verirrungen und seiner Rettung [14]), aber zugleich die allgemeine Geschichte des Menschengeschlechts, in seiner Person ist der Mensch überhaupt dargestellt; darum verhält er sich zu den Bewohnern der Hölle als ein theilnehmender, tief ergriffener Beschauer, der schon auf dem Wege zum Heil zu seiner Beschämung und Zerknirschung das Elend der Sünde erkennen muß; darum ist er im Purgatorio selbst ein Büßender, dem die ersten Schritte unendlich schwer werden, und von dessen Stirn die 7 P., aus dessen Herzen die 7 Todsünden nur durch wirklich erlebte Buße verschwinden; nun erst ist er würdig, die Seligkeit, die auch ihm einst zu Theil werden soll [15]), zu schauen. Weil er in seiner Person das Menschengeschlecht und insbesondere seine Zeitgenossen darstellt, darum kann er es nicht lassen, auf alles Schlechte und Verworfene, wie auf alles Große und Herrliche seiner Zeit, auf weltliches und geistliches Regiment, auf den Zustand des Stats und der Kirche, auf Kaiser und Päpste, als die beiden Pole der christlichen Welt, bald mit herzlicher Liebe und Bewunderung, bald mit dem tiefsten Abscheu hinzuweisen. Er deckt schonungslos das Verderben der Einzelnen, des Stats und der Kirche seiner Zeit auf, hält allen das Bild ihrer ursprünglichen Bestimmung und Herrlichkeit vor und zeigt ihnen den Weg, der dahin führt [16]). Dadurch erhebt sich Dante so hoch über Virgil und andere Dichter, daß er nicht wie jene einen längst erstorbenen Glauben blos als Hebel und Schmuck seiner Dichtung gebraucht, nicht Zeiten und Begebenheiten besingt, die längst für seine Zeitgenossen alles Interesse verloren hatten; sondern daß er von einem lebendigen Glauben begeistert die größten Angelegenheiten seiner Zeit, alles was seine Zeitgenossen aufs tiefste ergriff und bewegte, zum Stoff seiner Dichtung erwählt hat. Diese Ansicht, das Ganze als eine große Allegorie des Menschen, der Sünde und der Erlösung zu betrachten, ist lange Zeit die herrschende gewesen. Dionisi [17]) bemerkte zuerst, daß sich damit nicht alles, besonders nicht einige Allegorien in den zwei ersten Gesängen genügend erklären ließen, und nahm daher an, daß dem Ganzen eine doppelte Ansicht zum Grunde liege, einmal die vorhin aufgestellte, dann aber auch eine historische. Nach dieser letztern wolle der Dichter sich als den vertriebenen Ghibellinen darstellen, welcher durch sein Gedicht allen Hindernissen und allen seinen Feinden zum Troß die politische und sittliche Besserung seiner Vaterstadt, seine Rückkehr in dieselbe und die Erlangung des Dichterlorbeers unter göttlichem Beystande bewirken wolle; ja diese letztere historische Bedeutung hält Dionisi sogar für die eigentliche und wichtigste. Mit Ausnahme dieser letzten Behauptung kann man der Ansicht des Dionisi eine gewisse Wahrheit nicht absprechen. Es liegt ja im Wesen der Allegorie, daß hinter den einfachen Sinn des Buchstabens ein anderer geheimer und eigentlich gemeinter sich verberge [18]), dieser aber kann nicht allein ebenso gut ein complicirter, als ein einfacher seyn, sondern es ist sogar beinahe unvermeidlich, daß sich dem Dichter, der sich der Allegorie bedient, mehr als eine Beziehung seiner Erfindungen aufdringe; daß er, indem er eine ihm vorzüglich wichtige Idee unter dem Schleier der Allegorie verbirgt, auch noch mit geheimer Lust an andere Nebenbeziehungen denke, worauf das von ihm gebrauchte Bild gedeutet werden könne, und es ist daher niemals möglich, mit Sicherheit zu behaupten, daß man den ganzen Sinn einer Allegorie erschöpfend erklärt habe; besonders aber bei einem Dichter, der, wie Dante, nach der Lieblingsrichtung seines Zeitalters geneigt war, in jedem Ausspruch der heiligen Schrift einen buchstäblichen, einen moralischen, einen allegorischen und einen anagogischen Sinn zu finden [19]), und der eben deshalb sich getrieben fühlen mußte, in seine Schöpfungen eine ebenso mannigfaltige Bedeutung zu legen. Wer möchte daher bestreiten, daß, indem er von den Lastern redet, welche dem Menschen den Weg zum Ziele versperren, er nicht auch zugleich, wie Dionisi will, an seine persönliche Lage, mehr aber gewiß noch an den zerrütteten Zustand Italiens gedacht und die Unbeständigkeit der Florentiner (lonza), den Ehrgeiz Karls von Valois (leone), und den Geiz der römischen Curie (lupa), als die Hauptfeinde seiner selbst und des Vaterlandes bezeichnet habe. Die einzige Möglichkeit, sich aus diesem Labyrinthe zu finden, scheint die zu seyn, daß man wohl unterscheide die Allegorie, welche aus der Idee des ganzen Gedichtes nothwendig hervorgeht, ihm gleichsam zur Einkleidung und zum Gewande dient, ihm Charakter und Bedeutung gibt, und die, welche nur als zufälliger, einzelner Zierrath auf dieser Einkleidung erscheint, und eben darum auch hätte anders gemacht werden, oder ganz wegbleiben können [20]). Jenes, die Grundidee des ganzen Gedichts, die Hauptfarbe der Allegorie, haben die alten Ausleger richtig erkannt; spätere, besonders Landino, haben dagegen bis zum Ekel in jedem Worte, in jedem Bilde und in den kleinsten Zügen jedes Bildes moralische und allegorische Bedeutungen gesucht, wodurch die Aufmerksamkeit so zersplittert, der Sinn so zerrissen wird, daß an eine Auffassung des Ganzen kaum noch zu denken ist. Von den neuesten Auslegern sind manche in eben diesen Fehler gefallen, nur daß sie, mit noch weniger Sinn für die göttliche Dichtung, nicht etwa einen, dem Ganzen doch wenigstens analogen, moralischen Sinn in tausend Einzelnheiten zu

---

14) Parad. XXXI, 85. 15) Purg. XXXII, 100. Parad. V, 105. XXX, 135. 16) Vergl. Schlosser, über Dante. Heidelberg 1824. Witte über das Mißverständniß Dante's im Hermes XXII. p. 134 sq. 17) Vorzüglich in Anedd. II. p. 66 sq. V. c. 4. Prepar. storica, T. II. 67. 203 sq.

18) Vergl. Göthe Propyläen. B. 1. St. 1. p. 39.
19) Epist. Dantis p. 80. Vergl. Convito p. 191. 200 und 206.
20) Vergl. Abeken Beiträge. p. 229.

finden wähnen, sondern überall kleine persönliche und historische Beziehungen wittern, und ihnen darüber, man kann wol sagen, der wahrhaft heilige Sinn des Gedichtes gänzlich verloren geht. Kaum hatte Dionisi seine Entdeckung einer neben der religiösen einhergehenden, historischen Bedeutung des Gedichtes ausgesprochen, als, wie Witte richtig sagt, alle Dämme rissen, und der geistlosesten Willkür Thür und Thor geöffnet wurde. Marchetti [21]) bildete zuerst Dionisi's Ideen sorgfältiger aus, doch so, daß bei ihm nur allein von einer persönlichen und politischen Bedeutung des Gedichtes, durchaus nicht von einer religiösen die Rede ist, und er fand damit großen Beifall, wenigstens in Italien. Widerlegt wurde er jedoch in: Osservazioni di M. Ant. Parenti sopra una moderna dichiarazione della principale allegoria del poema di Dante, nel T. I. fasc. 2. delle Memorie di religione di morale e di letteratura. Modena 1822, und in Scolari note ad alcuni luoghi de' primi 5 canti, Venez. 1819. Als der Gipfel dieser verkehrten Art der Auslegung aber muß Rossetti [22]) genannt werden, welcher mit einem wahrhaft mikroskopischen Scharfsinn überall nur persönliche Beziehungen auf damals lebende Menschen oder auf damalige politische Verhältnisse erkennen will. Für ihn ist der ganze so sehr in die Augen springende, so absolut vorherrschende, religiöse und sittliche Gehalt des Gedichts so gut als gar nicht vorhanden. Die Gottheit im Gedicht ist ihm der Kaiser, Lucifer daher der Papst, und nach dieser Grundansicht löst sich ihm das ganze Gedicht in eine nüchterne Reflexion über das Verderben des Guelfismus und die Vorzüge des Ghibellinismus auf. Der Grundfehler dieser Neuern ist der, daß sie, statt von dem Ganzen sich durchdringen zu lassen und davon auszugehen, sich an irgend eine Einzelnheit heften und von dieser aus alles Übrige nach prokrustischen Grundsätzen bearbeiten, ohne zu bemerken, in welchem Mißverhältniß ihre kleinlichen Beobachtungen und Ansichten zu dem Riesengebäude stehen. Gegen diese Kleinkrämerei mancher neueren Italiäner erscheint die Naivetät Ginguené's (Hist. litt. d'Italie, Milan 1820. T. II. p. 31.) ordentlich liebenswürdig. Nachdem er nämlich eine freilich sehr dürftige allegorisch-moralische Deutung des Ganzen aufgestellt, setzt er hinzu: mais ce qui surprend toujours davantage, c'est que l'auteur ait pu tirer d'un pareil fonds un si grand nombre de beautés [23]).

Seinem Werke hat der Dichter selbst den manchen wol unpassend scheinenden Namen einer Komödie gegeben: Libri titulus est, sagt er in dem Briefe an Cangrande [24]), incipit Comoedia Dantis Allagherii, Florentini natione, non moribus, und im Gedichte selbst kommt der nämliche Name vor [25]), nicht, wie man vermuthen könnte, wegen der darin herrschenden Gesprächsform, sondern weil die Ausdrücke tragisch und komisch damals allgemein für die höhere und niedere Gattung der Poesie gebraucht wurden. In dieser Beziehung sagt Dante in dem vorhin angeführten Briefe [26]): Differt ergo (comoedia) a tragoedia in materia per hoc, quod tragoedia in principio est admirabilis et quieta, et in fine sive exitu foetida — Comoedia vero inchoat asperitatem alicujus rei, sed ejus materia prospere terminatur — Similiter differunt in modo loquendi: elate et sublime tragoedia; comoedia vero remisse et humiliter — et per hoc patet, quod comoedia dicitur praesens opus. Nam si ad materiam despiciamus, a principio horribilis et foetida est, quia Infernus; in fine prospera, desiderabilis et grata, quia Paradisus. Si ad modum loquendi, remissus est modus et humilis, quia locutio vulgaris, (italiänisch) in qua et mulierculae communicant [27]). Et sic patet, quare comoedia dicitur. Nach diesen Grundsätzen nennt er die Äneis eine Tragödie [28]). Ebenso sagt er in seiner ersten Ekloge an Joh. Virgilii: Comica nonne vides ipsum reprehendere verba? wo comica für italiänisch im Gegensatz des Latein steht. Man findet Manuscripte aus dem 14. Jahrh., worin eine Übersetzung der Heroiden des Ovid La Commedia dell' epistole d'Ovidio genannt wird, und Dante selbst wird von seinen Zeitgenossen oft insignis Comicus genannt [29]). Der Zusatz divina findet sich schon in einigen Manuscripten der Vita di Dante von Boccaccio und in mehren Handschriften des Gedichts [30]); die erste Ausgabe mit dieser Bezeichnung scheint die von Venezia per Bern. Stagnino de Monferra 1516. 4. zu seyn.

Doch nicht genug, daß viele den großen Gedanken des Dichters nicht zu fassen vermocht und ihm die kleinlichsten Motive untergeschoben haben, auch selbst den Ruhm der Originalität und der Erfindung hat man ihm streitig zu machen gesucht. Es gehört zu den widrigsten Fehlern der Menschen, daß sie eine traurige Freude daran finden, alles Große wo möglich herabzuwürdigen; und wie sie das sittlich Schöne durch angedichtete niedere Absichten verdächtig zu machen suchen: so streben sie auch danach, das Große und Erhabene in der Kunst, um es sich gleichsam selbst begreiflicher zu machen, dadurch herabzuwürdigen, daß sie zu zeigen suchen, es sei dergleichen ja schon längst da gewesen, und das von so vielen Bewunderte sei am Ende nichts weiter als eine bloße Nachahmung. Um nur nicht einem großen Dichter den ihm gebührenden Zoll der Bewunderung zu entrichten, mögen sie lieber den albernsten Legenden und Mährchen den Ruhm der ersten Erfindung beilegen. In diesem Sinne haben manche versucht, den Quellen nachzuspüren, aus welchen, wie sie meinen, Dante die Idee, den Plan und die meisten Einzelnheiten seines unsterblichen Werkes ge-

21) Ed. Padov. T. V. p. 395. 22) La div. Comm. di Dante Alligh. con commento analitico di Gabr. Rossetti. Londra. 1826 Bis jetzt 2 B., besonders discorso preliminare und Disamina del sistema allegorico, wo sein ganzes System entwickelt ist. 23) Gut zusammengestellt und beurtheilt findet man die wichtigsten Ansichten der Neuern in Scolari della piena e giusta intelligenza della Div. Comm. Padova 1823. 4. Eine kritische Beleuchtung aller dieser Ansichten aber in: Die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie, erläutert von Blanc. Halle 1832. 24) p. 82. 25) Inf. XVI, 128. XXI, 2.

26) p. 82. 27) Conf. Anedd. IV. Ecl. 1, 55. *Boccaccio* Commento T. I. p. 4 sq. 28) Inf. XX, 113. 29) *Mehus* Vita Ambr. p. 172. 126. Vergl. *Maffei* Verona illustrata. L. II. col. 50. Plato im Theätet, Ed. Bip. II. p. 70. nennt Homer den größten Tragiker. 30) *Witte* epist. Dantis p. 83.

schöpft habe. Einige altfranzösische Fabliaux, worin Denina [31]) die Quellen des Dante gefunden zu haben meinte, und welche Ginguené mit gerechter Verachtung erwähnt [32]), auch wenn man großmüthig ihre Priorität unbedingt zugibt, müssen, da sie eher den Stoff zu guten Schwänken, in der Manier von Hans Sachs, als zu einer Div. Comm. hergeben, hier billig unberücksichtigt bleiben. Drei andere Vermuthungen dieser Art können aber nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Nach dem Zeugnisse Fontanini's [33]) hat Malatesta Porta, ein Zeitgenosse des Tasso, zuerst die Meinung aufgestellt, Dante könne wol die Idee zur Einrichtung seines Inferno aus einem alten Roman, Guerrino da Durazzo detto il Meschino genommen haben. Allein wie schon Bottari richtig vermuthete [34]) und wie Ginguené nachgewiesen [35]), hat dieser Roman, ursprünglich französisch von Marie de France im Anfange des 13. Jahrh. geschrieben, in seiner ersten Gestalt nicht die mindeste Ähnlichkeit mit der Div. Comm.; die italiänische Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung aber, worin sich allerdings manche Züge der Ähnlichkeit mit einzelnen Stellen des Inferno, aber auch nur mit diesem, finden, ist höchst wahrscheinlich, wie auch die Sprache es verräth, aus einer spätern Zeit als Dante, und der italiänische Bearbeiter hat aus diesem, nicht aber dieser aus jenem geschöpft. Das meiste Aufsehen aber hat die Entdeckung eines alten Manuscripts in der Bibliothek von Monte Cassino gemacht, worin die sogenannte Vision des Bruder Alberich enthalten ist [36]), und welche von mehren, selbst von Dionisi [37]) als die wahre Quelle betrachtet wird, woraus Dante den Plan und unzählige Einzelnheiten seines Gedichtes entlehnt habe. Dieser Alberich, im Anfang des 12. Jahrh. geboren, soll in einem Alter von 9 Jahren, als er in einer schweren Krankheit lag, einen Traum oder eine Vision gehabt haben, worin er vom Apostel Petrus und 2 Engeln durch Hölle, Fegefeuer und Paradies geführt worden. Der Knabe ging hierauf in das Kloster von Monte Cassino, und da seine Vision von vielen nacherzählt und nachgeschrieben, aber entstellt worden war, so ließ der Abt des Klosters sie aus dem Munde Alberichs von einem Mönche Guido aufzeichnen. Dies alles erzählt sein Zeitgenosse Petrus Diakonus in seiner Chronica Cassinensis. Die Art der Reise, die Zeit, die darauf verwendet wird, besonders aber die verschiedenen Strafen der Verdammten und der Büßenden stimmen allerdings in sehr vielen Punkten mit der Div. Comm. überein. Spaßhaft genug ist es, daß in dieser angeblichen Vision eines 9jährigen Knaben sehr viel und umständlich von Lastern der Sinnlichkeit gesprochen wird, wovon doch wol kein Knabe dieses Alters in der Welt auch nur eine Ahnung haben kann, und daß der heilige Petrus einem solchen Kinde sehr weitläufige Vorschriften über das Mönchsleben gibt. Der Padre Abate di Costanzo hat diese Ähnlichkeiten in einem kleinen Werke weitläufiger ausgeführt [38]), und Cancellieri ein eignes Buch darüber geschrieben [39]), worin er auch die Vision Alberichs zum ersten Mal abdrucken ließ. Viel genauer aber ist der Abdruck eben dieser Vision im 4. B. der römischen Ausgabe, welche de Romanis besorgt und unter dem Text alle Stellen der Div. Comm. angeführt hat, welche damit übereinstimmen [40]). Sehr heiter und geistreich hat endlich der kürzlich verstorbene Gherardo de' Rossi in einigen an Cancellieri gerichteten Briefen [41]) die Kritik dieser Sache übernommen und mit gerechtem Unwillen jede Art von Vergleichung dieser Ausgeburten mönchischer Unwissenheit und Aberglaubens mit dem göttlichen Gedicht abgewiesen. Ebenso gründlich erklärt sich gegen diese Idee der wackere Herausgeber des Dante, de Romanis [42]). Corniani [43]) und Ginguené [44]) haben eine dritte Meinung aufgestellt: Dante könne wol die Idee seiner Reise aus dem Tesoretto seines Lehrers Brunetto Latini entnommen haben, welcher darin erzählt, wie er sich in einem Walde verirrt habe, wo ihm zuerst die Natur erscheint, die ihm Anweisung gibt, wie er die Philosophie, die Laster, den Amor antreffen solle, durch dessen Reich Ovid sein Führer ist, und wie er zuletzt den Ptolemäus trifft ꝛc. Wie ganz seicht und oberflächlich aber diese Vermuthung, wie sie kaum auf mehr als auf die ersten Verse der Div. Comm. anwendbar sei, bedarf wol nicht erst des Beweises. — Was geht denn nun aus dem allen hervor? doch im Grunde weiter nichts, als daß man schon längst vor Dante daran gedacht habe, sich die zukünftigen Zustände des Menschen nach dem Tode auf mannigfaltige Weise zu versinnlichen, daß manches der Art, weil es wirklich tief in den menschlichen Wünschen und Vorstellungen begründet war, eine Art von allgemeiner Geltung erhalten hatte und daher in vielen solcher Visionen und Träume, womit Schwärmerei und frommer Betrug die damalige Zeit bereicherten [45]), mehr oder minder übereinstimmend wiederkehrte, und daß die Idee solcher Wanderungen durch die übersinnliche Welt eine damals oft vorkommende, eine beliebte Form war. Das Wesentliche an diesen Dingen gehörte durchaus zum Glauben der Zeit, welchen Dante weder aufgeben konnte noch durfte, wenn er nicht seinem Gedichte den höchsten Reiz, ja allen Werth in den Augen seiner Zeitgenossen entziehen wollte. Nur was dem Glauben eines Volkes entspricht, was aus seinen eignen Ideen und Gesinnungen hervorzugehen scheint, kann Eingang finden bei einem Volke und die Gemüther wie mit der Allmacht der Wahrheit ergreifen. Man denke nur an die eisige Kälte mancher neuern Gedichte, welche auf dem Boden

31) *Denina* Vicende della Letterat. L. II. c. 10. Einige andere alberne Vermuthungen dieses Mannes erlassen wir den Lesern, da Ginguené T. I. p. 429. sie gut widerlegt hat. 32) *Ginguené* hist. littér. d'Italie. T. II. p. 21. 33) Eloqu. ital. L. I. c. 26. 34) *Bottari* lettera ad un Accademico della Crusca Ed. Pad. T. V. p. 159 sq. 35) Histoire littér. d'Italie. T. II. p. 25. 36) *Bottari* l. l. p. 148. 37) Prep. l. c. 2.

38) Di un antico testo a penna della Div. Comm. di Dante ecc. Roma 1801. 4. Dasselbe in Ed. Pad. T. V. p. 159 sq. 39) Osservazioni sopra l'originalità della Div. Comm. Roma 1814. 8. 40) Auch im 5. der Pad. p. 283 sq. 41) Ibidem p. 331. 42) Ibidem p. 349. 43) Secoli della letterat. ital. T. I. p. 196. 44) Histoire litt. d'Italie. T. I. p. 431. T. II. p. 9 sq. 45) de Romanis im 5. B. der Pad. Ausg. p. 349.

einer längst verschollenen oder dem Volke unbekannten Mythologie, wie etwa die nordische, erbaut sind. — Was wird dem großen Dichter damit genommen, wenn sich findet, daß einige seiner Vorstellungen schon längst im Glauben und im Munde des Volks waren? ja wenn sich beweisen ließe, was indeß beinahe unmöglich ist, daß er solche abgeschmackte Dinge, wie die angebliche Vision Alberichs, wirklich gekannt und einzelne Goldkörner glücklicher Gedanken und Bilder daraus entlehnt habe? Nichts; denn was sind alle jene wüsten Träume und Bilder gegen die große Organisation der göttlichen Komödie! Eben daß er alle diese rohen, von dem Glauben der Zeit ihm gegebenen Elemente zu einer tiefsinnigen Anschauung organisch zu verbinden und erst das durch ihnen wahrhaft Bedeutung und Leben einzuhauchen wußte, das ist sein unsterbliches Verdienst, und es heißt jenen vorhin angeführten Meinungen und Vermuthungen mehr Ehre erweisen, als sie verdienen, wenn man ihnen mit Schlegel antwortet:

Sänger gab's vor Homeros, wie Tapfre vor Held Agamemnon,
Doch die Vergessenen drängt herrlich der Eine zurück.
Viel auch kamen nach ihm, doch überlebt sie der Alte [46]).

Die Fragen, wann Dante sein großes Werk angefangen, wann er die einzelnen Theile und wann er das Ganze beendigt, wem er die verschiedenen Theile oder das Ganze dedicirt habe, werden verschieden beantwortet. Die lange Zeit allein herrschend gewesene, vorzüglich aus Boccaccio [47]) geschöpfte Ansicht ist folgende. Dante habe, so erzählt Boccaccio [48]), in seinem 35. Jahre, also 1300, sein Gedicht begonnen, und zwar zuerst lateinisch, wovon er zum Beweis die drei ersten Verse anführt:

Ultima regna canam fluido contermina mundo
Spiritibus quae late patent, quae praemia solvunt
Pro meritis cuicunque suis data lege tonantis [49]).

Bald habe er aber bemerkt, daß er auf diese Weise nur von wenigen verstanden werden würde, und weil er möglichst allen habe nützen wollen, auch die Verachtung erwogen habe, worin bei den Meisten selbst die Werke der Alten gesunken, oder wie Leon. Bruni *) glaubt, weil er gefühlt, daß es ihm in jener Sprache nicht recht gelinge, habe er beschlossen, das Werk in Volgare zu schreiben. Die sieben ersten Gesänge habe er vor seiner Verbannung aufgesetzt, dann aber, von seinen Schicksalen zerstreut, nicht weiter daran gedacht. Als man nun 5 Jahre später in Florenz einige aus seiner Wohnung vor der Plünderung gerettete Kisten untersucht, und nebst andern Papieren auch diese Gedichte gefunden, habe man sie auf den Rath eines Dichters, Dino Frescobaldi, dem Marchese Maorello Malespina in Lunigiana, wo Dante sich eben aufgehalten, zugesendet, und dieser habe den Dichter bewogen, die Arbeit fortzusetzen [50]), weshalb er auch den 8. Gesang des Inf. mit den Worten beginne: Jo dico seguitando etc. Zeitlebens habe er nun, jedoch mit vielen Unterbrechungen, daran gearbeitet. Es sei seine Gewohnheit gewesen, wenn er 6 oder 8 Gesänge beendigt, sie dem Cangrande zu senden, und erst, wenn dieser sie gesehen, Abschriften davon zu vertheilen. Bis ans Ende seines Lebens sei er mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen [51]). Bei seinem Tode aber hätten noch die dreizehn letzten Gesänge gefehlt; seine Söhne und seine Freunde hätten sie lange vergeblich gesucht, und schon hätten die Söhne Jacopo und Pietro beschlossen, das Werk, so gut sie es vermöchten, zu beendigen, als in einer Nacht Dante seinem Sohne Jacopo im Traume erschienen sei und ihm ein bisher unbeachtet gebliebenes, mit einer Matte verdecktes Fenster in seinem ehemaligen Schlafzimmer gezeigt habe, wo man wirklich diese von der Feuchtigkeit der Mauer schon sehr angegriffenen Gesänge gefunden, sie, wie gewöhnlich, dem Cangrande gesendet, und darauf dem Ganzen zugefügt habe. Die einzelnen Theile des Gedichts habe er, das Inferno dem Uguccione della Faggiuola, das Purgat. dem Marchese Maorello Malespina, und das Parad. dem Könige Friedrich III. von Sicilien, oder wie andere meinten, das Ganze dem Cangrande zugeeignet [52]). Diese Darstellung, wenn sie auch im Ganzen glaubwürdig ist, oder uns wenigstens die kurz nach dem Tode des Dichters herrschende Sage über diese Dinge treu aufbewahrt hat, ist dennoch in manchen Punkten unhaltbar oder mindestens unsicher. Daß Dante anfänglich die Absicht gehabt, sein Werk lateinisch zu dichten, haben wir keinen Grund zu bezweifeln; wie weit er aber damit gekommen, und ob er überhaupt viel mehr als die ersten Verse aufgeschrieben, darüber fehlen alle Nachrichten. Auf keinen Fall darf man annehmen, daß er mehre Gesänge [53]), etwa bis zum siebenten, lateinisch geschrieben, wie ein neuer Herausgeber der Div. Comm., Viviani [54]), zu glauben geneigt ist. Alle Nachrichten reden nur in unbestimmten Ausdrücken von dem Anfange des Gedichts, und wenn Fontanini [55]) ein Manuscript besessen, worin Hunderte von lateinischen Versen sich neben dem italiänischen Text befanden, und Viviani aus eben diesem Manuscript ein langes Fragment dieses angeblichen lateinischen Originals vom 4. bis zur Mitte des 7. Gesanges hat abdrucken lassen: so können wir dies schon deshalb unmöglich für die Arbeit Dante's halten, weil darin von Dingen die Rede ist, welche sich erst nach

46) Die Kunst der Griechen, Elegie. 47) Vita di D. und im Commento. 48) Vita p. 255. 49) Vita di D. im T. V. p. 36. der Ed. Pad., wo sonst diese Verse angeführt werden, fehlen gewöhnlich die drei letzten Worte und statt cuicunque findet man häufig cuique und cujuscunque. *Cancellieri* sopra l'originalità p. 56. führt den ersten Vers, aus Codd., wie er sagt, so an: Infera regna canam mediumque imumque tribunal, und ebenso Varchi, Ercolano. Padova 1744. p. 250. Wahrscheinlich ist dies eine Verwechselung mit einem Epigramm des Coluccio Salutati, welches einst unter einem Gemälde des Dante im Dome zu Florenz stand, und dessen erste Verse so lauten:

Qui coelum cecinit primumque imumque tribunal
Lustravitque animo cuncta poeta suo.

*) Vita di D. p. 65. 66.

50) Verol *Boccaccio* Commento T. I. p. 67. 51) *Boccaccio* Vita di D. p. 255. 52) *Boccaccio* Vita p. 259. 53) *Gian Manetti* Vita Dantis p. 45. sagt zwar, er habe sein Werk per plura latina carmina fortgesetzt, allein man sieht aus andern Stellen, daß bei ihm carmina nur Verse bedeutet, z. B. p. 50. 54) La div. Comm. Udine 1823. 4 V. 8. 55) Eloq. italiana. L. II. c. 13.

dem Exil des Dichters zugetragen, alle Nachrichten aber darin übereinstimmen, daß er schon vor dem Exil das Latein aufgegeben und italiänisch angefangen habe [56]). Jenes von Viviani herausgegebene Fragment gehört also ohne Zweifel einem bis jetzt unbekannten, aber gewiß sehr alten, wahrscheinlich bald nach Dante gelebt habenden Übersetzer. Eher könnte man glauben, daß Salvini, der in seinen Noten zum Commentar des Boccaccio über die Div. Comm. [57]) versichert, ein Manuscript gesehen zu haben, in welchem, neben dem Anfange des italiänischen Textes 20 — 30 lateinische Verse sich befanden, das wirkliche, aber seitdem nicht wieder aufgefundene Original des Dante vor Augen gehabt habe. Auch für den Umstand, daß Dante sein Gedicht schon vor seiner Verbannung angefangen, sprechen bedeutende Zeugnisse. Boccaccio [58]) führt unter andern an, er habe aus dem Munde eines Florentiners, Dino Perini, der ein genauer Freund Dante's gewesen und namentlich mit ihm in Ravenna gelebt hatte [59]), daß er die Papiere in jenen Kisten gefunden. Ganz unwahr kann also dieser Umstand kaum seyn; wenn auch damit gerade nicht erwiesen ist, daß es die sieben ersten Gesänge gewesen, die er gefunden, und man noch weniger aus den von Franco Sacchetti [60]) erzählten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eseltreiber, welche Stellen aus dem Inferno gesungen, sie verstümmelt, und deshalb von Dante gescholten worden seien, folgern darf, daß das Inferno schon damals im Munde des Volks gewesen. Wie früh, wahrscheinlich schon lange vor 1300, Dante mit dem Entwurfe zu seinem großen Gedichte umgegangen, scheinen einige Stellen der Vita nuova [61]) deutlich zu beweisen. Wie viel er aber wirklich ausgearbeitet vor seiner Verbannung, läßt sich durchaus nicht bestimmen, denn der von Boccaccio angeführte Anfang des 8. Gesanges beweist offenbar gar nichts. Auf jeden Fall aber muß der Anfang des Gedichts, den er damals geschrieben, gänzlich von dem verschieden gewesen seyn, den wir jetzt lesen [62]); da die Beziehungen auf Cangrande und andere in den ersten Gesängen erwähnte Umstände, die sich erst viel später ereigneten, einer so frühen Abfassung, wie auch schon Boccaccio bemerkt [63]), durchaus widersprechen, und da sich schon zur Zeit Boccaccio's keine Spur jener vorausgesetzten, anders lautenden Abfassung des Gedichtes erhalten hatte [64]); so muß diese auch durchaus nicht zur Publicität gekommen seyn. Hienach sind also Villani [65]), welcher behauptet, Dante habe erst nach seiner Verbannung das Werk begonnen; Troya, der da glaubt, daß Dante erst 1303 zu Verona die Div. Comm. angefangen habe [66]), und Visconti, welcher aus sehr schwachen Gründen ebenfalls den Anfang der Arbeit in die Zeit nach der Verbannung setzt [67]), dahin zu berichtigen, daß dies nur dann zugegeben werden kann, wenn von der Div. Comm., wie wir sie jetzt haben, die Rede ist, nicht aber von dem Anfang der Arbeit überhaupt. Filelfo, zum vollständigsten Beweis, wie wenig er mit den Schriften des Dichters vertraut war, läßt gar den Dante das Gedicht in seinem 21. Jahre (1286) beginnen und in seinem 42. (1307) beendigen [68])! Die Behauptung Boccaccio's, Dante habe dem Cangrande die Gesänge zu 6 und 8, wie sie eben fertig geworden, zugesendet, kann unmöglich richtig seyn; vielmehr beweist das ganze Werk, daß er in verschiedenen, zum Theil noch sehr späten Zeiten seines Lebens einzelne Stellen selbst in die ersten Theile des Gedichts eingeschoben, andere vielleicht vertilgt habe, so wie spätere Ereignisse ihm dazu die Veranlassung gaben. Eben daher ist es schwer, über den Zeitpunkt der Vollendung und der Publication der einzelnen Cantiche mit Gewißheit zu entscheiden. Das einzige Mittel, der Wahrheit wenigstens nahe zu kommen, ist das, die in jeder Cantica erwähnten Ereignisse chronologisch zu prüfen, woraus sich dann ergibt, daß er das Inferno nicht vor 1314, das Purgatorio nicht vor 1318 [69]) beendigt, oder wenigstens nicht früher herausgegeben haben könne, weil darin noch Begebenheiten dieser Jahre erwähnt werden. Die zwei an Giovanni di Virgilio gerichteten Eklogen, worin er nur vom Inferno als von einem vollendeten Werke redet, bestätigen diese Zeitbestimmung [70]). Daß aber beim Tode Dante's die dreizehn letzten Gesänge vermißt und erst nach 8 Monaten wieder aufgefunden worden, wird, man mag von der Traumgeschichte denken, wie man will, immer das wahrscheinlichste bleiben, da sich auch hier Boccaccio auf das Zeugniß eines in diese Geschichte verflochtenen Mannes, des Pietro Giardino, den er selbst in Ravenna kann gesprochen haben, beruft [71]); und da die Dedication an Cangrande, worin vom Paradiso offenbar als von einem noch nicht vollendeten Werke gesprochen wird [72]), dessen Inhalt Cangrande erst später erfahren würde, diese Ansicht vollkommen bestätigt. Dionisi [73]) meint indeß, das Ganze sei vermuthlich 1320 beendigt worden, was man zugeben kann, ohne dem obigen zu widersprechen. Troya [74]) irrt ohne Zweifel, wenn er das Inferno schon 1308, das Purgatorio aber 1314 beendigt glaubt. Ugo Foscolo [75]) endlich hat mit großem Scharfsinn, aber wenigem Glück, zu erweisen gesucht, daß Dante überhaupt sein großes Gedicht nie bekannt gemacht habe, und daß auch seine vertrautesten Freunde wol nur höchstens einige unverfängliche, etwa durch poetische Schönheit ausgezeichnete Stellen gekannt haben möchten, ja daß selbst die Söhne nach dem Tode des Vaters mit der Herausgabe noch eine Zeit lang aus Furcht gezögert hätten. Seine Hauptgründe sind: weil Dante nie sonst von seinem Gedichte rede, und weil es für ihn, in einer so bewegten und gewaltsamen Zeit, allzu gefährlich gewesen wäre, sein Werk öffentlich bekannt werden zu lassen,

56) *Boccaccio* und *Leon. Bruni* Vita di Dante. p. 64. 57) p. 336. 58) Commento T. II. p. 69. 59) *Dionisi* Anedd. IV. p. 5. 60) Novelle 114 u. 115. 61) In der Canzone: Donne ch'avete am Schluß der 2. Strophe und p. 48. 62) *Dionisi* Prep. II. c. 60. 63) Commento T. II. p. 69. 64) ibidem. 65) L. IX. c. 134. 66) Veltro p. 63. 67) Prose Prefaz. p. XXIII.

68) *Mehus* specimen Praef. p. XXV. 69) *Dionisi* Anedd. IV. c. 17. c. 19. Prepar. c. 60. Parnasso ital. Ed. Fleischer. Saggio sopra Dante p. XVI. sq. 70) *Dionisi* Anedd. IV. 71) Vita di D. p. 257. 72) Epistolae Dantis ed. Witte p. 101. *Troya* p. 182. 73) Preparaz. c. 61. Anedd. IV. c. 20. 74) Veltro allegorico p. 97. 144. 75) Discorso sul testo p. 50, 53 sq. 98, 105.

da er nicht allein viele Päpste, sondern auch sonst Mächtige von allen Parteien darin bitter angegriffen und eigentlich eine Reform der Religion und des Stats durch sein Werk habe begründen wollen, sich selbst aber in seinem Gedichte als den vom Himmel dazu Berufenen und Geweihten darstelle. Alles dies, wie sinnreich es auch durchgeführt wird, fällt gänzlich über den Haufen, sobald man erwägt, daß es den ausdrücklichen Worten Dante's in der Div. Comm. selbst widerspricht [76]; daß Dante in dem Gedicht an Giov. di Virgilio vom Inferno als von einem beendigten und bekannten Werke spricht; daß Cecco d'Ascoli in seinem lange vor dem Tode Dante's erschienenen Gedichte l'Acerba eine ziemlich genaue Bekanntschaft nicht allein mit dem Inferno, sondern selbst mit andern Theilen der Div. Comm. verräth [77], wie sich auch in den Gedichten des Cino von Pistoja mehre Anspielungen auf Dante's Werk befinden [78]. — Auch wäre nicht wol zu begreifen, wie, wenn die Div. Comm., nach Foscolo, erst etwa 1322 bekannt gemacht worden wäre, sich schon um 1328 herum mehr als einer gefunden, der sie commentirte. So geschwind verbreiteten sich die Werke nicht vor der Erfindung der Buchdruckerei. Was die Dedication des Gedichts und zwar des Inferno an Uguccione della Faggiuola, des Purgatorio an Marcello Malespina und des Paradieses an Friedrich III. von Sicilien betrifft, so spricht Boccaccio [79] davon nur als von einer schwankenden Sage, indem er zugleich erwähnt, andere glaubten, er habe das Ganze dem Cangrande zugeeignet. Nur von dieser letzten Zueignung haben wir den Beweis in Händen [80]; die andern sind unsicher, zum Theil im höchsten Grade unwahrscheinlich; auch hat nie Jemand behauptet, sie gesehen zu haben, und in keinem der vielen Manuscripte findet sich die geringste Spur derselben. Boccaccio's Autorität, die er aber selbst für so gut wie keine ausgibt, ist hier von gar keinem Gewicht. Der berühmte Brief aber des Mönchs Hilarius an Uguccione della Faggiuola [81], worin er erzählt, daß Dante zum Kloster S. Croce del Corvo in Lunigiana gekommen, und ihm den ersten Theil seines Gedichts mit der Bitte überreicht habe, es dem Uguccione zu bringen, wolle Uguccione die übrigen Theile sehen, so möge er sich an Maorello Malespini und an Friedrich von Sicilien wenden, denn diese drei habe er sich als die Würdigsten dazu ausersehen; dieser Brief ist im höchsten Grade verdächtig. Er stimmt auf eine Weise mit der Erzählung des Boccaccio zusammen [82], der ihn nicht erwähnt, daß man sich des Verdachts nicht erwehren kann, er sei eben aus jener Erzählung geschöpft; er gibt uns keine Sylbe, keinen Umstand mehr, als was wir schon aus Boccaccio wissen. Dazu kommt, daß es unendlich unwahrscheinlich ist, daß Dante jemals daran gedacht habe, einen Theil seines Werks, und zwar das Paradies dem Friedrich von Sicilien zuzueignen, den er in allen seinen Werken nur mit Bitterkeit und Verachtung erwähnt [83], besonders aber im Paradies selbst; daß es höchst wunderlich klingt, daß Dante nach diesem Briefe, der etwa in das Jahr 1310 fallen müßte [84], von allen drei Theilen seines Gedichts, als von etwas schon ganz fertigen oder wenigstens ganz fest bestimmten, redet und daß mindestens das Inferno, welches er dem Uguccione soll gewidmet haben, ein durchaus verschiedenes müßte gewesen seyn von dem, welches wir besitzen [85]. Troya hält dennoch den Brief für echt [86]; mit Recht aber hat Witte diese Echtheit bezweifelt [87], und mehre italiänische Gelehrte haben sich ebenso darüber erklärt [88].

Während Dante und sein Werk seit bereits mehr als 5 Jahrhunderten der Stolz Italiens und die Bewunderung aller gebildeten Völker ist, hat es zu keiner Zeit an Einzelnen gefehlt, welche aus Neid oder Unverstand den Werth der Div. Comm. herabzusetzen versucht haben. Von des unglücklichen Cecco d'Ascoli Anfeindungen des Dante in seiner Acerba ist schon vorhin gesprochen [89]. Ihm folgt der Zeit nach zunächst Petrarca, welcher seine gereizte Eitelkeit und seinen übel verhehlten Neid über den Ruhm des großen Dichters nur allzudeutlich in einem seiner Briefe an Boccaccio [90] ausgesprochen, und dem gemäß auch des Dante nur ganz obenhin in seinen Gedichten [91] erwähnt. Im 15. Jahrh., wo das Studium der Alten bei den Italiänern die Pflege der eignen Sprache und Literatur fast ganz verdrängt hatte, war es wol natürlich, daß einige von der Höhe ihrer philologischen Bildung herab mit Verachtung auf Dante und sein schlechtes Latein blickten. So läßt Leonardo Arretino, in einem seiner lateinischen Dialoge, den Nicolo Nicoli, einen übrigens um die Wissenschaften hoch verdienten Mann, zum Colluccio Salutati, einem ausgezeichneten Gelehrten und Statsmann seiner Zeit, vom Dante sagen: er begreife nicht, wie man einen solchen, der so schlecht Lateinisch geschrieben, zu den Dichtern und Gelehrten zählen oder ihn gar dem Virgil vorziehen könne, einen solchen müsse man den Gürtlern und Bäckern und ähnlichem Volke überlassen. Dagegen erhob sich indeß der bekannte Franciscus Philelphus, welcher selbst den Dante öffentlich erklärte, in einer eigenen italiänischen Rede 1451, und Cino Rinuccini schrieb gegen solche Verunglimpfungen ein ganzes Buch in lateinischer Sprache, wovon indeß nur noch eine italiänische Übersetzung vorhanden ist [92]. Im 16. Jahrh.

76) Paradiso XVII, 100 seq. vorzügl. 128. Ibid. XXVII, 64 seq. 77) *Tiraboschi* Storia della Letter. T. V. p. 181. *Ginguené* hist. litt. d'Italie T. II. p. 286. Parnasso ital. Dante p. XVII. sq. 78) Parnasso ibidem. 79) Vita di D. p. 259. 80) Vergl. indeß oben S. 67. 81) Zuerst bei *Mehus* Vita Ambr. p. 321, dann bei *Dionisi* Prep. c. 58 sq. und als Anhang zum veltro allegorico. 82) Commento T. I. p. 17.

83) z. B. Convito Tr. IV. c 6. Volg. Eloq. L. I. c. 12. Purg. VII, 119. Parad. XIX, 130. XX, 63. 84) *Dionisi* Prepar. II. p. 222. 85) Auch *Dionisi* l. l. hat das eingesehen. Anedd. IV. p. 89. 86) Veltro p. 98, 205 sq. 87) Über das Mißverständniß Dante's, im Hermes XXII. p. 153. 88) Blätter für literärische Unterhalt. 1828. Nr. 68. 89) S. oben S. 39. 90) Zuerst gedruckt in der seltenen Ausgabe Famil. Epistol. Lugduni 1601. L. XII. ep. XII. dann in *Dionisi* Prep. II. p. 3. sq. 91) *Trionfo d' Amore* C. IV, 31. P. I. Canz. 7. Son. 246. oder P. II. Son. 19. 92) *Mehus* Vita Ambr. p. 176.

erhob sich abermals eine lange fortgesetzte literärische Fehde über den Werth der Div. Comm. [93]). Die Hauptkämpfer waren Bellisario Bulgarini, der wahrscheinliche Verfasser der ersten in diesem Streite erschienenen Schrift, welche den Namen eines sonst unbekannten Castravilla führte, und Giacopo Mazzoni, welcher eine überaus gelehrte, aber auch unsäglich weitschweifige Difesa della Commedia di Dante [94]) heraus gab. Noch viele andere Schriften wurden gewechselt, und manche andere mischten sich in den Streit. Das 17. Jahrh., die Zeit der tiefsten Ausartung der Poesie in Italien, schien den Dante gänzlich zu ignoriren; nur drei unbedeutende Abdrücke des Gedichts sind in diesem Zeitraum erschienen. Daß der bekannte P. Hardouin [95]) auch die Div. Comm. für das Werk eines unbekannten Anhängers Wikleffs aus dem 15. Jahrh. gehalten, dürfte wol Niemanden wundern; wol aber, daß mehre sich die Mühe genommen, ihm ernsthaft zu antworten [96]). In der größeren Hälfte des 18. Jahrh. war der französische Geschmack der herrschende in Italien geworden, und Bettinelli's berüchtigte Lettere Virgiliane [97]) sind im Grunde nichts anders als der Nachhall französischer Urtheile über den Dante, besonders aber der albernen Urtheile Voltaire's, welcher wol schwerlich jemals mehr als einige Fragmente des großen Gedichts gelesen haben mag. Dieser unwürdige Angriff erweckte jedoch den Unwillen Vieler in Italien, und namentlich erhoben sich dagegen Gasparo Gozzi [98]), Agostino Paradisi [99]) und selbst Algarotti [1]). Jener Zeit gehören auch noch zum Theil an die im Ganzen zwar von französischem Geist tingirten, aber doch tüchtigen Mémoires sur le Dante von Mérian [2]). In neuerer Zeit haben diese verkehrten Urtheile einer fast allgemeinen Begeisterung für den ersten Dichter Italiens Platz gemacht, wovon die wiederhohlten Abdrücke des Dante, die vielen neuen Commentare und die zahlreichen Werke über die Div. Comm. den vollständigsten Beweis liefern. Wurde ja doch sogar der auch um den Dante hochverdiente Monti auf das leidenschaftlichste von einem Ungenannten [3]) (vermuthlich Torti) blos deswegen angegriffen, weil er in einer wohl zu rechtfertigenden Verbindung die Div. Comm. nicht sowol ein episches als vielmehr ein didaktisches Gedicht genannt hatte; und wie unverständig und geistlos auch zuweilen die Bewunderung der Neuern sich gebärdet, beweist zur Gnüge das Werk des Antonio Cesari über die sogenannten Schönheiten des Dante [4]).

93) Die Literatur dieses längst vergessenen Streites bei *Fontanini* Biblioteca dell' eloqu. ital. con le annotazioni di Ap. Zeno. Venezia 1753. 2. v. 4. T. I. p. 340. sq. Vergl. Crescimbeni Noten zu seiner Vita di D. in der Zattaschen Ausgabe. T. I. p. XXV. 94) Cesena 1587. 2 V. 4. wovon der 2te viel später erschien. 95) Journal de Trévoux 1727. 96) *Pelli* Memorie p. 111. *Cancellieri* Sull' originalità p. 5. 97) Venezia 1766. 98) *Giudizio* degli antichi poeti sopra la moderna censura di Dante Ven. 1758. 99) Memorie letterarie del Valvasense. T. XII. 1) Opere varie Venez. 1757. 2) Mémoires de l'Académie de Berlin. 1784. 3) Dante rivendicato, lettera al Signor Cav. Monti. Fuligno 1825. 4) *Bellezze* della div. Commedia di Dante. Venez. 3 V. 8. 1825—27.

Wie die Div. Comm. bei ihrer ersten Erscheinung von den unmittelbaren Zeitgenossen aufgenommen worden sei, darüber fehlen uns alle bestimmte Nachrichten; wenn man nicht etwa die schon vorhin angeführten Anekdoten von dem Schmidt und dem Eseltreiber, oder von den Weibern zu Verona, als Beweise der frühern Verbreitung des Gedichts, selbst unter den niederen Volksklassen, will gelten lassen. Die hohe Achtung, in welcher Dante bei vielen Großen seiner Zeit, namentlich bei Guido Novello da Polenta gestanden, läßt es wenigstens zweifelhaft, ob sie mehr dem Dichter oder dem Philosophen und Statsmann gegolten [5]). Den eigentlichen Gelehrten, wie man aus den Äußerungen des Johannes Virgilii [6]) sieht, war die Div. Comm. schon darum nicht recht, weil sie im Volgare geschrieben, und das ist auch der Grund, weshalb Petrarca in dem vorhin angeführten Briefe sich so vornehm über Dante erhebt. Lange aber konnte diese Blindheit des Vorurtheils sich nicht erhalten, und kaum waren 50 Jahre nach dem Tode des Dichters verflossen, so sehen wir sein Gedicht überall verbreitet, bewundert, und, was wol noch nie einem Dichter widerfahren, Lehrstühle in mehren Städten Italiens errichtet, um das göttliche Gedicht öffentlich zu erklären. Florenz, welches den Dichter bis an seinen Tod verfolgt, war dennoch die erste Stadt, die ihn auf diese Weise ehrte; und Boccaccio, hierin mit richtigerem Sinn ausgestattet als sein vielleicht gelehrterer Freund Petrarca, mag viel zu dieser Maßregel beigetragen haben. Durch ein Decret vom 9. Aug. 1373 ward ein Gehalt ausgesetzt für einen Lehrer, welcher die Div. Commedia erklären sollte [7]), und Boccaccio, dem zuerst dieses Amt übertragen wurde, begann seine Erklärung an einem Sonntage in der Kirche St. Stefano [8]) unweit des Ponte Vecchio, am 3. Oktober [9]) des nämlichen Jahres. Wahrscheinlich ist er durch Kränklichkeit verhindert worden, diese Erklärung weiter als bis zum 17. V. des 17. Ges. des Inferno zu bringen, soweit reicht der von ihm ausgearbeitete Commentar, und es ist gewiß, daß er nicht mehr als dies bei seinem Tode hinterlassen [10]). Mehus erwähnt zwar noch S. 181 eines Manuscripts der Riccardiana, welches angebliche Chiose des Boccaccio über das ganze Gedicht enthalte; allein die Abschrift ist von 1458, und was er sonst davon sagt, läßt vermuthen, daß es das Werk irgend eines unbedeutenden Unbekannten sei. Obwol in jenem Decrete die Besoldung nur für ein Jahr ausgesetzt war, so müssen doch in der Folge darüber andere Beschlüsse gefaßt worden seyn; denn noch lange nach den Zeiten Boccaccio's haben diese öffentlichen Erklärungen an Sonn- und Festtagen in verschiedenen Kirchen von Florenz statt gefunden und unter denen, welche damit be-

5) Vergl. *Foscolo* Discorso p. 155. 6) *Dionisi* Anedd. IV. Eclog. 4. 52. sq. 7) *Manni* storia del Decamerone p. 100. 8) Später B. Mariae Ordinis S. Benedicti genannt. *Mehus* Vit. Ambr. p. 181. 9) Andere lesen den 23ten. *Manni* l. l. 10) *Manni* storia del Decam. p. 104. Dieser Commentar ist gedruckt, als 5. und 6. Theil einer Sammlung einiger Werke des Boccaccio und mit Salvini's Noten begleitet, Firenze (Napoli). 1724. 6 V. 8.

auftragt wurden, finden sich Männer, wie Filippo Villani um das Jahr 1401, Francesco Filelfo um 1431 u. A.[11]. Später noch sind in der Accademia fiorentina häufig Abhandlungen zur Erklärung einzelner Theile der Div. Comm. von Männern wie Giambullari, Verrino, Gelli, Bartoli, Varchi u. a. gelesen worden, wovon auch viele gedruckt sind[12]. Bologna folgte dem Beispiel von Florenz und Benvenuto de' Rambaldi da Imola, ein Schüler des Boccaccio, las daselbst öffentlich 10 Jahre lang den Dante, wahrscheinlich um das Jahr 1374[13]; von seinem großen lateinischen Commentar über die Div. Comm. hat Muratori nur den Theil abdrucken lassen, der historische Erläuterungen enthält[14]. Manuscripte davon befinden sich einige in der Laurentiana und eins in der Estensis zu Modena[15]. Schade ist es, daß Lud. Castelvetro seine Absicht, einen Abdruck davon zu veranstalten, nicht ausführen konnte[16]. In Pisa ward der Dante öffentlich erklärt von Francesco di Bartolo da Buti, gewöhnlich Fr. Buti genannt, welcher im Jahre 1406 starb und einen weitläufigen, leider noch nicht gedruckten Commentar über das ganze Gedicht hinterlassen hat, wovon sich schöne Manuscripte sowol im Besitz der Accademia fior. als der Laurentiana und anderer öffentlichen Bibliotheken in Florenz und in Mailand befinden[17]. Das nämliche geschah zu Piacenza, etwa nach dem Jahre 1398, durch Filippo da Reggio, und zu Venedig ebenfalls noch im 14ten Jahrh. durch Gabriello Squaro aus Verona[18]. Außer diesen bei Gelegenheit der öffentlichen Interpretation der Div. Comm. entstandenen Commentaren hat man noch viele andere, größtentheils ungedruckte, von bekannten und ungenannten Verfassern. Sie sollen hier alle, so weit man Nachrichten davon hat, und so viel als möglich in chronologischer Ordnung bis auf die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst aufgeführt werden[19]; die spätern werden ihren Platz in der Aufzählung der Ausgaben finden. Im Allgemeinen muß aber zuvor bemerkt werden, daß es meistens schwer ist, die wahren Verfasser der in den Bibliotheken Italiens vorhandenen handschriftlichen Commentare auszumitteln. Die meisten Manuscripte der Div. Comm. haben mehr oder weniger ausführliche Randglossen, meist in lateinischer Sprache, oft von mehr als einer Hand und in der Regel ohne Namen der Verfasser, diese müssen also hier gänzlich übergangen werden. Aber auch von den eigentlichen ausführlichen Commentaren sind manche ohne Namen der Verfasser; bei andern ist der ursprüngliche Name ausradirt und ein anderer dafür hingeschrieben, oft ohne darum die übrigen Qualificationen des erstern zu verändern, woran der Betrug leicht zu entdecken ist; meist sind zwei bis drei verschiedene Commentare in einander und durch einander geschrieben, so daß, was ein Werk scheint, nur eine Zusammenstellung mehrer ist[20]. Wenn dem Filelfo zu trauen wäre, so hätte Dante auf Bitten des Cangrande das Paradies selbst interpretirt, und Filelfo will diese Auslegung vollständig besessen haben[21]; wahrscheinlich aber ist damit nichts anderes gemeint, als das, was Dante in seiner Dedication des Paradieses über das Gedicht im Ganzen und über das Paradies insbesondere sagt. Die der Autorität, wenn auch vielleicht nicht der Zeit nach, nächsten Erklärer wären nun die beiden Söhne des Dichters, Pietro und Jacopo, wenn nur nicht allzu große Zweifel gegen die Echtheit der ihnen beigelegten Werke obwalteten. Der Commentar des Pietro wird häufig erwähnt, und Filelfo behauptet geradezu[22], ohne diesen könne man das Werk des Vaters nicht verstehen; viele und unter andern noch Ugo Foscolo[23] halten ihn für echt, allein Dionisi glaubt die Unechtheit beweisen zu können. Er hat in der That bewiesen[24], daß der Verfasser dieses weitläufigen lateinischen Commentars die gröbste Unwissenheit über den Namen und die Schicksale Dante's, die größte Unkenntniß des Latein und selbst des Italiänischen verräth; daß er das Andenken Dante's verläumdet und sich nirgend, weder als einen Gelehrten, noch als einen Kenner der Div. Comm., am wenigsten aber als einen Sohn des Dichters zeigt. Alles, was er allenfalls glaubt zugeben zu können, ist, daß wir in diesem Werke vielleicht einige Bruchstücke einer echten Arbeit des Pietro di Dante besitzen, die aber unter einer Masse alberner Auslegungen eines andern versteckt liegen[25]. Diese Ansicht wird noch dadurch sehr bestätigt, daß keiner der gleichzeitigen Schriftsteller dieser Arbeit des angeblichen Pietro erwähnt, und daß selbst Filelfo nur von alcune postille latine des Pietro spricht, während das ihm beigelegte Werk ein überaus weitläufiges ist. Alt ist es aber gewiß, denn das Jahr 1341 wird darin als das laufende angeführt[26]. Handschriften dieses Commentars finden sich in der Laurentiana, in der Vaticana und in der S. Giustina di Padova[27]. Von der Arbeit des Jacopo weiß man nur, daß sich in der Laurentiana ein Manuscript, betitelt: Chiose di Jacopo figliuolo di Dante All. sopra la Commedia cet. befindet, die aber nur das Inferno umfassen[28]. Nähere Nachrichten über den Werth und die Echtheit derselben fehlen.

Die beiden ältesten authentischen Commentare über die Div. Comm. sind der des Jacopo della Lana und der des unter dem Namen l'anonimo, l'antico, il buono, l'ottimo bekannten. Man war lange zweifelhaft, wel-

11) *Pelli* p. 117. *Rosmini* vita di F. Filelfo. T. I. p. 55. (nach Orelli). Mehus p. 181. sagt, Filelfo habe in dem Dom von Florenz gelesen, und man habe mehre Manuscripte seiner Arbeit. Genauere Nachricht über diese Nachfolger des Bocc. in *Salvini* Fasti consolari dell' Accad. Fiorent. Pref. 12) Unter dem Namen Lezioni sind viele Bände solcher Abhandlungen zu Florenz von 1548—1590 von verschiedenen Herausgebern erschienen. Vide *Fontanini* Biblioth. d. eloq. ital. c. note di Ap. Zeno. T. I. p. 336 sq. 13) *Mehus* Vita Ambr. p. 182. *Tiraboschi* Vita di Dante in Ed. Pad. T. V. p. 99. 14) *Muratori* Antiq. Ital. T. I. 15) *Mehus* p. [illegible]. 16) *Cancellieri* sull' originalità p. 82. 17) *Mazzuchelli* scritt. d'Ital. sub voce Buti. 18) *Pelli* p. 118. *Tiraboschi* l. l. p. 99. 19) Vergl. Witte im Hermes. XXII. p. 159.

20) *Dion.* Anedd. V. c. 2. 17. 18. 21) *Mehus* specimen Pref. p. XXV. 22) *Mehus* Vita Ambr. p. 180. 23) p. 368. 24) Anedd. II. c. 1—13. und c. 32. IV. c. 5. Prep. I. c. 3. c. 27—30. 25) *Dion.* Prep. I. c. 29. 26) *Dionisi* Prep. c. 27. p. 149. 27) *Dionisi* Prep. c. 3. n. 1. 28) *Mehus* Vita Ambr. p. 180. *Pelli* p. 31.

chem von beiden der Vorzug des höheren Alters gebühre, und die meisten Stimmen waren für den sogenannten Antico, weil er selbst erwähnt, er habe Dante gekannt und gesprochen, und weil aus seinem Werke hervorgeht, daß er es um das Jahr 1334 geschrieben hat [29]). Seitdem aber dieser Commentar vollständig in Pisa 1827—1829. 8 Vol. 8. erschienen ist, und man ihn mit dem oft gedruckten Jacopo della Lana vergleichen konnte, hat sich unwidersprechlich ergeben, daß dieser, und nicht der Antico der ältere sei. Das Werk des Jacopo, welches indeß mehr oder weniger interpolirt [30]), verfälscht, abgekürzt noch in vielen Handschriften der Laurentiana, der Magliabecchiana, der Riccardiana, der Marciana, der Bibliothek des Seminariums zu Padova, der Rehdigerschen Bibliothek in Breslau, der Bibliothek des Marchese Trivulzio zu Mailand und sonst vorhanden ist, zeigt die Spuren des höhern Alters vorzüglich darin, daß es sich auf keine frühern Arbeiten dieser Art beruft; sowie auch Begebenheiten, welche darin als gleichzeitige erwähnt werden, auf das Jahr 1328 zurückweisen. Die Sprache ist ziemlich roh und ungeschickt; nur in der Gegend von Bologna, wo der Verfasser lebte, weiß er Bescheid und verräth sonst eine oft ans Unglaubliche grenzende Unwissenheit in geographischen und historischen Dingen. Der reinste Abdruck dieses Commentars möchte wol die Ausgabe der Div. Comm. von Vendelin de Spira 1477 Fol. seyn, denn in der von Nidobeato 1478 ist er von dem Mitherausgeber Terzago mannigfaltig verändert und interpolirt. Auch ins Lateinische ist der Jacopo della Lana mehr als einmal übersetzt. Zuerst wol von Guillelminus de Bernardis um das Jahr 1349, doch ist nur die Hölle davon vorhanden; das Manuscript ist vermuthlich jetzt in Oxford. Eine andere Übersetzung ist vom Dr. juris Giovanni di Lucca im Jahre 1399 geschrieben; sie umfaßt nur Hölle und Fegefeuer, und ist mehr ein Auszug als eine Übersetzung; das Manuscript ist in der Ambrosiana. Endlich wurde das Ganze von dem Juristen Alberico da Rosate, welcher im Jahre 1354 gestorben [31]), ins Lateinische übersetzt. Handschriften davon befinden sich in der Ambrosiana [32]) und im Privatbesitz zu Bergamo. Andere Übersetzungen, deren Identität mit der Arbeit des Rosate ungewiß ist, sind in der Barberiniana, Laurentiana und in der Bibliothek St. Croce. — Der Antico, von welchem Dionisi glaubt, beweisen zu können, daß er zwar ein Toscaner, aber kein Florentiner gewesen [33]), hat ganz augenscheinlich den Jacopo della Lana vor Augen gehabt, hat ihn oft abgeschrieben, oft excerpirt; berichtigt aber auch oft viele seiner historischen Fehler, beruft sich sehr häufig auf andere Commentare und zeigt überhaupt eine umfassendere Bildung; die Sprache ist durchaus rein und schön. Auch von diesem Commentar sind mehre Manuscripte vorhanden, theils und am zahlreichsten in der Laurentiana und Riccardiana, theils in der Magliabecchiana und Marciana. — Das Wesentlichste dieser Nachrichten über diese beiden Commentatoren ist aus des Professor Witte Abhandlung: „Über die beiden ältesten Commentatoren von Dante's göttlicher Komödie" Jahrbücher der Literatur, Oktober, November, December 1828, entnommen. — Wenigstens eben so alt als der Jacopo della Lana und älter als der Antico müssen die Arbeiten dreier Zeitgenossen Dante's gewesen seyn, von welchen uns indeß nur wenige Nachrichten geblieben sind: 1) Ser Graziolo de' Bambaglioli, Kanzler in Bologna; ein Manuscript dieser Arbeit soll in der Laurentiana seyn [34]). 2) Accorso de'Boninfantini, nach Mehus schon im Anfange des 14. Jahrhunderts Inquisitor zu Florenz [35]); beide werden oft von dem vorhin erwähnten Antico angeführt, und Tiraboschi zweifelt also wol mit Unrecht an der Existenz des Commentars des Ser Graziolo. 3) Micchini da Mezzano, nur aus einem Briefe des Colluccio Salutati ist er als Kardinal und Kanonikus von Ravenna und als ein genauer Freund Dante's bekannt; sein Werk scheint indeß verloren gegangen zu seyn. — Lange ging die Sage, der Erzbischof Giovanni Visconti zu Mailand habe durch 6 Gelehrte, 2 Theologen, 2 Philosophen und 2 Florentiner um das Jahr 1350 einen Commentar über die Div. Comm. ausarbeiten lassen, welcher sich als Manuscript in der Ambrosiana und in der Gaddiana (Laurentiana) befinde [36]). Ein solches Manuscript, welches diese Geschichte am Schlusse erzählt, befindet sich allerdings in der Gaddiana, ist aber nichts mehr und nichts weniger als eine Abschrift des Jacopo della Lana mit einigen Veränderungen und Interpolationen, wie sie in Manuscripten dieser Art ganz gewöhnlich vorkommen [37]). Ebenso grundlos ist es ohne Zweifel, wenn dem Petrarca Chiose über die Div. Comm. zugeschrieben werden, die sich in der Gaddiana befinden sollen [38]), da es bekannt genug ist, wie wenig Petrarca geneigt war, das höhere Verdienst des Dante anzuerkennen. Der Zeit nach kommen nun Boccaccio, Benvenuto da Imola, Francesco da Buti, von welchen als öffentlichen Interpreten Dante's schon oben geredet worden. Domenico Bandini d'Arezzo hat ohne Zweifel auch einen Commentar über den Dante geschrieben, da er sich mehr als einmal in seinen übrigen Werken: Fons memorabilium und De virtutibus darauf bezieht; schwerlich aber möchte das Commentum super Comoedias Dantis, Manuscript der St. Croce (Laurentiana), welches angeblich im Jahre 1362 geschrieben, und überdies am Schluß dem Benv. von Imola beigelegt wird, das Werk des Domenico seyn können, wie Mehus glaubt [39]), da Domenico erst im Jahre 1340 geboren wurde; auch dem Benvenuto wird es fälschlich beigelegt, da auch dieser erst nach dem Boccaccio geschrieben. Alle diese gehören noch dem 14ten Jahrhundert an. Aus dem 15ten Jahrhundert kennt man von ungedruckten Arbeiten nur folgende drei. 1) Fra Stefano, ein Dominikaner zu Bologna, welcher im Jahre 1408 die Div. Comm. mit lateinischen Interlinear- und

29) *Mehus* p. 180. 30) *Dionisi* Anedd. V. c. 17. 31) *Dionisi* Anedd. V. c. 16. 32) *Tiraboschi* T. V. p. 272. 33) Aneddoti V. c. 14.

34) *Mehus* p. 180. Im Bandini ist es aber nicht verzeichnet. Die Revue encyclopédique, Octobre 1831. p. 247 berichtet, man habe ihn jetzt wirklich aufgefunden. 35) p. 137. 36) *Mehus* p. 137. 180. 181. 37) Witte in der oben angeführten Abhandlung. 38) *Mehus* p. 181. 39) *Mehus* p. 135.

Marginal-Glossen begleitete [40]. 2) Giovanni da Seravalle, Bischof von Fermo, schrieb auf dem Kostnitzer Concilium vom 1sten Febr. 1416 bis zum 16ten Febr. 1417 eine lateinische Übersetzung und einen Commentar zur Div. Comm. auf Bitten des Kardinals Amadeo di Saluzzo und der engländischen Bischöfe Nicolaus Badwich (?) von Bath und Robert Halm von Salisburg; das vielleicht einzige erhaltene Manuscript dieser Arbeit befindet sich in der Vaticana [41]. 3) Francesco Filelfo, welcher den Dante öffentlich in Florenz erklärte und von dessen Commentar Mehus Manuscripte will gesehen haben [42]. Außer diesen werden von Mehus, von Tiraboschi und andern noch viele genannt, deren Zeitalter ungewiß, und deren Arbeiten noch gänzlich unbekannt sind, so des Franziskaners Magister Gratia Exposizioni sopra a Dante, in der Riccardiana [43]; ferner Fra Riccardo Carmelitano, Andrea Partenopeo und Guiniforte Barzisio aus Bergamo, letzterer aus dem 15ten Jahrhundert, welche in der Vorrede zur Ausgabe von Mailand vom Jahre 1478 citirt werden [*]; Fra Paolo Albertino [44]; Fra Paolo Nicoletti Veneto um das Jahr 1410 [45]; Fra Benedetto dell' Uva, ein Mönch aus Capua, Manuscript im Monte Cassino [46]; Giovanni Ser Cambi, Manuscript in der Mediceo Palatina [47] [Laurentiana]; Antonio Manetti (1462) in der Magliabecchiana; Fra Guido del Carmine, von welchem Landino sagt, daß er 27 Gesänge des Inferno commentirt habe; Andrea da Volterra [48]; Niccolò di Gheri Bulgarini Sanese um das Jahr 1470, der nur die erste Cantica erklärte [49]. Ein Manuscript von Cessoni, Miscellanea super Dante 1430, in der Riccardiana, gibt noch mehre an [50], und in den Bibliotheken Italiens, besonders in Florenz, liegen noch manche anonyme Commentare über den Dante. Francesco Giambullari im 16ten Jahrh. wollte den Dante commentiren, seine Arbeit, die bis zu den ersten Gesängen des Purg. reicht, wurde durch seinen Tod unterbrochen. Das Manuscript ist nicht mehr vorhanden, Gelli aber in seinen Lezioni hat es oft benutzt [51]. Auch der berühmte Castelvetro hatte Chiose über die Div. Comm. ausgearbeitet; das Manuscript ging aber verloren, als er auf einer Reise von Räubern geplündert wurde, und obgleich er die Arbeit aufs neue bis zum 29sten Gesange des Inferno gebracht, so ist auch diese, welche Muratori noch in Händen gehabt, man weiß nicht wie, abhanden gekommen [52]. Endlich hatte auch Alfonso Gioja († 1687) einen Commentar über die Div. Comm. angefangen; das Manuscript befindet sich in der Estensis [53]. — Das große Werk des Dante ist über 150 Jahre Manuscript geblieben, und war in unzähligen Abschriften verbreitet, ehe es zum erstenmal gedruckt worden. Kein Autographon hat sich erhalten; die Abschriften aber, deren noch immer eine sehr bedeutende Zahl vorhanden ist, weichen in unzähligen Stellen von einander ab. Unwissenheit und Dünkel der Abschreiber haben vielleicht ebenso viele Varianten hervorgebracht, als ihre Nachlässigkeit; viele Manuscripte sind deutlich von dem Lokaldialekte des Abschreibers in Orthographie und Wortformen tingirt, und noch ist die schwierige Arbeit nicht unternommen worden, alle vorhandenen Manuscripte wenigstens vorläufig auf einige Hauptrecensionen oder Familien des Textes zurückzuführen; fast jeder neue Herausgeber begnügt sich, ein von ihm vielleicht zuerst benutztes oder sonst liebgewonnenes Manuscript abdrucken zu lassen. Wie alt aber die Corruption des Textes, ersieht man aus einem schönen Briefe des Coluccio Salutati, aus dem 14. Jahrh., worin er schon bitter über die Unmöglichkeit klagt, sich ein reines und zuverlässiges Exemplar der Div. Comm. zu verschaffen [54]. Ebendieselbe Klage führt auch Dionisi [55], welcher namentlich die vielen Manuscripte in Florenz untersucht hat, und Ugo Foscolo [56] stimmt ihm vollkommen bei. Die große Zahl der Manuscripte selbst, die sich fast in allen Städten Italiens, und außerdem noch einzeln in vielen Bibliotheken Teutschlands, Frankreichs und Englands, zum Theil im Besitz von Privatleuten befindet, macht jede einigermaßen genaue Collationirung aller beinahe unmöglich. Bei der großen Menge derselben können daher hier auch nur einige der bekanntesten und vorzüglichsten angeführt werden. Alle öffentliche Bibliotheken von Florenz sind reich an Manuscripten des Dante; die in der Laurentiana befindlichen allein sind in dem trefflichen Katalog von Bandini [57] angegeben. Unter ihnen ist vorzüglich bekannt, das gewöhnlich Manuscript di St. Croce, weil es früher in dieser, jetzt mit der Laurentiana vereinigten Bibliothek war, oder di Filippo Villani genannte, weil man es von der Hand dieses Geschichtschreibers glaubte. Die Randglossen sollen nach Mehus [58] von der Hand des Coluccio Salutati seyn. Dionisi hält es für die Arbeit eines zierlichen aber unwissenden Abschreibers aus dem Anfange des 15ten Jahrh. [59]; es ist durch viele Correcturen entstellt. In der Vaticana in Rom befindet sich ein sehr schön geschriebenes Manuscript, welches dort immer für das nämliche Exemplar ausgegeben wurde, welches Boccaccio selbst geschrieben und dem Petrarca geschenkt; die Randglossen wurden für die Handschrift Petrarca's gehalten. De Romanis hat dies schon mit Recht bezweifelt [60]; und seitdem dies Manuscript abgedruckt worden [61], hat sich sein geringer Werth deutlich gezeigt, und wie wenig es in den Lesarten mit dem bekannten Commentar des Boccaccio übereinstimmt.

40) Anedd. IV. p. 183. 41) *Tiraboschi* Vita di D. Ed. Pad. T. V. p. 97. 42) *Mehus* p. 181. 43) *Mehus* p. 181., wenn es nicht vielleicht der vorhin genannte Ser Graziolo ist. *) *Tiraboschi* Vita di Dante. p. 92. 44) *Pelli* p. 119. 45) *Viviani* Ed. Udin. Praef. p. 29. 46) *Cancellieri* p. 2. 47) *Dionisi* Anedd. V. c. 1. 48) Witte im Hermes XXII. p. 140. 49) Crescimbeni in den Noten zu seiner Vita di Dante. 50) *Mehus* p. 182. 51) Crescimbeni Noten zur Vita di Dante. 52) *Muratori* Vita del Castelvetro. p. 47 und 72. 53) *Crescimbeni* l. l.

54) *Mehus* p. 178. 55) Anedd. V. c. 2. 4. 56) Discorso p. 402. 57) Catalogus Biblioth. Medicoo-Laurentianae Florenz 1764—1793. 11 Vol. fol., wovon der 5te die italiänischen Manuscripte enthält. 58) p. 154. 59) *Dionisi* Anedd. V. c. 6. 7. 8. Vergl. Ugo Foscolo. p. 15. 60) Ed. Padov. T. V. p. 134. 61) La div. Comm. di Dante All. di mano del Boccaccio, Rovetta 1820. 3 Vol. 8.

Berühmt ist ferner der Codice Cassinese vom P. Ab. di Costanzo in Monte Cassino im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt und von ihm in einer eignen kleinen Schrift beschrieben [62]). Er ist aus dem 15ten Jahrh., scheint aber eine Abschrift eines viel ältern Manuscripts zu seyn. Auch das nördliche Italien ist sehr reich an Manuscripten des Dante; die meisten derselben, namentlich die der Marciana in Venedig, 19 an der Zahl; der Ambrosiana in Mailand 4; der Brera in Mailand 3; die von Padua 4; von Verona 1; von Bergamo 1; von Piacenza 1; von Parma 3; von Trevigi 1; von Cividale del Friuli 1; S. Daniele del Friuli 1, worin sich die lateinischen Gesänge befinden, welche man fälschlich für das Original Dante's ausgibt, und mehre, welche sich im Besitz von Privatpersonen befinden, wie denn z. B. der Marchese Trivulzio in Mailand allein 25 Codices des Dante besaß, und das in neuerer Zeit durch den Abdruck berühmt gewordene Manuscript des Commendatore Ant. Bartolini in Udine sind von Viviani genau beschrieben [63]). Eins der vorzüglichsten Manuscripte ist das der Estensis in Modena, welches für die Paduaner Ausgabe theilweise benutzt worden ist. Seit wenigen Jahren sind aber aus einer einzigen Privatsamlung zu Padua an 20 Codices des Dante nach Oxford gekommen [64]). Von Manuscripten des Dante, die sich außerhalb Italien befinden, kann leider keine Nachricht gegeben werden; nur das werde noch bemerkt, daß sich in Breslau in der Rhedigerschen Bibliothek 3 Manuscripte des Dante befinden, wovon eins den Commentar des Jacopo della Lana enthält [65]), und in Dresden auf der königl. Bibliothek ein zwar nicht schön geschriebenes, aber wegen guter Lesarten ausgezeichnetes Manuscript der Div. Comm. befindet.

Kaum waren die ersten teutschen Buchdrucker nach Italien gekommen [66]) und hatten angefangen ihre Kunst zu üben, als auch die Div. Comm. in mehren Ausgaben zugleich erschien. Die Zahl aller Ausgaben derselben läßt sich schwerlich genau bestimmen; Pelli gibt sie offenbar viel zu gering auf nur 58 an [67]), aber Cancellieri [68]) übertreibt offenbar, wenn er ihrer 452 annimt. Groß ist die Zahl allerdings, und eben dies nöthigt uns, hier nur die wichtigsten jeder Art kurz anzuführen [69]). Von der größten Seltenheit sind die 3 ersten im Jahre 1472 erschienenen, die eine zu Fuligno am 11ten April von Johann Numeister und Evangelista Mei in kl. Fol.; die zweite den 18. Juli, a Magistro Federico Veronensi zu Jesi in gr. 4.; die dritte per Georgium et Paulum Teutonicos zu Mantua, ohne Angabe des Monats, in Fol. Eine Mediolani per Zarottum 1473. Fol., deren Existenz aber zweifelhaft ist. Eine andere in kl. Folio ohne Jahr und Ort und ohne Namen des Druckers, ist wahrscheinlich zu Neapel 1474 erschienen; man kennt nur ein Exemplar davon in der Magliabecchiana. Vom Jahre 1477 gibt es zwei; die eine Napoli den 12. April in Fol.; die andere (Venezia) von Vendelin de Spira in Fol., angeblich mit dem Commentar des Benv. von Imola, es ist aber der des Jacopo della Lana. Am Schlusse folgt hier zum erstenmal das sogenannte Credo di Dante. Die königl. Bibliothek in Dresden besitzt davon zwei Exemplare. Von 1478 gibt es zwei: a) Mediolani, edentibus Martino Paulo Nidobeato Novariensi et Guidone Terzago, in Fol. Die Grundlage des Commentars dieser Ausgabe bildet ohne Zweifel Jacopo della Lana, wie die Herausgeber in der Vorrede selbst sagen; doch haben sie auch manches aus andern Commentatoren, dem sogenannten Petr. Dantis, Benvenuto von Imola, Boccaccio, Fra Riccardo und Andern hinzugefügt. (Ed. Zatta. Vol. I. p. XVI. not. a.) Die ersten Anfänge des Druckes waren schon 1477 erschienen; als Anhang befindet sich auch hier das sogenannte Credo des Dante. b) Venetiae per Magist. Philippum in Fol. Im Jahr 1481 erschien zum erstenmal der Commentar des Landino: Commento di Christophoro Landino Fiorentino. Firenze per Nicholo di Lorenzo della magna. fol. gr. Die Ausgabe ist ziemlich selten und um so mehr geschätzt, je mehr Kupfer sich darin finden am Anfang der Gesänge. Gewöhnlich findet man davon nur 2 bis 3; wenn mehre, dann sind sie meistens nicht eingedruckt, sondern aufgeklebt; diese Kupfer selbst sind übrigens klein, kaum mehr als 3 bis 4 Zoll im Quadrat, äußerst roh und ohne Werth. Dieser Commentar ist besonders dadurch wichtig, daß Landino manche zum Theil ungedruckte ältere Arbeiten des Boccaccio, des Benvenuto v. Imola und des Francesco Buti benutzt hat; er selbst aber ermüdet durch das Haschen nach den kleinlichsten Allegorien, durch scholastische Distinctionen und Weitläufigkeiten und durch die unnütze Breite seiner mythologischen Erklärungen. Landin hatte den Dante öffentlich erklärt, dedizirte sein Werk der Republik und erhielt dafür einen Palast geschenkt [70]). Ein Exemplar dieser Ausgabe mit breitem Rande hatte Michel Angelo mit Zeichnungen zu jedem Gesange geschmückt; es ist aber leider mit dem Schiffe, das es nach Rom bringen sollte, zu Grunde gegangen [71]). Ein Exemplar auf Pergament ist in der Magliabecchiana. Dieser Commentar ist

62) Di un antico testo a penna cet. lettera di Eustazio Dicearcheo ad Angelio Sidicino. Roma 1800. 4. in Ed. Pad. T. V. 159 sq. abgedruckt. 63) La div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano Udine 1823. 4 Vol. 8. 64) Scolari, della piena e giusta intelligenza della Div. Comm. Padova 1823. 4. p. 60. 65) Witte im Hermes. XXII. p 159. Div. Comm Udine. Vol. III. P. II. p. 318. 66) Schweinsheim und Pannartz 1465 in Subiaco, und Johann von Speier 1469 in Venedig. *Tiraboschi* Storia. T. VI. P. I. p. 140 sq. 67) *Pelli* p. 119. 68) Sopra l originalità cet. p. 64 und 71. 69) Eine genaue Aufzählung und Beschreibung der meisten Ausgaben des Dante findet sich im 4ten Bande der römischen Ausgabe, der den besondern Titel führt: Le principali cose appartenenti alla Div. Comm. wieder abgedruckt und erweitert in Ed. Pad. T. V. *Bartol. Gamba* Serie de' Testi di lingua. Venezia 1828. 4., führt zwar nur die wichtigsten an, beschreibt sie aber genau; nach ihm sind erschienen von 1472 — 1500 19 Ausgaben
— 1500 — 1600 über 40 —
— 1600 — 1700 nur 5 —
— 1700 — 1800 37 —
— 1800 — 1825 über 50 —

70) *Bandini* specimen hist litt. Flor. Sec XV. T. II. p. 140. 71) *Audiffredi* Specimen edit. Italic. p. 258.

sehr oft gedruckt; für sich allein: Venedig 1484. 1491 mit vielen Holzschnitten und 15 Canzonen Dante's; hier zum erstenmal abgedruckt. 1493. 1497. 1507. 1512. 4. Venezia per Stagnino de Monferra. 1516. 4. ist die erste Ausgabe, worin das Gedicht auf dem Titel La divina Commedia genannt wird. 1520. 4. 1529. Fol. 1536. 4. und öfter, auch Brescia 1487 Fol. mit Holzschnitten, dann in Verbindung mit dem Vellutello.

Le terze Rime di Dante, Venetiis in Aed. Aldi 1502 in 8., diese Ausgabe wurde von der Akademie della Crusca bei der übrigen zum Grunde gelegt. Nach Vellutello's Urtheil ist sie bei weitem nicht so correct, als die lateinischen Aldinen. Eine andere Aldine Dante col sito et forma dell' Inferno, Vinegia nelle Case d'Aldo e d'Andrea di Asola suo suocero. 1515. 8., wovon mehre Nachdrücke ohne Jahr und Ort erschienen sind.

Commedia di Dante insieme con un dialogo circa il sito forma e misure dello inferno. Firenze, Filippo di Giunta 1506. 8.

La Comedia (sic) di Dante Alighieri con la nova espositione di Alessandro Vellutello, Vinegia 1544. 4. Die erste und wahrscheinlich die einzige Ausgabe dieses sehr schätzbaren Commentars für sich allein; später ist er mehremale mit dem Landino verbunden erschienen, so: Venezia von Francesco Sansovino besorgt 1564. Fol. Ibid. 1578. Fol. Ibid. 1596. Fol. Diese letzte Ausgabe wird im Index libr. prohibit. Madrid 1614. fol. besonders angeführt und mehre darin zu streichende Stellen des Commentars angegeben. Diese drei von 1564, 1578 und 1596 werden in Italien Edizioni del gran naso genannt, wegen des darin befindlichen, nicht sonderlich gerathenen Bildes des Dante, in Frankreich aber Editions du chat, wegen des am Anfange und am Ende befindlichen Zeichens der Buchdrucker Sessa e fratelli.

Dante con nuove ed utilissime isposizioni cet. Lione appresso Guglielmo Rovillio 1551. 16. und öfter: Ibidem 1552. Venezia p. Ant. Morando 1554. Lione 1571. Venedig 1572. 1575. Lione 1575.

La divina Commedia di Dante, di nuova alla sua vera lettione ridotta cet. Vinegia appresso Gabriel Giolito de' Ferrari et fratelli 1555. 12. Auch diese von Ludovico Dolce besorgte, nicht sonderlich geachtete Ausgabe ist öfter gedruckt, so: Venezia 1569. 12. 1578. 8. Bergamo 1752. 12. von Serassi besorgt, und Venezia 1774. 12.

Dante con l'esposizione di M. Bernardino Daniello da Lucca. Venezia 1568. 4. Einzige Ausgabe dieses geachteten Commentars; man vermuthete, daß der wahre Verfasser desselben der berühmte Venetianische Gelehrte Trifone Gabriello gewesen sei; eine Meinung, welche indeß neuerdings sehr zweifelhaft geworden, seitdem man in der Barberiniana die authentischen Postille da Trifone Gabriello, ganz abweichend von dieser Ausgabe, aufgefunden hat [72]).

La Divina Commedia di D. All. nobile fiorentino, ridotta a miglior lezione dagli Accademici della Crusca. Firenze, per Domenico Manzani 1595. 8. [73]). Dies ist die berühmte aber leider sehr incorrect ausgefallene Ausgabe der Crusca, vorzüglich von Bastiano de' Rossi (l'Inferigno) besorgt. Die Akademiker wollen an 100 Manuscripte zu Rathe gezogen haben, und haben allerdings viel schlechte, durch die Unwissenheit der Abschreiber eingeschlichene Lesarten verbessert; allein sie haben dagegen durch eigensinnige Vorliebe für modernere florentinische Wortformen und Orthographie den Charakter des Alterthümlichen allzu sehr verwischt. Dennoch ist diese Recension bis auf die neuere Zeit den meisten Ausgaben zum Grunde gelegt worden. Blos wieder abgedruckt ward sie von Cillenio Zaclori (Lorenzo Cicarelli) Napoli 1716. gr. 12. Es verdient bemerkt zu werden, daß von 1596, wo der Landino und Vellutello zum letztenmale gedruckt worden, bis 1716, also innerhalb 120 Jahren, meist des 17. Jahrh., nur 3 unbedeutende Ausgaben [74]), alle ohne Commentar, erschienen, nämlich: La visione poëma di Dante. Vicenza 1613. 16. La visione cet. Padova 1629. 16. und La divina Commed. Venezia 1629. 24. und von da bis 1716, also während 87 Jahren, gar keine Ausgabe.

La div. Commedia cet. per opera del Sign. Ant. Volpi, Padova presso Giuseppe Comino 1726—1727. 3 Vol. 8. Der Text ist der der Crusca, nur von Druckfehlern gereinigt, und daher dem von 1595 weit vorzuziehen, aber sonst ohne die geringste Veränderung; der 3te Band enthält die indici ricchissimi, worin in alphabetischer Ordnung Worte, Geschichte, Allegorien u. s. w. auf eine sehr flache Weise erklärt werden. Auszugsweise finden sich diese Erklärungen auch in dem Dante von Zatta. Venezia 1784. 3 Vol. 8., die einen Theil des von Rubbi besorgten Parnasso italiano ausmachen. Diese Indici sind auch besonders gedruckt. Venezia, Molinari 1819. 32. Die ganze Ausgabe des Comino ward wieder abgedruckt. Venezia, Vitarelli 1811. 16.

Dante con una breve e sufficiente dichiarazione del senso letterale, diversa in piu luoghi da quella degli antichi Commentatori. Lucca per S. D. Cappuri 1732. 3 Vol. 8. Der Text ist wieder der der Crusca; Der Commentar ist von dem Jesuiten P. Pompeo Venturi und bedeutet sehr wenig; dennoch ist er oft gedruckt, so in der Ausgabe der sämtlichen Werke des Dante von Pasquali, Venezia 1739 — 1741. 5 Vol. 8. und Verona 1749. 3 Vol. 8. In der Ausgabe der sämtlichen Werke des Dante von Zatta. Venezia 1757 — 1758. 5 Vol. 4. und 1760. 5 Vol. 8. sind beide Commentare des Volpi und des Venturi abgedruckt, sowie auch die Bemerkungen des sehr jung gestorbenen Rosa Morando. Ferner Firenze 1771 — 1776. 6 Vol. 8. bloß Venturi, Venezia Zatta 1772. 5 Vol. 8.; ebenso Venezia, Gatti 1793. 5 Vol. 8.; ebenso Lucca, Bertini 1811. 3 Vol. 18. ebenso Firenze 1812. 3 Vol. 18. Ibidem Carli 1813. 4 Vol. 18. Bassano, Remondini 1815 und sonst noch mehremale, mit dem Venturi allein.

72) Gamba, serie de' testi. p. 83.

73) Vergleiche darüber Dionisi, vorzüglich Anedd. IV. p. 169 sq. und Anedd. V. c. 22.

74) Gamba, serie de' testi, spricht zwar von fünfen, aber ohne sie näher anzugeben.

La divina Comm. Parigi. Prault. 1768. 2 Vol. 12. Eadem, Parigi, als Theil der Cazinschen Ausgaben 1787. 3 Vol. 18.

Allen seit 1595 bis hieher angeführten Ausgaben liegt der Crusca-Text zum Grunde; der erste, der die Mängel desselben erkannte und glücklich verbesserte war der Fra Baldassarre Lombardi, Minor Conventuale; seine Ausgabe erschien zuerst Roma (überhaupt die erste in Rom gedruckte) presso Antonio Fulgoni 1791. 3 Vol. 4. Lombardi hat großen, höchst rühmlichen Fleiß an diese Arbeit gewendet; er hat den Text theils nach einigen guten Manuscripten, theils und vorzüglich nach der seltenen und trefflichen Ausgabe des Nidobeat 1478, von den Glättungen der Crusca gereinigt, viele treffliche neue Lesarten aufgenommen, und sein Commentar, worin er alle seine Vorgänger treulich benutzt, ist unstreitig das Beste, was in neuerer Zeit für den Dante gethan worden. Ein Auszug seiner Arbeit erschien Roma presso Vincenzio Poggioli 1806. 3 Vol. 8.; einige neue Varianten sind aus dem Cod. Cassinese darin aufgenommen. Ein sehr niedlicher aber längst vergriffener Abdruck des lombardischen Textes mit wenigen Noten erschien Roma, de Romanis 1810. 3 Vol. 18., die aber bequem in einem Bande sich vereinigen lassen. Das große Werk ward neu abgedruckt und mit einem 4ten Bande bereichert, Roma, de Romanis 1815 — 1817. 4 Vol. 4. Der 4te Band enthält einen Rimario, das Leben Dante's von Tiraboschi mit schätzbaren Anmerkungen des Herausgebers De Romanis, die Liste der Ausgaben der Div. Comm., das kleine Werk des Angelo di Costanzo über das Cassinesische Manuscript, die Vision Albericus und die Streitschriften darüber ꝛc. Dasselbe Werk, doch ohne den 4ten Band abermals Roma de Romanis 1820 — 1822. 3 Vol. gr. 8. Der neueste aber sehr bereicherte Abdruck der lombardischen Arbeiten ist die in diesem Artikel oft angeführte Ausgabe: Padova tipografia della Minerva 1822. 5 Vol. gr. 8. Die Herausgeber Giuseppe Campi, Fortunato Federici, Giuseppe Maffei, haben theils ihre eigenen Bemerkungen, theils alles dasjenige dem Commentar hinzugefügt, was seit Lombardi über einzelne Stellen der Div. Comm. erschienen ist, theils endlich seltnere ältere und neuere Werke benutzt, wie die ungedruckt gebliebenen Noten des gelehrten Veronesers Giuseppe Torelli, aus dem Jahre 1775; Perazzini correctiones et adnotationes in Dantis Comediam, Verona 1775. 4. Magalotti comento sui primi cinque canti dell' Inferno di Dante, Milano 1819. 8. Scolari note ad alcuni luoghi delli primi cinque canti della Div. Comm. Venezia 1819. 8. und die schriftlich ihnen mitgetheilten Bemerkungen des trefflichen Parenti. Der 4te und 5te Band enthalten alles, was der 4te der römischen Ausgabe, und noch einige dankenswerthe Zugaben, z. B. die Vita Dantis von Boccaccio, nach einem sonst selten gedruckten Manuscript; die des Leonardo Bruni, den Aufsatz des Ant. Manetti über Gestalt, Lage, Maß des Inferno, die Apologia intorno all' amor patrio di Dante von Perticari ꝛc. An diese treffliche Ausgabe wird sich als 6ter Band die von Trivulzio u. a. besorgte neue Recension der Vita nuova und des Convito oder der Opere minori di Dante anschließen, so daß sie mit der Zeit vielleicht die sämtlichen Werke des Dichters umfassen wird.

Mehr noch als Lombardi hat Dionisi für die Reinigung und Berichtigung des Textes der Div. Comm. gethan, mit großem Eifer hat er viele Manuscripte, besonders das von S. Croce zu Florenz, verglichen und überall die ältern Formen wiederhergestellt. Zu bedauern ist nur, daß er unleugbar eine entschiedene Vorliebe für das aller Wunderlichste und Bizarreste zeigt, und daher nicht selten, bei Bestimmung der Lesart und bei der Interpretation einer allzu kecken Willkür gefolgt ist. Seinen Wunsch, eine vollständige Ausgabe des Dante nebst Commentar herauszugeben, hat er nicht ganz erreicht, indeß ist der von ihm festgestellte Text, begleitet von einigen aphoristischen Bemerkungen über seine kritischen Grundsätze, und einigen einzelnen Erläuterungen, abgedruckt in: La Div. Comm. di Dante, Parma Stamperia reale (Bodoni) 1795. 3 V. 4., einer Prachtausgabe, wovon auch 25 Exemplare in gr. Fol. abgezogen worden und andere in kl. Fol. Im folgenden Jahre erschien ebendaselbst ein anderer Abdruck in kl. Fol. und gr. 4. Ein niedlicher Nachdruck dieser Ausgabe, wobei sich noch die Rime befinden, ist erschienen Brescia, Bettoni 1810. 2 V. 32.

La Div. Comm. di D. All. con illustrazioni. Pisa dalla tipografia della società letteraria 1804 — 9. 4 V. fol. Prachtausgabe von Rosini besorgt; der Text ist der der Crusca.

Eadem illustrata di note, Milano dalla Società tipografica 1804. 3 V. 8. von Portirelli besorgt, als Theil der großen Samlung der Classici italiani; der Text ist der der Nidobeatina doch mit Benutzung des Cod. Cassinese, der Commentar unbedeutend; der zum Paradiese ist von Giulio Ferrario.

La Div. Comm. cet. accuratamente emendata ed accresciuta di varie lezioni tratte da un antichissimo Codice. Livorno, Tommaso Masi e Comp. 1807. 4 V. gr. 8. von Poggiali besorgt; der Text ist der der Crusca, doch geben die Varianten dieser Ausgabe einigen Werth; der Commentar ist größtentheils nach Lombardi.

Eadem illustrata da Romualdo Zotti. Londra 1808. 4 V. 12. mit den Rime und der oben erwähnten Abhandlung von Merian über den Dante.

Eadem, Milano, Mussi 1808 — 9. in 3 Ausgaben, eine in 3 V. 32., die andere 3 V. Fol., die dritte 3 V. 12.

Eadem col commento di G. Biagioli, Parigi 1818 — 19. 3 V. 8. Der Text ist der der Crusca, welchen der Herausgeber leidenschaftlich gegen Lombardi und Dionisi vertheidigt; in sprachlicher Hinsicht allein ist dieser Commentar zu schätzen. Nachgedruckt: Milano, Silvestri 1820. 3 V. kl. 8.

Eadem Firenze all' insegna dell' Ancora 1817 — 1819. 4 V. fol. Prachtausgabe mit vielen Kupfern, davon ein Abdruck Prato, Vannini 1822. 3 V. 8. Diese Ausgabe, welche im Texte der Crusca folgt, ist deshalb merkwürdig, weil sie die einzige ist, worin die ungedruckten ältesten Auslegungen, der Antico, die angeb-

lichen Chiose di Boccaccio, Pet. Dantis und der Buti fast allein benutzt worden sind; die Herausgeber sind: Renzi, Marini und Muzzi.

Eadem, Roveta, negli occhi santi di Bice 1820—23. 3 V. kl. 4., es ist ein Abdruck des berühmten Vatikanischen Manuscripts, welches für die Handschrift Boccaccio's ausgegeben wird, daher der Zusatz: di mano del Boccaccio. Fantoni ist der Herausgeber.

Eadem. Bologna, Gamberini e Parmeggiani. 1819—24. 3 V. 4., von Macchiavelli besorgt, mit vielen sehr schlechten Kupfern und einem höchst unbedeutenden Commentar von Paolo Costa [75]). Noch unbedeutender sind die angeblichen Berichtigungen und Zusätze zu dieser Arbeit in Illustrazioni della Div. Comm. compilate da Scipione Colelli. Rieti 1822. 8., nur das Inf. ist erschienen.

La Div. Comm. di Dante All. giusta la lezione del Codice Bartoliniano. Udine Mattiuzzi 1823—28. 3 V. 8. Der Herausgeber, Viviani, hat einen treuen Abdruck eines Manuscripts des 14. Jahrh. geliefert, welches einst in Cividale gefunden, jetzt dem Commendatore Bartolini gehört. Es ist allerdings durch die Alterthümlichkeit der Orthographie, welche wenigstens für die Aussprache einer dem Dante nahestehenden Zeit Zeugniß gibt, merkwürdig; aber auch ebenso gewiß trägt es die Farbe einer nördlichen Mundart. Unter dem Text stehen die Lesarten der Crusca und die Noten beziehen sich blos auf sprachliche und etymologische Dinge, worin die Gelehrsamkeit des Herausgebers dürftig genug erscheint. Wichtig ist die genaue Beschreibung vieler zu Rathe gezogener Manuscripte und die Mittheilung der angeblichen 4 lateinischen Gesänge Dante's, die man nur hier findet. Der dritte Theil, 1827—28, zerfällt in 2 Bände, wovon der erste il secolo di Dante, von Arrivabene, oder historische Erläuterungen über alle in der Div. Comm. erwähnte Personen, der zweite ein etymologisches Wörterbuch über den Dante und einige Indices enthält.

Eadem, als Theil des Parnaso classico italiano, contenente Dante, Petrarca, Ariosto. Tasso. Padova, alla Minerva 1827. 1 V. 4., von Sicca besorgt; ein zweiter Band soll den Commentar liefern.

L'ottimo commento alla divina Commedia, Pisa, Capurro, 1827—29. 3 V. 8.

Eadem postillata dal Tasso, con rami. Pisa. 3 Vol. 4. (1831?)

In England sind seit kurzem von zwei, politischer Gründe wegen ausgewanderten, Italiänern neue Bearbeitungen der Div. Comm. unternommen worden. Ugo Foscolo († Sept. 1827) scheint die Absicht gehabt zu haben, unter dem Titel poeti italiani maggiori eine ganze Reihe Ausgaben zu besorgen; es ist davon aber nur der erste Band, Discorso sul testo di Dante, Londra Pickering 1825. 8. erschienen, wovon öfter in diesem Artikel die Rede gewesen. Ein anderer, Gabriele Rossetti, hat eine Div. Comm. con commento analitico in 6 Vol. Londra Murray 1826 angefangen, wovon 2 Bände erschienen. Unter dem Texte steht erst eine prosaische Paraphrase, dann folgen flache Erklärungen, am Schlusse jedes Gesanges note aggiunte und zuweilen noch besondere Riflessioni, worin der Verfasser seine Träumereien über die politischen Beziehungen des Gedichts weitläufig entwickelt, und endlich noch unter dem Namen Esposizione eine abermalige breite Paraphrase des Textes. Strenge aber gerechte Recension davon im Foreign review, 1828 [76]).

Auch ein Engländer, der sich nicht genannt, hat einen Commentar über die 8 ersten Gesänge des Inferno geschrieben,

A Comment on the Divine Comedy by (Taeffe), London, Murray 1822.

Auch in Teutschland ist Dante mehre Male gedruckt, namentlich:

La Div. Comm. di D. A. Nürnb., Schneider 1784. 8.

Eadem, edizione di Giuseppe de' Valenti, Berlino e Stralsunda, Lange 1788 als Theil der Sublime Scuola italiana.

Eadem, Penig, Dienemann 1804. 3 V. 4. und ebenso viele 8. mit 39 Umrissen von Hummel nach Flaxmann in Querfol.

Eadem da Fernow. Jena, Frommann 1807. 3 V. 8. Ein Abdruck des Lombardischen Textes und ein Auszug seiner Noten.

Eadem. Chemnitz, Mauke 1807. 8. von Keil herausgegeben, als ein Theil der Biblioteca italiana.

Die einzige teutsche Ausgabe, welche durch kritische Bestimmung des Textes und Commentar einen eigenthümlichen Werth hat, ist der Abdruck des Dante in dem Parnasso italiano, ovvero i quattro poeti celeberrimi italiani, Lipsia, Ernesto Fleischer 1826. 4. von A. Wagner besorgt.

Übersetzungen.

a. Lateinische.

Gewöhnlich wird der Olivetanermönch Matteo Ronto, welcher nach Tiraboschi 1443 starb, für den ersten Übersetzer Dante's in lateinischen Versen gehalten. Einige wenige Bruchstücke dieser überaus barbarischen und ungeschickten Übersetzung hat Mehus aufgenommen [77]); mehre finden sich in einer Abhandlung Bandelli's in den Silloghe Goriane [78]). Handschriftlich ist diese Übersetzung in der Laurentiana und andern Bibliotheken. An den von Viviani herausgegebenen vier lateinischen Gesängen besitzen wir zwar nur ein kleines Bruchstück, welches aber trotz des barbarischen Lateins insofern merkwürdig ist, als es sich auf eine beinahe unglaubliche Weise genau an das Italiänische anschließt, was wol auch die ungegründete Meinung veranlaßt hat, es sei das ursprüngliche Original des Dante. Auf jeden Fall scheint es älter als Matteo Ronto, da es sich in einem Codex aus dem 14. Jahrh. befindet und Ronto wol nicht leicht vor 1400 seine Arbeit vollendet haben kann. Wading [79]) führt einen gewissen Franziskaner Antonio della Marca an [80]), der ebenfalls den Dante ins Latein

75) Witte im Hermes XXII. p. 148.

76) Vergl. Blanc Erläuterung der beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie. Halle 1832. 12. 77) *Mehus* Vita Ambr. p. 1731. 78) T. XVI. p. 141 sq. 79) Bibliotheca Francisc. T. VII. 80) *Cancellieri* p. 57.

übersetzt haben soll; wüßten wir sein Zeitalter und ob er in Prosa oder in Versen übersetzt hat, so ließe sich dieser für den Verfasser jenes vivianischen Fragments halten [81]). Das nämliche gilt von Paolo Veneto Eremitano, unstreitig der nämliche, welcher oben unter den Erklärern Dante's angeführt worden, und welchen Negri zu den Übersetzern des Dichters zählt [82]). Von der prosaischen Übersetzung des Bischofs Giov. da Seravalle ist schon oben geredet worden [83]). Auch Colluccio Salutati, ein großer Verehrer des Dante, hat in seinem Werke de fato et fortuna einige Stellen der Div. Comm. zwar frei aber nicht ungeschickt, in lateinischen Versen übersetzt; Mehus scheint selbst zu glauben, er habe einen großen Theil der Div. Comm. auf diese Weise übertragen [84]).

In neuerer Zeit ist die Div. Comm. zweimal in Versen übersetzt worden. Der Jesuit Carlo d'Aquino gab zuerst als Specimen des Ganzen Le similitudini della div. Comm. trasportate verso per verso in lingua latina, Roma 1707. 8. heraus; später das Ganze: Commedia di D. All. trasportata in verso latino eroico da Carlo d'Aquino, coll' aggiunta del testo italiano. Napoli, Felice Mosca 1728. 3 Vol. 8. Diese Ausgabe wurde eigentlich in Rom gedruckt, doch mußte ein anderer Druckort angegeben werden, auch ließ der Padre weislich alle gegen die Päpste und die Hierarchie gerichtete Stellen unübersetzt. Das Inferno allein: L'Inferno di Dante tradotto in versi esametri latini da Ant. Catelacci. Pisa, Rainieri Prosperi 1819. 8.

b. Spanische.

La traducion del Dante de lengua toscana en verso castellano por Fernandez de Villegas, y por èl commentado cet. Burgos, Fadrique Aleman de Basilea 1515. fol.

c. Französische.

La comédie du Dante, mise en rime françoise et commentée par Balthasar Grangier. Paris 1596—97. 3 V. 12. Sie ist in sechszeiligen Strophen und schließt sich in ihrer alterthümlichen Sprache dem Original bei weitem genauer an, als die jetzige Sprache es vermag.

L'enfer du Dante par Moutonnet de Clairfons. Paris 1776. 12.

L'enfer, poème du Dante, traduction nouvelle (par Rivarol) Paris, Didot le jeune 1783 oder 85. 8.

La divine Comédie. Paris chez Saillor, an IV. (1796). 3 V. 8. von Colbert d'Estouteville.

Le Paradis, l'Enfer et le Purgatoire traduits de l'Italien, suivis de notes explicatives (par le Chevalier d'Artaud). Paris 1811—13. 3 V. 8. Es ist seitdem eine neue Ausgabe erschienen.

L'enfer traduit en vers par Terrasso. Paris 1817. 8.

L'enfer par Brait de la Mathe (in Versen) Par. 1823.

L'inferno da Tarver, avec la traduction française en prose. Londre 1824. 2 V. 8.

81) Crescimbeni, Vita di D. in der Zattaschen Ausgabe des D. T. I. p. XXIV., sagt, Ant. de Marca habe den Dante in lateinischen Versen übersetzt, das Manuscript sei aber nicht mehr vorhanden. 82) *Cancellieri* p. 57. 83) S. oben S. 73. 84) *Mehus* 303. 309.

La divine Comédie de Dante Alighieri, traduite en vers françois par Antoni Deschamps. Paris 1830. 1 V. 8. Es sind 20 Gesänge, worunter einige aus dem Purgat. und dem Paradiese. Der Übersetzer scheint der erste Franzose zu seyn, dem es mit der Bewunderung des Dante Ernst ist und der in den Geist des großen Dichters eingedrungen.

Sehr zu loben ist auch der Versuch, die göttl. Komödie in vierzeiligen Stanzen zu übersetzen, in: Dante traduit en vers, par stances correspondantes aux tercets textuels, par Joseph Antoine de Gourbillon. Paris 1831; bis jetzt ist nur L'enfer erschienen.

c. Englische.

The divina comedia, transl. into engl. verses by H. Boyd. London 1802 (vorher 1785). 3 V. 8.

The vision, or hell cet. transl. by H. F. Carey Lond. 1814. 3 V. 32.; von Ugo Foscolo und Rossetti sehr gelobt.

The inferno transl. into engl. blank verses by N. Howard. London 1807. 8.

Idem a translation from D. All. into engl. blank verses by W. Hume. London 1812. 8.

d. Teutsche.

Dante All. Gedicht von der Hölle, von dem Fegfeuer, von dem Paradiese, übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Bachenschwanz. 2te Aufl. Leipzig 1767—69. 3 Bde. 8. in Prosa.

Die Hölle, von Jagemann in freien Jamben übersetzt in dem Magazin der ital. Literatur. Weimar 1780—85. 7 Bde. 8.

Einige Stellen der Hölle übersetzt von A. W. Schlegel, doch so daß von je drei Versen der mittlere reimlos, in den Horen 1795.

Die göttliche Komödie von C. L. Kannegießer (und L. Hain) Th. 1. die Hölle. Amsterdam 1809 und verbessert Leipzig 1814. 8. Th. 2. das Fegefeuer. Ebendas. 1814. 8. Th. 3. das Paradies. Ebendas. 1821. 8. Zweite Ausgabe, fast gänzlich umgearbeitet: Die göttliche Komödie des Dante, übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Leipzig 1825. 3 Bde. 8. mit lehrreicher Einleitung und sehr guten Anmerkungen. Dritte sehr veränderte Ausgabe 1832.

Dieselbe, übersetzt und erläutert von K. Streckfuß. Halle 1824—26. 3 Bde. 8.

Abeken, Verfasser der Beiträge für das Studium der göttl. Komödie, Berlin und Stettin 1826, hat das Gedicht in Prosa übersetzt, mit Excursen und einem Commentar begleitet, aber bis jetzt noch nicht drucken lassen.

Dante Alighieri's göttliche Komödie, in teutsche Prosa übertragen und mit den nöthigsten (überaus dürftigen) Erläuterungen versehen von Dr. J. B. Hörwarter und K. von Enk. Insbruck 1830—31. 8., bis jetzt 2 B. die Hölle und das Purgatorium enthaltend; hätte füglich ungedruckt bleiben können.

Die Manen des großen Dichters, welcher der Schlechtigkeit der Fürsten seiner Zeit zürnte, sind neuerdings durch die Arbeit eines ebenso hoch gebildeten als geistreichen teutschen Fürsten versöhnt worden, welcher die zehn ersten Gesänge der Hölle in reimlosen Versen

übersetzt hat. Die Arbeit zeugt von großer Liebe für den Dichter und tiefer Einsicht in dessen Werk. Der ausdrückliche Befehl des erhabenen Verfassers verbietet uns ihn zu nennen und erlaubt uns nur noch den einzigen Wunsch hinzuzufügen, daß Er Lust und Liebe behalten möge, das so rühmlich begonnene Werk zu vollenden. Der Titel ist: Dante's göttliche Komödie. Hölle. o. O. u. J. (1829) mit einem Titelkupfer.

Viele der vorhin angeführten Ausgaben sind mit mehr oder weniger unbedeutenden, wenn auch zum Theil prachtvoll gestochenen Kupfern geziert, die einzigen Werke dieser Art über den Dante, welche die Kunst anerkannt, sind: La Div. Comm. di Dante All. disegnata da Giovanni Flaxmann, scultore inglese ed incisa da Tommaso Piroli Romano. Amsterdam 1793. 110 Blätter Querfol. [85])

Es sind mehre Nachstiche davon vorhanden.

Ferner: Umrisse zu Dante's Paradies, von Peter von Cornelius, mit (höchst geistreichem) erklärendem Texte von Dr. J. Döllinger. Leipzig b. Börner. Es sind 9 Blätter in 4., nach welchem Freskogemälde in der Villa Massimi bei Rom von Veith ausgeführt worden sind.

Seit 1826 erscheinen in Rom: Invenzioni di Bart. Pinelli romano sul poema di D. A. in Querfol., von ihm selbst gestochen. Bis jetzt 65 Bl. zum Inf., 42 zum Purg. und 34 zum Parad.

Der Vollständigkeit wegen muß hier noch mit wenigen Worten von denjenigen Werken geredet werden, welche von einigen dem Dante beigelegt werden, ohne daß man sonst eine Spur ihrer Existenz oder ihrer Echtheit hätte. Der oft erwähnte, höchst unzuverlässige Mar. Filelfo behauptet, mehre Schriften Dante's besessen zu haben, wovon er meistens auch die Anfangsworte gibt, von denen sich aber sonst keine Nachricht erhalten hat. So nennt er besonders eine Storia de' Guelfi e de' Ghibellini [86]), an deren Existenz nicht allein Mehus [87]), der überhaupt dem Filelfo mehr als billig traut, sondern auch Perticari [88]), Troya [89]) und Orelli glauben; letzterer vermuthet sogar, Dante könne dies Werk wol gegen ein ähnliches Werk seines Feindes Baldo d'Aguglione gerichtet haben [90]), von welchem uns Benvenuto von Imola Nachricht erhalten hat [91]). Weder von dem einen noch von dem andern Werke ist indessen noch etwas vorhanden, und das gänzliche Schweigen Villani's und Boccaccio's, welcher letztere namentlich die Werke Dante's mit augenscheinlicher Sorgfalt aufzählt, macht die Sache höchst verdächtig. Filelfo redet ferner von einigen Epigrammen und einem lyrischen Gedicht über seine Verbannung und zwar in lateinischer Sprache, wie man aus der Art, wie er davon spricht, schließen muß [92]); wäre dies nicht, so könnte man an die drei Epigramme und allenfalls an die Canzone O patria degna, denken [93]). Endlich sagt der nämliche Filelfo, Dante habe auch gut französisch gesprochen, und man sage, er habe auch etwas in dieser Sprache geschrieben [94]). Vellutello in seinem Leben Dante's zählt noch zu seinen Werken Versi eroici und Allegoria sopra Virgilio; nach der Stellung, die er ihnen gibt, muß man vermuthen, er habe lateinische gemeint. Ein anderer unzuverlässiger Zeuge, Giulio Negri in seinem Scrittori fiorentini [95]), nennt noch folgende Werke Dante's: Apologia in difesa di Dante accusato d'Eresia, als Manuscript in der Gaddiana; es ist, wie auch Pelli vermuthet [96]), am Ende nichts anderes als das sogenannte Credo di Dante. Alcune chiose di lui medesimo, Manuscript in der Gaddiana. Risposta fatta ad un maestro di Teologia, ebendas. Tractatum de Symbolo civitatis Hierusalem ac almae Romae, scheint nach Pelli's Bemerkung ein rein ersonnener Titel zu seyn. De calamitatibus Italiae L. IV. könnte wol die Geschichte der Guelfen und Ghibellinen seyn. Un poema intitolato la Resione (?), Libellus de officio Pontificis et Caesaris Romani, offenbar nur ein anderer Titel für das Buch de Monarchia. La Magnificat tradotta in versi Toscani. Von allen diesen findet sich sonst nirgend eine zuverlässige Nachricht. (*Blanc.*)

DANTE da Majano, ein Dichter und Zeitgenosse des Vorigen. An Verwandtschaft zwischen beiden ist nicht zu denken, da auch hier D a n t e nur Taufname, der Familienname aber unbekannt geblieben ist. Er war aus Majano in Toskana; das ist aber auch fast alles, was man von seinen Lebensverhältnissen weiß. Er gehörte zu der ziemlich großen Zahl damaliger Dichter, welche nach Art der meisten Provenzalen sich in künstlichen Reimereien ohne Tiefe und ohne Wahrheit gefielen. Seine Sprache ist roh, ohne Adel, voll provenzalischer Wortformen und Wendungen. Dennoch hatte er zu seiner Zeit eine gewisse Celebrität, so daß eine sicilianische Dichterin, Monna (Madonna) Nina, ohne ihn je gesehen zu haben, ein poetisches Verhältniß mit ihm anknüpfte, Sonette mit ihm wechselte *), und sich ihm zu Ehren Nina di Dante nannte. Das Gesetz solcher poetischen Correspondenz war und ist noch, daß die Antwort in gleicher Dichtungsart und mit den nämlichen Reimen ertheilt werde. Es gehörte zur Sitte der Zeit, daß einzelne Dichter ein Sonett räthselhaften Inhalts bekannt machten und ihre Freunde auffoderten, es ebenfalls in Sonetten von gleichem Reimklang zu beantworten. Ein solches von Dante da Majano und die darauf erfolgten Antworten mehrer Dichter, worunter auch Dante Allighieri, ist noch vorhanden. Auch der große Dante verschmähte es nicht, seine poetische Laufbahn auf diese Weise zu eröffnen, wie denn das erste Sonett der Vita nuova einen Traum beschreibt, welchen er seinen Freunden zur Lösung vorlegt. Dies Sonett

---

85) Vergl. Athenäum Bd. 2. S. 193 f. und kritische Schriften von A. W. Schlegel. Berlin 1828. 2. Bd. S. 253 f. 86) *Mehus* specimen p. 25. 87) Vita Ambr. p. 175. 88) Apologia §. 18. 89) Veltro, er meint, er habe es vermuthlich 1319 in Udine beim Patriarchen Pagano Torriano geschrieben p. 171. 90) Vita di Dante p. 50. 91) Murat. Antiq. Ital. T. I. p. 1278. 92) *Mehus* specimen p. 25.

93) Bei Kannegießer S. 214 u. 352. 94) *Mehus* specimen p. 28. 95) p. 141 sq. 96) p. 139.

*) Ein Beispiel davon in: Beiträge zur Geschichte der italiänischen Poesie von J. C. von Orelli. Zürich 1810. 1s Heft. S. 80.

selbst und die darauf erfolgten Antworten anderer Dichter, worunter auch Dante da Majano, findet sich in: Dante Allighieri's lyrische Gedichte, von Kannegießer. Leipzig 1827. S. 12 f. Es haben sich von Dante da Majano etwa 40 Sonette, 5 Ballaten und 3 Canzonen erhalten, welche man in mehren Samlungen findet, namentlich in: Rime antiche, divise in XI. libri. Firenze, Eredi Giunta 1527. 8., wovon das eine Buch die Gedichte dieses Dante enthält. Poeti del primo secolo della lingua italiana. Firenze 1816. 2 V. 8. Raccolta di rime antiche toscane. Palermo 1817. 4 V. 4. (*Blanc.*)

DANTHONIA Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gräser und der zweiten Ordnung der dritten Linné'schen Klasse, so genannt zu Ehren Stephan Danthoine's aus Marseille, welcher sich besonders um die Kenntniß der Gräser der Provence verdient gemacht hat. Char. Die Blüthen stehen in Trauben oder Rispen; der zweispelzige, vielblumige Kelch gleicht den Blümchen an Länge, oder überragt sie; die äußere Spelze der an der Basis bärtigen Corolle hat drei Grannen, von denen die mittlere gewunden ist. Von den 13 bekannten Arten wachsen sechs in Neuholland, drei am Vorgebirge der guten Hoffnung, zwei in Nordamerika und eine am Vorgebirge der guten Hoffnung, in Chili und auf Neuseeland. In Europa findet sich nur eine, D. provincialis Cand. (Flor. fr. III. p. 32., Avena calycina Villars delph. II. p. 148. t. 2. f. 9., Danthonia alpina Vest.), ein Gras mit einfacher Rispe, fünfblumigen Kelchen, zottigen Blümchen, sehr schmalen unbehaarten Blättern und Scheiden und bärtigem Blatthäutchen der Scheidenmündung. Diese Art kommt im südlichen Frankreich und in Oberitalien vor. (*A. Sprengel.*)

DANTINE, d'Antine (Don Maur François), Benedictiner von der Congregation St. Maur, geboren zu Gourieux im Lüttichschen den 1. April 1688. Er studirte zu Douai, trat 1712 in den Orden, lehrte die Philosophie in der Abtei St. Nicolas zu Rheims und wurde dann nach Paris berufen, um an den literarischen Arbeiten seiner Ordensbrüder Theil zu nehmen. Zuerst arbeitete er an einer Samlung päpstlicher Decretalen, mehre Jahre aber (gemeinschaftlich mit Carpentier) an einer neuen durchaus verbesserten Ausgabe des Glossarii mediae et infimae latinitatis von du Cange, wovon 1733 und 34 fünf Bände gedruckt wurden. In dem letztgenannten Jahre wurde er als Jansenist nach Pontoise verwiesen, 1737 aber zurückberufen. Er unterstützte darauf Bouquet bei der Herausgabe der Collection des historiens de France, hatte vielen Antheil an der berühmten Art de vérifier les dates des faits historiques etc., nach seinem Tode von Ursin Durand und Clement ergänzt und herausgegeben, Par. 1750. 4.; verb. u. fortges. von St. Allais. Ebend. 1818, in welchem Jahre von diesem berühmten Werke die ersten 9 Bde. in 4. u. 8. (eigentlich die vierte Auflage) neu gedruckt wurden *). Für die Erbauung schrieb er mit vielem Beifall: Les Psaumes avec des notes tirées de l'écriture et des pères pour en faciliter l'intelligence. Par. 1739. 12.; mehre Auflagen. Er starb den 3. December 1746 **). (*Baur.*)

DANTON, Georg Jacob, eine der riesenhaftesten Erscheinungen der französischen Revolution, von vulkanischer Kraft, so schöpferisch als zerstörend, bis zum Seltsamen gemischt aus Gutem und Bösem, fluchwürdig um ungeheuern Mordes willen, und dennoch nicht Unmensch. Danton, geboren den 28. Oct. 1759 zu Arcis sur Aube in der Champagne, war Advokat bei den königlichen Conseils, als die Reichsstände im J. 1789 sich versammelten. Die Natur hatte ihm den vollendetsten Ausdruck der Kraft gegeben, die Anmuth aber gänzlich versagt. Seine Gestalt war kolossal, die Gebehrdung von wildem Ungestüm, die Stimme von betäubender Gewalt; das Antlitz von afrikanischer Häßlichkeit, von Pockennarben zerrissen, und durch heftige Muskelbewegung und stechendes Auge furchterregend, von ihm selbst medusenartig genannt. Die Rede gleich einem brausenden Strome, die Gedanken, die sie trug, kühn, von gigantischer Auffassung, nie zart, nie in Gemeinheit versunken, reich gefüllt aus dem Getriebe hochwallender Phantasie, oft neugeprägter Wörter bedürftig, und die Bildung dieser überaus treffend. Die gesamte Persönlichkeit seltenes Rüstzeug zur erfolgreichsten Demagogie in einer Zeit, wo nicht Liebe, Gesetz und Gewohnheit, sondern Verwegenheit, Kraft und Entsetzen walteten. Nicht der Zufall, sondern eigener Drang und leider zutretende Aufmunterung Mirabeau's, der Danton's revolutionäre Ausrüstung richtig erkannte, führten ihn in die Mitte der Gährung und Umtriebe. Zu welchem Ziele er wollte, konnte ihm anfangs noch nicht klar seyn; zunächst galt es ihm Kraftäußerung gegen das was bestand, und hier gesellte er sich zu den Massen, die durch wilde Gewalt in Paris den revolutionären Schritt der Nationalversamlung in Versailles beschleunigen und des Hofes Rüstungen begegnen wollten. Am Tage der Erstürmung der Bastille (14. Juli 1789) war er unter den eifrigsten Herolden des Angriffs. Bald darauf ward er Präsident des Districts der Cordeliers in Paris, entwickelte im Laufe des Jahres 1790 in noch dauerndem Einverständniß mit Mirabeau Kraft und Haltung bei den Jakobinern, mit deren Sinne er den 10. Nov. 1790 vor der Nationalversamlung erschien, im Namen der Gemeinden von Paris die Minister anzuklagen; bildete aber zugleich sich einen besondern Anhang, der im December 1780 sich als Club der Cordeliers neben den Jakobinern aufstellte und einen Vorschritt vor diesen nahm, ohne sich von ihnen zu trennen. Darin waren vertraute Freunde Danton's Camille Desmoulins und Fabre d'Eglantine; das Ungeheuer Marat wurde von Danton, der nie gern und leicht schrieb, zum Lärmschreiber gebraucht; der geifernde Kettenhund neben dem Löwen;

---

*) Baumgartens Nachr. v. merkw. Büchern. 1. Bd. 254. Allg. Repertor. d. Lit. Leipz. 1819. 1. Bd. 26. Dantine war eigentlich der erste Bearbeiter dieses berühmten Werks. S. Eberts bibliogr. Lex. s. v. Art. p. 109.

**) Tassins Gel. Gesch. von St. Maur. 2. Th. 165—173. Biogr. univ. T. X. (von Coqueret de Taizy).

Dantons Genossen überhaupt, der Auswuchs der wildesten, rohesten Kräfte, an Entschlossenheit und Gewissenlosigkeit allen übrigen Parteien jener Zeit voraus, auf einer Bahn, zum Umsturze des Thrones und zur Aufrichtung eines Freistates, mit Danton und ihm einige Zeit befreundet die im damaligen Jakobinerklub vielgeltenden Häupter der nachherigen Gironde, namentlich Brissot. Mirabeau, vom Hofe gewonnen und Willens, den Strom der Revolution zu dämmen, starb, ehe es zu offenem Bruche zwischen ihm und Danton gekommen war; dieser trat aber nun bestimmter, als bis dahin, hervor; Lafayette, Chef der Nationalgarde, und Bailly, Maire von Paris, waren die Hauptgegenstände seiner Angriffe. Beide waren persönlich dem Hofe so verhaßt als ihrem politischen Widersacher, Danton, im Wege; daher und von dem zunehmenden Rufe der Gewaltthätigkeit Dantons und der frischen Erinnerung seines frühern Verkehrs mit Mirabeau, mochte dem Hofe Lust und Hoffnung kommen, Danton zu gewinnen. Ihm wurden Anträge gemacht und Lohn geboten oder wol selbst gezahlt; aber Danton gefiel sich zu sehr im revolutionären Sturmschritt, als daß Geld und halbe, heimliche Gunstbietung eines unzuverlässigen Hofes ihn aufzuhalten oder gar zum Rückschreiten zu bringen vermocht hätten. Bald nach der Heimführung des Königs von seiner Flucht erschien Danton, im Einverständniß mit Brissot, als Führer einer gegen den nur noch schwach gestützten Thron gerichteten Bewegung. Am 17. Juli 1791 sammelte auf Dantons Ruf sein Anhang und unzähliges Volk sich auf dem Marsfelde zur Unterzeichnung einer von Brissot verfaßten Schrift, in welcher Absetzung des Königs und Gericht über ihn von der Nationalversamlung begehrt wurde. Lafayette und Bailly wurden des Aufstandes Meister; Danton mußte der Verhaftung sich durch die schleunigste Flucht entziehen; aber bald trat er mit erhöhter Verwegenheit wieder in die Schranken. Als sein Anhang ihn zum Wahlherrn für die zweite Nationalversamlung (assemblée législative) aufstellte, erschien er öffentlich; seine Verhaftung konnte nicht vollzogen werden; dem Hofe aber mißlang ein zweiter und dritter Versuch, ihn für sich zu gewinnen. Nachdem nun die erste Constitution gegeben war, in der zweiten (gesetzgebenden) Versamlung aber die Gironde als entschieden ausgeprägte Widersacherin des Königthums sich bekundete, war Danton, damals Substitut des Gemeindes Procureurs, nebst den Cordeliers die äußere Hilfsmacht, jene ans Ziel zu bringen, um dann den Vorsprung vor ihr zu nehmen. Die Gironde veranlaßte und leitete den Aufstand des 20. Juni 1792, durch den das Königthum entweiht wurde, Danton aber mit Marat ꝛc. den Sturm auf die Tuillerien am 10. August, wo frühmorgens er und sein Anhang sich als neuer Gemeinderath einsetzten, Dantons Freund aber, der Elsasser Westermann, die Aufrührer gegen das königliche Schloß führte. An diesem Tage ward der Thron umgestürzt, statt des bisherigen Ministeriums ein neues provisorisch eingesetzt, und Danton nahm in diesem seinen Platz als Justizminister.

Indessen hatten feindliche Heere Frankreichs Grenze überschritten; mit ihnen zogen heran Tausende von ausgewanderten Anhängern der alten Ordnung der Dinge, von Haß und Rachgier gegen die Häupter der Revolution erfüllt, der ihnen Gleichgesinnten gab es daheim, besonders in der Hauptstadt, eine große Zahl, und Einverständniß und geheimer Verkehr zwischen jenen und diesen konnten nicht durchaus verhindert werden. Als nun die Kunde von den ersten Erfolgen der Heerfahrt der Preußen eine bange Stimmung in der Hauptstadt verbreitete, das Vordringen der Feinde bis zur Hauptstadt gefürchtet ward und der Vertheidigungsausschuß (comité de défense générale) in dieser berieth, ob Paris zu vertheidigen oder sämtliche Behörden nach Saumur zu versetzen seien, stieg in Dantons Sele der schreckliche Gedanke auf, zur Schirmung der Revolution vor den Gefahren, die ihr aus den Bewegungen der Royalisten, Aristokraten und Priester erwachsen möchten, Hoffnungen und Entwürfe der letzteren durch Schrecken und Furcht zu lähmen, durch Blut und Tod den Widerwillen gegen die Revolution zu ersticken und Kräfte zu ihrer Vertheidigung aufzuregen. Danton achtete es nicht für Verbrechen, seiner auf des Vaterlandes Rettung gerichteten Politik blutige Opfer zu bringen; der Ermordung eines Einzelnen nicht fähig, frei von persönlichem Neid und Haß, des herzlichsten Wohlwollens, der hingebendsten Gefälligkeit fähig, fiel er in gräßliche Verirrung, wo er nach Massen rechnete, und bereitete sich und seinem Anhang eine Blutschuld, die in der französischen Geschichte das Gegenstück zu dem vom Hofe und Pfaffenthum angestifteten Morden der Bartholomäusnacht bietet. Schon am 28. August hatte Verhaftung „Verdächtiger“ Statt gefunden, fortgesetzt wurden sie in den folgenden Tagen; am 30. August Abends, als neue Schrecknisse von dem Feldlager her sich verbreiteten, erklärte Danton in dem Vertheidigungsausschuß, den daheim befindlichen Feinden der Revolution müsse man Furcht machen (faire peur). Am 1. September erklärte er vor der Nationalversamlung, daß Anstalten zur Rettung des Vaterlandes getroffen worden seien; bange Ahnung erfüllte die Versamlung, als er mit Donnerstimme ausrief: „die Kanonen, welche Ihr hören werdet, sind nicht Lärmschüsse, es ist der Sturmschritt gegen unsere Feinde; was gilts, um sie zu besiegen, sie niederzuwerfen? Kühnheit, nochmals Kühnheit und immer Kühnheit,“ und diese Schreckensworte mit einer Mordgeberde begleitete. Seine Entwürfe zu hindern versuchte Niemand. Er berief den Vertheidigungsausschuß, worin Marat, Panis, Sergent ꝛc. sich befanden, zu sich, und während durch Haussuchungen die Kerker von Paris sich mit Edelleuten, Priestern, Beamten, Herren und Damen des Hofes ꝛc. füllten, ward die Ermordung dieser Unglücklichen verabredet und für Tagelohn eine Rotte Mörder dazu gedungen. Vollführt ward die Gräuelthat am 2. September und den nächstfolgenden Tagen; acht Tage später wurden auf Dantons Befehl noch sechs und vierzig Gefangene, auf dem Wege von Orleans nach Paris, zu Versailles geschlachtet (s. Septembermord). Nicht ein Leben opferte Danton persönlicher Feindschaft; keines Einzelnen Rettung,

für die man sich bei ihm verwandte, ward von ihm verweigert; sein Streich ward gegen die Masse geführt. Der große Verbrecher war von dem Wahne bethört, ihm sei gegen die wehrlosen Anhänger des gestürzten Königthums erlaubt, was dem Feldherrn gegen den Bewaffneten. Dieser blutige Eintrit des Terrorismus half Frankreich dem Andrange äußerer Feinde widerstehen. Als nun diese von Dumouriez und Kellermann aufgehalten, zurückgewichen und Dumouriez Heer in Belgien eingedrungen war, begab Danton, der seit Eröffnung des Nationalconvents nicht mehr Minister, sondern Deputirter der Stadt Paris in jenem war und seine politische Feindschaft gegen die Anhänger des ehemaligen Zustandes abermals durch den Vorschlag ewiger Verbannung der Ausgewanderten bekundet hatte, mit seinem Freunde Lacroix (Anf. d. J. 1793) sich nach Belgien, das republikanische Gemeinwesen dorthin zu verpflanzen. Hier entfaltete sich ein zweites böses Princip seiner revolutionären Waltung; in der neubesetzten Landschaft das Gut von Gemeinden und Kirchen in Masse für sich als Beute zu nehmen und Schätze aufzuhäufen, erschien ihm nicht als anstößig; den Einzelnen zu berauben, würde er ein Verbrechen gescholten haben; er galt sich selbst dabei, wie es scheint, nicht als Person, sondern als politisches Organ, dem für seine Mühe und Thätigkeit zum Sturze des Königthums ansehnlicher Lohn gebühre; denn, sagte er, wer würde sich sonst die Mühe geben, einen König zu stürzen? Mit einer zweiten Blutschuld belud er sich bei der Abstimmung im Gerichte über Ludwig XVI.; an die Gräßlichkeit des Septembermordes mahnt Dantons Entgegnung auf den Zweifel, ob Ludwig gerichtet werden könne, nous le *tuerons*.

In den Convent war mit Danton ein großer Theil seines Anhangs getreten; er stand an der Spitze der Bergpartei, neben ihm Marat und Robespierre, jener durch mordwüthiges Geschrei, dieser durch tückische Argslist und verzehrenden Neid, wie durch langweilige Reden von Tugend, ausgezeichnet. Dem Berge entgegen stand seit Eröffnung des Convents die Gironde, von Danton und seinen Genossen gesondert schon vor dem 10. August, von Abscheu gegen sie erfüllt seit dem Septembermorde. Danton versuchte sie zu sühnen; er achtete sie und begehrte, ihre hohen Talente mit seiner schöpferischen Gewalt für das Vaterland und die Revolution geltend zu machen, aber „das Blut des Septembers floß zwischen ihm und ihnen;" der edle Lanjuinais, der gallichte Louvet ꝛc., vor allen aber die bei der Gironde vielgeltende, hochherzige Frau Roland, konnten kein Vertrauen zu ihm gewinnen und wiesen seine Anträge zu Ausgleichung des Parteihaders zurück; wiederholte Angriffe der bedeutendsten Girondisten auf ihn durch heftigen Betrieb einer Untersuchung der Ministerrechnungen und der Septembermorde zwangen ihn zur Wehrstellung, und als der Kampf zwischen der Gironde und dem Berge heftiger wurde, wider seinen Willen zur Theilnahme an den Bewegungen des letzteren zum Angriffe auf jene, die er, auch nachdem sie Sühne verschmäht hatten, doch zu retten noch geneigt war und keineswegs in den Abgrund zu stürzen gedachte, welchen seine Partei für sie öffnete. So ward er denn, nimmer abgeneigt, der Gironde die Hand zu bieten, zur Deckung seiner selbst und durch seine Parteistellung genöthigt zu feindseligen Erklärungen gegen den girondistischen Präsidenten Isnard, der mit einem Aufstande der Departements gegen Paris drohte: Tant d'impudence commence à nous peser, und plus de trève entre la montagne et les lâches, qui ont voulu sauver le tyran. Je vous déclare, que nous vous résisterons. (Monit. 1793. p. 148. 149.) Die Männer der zweiten Hand von der Bergpartei handelten dem gemäß, gingen aber weiter, als Danton recht war; als am 2. Juni 1793 Henriot, der Chef der Nationalgarde, den Convent umlagert hielt und, nachdem dieser den Saal verlassen hatte, zum Feuer gegen ihn sogar die Kanoniere an die Stücke rief, gab Danton mit unverstellter Rede seine Entrüstung über diesen Gewaltfrevel zu erkennen. Die Gironde ward gestürzt, unter den Häuptern des Berges ragten nun Marat und Robespierre höher empor, als Danton; doch blieb er noch eine Zeitlang gemeinschaftlich mit ihnen thätig zur Weiterbildung der Revolution und besonders der Bekämpfung ihrer Feinde. Abermals drangen die Heere des Auslandes heran und der Süden und Westen Frankreichs war im Aufstande; es galt ihm abermals Rettung des Vaterlandes; schon in den ersten Monaten des Jahres hatte er ein Aufgebot der Pariser in Masse, dann Todesstrafe für Jeden, welcher Unterhandlung mit dem Feinde vorschlüge, in Antrag gebracht und die Einsetzung des Revolutionstribunals (10. März 1793) betrieben; nun redete er für Einführung eines Maximum, das zuerst die Vorstadt S. Antoine begehrt hatte, der Gleichmäßigkeit des Brodpreises und Arbeitslohnes, eines Tagsoldes von vierzig Sols für jeden Bürger, der die Sectionsversamlungen besuche, einer Revolutionsarmee ꝛc. An dem Wohlfahrtsausschusse aber nahm er nicht Theil. Dies trug bei, seinen Feinden das Übergewicht über ihn zu schaffen. Nach Marats Tode (13. Juli) trat Robespierre hervor als Haupt der Partei des Wohlfahrtsausschusses und des Jakobinerclubs; Danton und die Cordeliers, Hebert und der Gemeinderath erschienen als zwei andere Parteien. Der Wohlfahrtsausschuß hatte Todfeinde Dantons zu Mitgliedern; dieser war erfüllt von Unmuth über das Wachsthum seiner Widersacher und die Gräuel, die durch Revolutionstribunal und Revolutionsarmee, seine nicht dazu gemachten, aber von ihm der scheußlichsten Willkür der Würger des Wohlfahrtsausschusses preisgegebenen Stiftungen, geübt wurden; aber schlaff durch seine Zärtlichkeit gegen sein junges, schönes Weib, mehr wünschend, daß man ihn in Ruhe ließe, als nach dem Siege über seine Gegner verlangend, und entschieden abgeneigt vom Aufgebote der Tücke und des Mordes gegen diese, ließ er geschehen, daß sie aller Anstalten und Regirungsmittel der Revolution sich bemächtigten. Dieses eine neue, schwere Schuld, die er auf sich lud. Wol war die Revolution damals noch ein Strom, gegen den anzuschwimmen auch der Stärkste schwerlich vermocht hätte, aber mit schlaffer Unthätigkeit wurde nichts gut gemacht.

Jedoch als nun zu der kannibalischen Mordlust des Wohlfahrtsausschusses sich des Gemeinderaths Vandalismus gegen Religion, Wissenschaft und Kunst gesellten, als Gobel und Consorten im Convente das Christenthum verläugneten und verspotteten ꝛc., konnte Danton seinen Unwillen über dies mächtige und furchtbare Gesindel, das der Wohlfahrtsausschuß nicht minder haßte, als er dasselbe verachtete, nicht zurückhalten; wozu, rief er, diese antireligiösen Maskeraden? (Monit. 1793. p. 275). Dieser Erklärung entspricht, daß Danton die Zusicherung der vollen Pension an alle Geistlichen und Herstellung des öffentlichen Unterrichts aufs eifrigste betrieb. Robespierre schien darin mit ihm einverstanden zu seyn, und überhaupt war dieser bis dahin weder als Widersacher Dantons aufgetreten, noch ward er von Danton für einen abtrünnigen Freund angesehen. Dennoch verließ gegen Ende des Jahres 1793 Danton Paris; war es, um der Entwickelung des bösen Spiels, dessen Triebfedern nicht ihm angehörten, nicht länger als bloßer Zuschauer so nahe zu stehen, oder um ungestört sich dem Lustschwelgen überlassen zu können? Jedenfalls war es mehr Schwäche als besonnener Plan. Bald gelangten von seinen Freunden Camille-Desmoulins, Fabre d'Eglantine ꝛc. an ihn die dringendsten Auffoderungen, nach Paris zurückzukehren, um bösen Anschlägen seiner Feinde zuvorzukommen. Er kam, entschlossen, Menschlichkeit und Vernunft aufzurichten, und vertraute auf Mitwirken Robespierre's. Camille-Desmoulins rief in dem Journal Le vieux Cordelier mit der eindringlichsten Beredsamkeit von Mord und Gotteslästerung zurück; Danton und Robespierre lasen vorher die Blätter durch und dieser billigte sie mit jenem; Dantons Vertrauen zu Robespierre befestigte sich. Aber Robespierre konnte keines Menschen Freund seyn, und gegen Danton hielt ihn Neid und Furcht in Spannung; die Blutmenschen um ihn aber, welche Camille-Desmoulins schonungslos angegriffen hatten, Billaud Varennes, Collot d'Herbois und Saint-Just trieben zu Gewaltschlägen gegen Danton und seinen Anhang, den sie als die faction des indulgens bezeichneten und als ehemalige Parteigänger des Herzogs von Orleans, und gesonnen, diesen auf den Thron zu erheben, verdächtig machten. Schon begann der Boden unter Dantons Füßen zu weichen; aber er blieb befangen von seinem günstigen Vorurtheil über Robespierre's Charakter und Anhänglichkeit an ihn, von dem Wahne, der Wohlfahrtsausschuß würde sich nicht an ihn wagen, oder doch einige Mitglieder desselben ihn zu rechter Zeit warnen, und der Unlust, irgend eine Bewegung des Volkes zu seinen Gunsten, wobei Blutvergießen nicht ausbleiben konnte, aufzubieten. Durch eigene Schuld aber befand er sich außer aller Theilnahme an der vollziehenden Statsverwaltung, wodurch er seinen Feinden hätte in der Form und mit dem Ansehen amtlichen Verfahrens entgegen arbeiten können; Wohlfahrtsausschuß, Gemeinderath, Nationalgarden waren von seinen Feinden abhängig, der Convent ohnmächtig und verzagt. Überdies dauerte, so lange die schändliche Partei des Gemeinderaths, Hebert, Chaumatton, Anacharsis Cloots ꝛc., verwegen dem Wohlfahrtsausschusse gegenüber stand, eine gewisse Gemeinschaftlichkeit der Ansicht zwischen Danton und Robespierre fort. Dantons Genugthuung über deren Sturz (15. März 1794) war von kurzer Dauer; der Wohlfahrtsausschuß ließ bald darauf auch seinen Freund Fabre d'Eglantine verhaften; dies war das Vorzeichen zum Angriffe auf ihn selbst; er täuschte sich darüber nicht, glaubte aber zu einer Verständigung und Sühne mit Robespierre gelangen zu können. Bitterkeit hatte schon mehrmals im Gespräch der Beiden mit einander sich ausgedrückt; als nun aber nach Fabre d'Eglantine's Verhaftung Danton in einer Unterredung mit Robespierre zu Charenton offen aussprach, was er gegen Robespierre und dessen Anhang habe, dieser dagegen sich verschloß und in gereiztem Tone Dantons Aufwallung zurückwies, ward dem letztern klar, daß die Gefahr für ihn näher trete. Er sah Robespierre nachher nicht wieder. Beim Scheiden war er entschlossen zum Gewaltkampfe gegen die Tückischen, seine Freunde mahnten zur That, Westermann, angesehen als General im Kriege gegen die Vendee, war bereit, bewaffnete Macht aufzubieten; aber bald sank Danton zurück in Schlaffheit und mochte noch immer nicht den Gedanken aufgeben, daß den Gegnern der Muth mangele, ihn anzugreifen. Dies (ils n'oseraient) sprach er aus noch am 30. März, als ihm vertraut ward, daß über seine Verhaftung in den Ausschüssen verhandelt worden sei; das Anerbieten eines Versteckes anzunehmen, war er nicht zu bewegen; als man ihm Flucht über die Grenze vorschlug, rief er: kann ich denn mein Vaterland in den Schuhen mitnehmen? — Verhaftet ward er in der Nacht vom 31. März auf den 1. April; er leistete keinen Widerstand; mit ihm betraten den Kerker Camille-Desmoulins, Westermann, Lacroix, Phelippeaux ꝛc. Am 3. April stand er vor dem Revolutionstribunal; Saint-Just hatte die Anklage abgefaßt, sie lautete auf Entwürfe Dantons, den Herzog von Orleans auf den Thron zu setzen, auf sein Mitwissen um Dumouriez Verrath u. dergl. Aber mit dem gewöhnlichen Verfahren war ihm nicht beizukommen; aus einem Angeklagten ward er zum Ankläger, seine Stimme brachte Beklommenheit über die Blutrichter, der Umstand des Gerichtes ward unruhig: da sandte Dumas, der blutbefleckte Vorsitzer des Revolutionstribunals, an den Wohlfahrtsausschuß, und dieser ließ durch den feigen Convent beschließen, daß Angeklagten, die sich Gewaltthätigkeiten gegen das Gericht erlaubten, das Recht der Debatte genommen seyn solle; die Anwendung ward sogleich gegen Danton und seine Freunde gemacht, und ohne sie weiter zu hören, das Todesurtheil über sie gesprochen. Am 5. April fuhren sie zum Blutgerüste. Bis zu dessen Stufen behauptete Danton feste, stolze Haltung; doch mahlte der Grimm, seinen arglistigen Feinden zu unterliegen, und Verachtung des beifallklatschenden Pöbels sich auf seinem Gesichte; mit Schmerz gedachte er am Fuße des Gerüstes seiner Gattin; rasch und völlig ermannt schauete er auf die Todesanstalten und das umstehende Volk. Als dieses jubelte, gebot er ihm Schweigen, es sehe einen wahrhaften Republikaner; den Scharfrichter, der ihn auf das

Richtbret band, hieß er, seinen Kopf dem Volke zeigen, er sei der Mühe werth. — Was er zum Vorsitzer des Gerichts gesprochen hatte, seine Wohnung werde bald in dem Nichts (dans le néant) seyn, ist geeignet, Grausen zu erregen; der Zusatz war, daß sein Name im Pantheon der Geschichte leben werde; seine Gewaltigkeit wird, so lange es Geschichte gibt, Staunen erregen, die ungeheure Blutthat, mit der er die Revolution besiegelte, Entsetzen, sein Unterliegen unter den Tücken der Bösewichter, die schlechter waren als er, größern Unwillen gegen diese, als Frohlocken über seinen Untergang; er würde bei längerem Leben vielleicht manche Gräuel verhindert, manche gut gemacht haben; aber auch sein Tod war ein Glück für Frankreich; er öffnete den Abgrund für Robespierre. Als er vor Gericht nicht mehr gehört werden sollte, rief er: ich ziehe Robespierre nach; als wenige Monate darauf Robespierre im Convente von der Rednerbühne niedergekämpft wurde und seine Stimme sich veränderte, rief einer der Deputirten (es war Garnier): das ist Dantons Blut, das in deiner Kehle strömt und deine Stimme erstickt. (*W. Wachsmuth.*)

DANU, ein Name der Ditis, der Mutter der Daitjas, welche daher auch Danavas genannt werden. S. den Art. Daitjas. (*Rödiger.*)

DANUBIUS, Danuvius [1]), ὁ *Δανούβιος*, ὁ *Δάνουβις* [2]), Ister, Hister [3]), ὁ *Ἴστρος* — wurde von den Römern und Griechen die Donau genannt. Sie entspringt auf dem Gebirge Abnoba [4]), durchwandert den größten Theil Europa's und fällt in mehren Mündungen in den Pontus Euxinus. Bemerkenswerth ist es, daß der Donaustrom auf seiner langen Reise zum Meere zwei verschiedene Namen trug; denn von seiner Quelle an bis in die Nähe Illyricums nannte man ihn Danubius, und von hier bis zu seiner Mündung in den Pontus Ister [5]). Agathemerus nimt die Stadt Vindobona (Wien), Strabo die Katarakten des Flusses (die Stromschnelle Demiscarpi oder eisernes Thor unterhalb Orsowa in Servien), und Ptolemäus die Stadt Axiopolis in Unter-Mösien (zwischen Hirsowa und Silistria, bei dem Flecken Rissovata) zum Scheidepunkte der beiden Namen [6]). Wir sehen aus den angeführten Hauptstellen, daß selbst die Alten hierüber verschiedener Meinung waren. So viel ist indessen ausgemacht, daß der obere Theil des Flusses gewöhnlich Danubius und der untere Ister hieß, mit welcher allgemeinen Bestimmung sich die Römer begnügten [7]). Die Griechen zogen die Benennung Istros vor, weil in der Nähe ihres Vaterlandes der gewaltige Strom ausschließlich diesen Namen trug und derselbe durch ein höheres Alterthum geheiligt war. Deßhalb auch war er bei den Dichtern beliebter. Die Römer bedienten sich in Prosa lieber des Namens Danubius, da Italien dem obern Strome näher lag, und da in den benachbarten, römischen Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum und Pannonien nur dieser Name im Munde des Volkes war. Einige Schriftsteller, meistens späterer Zeit, pflegen den Namen Ister mit der Aspiration zu schreiben; über diese Abweichung, die in einer härteren thrazischen Aussprache den Grund haben mag, siehe den Artikel Hister in diesem Werke, wo das Nöthige gesagt ist.

Die Kunde von dem Donaustrom verliert sich in der frühesten Fabelzeit; in der Sage von dem ersten großen Periplus, in der Argonautenfahrt, spielt er eine Hauptrolle. Da indessen die Gedichte über diese mythische Begebenheit, die auf uns gekommen sind, einen spätern Ursprung haben, und über die Rückfahrt der Helden von Kolchis selbst im Alterthume sehr verschiedene Meinungen [8]) herrschten: so können wir nicht mehr entscheiden, ob der Ister zu dem ursprünglichen Mythos gehörte, oder ob man seinen Lauf vielleicht erst in späterer Zeit in diese Sage verwebt hat. Das letztere scheint mir das wahrscheinlichere zu seyn. Nach der ältesten Überlieferung schifften die Argonauten von Kolchis durch den Phasis in den Okeanos und dann auf dem die Erde umgürtenden Okeanos in südwestlicher Richtung bis in die Nähe des Triton in Libyen. Hier trugen sie das Schiff über das Land und gelangten dann aus dem Triton ins Mittelmeer [9]). Erst nachdem die erweiterte Erdkunde durch die Entdeckung, daß der Phasisfluß nicht mit dem Okeanos in Verbindung stehe, die Unmöglichkeit einer solchen Fahrt gezeigt hatte, scheint man den Ister zum Ausweg genommen zu haben, dem man im Alterthume eine Verbindung mit dem adriatischen und dem tyrrhenischen Meere zuschrieb [10]). Hesiodus ist übrigens derjenige Schriftsteller, welcher zuerst den Isterfluß erwähnt; er nennt ihn in seiner Theogonie zugleich mit dem fabelhaften Eridanos, dem Nil und 22 kleinern Flüssen einen Sohn des Okeanos und der Tethys, und gibt ihm das Beiwort: der schönfluthende — *καλλιρέεθρος* [11]).

Über die Quellen der Donau herrschten in der frühesten Zeit gar wunderbare Meinungen. Man versetzte sie gewöhnlich in das äußerste Westland, und wahrscheinlich hatte der sonst so vorsichtige Herodot hiezu Veranlassung gegeben, der über die Donauquellen wohlunterrichtet zu seyn glaubte, obgleich er dieselben an einer ganz falschen Stelle suchte. Die Gegenden an der Mündung des Flusses und eine bedeutende Strecke in das innere Land hinein kannte Herodot aus eigener Anschauung; denn seine Reisen hatten ihn dahin geführt, und über die im Sommer und Winter fast immer gleich starke Strömung und Wassermasse hat er Beobachtungen angestellt und Erklärungen gegeben, die seinem Forschungsgeiste und Scharfsinne alle Ehre machen [12]). Von wem er die Nachricht über die Donau-

1) Nach den Inschriften auf Steinen und Münzen. Ich werde später auf diese Schreibart zurückkommen. 2) Scholion ad Pind Olymp III, 25. 3) S. den Art. Hister. 4) *Tacit.* Germ. c. 1. *Plin* Hist Nat. IV, 24. Vergl. d. Art. Th. I. S. 145. 5) *Plin* l. c. 6) *Agath.* II, 4. *Strab* VII, 3. §. 13. *Ptolem.* Geogr. III, 8. 10. 7) *Pomp. Mela* de situ Orbis. II, 1.

8) Ukert, Geogr. der Griechen und Römer. Th. 1. Abth. 2. S. 320. 9) Hesiodus bei dem Scholiasten des Apollonius Rhodius. IV, 259. u. 284. *Pindari* Pyth. IV, 44. u. 447. und der Scholiast zu diesen Stellen. 10) *Apoll. Rhod.* IV, 289. Eustathius stellt die verschiedenen Fragen zusammen. p. 642. 1711. edit. Rom. *Arist.* de mirab. auscult. c. 112. 113. 11) *Hesiod.* Theog. 339. 12) *Herod.* Hist. IV, 50.

quellen eingezogen habe, sagt er uns nicht. Wol möglich ist es, daß er bei den Bewohnern der niedern Donaugegenden eine wahre Kunde erhalten hatte; aber seine Vorstellungen über die nördlichen und westlichen Gegenden Europa's sind noch zu verworren und das Bild von diesem Welttheile, welches seinem Geiste vorschwebte, zu unrichtig, als daß er die Wahrheit, selbst wenn sie ihm hier mitgetheilt worden war, hätte festhalten und in sein System verschmelzen können. So läßt er denn seinen Isterstrom von dem Keltenlande und der vermeintlichen Stadt Pyrene ausgehen und ganz Europa in östlicher Richtung mitten durchschneiden. Diese Kelten wohnen bei ihm außerhalb der Säulen des Herkules als Grenznachbarn der Kynesier, die sich am äußersten Westende Europa's befinden [13]). Überhaupt hielt Herodot die Donau für das Gegenstück des Nils. Er schreibt beiden Flüssen eine gleiche Länge und Richtung des Laufes zu; ihre Quellen liegen bei ihm unter demselben Meridian und ihre Mündungen stehen sich ebenfalls gegenüber. Wie der Nil bei ihm Libyen von Westen nach Osten durchströmt und dann in nördlicher Richtung in das Mittelmeer mündet: so durchschneidet die Donau von Westen nach Osten Europa und mündet in südlicher Richtung, der Nilmündung genau entgegengesetzt, in den Pontus Euxinus. Und Herodot ist so fest von der Richtigkeit seiner Angaben über die Quelle und den Lauf der Donau überzeugt, daß er sich zu dem Wunsche verleiten läßt, auch über den Nil so zuverlässige Nachrichten zu besitzen.

Der Name der Stadt Pyrene erinnert uns auf die ungezwungenste Weise an das gleichnamige Gebirge, welches Iberien und Gallien trennt, und wirklich nennt hier der Dichter Avienus (V. 566) eine Stadt im Gebiete der Sordi mit demselben Namen. An diese Stadt, wenn übrigens jemals eine mit diesem Namen vorhanden gewesen ist und Avienus nicht vielmehr die alte Nachricht copirt hat, hat nun aber Herodot wol schwerlich gedacht; sondern es war ihm durch Seefahrer, die durch die Säulen des Herkules nach den Küsten des westlichen Oceans, jenseits Tartessus, vorgedrungen waren, eine dunkele Kunde geworden von einem hohen Gebirge im äußersten Keltenlande, und nach seinem geographischen System mußte dieses die Quellen des Isterstromes enthalten. Nicht unwahrscheinlich ist es jedoch, wie ich schon oben bemerkte, daß er hiebei Wahres mit Falschem in seiner Vorstellungsweise gemischt hat. Der Name Pyrene enthält nämlich unläugbar einen Anklang von dem Namen der Gegend und des Berges, wo die Donau wirklich entspringt [14]); die Bäche Beegen und Brygach gehören zu den Hauptquellen der Donau, und wenn Herodot diese geographische Kunde von seinen Berichterstattern erhalten hatte, wie leicht konnte er nicht durch eine Namensverwechselung in dem unbekannten Westlande irre geleitet werden, und einen Punkt, der ihm weit näher lag, in die entfernten, durch carthaginiensische oder phönizische Seefahrer bekannt gewordenen Gegenden verrücken? Schon vor Herodot hatte Pindar [15]) in seinen Olympischen Hymnen dieselbe Richtung angegeben. Er läßt den Herkules den heiligen Ölbaum von den schattigen Quellen des Istros im Lande der Hyperboreer nach Elis verpflanzen, und diese Sitze der Hyperboreer befanden sich nach seiner Meinung in dem südlichen Frankreich nach den Pyrenäen hin, und erstreckten sich vielleicht selbst bis nach Iberien, wo die frühe Cultur des Ölbaums nicht ganz unbegreiflich ist. Aristoteles theilt dieselbe Ansicht, nur ist er schon genauer in den nähern Bestimmungen. Er sagt in seiner Meteorologie: „Aus der Pyrene, einem Gebirge in dem nordwestlichen Keltenlande, fließen der Istros und der Tartessos, und zwar der letztere außerhalb der Säulen des Herkules, der Istros aber durch ganz Europa in den Pontus Euxinus." — Auch kennt Aristoteles bereits die südliche Richtung des Laufes der Donau unter dem Arkynischen Gebirge [16]).

Als bald nach dem zweiten punischen Kriege die Römer mit dem südwestlichen Gallien mehr bekannt geworden waren und daselbst keinen Isterfluß angetroffen hatten, so vermuthete man seine Quellen in nördlicheren Gegenden, und zwar bei den Ostiomiern, in der heutigen Bretagne. Damals entstand auch die Meinung, daß er inmitten seines Laufes sich in zwei Arme theile, von denen der eine dem Pontus Euxinus, der andere dem adriatischen Meere zuströme [17]). Beide Meere dachte man sich nämlich in unbeträchtlicher Entfernung von einander, so daß sie von dem Gipfel des dazwischen liegenden Gebirges gesehen werden könnten. Die erweiterte Bekanntschaft mit dem nördlichen Gallien in den Kriegen Cäsars und hauptsächlich die Kunde vom Rheinstrome zeigte gar bald das Unrichtige der frühern Meinungen. Cäsar [18]) führt uns in seiner Beschreibung der Sylva Hercynia auf die Vermuthung, daß er mit der wahren Richtung des Laufes der Donau wohl vertraut war, und um so mehr müssen wir uns wundern, daß Diodor von Sicilien [19]), dem Cäsars Berichte vorlagen, den Rhenos und den Danubios in den Ocean münden lassen konnte und wahrscheinlich keinen Begriff davon hatte, daß der Istros und der Danubios ein und derselbe Fluß sei. Tiberius endlich entdeckte auf seinem Feldzuge gegen die Vindeliker, den er von dem Bodensee aus unternommen hatte, im vierzehnten Jahre vor Christi Geburt die wahre Quelle des Danubius, in der Entfernung eines Tagemarsches von dem genannten See [20]). Obgleich Strabo durch diesen Feldzug des Tiberius mit der Quelle der Donau bekannt geworden war, so täuschte er sich doch selbst, wie man aus mehren Stellen sieht, hinsichtlich ihrer Lage, da er kein richtiges Bild von jenen Gegenden hatte; denn er

---

13) *Herod.* III. 33. 14) Mannert, Germania. S. 425. *Cluveri* Vindelicia et Noricum, c. VI. p. 34. Wesseling in den Anmerkungen zu Herodot. II, 33. 12. und *Dalecampius* zu Plin. Hist. Nat. IV, 12.

15) *Pind.* Olymp. Carm. III, 25. 16) *Aristot.* Meteorol. I, 13. 17) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. nach Eratosthenes, den jedoch Strabo zu berichtigen sucht, indem er hinzugesetzt: — *οὐδ' εἰς ἑκατέραν τὴν θάλατταν ῥεῖ, ἀλλ' εἰς τὸν Πόντον μόνον.* 18) *Caes* Bell Gall. VI. p. 25. Hercynia sylva oritur ab Helvetiorum, et Nemetum, et Rauracorum finibus, *rectaque fluminis Danubii regione pertinet ad fines Dacorum et Anartium.* 19) *Diodor.* Biblioth. Hist. V, 25. 20) *Strab.* Rer. Geogr. VII. p. 292.

suchte sie von dem Bodensee aus nicht in nordwestlicher, sondern in östlicher Richtung, in den Bergen über dem adriatischen Meere, von der Küste des äußersten adriatischen Busens nur tausend Stadien entfernt [21]).

Aber die wahre Quelle der Donau war nun aufgefunden, und diese Entdeckung gehörte unstreitig zu der wichtigsten des Augusteischen Zeitalters. Durch die Angabe der Entfernung eines Tagemarsches von dem Bodensee sehen wir, daß die eigentliche Donauquelle bei Donauschingen, und nicht die entfernteren Quellen der Mutterbäche der Donau, des Bregen und der Brygach, die erst nach ihrer Vereinigung und nach dem Hinzukommen der Hauptquelle bei Donauschingen den Namen Donau annehmen, gemeint sind. Donauschingen ist ungefähr 26 römische Millien (5¼ geogr. Meilen) von der äußersten Spitze des Bodensees entfernt, während die Entfernung bis zu den beiden andern Quellen gegen 40 Millien (8 geogr. Meilen) beträgt, was für den Marsch eines Tages auf ungebahnten Wegen in dem Lande des Feindes zu viel ist. Aber 26 römische Millien konnte das Heer recht gut in einem Tage zurücklegen. Auch paßt die Schilderung der Localität, die uns Strabo früher gegeben hat [22]), sehr wohl auf Donauschingen, denn der dortige Schloßberg scheint „der mittelmäßig hohe Bergrücken" zu seyn, der die Hauptquelle enthält, mit welcher Schilderung Tacitus und Plinius [23]) vollkommen übereinstimmen. Beide nennen das Gebirge, auf dem die Donau entspringt, mit dem Namen Abnoba, und Tacitus bezeichnet den Ort des Ursprungs näher als einen sanften und allmälig sich erhebenden Bergrücken des genannten Gebirges, der offenbar derselbe ist mit der ῥάχις μετρίως ὑψηλή Strabo's. Das Gebirg Abnoba der Alten begriff aber den nördlichen Theil des heutigen Schwarzwaldes, bei den Quellen des Neckar, der Donau, des Kinzig- und Murgflusses, und ihm hatten die Römer zur Zeit der Blüthe ihrer Herrschaft in der dortigen Gegend Altäre errichtet, von denen zwei mit ihren Inschriften sich bis auf unsere Tage erhalten haben [24]).

Von dem Zeitalter des Augustus an waren die Römer mit dem Laufe der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung wohl bekannt, und sie wurden es mit jedem Jahre immer mehr, da der gewaltige Strom der Hüter der Grenze der römischen Macht und Herrschaft geworden war. Die Donau strömte an den blühenden Provinzen Rhätien, Vindelicien, Noricum, den beiden Pannonien und den beiden Mösien vorüber und schützte dieselben gegen die Einfälle der auf dem nördlichen Ufer wohnenden, kriegerischen germanischen und sarmatischen Nationen. Weitläufige Befestigungen verstärkten überdies diese natürliche Grenze und eine Reihenfolge von Castellen und großen Waffenplätzen deckte das südliche Ufer von der Quelle der Donau bis zu ihrer Mündung in das schwarze Meer. Sie wurde wol oftmals in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung von den römischen Legionen überschritten; aber nie gelang es ihnen, auf der linken Seite bleibenden festen Fuß zu fassen. Zwar fehlt es nicht an Äußerungen bei den römischen Schriftstellern, in denen sie sich die Herrschaft über diesen Strom großsprecherisch anmaßen und ihn einen unterwürfigen und dienstbaren nennen; auch sind noch mehrere Münzen vorhanden mit so stolzer Aufschrift; aber die Geschichte hat es zur Genüge bewiesen, daß, allen Anstrengungen von römischer Seite ungeachtet, es diesen Welteroberern nie gelungen ist, die wenigen Besitzungen, die sie auf dem linken Ufer des Flusses zu behaupten suchten, gegen den Andrang der germanischen Stämme auf die Dauer zu sichern, ja daß sie es endlich sehr bequem fanden, hinter dem natürlichen Bollwerke des Danubius Schutz zu suchen gegen die überwiegende Heldenkraft teutscher Nationen.

Über die Richtung des Laufes der Donau und über die verschiedenen Beugungen des Stromes gibt uns Claudius Ptolemäus unter den alten Schriftstellern die beste Auskunft. Das Bild, welches er auf seinen Tafeln nach astronomischen Positionen und itinerarischen Berechnungen entwirft, ist nicht allzuweit entfernt von dem Bilde auf unsern Charten, wenn auch in der Angabe der Polhöhe oft ein bedeutender Unterschied Statt findet, und da es das richtigste und vollständigste ist, das uns aus dem Alterthume geblieben, so mag es hier eine Stelle finden. Strabo hatte zwar schon früher im Allgemeinen den Lauf der Donau zu schildern versucht; aber seine falsche Vorstellung von den Quellen führte ihn zu einem Irrthume, denn er gibt ihm vom Anfange eine südliche Richtung, und dann führt er ihn nach einer plötzlichen Wendung von Westen nach Osten zum schwarzen Meere [25]). Die aufgezeichneten Positionen des Ptolemäus über den Lauf des Danubius sind folgende:

	ö. Länge.	ö. Breite.
Die Quelle des Flusses	30°	46° 20′.
Die Position bei der Mündung des ersten aus Germanien einströmenden Flusses (Altmühl)	32°	47° 15′.
Die Position bei der Mündung des Ainos (Inn)	34°	47° 20′.
Die Position bei der Mündung des zweiten aus Germanien kommenden Flusses (Kamp), bei dem Gabretawalde	36°	46° 40′.
Die Position bei dem folgenden von Norden einströmenden Flusse (March), bei dem Lunawalde	39° 20′	47° 20′.
Die Beugung bei der Mündung des von		

21) *Strab.* Rer. Geogr. I. p. 57. IV. p. 207. VII. p. 289. 22) *Strab.* Rer. Geogr. IV. p. 207. 23) *Tacit.* Germ. 1. *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Avienus D. O. M.* v. 437. Abnoba mons Istro pater est. 24) Julius Leichtlen, über die römischen Alterthümer im Zehntlande. S. 31. Bibliothek der neuesten Weltkunde von Malten. Th. 3. 1829. S. 180. Die beiden Altäre haben folgende, noch wenig bekannte Inschriften. Die erste: ABNOBAE. C. ANTONIVS. SILO> LEG. I. ADIVTRICIS. ET. LEG. II. ADIVTRICIS. ET. LEG III. AVG. ET. LEG. IIII. F. F. ET LEG. XI. C. P. F. ET LEG. XXII. P. F. D. V. S. L. L. M. Die zweite: IN. H. DD. DIANAE. ABNOBAE. CASSIANVS. CASATI. V. SLL. ET. ANTIANVS. FRATER. FALCONE. ET. CLARO. COS. Die letztere Inschrift ist also aus dem Jahre 193 nach Christus.

25) *Strab.* Rer. Geogr. VII. pag. 289. 26) *Claud. Ptolem.* Geogr. II, 11. p. 57. ed. Bertii.

	d. Länge.	d. Breite.
Süden kommenden Flusses Narabon (Raab)	41°	47° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kurta (Gran)	42°	47°.
Die nördlichste Beugung bei der Stadt Karpis, (dem heutigen Schlosse Wissegrad)	42° 30′	48°.
Eine andere Beugung [27])	43°	48°.
Die Position [28]) bei der Mündung des Daros (Drau)	44° 20′	45° 40′.
Die Beugung bei der Stadt Kornakon (Wukowar)	44° 25′	45° 15′.
Die Beugung bei der Stadt Akuminkon (Acimincum, zwischen Peterwardein und der Theismündung)	45°	45° 25′.
Die Beugung bei Rhitton (der Mündung der Bega gegenüber)	45° 30′	45′.
Die Mündung des Tibiskos [29]) (Theis)	45°	44° 45′.
Die Mündung des Flusses Savios (Sau)	45°	44° 30′.
Die Mündung des Flusses Rhabon [30]) (Sol)	49°	43° 30′.
Die Mündung des Kiabros (Ciabrus, Dzibra)	49° 30′	43° 45′.
Die Position bei der Mündung des Alutaflusses (des Oltflusses, auch Aluta auf den Charten)	50° 15′	44°.
Die Beugung bei der Stadt Oiskus [31]) (an der Mündung des Flusses Oescus, jetzt Isker)	51°	44°.
Die Beugung bei der Stadt Axios (Rissowata)	54° 20′	45° 45′.
Die Beugung bei der Stadt Dinogetia, bei welcher sich die Mündung des Flusses Hierasus (Pruth) befindet	53°	46° 40′.

Jetzt folgen die Mündungen des Isters der Reihe nach, welche Ptolemäus zugleich mit den verschiedenen Stromarmen mit einer für sein Zeitalter wahrhaft bewundernswerthen Künstlichkeit auf seiner Tafel niedergelegt hat [32]).

	d. Länge.	d. Breite.
Die erste Theilung des Stroms bei der Stadt Nuiodunon (Noviodunum)	54° 50′	46° 30′.
Hier trennt sich der südlichste, die Insel Peuke umfließende Arm und diese Insel beginnt	55° 20′	46° 30′.
Dieser Arm ergießt sich in den Pontus durch die Mündung, welche die heilige oder Peuke (ἱερὸν στόμα ἡ Πεύκη) genannt wird	56°	46° 15′.

27) Diese Position ist nach der lateinischen Version des Bertius; im griechischen Texte fehlt sie. 28) *Ptol.* Geogr. II, 16. pag. 64. 29) Diese Position sollte früher stehen als die vorhergehende bei Rhiton. Dann sind die Zahlen in der Reihenfolge richtig. 30) *Ptol.* Geogr. III, 8. p. 84. 31) Diese und die drei vorhergehenden Positionen sind bei Ptolemäus unrichtig gestellt. Die wirkliche Reihenfolge ist diese: Kiabros, Rhabon, Oiskos, Aluta. Aber die Zahlen bleiben in der Reihenfolge und nur die Namen verändern die Stellung, dann ist alles richtig. 32) *Ptol.* Geogr. III, 10. pag. 87.

Um uns nicht zu verwirren, müssen wir zuvörderst die angeführten Positionen näher ins Auge fassen. Die Stadt Nuiodunon, Noviodunum der Peutingerschen Tafel und der Antoninischen Wegcharte, das Standquartier der zweiten Legion mit dem Beinamen Herculea, lag in der Nähe der heutigen Festung Isacktschi. Hier trennt sich die Donau in mehre Arme, und das große Delta der Mündungen beginnt. Auf dieser Stelle schlug einst der Perserkönig Darius, des Hystaspes Sohn, auf seinem Zuge gegen die Scythen im Jahre 513 vor Christus jene berühmte Brücke, welche er während seiner Anwesenheit auf dem nördlichen Ufer der Donau den Joniern zu bewachen anvertraute, und deren Erhaltung ihn und sein Heer nach dem unglücklichen Feldzuge rettete. Herodot [33]) sagt, die Brücke sei zwei Tagschifffahrten entfernt von dem Meere über den Hals des Isters, da wo dieser Strom sich in seine Mündungen spaltet, geschlagen worden, und dies kann nur auf dieser Stelle seyn, in einer Entfernung von ungefähr 10 geogr. Meilen vom Meere.

Der südlichste Arm, welcher die Insel Peuke umfloß, ist der von Isacktschi über Tulcza zum See Rasem strömende Donauarm, der sich heutzutage durch die Mündung Jalowa Kukzik Bugasi unterhalb der Landspitze Metlewa Burnu ins Meer ergießt, und diese Hauptmündung, die noch zwei kleinere südliche, Portitza Bugasi und Kurte Bugasi zwischen angeschwemmten Kusteninseln hat, ist die heilige (sacrum ostium) Mündung oder die Mündung Peuke des Ptolemäus. Nach Plinius zog sich aus diesem Arme ein Landsee von 63 Millien ($12\frac{3}{4}$ geogr. Meilen) im Umfange gegen Süden, oberhalb der Stadt Istropolis (Kistendschi), mit Namen Halmyris [34]) (Salzwasser), der jetzt in zwei mit einander in Verbindung stehende Seen, Rasem und Babada, getheilt ist, aber noch in den sumpfigen Niederungen zwischen Babadag und Kara Arman deutliche Spuren seiner ehemaligen Ausdehnung zurückgelassen hat. Nach diesen Andeutungen zeigt sich uns das große Inselland im Norden des Sees Rasem und im Süden des Armes Georgiewsk als die Insel Peuke (Ficheninsel), und die von Ptolemäus zur nähern Bestimmung derselben angegebene Position trifft auf die erste Theilung des südlichen Stromarmes bei dem Flecken Boriemi.

Hierauf geht Ptolemäus zur Schilderung des nördlichsten Stromarmes über:

	d. Länge.	d. Breite.
Der nördliche Arm trennt sich bei der Position	55°	46° 45′.
Und von diesem Arme trennt sich abermals ein Arm, der noch weiter nach Norden emporsteigt, und zwar bei der Position	55° 30′	47°.
Der südliche Theil desselben stagnirt, ehe er den Pontus erreicht; aber der nördliche bildet einen sich noch wei-		

33) *Herodot.* IV, 89. *Strab.* Rer. Geogr. VII. pag. 305. Der letztere gibt den Übergangspunkt unbestimmt oberhalb der Insel Peuke an. 34) Auf den Itinerarien liegt hier der Ort Salsovia.

	d. Länge.	d. Breite.
ter nach Norden erstreckenden See mit Namen Thiagola	55° 40′	47° 15′.
Endlich fällt dieser äußerste Arm durch eine Mündung, welche die kleine, oder wie jener See, Thiagola heißt, (Θιαγολή, ψιλὸν σόμα) in den Pontus	56° 15′	47°.

Die zuerst angegebenen Positionen lassen sich nicht mehr genau mit einer Darstellung auf den neuesten Charten vergleichen, da das Flußbette zwischen Ismail und Kilia in zu viele Arme zerrissen ist, die vielleicht im Laufe der Jahrhunderte nicht unbedeutenden Veränderungen unterworfen waren. Jedoch auf diesen Theil des Stromlaufs müssen die mitgetheilten Positionen bezogen werden, das ist ausgemacht. Der stagnirende Theil des nördlichsten Armes hat noch Spuren seines Daseyns in den Sümpfen westlich von der im Süden von Kilia Bugasi liegenden Landspitze Baba Gasan und Kislak Balaban zurückgelassen, und seine Mündung mag schon in der frühesten Zeit versandet seyn. Es ist dies die siebente Mündung, von welcher schon Tacitus sagte, daß sie sich in Sümpfen verlöre [35]). Dieser Arm trennte sich ungefähr 2 Meilen östlich von Ismail von dem nördlichsten Arme, bevor dieser mit dem zwischen Ismail und Kilia befindlichen großen Landsee in Verbindung trit, welcher kein anderer seyn kann als der See Thiagola des Ptolemäus. Er steigt weit nach Norden in das heutige Bessarabien empor und erhält sein Wasser zum Theil von der Donau, zum Theil von einigen aus dem Norden ihm zuströmenden Flüßchen. Nach dem See hatte auch die äußerste Mündung des nördlichsten Armes den Namen erhalten, die jedoch gewöhnlicher ψιλὸν σόμα genannt wird. Bei Plinius heißt sie Spireostoma und bei Ammianus Stenostoma [36]), und ist die nördlichste, durch vorliegende Inseln zerrissene und beengte, große Hauptmündung, drei Meilen unterhalb Kilia, die jetzt den Namen Kilia Bugasi trägt.

Ptolemäus schildert uns nun die zwischen dem nördlichsten und südlichsten Hauptarme befindlichen Stromabtheilungen und Mündungen:

	d. Länge.	d. Breite.
Der südliche Theil des zweiten Stromarmes spaltet sich wieder bei der Position	55° 20′	46° 45′.
Und der nördliche Theil dieses Armes fällt in den Pontus durch die Mündung, welche die Nördliche (Boreostoma) genannt wird	56° 20′	46° 50′.
Der südliche Theil spaltet sich wieder bei der Position	55° 40′	46° 30′.
Und der südliche Theil dieses Arms fällt in den Pontus durch die Mündung, welche Inariakion genannt wird	56° 30′	46° 20′.
Der nördlichste Theil aber spaltet sich wieder bei der Position	56°	46° 40′.
Und der nördliche Theil dieses Armes ergießt sich durch die Mündung Pseudostomon	56° 15′	46° 40′.
Der südliche Theil aber durch die Mündung, welche die Schöne heißt	56° 15′	46° 30′.

Dies ist die künstliche Darstellung der mittleren Stromarme und Mündungen der Donau bei Ptolemäus, die wir nun mit den jetzigen Verhältnissen zu vergleichen haben. Der Alexandriner Geograph zählt zwischen der nördlichsten und der südlichsten Hauptmündung noch vier dazwischen liegende, die er, wenn wir sie nach der Reihenfolge, von Süden nach Norden vorschreitend, ordnen, Inariakion, Kalon, Pseudostomon und Boreion nennt, während wir heutzutage in diesem Zwischenraume blos zwei Hauptmündungen, Gedertle Bugasi oder Agas Georgios und Euni oder Suline Bugasi antreffen. Hier muß also in dem Laufe der Jahrhunderte eine Veränderung Statt gefunden haben. Es fragt sich nun, welche Mündungen von den angeführten verschwunden sind, und es leider kaum einen Zweifel, daß es die von Ptolemäus in seiner Aufzählung zuletzt genannten Pseudostomon und die Schöne sind, und daß der ganze mittlere Arm, den Ptolemäus bei der Position 55° 40′ der Länge und 46° 30′ der Breite sich von dem zweiten südlichen Hauptarme trennen läßt, und welcher durch seine Spaltung bei 56° d. L. und 46° 40′ d. B. die beiden mittelsten Mündungen bildet, jetzt gänzlich versandet ist und nur in den drei Küstenseen auf der zwischen den Stromarmen Georgiewsk und Suline liegenden großen Insel, welche Seen auf meiner Specialcharte mit den Namen Resuad, Lastigel und Czrfuk bezeichnet sind, schwache Spuren seines ehemaligen Vorhandenseyns zurückgelassen hat. Nach dieser Voraussetzung würde sich Pseudostomon bei der Landspitze Gederim Burnu, und Kalonstoma etwas südlicher, zwischen Gederim Burnu und Agas Georgios ins Meer ergossen haben. Schon in der frühesten Zeit hatten sich hier Inseln gebildet, die durch vermehrte Anschwemmung zur Verstopfung der Mündungen viel beigetragen haben mögen. Plinius nennt bei Kalonstoma die Insel Sarmatica und bei Pseudostomon die Insel Conopon oder Κωνώπων διάβασις [der Mückenübergang] [37]). Jetzt, wo die Mündungen verschlossen sind, ist natürlich auch von diesen Inseln keine Spur mehr vorhanden; wir müßten denn annehmen, daß von der Insel Cone oder Conopon diabasis, die zwischen den Mündungen Pseudostomon und Boreostoma lag, sich noch ein schwacher Anklang in dem Namen Euni Bugasi erhalten habe. Für Inariakion und Boreion Stoma bleiben uns nun nur die beiden jetzigen mittleren Hauptmündungen der Donau übrig, durch welche die Arme Georgiewsk und Suline sich in das Meer ergießen. Der erstgenannte Arm ist der von Ptolemäus bei der Position 55° 20′ der Länge und 46° 45′ der Breite südwärts geführte, und diese Spaltung trifft auf die Stelle eine Meile ostwärts von Tulcza. Inariakion des Ptolemäus ist daher ohne Zweifel die jetzige Hauptmündung Gedertle

35) *Tacit.* Germ. 1. Septimum enim os paludibus hauritur. ... 36) *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. *Ammian. Marcell.* XX, 8. in fine.

37) *Plin.* Hist. Nat. IV, 24. Lucan III, 200. nennt die Insel Cone.

Bugasi, welche von den heutigen Griechen Agas Georgios genannt wird. Plinius nennt dieselbe Naracustoma, und ebenso Solinus und Ammianus, und bei ihnen, wie bei Ptolemäus, ist es die zweite Mündung nördlich von Peuke oder der heiligen [38]. In dem Periplus des Pontus Euxinus heißt sie Arakon, im Periplus Arrian's Narakon und bei Apollonius Rhodius Narekos oder, wie der Scholiast vermuthen läßt, Arekos [39]. Harduin in seinen Anmerkungen zum Plinius deutet den Namen durch Narcustoma (die faule Mündung) wegen des trägen Laufs des Wassers, und mag wol das Wahre getroffen haben. Die Schreibart Inariakion bei Ptolemäus scheint also durch einen bloßen Schreibfehler entstanden zu seyn, und kann mit gutem Gewissen in Narakion umgeändert werden. Apollonius von Rhodos läßt fälschlich die Insel Peuke durch die Mündungen *Νάρηκος* und *Καλὸν στόμα* gebildet werden, und beide spielen bei der Rückfahrt der Argonauten eine Rolle, die jedoch bei der offenbaren Unrichtigkeit der Vorstellung des Dichters von keiner geographischen Bedeutung seyn kann.

Wir haben nun noch die letzte Mündung des Ptolemäus, das Borrion Stoma, welche Plinius Boreostoma, Solinus Borionstoma und Ammianus Boreonstoma nennen, zu bestimmen, und diese kann keine andere seyn als die Donaumündung Euni Bugasi, durch welche sich der Arm Suline bei dem Flecken Jonar mit dem Meere vereinigt, und die auch nach jenem Stromarme Suline Bugasi genannt wird.

Über die Zahl der Mündungen selbst herrscht in den Angaben der Alten eine Verschiedenheit. Herodot erwähnt, ohne sie einzeln namhaft zu machen, nur fünf Mündungen [40], was wol nur darin seinen Grund haben mag, daß er die Reihenfolge mit den nördlichen, Boreonstoma, für geschlossen hielt, und Thiagola nicht mitzählte. Ich schließe dies aus dem Namen Boreonstoma, in welchem an sich schon der Beweis liegt, daß man eine Zeit lang dieselbe für die äußerste gehalten hat. Plinius zählt deren sechs, also ebenso viel, wie Ptolemäus, und in derselben Folge: Ostium Peuces, Naracustoma, Calonstoma, Pseudostomon, Boreostoma und Spireostoma (die krumme oder gewundene, die auch Thiagola, Psilon, die kleine, und Stenonstoma, die enge, genannt wird), und deutet auf keine versandete siebente hin, was doch, wie wir sahen, Ptolemäus gethan hat, bevor er seine sechste erwähnte. Strabo, Pomponius Mela, Tacitus, Solinus und Ammianus Marcellinus [41]) zählen sieben Mündungen, und zwar die letzten beiden Schriftsteller mit denselben Namen und in derselben Reihenfolge wie Plinius; von der siebenten weiß jedoch kein einziger von ihnen den Namen anzugeben. Sie wird von ihnen am weitesten nach Norden geschoben, und nach der von Tacitus, Solinus und Ammianus gegebenen Schilderung, daß sie träge und unbewegt, mehr einem schwarzen Sumpfe als einem Flusse zu vergleichen sei, möchten wir schließen, daß die genannten Schriftsteller die Küstenseen östlich von Kilia fälschlich für eine Donaumündung gehalten haben.

Auch über die Stärke der Strömung und die Größe der Donaumündungen finden wir Nachweisungen bei den Alten. Die größte war nach Strabo's Angabe das *ἱερὸν στόμα* oder *Πεύκη*, und die kleinsten die drei zunächst folgenden. Die übrigen waren wieder größer, jedoch standen sie der ersten bei weitem nach [42]. Nach Mela waren drei Mündungen sehr schwach, und nur die übrigen vier konnten mit Schiffen befahren werden [43]. Wenn wir Mela's Worte mit den Worten Strabo's vergleichen, so ergibt es sich, daß die Mündungen Naracustoma, Calonstoma und Pseudostomon die drei kleinsten waren, und unsere Ansicht, daß die beiden zuletzt genannten endlich ganz versandet und verschwunden sind, scheint hiedurch noch mehr Bestätigung zu gewinnen. Auch fügt Plinius [44]) noch die Bemerkung hinzu: die Strömung einiger Mündungen sei so stark, daß sie sich 40 Millien (8 geogr. Meilen) weit nicht mit dem Meere vermische, und daß bis in diese Entfernung von der Küste das Stromwasser den süßen Geschmack beibehalte. Dies soll noch jetzt bei den Hauptmündungen der Fall seyn. Solinus [45]) sagt dasselbe von den vier ersten Mündungen, die er als die größten schildert, und geräth auf diese Weise mit Strabo in Widerspruch. Mir scheint jedoch Strabo mehr Glauben zu verdienen, als der unkritische Compilator Solinus. Endlich gibt Strabo die Summe der Entfernung von der ersten bis zur siebenten Donaumündung auf 300 Stadien (7½ geogr. Meile) an, eine Messung, die von Jalowa Kulzik Bugasi bis Kilia Bugasi nur um ein Geringes zu klein ist.

Auf ihrer langen Wanderung von dem Fuße des Schwarzwaldes bis in den Schooß des schwarzen Meeres nimt die Donau eine Menge größerer und kleinerer Flüsse auf, von denen ein großer Theil ebenfalls schon sehr frühzeitig den Römern und Griechen bekannt war. Plinius läßt sechzig Flüsse in den Danubius münden, von denen fast die Hälfte schiffbar wäre. Solinus und Ammianus geben dieselbe Zahl an, dehnen jedoch das Prädicat des Schiffbarseyns beinahe auf alle sechzig aus, was offenbar übertrieben ist, während die Angabe des Plinius der Wahrheit ziemlich nahe kommen mag [47].

Die älteste Nachricht über die in die Donau mündenden Flüsse finden wir bei Herodot [48]; aber leider sind die von ihm in so früher Zeit aufgezeichneten Namen sehr verschieden von den Namen bei den spätern Schriftstellern, daß ihre Deutung große Schwierigkeiten hat; sie lassen sich daher nur muthmaßlich bestimmen. Herodot nennt zuerst unter den fünf durch das Scythenland zur Donau strömenden Flüssen den Porata, wie er bei den Scythen,

38) *Plin.* l. c. *Solinus* Polyhist. XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8. 39) Peripl. Anon. Geogr. minor. Tom. I. p. 23. *Apollon. Argonaut.* l. IV. v. 312. *τὴν μὲν καλέουσι Νάρηκος.* 40) *Herodot.* IV, 47. *Dionys.* Perieget. v. 301. u. *Eustath.* zum Dion. P. *Claudian.* de Bell. Get. v. 337. auch Ephorus bei *Strabo* VII. pag. 305. 41) *Strab.* VII. p. 305. *Pomp. Mela* II, 1. *Tacit.* Germ. 1. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8.

42) *Strabo* l. c. 43) *Pomp. Mela* II, 1. 44) *Plin.* H. N. IV, 24. 45) *Solin.* Polyhist. XIII. 46) *Strabo* l. c. 47) *Plin.* IV, 24. *Solin.* XIII. *Ammian. Marcell.* XXII, 8. 48) *Herodot.* IV, 48. 49.

oder den Pyretos, wie er bei den Hellenen hieß. Dies ist ohne Zweifel der heutige Pruth. Dann folgen der Tiarantos (der Sylfluß), der Araros (der Olt), der Naparis (der Ardschisch) und der Ordessos (der Sereth). Endlich kommt noch auf der nördlichen Seite der Maris (der Marosch, der mit der Theis vereinigt in die Donau fällt). Von der Südseite und zwar zuerst von den Höhen des Hämus (Balkan) führt er drei große Ströme: den Atlas (Tabandere), den Auras (Sara oder Dristra) und Tibisis (den Lommfluß), durch Thracien aber den Athrys (Jantra), den Noes (Osme) und Artanes (Vid), von den Päoniern und dem Gebirge Rhodope den Skios (Isker), und von den Illyriern den Angros (die erste serbische Morawa) vereinigt mit dem Brongos (der zweiten serbischen Morawa) durch die Triballische Ebene (das Amselfeld) zu der Donau. Zuletzt beschließt er die Reihe der von Süden strömenden Flüsse mit der aus dem Lande der Ombriker (Rhätier) kommenden Karpis (Drawe) und Alpis (Innfluß).

Wir haben dem Herodot als dem Vater der Geschichte und Geographie eine größere Ausführlichkeit gewidmet; jetzt mögen nun die von den übrigen Schriftstellern des Alterthums aufgezeichneten Namen der in die Donau mündenden Flüsse folgen.

Ptolemäus in seiner Beschreibung des Donaulaufes deutet vier Flüsse an, die aus der Germania magna der Donau zuströmen. Der erste ist die Altmühl in der Nähe der Stadt Alkimunnis, der zweite der Kampfluß in der Nachbarschaft des Volks der Adrabäkampen, der dritte die March und der vierte der Granfluß in Oberungern. Die March, Marus, nennt Tacitus zugleich mit dem benachbarten Wagfluß, Cusus, und Plinius; den Namen des Granflusses, Granua, hat uns der Kaiser Marcus Antoninus Philosophus am Schlusse einer seiner philosophischen Selbstbetrachtungen aufbehalten [49]). Hierauf folgen, aus Dacien kommend, die Theis, Pathissus von Plinius, Parthiscus von Ammian und *Τίβισκος* von Ptolemäus genannt, welche den Marosch, den *Μάρισος* des Strabo, in sich aufnimt [50]); ferner die Czerna, Tierna, der Sylfluß, *Ῥαβών*, den Ptolemäus im innern Lande mit dem Marosch verwechselt zu haben scheint, der Olt- oder Altfluß, die *Ἀλοῦτα* des Ptolemäus, der Ardschisch, der Naparis, und der Sereth, der Ordessus Herodot's, und endlich der Pruth, den Ptolemäus von Herodot abweichend *Ἱέρασος* nennt. Dies sind die auf dem nördlichen Ufer in den Danubius mündenden Nebenflüsse, deren Namen uns aus dem frühesten Alterthume geblieben sind; wir gehen jetzt auf das südliche Ufer über, wo wir uns wegen der Nachbarschaft blühender Provinzen in bekannteren Regionen befinden. Dennoch müssen wir uns wundern, daß in diesem von den bedeutendsten Heerstraßen durchzogenen Gebiete, wo zur Zeit der römischen Weltherrschaft zahllose Städte an dem Ufer der Donau blühten, der alte Name manches ansehnlichen Flusses mit Stillschweigen übergangen und folglich für uns verloren ist.

Aus der Provinz Rhätien und Vindelicien kamen die Iller — Ilargus, — die Günz — Guntia, — der Lech — Licus, *Λίκιος*, — die Isar — Isargus — mit der Ammer — Amber — vereinigt, und zuletzt an der Grenze der Innfluß; der von Tacitus Aenus, von Ptolemäus *Αἶνος* und von den Itinerarien Oenus genannt wird [51]). Auch die beiden unbekannten Flüsse Strabo's, *Δοῦρας* und *Κλάνης*, die, in den Gebirgen über Vindelicien entspringend, zum Ister flossen, gehören in diese Gegend [52]). Aus Noricum empfing der Danubius die Flüsse Ens — Anisus, — Ips — Ises, — und Erlau — Erlape, — und aus Oberpannonien als den Grenzfluß die Raab, von Ptolemäus *Ἀραβών* und von der Peutingerschen Tafel Arrabo genannt [53]). Aus Unterpannonien kamen die beiden Hauptströme Drawe und Sawe mit der Wassermenge vieler in dieselben mündenden und den Römern wohlbekannten Flüsse, welche ihre alten Namen Dravus und Savus fast ganz unverändert beibehalten haben [54]). In Obermösien finden wir die serbische Morawa, die von Ptolemäus *Μόσχιος*, von Plinius aber richtiger Margis genannt wird [55]); ferner die Mlawa — Pingus, — den Ipek — Apus, — den Timek — Timachus — und als den Grenzfluß die Dschibra — Ciabrus, *Κίαβρος* — [56]). Sechs Meilen nordwestlich von der Mündung des Timok, etwas unterhalb der Katarakten Strabo's, befand sich die berühmte, von dem griechischen Architekten Apollodorus gebaute, steinerne Brücke Trajans über die Donau, die einzige vielleicht, welche der gewaltige Strom in seinen unteren Theilen getragen hat [57]). Noch sind in der Gegend von Tsernetz bei niedrigem Wasser einzelne Pfeiler der alten Brücke in dem Bette des Flusses zu sehen. Noch zwei andere Brücken, wahrscheinlich bloße Schiffbrücken mit befestigten Brückenköpfen, verbanden die beiden Ufer bei Altorsowa, wo auf der Nordseite die Tzerna — Tierna — mündet, und bei der Mündung des Ipek — Apo flumine —, in der Nähe des heutigen Flecken Gradiska. Durch diese drei Brücken stand die durch Trajan eroberte Provinz Dacien mit dem südlichen Donauufer in Verbindung, und an diesen Punkten überschritten die römischen Heerstraßen den Strom.

Es folgen nun noch aus Untermösien kommend der Isker — Oescus, Escus, *Σκίος* —, der Vid — Utus —, die Osme — Escamus —, die Jantra — Ieterus —, und endlich von dem Gebirge Hämus der *Τίβισις*, *Αὔρας* und *Ἄτλας* Herodots [58]), der Lomm, die Dristra und der Tabandere.

---

49) *Tacit.* Annal. II, 63. *Plin.* Hist. Nat IV, 25. *Marc. Antonin* εἰς ἑαυτόν I, 17. 50) *Plin.* Hist. Nat. IV, 12. *Amm. Marcell.* XVII, 13. *Ptol.* Geogr. III, 8. *Strab.* Rer. Geogr. VII, 211. Tab. Peuting. Tierna. Alitta. Auch die Sargetia des Dio Cassius (LXVIII, 14.) gehört hieher.

51) *Pedo Albinovanus* in Eleg. ad Liv. Aug. v. 385. Itin. Antonin. *Ptol.* II, 12. *Plin* H. N. III, 20. *Tacit.* Hist. III, 5. *Ptol.* II, 14. Tab Peuting Ad Enum. 52) *Strabo* IV. pag. 207. 53) Tabul. Peuting Itin. Antonin. *Ptol.* II, 16. 54) *Plin* H. N. III, 28. *Strabo* VII. p 314. *Δράβος* u. *Σάος*. *Ptol.* II, 16. *Δάνος* verschrieben für *Δράβος* u. *Σκούτος*. 55) *Ptol* III, 9. *Plin* H. N. III, 29. Tab. Peuting Margum flumen 56) *Ptol.* III, 10. *Plin* l. c. Tab. Peuting. Apo flumine. 57) *Dio Cassius* LXVIII, 13. *Procop.* de Aedific IV, 6. Tab. Peuting. 58) *Herodot* IV, 49. *Plin.* Hist. Nat III, 29.

Die Gesamtzahl der von den alten Schriftstellern aufgezeichneten Namen beträgt nach unserer Aufzählung acht und dreißig, und wir könnten das Verzeichniß leicht bis zu der von Plinius, Solinus und Ammianus angegebenen Summe vermehren, wenn wir alle Namen bei den späteren Jornandes, Procopius, Paullus Diaconus, dem ungenannten Geographen von Ravenna und einigen Biographen der Heiligen mit aufnehmen wollten. Dies würde uns jedoch zu weit führen, da die meisten Flüsse bei jenen Schriftstellern mit barbarischen Namen genannt werden und sehr unsicher zu bestimmen sind. Eine weitere Untersuchung der Art gehört aber nicht in unsern Plan. Soviel scheint indessen schon aus dem von uns Mitgetheilten hervorzugehen, daß Plinius bei der summarischen Angabe von sechzig in den Danubius mündenden Flüssen, von denen dreißig schiffbar waren, sich keine Übertreibung zu Schulden kommen ließ. Man prüfe nur und vergleiche die neueren Charten, und man wird sich gewiß von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugen.

Als Beschirmer der Grenzen des Reiches stand der Danubius bei den Römern in so großem Ansehn, daß er häufig als ein bärtiger, mit rückwärtsgekehrtem Haupte und flatterndem Gewande auf einem Seeungeheuer ruhender Flußgott, den Blitzstrahl und eine Sumpfpflanze als Attribute führend, auf Münzen vorkommt[59]), ja wir finden sogar Spuren, daß man ihm zugleich mit dem Jupiter Altäre errichtete und göttliche Ehre zu Theil werden ließ. Als sicherster Beweis möge folgende, aus dem Jahre 201 nach Christus herrührende, bei Eching an der Donau in neuester Zeit aufgefundene Steinschrift[60]) dienen:

IN H. D. D.
I. O. M. ET DANV
VIO EX VOT
O PRIMANVS
SECVNDVS V. S. L. M.
MVCIANO ET FABI
. . . .

Der Name selbst aber scheint aus dem alten Worte Dan, Tan oder Don gebildet zu seyn, welches in den Ursprachen im Allgemeinen Wasser oder Fluß bedeutet haben mag. Wir finden dieses Wurzelwort in den alten Flußnamen Tanais, Danaster, Danus, Tanos, Tanager, Tanarus, Eridanus, Rhodanus, und in den daraus gebildeten Völkernamen Dan, Danai, Dani u. a. m. Dan-ubius hieße dann der obere Fluß, und Ister, eigentlich Dan-ister, der untere oder auch der östliche Fluß[61]). (*Aug. Wilhelm.*)

59) *Montfaucon* Tab. LXXXXVII. No 12 mit der Unterschrift: DANVVIVS. 60) Der in der Inschrift erwähnte Primanus Secundus scheint derselbe zu seyn, der bei Gruter DLVIII, 6. vorkommt. Die angeführten Consuln sind M. Nonius Mucianus und L. Annius Fabianus im Jahre der Stadt Rom 954. Die Schreibart Danuvius ist die auf den Münzen und Steinschriften gewöhnliche und keineswegs, wie Herr *Reichard* behauptet (Germanien unter den Römern S. 207) ein orthographischer Fehler der Handwerker. Vergl. *Ferussac*, Bulletin des sciences historiques 1829. No. 8. p. 458. 61) Adelung, älteste Geschichte der Teutschen. S. 329.

DANVERS, Township, in der Grafschaft Essex des nordamerikan. Freistaates Massachusetts, am Beverley, mit 2 Kirchen, 1 Postamte und 3127 Einwohnern, welche Ziegeleien haben, töpfernes Geschirr und Leder verfertigen. (*H.*)

DANVILLE, Name mehrer Ortschaften in den nordamerikanischen Freistaaten: 1) Hauptort der Grafschaft Caledonia im State Vermont, an einem Zuflusse des Passumsick, mit 1 Rathhause, auf welchem die county courts gehalten werden, 1 Kirche, 1 Akademie (Schule) der Chaktaws-Indianer, 1 Gefängnisse und 2500 Einwohnern, welche sehr zerstreut umher wohnen; — 2) in der Grafschaft Steuben des States New-york, mit 1 Postamte und 666 Einw.; — 3) Hauptort der Grafsch. Columbia des States Pennsylvania am O. Arme der Susquehannah und an der Mündung des Mahony, mit 1 Postamte und den Grafschaftsgebäuden; — 4) ein in steigendem Wachsthume begriffener Flecken in der Grafsch. Pittsylvania des States Virginia. Er liegt (Br. 36° 34'. L. 298° 9') am Dan, wo derselbe einen Katarakt macht, zu dessen Umgebung ein Kanal angelegt ist, und hat 2 Kirchen, 1 Bank, 1 Druckerei, über 200 Häus. und 1500 Einw., die einen sehr bedeutenden Handel mit der umliegenden Gegend und Nordcarolina treiben, indem die Güter von hier den Dan und Roanoke hinab in den Chesapeak und Albemarlekanal nach Norfolk gehen; — 5) Marktflecken in einer der ergiebigsten Gegenden der Grafsch. Mercer des States Kentucky, unweit des Dicks gelegen und gut gebaut, hat eine Kirche, 1 Collegium, 1 Bank, 1 Zeitungsdruckerei, 200 Häus. und etwa 1200 (1810 erst 432) Einw., welche Baumwollen- und Hanfweberei, Sägemühlen und andere umgehende Werke unterhalten und Wochenmärkte eingerichtet haben. (*Leonhardi.*)

D'Anville s. Anville.

DANZ, Johann Andreas, Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen zu Jena, geb. den 1. Febr. 1654 in dem unweit Gotha gelegenen Dorfe Sandhausen. Nachdem er mehre Jahre das gothaische Gymnasium besucht hatte, begab er sich auf die hohe Schule zu Wittenberg, und wurde daselbst 1676 Magister. Er reiste darauf nach Hamburg, um Edzardis Unterricht in den orientalischen Sprachen zu benutzen, und von da nach Leipzig, 1680 aber nach Jena, um daselbst Andere zu lehren. Nach der Rückkehr von einer gelehrten Reise durch Holland und England wurde er 1685 Professor der orientalischen Sprachen in Jena, 1710 zugleich Doctor und Professor der Theologie, und den 20. December 1727 starb er. Er hat sich als schulgerechter Bearbeiter der hebräischen Grammatik, und durch das Bestreben, in das Studium derselben mehr Genauigkeit und größere Vollständigkeit zu bringen, zu seiner Zeit einen berühmten Namen gemacht, und war in dieser Beziehung das Haupt des Orientalismus, wenigstens in Teutschland. Unbekannt mit den Grundsätzen einer echten Sprachphilosophie trug er die durch die cartesische Philosophie beliebt gewordene, demonstrativische Lehrart auf die hebräische Grammatik über, und glaubte ihr

dadurch ein philosophisches Gewand verliehen zu haben. Er gab zwar seinem System einen innern Zusammenhang und seinen grammatischen Regeln eine Vollständigkeit, wie sie vor ihm kein hebräischer Sprachlehrer gegeben hatte, weswegen er dadurch zu großem Ansehen gelangte und sich lange darin behauptete; allein durch die Erfindung einer Menge neuer Terminologien und durch die Subtilität seiner Regeln hat er das hebräische Sprachstudium mehr erschwert als erleichtert. Sehr oft gedruckt wurden seine grammatischen Schriften: Nucifrangibulum. Jen. 1686. 8., darauf mit dem Titel: Literator ebraeo-chaldaicus, plenam utriusque V. T. institutionem harmonice ita tradens, ut cuncta, firmis superstructa fundamentis, innotescant scientifice. Ib. 1696. 8.; die Syntax: Interpres ebraeo-chaldaicus. Ib. 1696. 8. vermehrt cura J. G. Tympe. Ib. 1755. 4. Das Ganze noch einmal cura J. H. Zopf. Ib. 1773. 8. Teutsch m. Anm. v. G. D. Kypke. Bresl. 1757; verm. u. verb. Lpz. 1780; Anhang dazu. Ebend. 1780. 8. Zur Beförderung des syrischen Sprachstudiums schrieb er, jedoch ohne besonderes Verdienst: Aditus Syriae reclusus compendiose ducens ad plenam linguae syriacae antiochenae seu maroniticae cognitionem. Jen. 1689; ed. VII. 1735; emend. Mylius. Frf. 1765. 8. Von seinen zahlreichen akademischen Schriften, in denen er einzelne Gegenstände aus den hebräischen Alterthümern gründlich erörterte, bemerken wir: De cura Iudaeorum in conquirendis proselytis. Jen. 1688. 4. De Ebraeorum re militari. Ib. 1690. 4. Baptismus proselytorum judaicus e monumentis ebraeo-talmudicis erutus. Ib. 1699. 4. Programmata V. de festo iudaico Septimanarum abrogato et surrogato in ejus locum festo Pentecostali Christianorum. Ib. 1715—18. 4. Dissertatio historico-apologetica pro Luthero ex acrimonia styli reprehenso. Ib. 1704. 4. Oratio de Tryphone Justini martyris collocatore habita. Ib. 1708; wieder abgedruckt in den Parerg. Gotting. T. I. lib. IV. Die meisten der bisher genannten akademischen Schriften und mehre andere findet man gesammelt in G. H. Meuschenii N. T. ex talmude illustr. Lips. 1736. 4. und in dem Thes. diss. ad V. Test. *). *(Baur.)*

DANZ, Wilhelm August Friedrich, Regirungsrath und Lehnsreferent in Stuttgart, geb. d. 3. März 1764 zu Stollberg-Gedern, wo sein Vater Regirungsdirector war. Er widmete sich zu Gießen anfangs den theologischen Studien, verließ sie aber wieder und wandte sich zur Rechtswissenschaft. Nach zurückgelegtem akademischen Cursus, und nachdem er zu Wetzlar sich mit dem Reichsprozeß bekannt gemacht hatte, wurde er Hofmeister bei einem jungen Edelmanne, den er 1786 auf die hohe Karlsschule nach Stuttgart begleitete. Bei dieser wurde er 1789 als Professor der Rechte angestellt, nach Aufhebung derselben 1794 aber auf Pension gesetzt. Bei der Achtung, in der er als gelehrter Jurist stand, zeigten sich mehre Aussichten zu vortheilhaften Anstellungen im Auslande, er zog es aber vor, in Stuttgart zu bleiben, wurde 1796 Hofgerichtsassessor, im folgenden Jahre zugleich Regirungsrath und 1803 Lehnsreferent, starb aber schon am 13. Decbr. dieses Jahrs. Danz war in jeder Beziehung, als Lehrer, Geschäftsführer und Schriftsteller, ein ausgezeichneter Mann, und seine sittlichen Eigenschaften erwarben ihm die Liebe Aller, die ihn kannten. Als Lehrer an der hohen Karlsschule wußte er auch das Trockenste und Spitzfindigste seiner Wissenschaft so lebhaft und einleuchtend vorzutragen und mit so passenden Beispielen zu erläutern, daß ihn seine Zuhörer mit ungeduldigem Interesse im Hörsaale erwarteten. Im Geschäftsleben verband er mit einem unermüdeten Fleiß einen leichten und schnellen Überblick und eine unerschütterliche Liebe zu Recht und Wahrheit. Von der kühnen Freimüthigkeit, mit der er sprach, zeugt unter andern eine am Geburtstage des Herzogs Karl gehaltene Rede [1]), in welcher er sich über die Gebrechen der teutschen Statsverfassung mit einer Klarheit und Eindringen in seinen Gegenstand äußerte, daß sein erlauchter Zuhörer ihn lange und empfindlich die Wirkung seines Mißfallens fühlen ließ. In seinen gelehrten Arbeiten veroffenbart sich, bei allem Eifer für das Wissenschaftliche und Gelehrte der Erkenntniß, und bei dem ausgebreiteten Umfange seines Wissens, zugleich ein praktischer Sinn, der ihn besonders auch bei seinem Lieblingsstudium, des vaterländischen Rechts, nie verließ. Überall war seine Darstellung gründlich, klar, einfach und durch ihre praktische Richtung anziehend, daher auch seine Schriften ein sehr ausgebreitetes Publikum fanden: Betrachtungen über die Justizverfassung in Teutschland während eines Zwischenreichs. Stuttg. 1790. 8. Statsrechtliche Betrachtungen über die Lüttichischen Unruhen v. J. 1789. 2 Stücke, nebst 2 Forts. Ebend. 1789—1791. 8. (die zweite Forts. enthält zugleich Betrachtungen über das Verhältniß des burgund. Kreises gegen das Reich und die Reichsgerichte). Grundsätze des gemeinen, ordentlichen bürgerl. Processes. Eb. 1—3 Aufl. 1791—1800. 4. Aufl. zum Theil umgearb. v. Gönner. 1806. 8. (Gönners Erörterungen über den gem. Proceß; ein Zusatz zu den Grundsätzen des Hrn. Prof. Danz. Bamb. 1799. 8.). Grundsätze der summarischen Processe. Stuttg. 1792; 3. Aufl. v. Gönner. 1806. 8. Grundsätze des reichsgerichtlichen Processes. Ebend. 1795. 8. Versuch einer historischen Entwicklung der gemeinrechtlichen Erbfolgeart in Lehen. Ebend. 1793. 8. Über Ascendentenfolge in Lehn- und Stammgütern. Ebend. 1794. 8. Handbuch des heutigen teutschen Privatrechts; nach dem System des Hrn. Hofr. Runde. Eb. 1796—1807. 8 Bde. 8.; die ersten 3 Bände neu aufgelegt; die Zusätze auch besonders gedruckt. Runde war mit seinem Commentator so wenig zufrie-

*) Teychmeieri progr. in fun. Danzii, cum indice ejus scriptor. Jen. 1728. fol. Elog. ej. in actis erudit. Lips. Suppl. T. IX. 379—382. Levensbeschryving van beroemde Mannen Amst. 1750. P. II, 91. Saxii Onomast. T. V. 349. Eichhorns Gesch. d. Sprachk. 1. Abth. 468.

1) Teutschland, wie es war, wie es ist, und was es vielleicht werden wird; eine Rede, gehalten 1792 am Geburtstage des Herzogs Karl v. Würtemberg; abgedruckt in Mosers neuem patriot. Archiv. 2. Thl. 135. ff.

den, als mit andern Erscheinungen im juristischen Fache. Mit Gmelin, Tafinger und Gönner gab Danz das krit. Archiv der neuesten jurid. Literatur (Tüb. 1801—1806. 6 Bde. 8.) heraus[2]). (*Baur.*)

DANZ, Ferdinand Georg, Bruder des Vorhergehenden, Professor der Medizin und Prosector am anatomischen Theater in Gießen, geb. den 28. Oktbr. 1768 zu Stollberg-Gedern*). Er studirte zu Gießen, Marburg und Jena, erhielt 1790 in Gießen die medizinische Doctorwürde, wurde Prosector und 1791 außerordentlicher Professor, starb aber schon den 1. März 1793. Große und wohlbegründete Hoffnungen vereitelte sein früher Tod, denn seine schriftstellerischen Leistungen zeugen nicht nur von einer gründlichen gelehrten Kenntniß, sondern auch von einem nicht gemeinen Scharfsinn und Beobachtungsgeist: Versuch einer allgemeinen Geschichte des Keichhustens. Marb. 1791. 8.; ein praktisch nützliches, aus den besten Quellen geschöpftes Buch, worin alles gut geordnet, richtig beurtheilt und mit gehöriger Bestimmtheit und Kürze vorgetragen wird. Grundriß der Zergliederungskunde des neugebornen Kindes in den verschiedenen Zeiten der Schwangerschaft mit Anm. von Sömmering. Frankf. 2. Thl. 1792. 8.; alles ist mit großer Gelehrsamkeit aus alten und neuen Schriftstellern zusammen gezogen, sorgfältig geprüft und mit Ordnung und Deutlichkeit vorgetragen. Dasselbe Lob verdient seine Semiotik, oder Handbuch der allgemeinen Zeichenlehre, Leipz. 1793. 8., deren Abdruck er nicht erlebte. Zu Starks Archiv für die Geburtshilfe und Baldingers neuem Magaz. f. Ärzte lieferte er Beiträge**). (*Baur.*)

DANZÉ, Dorf im Bezirk Vendôme, des franz. Dep. Loir und Cher, in dessen Nähe ergiebige Eisengruben sind. (*H.*)

DANZER, Jakob, Kanonikus zu Buchau, geb. zu Lengenfeld in Schwaben den 4. März 1743. Nach Vollendung seiner Studien ließ er sich zu Isny in das ehemalige unmittelbare Benedictinerreichsstift aufnehmen, verließ es aber 1784, da er an der hohen Schule zu Salzburg, mit dem Charakter eines geistlichen Raths, als Professor der Moral und Pastoraltheologie angestellt wurde. Diese Stelle legte er 1792 nieder, hielt sich längere Zeit in Linz auf und kehrte dann in sein Kloster nach Isny zurück, wo er aber nur so lange blieb, bis er die nachgesuchte Säcularisation erhielt. Aus drückenden ökonomischen Verlegenheiten wurde er gezogen, als er im November 1795 von der Fürstin und dem Kapitel des Damenstiftes zu Buchau eine Präbende und den Ruf als zweiter Kanonikus an der dortigen Kollegiatkirche erhielt, allein schon am 4. Sept. 1796 entzog ihn der Tod seinen glücklichen Verhältnissen. Er war ein sehr achtungswerther, kenntnißreicher und aufgeklärter Geistlicher, der sich von den Fesseln der Vorurtheile zu befreien gewußt hatte, mit vieler Freimüthigkeit die vernunft- und schriftwidrigen Vorstellungen der mehrsten Theologen seiner Kirche rügte, ohne dem wesentlichen Lehrbegriff der letztern zu nahe zu treten, aber sich dennoch den Verfolgungen der Obscuranten und aller Feinde des Lichts aussetzte. Diese verketzerten ihn bei dem Erzbischof Hieronymus von Salzburg, der ihnen aber 1788 in einer sehr nachdrücklichen Kabinetsordre Frieden gebot, nachdem er ihnen ihr liebloses, unbescheidenes und lärmendes Betragen verwiesen hatte. Sie ruhten aber nicht eher, bis Danzer seine Professorstelle niederlegte und Salzburg verließ[1]). Die Veranlassung ihn zu verfolgen nahmen seine Feinde aus seiner Anleitung zur christlichen Moral für seine Schüler in Privatstunden. Salzb. 1787—1791; 2. verb. Aufl. 1792. 3 Bd. 8.; einem Werke, das seinen Verfasser allen Freunden gereinigter, heller und praktischer Religionsbegriffe ehrwürdig machte, in welchem aber seine Feinde pelagianische Sätze und andere Ketzereien fanden. Während die früheren katholischen Theologen die Moral sehr einseitig behandelten, sie fast zu einer bloßen Kasuistik herabwürdigten, oder blos auf die Einrichtung des innern Lebens beschränkten und die gesellschaftlichen Pflichten ausschlossen, war Danzer einer der ersten, der sie vernunftmäßiger, vollständiger und biblischer, nach einer leichten natürlichen Methode, in einem lebhaften Tone und ziemlich reinen Style, mit Benutzung der besten protestantischen Theologen, ohne die seiner Kirche bei Seite zu setzen, vortrug[2]). Außer diesem seinem Hauptwerke gab Danzer, meistens anonym, mehre kleinere zeitgemäße Schriften heraus, durch die er mit Einsicht dem Reiche des Aberglaubens und der religiösen Verfinsterung entgegen wirkte: Reflexionen über Teutschlands 18. Jahrhundert und seine Verfasser, nebst einer Betrachtung über die Lage des heutigen Mönchswesens. 7. Päckchen 1782. 8. Was sind die Reichsprälaten? 1785. 8. Gedanken über das Büchercensurrecht der Bischöfe. 1785. 8. An den Klub des Obscurantensystems. 1792. 8. Über den Geist Jesu

2) Gradmanns gel. Schwaben 94. Archiv der jurid. Lit. 4. Bd. 1. Hft. Schlichtegrolls Nekrol. f. d. 19. Jahrh. 5. Bd. 77—98.

*) Nach einigen Nachrichten war er zu Dachsenhausen im Darmstädtischen d. 26. Okt. 1761 geboren. **) Strieders hess. gel. Gesch. 15. Bd. 104. Grunners Alman. f. Ärzte 1795. S. 3—19. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd.

1) Beitrag zur Entlassungsgeschichte des verewigten Danzers von Salzburg, in den Beiträgen zur Beförderung des ält. Christ. und der neuesten Philos. 23. Heft 230—241. Beiträge zur Reform. der christl. Theol. 1793, enthalten 6 Danzers Schicksal betreffende Aktenstücke. 2) Der Verf. selbst sagt in der Vorrede zum 3. Theile seines Werks: „Es ist der erste Versuch, in unsere Schulmoral mehr Licht zu bringen, sie vom scholastischen Wuste zu reinigen, die Tugendlehre aus dem Schutte sinnloser Sprachformeln, peripatetischer Terminologie und hieroglyphischer Fratzen herauszuheben, und sie in einer gemeinverständlichen Sprache vorzutragen, Vernunft und Offenbarung zu vereinigen, praktische Grundsätze aufzustellen und sie in ein System zu bringen, die Philosophie mit der Theologie auszusöhnen. Die ersten Versuche können nie die vollkommensten seyn, und wenn man auf einmal zuviel Licht auf einen gewissen Gegenstand hinwirft, so sehen schwache Augen das nicht mehr, was man ihnen hat sichtbar machen wollen rc." Man s. die Beurtheilungen dieses Werks in der allg. Lztg. 1787. Mai. S. 105. Auserles. Lit. des kathol. Teutschl. 1. Bd. 2. Stck. 168. 3. Bd. 2. St. 212. Oberteutsch. allgem. Lztg. 1788. Jan. 409. 1789. Febr. 769.

und seiner Lehre. Salzb. 1798. 8. (ein Andachtsbuch, von Danzer nur herausgegeben). Kritische Geschichte des Portiunkula-Ablasses, (Ulm) 1794. 8. anonym; 1797 mit dem Namen des Verfassers, der den mit dem erwähnten Ablasse in der katholischen Kirche getriebenen großen Betrug, zur Bestreitung und Abstellung desselben, freimüthig aufdeckte [3]). Magazin zur Verbesserung des dogmatischen Lehrbegriffs der Katholiken. 1. Bd. 1794. 8. u. m. a., auch viele Recensionen in der oberteutschen allg. Lit.-Zeitung [4]). (*Baur.*)

DANZER, Joseph Melchior, baierischer wirklicher geistlicher Rath und Stiftsdechant zu Altenöttingen, geb. zu Oberatzbach, einem Dorfe in Niederbaiern, den 2. May 1739. Zu Landshut fing er an sich dem gelehrten Stande zu widmen, und nachdem er auf der damaligen hohen Schule zu Ingolstadt die Philosophie, Theologie und Rechte studirt hatte, und Doctor der Philosophie und beider Rechte geworden war, ließ er sich 1763 zum Priester weihen. Nachdem er 11 Jahre lang an verschiedenen Orten Dorfkaplan gewesen war, kam er 1774 als Professor der Physik und Mathematik nach Straubing, und 1777 in derselben Eigenschaft an das Lyceum in München, wo er zugleich Schulrector war, und an der Direction des Schulwesens überhaupt Antheil hatte. Im Jahr 1786 wurde er frequentirender geistlicher Rath, kam 1788 als Dechant und Vicepropst nach Altenöttingen und starb daselbst den 10. Mai 1800. Selbst aufgeklärt und reich an nützlichen Kenntnissen, suchte er in jedem Verhältnisse Licht zu verbreiten und das Gute zu fördern. Dazu dienten ihm besonders die schätzbaren Kenntnisse, die er sich frühe in der Mathematik und Physik erworben hatte. Schon als Landkaplan ermunterte er viele junge fähige Männer zum Studium dieser Wissenschaften, trug viel zur Verbesserung der Landwirthschaft bei, und vertilgte den aus Mangel an Naturkunde unter dem Landvolke herrschenden Aberglauben. Selbst einige nützliche Erfindungen hat man ihm zu danken, unter denen besonders die Rauchöfen, welche seinen Namen führen, und die in und außer Baiern beliebt wurden, zu bemerken sind *). Ohne sich hervordrängen zu wollen, war es immer und überall sein Zweck zu nützen. Dieser leitete ihn auch bei seinen ihrer nächsten Bestimmung entsprechenden, schriftstellerischen Arbeiten: Entwurf einer theoretisch-praktischen Naturlehre. Augsb. 1771. 8. m. Kpf. Anfangsgründe der Naturlehre. München 1778. 8. Mathematisches Lehrb. Eb. 1780. 2. Thl. 8. Abhandlung von den Kegelschnitten. 1780. 8. **). (*Baur.*)

DANZIG (30° 18′ 45″ östl. Länge, 54° 20′ 48″ nördl. Breite), lat. Gedanum oder Dantiscum, poln. Gdansk, in alten Urkunden Gedaun und Gidanie. Durch merkwürdige Schicksale in der Vergangenheit, wie durch ihre Bedeutung als Handelsplatz und als Festung vom ersten Range in der Gegenwart, gehört diese Stadt zu den wichtigsten Wohnplätzen der preuß. Monarchie, und sie nimt in dieser Hinsicht durch Größe und Bevölkerung die fünfte Stelle unter denselben ein. Sie liegt am linken Ufer des westlichen Hauptarmes der Weichsel, ¾ Meilen von der Ostsee, 40 Meilen von Königsberg und 60 Meilen von Berlin entfernt. Weitläufige Festungswerke, aus allen Perioden der Fortificationskunst, und neun Vorstädte umgeben sie; die Namen derselben sind: Petershagen, Altschottland, Stadtgebiet, St. Albrecht, Langefuhr mit Neuschottland, Neugarten, Stolzenberg, Schidlitz und Neufahrwasser mit dem Fort Weichselmünde, wo sich der Hafen, die See- und Weichsel-Lootsen, das Seehandlungs- und Salzcomtoir und der Leuchtthurm (Bliesenfeuer) befinden. Die Festungswerke bestehen aus 19 Hauptbasteien, mehren Forts, vielen größern und kleinen Schanzen, massiven Redouten, 9 erst 1829 erbauten Defensionskasernen. Mittelbar gehören auch die Inundationsschleusen, namentlich die ganz neu und massiv erbaute Steinschleuse am Legethor dazu ꝛc. Besonders merkwürdig treten unter ihnen hervor der Hagelsberg (auch Russengrab) und der Bischofsberg. Vier Haupteingänge führen in die Stadt und zwar durch das hohe Thor, das Legethor, das Langartner Thor und das Jakobsthor. Auf diese Weise in die Stadt selbst eingetreten findet man nur wenig breite und regelmäßige Straßen, doch verschiedene einzelne schöne Theile. Die Stadt zerfällt selbst wieder in die Altstadt (auch Pfefferstadt genannt) in die Vorstadt, die Rechtstadt, die Niederstadt, die Langgarten und die Speicherinsel. Die Rechtstadt zeichnet sich durch eine bessere Bauart aus. Zu ihr gehört der schönste Theil der Stadt, der Längemarkt mit dem Artushofe oder der Börse und dem großen steinernen Springbrunnen. Die Altstadt ist wirklich alt und wenig freundlich, Langgarten eigentlich nur eine lange, breite Straße, und die Speicherinsel mit ihren Warenlagern, Speichern und Krahnen der Mittelpunkt des merkantilischen Verkehrs. Die Stadt selbst zählt über 4700 Privathäuser, die Vorstädte über 600, und man kann in der weitesten Ausdehnung für Stadt und Vorstädte über 6000 Gebäuden annehmen. Für das Jahr 1830 nahm man 63000 Einwohner an, obgleich die letzte amtliche Zählung nur gegen 61000 ergeben hatte. In Hinsicht der Religion zerfallen sie in 43000 Evangelische, 15000

3) Ein Recensent in der neuen allg. teutsch. Bibl. 1. Bd. 422 sagt davon: „Die Wärme für Wahrheit und echtes Christenthum, die auf jedem Blatte dieser Schrift so sichtbar ist, fodert jeden auf, der Sinn für die Gegenstände hat, den Verfasser zum Wegweiser in diesen Untersuchungen zu wählen. Wollte Gott, daß es ihm gelingen möchte, durch diese Schrift dem krassesten Betrug und Aberglauben die Larve abzuziehen und den Betrogenen die Augen zu öffnen.“ 4) Baaders gel. Baiern. 1. Thl. 212. Meusels Lex. d. verst. Schrifst. 2. Bd. Allg. Lit.-Anz. 1798. 8. 1248. Danzers letzte Lebenstage in Buchau von Vogler. 1796. 12. mit Danzers Porträt.

*) Man sehe von seiner Erfindung die Schrift: kurze leichtfaßliche Anweisung, holzersparende Rauch-, Kastrol- und Kochöfen zu verfertigen. München 1799. 8. m. Kpf.

**) Baader u. Meusel a. a. O. Münchner Intell.-Bl. 1796. S. 13—18; 30—32; 523—528; 783—788. Jahrg. 1797. S. 36. 770—775. 785—791. 809. Jahrg. 1799. S. 804. u. J. 1800. S. 365. Oberteutsch. Lztg. 1800. 1. Bd. 991. u. 335. Kopplers Magaz. für kathol. Religionsl. 7. Thl. 100.

Katholiken, 680 Mennoniten und 2500 Juden. Im Jahre 1829 wurden 2612 Kinder geboren, 2319 Personen starben, und 442 Paare wurden getraut. Unter den öffentlichen Gebäuden zählt man 22, welche zur Gottesverehrung bestimmt sind, und zwar: 15 evangel. Kirchen, 4 kathol. Kirchen, ein mennonitisches Bethaus und 2 Synagogen. Die verschiedenen Klöster der Karmeliter, Dominikaner und Brigittiner ꝛc. sind theils schon aufgehoben, theils nach dem Aussterben der noch vorhandenen wenigen Mönche und Nonnen zur Säcularisation bestimmt. Die Marienkirche (auch Parr-, Dom- und Kathedralkirche) ist wegen ihres Alters, ihrer Größe, ihres Altargemäldes (von J. van Eyck), ihrer Orgel und ihrer Uhr, die Katharinenkirche wegen ihrer Denkmähler und ihres Glockenspiels merkwürdig. Das Rathhaus, die Börse (Artushof), die beiden Zeughäuser, das ehemalige Jesuitenkollegium, das Zuchthaus, die Wasserkunst (vor dem hohen Thore, sie steht auf der Radaune und versieht die Stadt durch Hebung des Wassers in die Röhre mit Trinkwasser) sind die wichtigsten Gebäude. Sehr zahlreich sind die Gebäude und die Institute, die sich auf den Handel beziehen, wie die schon genannte Börse, die Bank, die Fabriken, die Packhöfe, die Holzhöfe, die Aschhöfe, Magazine ꝛc. Von den Fabriken verdienen gegen 80 Destillations- und Liqueurfabriken, die Zuckerraffinerien, die Seidenfabriken, Gold- und Silberfabriken, die Tabacksfabriken, die Vitriol- und Scheidewasserfabriken, Seifensiedereien, Färbereien, auch die verschiedenen Mühlwerke, als die Loh-, Tabacks-, Walk-, Roß- und Wassermühlen ꝛc. einer besondern Erwähnung. Die Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Holz, Flachs, Talg, Asche, Seife, Wolle, gebrannte Wasser, Packleinwand, Wein, Colonial- und Manufacturwaren. England, Dänemark, Frankreich, die Niederlande, Rußland und Schweden halten hier Consulate. Danzig besaß in dem Jahre 1829 bis 1830 78 eigene Schiffe auf der See, die mit 900 Matrosen bemannt waren und 17000 Lasten trugen. Man veranschlagte den Gewinn der Rhederei in der neusten Zeit auf 3½ Million, den Werth der Ausfuhr auf 6 Millionen. See- und Stromfahrzeuge kamen im Durchschnitt jährlich zwischen 3 und 4000 an. In Bezug auf die Rhede und den Hafen, dessen Leuchtthurm wir oben schon erwähnt haben, bemerken wir, daß der hiesige Moolenbau in den Jahren 1830 und 1831 ununterbrochen fortgesetzt worden ist. Mit den Handelsconjuncturen im Jahre 1830 war man im Ganzen sehr zufrieden; es wurden 38558 Last Weizen und 8232 Lasten Roggen, so wie bedeutende Quantitäten Hölzer aller Art ausgeführt. Nicht minder lebhaft und bedeutend war der Verkehr im Jahre 1831, trotz der Fesseln, welche der Communication durch die Sperrungsmaßregeln angelegt waren und durch die Störungen, welche die in der Stadt selbst ausgebrochene Krankheit veranlaßte. Von Seiten des Civils hat man hier eine Königl. Regirung, ein Provinzial-Steuer-Directorat, eine Landschaftsdirection, ein Kreisamt, ein Polizei-Präsidium, ein Hauptzollamt, ein Oberpostamt, ein Hauptsteueramt, ein Land- und Stadtgericht, ein Kommerz- und Admiralitätscollegium u. s. w. Den Magistrat dirigirt ein Oberbürgermeister, die Polizei leitet der Landrath und Polizeipräsident, das Fort Weichselmünde hat seine besondere Kommandantur; zu Neufahrwasser befindet sich eine von den Lootsenkommandeuren gebildete Hafenpolizei; auch ist in Danzig eine Provinzial-Erziehungscommission und ein Intelligenzcomtoir; in Neufahrwasser aber, wie schon bemerkt, ein Seehandlungs- und Salzcomtoir. Von Seiten des Militärs befindet sich hier ein erster und zweiter Kommandant, ein Divisionskommando, drei Brigadekommando's und eine dem großen Waffenplatz angemessene Garnison. Für die Gesundheitspflege sorgten im Jahre 1830 26 approbirte Ärzte; auch ist in der Stadt ein Hebammen-, Lehr- und Entbindungsinstitut. Sie zählt ferner 7 Hospitäler, ein Findelhaus, ein Pockenhaus ꝛc. Für die Ausbildung des Geistes und für die Erziehung sind verschiedene Lehranstalten, als ein Gymnasium oder die akademische Schule mit einer ansehnlichen Bibliothek, 1832 von 270 Schülern besucht, die Petri-, Pauli- und Johannisschule, zwei höhere Bürgerschulen, eine Schifffahrtsschule zur Ausbildung guter Steuermänner, verschiedene Elementar-, Töchter-, Frei-, Armen-, mennonitische- und jüdische Schulen. Im Jahre 1832 hat sich an diese Anstalten eine Handelsakademie angereiht, die aus einem Legat des im Jahre 1814 verstorbenen Kaufmanns Kabrun, zu welchem die hiesige Kaufmannschaft ansehnliche Zuschüsse hinzufügte, entstanden ist. Zu den Hilfsanstalten für die Wissenschaften und Künste gehören die hiesige naturforschende und physikalische Gesellschaft, die schon erwähnte Bibliothek, ein Mineralienkabinet, eine Gemäldesamlung (ebenfalls von dem patriotischen Kaufmann Kabrun hinterlassen) und die von M. v. Wolff schon vor langen Jahren errichtete Sternwarte. Auch zählt die Stadt 3 Buchhandlungen. Es erscheint hier eine Abendzeitung und das Amtsblatt der königl. Regirung. Unter den Vereinen zu wohlthätigen Zwecken wirkt höchst verdienstlich die Friedensgesellschaft (1830 unter dem Vorstande des Regirungs- und Schulrathes Dr. Jachmann). Schon seit mehren Jahren befindet sich hier eine Rettungsanstalt für Scheintodte und Verunglückte, seit dem Jahre 1829 ein Gewerbeverein, und seit dem Jahre 1830 ein Verein zur Besserung der Strafgefangenen und der verwahrlosten Kinder. Sehr zahlreich sind die Anstalten der Milde, wie das Waisenhaus, das große Spendenhaus, das Findelhaus ꝛc. Unter den wohlthätigen Stiftungen zeichnen sich die des schon mehrmals genannten Kaufmanns Kabrun vorzüglich aus. Auch befindet sich hier die Loge Eugenia zum gekrönten Löwen, eine Tochterloge von Royal York. Für das Vergnügen sorgen mehre gesellige Vereine, das Theater und einige besuchte Örter der Umgegend. Unter den vielen berühmten verdienstvollen und bekannten Männern, die hier geboren worden sind, nennen wir den Generallieutenant Salenmon, den Dichter Opitz, den Naturforscher Hanow, den Astronomen Hävel (Hevelius), den Kupferstecher und Zeichner Chodowiecky, den Geographen Averius, den Historiker Archenholz und den Opticus und Physikus Fahrenheit. In den nähern Umgebungen von Danzig gehört die schöne merkwürdige Abtei Oliva (s. d.

Art.) — das vielbesuchte und wohleingerichtete Seebad Zoppot, die Seebadeanstalt zu Bresen-Jenkau mit einer Erziehungsanstalt, — ein Silberhammer, — ein Kupferhammer, — eine Stahl- und Eisenwarenfabrik u. s. w. Weit bekannt durch ihre Fruchtbarkeit ist die Danziger Niederung und die Naturschönheit der Gegend um Oliva. Hier erhebt sich auch der Karlsberg, von welchem man eine herrliche Aussicht in die Landschaft über den belebten Hafen und bis weit hinein in die offene See hat. Zu der neueren Literatur über Danzig gehört Löschin's (Rector an der Johannisschule, von dem im Jahre 1822 auch eine Geschichte von Danzig erschien) Danzig und seine Umgegend, in verbesserter Ausgabe 1829. Plane der Stadt und ihrer Umgegend hat man von v. Gersdorf, von Sotzmann rc. — Werfen wir nach der Beschreibung des heutigen Zustandes von Danzig noch einige Blicke auf die frühern Verhältnisse dieser Stadt, so finden wir sie schon als einen ansehnlichen Ort des Landes in der Zeit, als der heilige Adalbert hier und in der Umgegend das Christenthum predigte. Wir sehen sie geehrt und gefürchtet im Bunde der Hanse und als eine der Quartierstädte desselben. Dem teutschen Orden verdankt sie die Anlegung der Neustadt. Blutige Kämpfe und Belagerungen stehen in den Tafeln ihrer Geschichte, und die Pest mit allen sie begleitenden Schrecken verödete sie zu verschiedenen Malen. Lange hindurch ehrte Danzig die Könige von Polen als Schutzherrn, und bis in die letztern Jahrzehnte des vorigen Jahrh. stand sie in eigenthümlicher Verfassung als ein reicher, blühender, selbständiger, merkantilischer Freistat da. Im Jahre 1793 wurde sie dem preuß. State einverleibt; im Jahre 1807 fiel sie, nach langer und tapferer Vertheidigung des nachmaligen Feldmarschalls Grafen v. Kalkreuth, in die Gewalt der Franzosen, deren Heerführer, der Marschall Lefebvre, von Napoleon mit dem Titel eines Herzogs von Danzig bekleidet wurde. Im Tilsiter Frieden wurde Danzig von neuem zu einer freien Stadt erklärt, aber die französische Herrschaft und die Befehlshaber der immer sehr starken Garnison ließen die Bewohner jene Freiheit sehr wenig genießen. Die lange Belagerung oder Blokade im Jahre 1813 durch die Russen brachte der Stadt neue Trübsale. Am 8. Febr. 1814 wurde sie von neuem ein Eigenthum und Bestandtheil Preußens, und seitdem ist sie der Hauptort des nach ihr benannten Regirungsbezirks, eine der vier Unterabtheilungen der Provinz Preußen. Seit jener Zeit hat sich der Wohlstand Danzigs wieder mächtig gehoben, nur kurze Zeit erwuchs ihr durch die Bedeutung Elbings ein Nebenbuhler. Aber auch die Stürme des Schicksals bedroheten von neuem die Stadt. Durch fürchterliche Sturmfluthen, die besonders in der Umgegend unendlichen Schaden anrichteten, wurde sie im J. 1829 ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, und 1831 war Danzig die erste preuß. Stadt, welche von der Cholera ergriffen wurde *). (*v. Zedlitz.*)

Dao s. Sunda-Inseln.

DAONA, Stadt in der indischen Halbinsel jenseit des Ganges, dem heutigen Malakka, am Flusse Daonas, der südöstlich von der Mündung des Besynga entspringt, und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Das umherwohnende Volk hieß Daonä oder Daones. (*H.*)

DAORIZI (bei *Strabo* 7, 315 und *Plin.* H. N. 3, 22., *Daorsei* bei *Liv.* 45, 26., Δαορσοί bei *Appian.* 3, 2., Δαούρσιοι bei *Ptol.* und Δάορσοι bei *Steph. Byz.*), ein Volk in Dalmatien, welches in der Nähe des Flusses Naro seinen Sitz hatte. Nach Appian hatte es seinen Namen von Daortho, einer Tochter des Illyrios. (S. Schweighäuser zu *Polyb.* 32, 18, 1.) (*H.*)

DAPHITAS, ein Grammatiker oder Sophist, dem sein beißender Witz das Leben kostete. Man erzählt, daß er, um Apollon dem Spotte Preis zu geben, zu Delphi gefragt habe, ob er sein Pferd — er hatte nie eins gehabt — finden werde. Er erhielt zur Antwort, daß er es finden, aber dadurch umkommen werde. Darüber spottend kam er zu Attalus, dem ersten König von Pergamus, der ihn wegen eines Spottgedichts auf denselben von einem Felsen herabstürzen ließ. Der Felsen hieß Pferd. (Valer. Max. I. 8. Externa 8.) Strabo (14. p. 925) hat das auf den Eunuchen Philetäros, der sich zuerst Pergamus unterwarf, bezügliche, den Attalus beschimpfende, Epigramm aufbewahrt, das einzige, welches von ihm übrig ist. (Anthol. gr. ed. Jacobs. T. III. p. 330.) Dabei sagt Strabo, Daphitas sei auf dem Berge Thorax bei Magnesia gekreuzigt worden, und ein Orakel habe ihn vor dem Thorax (Brust oder Harnisch) gewarnt. (*H.*)

Daphnä bei Pelusium s. Taphphanches.

Daphnäa und Daphnäos s. Daphne.

DAPHNE. 1) Eine Oreade, Prophetin der Gäa, als diese noch im Besitz des delphischen Orakels war. (*Paus.* 10, 5.) — 2) Tochter des thessalischen Stromgottes Peneios (Peneus) (*Ovid. Met.* 1, 452 fgg. *Hyg.* 203. nach Andern der Gäa und des Flußgottes Ladon, oder des Amikles *Schol. Lycophr.* 6.), wurde von Apollon mit seiner Liebe verfolgt; in der Angst flehte sie um Verwandlung, und sproßte zum Lorbeer, mit welchem seitdem der liebende Gott seine Schläfe kränzte, wovon er den Beinamen Daphnäos, der Lorbeerbekränzte, hat. Als solcher hatte er einen Tempel zu Daphne (s. den folgenden Art.); seine Schwester hatte als Artemis Daphnäa einen Tempel zu Sparta. Einer besondern Sage gedenkt Pausanias (8, 20). S. Leukippos. (*H.*)

DAPHNE, als Ortsname: 1) eine kleine wasserreiche Landschaft im obern Galiläa, im Stamme Naphthali. (*Joseph Bell.* 4. Anf.) — 2) Stadt in Lydien in der Gegend von Magnesia am Sipylus. (*Plin.* H. N. 5, 29.) — Am berühmtesten aber ist 3) Daphne in Syrien, ein südlich von Antiochia (s. dieses) am Orontes von den syrischen Königen angelegter Lustort mit schönen Gebäuden und einem zwei Meilen im Umfange haltenden Haine von Cypressen und Lorbeern, nebst einem dem Apollon und der Artemis geweihten Tempel. (Strabo p. 516. *Amm. Marc.* 19, 12. 22, 31 fg.) Der reizende Ort galt für einen Sitz der Wollüste. Pompejus, ergötzt von der Anmuth des Ortes und dem Reichthum

*) Mehres über Danzig, was man hier noch vermißt, liefert ein Nachtrag am Ende des D.

seiner Quellen, schenkte den Daphnensern die umliegenden Felder zur Vergrößerung des Haines. (*Eutrop.* 6, 14.) — 4) *Daphnes portus*, (Δάφνης λιμήν) war ein Hafenort am thrazischen Bosporus, 2 Meilen nördlich von Byzanz. (*Arrian Peripl.*) (*H.*)

DAPHNE *L.* (Seidelbast). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Thymeläen und der ersten Ordnung der achten Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch corollinisch, trichterförmig, vierspaltig, hinfällig; die Staubfäden in der Kelchröhre eingefügt; eine einsamige Steinfrucht. Die 32 bekannten Arten finden sich innerhalb und außerhalb der Wendekreise, am zahlreichsten in der gemäßigten Zone, meistens als Sträucher, doch auch baumartig. Im nördlichen Teutschland findet sich nur eine: D. Mezereum *L.* (gemeiner Seidelbast, Kellerhals), ein niedriger Strauch mit lanzettförmigen, glatten Blättern, welche erst nach den zu dreien beisammenstehenden Blüthen aus dem Stengel hervorbrechen. (Abb. Engl. bot. t. 1381., Fl. dan. t. 268., Schkuhrs Handb. Taf. 107., Sturm Teutschl. Fl. I, 8.) Dieser Strauch, welcher im ganzen gemäßigten Europa und im nördlichen Asien in Laubwäldern und auf Alpen (auf dem glarner Dödi bis zu einer Höhe von 7000′ über dem Meere) vorkommt, enthält in allen seinen Theilen einen scharfen Stoff (Daphnin), der sich vorzüglich in der fleischigen Hülle der Steinfrucht zeigt. Diese wirkt daher heftig brechenerregend und abführend, und war ehedem officinell (Sem. Coccognidii). Die Rinde des Stämmchens wird noch jetzt als blasenziehend häufig benutzt (s. den folgenden Art.). Auch als Zierstrauch in Gärten ist der Kellerhals zu empfehlen, da seine frühzeitig (im April) erscheinenden rosenrothen Blüthen und die scharlachrothen Steinfrüchte ihm ein schönes Ansehen geben. Eine andere sehr nutzbare Art dieser Gattung ist D. cannabina *Lour.* (Coch. p. 291), ein Baum mit ablang-lanzettförmigen Blättern und doldenförmigen gelben Blüthen. Die Rinde und Wurzel dieses in Cochinchina und Nepal wachsenden Baumes werden als reinigend und auflösend, die Rinde zur Bereitung eines sehr guten Papiers gebraucht. Innerhalb des Stammes nahe an der Wurzel finden sich häufig Stückchen einer harzigen Substanz, welche dem Aloëholz ähnelt. Ebenfalls zur Verfertigung von Papier wird die Rinde von D. Bholua *Hamilt.* (Don prodr. p. 68.) in Nepal benutzt. (*A. Sprengel*)

DAPHNE (chemisch und medizinisch): 1) D. alpina, Alpenseidelbast; a) die Rinde davon enthält, nach C. G. Gmelin, Bär [1]) und Vauquelin [2]) außer Holzfaser und einem in Wasser löslichen, und durch Weingeist, nicht durch Gärbstoff fällbaren, bei der Zersetzung vieles Ammonium liefernden Schleim, röthlich braunen Bitterstoff, eine eigene bittere, krystallisirbare Substanz (s. Daphnium), ein scharfes, grünes Weichharz, und ein scharfes, mit dem Wasser übergehendes Princip (ursprünglich ein flüchtiges Öl). In dem Zeitpunkte des Wachsthums, wo die Daphnien das meiste flüchtige Öl enthalten, müssen sie auch am wirksamsten seyn. So wie dieses Öl nach und nach zu Harz wird, nimt die reizende Kraft derselben ab. Wenn jedoch ein gewisser Antheil dieses Harzes ausgebildet ist, so hindert dieser die Veränderung des übrigen Öls, weshalb auch alte Seidelbastrinden noch auf die Haut wirken. Den durch Äther ausgezogenen scharfen Stoff, welcher weder kalisch noch sauer, sondern harzig und flüchtig ist, begleitet, nach Dublanc Chlorophyll und ein in Äther weniger lösliches Halbharz. Die entfernteren Bestandtheile der Seidelbastrinde sind: Kieselerde, phosphor- und oxalsaurer Kalk nebst Eisenoxyd.

b) Die Blätter und Blumen haben dieselben Bestandtheile, nur weniger scharfen Stoff und weniger Daphnium.

2) a) Die Rinde der Daphne Thymelea s. Gnidium *L.* verhält sich, wie Nr. 1, a.; nur fehlt ihr das Daphnium. Sie gibt, gleich D. Laureola *L.* und andern Daphnearten den Seidelbast (s. weiter unten).

b) Die Früchte, grana Gnidia, besitzen eine ungemeine Schärfe, und galten sonst für ein drastisches Purgirmittel.

c) Die geschälten Samenkörner gaben Gehlen [3]) durch kaltes Auspressen ein strohgelbes, etwas nach Canthariden riechendes Fettöl von erst mildem, dann stark brennendem Geschmack, das vom Alkohol nicht so vollkommen als vom Schwefeläther aufgelöst wird. In die Haut eingerieben, sowol für sich, als mit Ätzammonium zu einem Liniment gemacht, reizt es diese stark genug. In den ganzen Samen fand Göbel [4]) auch Daphnium.

3). Daphne Mezereum, Kellerhals; a) ihr Samenkern enthält, nach Celinsky [5]), 1 Schale, 1,5 Stärkmehl, 2 Schleim, 33 Kleber, 1,5 Eiweißstoff, 0,5 Extractivstoff, 36 scharfes Fettöl und 4,8 Verlust.

b) Die äußere Schale der Samen gab Willert [6]), außer Holzfaser, Schleim, Gärbstoff und Extractivstoff, auch Harz und ein bei der Destillation mit übergehendes, hautröthendes Princip.

c) Das Fleisch der Beeren besteht, nach Ebendemselben a. a. O., aus 1,5 Schleim, 0,6 blaßrothem Satzmehl, 0,2 flockiger Absonderung, 0,2 körniger Absonderung, 4,2 säuerlich bitterlichem Extractivstoff, 82,4 Wasser und 10,4 hülsigem Rückstand (keine Spur von scharfem Stoff).

d) Die Rinde, cortex Mezerei, ist dünn, zähe, mit einer feinen, rothbräunlichen, ins Grünliche spielenden Epidermis bedeckt, hat innen einen weißen, leicht in Streifen theilbaren Bast, keinen Geruch, aber einen sehr scharfen, brennenden Geschmack. Nach C. G. Gmelin und Bär [7]) besteht sie aus Wachs, scharfem Harze, oder vielmehr einer harzähnlichen Materie, aus Daphnium,

1) S. Schweigger's Journal. V. S. 2. 2) S. Stolze's Berlin. Jahrbuch für die Pharmacie. XXVII. 1. S. 179. und Buchners Repertor. XIX 3.

3) S. neues Berlin. Jahrb. für die Pharmacie. II. S. 54. 4) S. Buchners Repertor. der Pharmacie. VIII. 2. 5) In Pfaff's Syst. der Mater. med. III. S. 497 ꝛc. 6) S. ebendaselbst. 7) In Schweiggers neuem Journ. für die Chemie und Pharmacie. 1822. III. 1. S. 1. ꝛc. und in Stolze's Berl. Jahrb. für die Pharmacie. XXIII, 1. S. 188. XXVI, 2. S. 66.

(das hier, nach Göbel, an eine eigene Säure Coccognins äure von ihm genannt, gebunden ist), freier Apfelsäure, apfelsaurem Kali, Kalk und Bittererde, gelbfärbendem Princip, süßer Substanz, Gummi, braunrothem Extractivstoff, Holzfaser, Kieselerde, phosphorsaurem Kalk nebst einer Spur von dergleichen Kali, etwas Eisenoxyd und einer Spur mit Apfelsäure verbundener Alaunerde. — Coldefy-Dorly gewann aus 3 Pfund Rinde fast 9 Drachmen blasenziehendes Harz von schön dunkelgrüner Farbe, butterartiger Consistenz und außerordentlich brennendem Geschmack. Es ist größtentheils löslich in kaltem, absolutem Alkohol, sehr löslich in Schwefeläther, Fett- und Ätherölen. In größern Gaben verschluckt, erregt der Seidelbast Brennen und Blasen auf der Zunge, Wundwerden und Zusammenschnürung des Schlundes, Erbrechen, Magenschmerz und Entzündung, reißendes Grimmen in den Gedärmen, häufigen, aber weniger dünnen Stuhlgang, Harnbrennen, Bluthaenen, Schleimabgang aus Harnröhre und Mutterscheide, Engbrüstigkeit, trockenen Husten, Brustschmerzen, Nasenbluten, Zusammenziehung der Pupillen, Herzklopfen, Ohnmachten, Schwindel, lang anhaltende äußere Kälte mit heftigem Durst, Knochenschmerz, besonders am Schädel, Schläfrigkeit, unruhigen Schlaf, Brennen und Jucken über den ganzen Körper rc. Überhaupt wirkt er schneller, wenn er in den Magen kommt, als am entblößten Zellgewebe angebracht.

Zum innerlichen Arzneigebrauch (entweder für sich allein in Decoct, 2 Drachmen mit 3 Pfund Wasser bis auf 2 eingekocht, und davon Anfangs täglich ½ Pfund, nach und nach mehr zu nehmen; oder mit Sarsaparillo, Klettenwurzel, Saponarba oder Seidelbastsyrup rc.) hat man sie, doch vorzugsweise die im Spätherbste von den jüngern Sträuchen genommene, kurze, platte, federkielsdicke, innen holzige, weiße, außen mit einer blaßgelben oder gelbbräunlichen Rinde, in der vornehmlich das wirksame Princip liegt, umgebene Wurzel, und davon noch einmal soviel zu einem Absude, als von der Rinde, bei Haut- und Knochenkrankheiten überhaupt, besonders syphilitischer Art, zur Unterstützung der Quecksilberkur und bei hartnäckigen, gichtischen Zufällen mit Recht empfohlen.

Äußerlich verursacht sie, frisch, oder die getrocknete mit Wasser befeuchtet und biegsam gemacht, brennende Röthe und Blasen auf der Haut, und bei längerm Liegen, Zerstörung derselben. Man hat sie als Umschlag bei Knochengeschwülsten und Gichtknoten, und den Absud davon bei Krebsgeschwüren angerathen. Häufiger aber bedient man sich derselben als eines hautröthenden, und seröse Feuchtigkeiten herbeiziehenden Mittels, um zumal einen langsamen aber dauernden Gegenreiz auf der Haut, am liebsten des Oberarms anzubringen, wo man ein mit Wasser angefeuchtetes Stück der Rinde von etwa einem Zolle ins Gevierte, Morgens und Abends ein frisches, mit der innern Fläche befestigt, und bis zum Wundwerden und Näßen der Hautstelle, insgemein 3 bis 4 Tage liegen läßt. Die seröse Absonderung unterhält man mit den übergelegten Blättern von Wegerich rc., verbindet aber, bei zu starkem Reiz und Ausfluß, mit Wachs- oder Zinksalbe. Um einen constantern Reiz zu bewirken, legt man wenn die erste Stelle vertrocknet war, neben dieselbe ein frisches Stück Seidelbast. Das blasenziehende Rindenharz (s. oben), wirkt in Pflasterform für sich zu langsam, aber mit wenigem Cantharidenpulver desto schneller und sicherer.

Das Unguentum Mezerei, nach der polnischen Pharmacopöa aus der frischen Rinde bereitet, ist ein milderes Zugmittel. Die Bereitungsart desselben von Lugol und Guibourt aus 1 Drachme Extr. cort. Mez. alcoholisatum, 9 Unzen Schweinefett und 1 Unze Wachs zusammengeschmolzen, s. in Geigers Magaz. für Pharm. 1829. Okt. S. 84., jene von Peters in Brandes's Archiv rc. XXXII. S. 117., und eine dritte in Hufelands Journ. der prakt. Heilkunde. 1830. Jan. Nach Dublanc soll der durch Äther ausgezogene scharfe Seidelbaststoff mit seinem zwanzigfachen Gewicht Fett die beste blasenziehende Salbe geben.

Zu Drouot's blasenziehendem Taffet nimt man eine aus ¼ Unze zerschnittener Seidelbastrinde und 2 Unzen Essigäther durch achttägige Infusion bereitete Tinctur und eine mit ebensoviel Essigäther und 1½ Unze Canthariden durch achttägige Infusion erhaltene Essenz, zieht über den Rückstand der letzten nochmals die erste durch mehrtägige Infusion ab, und vermischt beide Tincturen, löst darin 2 Drachmen Colophon auf, und trägt das Ganze auf 1 Stück gegummten Taffet von 4 Fuß Länge und 10 Zoll Breite auf.

Zum Drouot'schen blasenziehenden Papier nimt man 1 Unze von der obigen Seidelbasttinctur, und 2 Drachmen Canthaѕideneѕsenz mit Colophonzusatz, und bestreicht mit der Masse stark geleimtes Conceptpapier.

Noch dient zu hautröthenden Einreibungen Dorly's Seidelbasttinctur und Salbe (s. Buchners Repertor. rc. XXIII.). (*Th. Schreger.*)

DAPHNE (Mollusca), Name des Thieres der Muschelgattung Arca, deren Typus A. Noae bei Poli (Testacea utriusque Siciliae. Parmae 1791). (*D. Thon.*)

DAPHNEPHORIA, ein von den Böoziern alle neun Jahre dem Apollon Ismenios oder Galaxios gefeiertes Fest; ohne Zweifel ein Sonnenfest. Mit Lorbeer- und Blumenkränzen wurde ein Olivenzweig, Kopo genannt, umwunden, auf dessen Spitze eine eherne Kugel angebracht war, von welcher noch andere kleine Kugeln herabhingen. Gegen die Mitte war eine kleinere Kugel, als die auf der Spitze, befestigt und der Zweig mit 365 purpurnen Bändern behangen; der untere Theil war mit einem safranfarbigen Tuche bedeckt. Nach Proklos waren die obere Kugel Symbol der Sonne, die mittlere des Mondes, die kleinern Kugeln der Sterne oder Planeten, und die Zahl der Bänder deutete auf den jährlichen Lauf der Sonne. Diesen Zweig trug im feierlichen Umgange ein Knabe, der von edler Abkunft, schön und nicht verwaist seyn mußte. Ein langes kostbares Gewand floß ihm bis auf die Knöchel herab, sein Haar umflog frei die Schultern, sein Haupt bedeckte eine goldene Krone, und an den Füßen trug er eine besondere Art von Schuhen, welche, nach ihrem Erfinder, Iphikratides hie-

ßen. Diesem Knaben folgte zunächst der Daphnephoros, der Lorbeerträger, der den Zweig nur berührte, und ihm folgte der Chor von Jungfrauen mit Zweigen in den Händen. So begab sich der Zug zum Tempel Apollons, wo ihm zu Ehren Hymnen angestimmt wurden. (Procl. Chrestom. p. 348. Sylb. — Hesych. und das. Albert.) (*H.*)

DAPHNIA, *Müller* (Crustacea). Diese Gattung gehört nach Desmarest (Considérations générales sur la classe des Crustacés. Paris 1825. p. 365.) zur Ordnung Lophyropa, nach Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 164) unter die Abtheilung Entomostraca und in die erste Ordnung derselben, Branchiopoda.

Der Körper dieser Thiere ist länglich, zusammengedrückt und steckt deutlich in einer Schale. Diese Schale ist zweiklappig, wie eine Muschelschale, steht mit der Haut in Verbindung, ist durchscheinend, hat die Öffnung am Bauch und das Gelenke (Schloß) auf dem Rücken. Der Kopf ist von mittlerer Größe, deutlich vom Körper unterschieden, besonders auf der untern Seite, ist mehr oder weniger in einen eingebogenen Rüssel verlängert, der zugespitzt oder stumpf ist. In seinem Innern sitzt ein einziges Auge, welches nur mittelmäßig entwickelt ist, es besteht aus einer kugligen Haut (allgemeine Hornhaut), die ungefähr ein Dutzend kleiner durchsichtiger Kreise (Crystallinsen) umschließt, welche durch einen schwarzen Grund gehoben werden (retina und pigmentum). Der Mund liegt unterhalb an der Wurzel des Rüssels. Latreille betrachtet mit Ramdohr den untern Theil des Kopfs, welchen Strauß für eine Lefze ansieht, als verlängertes Kopfschild und nennt Lippe denjenigen Theil, welchen der letztere als hintern Lippenlappen betrachtet. Unmittelbar unter diesem Theile befinden sich zwei Mandibeln (Ramdohrs innere Kiefern), welche sehr stark, palpenlos, senkrecht nach vorn gerichtet sind und auf zwei horizontalen Maxillen (Ramdohrs äußern Kiefern) liegen, welche in drei starke, hornartige, rückwärts gekrümmte Haken auslaufen [1]). An den zehn Füßen ist das zweite Glied blasenartig, die acht ersten endigen in eine ruderförmige Ausbreitung, welche an den Rändern mit Haaren oder Bartfäden kronen- oder kammförmig besetzt sind. Die beiden vordern scheinen besonders zum Ergreifen der Nahrung bestimmt zu seyn, weswegen sie Ramdohr für äußere und innere Palpen ansieht, auch hält sie Latreille und Desmarest für Branchien. Die beiden letzten Füße haben einen etwas abweichenden Bau, und Ramdohr unterscheidet sie deswegen unter dem Namen von Scheren. Der Hinterleib oder der eigentliche Körper ist in acht Ringe getheilt, und zwischen den Schalenklappen vollkommen frei, das Ende ist nach unten eingebogen und läuft in zwei, nach hinten gerichtete, kleine Haken aus. Der sechste Leibesring zeigt oben eine Reihe von vier Warzen, welche Zähnchen bilden und der vierte hat eine Art von Schwanz. Was den innern Bau betrifft, so ist der Schlund eng, steigt von unten nach oben und von hinten nach vorn. Der Magen oder vielmehr der cylindrische Darm ist ziemlich weit und wie der Körper in seiner ersten Hälfte fast horizontal, sich mit dem hintern Körperende auch nach unten biegend. In ihn münden zwei Arten von Blinddärmen. Die Eierstöcke liegen längs der Seiten zwischen dem ersten und vierten Ring und öffnen sich einzeln am Rücken in eine Höhle (Uterus *Jurine*), welche zwischen der Schale und dem Körper liegt, in welcher die Eier einige Zeit, nachdem sie gelegt sind, bleiben.

Müller hat mit dem Namen Ephippium einen großen, dunkeln, rechteckigen Flecken belegt, welcher zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders im Sommer, nach dem Häuten der Weibchen an dem obern Theile der Schalen sich zeigt und den Jurine für eine Krankheit hält. Nach Strauß besteht dieser Fleck aus zwei eiförmigen, durchsichtigen Blasen, eine vor der andern liegend und mit denen der andern Seite zwei kleine eiförmige Kapseln bildend, welche sich wie eine zweiklappige Samenkapsel öffnen. Dieser Fleck theilt sich wie die Schalen, zu denen er gehört, in zwei seitliche Hälften, welche durch eine Längsnath an ihrem obern Rande vereinigt sind. Sein Inneres zeigt einen andern ähnlichen, kleinern mit freien Rändern, der vielleicht der obere ist, welcher an den Klappen sitzt, deren beide Hälften, in einer Schloßfuge aufeinander laufend, die nämlichen Blasen wie die äußern Klappen zeigen. Jede dieser Kapseln umschließt ein Ei mit einer hornartigen, grünlichen Schale, welches übrigens den gewöhnlichen Eiern ähnlich ist, nur daß es längere Zeit zur Entwickelung braucht und unter dieser Gestalt den Winter hindurch bleiben muß. Zur Zeit der Häutung wird das ephippium, so wie die in ihm enthaltenen Eier mit der Schale abgeworfen und dient nun diesen als Schutz im Winter. Über die weitere Veränderung dieser Eier siehe weiter unten.

Die Männchen, wenigstens derjenigen Arten, welche Strauß beobachtete, sind von den Weibchen sehr verschieden. Der Kopf ist verhältnißmäßig kürzer, der Rüssel tritt weniger vor, die Schalenklappen sind weniger frei und oben weniger gewölbt und klappen vorn dergestalt auseinander, daß eine weite, fast zirkelförmige Öffnung entsteht. Die Fühler sind viel größer und gleichen zwei nach unten gerichteten Hörnern, welche Müller für Geschlechtsorgane hält. Strauß hat diese Geschlechtsorgane nicht auffinden können, doch bemerkte er, daß die das letzte Glied endigende Klaue der zwei vordern Füße (der zweiten, wenn man die Ruder als die ersten betrachtet) viel größer ist, als bei dem Weibchen, daß sie die Form eines großen Hakens hat, und daß auch die Borste des dritten Glieds verhältnißmäßig viel länger ist. Diese Haken dienen um das Weibchen fest zu halten. Die Drüsen des sechsten Körperrings sind viel kleiner und erscheinen bei jüngern Exemplaren nur als Höckerchen. Hinsichtlich der untern Fühler, welche bei dem Männchen länger sind, gleichen sich die Geschlechter so ziemlich, die beiden Klappen der Schale endigen sich bei dem einen wie bei dem andern in einen nach unten gebogenen, auf der untern Seite gezähnelten Griffel,

1) Einige Abweichungen von obigen Angaben s. u. bei Daphnia sima.

welcher fast so lang ist als die Schalenklappen, der aber bei jeder Häutung sich dergestalt verkürzt, daß er bei den Erwachsenen nur eine kurze Spitze bildet.

Das Nervensystem der Daphnien ist allerdings bei diesen kleinen Thieren schwer zu beobachten, indessen gibt Strauß darüber folgende Auskunft. Das Gehirn liegt im hintern Theil des Kopfs vor dem Ösophagus und besteht aus zwei Lappen, welche neben einander liegen. Aus dem obern und vordern Theil ihrer Verbindung entspringt der Sehnerve als ein ganz kurzer Stamm, der nach dem Auge geht und bald zu einem Nervenknoten anschwillt, der ein Bündel kleinerer Nerven in das Innere des Augapfels abgibt.

Das Circulationssystem besteht in einem Herz, welches im Rücken des ersten Körperrings liegt, es ist ein eiförmiges, mit seinem vordern Ende angeheftetes Bläschen, aus welchem wahrscheinlich eine Pulsader entspringt. Die Zusammenziehungen dieses Herzens sind schnell und folgen in gleichen Zeiträumen; Strauß zählte in einer Minute 260 Schläge.

Nach Strauß's Beobachtungen sind die Daphnien hinsichtlich ihres Respirationssystems sehr von der Gattung Cypris, mit welcher man sie sonst immer zusammenstellte, verschieden und wahre Branchiopoden; er will deswegen aus den Gattungen Cypris und Cythere eine eigene Ordnung gebildet wissen, Ostrapoda, welche auch Desmarest angenommen hat, und die dadurch charakterisirt ist, daß die Respirationsorgane am Munde liegen und die übrigen Füße nur Gangfüße sind.

Die Daphnien sind in stehendem Wasser sehr häufig, manchmal in solcher Menge vorhanden, daß sie demselben ihre eigene Farbe mittheilen, so daß namentlich der sogenannte Wasserfloh manchmal Veranlassung gegeben hat, Blut im Wasser zu vermuthen. Ihr Schwimmen ist mehr eine Art von Springen, wobei ihnen die schnelle Bewegung ihrer Arme besonders behilflich ist.

Die Nahrung dieser Crustaceen besteht in andern kleinen Thierchen und in vegetabilischen Substanzen, wie sie sich häufig in stehenden Wassern finden; sie bringen sie zum Munde, indem sie das durch die oben gedachte Lücke zwischen ihre Schalen eintretende Wasser durch ihre eigentlichen Füße in eine wirbelförmige Bewegung setzen. Im Frühjahr und Sommer sind sie beständig mit dem Ernährungs- und Fortpflanzungsgeschäft beschäftigt, aber im Winter ruhen oder schlafen sie im Schlamme begraben. Auch im Sommer kommen oft Zeiten vor, wo die Sümpfe austrocknen und sie dann Monate lang im Schlamme begraben liegen, ohne durch das Austrocknen ihr Leben zu verlieren; denn sowie nur durch Regen wieder Wasservorrath eintrit, erscheinen sie sogleich wieder in Menge.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß die Daphnien Zwitter wären, aber die Beobachtungen von Müller und noch mehr die von Jurine haben bewiesen, daß sie getrennten Geschlechts sind, daß die Männchen nur zu einer bestimmten Jahreszeit erscheinen, und daß eine einzige Begattung hinreicht, um die Weibchen auf mehre Generationen zu befruchten, ja die Zahl der letztern steigt bis auf sechs. Bei der Begattung, welche höchstens acht bis zehn Minuten dauert, nimt das Männchen zuerst seinen Platz auf dem Rücken des Weibchens und erfaßt es mit den langen Fäden der vordern Füße, dann begibt es sich nach dem untern Rand der Schale und indem es mit der seinigen der Öffnung der weiblichen naht, bringt es seine Fäden in dieselbe, so wie die Haken, mit welchen diese Füße versehen sind, hierauf nähert es seinen Schwanz dem des Weibchens. Dieses sucht anfangs dem Männchen zu entgehen, indem es mit großer Geschwindigkeit herumschwimmt und seine Last mit sich trägt, aber bald hernach ergibt es sich dem Männchen, und nun scheint die Begattung statt zu finden. Die sehr hitzigen Männchen verfolgen ohne Unterschied alle Weibchen, selbst diejenigen, die sich in Begattung befinden, oder schon Eier mit sich herumtragen. Nach der Befruchtung bei den Weibchen, welche sich mit Männchen begattet haben, oder nach der Häutung bei denjenigen Weibchen, welche noch von der Begattung ihrer Mütter u. s. w. befruchtet sind, zeigt sich in den Eierstöcken je nach der Jahreszeit eine grüne, rosenrothe oder braune Materie, welche sich in die auf dem Rücken gelegene Höhle zwischen Körper und Schale begibt und daselbst in runden Kugeln, welche Eier werden, absondert. Diese Eier entwickeln sich nach der Jahreszeit mehr oder minder rasch und zwar rascher im Sommer. Im Winter sieht man am ersten Tage das Ei aus einer mittlern Blase gebildet, welche von andern kleinern umgeben ist, deren Zwischenräume mit kleinen gefärbten Theilchen besetzt sind; vom zweiten auf den dritten Tag wird das Äußere des Eies durchsichtig, weil die gefärbten Theilchen sich mehr nach dem Mittelpunkt begeben, und vom vierten und fünften Tage an vergrößert sich das Ei mehr und nimt eine eiförmige Gestalt an. Erst am sechsten Tage zeigt sich der Fötus mit vom Körper getrennten Armen; am siebenten kann man die Spuren der eigentlichen Füße und des Kopfs unterscheiden; am achten erscheint das Auge zuerst in zwei gleiche Theile getheilt, und man bemerkt zuerst den Darmkanal; am neunten werden alle Theile sichtbarer, das Auge erscheint schwärzer und netzförmig; am zehnten ist die Entwickelung des Fötus vollendet und er trit aus dem Mutterbehältniß heraus, dessen Ausgang sich durch Erhebung des Schwanzes der Mutter öffnet und fängt an im Wasser herumzuschwimmen. Er ist in diesem Zustande nur darin von ältern Individuen verschieden, daß seine Schale nach hinten sehr verlängert ist.

Das Thierchen wächst nun bald, und so wie es an Größe zunimt, häutet es sich mehrmals und wirft dabei auch die Haut ab, welche seine feinsten Theile überzieht. Wenn diese Häutungen statt haben sollen, so heftet es sich mit den vordern Füßen an irgend einen Gegenstand an oder es kriecht in den Schlamm, wo es sich ganz ruhig verhält. Der Kopf trit bei der Häutung zuerst hervor, die Füße, so wie die Mandibeln und die ästigen Arme zuletzt, aber alles geschieht mit einer ausnehmenden Schnelligkeit. Nach der Häutung ist das Thier keineswegs erschöpft, sondern vielmehr viel lebhafter als vorher. Die Häutungen folgen schnell aufeinander und zwar im Sommer schneller als im Winter. In jener

Jahreszeit folgen die Häutungen von zwei zu zwei Tagen, manchmal auch erst nach drei Tagen, im Winter beträgt der Zwischenraum acht bis zehn Tage, und so folgen sich die Häutungen während der ganzen Lebenstage des Thieres.

In den Monaten Juni und Juli ist die Thätigkeit der Entwickelung der Daphnien so stark, daß die kleinen Weibchen schon in dem Alter von sieben Tagen und nach dreimaliger Häutung ihre Eierstöcke mit grüner Materie gefüllt haben, welche schon am achten Tag in das Mutterbehältniß übergeht und sich in Eier verwandelt, aus welchen die Jungen den zehnten Tag ausschlüpfen. Die Fortpflanzung erfolgt nun, mit Beziehung auf die Häutung, von zwei zu zwei oder von drei zu drei Tagen, je nachdem die Jahreszeit weiter gegen den Winter vorrückt. Die Zahl der Jungen, welche bei jeder Fortpflanzung erscheinen, ist sich selten gleich, zuerst erscheinen selten mehr als sechs, doch wächst die Zahl später und wenn das Weibchen seine vollständige Entwickelung erreicht hat, so sieht man nicht selten achtzehn Junge auf einmal in dem Mutterbehältniß.

Die Männchen finden sich in dem Verhältniß zu den Weibchen nur in geringer Anzahl; man bemerkt sie im Frühjahr und im Sommer nur selten, dagegen sie sich im Herbst häufiger zeigen, wahrscheinlich weil dann ihre Gegenwart zu Erhaltung der Gattung nothwendiger ist.

Von den Arten dieser Gattung führen wir folgende an:

1) D. Pulex, *Linné* (Monoculus — Pulex aquaticus arboreus, *Swammerdam* Biblia nat. t. 31. Daphnia pennata *Müller* Entomostraca t. 12. f. 4—7. Schäffer, die grünen Armpolypen u. s. w. t. 1. f. 1—8. Federborstiges Oshorn, *Schransk* Fauna boica III. 1. p. 264). Der gemeine Wasserfloh.

Diese ist eine der gemeinsten Arten und diejenige, an welcher die meisten, auch die oben angeführten Beobachtungen angestellt worden sind. Sie findet sich sehr häufig in Sümpfen und stehenden Wassern und hält sich in der Nähe des Ufers oder der im Wasser befindlichen Körper auf. Die Größe dieses Thierchens beträgt nur eine Linie und die Farbe ist im Frühjahr roth, im Sommer rosenfarb, in den übrigen Jahreszeiten grünlich weiß; der Kopf ist von mittlerer Größe und vom Rücken nicht durch eine Querfuge getrennt, die Schale läuft hinten in eine Spitze aus.

2) D. sima, *Müller* (Entomostraca t. 12. f. 11—12. Monoculus exspinosus, *Degeer* Memoires VII. t. 27. f. 9—13. M. laevis, *Fabr.* Ent. syst. II. p. 492. D. vetula, *Straufs* in Memoires du Museum d'hist. nat. V. pl. 29. f. 25—26).

Diese Art ist nur ½ Linien lang. Der Kopf viel kleiner und weniger spitzig, als an dem gemeinen Wasserfloh; der hintere Theil der Schale ist zugerundet und nur mit schwachen, kaum bemerkbaren Querlinien versehen.

Dies ist diejenige Art, an welcher Gruithuisen den Kreislauf beobachtet hat. Die von diesem Naturforscher in den Verhandlungen der K. Leop. Carol. Akademie d. N. XIV. 1. p. 397. t. 24. über diesen Gegenstand sowol als über die anatomische Beschaffenheit dieses Thierchens überhaupt gemachten Mittheilungen führen wir hier um deswillen etwas ausführlicher an, da diese Beobachtungen mitunter von denen abweichen, welche Jurine, Strauß u. a. machten und auf welche die obigen Angaben sich gründen.

Der Kopf hat im Ganzen eine nierenförmige Gestalt, ist durchsichtig und sitzt quer über den Schalenklappen, von denen er nicht bedeckt wird. Am obersten und vordersten Theile desselben sieht man die beiden schwarzen Augen, welche linsenförmig gestaltet und an den platten Seiten zusammengewachsen sind, weshalb es unrichtig ist, wenn einige diese Thiere unter die Monoculi zählen, auch sind diese Augen an der jedesmaligen Außenfläche mit kleinen hellen Bläschen, welche die Stelle optischer Linsen vertreten, über und über besetzt, und der zu ihnen gehende Sehnerve ist mehrfach und vereinigt sich pyramidalisch in eine Spitze zusammenlaufend, rückwärts mit dem Gehirn, welches hier nicht sichtbar ist, aber bei einigen andern Daphnien-Arten eine birnförmige Gestalt besitzt. In der Mitte des Kopfes bemerkt man zwei gelbe Körper, die sehr wahrscheinlich der Leber höherer Thiere analog sind und eine gebogene cylindrische Gestalt haben, mit der sie den Ösophagus umgeben, der sich am untersten vordersten Theile des Kopfs in den Mund des Thieres endigt, an welchem die sich meist zwischen den Klappen verbergenden Freßspitzen stehen, und über welche an jeder Seite ein schwarzer Punkt liegt, der wol auch ein Auge seyn kann. Etwas vorwärts an der Basis des Kopfes oder dem eigentlichen Halse sind zu beiden Seiten die zwei Arme befestigt. Jeder dieser Arme besteht aus einem Stamme und aus zwei etwas kürzeren Ästen, von welchen jeder aus drei gleich langen Gliedern zusammengesetzt ist. Zwischen den zwei untern Gliedern ist in der Regel ein dreigliederiges Haar, welches abermals mit kleinen Härchen gefiedert ist, befestigt, und auf dem letzten Gliede stehen oben an drei bis vier solcher gegliederter Haare. Da aber an den von Gruithuisen beobachteten Exemplaren bald da bald dort eins oder zwei dieser Härchen fehlten, so glaubt er, daß, wenn sie in vollständiger Anzahl vorhanden wären, auf jedem Äste ihrer sieben sitzen müßten. Zuweilen scheint sogar das oberste Glied eines Astes verloren zu seyn, in welchem Falle dann das zweite Glied fünf Haare zu tragen pflegt. Diesen Organen gleichen im Allgemeinen die Branchien der Daphnien, welche durch die Klappen stets bedeckt sind, und durch deren Bewegung sie infusorische Thierchen mit einem Strome von Wasser gegen den Mund und zwischen die Klappen in ihr Inneres treiben und rückwärts wieder ausstoßen können, bei welcher Gelegenheit das Thier durch den Mund das Nahrhafte zu sich nimt und durch das Umspühlen des sauerstoffreichen Wassers, sowol in den Branchien, als in dem innern organischen, häutigen, mit Capillargefäßen versehenen Überzuge, den eigentlichen Act der Respiration veranlaßt, wovon Gruithuisen sich dadurch überzeugte, daß das Thier nach jedem gewaltsamen Bewegungsversuche, aus dem engen Gefängnisse zu entkommen, eine Zeit lang die Branchien schnell bewegte, um den in Stocken gerathenen Kreislauf wieder in Gang zu bringen. Die Gestalt dieser Branchien war

bei ihrer steten Bewegung und bei dem Gewirre, welches sie bilden, nicht auszumitteln, nur so viel ist gewiß, daß sie an ihren Enden mit feinen Häkchen gefiederte Bewegungshaare haben. Gruithuisen findet es deswegen Unrecht, daß Müller die Daphnien nach diesen sogenannten Füßen eingetheilt habe, da dieselben so schwer zu bemerken sind.

Der Darmkanal und Hintertheil (der Schwanz nach Müller, der Klauenfuß nach Schäffer) sind mit einander innigst verbundene Theile. Der Darmkanal beginnt am Munde und endigt am After, welcher nur durch das Entledigen des Kothes aufgefunden werden kann und sonst nie sichtbar ist. Bei wohlgenährten Thieren ist der Darm immer ganz mit Nahrungsbrei angefüllt, der dann durch die peristaltische Bewegung oft auf- und absteigt; übrigens meint Gruithuisen, sei es leicht abzusehen, daß dieser einzelne Fuß nichts anderes ist, als der Körper dieses Thieres, welchem auch die Branchien und das Herz gehören, und dessen Gelenk und zwei Klauen, wovon eine oft abfällt, nur zum Fortschieben durch enge Pässe, wo das Schwimmen unmöglich ist, eingerichtet sind. Die beiden an diesem Gelenke befindlichen und während der Biegung aus den Klappen vorstehenden Haare dienen ohne Zweifel zu einem Tastorgan, wie bei einigen Säugthieren der Bart.

Die beiden am vordern Rande behaarten Klappen dieser Daphnia sind bei ausgewachsenen Individuen braun und wenig durchsichtig, bei jungen aber so durchsichtig, daß man den ganzen Blutkreislauf darin und im ganzen Thiere wahrnehmen kann. Die innern Flächen dieser Klappen sind mit einem häutigen Mantel ausgekleidet. Einen Kopfschild, wie ihn Schäffer beschreibt, hat Gruithuisen weder bei jungen noch alten Thieren wahrnehmen können, und er vermuthet, daß diese Ansicht nur eine auf besonderer Färbung beruhende Täuschung sei. Die Klappen werden bei alten, eben von Jungen entbundenen Individuen unverhältnißmäßig groß.

Der Eierstock befindet sich im hintersten Raume der Klappen und enthält oben die minderzeitigen Eier, während von den untern gar oft die jungen Daphnien auszuschlüpfen beginnen.

Das Gefäßsystem und der Kreislauf ließen sich bei jungen Individuen dieser Art sehr gut unterscheiden und Gruithuisen hat eine erläuternde Zeichnung davon geliefert, die hier, leider! nicht mitgetheilt werden kann. Der Beobachter nimt ein arterielles und ein venöses Herz an. Blos die vom Herzen ausgehenden Adern scheinen eigene Häute zu haben. Die Capillarkanäle, in welchen das Blut venös wird, sind mit keiner Spur von eigner Adermembran versehen. Das Arterienherz, so wie das Venenherz, bestehen in sackförmigen, muskulösen Häuten, die sie schnell und kräftig zusammenzuziehen vermögen, besonders das erstere, welches wegen der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen auch von andern Naturforschern bei den Daphnien gesehen worden ist und auch bei den Lynceen und Cytheren gesehen werden kann. Aus dem Arterienherzen entspringen die aufsteigenden Kopf- und Muskelarterien und die Arterie, von welcher die Branchien, der Darmkanal und der Klauenfuß mit Blut versehen werden. Der Kopf hat gar keine Vene, und nur die Arme haben eine kleine Arterie und eine Vene, die am ersten Gelenke einige schwer zu entwirrende Beugungen bilden, von welchen aus zwei Capillararterien zu den Gliedern der Arme geschickt werden, aus denen das Blut in die Capillarvenen umwendet und sich in einen Stamm versammelt, welcher ganz allein zum Venenherzen herabgeht. Die aufsteigende Arterie theilt sich hinten am Genicke in zwei Äste; der unterste Ast theilt sich wieder in zwei Zweige, wovon einer die beiden Armarterien und die Hälfte der Mantelarterien abgibt. Der zweite obere Ast theilt sich in zwei Zweige, die den ganzen Kopf mit arteriellem Blute versehen, dann in die Klappen hinabsteigen und sich beiderseits in zwei Capillarkanäle vertheilen. Die absteigende Arterie geht am Darmkanale nach vorwärts, gibt an die Branchien die nöthigen Arterien ab, versieht in ihrem Verlaufe nur sparsam den Darmkanal mit oxydirten Blute und begleitet diesen vorn genau bis zum After, wo sie sich in drei Capillarvenen theilt und abwärts wendet. Über die Scheidepunkte der Arterien und Venen in den Capillarkanälen hinaus bilden sich folgende Venen: erstens in den Armen die oben angegebene, absteigende Vene, zweitens in den Klappen die Capillarvenen, welche am untern Theile des Rückens sich in die einzige aufsteigende, einen Bogen bildende Vene versammeln und sich in das Venenherz endigen; drittens im Klauenschwanze versammeln sich die Capillarvenen nach einigen Anastomosen hinter diesem Organ in eine zweite, sehr kurze, aufsteigende Vene, die sich am untern Theile des Venenherzens endet.

Die Blutkügelchen, welche man hier sieht, und wodurch man auch ihren Kreislauf erforschen kann, sind unfehlbar nur Chyluskügelchen, denn sie gleichen ihnen gar sehr, ausgenommen daß sie alle gleich groß sind. Man kann sich daher leicht denken, daß über den Lauf des Blutes im Gefäßsystem, wie es hier beschrieben wurde, nicht der leiseste Zweifel obwalten kann, nur die Gefäße der Branchien konnte Gruithuisen wegen ihrer steten Bewegung nicht zeichnen, ob er gleich auch in ihnen den Blutlauf deutlich sah, nur das bemerkt er noch, daß die gefiederten Bewegungshaare der Branchien so wenig einen Kreislauf haben, als die Bewegungsarme.

Das Blut macht dem vorhergehenden zufolge folgenden Kreislauf. In das Venenherz ergießen die von den Armen ab- und von dem Klauenschwanze und von den Klappen aufsteigenden Venen das Blut, welches hierauf in das Venenherz ausgeschüttet wird. Das Venenherz schüttet es durch ein Loch in das Arterienherz hinüber. Von diesem geht die größte Blutmasse aufwärts zu den Armen, zum Kopf und Mantel und abwärts zum Klauenfuße, und von da in die Venen u. s. w.

Merkwürdig ist es, daß dieses Thier, welches sich ebenso vielfältig und gewaltsam bewegt, wie die vielfliegenden Vögel, mit einer ausnehmend vollkommenen Lungenrespiration versehen ist. Für die Bewegung der Arme und des Klauenschwanzes scheint also der ganze übrige Capillargefäßapparat da zu seyn, den wir in der innern häutigen Auskleidung der beiden Klappen und in den Branchien aufgefunden haben. Für diese Ansicht

spricht nicht blos die Armuth des Darmkanals an Capillarkanälchen, sondern Gruithuisens hundertfältige, schon oben erwähnte Erfahrung, daß das Thier eine lang anhaltende Bewegung mit den Armen nicht fortsetzen kann, ohne daß dabei der ganze Kreislauf stille steht, den es sodann durch Ruhe und heftiges Umspülen neuen Wassers an die Klappengefäße mit den Branchien wieder in Gang bringen muß.

Über die Gattung Daphnia sind außer den angeführten Schriften noch zu vergleichen: Histoire des Monocles par Jurine und Ramdohrs Beiträge zur Geschichte der Monoculus. (*D. Thon.*)

DAPHNIS, eine Dichtung, dunkel in ihrem Ursprunge, wie in ihrem Zwecke. Stamme sie aus Griechenland oder Sikelien, oder aus beiden, so ists schwer zu erforschen, wie viel Hellenisches und Sikulisches sie vermischt; was sie auch bezwecke, vielleicht die Nachweisung des alten Ursprungs des bukolischen Gesangs, immer läßt sich dieser nicht deutlich begründen. Nach Sikelien, dem Lande der alten Hirten, wo man die ländlichen Götter, *Θεοὶ Πάλικοι*, am Ätna, identisch mit der römischen Pales, als Schutzgötter verehrte, versetzt die Dichtung den Ursprung des bukolischen Gedichtes und sieht in Daphnis (von *δάφνη*, dem Lorbeer) den Erfinder desselben [1]). Ein Sohn des Hermes und einer Nymphe [2]), wurde er in einem Lorbeerhaine geboren, von Hirten gefunden und nach dem Fundorte Daphnis genannt. Nymphen erzogen ihn, den schönen, liebenswürdigen Halbgott, und Pan unterrichtete ihn im Flötenspiel [3]). Täglich folgte seiner Flöte seine große Heerde nach dem Ätna. Wer hörte und sah nicht gern den schönen Jüngling! Eine Nymphe, Echenais (die Zurückhaltende), fesselte ihn und ihre Eifersucht drohete ihm Erblindung, wendete er seine Liebe einer andern zu. Einmal in der Nähe der sikelischen Königsburg weidend sah ihn die Tochter des Königs, machte ihn jener Drohung durch Darbieten berauschenden Weines vergessen und — gewann ihn. Die Drohung ging in Erfüllung. Er flehete zum Hermes, welcher ihn nach dem Olymp versetzte, und sein Namensgedächtniß durch einen hervorsprudelnden Quell, der seinen Namen empfing, erhielt. Alle sikelische Hirten feierten hier einen jährlichen Festtag [4]). Nach Ovidius wird er von der Nymphe in einen Stein verwandelt [5]), und nach Theokritos starb er liebegram [6]). Andere erzählen noch anders [7]). Die älteren Erklärer der fünften Ecloge Virgils deuten die angezogenen Stellen von Daphnis, dem Halbgott, die neueren von Julius Cäsar [8]). — Hat vielleicht die Dichtung ihren Ursprung in dem alten Wahne: daß das Kauen der Lorbeerblätter die Kraft der Weisheit und den Geist zu dichten wecke und befördere [9]). Leicht wäre dann die Deutung des Namens und des nach und nach entstandenen Mythos mit seinen Ausschmückungen. Doch dies nur Vermuthung. (*Schincke.*)

DAPHNIS von Miletos erbauete mit Päonios, welcher den von Ktesiphon und Metagenes unvollendet gelassenen Tempel der Diana zu Ephesos vollendete, einen Tempel dem Apollo nach dorischer Art in seiner Vaterstadt *). (*Schincke.*)

DAPHNIS, *Hübner* (Insecta). Eine Schmetterlingsgattung (Verein, nach Hübners Ausdruck) gesondert aus Linné's Gattung Sphinx und von Ochsenheimer Deilephila benannt. Sie begreift die Arten Sphinx Aeacus und Hippothous Cramers und Nerii Linné's. (*D. Thon.*)

DAPHNITIS Spr. Eine Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Der Kelch vierblättrig, der Griffel einfach, die Frucht unbekannt. Die beiden hieher gehörigen Arten sind Bäume. 1) D. capensis Spr. (Syst. I. 370. Laurophyllus capensis Thunb. prodr. cap. 81.) mit ablangen, ungetheilten, in der Mitte gesägten Blättern. Am Vorgebirge der guten Hoffnung. 2) D. madagascarensis Spr. (l. c. Diloveia Thouars nov. gen. mad. p. 7.) mit zweilappigen, winkligen, am inneren Rande drüsigen Blättern. Auf Madagaskar. (*A. Sprengel.*)

DAPHNIUM, Daphnin, ein dem Picrotoxin ähnliches, bitterscharfes und giftiges Pflanzenkaloid, nach Göbel an eine eigene Säure, die Coccogninsäure, gebunden, das Vauquelin aus der Rinde von Daphne alpina, und Göbel aus den Samen der Daphne Gnidium etc. erhielt, als sie das weingeistige Extract dieser Pflanzenkörper in Wasser brachten, die Flüssigkeit vom Harz abfiltrirten und verdampften. Sie setzt nach einigen Tagen Krystalle ab, welche durch Wiederauflösen in heißem Wasser und neues Anschießen gereiniget, weiß, glänzend, durchsichtig, etwas hart, von sehr bitterm, anhaltend scharfem Geschmack und äußerst flüchtig erscheinen, in einer Retorte schmelzen, aufschwellen, sich schwärzen und saure Dämpfe ausstoßen, die auf Glühkohlen ganz stechend werden.

Sie lösen sich wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, und krystallisiren beim Erkalten wieder heraus. Ihre wäßrige Lösung schmeckt, eine Stunde auf der Zunge gehalten, scharf, und mehre Stunden lang immer schärfer.

Das Daphnium stellt die Farbe des gerötheten Lackmuses wieder her, läßt aber Veilchensaft unverändert. Weder Kalk- noch Barytwasser trüben die Flüssigkeit, zum Beweis des Nichtdaseyns eines kohlensauren Kali. Das essigsaure Blei wird weiß gefället, und der Niederschlag erhält, umgerührt, einen Atlasglanz. Schwefelsaures Kupfer wirft weiße, etwas ins Grüne spielende Flocken nieder. Eine schwache weiße Trübung erfolgt mit salpetersaur. Silber, allein die Flüssigkeit wird nach einer gewissen Zeit rosenroth. Es fragt sich, ob dies die Wirkung von einigen, in dem Wasser enthaltenen

1) *Athen.* XIV. p. 619. *Diodor. Sic.* IV, 84. *Aelian.* V. H. X, 18. 2) *Serv. ad Virgil* Ecl. VIII, 20. Edit. Lion T. II. p. 126. 3) *Parthen.* Erot. 29. *Serv.* l. l. 4) *Servius* l. l. 5) *Metam* IV. 278. 6) *Id* 1, 66. 7) *Sil. Ital.* XIV, 466. *Theokrit.* Id. VIII. 8) *Voss* zu Virgil's Id. V. 20. Theil I. S. 241. 9) *Casaubon.* ad *Theophrast.* Charact. edit. Fischer. p. 175.

*) *Vitruv.* VII. praef. §. 1[illegible].

Spuren Ammoniums, oder von dem scharfen Princip selbst ist? Vauquelin stimmte früher mehr für das letztere (s. Ann. d. Ch. LXXXIV. S. 174 rc.), ging aber später von dieser Meinung ab (s. Journ. d. Pharm. et de sc. necess. T X. p. 333., frei übergetragen in Stolze's Berlin. Jahrb. f. d. Pharm. 1825. XXVI. 2. S. 60 rc. und in Buchners Repertor. f. d. Pharm. XIX. 1. XXIII. 1.). Vergl. Göbel in Buchners Repertor. VIII. 2. und C. G. Gmelin und Bär a. a. O. Nach Coldefy-Dorly (bei Buchner a. a. O. XXIII. S. 167.) soll ¼ Gr. Daphnin, mit Fett zur Salbe gemacht, eine Stelle von 18 Zoll im Umfange röthen können. (*Th. Schreger.*)

DAPHNUS (ὁ Δαφνοῦς), eine alte, im Gebiete der opuntischen Lokrier, nahe bei Alope und der Küste gelegene Stadt, die aber Strabo (9. 650.) schon nur als längst zerstört kannte. (*H.*)

Dapifer, s. Seneschall und Truchsess.

DAPP, Raymund, Prediger zu Kleinschönebeck, Schöneiche und Münchehofe, unweit Berlin, geboren den 20. Sept. 1744 in dem Städtchen Geißlingen, im Gebiete der Reichsstadt Ulm, wo sein Vater als Visirer angestellt war. Von dem ulmischen Gymnasium, welches er von frühen Jahren an besuchte, begab er sich 1769 nach Erlangen, und von da nach Halle. Eine Hofmeisterstelle in Berlin, die er annahm, gab 1778 Veranlassung zu seiner Anstellung als Prediger in Kleinschönebeck, wo er den 1. Mai 1819 starb. Er war nicht nur in seinen nächsten amtlichen Verhältnissen ein sehr geachteter, für das leibliche und geistige Wohl seiner Gemeinden mit Einsicht sorgender Prediger, sondern er hat sich auch anerkannte Verdienste durch die Herausgabe von Schriften erworben, welche die Erbauung und religiöse Bildung des Landmanns, und die beste Art, durch populäre Kanzelvorträge auf ihn zu wirken, sowie überhaupt die nützliche Verwaltung des Predigtamts auf dem Lande zum Zwecke haben: Gebetbuch für christliche Landleute. Berl. 1785; verm. Züllich. 1799. 8. Predigtbuch für christliche Landleute nach den Evangelien. Berl. 1788; verm. 1797. 4. Kurze Predigten und Predigtentwürfe über die Evangelien nebst Kasualpredigten und Reden, 6 Jahrgänge, jeder aus 3 Abtheil. bestehend. Eb. 1793—1805. 8. Die ersten Jahrgänge neu aufgelegt. Gemeinnütziges Magazin für Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten. Eb. 8 Bde., jeder von 3 Stücken, und Schlußband 1805—1817. 8., eigentlich eine Fortsetzung der kurzen Predigten nach einem erweiterten Plane, indem außer Predigtentwürfen über die Episteln auch Aufsätze über das Landschulwesen und über liturgische Gegenstände, Nachrichten und Vorschläge über Land- und Hauswirthschaft, Landpredigerstand, Amtsführung, Amtsklugheit und dergl. vorkommen. Alle diese Schriften, zu denen auch andere Verfasser Beiträge lieferten, sind im Ganzen gut und zweckmäßig, zeugen von hellen Religionseinsichten, einer genauen Kenntniß des Landmannes und sind faßlich und populär geschrieben. Doch finden sich unter der großen Zahl Predigten und Predigtentwürfen nicht wenige, in denen man eine richtige Disposition, eine gute Auswahl der Materien, Präcision und Gedrungenheit des Stils vermißt. An der allgemeinen teutschen Bibliothek war Dapp ein fleißiger Mitarbeiter, und vor dem 37. Bande der neuen Folge derselben findet man sein Bildniß. Er war auch der erste in der Mark Brandenburg, der in seiner Gemeinde auf öffentliche Kosten eine Industrieschule einführte, die bei ferner zu errichtenden Instituten dieser Art zum Maßstabe genommen wurde *). (*Baur.*)

DAPPER, Olfert oder Olivier, ein Arzt zu Amsterdam, der mehr für die Buchhändler arbeitete, als am Krankenbette beschäftigt war, und 1690 starb. Seinen Namen erhalten die vielen geographisch-historischen Compilationen von fernen Ländern und Welttheilen, die er, meistens mit bedachtsamer Benutzung der besten vorhandenen Quellen, und nicht ohne Sachkenntniß, herausgab. Zuweilen entlehnte er seine Nachrichten aus Schriftstellern, die heut zu Tage sehr selten, und zum Theil gar nicht mehr bekannt sind, war aber auch Ursache, daß manche spätere Schriftsteller, die seiner Autorität ungeprüft folgten, irre geführt wurden, da er zuweilen auch aus unglaubwürdigen Schriftstellern seine Nachrichten entlehnte. Er schmückte seine Werke mit gut gezeichneten und gestochenen Charten und Kupfern, welche die beschriebenen Länder und die Sitten der Einwohner ziemlich treu darstellen. Bei den teutschen Übersetzungen hingegen sind Charten und Kupfer meistens schlechte Nachstiche. Dapper dedicirte seine meisten Werke dem Bürgermeister Nic. Witsen zu Amsterdam, mit welchem ihn die gemeinschaftliche Liebe zur Erdkunde verband. Die bedeutendsten unter seinen noch immer schätzbaren Werken sind: Gedenkwaerdig bedryf der nederlandske oost-indische maetschappye, op de kuste en in het keyzerryk van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. m. Kpf. Engl. von J. Ogilby unter dem Titel: Atlas Chinensis etc. Lond. 1671. fol. m. Kpf. Teutsch, Amst. 1674. (andere Exemplare 1675.) Fol. m. K. Franz. im Auszug in der Histoire gén. des voyages T. V. 282. Verschieden von diesem Werke ist die von Dapper zu derselben Zeit herausgegebene Beschryving des keyzerryks van Taising of Sina. Amst. 1670. fol. — Asia of naukeurige beschryving van het rijk des grooten Mogols en eene groote gedulte van Indien etc. Amst. 1672. fol. m. Kpf. u. Charten. Dazu gehört: Beschryving van Persia. Ib. 1672. fol.; beide teutsch von J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. 1688. 8 Bde. Fol. m. Kpf. Naukeurige beschryving van Asie: behelsende de gewesten van Mesopotamie, Babylonie, Assyrie, Anatolie, of klein Asie: beneffens een volkome beschryving van gantsch Gelukkigh, Woest en Petreasis of steenigh Arabie. Rotterd. et Amst. 1677; 1680. fol. m. Kpf. u. Charten; das schönste von Dappers Werken; teutsch v. J. Ch. Beer. Nürnb. 1681. Fol. — Naukeurige beschryving van gantsch Syrie, en Palestyn of heilige lant;

*) Weyermanns Nachr. v. Gelehrten rc. aus Ulm 141. Gradmanns gel. Schwaben 96.

Ahalsende de gewesten van Fenicie, Celesyrie, Komagene, Pierie, Cyrestika, Seleucis, Kassiosis, Chabonitis, Chalus, Abilene, Apamene, Laudices, Palmyrene, enz. benessens de Landen van Perea of Overjordaen, Galilea, byzonder Palestyn, Judea en Idumea. Rotterd. 1677; Amst. 1681. fol. m. Kpf. u. Chart. Teutsch von J. van Meursen. Amst. 1681, Nürnb. 1688. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge des afrikaensche gewesten van Egypten, Barbaryen, Lybien, Biledulgerid, Negrosland, Guinea, Ethiopien, Abyssinie etc. Amst. 1668; ed. II. 1679. fol. mit Kupf. und Charten. Teutsch, Amst. 1670. Fol. m. Kpf. u. Charten. Engl. v. J. Ogilby (der Dappers Namen verschwieg). Lond. 1670. Fol. mit Kpf. franz. Amst. 1686. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryvinge de eylanden in de Archipel des mittellandsche Zee, Cyprus, Rhodus, Negroponte, Palmos en ontrent dezelve gelegen. Amst. 1688. fol. mit Kpf. u. Charten. Teutsch unter dem Titel: Archipelagus turbatus oder des schönen Griechenlands verwüstete und verödete Wasserfelder ꝛc. Augsb. 1688. 8. mit Kpf., und unter dem Titel: Ergötzlich- und Merkwürdigkeiten des Morgenlandes. Nürnb. 1712. Fol. m. Kpf. Franz. Amst. 1703, Haag 1730. Fol. mit Kpf. Naukeurige beschryving van Morea, eertijts Peloponnesus; en de eylanden, gelegen onder de Kusten van Morea. Amst. 1688. fol. mit Kpf. und Charten. Nur mit dem teutschen Titel kann folgendes Werk von Dapper angeführt werden: Unbekannte neue Welt oder Beschreibung des Welttheils Amerika und des Südlandes, darinnen von Ursprung der Amerikaner und Südländer und den Reisen der Europäer dahin ꝛc. ausführlich gehandelt wird. Amst. 1671; 1673. fol. mit Kpf. u. Charten, die Kupfer sind nur die bei des Montanus Nieuwe en onbekende wereld. Amst. 1671. fol. gebrauchten. Ein Auszug aus den bisher angeführten Dapperschen Werken erschien unter dem Titel: Dapperus exoticus curiosus, d. i. Dappers Afrika, Amerika und asiatische Curiositäten, zusammen getragen von D. C. Männling. Frankf. u. Leipz. 1717. 2. Thl. 8. Von Dapper hat man endlich auch eine historische Beschreibung der Stadt Amsterdam, die daselbst 1663 in Fol. gedruckt wurde, und die Geschichte Herodots und das Leben Homers, ins Holländ. übers. Amst. 1665. 4.*). (*Baur.*)

DAPPES, Val des, ein im Jura am Fuße der Dole liegendes Thal, das nicht über 6000 Jucharten (Morgen) im Umfange hat und von mehren Waadtländern, denen es gehört, als Sommerweide für ihr Vieh benutzt wird. Es hat eine gewisse völkerrechtliche Berühmtheit erlangt; denn der schweizerische Kanton Waadt mußte es unter dem Vorwande einer bessern Verbindung von Paris mit der Simplonstraße im Jahre 1802 an Frankreich abtreten [1]), das auch durch dasselbe in den Jahren 1805 und 1806 eine schöne Heerstraße anlegen ließ, die von der damaligen Hauptstadt des französischen Reichs über Gex und Rousses nach Genf führt. Die Unterhaltung dieses den Transitohandel der Schweiz ohnehin beeinträchtigenden Kunstwerkes dient Frankreich zum Vorwande, die Zurückgabe des Dappenthals an den Kanton Waadt zu verweigern, obgleich es sich in Wien dazu anheischig gemacht hatte [2]). Dies ist der einzige Punkt der Grenzberichtigung zwischen der Schweiz und Frankreich, der, aller Bemühungen der Tagsatzung ungeachtet, bis jetzt noch immer nicht hat erlediget werden können. Immittelst verwahret der Kanton Waadt seine Rechte durch Ausübung der Territorialhoheit in diesem vom französischen Gebiete umgebenen Landestheil [3]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Dapsa (Entomologie) s. Lycoperdina.

DAPTRIUS, Vieillot, Gattung von Vögeln aus der Familie *Falconidae* Leach, als deren Kennzeichen angegeben werden: Schnabel von der Wurzel gerade, oben gewölbt, Ränder der obern Kinnlade gerade, die der untern ausgebogen, an der stumpfen Spitze ausgeschweift; Wachshaut mit Haarfedern besetzt; Augenkreise und Kehlsack unbefiedert; Nägel scharf; Flügel lang; die dritte, vierte und fünfte Schwungfeder sind die längsten; der Schwanz ist zugerundet und besteht aus 12 Federn. Die einzige hieher gezählte Art *Daptrius ater*, Viell. (Falco aterrimus, Temmink col. 37. u. 342.) ist in Brasilien und Guinea einheimisch und im Alter schwarz. Der Schwanz ist unten an der Wurzel weiß und hat zwei Reihen bildende schwarze Flecke. (*Boie.*)

DAPTUS (Entomologie). Käfergattung aus der Familie der Laufkäfer (Carabici) von Fischer*) errichtet und von Dejean**) noch schärfer begrenzt. Sie gehört richtiger in die Abtheilung Scaritides als in die Abtheilung Harpalini, wohin sie Dejean setzt, da die Tarsenglieder nicht erweitert sind. Ihre Merkmale sind: kurze, schnurförmige Fühler; ein großer, dreieckiger, hinten nicht zusammengezogener Kopf mit starken, jedoch nur mäßig langen Kinnbacken und walzigem, am Ende gestutztem Endgliede der Taster; ein kurzes, breites, fast herzförmiges Halsschild, das breiter als der Kopf ist und etwas von den Deckschilden absteht; kurze Beine mit stark ausgerandeten Vorderschienen und an der Spitze geschweifte Deckschilde. Es läßt sich bis jetzt nur eine hieher gehörige Art: D. vittatus (*Dej. Fisch.*), die an feuchten Orten in Sibirien und dem südlichen Frankreich vorkommt, mit Sicherheit nachweisen, denn Daptus pictus *Fisch.* ist nur Abänderung davon, und D. chloroticus *Fisch.* ein Pogonus. D. incrassatus *Dej.* möchte kaum hieher gehören. (*Germar.*)

*) Benthems holländ. Kirchenstaat. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). Stucks Verzeichniß v. Reisebeschr. 86. *Meusel* bibl. hist.; das Register beim 11. Bde. Eberts bibliogr. Lex.

1) Gerold Meyer von Knonau's Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz. Zürich, 1824. S. 245.

2) „La Vallée des Dappes, ayant fait partie du Canton de Vaud, lui est rendue." Déclaration des Puissances sur les Affaires de la Suisse. Vienne, du 20. Mars 1815. §. 2. Usteri's Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. 2. Ausgabe. Aarau 1821. S. 33. §. 2. 3) „Verhandlungen der ordentlichen eidgenössischen Tagsatzung vom Jahre 1826. in der Helvetia. Denkwürdigkeiten für die XXII. Freistaaten der schweizerischen Eidgenossenschaft. Neue Folge. Erster Band. Aarau 1827. S. 198.

*) Entomographie de la *Russie*. Tom. II. p. 35.

**) Species général des Coleopt. Tom. IV. p. 17.

DAR, d. i. Reich, Land, steht als Vorsilbe vor vielen Namen von Ländern in Afrika. Diese suche man unter den eigentlichen Namen. *(H.)*

DARA. Diese ehedem so wichtige Stadt Mesopotamiens verdankt ihr Daseyn dem unglücklichen Fortgange, welchen die Perserkriege für das römische Reich hatten. Nesibis und Singara waren verloren, und mit diesen Hauptstützen der Römermacht die letzten Haltpunkte, dem weiteren Vorschreiten der Perser Einhalt zu thun. Der Kaiser Anastasius benutzte daher, jedoch gegen alle Verträge, die Gelegenheit, als die Perser mit den Hunnen beschäftigt waren, um in der Nähe des verlorenen Nesibis eine neue Festung anzulegen. Er wählte für diesen Zweck ein Dorf, 28 Stadien von der Grenze beider Reiche gelegen, Daras [1]), welches er im Jahre 506 [2]), nach anderen 507, zu einer Festung umschaffen ließ und nach seinem Namen Anastasiopolis [3]) benannte. Der neue Name erhielt sich aber nicht lange, und bald erscheint der alte Name Dara wieder, über dessen Ursprung [4]) sich aber nichts ausmitteln läßt. Das von Anastasius begonnene Werk wurde von Justinian weiter ausgeführt [5]), welcher Dara sogar zum Sitz des dux von Mesopotamien erhob. Nichtsdestoweniger konnte aber doch dies neue Bollwerk gegen die Barbaren den längst vorbereiteten Sturz der Römermacht in diesen Provinzen nur verzögern, und Dara wurde Veranlassung zu einer Reihe von blutigen Kämpfen, welche bis zum Anfange des 7. Jahrh. den unglücklichen Ort bald in die Hände der Perser bald in die der Römer brachten [6]), bis endlich die von den Arabern bewirkte Umgestaltung der politischen Welt dem Blutvergießen ein Ende machte. Nach Dionysius Patriarcha [7]) kam Dara im J. 641 in die Gewalt der Araber, für die es immer eine Stadt von Wichtigkeit blieb. Gegenwärtig liegt sie in Trümmern; aber die große Anzahl von Katakomben, welche auf eine römisch-christliche Zeit führen, die großartigen Überreste von Mauern, Thürmen, Palästen, Grotten und andern Bauten jeder Art, welche ehedem Dara furchtbar und schön machten, erregten immer noch die Bewunderung der wenigen Reisenden, welche diesen Ort besucht haben [8]). Er heißt jetzt Kara-Dara (d. i. Schwarz-Dara, wie Kara-Amid) und wird von einigen armenischen und kurdischen Familien bewohnt, welche das gute Wasser scheint bewogen zu haben, sich unter den Trümmern anzusiedeln. — Dara liegt zwischen Maredin und Nazibin (Nesibis), ungefähr gleichweit von beiden entfernt, am Südabhange des Dschebel-Maredin (mons Masius), so daß es von drei Seiten durch Berge eingeschlossen wird, und nur auf der Südseite sich die weiten Ebenen von Mesopotamien öffnen. Von Kafr-Tutsa lag Dara nach Jakut 5 Parasangen, nach Edrisi 21 Meilen (7 Parasangen); von Nazibin 15 arab. Meilen (Edrisi) und ebenso viel gibt Cedrenus an. Procopius scheint sich daher verrechnet zu haben, wenn er Pers. I, 10. die Entfernung auf 100 Stadien weniger 2 angibt [9]). Isthachri nennt Dara eine kleine, schöne Stadt mit Bäumen, Feldern und Fließwasser. Letzteres kommt von den zunächst gelegenen, nördlichen Anhöhen und bildet einen kleinen Fluß, Kordes bei Procopius, der durch die Stadt floß und in zwei große, prachtvoll ausgearbeitete Cisternen [10]) geleitet werden konnte. Etwas mährchenhaft klingt die Erzählung des Procopius (de aedif. II, 2.) von dem unterirdischen Wege, den sich dieser Fluß bei einer Überschwemmung, 40 röm. Meilen weit, bis in das Gebiet von Theodosiopolis, soll gebahnt haben. Derselbe Schriftsteller setzt noch hinzu, daß dieser Umstand zur Vertheidigung der Stadt soll benutzt worden seyn, indem man dadurch den Belagerern das Wasser entzogen habe. *(Tuch.)*

DARA, ältester Sohn des mogolischen Kaisers in Indien Schah Jehan (Dsjhan), ward geboren im Jahr der Hedschra 1025 (1616—17 n. Chr.), war eine Zeit lang, noch bei Lebzeiten seines Vaters, Regent, bis sein Bruder Aureng-Zeyb (s. diesen) den Vater zu Agra einsperren, den Bruder (11. Sept. 1659) im Gefängniß ermorden ließ. Der Unglückliche ist merkwürdig durch seine Liebe für die Wissenschaften. Zu Benares hatte er sich mit der indischen Literatur vertraut gemacht, und übersetzte theils selbst aus dem Sanskrit in das Persische, theils ließ er daraus übersetzen. Unter diesen übersetzten Schriften zeichnet sich vorzüglich das so wichtige Werk: Upnek'hat aus (s. dies. Art.). Seine Vorliebe für die Religion der Brahmanen brachte ihn auf die

---

1) *Procop.* Pers. I, 10. de Aedif. II, 1. 2) So die syr. Schriftsteller bei Assemani bibl. or. I. p. 281. Vergl. II. p. 58. Nachrichten des Procopius und Evagrius (III, 37.) führen auf das Jahr 507; was sich leicht ausgleichen würde, wenn man der Angabe des *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 82., daß Anastasius 3 Jahre mit der Erbauung zugebracht habe, mehr Glauben beimessen könnte. Im arab. Chron. S. 148. gibt derselbe das 3. Jahr des Anastasius an, was offenbar unrichtig ist. 3) *Procop.* Pers. a. a. O. *Bar-Hebr.* chron. syr. a. a. O. 4) Wahrscheinlich pers. Ursprungs. Schriftsteller des Morgen- u. Abendlandes haben übrigens den Namen Dara vielfach mit Darius Codomannus combinirt, von deren eine Combination so abgeschmackt ist als die andere. S. *Nicol. Alemann.* in *Procop.* Tom II. p. 134. vergl. mit *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 82. *Firuzabadi* im Kamus. p. 597. 5) *Procop.* Pers. II. p. 1. de Aedif. II, 2. 6) S. *Assemani* bibl. or. II. p. 119. vergl. mit p. 103. *Bar-Hebr.* chron. syr. p. 87. fg. und im arabischen chron. p. 150, 152, 157. 7) Bei *Assemani* II. p. 103. vergl. p. 113. 8) Am besten beschreibt die Überreste Macdonald Kinneir: Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan. Deutsche Übers. (Weim. 1821.) S. 375—378, und *Tavernier* les six voyages en Turquie, en Perse et aux Indes. Th. I. S. 188. 189. Einzelne Nachrichten liefern Otter, Niebuhr, Olivier, Buckingham. 9) *D'Anville* l'Euphrate et le Tigre. p. 54. meint sehr unrichtig, daß man 100 weniger 2 Stadien anzunehmen habe. Überhaupt ist d'Anville, wie schon Mannert bemerkt, mit Dara sehr im Irrthume, indem er Darasardin bei Tavernier eigenmächtig in Daracardin umwandelt, um es mit Dara combiniren zu können. Allein Karadara ist wahrscheinlich dasjenige, welches Tavern. Karasera nennt, wie aus einer Vergleichung seiner Beschreibungen mit älteren und neueren Nachrichten hervorgeht. Dodacardin hingegen liegt zwischen Orfa und Merdin und kann nimmermehr für Dara gehalten werden. Die Vermuthungen d'Anville's und Ockley's (in Wakedi p. 14.) über Cardin stützen sich auf unrichtige Voraussetzungen. 10) *Procop.* de aedif. II, 2. Tavernier u. Kinneir a. a. O. Persien fand auch zu Sers solche in Felsen gehauene Cisternen, welche das Quellwasser aufnehmen sollen, das sich hier zur Zeit der größten Hitze frisch erhalten soll.

Idee, einen Versuch zur Vereinigung derselben mit dem Islamismus zu machen, und diese Idee führte er in einer persischen Schrift unter dem arabischen Titel: Medjma äl bahärein (Wiedervereinigung der zwei Meere) aus. Von seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit zeugt eine Art von medizinischer Encyklopädie von ihm in drei starken Foliobänden, welche Brunix der (damals) kaiserlichen Bibliothek zu Paris geschenkt hat, die unter ihren orientalischen Handschriften auch eine von Abbas zu Dehli verfertigte persische Biographie Dara's besitzt, welche sieben Jahre nach dessen traurigem Ende geschrieben ist. (*H.*)

Darabgerd s. Fars.

Darabitta s. Daberath.

DARADAE, Völkerschaft im Innern Libyens, an der Küste des westlichen Oceans, in der Nähe des Flusses Daradus (Ptol.). (*H.*)

DARADAX, ein nur bei Xenophon vorkommender Fluß in Syrien (Anab. I. 4. 10. — ob der Marsyas des Plinius?), an welchem des Belesis Palast und Paradies (Park) lag. Jenen ließ Kyros zerstören, dieses niederhauen. (*H.*)

DARADI, Volk im Süden von Äthiopien über Ägypten, nördlich vom Äquator. (Ptol.) (*H.*)

DARADRAE, Volk, östlich von den Quellen des Indus, auf der diesseitigen Halbinsel. (Plin.) (*H.*)

DARADUS oder DARAS, Fluß im westlichen Innern von Afrika (Ptol.), der auf dem Berge Mandras (j. Kong in Senegambien) entspringt, und nördlich vom Promontorium Arsinarium (Cap Verd) sich in das atlantische Meer ergießt. Man hält ihn für den Senegal. (*H.*)

DARAE, eine gätulische Völkerschaft im Innern Libyens; nicht zu verwechseln mit den Aethiopes Daratitae, die ihren Wohnsitz nach der Küste zu hatten. (Plin. H. N. V. 1.) (*H.*)

DARAH, Fluß und Oase in der Marokkanischen Landschaft Tafilet, s. dieses. (*H.*)

Darah und Daras s. Dara.

Daran s. Atlas, Thl. VI. S. 198.

Darantasia s. Tarantasia.

DARAPTI, haben die Logiker der frühern Zeit einen Vernunftschluß der dritten Figur genannt, welcher durch veränderte Umkehrung des Untersatzes, welche das p. der zweiten Sylbe des Wortes andeutet, in die Form Darii der ersten Figur sich umwandelt, was eben durch den gleichen Anfangsbuchstaben des Wortes bezeichnet wird. Weil nämlich in allen allgemein bejahenden, kategorischen, nicht identischen, Urtheilen, welche man durch den Vocal a. bezeichnet, das Prädicat eine größere Sphäre als das Subject hat, sofern ihm die ganze Sphäre des Subjects untergeordnet wird; so lassen sich solche Urtheile nicht simpliciter, sondern nur per accidens, d. h. mit veränderter Quantität, umkehren, wodurch in der gesetzmäßigen Stellung eines Vernunftschlusses nach der Form Darapti der Untersatz sowol als der Schlußsatz particulär wird, welches der Vocal i. andeutet. Es sind zwar die verschiedenen Schlußfiguren nichts als eine syllogistische Spitzfindigkeit, weil sie nur insofern als richtig gelten, als sie sich auf die erste Figur zurückführen lassen, in welcher ihre Richtigkeit oder Unrichtigkeit sofort erkannt wird; indessen können doch die angegebenen Formen dazu dienen, die Richtigkeit eines Vernunftschlusses außer der gesetzmäßigen Stellung in der ersten Figur gehörig zu beurtheilen. Es unterscheidet sich aber die dritte Figur von der ersten dadurch, daß sie den Untersatz umkehrt, welcher also von der Beschaffenheit seyn muß, daß durch dessen Umkehrung ein bejahendes Urtheil entspringt; mithin muß er selbst bejahend seyn, wie der Obersatz nur allgemein seyn kann. S. Darii. (*Grotefend.*)

DARAS, 1) (b. Plin. H. N. VI. 28. Dara bei Ptol.) Fuß in der persischen Provinz Karmanien, der Lage nach der Darabin, der nach Wahls Charte bei Nachelo in den persischen Meerbusen fällt. — 2) S. Daradus. (*H.*)

Darbanja s. Shangallas.

DARCET, Jean, geb. 1725 zu Douazit in Guienne, gest. den 13. Febr. 1801 zu Paris, überwand in seiner Jugend alle Hindernisse, die ihm sein Vater in den Weg legte, um seine Neigung zu dem Studium der Medizin zu unterdrücken. Zu Bordeaux, wo er studirte, erwarb er sich das Nöthigste durch Unterricht von Kindern, bis Montesquieu ihn kennen lernte, der ihm die Erziehung seines Sohnes anvertraute, und den er 1742 nach Paris begleitete. Beide wurden innige Freunde, und Darcet half Montesquieu die Materialien zu dessen berühmten Werke sammeln. Nach dem Tode seines Freundes und Gönners überließ er sich wieder ganz seinem Lieblingsstudium, und insbesondere dem Studium der Chemie, in welcher damals Rouelle, der von Stahl angegebenen Richtung folgend, die Materialien vorbereitete, auf welche die neue Schule sich gründete, und Personen von Stande Neigung zu dieser Wissenschaft einflößte. Unter diesen war ein Graf Laugarais, welchem Darcet von Rouelle zur Leitung seiner chemischen Untersuchungen empfohlen wurde. Als der Graf im Jahre 1757 dem Heere nach Teutschland folgen mußte, begleitete ihn Darcet; beide nahmen der Gelegenheit wahr, die Harzbergwerke zu besuchen. Nach dem Frieden arbeiteten beide gemeinschaftlich fort, und wendeten zunächst ihre Aufmerksamkeit auf die Vervollkommenung des Porcellans. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen theilten sie in den Jahren 1766 und 1768 der Akademie der Wissenschaften mit. Darcet dehnte seine Untersuchungen sodann auf viele andere Erd- und Steinarten, besonders Edelsteine aus, und bewies zuerst die gänzliche Verbrennbarkeit des Diamants. Jene und diese Untersuchungen machte er bekannt in den Mémoires sur l'action d'un feu, égal, violent et continué plusieurs jours, sur un grand nombre de terres. (Paris 1766. 1771. 8.) Bei allen seinen chemischen Arbeiten war Darcet auf Entdeckungen bedacht, die eine nützliche Anwendung auf die Künste verhießen. Im Jahre 1774 bereiste er die Pyrenäen, und die Frucht dieser Reise war seine Histoire géologique des Pyrenées (Paris 1776. 8.), die sich auch durch ihren Stil auszeichnet, auf welchen er viele Sorg-

fakt verwendete, wie auch seine Anmerkungen zu Lagrange's Übersetzung der Quaestiones naturales von Seneca (herausgeg. von Naigeon. Paris 1778 fg. 7 Bde. 12.) beweisen. Sieben und zwanzig Jahre lang war Darcet Professor am Collége de France; nach dem Tode von Macquer folgte er diesem in der Akademie der Wissenschaften und als Direktor der Manufaktur von Sèvres; bald darauf wurde er Generalinspektor der Münze und Inspektor der Manufaktur der Gobelins. In allen diesen Stellen hat er durch chemisch-technische Verbesserungen vielfach nützlich gewirkt. Als die neue Chemie, die er durch seine Untersuchungen vorbereitet hatte, hervortrat, war er weit entfernt, ihr entgegen zu treten, und beförderte sie vielmehr. Ganz seiner Wissenschaft lebend, bekümmerte er sich wenig um die Politik, war aber im Jahre 1789 von Paris zu einem der Wähler ernannt worden. Robespierre hatte ihn auf die Proscriptionsliste gesetzt, sein Freund Fourcroy aber ließ ihn auf derselben streichen. — Von Dize erschien 1802: Précis historique sur la vie et les travaux de J. Darcet. 8. (*H.*)

DÁRDA. 1) Nagy (Groß-) Dárda, Marktflecken und Herrschaft in Niederungern jenseit der Donau, Baranyer Gespanschaft und Bezirk, auf einer Ebene unweit Bellye, dem Grafen Casimir Eszterházy gehörig, mit einer römisch-katholischen und griechischen nicht unirten Pfarre, magyarischen und serbischen Einwohnern, liegt eine Meile von Eszek in Slavonien entfernt. Er war einst ansehnlicher und ist wegen seiner öftern Belagerungen merkwürdig. Die Osmanen schlugen hier im J. 1677 ein Lager auf, wurden aber von den ungrischen Truppen, die vom Harschánger Felde kamen, verjagt. Der berühmte k. k. General Veterani erbaute hier ein schönes Kastell. Zu den Zeiten der Römer war hier eine lange steinerne Brücke zur Überfuhr über die morastige und sumpfige Gegend. Die Osmanen baueten hier zur Zeit des Kaisers Soliman eine große hölzerne Brücke, die Zrinyi im Jahre 1664 abbrannte. Im folgenden Jahre stellten sie die Osmanen wieder her, der General Graf Lesle beschädigte sie jedoch sehr, und als im J. 1686 der Oberfeldherr, Herzog von Lothringen, die Türken bei Dárda gänzlich schlug, wurde auch die türkische Brücke zerstört. Der Boden ist fruchtbar und erzeugt auch rothe Tischweine. Zahl der Einwohner: 830 Katholiken, 610 nicht unirte Griechen, 10 Protestanten, 110 Juden. — 2) Kis (Klein-) Dárda, Dorf in derselben Baranyer Gespanschaft, Schikloscher Bezirk, nach Nagy Dárda eingepfarrt, dem Grafen Casimir Eszterházy gehörig, mit katholischen Einwohnern und mittelmäßigem Ackerboden. (*Rumy.*)

DARDANELLEN (türkisch, Boghas Hissari und Kilidba f. Boghas), heißen die beiden, 400 Klaftern von einander entfernten, osmanischen festen Schlösser auf beiden Seiten der 8 Meilen langen und ½ bis eine Meile breiten Meerenge von Gallipoli, der Dardanellenstraße oder Hellespont (s. Hellespontos), zwischen dem Meer von Marmora und dem Archipelagus. Das eine, Abydus, jetzt Avido, oder das Schloß von Natolien, liegt in Asien, das andere, Sestos, jetzt Sesto, das Schloß von Romanien, in Europa. Dies sind die alten Dardanellen. Ihren Namen haben sie von der Stadt Dardanos (s. Dardania). — Vier Stunden südlicher, bei der Einfahrt in den Hellespont, liegen die im J. 1658 vom Sultan Muhamed IV. auch einander gegenüber angelegten neuen Dardanellen, an 2000 Klafter von einander entfernt; das alte Schloß Chanak Kalesi und das neue vier Stunden davon entfernte, unweit des alten Skamander. — Die durch diese Schlösser vertheidigte Straße hat mehre Buchten, unter denen die von Bujukdere (s. dies.) die merkwürdigste ist; an ihrem Gestade endigt ein Zweig des Balkan. Das aus dem schwarzen Meere kommende Wasser strömt so gewaltig in den Archipelagus, daß man bei widrigem, oder auch selbst bei günstigem, aber schwachem Winde unmöglich in den Archipelagus kommen kann. (Voyage à l'embouchure de la mer noire ou essai sur le Bosphore par le Comte *Andreossy*. Paris 1818.) — Die kleinen Dardanellen liegen an der Meerenge, durch welche man aus dem Golfo di Lepanto schifft. Das eine Schloß liegt in Livadien, das andere in Morea. (*H.*)

DARDANI, ein Volk, welches aus der Gegend von Troja (s. Dardania und Dardanos) über den Hellespont nach Griechenland und von da in die makedonischen, bulgarischen und serbischen Gebirge gekommen seyn soll. Die Dardanier beherrschten vor Christi Geburt das heutige Bulgarien und Serbien. Sie waren sehr kriegerisch und drückten ihre macedonischen Nachbarn um das Jahr 279 v. Chr. durch mancherlei Gewaltthätigkeiten. Zwar wurden sie im J. 191 v. Chr. von den Kelten und im folgenden Jahre von den Römern besiegt, behielten aber doch eine gewisse Unabhängigkeit, bis endlich die Römer im J. 28 v. Chr. sie völlig besiegten und ihr Land in eine besondere Provinz, Dardania genannt, verwandelten, die aber bald nachher zu Mösien geschlagen wurde. Seit dieser Zeit waren die Dardanier friedliche Landleute, gewöhnten sich an die römische Sprache und Sitten, und verloren nach ein paar Jahrhunderten ihren Nationalnamen. (*Rumy.*)

DARDANIA, 1) Landschaft in Troas, die von Dardanos und den Dardaniern den Namen hatte, mit der Stadt Dardania, nach ihrem Erbauer Dardanos benannt (*Il.* 20, 215 fg.), am Fuße des Berges Ida. Sie war der Sitz der Könige bis zu der Zeit von Iliums Erbauung. Schon zu Strabo's Zeit war keine Spur von ihr mehr vorhanden. Die Landschaft erstreckte sich in der Breite von Süden nach Norden nicht über drei Meilen, in der Länge aber über ganz Troas hin, weshalb Dardanisch und Trojanisch auch gleichbedeutend sind (vergl. *Dardanos*). In Südosten reichte sie bis an das Gebiet von Skepsis, an der Küste des Hellesponts aber von Abydos gegen Süden bis an das Vorgebirge Rhöteum. Zu der Landschaft gehörten an der Küste die Städte Ophrynion (jetzt Rene-Kevi), mit einem dem Hektor geheiligten Haine, und Dardanos (bei *Herodot.* und *Strab.*, Dardanon bei *Ptol.*, Dardania bei *Schol. Lycophr.* 29. *Nonni Dionys.* 8, 190. Dardanum bei *Liv.* 37, 9. Dardanium bei *Plin.*,

H. N. 5, 30), welche Stadt Strabo ausdrücklich von der vorhin angeführten Dardania unterscheidet. Dardanos lag an der Küste, an der Mündung des Flusses Rhodius in den Hellespont, zwei Meilen südlich von Abydos; an sich ein unbedeutendes Städtchen, historisch merkwürdig aber durch den Frieden, welchen hier Sylla mit Mithradates schloß, und geographisch dadurch, daß sie den Dardanellen den Namen gab. Auch erhielt von dieser, jetzt nicht mehr vorhandenen, Stadt die Landspitze, an welcher sie lag, den Namen *Dardanis* oder *Dardanium promontorium*, wofür man das heutige Cap Berbieri oder Kepos Burun annimt. — 2) *Dardania* (urbs) wird öfters Troja genannt, so wie *Dardanius Dardanides* für trojanisch, *Dardanis* für Trojanerin steht; den Grund s. unter *Dardanos*. Für römisch steht dies öfters auch, weil die Römer ihre Abkunft von Troja herleiteten. — 3) Stadt in Hispania Tarraconensis, muthmaßlich Orduna in Biscaia. — 4) *Dardania* (insula) s. *Samothrake* und *Dardanos*. (*H.*)

Dardanis s. *Dardania*.

Dardanius, Dardanides, Dardanium s. *Dardania*.

Dardanon s. *Dardania*.

DARDANOS. Abkunft und Wanderungen dieses Stammvaters des trojanischen Königsgeschlechtes werden bei den Alten sehr verschieden erzählt. Homer sagt blos, daß er ein Sohn des Zeus, Erbauer der Stadt Dardania am Ida, und Vater des Königs Erichthonios gewesen sei (*Il.* 20, 215 fgg.); Spätere erst berichten, seine Mutter sei Elektra, des Atlas Tochter, gewesen (*Apollod.* 3, 12, 1. *Schol. Lycophr.* 1302.); als Land seiner Geburt werden Kreta, Etrurien (und hier zwar Corythus, j. Cortona, *Virg. Aen.* 3, 167 fgg.) und Arkadien angegeben (*Dionys. Hal. ant. rom.* 1, 61.). Über seine Begebenheiten gibt Dionysius von Halikarnaß folgenden Bericht: „Elektra gebar dem Zeus den Jasos und Dardanos. Jasos blieb unvermählt, Dardanos aber vermählte sich mit Chryse, des Palas Tochter, die ihm den Idäos und Deimas gebar, welche des Atlas Herrschaft in Arkadien überkamen. Damals aber kam eine große Überschwemmung über Arkadien, die Felder wurden zu Sumpf, und lange Zeit war Anbau unmöglich. Die Menschen, auf Bergen lebend, nährten sich kümmerlich, und da sie sahen, der übrige Boden reiche für alle nicht aus, so theilten sie sich in zwei Theile, deren einer, in Arkadien bleibend, Deimas zu seinem König ernannte, während der andere Theil auf einer großen Flotte den Peloponnes verließ. Nach Europa zusteuernd, kamen sie an die Bai Melas, wo der Zufall sie an eine thrakische Insel trieb, Samothrake genannt; eine Zusammensetzung von Ort und Mann, denn zu Thrakien gehört das Land, Samon aber, ein Sohn des Hermes und der kyllenischen Nymphe Rhene, hieß der Bebauer. Nicht lange verweilten die Ankömmlinge hier, weil selbst die nur spärlichen Nahrungsmittel einem dürren Boden und einer wilden See erst mußten abgezwungen werden. Mit Zurücklassung weniger steuerten deshalb die andern Asien zu, Dardanos zum Führer wählend, denn Jasos war auf der Insel vom Blitz erschlagen worden, weil ihm nach der Demeter Umarmung gelüstet hatte. In Phrygien ließen sie sich nieder; Idäos mit einem Theile des Heers auf dem nach ihm benannten Gebirg Ida, wo er die seit der Zeit in ganz Phrygien gefeierten Orgien und Mysterien der Göttermutter stiftete; Dardanos aber ließ sich in der Gegend nieder, welche jetzt Troas heißt, wo er eine Stadt seines Namens erbaute, wozu der König Teukros ihm selbst den Bezirk gab, der nach ihm Teukris hieß. Phanodemos, der Verfasser der attischen Archäologie, sagt, daß dieser Teukros aus Attika nach Asien gewandert sei, und, da er ein großes und gutes Land beherrscht, das aber nur wenig bevölkert gewesen, des Dardanos und seiner hellenischen Gefährten Ankunft gern gesehen habe, weil er hiedurch Mitkämpfer in den Kriegen gegen die Barbaren erhielt, und das Land nicht wüst blieb. — Nach seiner ersten Gemahlin Tode vermählte Dardanos sich mit des Teukros Tochter Bateia (Arisbe b. Schol. Lyc. a. a. O.), mit welcher er den Erichthonios erzeugte." Die Genealogie seines Stammes ist nun nach Homer folgende:

Dardanos und Bateia.

Erichthonios und Astyoche.

Tros und Kallirhoë.

Ilos, Erbauer von Ilium. — Assarakos. — Ganymedes.

(Ilos:) Laomedon. — (Assarakos:) Kapys.

(Laomedon:) Tithonos. Priamos. — (Kapys:) Anchises.

(Anchises:) Äneias.

Aus dieser Stammtafel erhellet von selbst der Zusammenhang der Dardaner mit den Trojanern, sowie zuletzt Äneas auf Italien hinweiset. In dem Traumgesicht aber, welches Virgil seinen Helden haben läßt (*Aen.* a. a. O.), wird ausdrücklich bestimmt, daß Dardanus und Jasius aus Italien stammten, und jetzt die Dardaner (Teukrer nach Teukros) in ihr Stammland zurückkehren sollten; namentlich sollen sie Corythus aufsuchen. Diese Verschiedenheit der Sage ist aller Wahrscheinlichkeit nach durch Wanderungen arkadischer Stämme nach Kreta, Etrurien und Samothrake, an welche sich des Dardanos Name knüpfte, entstanden. Daß ein arkadischer Stamm nach Samothrake gewandert sei, wird aus der Geschlechtsableitung des Bebauers Samon wahrscheinlich; denn dieser stammt von Hermes, einem arkadischen Gott, und einer kyllenischen Nymphe, von einem arkadischen Berge. Samos, eine alte arkadische Stadt (*Strabo* 8. p. 532.) kann die Mutterstadt der Kolonisten gewesen, und die Insel nach dieser benannt worden seyn. Nicht minder glaublich ist, daß die Stadt Arkades oder Arkadia auf Kreta (*Plin. H. N.* 31, 4. *Steph. Byz.*) Namen und Ursprung von arkadischen Kolonisten habe. Hier und dort war ein Berg Ida, die Religion der idäischen Daktyler, die Sage von der Erziehung des Zeus in einer Höhle; eine Hinweisung auf religiöse Institute ist in der

ganzen Sage unverkennbar. Übrigens ist aus den römischen Historikern bekannt, daß aus Arkadien Kolonien nach Etrurien gewandert sind. Ein Theil derselben war ohne Zweifel jener Stamm der Palantier, der mit Evandros aus Arkadien kam, und am palatinischen Berge sich niederließ. Darum läßt der Mythus auch des Palas Tochter in Arkadien mit Dardanos verbunden seyn. Wenn nun aber wahrscheinlich ist, daß Kreta, Samothrake und Italien durch Kolonien in Verbindung gestanden haben; so ist auch wahrscheinlich, daß aus Arkadien die Sagen von Dardanos und Jasion dahin wanderten; und da sie in diesen Ländern lokal geworden waren, so leitete man des Dardanos Ursprung bald aus diesem, bald aus jenem ab. Am einfachsten erklärt sich dies aber durch die Annahme, daß jede jener arkadischen Kolonien aus dem Stamme der Dardaner war, wovon aber der Mythus, nach seiner Weise, als von einer einzigen Person, von Dardanos, spricht. Die Umänderungen und Zusätze, welche der Mythus im Verlauf der Zeit erhielt, haben zum Theil ihren Grund in der Verpflanzung des Mythus nach so verschiedenen Orten. Dazu gehören: 1) des Dardanos Mutter Elektra war, als Zeus sie liebte, Gemahlin des italischen Königs Corythus, und diesem gebar sie den Jasion, dem Zeus aber Dardanos. Als bei der Erbfolge beide Brüder in Streit geriethen, erschlug Dardanos den Jasion, und mußte nach Samothrake flüchten. (*Serv.* zu *Aen.* 7, 207.) — 2) Dardanos verließ Samothrake aus Gram um den erschlagenen Bruder. (*Apollod.* 3, 11, 1. s. Jasion.) — 3) Korybas, Jasions Sohn, begleitete ihn nach Phrygien, und führte daselbst den Dienst der Göttermutter ein. (*Diod. Sic.* 5, 48.) — (S. *Heyne* Exc. VI. zu *Aen.* 3. Kanne zu Con. *Narr.* 21.) (*H.*)

Dardanos, Stadt, s. Dardania.

Dardanus s. Dardanos.

DARDESHEIM, Dardemen (28° 31′ 35″ L. 51° 58′ 43″ Br.), ein mit einer Mauer umgebenes Städtchen in dem Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen. Es liegt 2 M. von Halberstadt entfernt, unmittelbar auf der Braunschweigischen Grenze am Ortsberge, worin gute Steinbrüche; hat 2 Thore, 1 evang. Kirche, 1 Armenhof, auch das Spital zu St. Anna genannt, 250 Häus. und 1400 Einw., welche vorzüglich Ackerbau treiben. — In der Gegend des Hockenthals hat man die schönste Aussicht nach dem Harz. (*Leonhardi.*)

DAREA. Diesen Namen gab Jussieu (gen. pl. p. 15.) zu Ehren des engländischen Apothekers Dare, eines Freundes von Petiver, einer Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24. Linnéschen Klasse. Da Bergius schon sieben Jahre früher (Acta petrop. VI. p. 249. 1782.) derselben Gattung den wohlgebildeten Namen Caenopteris gegeben hat, so dürfte der letztere beizubehalten seyn. Der Gattungscharakter besteht in Folgendem: ablang lanzettförmige Kapselhäutchen sind am Rande oder auf den Venen der Laubfetzen eingesenkt; die häutigen, ebenen Schleierchen öffnen sich nach dem Rande der Laubfetzen zu. (Schkuhr Filic. t. 82.) Von den 13 bekannten Arten sind fünf auf den Mascarenhas, eine auf Neucaledonien, eine auf Neuseeland, eine in Neuholland, eine ebenda und im südlichen Afrika, eine am Cap, eine in Arabien, eine in Japan, eine in Brasilien und Westindien einheimisch. (*A. Sprengel.*)

Dareikos, Dariken, s. Persische Münzen.

DAREIOS (Darius). Dieses Namens gab es drei persische Könige. 1. Dareios Hystaspis, der Sohn des Hystaspes, Statthalters von Persis, gelangte nach der Ermordung des medischen Magiers Smerdis, der sich der Regirung bemächtigt hatte, durch das Wiehern seines Pferdes im J. 521 v. Chr. zum Throne. Seine Mitverschwornen waren nämlich überein gekommen, daß der von ihnen, dessen Pferd beim Aufgange der Sonne zuerst wiehern — d. i. für welchen das persische Orakel sich entscheiden — würde, den Thron besteigen sollte. Ihm verdankt das persische Reich seine innere Organisation. Susa wurde von nun an die gewöhnliche Residenz, und von da aus entwarf er die Eintheilung des großen Perserreiches, das damals die asiatischen Länder bis zum Indus umfaßte, in 20 Satrapien, wovon die regelmäßige Ernennung von Statthaltern und eine regelmäßigere Bestimmung der Abgaben die Folge war. Ein Theil der Denkmäler zu Persepolis verdankt ihm ihre Entstehung. Durch Kriege suchte auch er die Grenzen seines ungeheuern Reiches noch zu erweitern und seine Macht zu verstärken. Zwar zu seinem ersten Kriege gegen die Babylonier sah er sich durch deren Empörung genöthigt; nicht so zu den übrigen, die er mit abwechselndem Glücke führte. Sein Feldzug gegen die europäischen Scythen entsprach seinen Erwartungen nicht, allein er machte doch dabei, theils in eigner Person, theils durch Megabyzos, Thrakien und Makedonien zinsbar. Nachdem er durch den berühmten Seemann Skylax von Karyanda den Lauf des Indus und von dessen Mündung an die Seeküsten bis zum persischen Meerbusen hatte untersuchen lassen, eroberte er einen Theil von Indien, konnte aber seine Waffen im Osten nicht weiter verbreiten, weil er zu sehr im Westen beschäftigt war. Kleinasien war gegen ihn aufgestanden. Dieses unterwarf er zwar wieder, die Erbitterung gegen die Athener aber, die den Kleinasiaten Beistand geleistet und Sardes in Asche gelegt, reizte ihn zur Rüstung gegen Griechenland. Der Befehlshaber seines Heeres Mardonios mußte unverrichteter Dinge zurückkehren; Datis, mit einem zweiten Heere von 500,000 Mann und einer Flotte von 600 Segeln ausgesendet, schien anfangs vom Glücke begünstigt, bis Miltiades in den Feldern von Marathon mit 10,000 Griechen die zehnfach überlegene Macht der Perser schlug. Dareios, in Susa von dieser Niederlage benachrichtigt, entbrannte im heftigsten Zorn, und beschloß von neuem, sich an den Griechen zu rächen. Neue Rüstungen setzten drei Jahre lang das ganze Reich in Bewegung, und schon sollte ein neuer Feldzug beginnen, als die Nachricht eintraf, daß Ägypten sich empört habe. Da verschob er seine Rache, um Ägypten erst wieder zu unterwerfen. Vor seinem Abgange sollte er, nach Sitte der Perser, über seinen Nachfolger in der Regierung entscheiden. Dareios hatte Söhne aus doppelter Ehe. Vor seiner Thronbesteigung hatte er mit seiner Gemahlin, einer Tochter des Gobryas, drei Söhne er-

zeugt, von denen Artobazanes der älteste war; nach Antritt der Regirung hatte er, um des Thrones desto gewisser zu seyn, sich mit Atossa, einer Tochter des Kyros vermählt, die ihm vier Söhne gebar, von denen Xerxes der älteste war. Die beiden ältesten Söhne aus jeder Ehe stritten sich um das Nachfolgerrecht zum Throne. Dareios erklärte sich für Xerxes als seinen Erstgebornen nach der Thronbesteigung; bald darauf starb er, nach einer 36jährigen Regirung; im J. 485 v. Chr. (*Herodot.* B. 3—7, 4. *Ctes. Bibl. Phot. Cod.* 72. *Strabo* B. 5. *Justin.* B. 2.) — Äschylos in seiner echtpatriotischen Tragödie: die Perser, beschwor den Schatten des Abgeschiedenen nach der Schlacht bei Salamis aus der Gruft; und wie ehrwürdig erscheint er da neben Xerxes!

Xerxes hatte von seinen drei Söhnen: Dareios, Hystaspes und Artaxerxes, den jüngsten zu seinem Nachfolger ernannt. Xerxes wurde von dem Obersten der Leibwache, Artabanos, ermordet; dieser meldete hierauf dem Artaxerxes, sein Bruder Dareios habe den Vatermord vollbracht, und Artaxerxes gab deshalb seinem Bruder den Tod. (*Diod. S.* 11, 69.) Xerxes hatte 20 Jahre regirt, Artaxerxes regirte 40 Jahre. Er hinterließ von seiner Gemahlin nur einen Sohn, Xerxes, von seinen Beischläferinnen aber 17 Söhne, unter denen Ochos und Sogdianos. Xerxes bestieg nach des Vaters Tode den Thron, ward aber gleich im ersten Jahre seiner Regirung von Sogdianos ermordet, der hierauf jedoch auch nur sieben Monate regirte, und seinem Bruder Ochos unterlag. (*Diod.* 12, 71.)

II. Ochos, zum König ausgerufen, nannte sich Dareios, und wird von andern insgemein als Dareios Nothos, der Bastard, bezeichnet. Er regirte von dem Jahre 424 v. Chr. bis 405, also 19 Jahre. Die Zeit seiner Regirung war eine unruhvolle, hauptsächlich durch die Ränke, Herrschsucht und Grausamkeit seiner Gemahlin Parysatis, seiner Stiefschwester. Es empörten sich gegen ihn zuerst sein Bruder Arsites, dann Pissuthnes, der Satrap von Lydien; beide fanden, wie früher Sogdianos, ihren Tod im Aschenthurme. Artoxares, der Oberste der Verschnittenen, büßte sein Vorhaben, den Dareios vom Throne zu stoßen, durch einen schimpflichen und schmerzhaften Tod. Die Empörung der Meder wurde unterdrückt. Die Lakedämonier schämten sich nicht, ihn zum Bundesgenossen gegen die Athener zu erwählen; er unterstützte sie mit Geld und Schiffen. (*Diod.* 13, 36.) Als er sein herannahendes Ende fühlte, ließ er seine beiden Söhne, Artaxerxes (Mnemon) und (den jüngeren) Kyros, vor sich kommen. Der Plan der Mutter, Kyros auf den Thron zu erheben, gelang nicht; Artaxerxes folgte in der Regirung; Kyros wurde in seiner Satrapie von Lydien, Großphrygien und Kappadokien bestätigt, woraus sich nach des Vaters Tode ein gefährlicher Bürgerkrieg entspann. (*Plutarch. Artax.* — *Xenoph. Anab.*)

Ein Sohn von Artaxerxes Mnemon hieß auch Dareios, und der Vater hatte ihn zu seinem Nachfolger und Mitregenten ernannt, mußte ihn aber hinrichten lassen, weil er mit 50 von seinen Brüdern gegen des Vaters Leben sich verschworen hatte, wozu seine Liebe zu Aspasia die erste Veranlassung gab. (S. *Aspasia* oder *Milto* Thl. VI. S. 109.)

Unter Artaxerxes Nachfolger gewann der Verschnittene Bagoas so großen Einfluß, daß er selbst nach dem Throne zu trachten anfing, und ihn nur eine Zeit lang mit andern besetzte, um ihn dann desto sicherer einzunehmen. Nachdem die ganze königliche Familie durch ihn ausgerottet worden, erhob er einen seiner Freunde auf den Thron:

III. Dareios Kodoman, der ein Enkel von Ostanes, einem Bruder des Artaxerxes, war. (*Diod.* 17, 5.) Bagoas hatte den Plan, auch ihn zu vergiften; da aber dies entdeckt wurde, lud Dareios ihn sehr höflich zu sich, gab ihm den Becher, und zwang ihn, denselben auszutrinken. Dieser Dareios der dritte bestieg den Thron im J. 333 v. Chr., nicht lange darauf, als sein gefährlicher Gegner Alexandros den Thron von Makedonien bestiegen hatte. Dareios mußte sich bald im Kampfe mit ihm messen. Sein Gegner siegte in den Schlachten am Granikos und bei Issos; nach der unglücklichen Schlacht bei Gaugaméla (*Arrian.* 3, 8 fgg.) in den Ebenen von Arbéla (*Diod.* 17, 55 fgg.) am 2. Oktober des Jahres 331 v. Chr., überließ er dem Sieger seine meisten Staten, selbst Persepolis (s. Alexandros). Bessos, der Satrap von Baktriana, Barzaentes, der Satrap von Arachosien, und der Perser Nabarzanes nahmen ihn gefangen, willens, ihn am Leben zu lassen, wenn Alexander dem Heere, welches jetzt Bessos befehligte, nicht folgen würde. Da dieser aber in Eilmärschen sie bald eingeholt hatte, brachten sie ihm tödtliche Wunden bei, ließen ihn liegen, und ergriffen die Flucht. Dareios, eines bessern Schicksals als Mensch würdig, edel bis zu seinem letzten Augenblicke, von Fehlern bei der Kriegführung freilich nicht frei zu sprechen, starb bald an seinen Wunden, und Alexander befahl, den Leichnam in den königlichen Gräbern beizusetzen. (*Arrian.* 3, 21 fg.) War irgend ein Ende tragisch, so war es das seinige, besonders nach des Curtius (5, 9 fgg.) Schilderung. (*H.*)

DAREITAE nennt Herodot (3, 92.) ein an die Kaspier angrenzendes Volk, welches den Persern Tribut zahlte. Ptolemäus nennt ihr Land Dareitis, welches er zu den medischen Landschaften zählt, und auf seiner Charte in die Nachbarschaft von Parthien gesetzt hat. (*H.*)

DARENSEE, ein in der Mitte 355 Metres tiefer See im Thale des heil. Gregorius nahe bei Münster, im Bezirk Colmar des franz. Dep. Oberrhein. Seine Oberfläche wird auf 423 Ares geschätzt; auf der S. Seite hat er einen Abfluß in die Fecht. (*Leonhardi.*)

DARES, ein Troer, Priester des Hephaistos, hatte zwei Söhne, Phegeus und Idäos; jenen erlegte Diomedes, diesen rettete Hephaistos (*Il.* 5, 9.). Der Vater wird angeführt als Erzieher Hektors (*Ptol. Hephaest.* 1. p. 103.) und als Verfasser einer phrygischen, vor der Homerischen, auf Palmblätter (*Isidor. orig.* 1, 41.) geschriebenen Ilias, welche Älian noch will gesehen haben (*Var. Hist.* 11, 2.). Noch besitzen wir eine lateinische Schrift unter seinem Namen: *Daretis*

Phrygii de excidio Trojae historia, angeblich — wie der vorangesetzte Brief an den Geschichtschreiber Sallustius besagt — eine von Cornelius Nepos verfertigte Übersetzung der in Athen von ihm aufgefundenen Urschrift. Diese Angabe ist ebenso erdichtet, als das Werk selbst, welches eine Art von pragmatischer Geschichte des trojanischen Krieges enthält. Zu der Zeit des trojanischen Krieges gab es solche Geschichten noch nicht, am wenigsten in Prosa geschriebene; die Übersetzung ist des Nepos unwürdig. Indeß wurde dieses Werk zu Anfange der Buchdruckerkunst öfters gedruckt. Die älteste Ausgabe besteht aus 18 Blättern 4., ohne Angabe von Ort und Jahr, muthmaßlich zu Cöln gegen 1474 gedruckt. Eine in Italien veranstaltete Ausgabe, ebenfalls ohne Angabe von Ort und Jahr, besteht nur aus 11 Blättern. Die als editio princeps von Fabricius und Ernesti angeführte Ausgabe, Mailand 1477, existirt gar nicht. (s. *Sassi* hist. litter. typogr. mediol. p. DLXVI. not. l.) Mehrmals wurde diese Schrift mit Homer, noch öfter mit einer ähnlichen von Dictys (s. diesen) herausgegeben. Über den muthmaßlichen Verfasser s. Josephus. (*J. de Brincken* Progr. de Darete Phrygio. Lüneburg 1736. 8.) (*H.*)

DARET, Pierre, geb. zu Paris 1610. In seiner Vaterstadt zum Künstler gebildet, suchte er sich zu Rom im Zeichnen und Kupferstechen zu vervollkommnen. Ausgezeichnet in diesem letztern Fache, kehrte er ins Vaterland zurück, wo er in einem hohen Alter starb. Als Schriftsteller machte er sich bekannt durch eine Biographie von Raphael, die er in einer freien Übersetzung nach Vasari herausgab *), auf dem Titel mit dem Bildniß Raphaels, von Daret gestochen. Ferner lieferte dieser Meister eine Folge von mehr als hundert Bildnissen, unter dem Titel: Tableaux historiques où sont gravés les illustres François et Etrangers de l'un et l'autre sexe, par Pierre Daret et Louis Boissevin, in gr. 4. 1652 und 1656. Sein vorzüglichstes Werk nach diesem ist eine Folge von Kupferstichen unter dem Titel: La Doctrine des Moeurs (s. Gomberville) 1646. Auch lieferte er ein Zeichenbuch von neunzehn Blättern in Umrissen. Mehre seiner Blätter sind mit P) bezeichnet. (S. *le Comte* T. 3. p. 396. und *Heinecke* Dictionnaire des Artistes.) (*A. Weise.*)

DARGLE, romantisches Thal in der irischen Counly Wicklow, 3 Stunden südlich von Dublin. Die mit Wald bedeckten Berge, welche es von allen Seiten umgeben, gewähren malerisch schöne Aussichten und der hier entspringende, das Thal durchströmende, gleichnamige Fluß bildet, von Felsen zu Felsen stürzend, die schönsten Cascaden. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 155.) (*Leonhardi.*)

DARGUN, Marktfl. an einem der Pecne zuströmenden Bache in dem Wendenschen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin mit einem Schlosse, 1 Kirche und Schule, 136 Häus. und 710 Einw., worunter 12 Judenfamilien und 101 Gewerbetreibende. Es hat zwei Jahrmärkte und ist der Sitz des gleichn. Domanialamts am Kum-rower-See, welches auf 6,380716 Q.Ruthen 1 Marktfl. und 23 sonstige Ortschaften in 6 Kirchspielen enthält. — D. war ehemals ein Cisterzienser-Kloster, welches 1149 (1172) gestiftet, in den Religionsunruhen aber aufgehoben und in ein fürstliches Schloß verwandelt, und aus dessen Gütern das herzogliche Amt errichtet wurde. (Vergl. Hassel Erdbeschr. v. Teutschland. Weimar 1819. II. S. 507. Hirsching Stifts- und Klosterlexicon. I. S. 951.) (*Leonhardi.*)

Daricus, s. Persische Münzen.

DARIEL [1] [auf tatarisch enger Paß], ein altes kaukasisches Schloß an der Grenze von Georgien und Ossetien, an einem Bach des Tereck, unter dessen Trümmern man noch die Spuren einer in Felsen gehauenen Wasserleitung sieht, sowie es auch mit dem Tereck durch einen gewölbten Gang in Verbindung gestanden hat. Die gegenwärtige von den Russen angelegte Festung Dariel ist durch den Tereck von dem alten Schloß getrennt und liegt 6 Werste von Laars. Das alte Schloß soll im zweiten Jahrh. v. Chr. Geburt gegen die nördlichen Chasaren gebaut worden seyn; hier und in Wladikawkas waren die bei den Alten sogenannten Pylae Caucasiae, die kaukasische Pforte, welche Plinius (lib. VI.) ein ungeheures Werk der Natur nennt, eingeengt zwischen steilen Klüften durch eiserne Thore verschlossen, unter welchen der Fluß diri odoris durchfließt. Diesseit desselben stand das Felsenschloß Cumania, stark genug, um die Schaaren unzähliger Völker zu hemmen. Procopius (Pers. I, 20) und andere setzen fälschlich die bei Derbend befindliche kaspische Pforte hieher [2]. Unter dem byzantinischen Kaiser Anastasius erbot sich ein Hunnenfürst (gegen Sold), diesen Paß zu vertheidigen, bis endlich bei der Schwäche der Römer die Perser sich desselben bemächtigten. Das Mährchen von der Erbauerin Prinzessin Dariele, welche hier ihren Zoll bezog, und die Liebhaber, die ihr nicht gefielen, in den Tereck warf, erinnert an die ähnliche mythische Ableitung alter teutscher Schlösser (so z. B. an der Nordgrenze von Hessen der Sababurg, des Lippoldsberges und der Bramburg von Saba, Lippola und Bramba). In neuerer Zeit geht hier die gewöhnliche russische Militärstraße nach Georgien, bei deren Anlegung die jähen höchst gefahrvollen Abhänge und die Felsen, welche nur einen schmalen Steg am Ufer des Flusses offen ließen, weggesprengt und viele Steine zerstreut wurden. Das Thal selbst ist immer noch sehr eng (50 bis 60 Faden breit) und von zwei steilen Gebirgen eingeschlossen, die so hoch sind, daß die Osseten sich des Namens

*) Vie de Raphael, traduite de l'italien. Par. 1651. 12. Bombourg hat es in seine Recherches curieuses sur les desseins de Raphael, où il est parlé de plusieurs peintres italiens (Lyon 1707) wieder aufgenommen.

1) Von Ker-Porter Derial genannt. (S. Ker Porters Reisen in Georgien rc. in Bertuchs neuer Bibliothek. B. 35.) 2) Vergl. überhaupt St. de la Croix sur les pyles Caucasiennes et Caspiennes in seiner 1798 zu Paris gedruckten Schrift: Memoires hist. et geogr. sur les pays situés entre la mer noire et la mer Caspienne. Vergl. auch Mannert G. d. G. u. R. 2e Aufl. Th. IV. S. 407. mit Ritters Erdkunde. S. 814. 815.

Himmelsfelsenthal bedienen. (S. Klaproth, Freysgang, Engelhardt, Gamba u. A.) (*Hommel.*)

DARIEN, 1) Rio del Darien, eigentlich Atrato, auch Rio del Choco und Rio Dabeiba [1]) genannt, ein ansehnlicher, schiffbarer und durch die Goldhaltigkeit seines Sandes berühmter Fluß in Südamerika, welcher in der Provinz Choco des colombischen Depart. Cauca unter 5°20′ nördl. Br. in der Gebirgsgabel der dritten oder westlichen Andeskette entspringt. Seine Quellflüsse sind der aus einem See entspringende S. Pablo, welcher in den Quido fällt und ebenfalls Abfluß eines See's ist. Schon in seiner Quellgegend ist er fahrbar und durch den Raspadura-Kanal [2]) mit dem S. Juan verbunden. Er durchströmt das Departement von S. nach N. auf etwa 71 geogr. Meilen und mündet sich, durch mehre starke Nebenflüsse vergrößert [3]), fast 4 Meilen breit unter 8°2′ nördl. Br. in den Meerbusen von Darien. — 2) Golfo del Darien, auch Golfo del Uraba genannt. Dieser im J. 1502 von Rodrigo Bastidas entdeckte Busen des caraibischen Meeres öffnet sich zwischen den Vorgebirgen S. Sebastian und Tiburon (9°25′ nördl. Br. 300°24′ L.) in einer Breite von 9 Seemeilen (6¾ geogr. Meilen) und greift 26 Seemeilen (19½ geogr. Meilen) in das Land ein. Seine Küsten sind mit Felsen umgürtet und Landungsplätze nur an der Süd- und Westseite; der beste Hafen heißt Milcos. Mehre Inseln liegen an der Westküste, und außer dem Atrato ergießen sich noch mehre Flüsse in diesen Golf. — Mit dem Namen der 3) Landenge von Darien wurde früher und zuweilen auch noch jetzt der, Nord- und Südamerika verbindende Isthmus von Panama (s. d. Art.) bezeichnet. (Vergl. Weim. Handb. der neuesten Erdbeschreib. XIX, 61. XX, 8. 24. 260.) (*Leonhardi.*)

DARIEN, 1) eine Provinz des vormaligen spanischen Vicekönigreichs Neugranada in Südamerika, s. d. Art. Neugranada und Tierra firma. — 2) Stadt an dem Flusse Darien, s. S. Maria del Darien. (*H.*)

1) Der Name Rio Dabeiba rührt von einer kriegerischen Frau her, die, den ersten Schriftstellern nach der Eroberung zufolge, Beherrscherin der Berglande zwischen dem Atrato und den Quellen des Rio Sinu (Senu) nordwärts der Stadt Antioquia gewesen ist. Dem Werke des Petrus Martyr d'Anghiera zufolge (Oceanica p. 42) fand sich dies Weib in einem örtlichen Mythus mit einer Gottheit vermengt, die das Hochgebirge bewohnte und Blitze schleuderte. Heutzutage erkennt man den Namen Dabeiba in dem der Abibe oder Avibi Berge, welcher den Altos del Viento, unter 7° 15′ der Breite, westlich von der Bola del Espiritu Santo oder der Gestade des Cauca erhebt wird. (Vergl. v. Humboldt's Reise in die Äquinoctialgegenden [illegible] Stuttgart 1826. Th. 4. S. 255. — 2) Diesen jetzt nur für kleine Fahrzeuge schiffbaren Kanal ließ ein Mönch, der Pfarrer zu Novita, im Jahre 1788 durch die Indianer seines Kirchspiels, in einer von natürlichen Überschwemmungen periodisch betroffenen Bergschlucht (Quebrada de la Raspadura) der Andes, zur Erleichterung der Binnenschifffahrt graben, und bewirkte dadurch zuerst die so lange gewünschte Verbindung der beiden an 564 geogr. Meilen von einander entfernten Oceane, welche Amerika umfluthen. (Vergl. v. Humboldt a. a. O. S. 254 fg.) — 3) Nebenflüsse sind rechts: der Bethe, Bebara, der Murri oder Penderisco, der größte von allen, sodaß sein Wasserreichthum den Atrato selbst aufschwemmt; der Arquia und Suclo; — links, vorzüglich der Nape, oder Napipe.

DARIEN (Br. 31° 23′ L. 295° 57′) auf einer Anhöhe, an dem Hauptmündungsarme der Alatamaha, in der Grafschaft Mac-Intosh des nordamerikanischen Freistaates Georgia, ein schnell anwachsender Marktflecken, welcher im J. 1810 nur 257, aber im J. 1819 schon gegen 2000 Einw. zählte, und 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Bank, 1 Druckerei, 1 Postamt und 300 Häuser enthielt. Er ist Stapelplatz für die Exporte der Alatamahagegenden, sein Hafen gut, und der Eingang in die Strommündung läßt selbst zur Zeit der Ebbe Schiffe ein, welche nicht über 14 Fuß Wasser bedürfen. Mit Milledgeville steht es durch ein Dampfboot in Verbindung. (*Leonhardi.*)

DARIES, Joachim Georg, geb. zu Güstrow im Mecklenburgischen den 23. Juni 1714, gest. zu Frankfurt an der Oder den 17. Juli 1791, studirte von seinem 14ten Jahre an zu Rostock und Jena Theologie und Philosophie, nachmals die Rechte. In den letzten beiden trat er im J. 1735 zu Jena als Privatlehrer auf, und wurde 1744 zum Professor in der philosophischen Fakultät ernannt. Der außerordentliche Beifall, den seine Vorlesungen sowol über Philosophie als über Rechtswissenschaft fanden, wurde Friedrich dem Großen bekannt, und er berief Daries im J. 1763 unter dem Titel eines geheimen Rathes zum Professor jener Wissenschaften an die Universität zu Frankfurt a. d. O., wo er im J. 1772 zum Director der Universität, Ordinarius der Juristenfakultät und erstem Professor der Rechte ernannt wurde. Als Philosoph gehörte er zu den Gegnern Wolfs, und bei dem Scharfsinn, den er besaß, erwarb er sich um Berichtigung mancher philosophischen Begriffe Verdienst. Über fast alle Theile der Philosophie hat er Lehrbücher abgefaßt, auch eins über Mathematik. Besonders eifrig beschäftigte er sich mit den Kameralwissenschaften und war der erste in Teutschland, der Principien für die Finanzwissenschaft aufzustellen versuchte. Zu Jena legte er eine Realschule an, um die Ökonomie auch praktisch zu befördern. Nicht minderen Eifer wendete er der Rechtswissenschaft zu, und seine Institutiones jurisprudentiae universalis, in quibus omnes juris naturae, socialis et gentium partes explicantur (Jena 1740 und 7te Ausg. — außer zwei Nachdrucken — 1766), sowie seine institutiones jurisprudentiae Romano-Germanicae (Jena 1749 und 2te Ausg. 1766), und seine Meditationes ad Pandectas, quibus praecipue juris capita ex fontibus philosophicis explicantur (Frankfurt 1765 fg.), welche sämtlich davon zeugen, daß er auch hier die Philosophie nicht zurückließ, standen zu ihrer Zeit in großem Ansehen. (S. Schlichtegrolls Nekrolog 1792. Bd. 2. Koppe jurist. Almanach auf 1792. Über ihn als Philosophen Buhle Geschichte der Philosophie. Bd. 7. S. 10. — Seine Schriften in Meusels Lexik. der verst. teutsch. Schriftsteller. Bd. 2. S. 280 — 284.) (*H.*)

DARII, ist die logische Benennung des dritten Falles der ersten einfachen Schlußfigur, auf welche sich alle Vernunftschlüsse der übrigen Figuren müssen zurückführen lassen; deren syllogistische Bezeichnung mit einem D beginnt. Die darin enthaltenen Vocale, welche durch das r. nur zu einem Worte vereinigt werden, deuten an, daß

der Obersatz allgemein bejahend, der Schlußsatz aber, wie der Untersatz, nur besonders bejahend sei, z. B. alle Menschen sind sterblich; wir selbst sind Menschen; folglich sind wir auch sterblich. Kehren wir in diesem Vernunftschlusse den Untersatz simpliciter um — zu den Menschen gehören auch wir selbst — so gehört er der dritten Figur an, und wird wegen der einfachen Umkehrung zu der Form Datisi gezählt. Läßt sich aber der umgekehrte Satz als allgemein bejahend darstellen, so findet eine Umkehrung per accidens Statt, und die Form eines solchen Vernunftschlusses erhält den Namen Darapti, indem hier durch das p. die veränderte Umkehrung bezeichnet wird, wie vorher durch das s. die reine oder einfache. Ein Beispiel dieser Art von Vernunftschlüssen ist folgendes:
Alle Menschen sind vernünftige Wesen;
Alle Menschen sind auch sinnliche Wesen;
Folglich sind einige sinnliche Wesen auch vernünftig.

Nach der Form Darii würde man aber schließen müssen, wie folgt:
Alle Menschen sind vernünftige Wesen;
Einige sinnliche Wesen sind Menschen;
Folglich sind einige sinnliche Wesen auch vernünftig.

(*Grotefend.*)

DARIORIGON (*Ptol.*), Dartoritum (*Tab. Peut.*), die Hauptstadt der Veneter in Gallien, das heutige Vannes in Bretagne. S. Veneti. (*H.*)

Daritae, Daritis s. Dareitae.

Darius s. Dareios.

DARKE, eine erst seit dem Jahre 1814 gebildete Grafschaft im nordamerikanischen Freistate Ohio. Sie grenzt im N. an die nordwestlichen Grafschaften, im O. an Miami, im SO. an Montgomery, im S. an Preble, im W. an Indiana, und liegt ziemlich hoch. In ihrem Umfange, wo sonst die jetzt spurlos verschwundenen Forts — eigentlich nur Blockhäuser — Greenville, Jefferson und Recovery lagen, entspringt der Südwestarm des Miami oder der Stillwater, die diesen vergrößernden Flüsse Greenville und Painter und der Massasinaway, welcher nach Indiana übergeht. Die östliche Seite der Grafschaft ist ganz eben und äußerst fruchtbar, in der westlichen finden sich strichweise große Wiesen und holzlose Ebenen. — Der Hauptort dieser Grafschaft ist Greenville am gleichnamigen Flusse, wo sonst Fort Greenville stand, mit den Grafschaftsgebäuden und einem Postamte. Fort Jefferson, Harrison, Twin und Wayne sind aufblühende Ortschaften. (Vergl. Weimar. Handb. der neuesten Erdbeschr. XVII. S. 633.) (*Leonhardi.*)

DARKEHMEN (54° 17′ 35″ Br. 39° 40′ 15″ L.), Kreisstadt in dem preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, an der Angerap, mit einer Kirche, 6 öffentlichen und 129 Privatgebäuden und 2283 Einw., meist Abkömmlingen französischer und salzburger Emigranten, welche vorzüglich Wollenzeugweberei, Gärberei und Getreidehandel treiben. Es liegt 4½ M. von Gumbinnen entfernt, erhielt im J. 1725 Stadtgerechtigkeit und ist der Sitz einer Superintendentur, des Landraths, eines Justizamtes und Stadtgerichts und einer Postwärterei. Bei der hiesigen Mühle, welche, nebst der Budeynschen, die erste im J. 1722 in Preußen nach sächsischer Art erbaute Panzermühle war, ist ein sehr einträglicher Aalfang. — Dicht bei der Stadt liegt das Dorf Klein-Darkehmen mit 85 Einwohnern. — Der Kreis Darkehmen, welcher, von den Kreisen Insterburg (im N.), Goldap (im O.) und Angerburg (im S.) umschlossen, im W. an den Regierungsbezirk Königsberg grenzt, enthält auf 13,68 QM. 26608 Einw. und in 7 Kirchspielen 1 Stadt, 279 Dörfer, Vorwerke, Colonien und einzelne Etablissements mit 2340 Feuerstätten. Er hat eine mit Fruchtfeldern und Waldungen bedeckte, ebene Oberfläche und wird von der Angerap, einem Quellflusse des Pregel, durchströmt; auch entspringt hier die Auxine, welche bei Norkitten in den Pregel fällt. (Nach Leonhardi, Mützell, v. Zedlitz und v. Schlieben.) (*Leonhardi.*)

Darkemon, Darkmon, der hebräische Name für Dareikos s. Adarco und Persische Münzen. (*H.*)

Darking s. Dorking.

DARLASTON, Kirchspiel in der engl. Grafschaft Stafford, 1½ Stunden nordwestlich von Wednesbury, unweit der Trent, hat 1080 Häuser und 5545 Einwohner. Der Ort ist bekannt durch seine Schlösser und stählernen Rauch- und Schnupftabacksdosen. (Nach v. Jenny.) (*H.*)

DARLEHN (Mutuum), ist derjenige Vertrag, mittelst dessen Jemand (mutuo dans) einem andern (mutuans, mutuo accipiens) Geld oder andere verzehrbare Sachen zum Zweck des Verbrauchs überläßt, unter der Bedingung, daß letzterer demnächst eine gleiche Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgebe. Dadurch, daß Verbrauch Zweck ist, unterscheidet sich dieses Rechtsgeschäft von dem Borgcontract (Commodatum), und dadurch, daß dieselbe Sorte, der Qualität und Quantität nach, zurückgegeben werden muß, was nur bei Gelde oder andern verzehrbaren Gegenständen denkbar ist, von dem Tausche.

Die Römer rechnen das Darlehn zu den Realcontracten, und es kommt bei ihnen schon frühzeitig vor. Die älteste Art scheint das schon in den zwölf Tafeln erwähnte Foenus mit Zinsen, im Gegensatz des einfachen mutui ohne Zinsen, gewesen zu seyn, wovon das erstere das eigentliche Geldgeschäft mit dem foenerator war, was, wegen des damals fast gänzlich mangelnden, hypothekarischen Credits von Calenden zu Calenden erneuert wurde, und auf welches sich das ex calendario debere [1]) und die actio calendaria [2]) bezieht; das letztere dagegen ein bloßes Freundschaftsgeschäft war, so daß der Schuldner die Sache auf so lange ohne Zinsen erhielt, als er sie bedurfte. Zinsen konnten daher nicht mit der aus diesem Geschäfte entspringenden condictio ex mutuo, sondern nur zufolge einer eigenen Stipulation mit der actio ex stipulatu eingefodert werden. Alles dieses ist jetzt geändert; das foenus im römischen Sinne fällt jetzt hinweg, und wenn gleich das Darlehn auch noch im Zweifel als unentgeld-

1) c. 1. C. IV, 31. *de compensat.* 2) fr. 39. §. 14. D. XXVI, 7. *de administr. tut.*

lich gegeben zu betrachten ist, so können dennoch, sowol aus einem einfachen Nebenvertrage [3]) über zu entrichtende Zinsen, als wegen Verzuges [4]) Zinsen gefodert werden. Wird die Hauptsumme binnen der bestimmten Zeit nicht zurückgezahlt oder die Sache nicht zurückgegeben, so wird der Schuldner mit der actio mutui oder condictio certi ex mutuo belangt; der Schuldner hat dagegen wegen des Versehens des Gläubigers nur die allgemeinen Klagen auf Schadenersatz und keine nach dem Contracte benannte Klage.

Hauptgrundsätze in Bezug auf das Darlehn sind: I. Ein giltiges Darlehn enthält die volle Veräußerung der Sache und gibt nur ein Recht auf eine andere Quantität; denn der Verbrauch bringt es mit sich, daß der Empfänger Eigenthümer wird, so daß also der Geber alteniret [5]). Durch die Überlassung fremder Sachen entsteht daher kein mutuum, und ebenso wenig dann, wenn der Geber zur Veräußerung nicht befugt war. Thut er es dennoch, so kann die Sache, wenn sie noch vorhanden ist, von seinem Vorgesetzten, z. B. dem Vormund, vindicirt werden. Hat indessen der Empfänger die Sache bona fide verzehrt, so geben einige dem Eigenthümer der Sache gegen ihn eine actio in factum auf so viel, als der Empfänger bereichert worden ist, andere eine condictio, welche die Neuern die actio de bene depensis nennen [6]). II. Die Sache muß dem Empfänger durch den Geber überliefert seyn. Indessen kann auch dem Empfänger eine Sache zum Verkauf gegeben werden, um die Kaufsumme als mutuum zu behalten; auch kann dasjenige, was der Gläubiger von Jemandem zu fodern hat, sowol einem dritten, als dem Schuldner selbst, als mutuum gelassen und endlich dem Gläubiger, ohne alles Zuthun von seiner Seite, die auf seinen Namen von einem Dritten erfolgte Zahlung aus dem mutuum ein Anspruch erworben werden. III. Der Empfänger ist verpflichtet, zu der zum voraus bestimmten, oder nach der wahrscheinlichen Absicht der Contrahenten zu bestimmenden Zeit, eine Sache von gleicher Sorte, Quantität und Qualität zurückzugeben, ohne sich durch den zufälligen Verlust des Angeliehenen von dieser Verpflichtung befreien zu können. Die Zurückgabe eines Mehren, als der Schuldner empfing, ist dem mutuum zuwider; soll es daher verzinslich (foenus) werden, so bedarf es hiezu einer Verabredung, wie oben bemerkt, die aber auch als stillschweigend eingegangen aus den Umständen geschlossen werden kann [7]); daß der Schuldner weniger zurückgeben solle, kann dagegen ausgemacht werden. IV. Der Empfänger ist nur dem zur Zurückgabe verpflichtet, mit welchem er über den Empfang contrahirt hat. Eine Ausnahme macht hievon die condictio Juventiana [8]), durch welche derjenige, von dem die dargeliehenen Sachen herrühren, den Empfänger, welcher sie von einem andern empfangen zu haben glaubte, auf Rückgabe belangen kann. S. auch noch Condictionen. (*Spangenberg.*)

3) Thibaut Pandekten. §. 887. 4) Reichsabschied von 1600. §. 132. 5) Über den durch Salmasius in Betreff dieses Satzes entstandenen Streit s. *Walch* jus controv. p. 391. Glück Pandektencommentar §. 781. Höpfner Commentar über die Institutionen. §. 766. 6) Thibaut a. a. O.; vergl. mit *Voet.* ad Pand. L. XII. tit. 1. §. 8. Schweppe römisches Privatrecht. §. 449. 7) *Ayrer* de arbitrio judicis circa usuras pecuniae mutuatitiae §. 26 fg. 8) *J. L. Conradi* de Juventiana condictione. Marburg 1774. 4.

DARLINGTON, Marktflecken in der engl. Grafschaft Durham, am Skern, worüber eine Brücke von 3 Bogen führt, mit einem Square in der Mitte, einer schönen gothischen Kirche, mit einem 180 F. hohen, im 12. Jahrh. erbauten Thurme, 909 Häusern und 5750 Einw., welche gebleichte Leinwand, Damast- und Wollenfabriken unterhalten. In der Nähe eine Mühle zur Schleifung optischer Gläser, eine Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, wovon der Hellkettles 30 Yards im Durchmesser hält. Im J. 1825 ward zwischen hier und Stockton in Durhamshire, bis wohin es 10½ engl. Meilen sind, eine Eisenbahn eröffnet, auf welcher die Reisenden in Wagen durch Dampfmaschinen überaus schnell (10 bis 12, und an der abhängigsten Stelle 15 bis 16 engl. Meilen auf eine Stunde) fortgeschafft werden. (Weimar. Handb. VII, 304. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

DARLINGTON, in Nordamerika: 1) am Ontariosee in dem Distrikt Newcastle des britischen Gouvernements Obercanada mit 68 Einw. — 2) Darlington am Black, Hauptort des gleichn. Distrikts in dem nordamerikanischen Freistat Südcarolina, mit einem Postamte. — Der Distrikt Darlington grenzt im N. an Chesterfield, im NO. an Marlborough, im O. an Marion, im S. an Williamsburg, im SW. an Sumter, im NW. an Kershaw und zählte im J. 1820 unter 10949 Einw. 39 freie farbige und 4473 Sklaven. Zwischen dem Big-Pedee und Lynch gelegen, wird er im Innern von Black, Jefferys, Lake-Swamp und Sparrow-Swamp bewässert, und hat meistens Haide und Moräste, aber auch guten Reis- und Tabacksboden. — 3) Darlington am kleinen Pigeon, unweit dessen Mündung, in der Grafschaft Warwick des nordamerikanischen Freistates Indiana, mit einem Postamt. (*Leonhardi.*)

DARLINGTONIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse (?) und der natürlichen Familie der Leguminosen, hat Candolle (Ann. des sc. nat. 1825. 4. p. 97., Legum. p. 427) so genannt nach dem nordamerikanischen Botaniker, Doktor Darlington. Ihr Charakter besteht in hermaphroditischen Blüthen, fünf Blumenblättchen und einer lanzettförmigen, wenig haarigen, zweiklappigen Hülsenfrucht. Die Gattung Acacia weicht nur darin ab, daß ihr Charakter polygamische Blüthen und eine größere Anzahl von Staubfäden (10—200) angibt. Die beiden Arten, welche nach Candolle die Gattung Darlingtonia bilden, sind perennirende nordamerikanische Kräuter mit doppelt gefiederten Blättern, und weißen, in den Blattachseln einzeln stehenden, gestielten Blüthenknöpfen. 1) D. brachyloba *Cand.* (Legum. t. 66., Acacia brachyloba Willd. sp. pl., Mimosa illinoensis Mx. am. bor.) mit Drüsen zwischen den untersten Blatttheilungen und ziemlich geraden Hülsenfrüchten. Auf Wie-

senflächen von Illinois und Kentucky. — 2) D. glandulosa *Cand.* (Acacia glandulosa Willd., Mimosa gland. Mx., Vent. choix t. 27., Mim. contortuplicata Zuccagn.) mit Drüsen zwischen allen Blatttheilungen und sichelförmigen Hülsenfrüchten. An den Flüssen Missisippi und Tenessee. (*A. Sprengel.*)

DARM, oder das Gedärme (intestina), ist der vom Magen bis zum After sich erstreckende Theil des Verdauungsorgans. Da in dem Artikel Darmkanal das Verdauungsorgan im Zusammenhange betrachtet wird, so verweisen wir auf denselben in Betreff aller allgemeinen Eigenschaften des Darms und geben von diesem hier nur eine einfache Beschreibung nach seiner Beschaffenheit im ausgebildeten menschlichen Körper.

Der Darm zerfällt seiner Länge nach in zwei Theile, die man gewöhnlich Dünndarm und Dickdarm nennt; genauer scheint, da von einem Kanale die Rede ist, die Bezeichnung als enger und weiter Darm; in morphologischer Hinsicht aber verdient, da der Durchmesser nicht das Wesentliche ist, der Name Mitteldarm und Afterdarm den Vorzug.

Der Dünndarm (enger Darm, Mitteldarm, intestinum tenue, angustum, medium), reicht von der Pförtnerklappe des Magens bis zur Grimmdarmklappe, und nimt den mittlern Theil des Unterleibes (Herzgrube, Nabel- und Unterbauchgegend) ein, indem er weder in die seitlichen Gegenden der Bauchhöhle sich erstreckt, noch auch bis an die obere und untere Wand derselben (Zwerchfell und Beckenboden) reicht; zugleich ist er größtentheils mehr nach vorn gelagert, indem zwischen ihm und der hintern Wand theils die Stämme der Gefäße und Nerven, theils die Harnorgane liegen.

Er ist der Hauptsitz der Verdauung und zeichnet sich durch Reichthum an Blutgefäßen, Saugadern und Nerven, wie auch durch stärkere Entwickelung der Ringmuskeln und lebhafte Bewegungskraft aus. Seine Schleimhaut ist zarter als die des Magens, hat die meisten und ansehnlichsten Darmzotten und bildet zahlreiche, mehr oder weniger einander parallele Querfalten (valvulae conniventes s. Kerkringii), welche ein größeres oder kleineres Segment eines Ringes bilden und im Ganzen genommen eine halbmondförmige Gestalt haben, indem sie in ihrem mittlern Theile am längsten (etwa 2 bis 3 Linien) sind, an beiden Enden aber in die übrige Fläche sich verlieren; übrigens nehmen sie jede Richtung an, und werden zuweilen durch dazwischen laufende, kleinere Längenfalten zu einer Art Netzwerk umgestaltet.

Der Dünndarm ist der längste Theil des Verdauungskanals; seine Länge beträgt ungefähr 20 Fuß; im Querdurchmesser hält er ungefähr einen Zoll. Seine Gestalt ist im Ganzen genommen etwas kegelförmig, indem er in seinem Verlaufe allmälig sich etwas verengt. Zugleich nimt die Dicke seiner Wandungen, die Stärke seiner Muskelfasern, der Reichthum an Gefäßen und Nerven, die Zahl und Größe seiner Falten und Zotten nach seinem Endtheile zu nach und nach ab, so daß im Ganzen genommen der obere (oder Anfangstheil) den untern Theil an Lebendigkeit überwiegt. Nur die Schleimbälge sind nach einem andern Verhältnisse vertheilt, nämlich am Anfange und Ende am zahlreichsten, werden sie von beiden Punkten aus gegen die Mitte hin seltener; am Anfange finden sich größere, einzeln stehende Schleimbälge (Brunnersche Drüsen), gegen das Ende hin haufenweise an einander gelagerte (Peyersche Drüsen).

Der Dünndarm zerfällt in den Zwölffingerdarm und den Krummdarm.

1) Der Zwölffingerdarm (duodenum) ist der Anfang, der auf die Pförtnerklappe des Magens folgt und kein Gekröse hat, weshalb man ihn den gekröslosen Mitteldarm nennen könnte. Seine Länge beträgt ungefähr 8 Zoll, oder etwa die Breite von 12 Fingern, wovon er auch seinen Namen erhalten hat. Er liegt auf der rechten Seite der Oberbauchgegend, weiter nach oben und nach hinten als der übrige Dünndarm, unter der Leber und dem obern Blatte des Quergrimmdarmgekröses, unterhalb und links von der Gallenblase, rechts vom Magen, rechts, oberhalb und unterhalb vom Pankreas, vor dem innern und mittlern Schenkel des Zwerchfelles der rechten Seite, der Hohlvene und unpaarigen Vene, hinter dem Quergrimmdarme und über dem untern Blatte von dessen Gekröse. Er kann seine Lage weniger ändern als der übrige Dünndarm, da er durch einen zellgewebigen Überzug an die benachbarten Gebilde angeheftet wird; mit seinem obern Theile ist er an die untere Fläche des obern Blattes des Quergrimmdarmgekröses angeheftet, und zwar wo dasselbe von der Gegend der rechten Niere (Ligamentum duodeni renale) und von der untern Fläche der Leber (Ligamentum duodeni hepaticum) sich nach vorn umschlägt; sein unterer Theil berührt die obere Fläche des untern Blattes desselben Gekröses. Er bildet einen Bogen, dessen Wölbung nach der rechten Seite gewendet und frei ist, während die links liegende Höhlung den rechten Endtheil des Pankreas einschließt und mit demselben durch Zellgewebe und Gefäße dicht verbunden ist. Sein oberer Theil nämlich geht vom Magen, an dessen Bewegungen er einigen Theil nimt, horizontal unter der Gallenblase über dem Pankreas nach rechts und etwas nach hinten und oben bis unter den rechten Leberlappen; sein mittlerer Theil steigt senkrecht und etwas links neben dem Pankreas und vor dem obern Theile der rechten Niere herab; sein unterer Theil geht nach links und etwas nach oben vor der Hohlvene vorüber bis vor dem zweiten Bauchwirbel und der Aorta, und endet am untern Blatte des Quergrimmdarmgekröses, über und hinter welchem er liegt, indem er sich nach vorn und unten wendet, als ob er dasselbe durchbohren wollte.

Der Zwölffingerdarm ist weiter als der übrige Dünndarm; seine Schleimhaut ist besonders weich, seine Muskelhaut dick. Sein oberer Theil hat in einer Strecke von etwa 1½ Zoll vom Magen aus keine Falten, sondern nur Zotten; auf der übrigen Fläche liegen die Querfalten ziemlich dicht an und zum Theil auf einander. Die größern, einzeln stehenden, platten und rundlichen Schleimgruben (Brunnersche Drüsen) haben vorzüglich im obersten Theile ihren Sitz. An der innern Fläche des Bogens oder an der linken

Seite des mittlern (herabsteigenden) Theils, wo derselbe an den untern Theil angrenzt, bildet die Schleimhaut einen kleinen Hügel, auf welchem unter einem Fältchen der Gallengang und der pankreatische Gang sich öffnet. Beide Gänge treffen in einem spitzen Winkel zusammen und durchbohren die Wandung des Darms in schräger Richtung, so daß ihre Mündungen, welche dicht neben einander liegen oder auch mit einander vereint sind, geschlossen bleiben, so lange nicht Flüssigkeit von ihren Stämmen aus eindringt, während in diese aus dem Darme nichts zurückfließen kann. Ist der Darm durch Speisebrei ausgedehnt, so werden dadurch nicht allein jene Mündungen etwas erweitert, sondern es wird auch das Zufließen der Flüssigkeiten dadurch befördert, indem nicht allein sein ganzer Bogen das Pankreas, sondern auch sein oberer Theil die Gallenblase zusammendrückt.

Da auf diese Weise die Leber und das Pankreas, deren Erzeugnisse vorzüglichen Antheil an der Verdauung haben, dem Zwölffingerdarme beigegeben sind, so nimt dieser auch in seiner Bedeutung die oberste Stelle in der Reihe der Därme ein, weshalb er von einigen der *zweite Magen* genannt worden ist. Dem gemäß ist er nicht nur besonders reich an Nerven und Gefäßen, sondern zeigt sich auch durch deren Verbindung als das Mittelglied zwischen dem Magen und dem übrigen Dünndarme. Seine Nerven stammen nämlich nicht nur vom Eingeweidenerven des Rumpfnervensystems, sondern (am obern Theile) auch vom zehnten Hirnnerven, und hängen mit dem Oberbauchgeflechte, Lebergeflechte und Magengeflechte zusammen. Sein oberer und mittlerer Theil bekommt seine Arterien von dem auch zur rechten Hälfte des Magens sich verbreitenden Leberaste der Oberbaucharterie; sein unterer Theil von der obern Gekrösarterie. Seine Venen gehen vereint mit denen des Magens (als gastro-duodenalis) in die Pfortader. Seine Saugadern gehen theils durch das Lendengeflecht, theils in Verbindung mit denen der Leber und des Pankreas in den Saugaderstamm über.

2) Der übrige Dünndarm wird *Krummdarm* (Ileum) genannt; da man ihn aber ehemals auf eine willkürliche Weise abtheilte und die zwei obern Fünftheile, weil man sie seltner mit Speisebrei gefüllt gefunden haben wollte, als *Leerdarm* (ieiunum), und nur die untern drei Fünftheile als Krummdarm bezeichnete; so würde er füglicher *Windungsdarm* zu nennen seyn, da er der einzige Theil des Darmkanals ist, welcher eigentliche Windungen bildet.

Er nimt die Nabelgegend, die Unterbauchgegend und den obern Theil der Beckenhöhle ein; fängt in gleicher Höhe mit dem zweiten oder dritten Bauchwirbel, auf dessen linker Seite an, und endet gegen die innere Fläche des rechten Hüftbeins, liegt vor seinem Gekröse und den dahinter liegenden Gefäß- und Nervenstämmen, Nieren und Harnleitern, hinter dem großen Netze, unter dem Quergrimmdarme, dessen Gekröse und dem darüber liegenden Zwölffingerdarme, Magen, Pankreas und Leber, über der Harnblase, dem Mastdarme und den Zeugungsorganen.

Das *Gekröse* bildet sich aus zwei senkrechten oder vielmehr schräg von der linken nach der rechten Seite herabsteigenden Blättern des Bauchfells, die sich von den Wänden der Bauchhöhle vor den Bauchwirbeln nach vorn schlagen, so daß sie die Bauchhöhle in eine rechte und linke Hälfte theilen, oben mit dem untern Blatte des Querdarmgekröses, seitwärts mit den innern Blättern des rechten und linken Grimmdarmgekröses, unten mit dem Gekröse des rechten Grimmdarms zusammenhängen. Seine Breite, d. h. die Fläche zwischen dem hintern Wandungstheile des Bauchfells und dem Darme, ist oben und unten am geringsten, in der Mitte am bedeutendsten und bis zum Betrage von vier Zoll; somit kann denn auch der mittlere Theil des Windungsdarms viel freier seine Lage ändern, als es seine beiden Enden können. Die Höhe des Gekröses oder seine Ausdehnung zwischen dem obern und untern Theile des Windungsdarms ist in verschiedenen Breiten sehr verschieden: wo es vom hintern Wandungstheile des Bauchfells ausgeht, oder an seiner Wurzel, ist es nur ungefähr drei bis vier Zoll hoch, indem es vom zweiten oder dritten bis unter den fünften Bauchwirbel sich erstreckt; dann nimt aber seine Höhe schnell zu, so daß sein Rand am Darme eine Ausdehnung von etwa 14 Fuß hat und stark gekräuselt ist.

Der Darm ist nach allen möglichen Richtungen in Windungen zusammen gelegt, deren Gang sich nicht mit einem Blicke übersehen läßt; überall ist er gekrümmt, so daß die am Gekröse angeheftete, hintere Seite concav und zusammengefaltet, die entgegengesetzte, freie, vordere Seite hingegen gewölbt ist, und dieser Unterschied ist so bedeutend, daß die Länge der freien Seite beinahe 6 Fuß mehr beträgt als die der angehefteten. Ist der Darm leer, so ist seine Höhle parabolisch, nämlich an der Anheftungsseite durch die als Bauchfellüberzug aus einander weichenden Blätter des Gekröses mehr verengt als an der freien Seite; doch bei seiner Ausdehnung wird sie kreisrund. Übrigens läßt sich der Darm vermöge der großen Ausdehnung seines Gekröses sehr leicht verschieben, sei es nun durch den Druck, welchen die Anfüllung des Magens, oder der Harnblase, oder des Fruchthälters verursacht, oder durch den Druck des Zwerchfells und der Bauchmuskeln beim Athmen und bei Muskelanstrengungen.

Die Schleimhaut ist dünner als im Zwölffingerdarme und wird, je mehr sie dem Dickdarme sich nähert, immer dünner, wie auch in demselben Verhältniß ihre Falten kürzer und seltener werden, der Darm überhaupt aber enger und an Gefäßen ärmer wird. Auch die größern, einzeln stehenden Schleimbälge verlieren sich in ihm allmälig ganz; dagegen treten die seichten, gruppenweise dicht an einander gelagerten (die sogenannten Peyerschen Drüsen) auf, welche an der vom Gekröse abgewendeten oder freien Seite des Darms ihren Sitz haben. Man zählt solcher Gruppen, wenn sie völlig entwickelt sind, bis auf dreißig, von welchen die kleinern

rundlich, die größern länglich, und die am Ende des Dünndarms liegenden auf zwei Zoll und darüber lang sind. — Die Blutgefäße sind Zweige der obern Gekrösarterie und Gekrösvene; die Nerven gehören zu dem jene Arterie begleitenden, obern Gekrösgeflechte.

II. Der Dickdarm (weite Darm, Afterdarm, intestinum crassum, amplum, anale) hat eine Länge von ungefähr 5 bis 6 Zoll, während der Querdurchmesser etwa 2 Zoll und darüber beträgt, und zerfällt in den Grimmdarm und Mastdarm.

1) Der Grimmdarm (colon) ist das Mittelglied zwischen dem Dünndarme, in welchem die Assimilation und Einsaugung am stärksten ist, und dem Mastdarme, wo die Egestivität das Übergewicht hat. Seine Schleimhaut ist dünner, aber dichter und derber als die des Dünndarms; sie hat keine deutlichen Zotten, aber hin und wieder kleine Vorragungen in Form ästiger Fältchen oder auch eines feinen Netzes; die Schleimgruben stehen einzeln, sind aber groß. Die Ringfasern sind schwächer als die Längenfasern, diese sind vorzüglich in drei einzelne Stränge (ligamenta coli) vereint, die von einem Ende des Grimmdarms zum andern sich erstrecken, und von denen der breiteste (ligamentum intestinale) am freien Rande, der zweite (ligamentum mesocolicum) an dem Rande, wo das Gekröse sich ansetzt, und der dritte an dem, wo das Netz angeheftet ist, liegt. Jeder dieser Stränge bildet eine Einschnürung des Darms, so daß dieser in seiner ganzen Länge äußerlich drei rinnenartige Vertiefungen hat und zwischen denselben in drei Bauschen hervortrit. Außerdem verkürzen diese Stränge die längere Schleimhaut, so daß diese hin und wieder in Querfalten eingestülpt ist und dadurch der Cylinder in mehre Zellen getheilt wird; diese Falten unterscheiden sich von denen des Dünndarms dadurch, daß sie weit aus einander liegen und größer sind, doch nehmen sie gegen das Ende des Darms an Größe ab.

Die Gefäße des Grimmdarms stehen denen des Dünndarms in Hinsicht auf Zahl, wie auf Durchmesser nach. Seine Arterien machen weniger Verbindungsbogen und entspringen aus zwei Stämmen, wovon der eine auch an den Dünndarm, der andere auch an den Mastdarm sich verzweigt: nämlich die Arterien des rechten und queren Grimmdarms (colica dextra und media) sind die letzten Zweige der obern Gekrösarterie, die des linken (colica sinistra) aber ist der erste Zweig der untern Gekrösarterie, und wie die Arterie am Anfange des Grimmdarms (ileocolica) zugleich an das Ende des Dünndarms sich verzweigt und bogenartig wieder mit ihr anmündet, so vereinen sich auch an seinem Ende die letzten Zweige seiner Arterie durch Anmündung mit der ersten Arterie des Mastdarms, welche mit derselben aus der untern Gekrösarterie entsprungen ist. Dem gemäß gehören auch die Nerven theils dem obern, theils dem untern Gekrösgeflechte an. Die Venen gehen in die große Gekrösvene über, und die Saugadern hängen mit dem Lendengeflechte zusammen.

Nur der querliegende Theil des Grimmdarms ist vermöge seines längern Gekröses mehr frei beweglich; seine senkrecht liegenden Theile hingegen sind vorzüglich durch das kurze, äußere Blatt ihres Gekröses dicht an die Bauchwand geheftet und befestigt. Überhaupt nämlich sind die beiden Blätter des Grimmdarmgekröses nicht überall dicht an einander gelegt; Gefäße und Nerven verlaufen daher meist nur an einem Blatte, und zwar an dem, welches zum innern Umkreise des Bogens gehört, den der Grimmdarm macht, also am innern Blatte der beiden senkrechten Theile und am untern Blatte des queren Theils. Eine andere Eigenthümlichkeit ist die, daß der als Fortsetzung des Gekröses den Grimmdarm einschließende Bauchfellüberzug an dessen entgegengesetzter Seite wieder von ihm abweicht und frei liegende Verlängerungen des Bauchfells bildet, welche aus zwei, hier ungemein zarten Blättern desselben bestehen, zwischen welchen Fett abgelagert ist, und die man Netze (omenta, epiploa) nennt: durch das große Netz (omentum gastrocolicum) setzt sich der Bauchfellüberzug des queren Grimmdarms in den Bauchfellüberzug des Magens fort; dagegen sind die sogenannten Fettanhänge (omentula, appendices epiploicae) freie, walzenförmige Zipfel, welche hin und wieder vom freien Rande des Grimmdarms in die Höhle des Bauchfellsackes herein ragen.

Der Grimmdarm ist am Umkreise des Windungsdarms gelagert, oder umgibt ihn, und zerfällt demnach in einen rechten, senkrecht aufsteigenden, einen mittlern, wagerecht queren, und einen linken, senkrecht herabsteigenden Theil.

a) Der rechte Theil beginnt unten an der innern Seite des rechten Hüftbeins, indem das Ende des Dünndarms an der innern oder linken Wand des Anfangstheils des Dickdarms in diesen übergeht. Die Grenze ist äußerlich durch eine ringförmige Einschnürung bezeichnet, welcher die in die Höhle des Dickdarms hereinragende Grimmdarmklappe (valvula Bauhini s. Fallopii) entspricht. Da nämlich der Dünndarm ein viel dünneres Rohr darstellt als der Dickdarm, und die Längenmuskeln, welche von jenem zu diesem gehen, viel kürzer sind als die Schleimhaut; so treiben sie diese samt ihren Ringmuskeln in die Höhle des Dickdarms herein in zwei halbmondförmigen Falten, wovon das innere Blatt dem Dünndarme, das äußere dem Dickdarme angehört. Die eine Falte (valvula ileocaecalis) ist etwas kürzer, liegt unten, hängt mit dem Blinddarme zusammen und hat eine schräge Richtung; die andere (valvula ileocolica) liegt mehr wagerecht, höher und setzt sich in die Wand des aufsteigenden Grimmdarms fort. Die dazwischen in Form einer Querspalte bleibende Mündung gestattet dem aus dem Dünndarme andringenden Speisebrei den Durchgang, indem derselbe keilförmig wirkt und die Falten von einander treibt; gegen den Rücktrit aus dem Dickdarme aber wird sie schon mechanisch verschlossen, indem der Darminhalt (Luft oder Koth), wenn er durch die Muskeln des Blinddarms nach oben gedrängt wird, die untere Falte gegen die Mündung drückt, und wenn er vom aufsteigenden

Grimmdarme abwärts getrieben wird, die obere Falte ausbreitet und die Mündung noch vollständiger schließt.

Der Blinddarm (coecum) ist der nach unten sich erstreckende, etwa zwei Zoll lange, sackförmige Anfang des Dickdarms. Er grenzt links an den Dünndarm, rechts an den rechten Hüftbeinmuskel, hinten an denselben, den runden Lendenmuskel und den Harnleiter der rechten Seite, vorn an die Bauchwand, endet nach unten blind und setzt sich nach oben, mit Ausnahme der Stelle, wo die Grimmdarmklappe sich findet, unmittelbar in den aufsteigenden Grimmdarm fort. Er wird sowol durch die drei Stränge von Längenmuskeln in seiner Länge, als auch in die Quere eingeschnürt, so daß seine Oberfläche ungleich wird und zwischen diesen Furchen in Längenbauschen und Querzellen sich erhebt. An seiner hintern, linken und untern Seite bildet er eine enge, cylindrische Ausstülpung, den Wurmfortsatz (appendix vermiformis). Dieser hat zwei Linien im Durchmesser, nimt keinen Speisebrei oder Darmkoth auf, ergießt aber aus seinen zahlreichen Schleimgruben Schleim in den Blinddarm, wobei er dadurch unterstützt wird, daß die an ihm sich fortsetzenden Muskelstränge des Blinddarms ihn vollständig umgeben. Er ist etwa zwei Zoll lang und steigt gekrümmt schräg herauf, wo er blind endet.

Der aufsteigende Grimmdarm (colon adscendens s. dextrum) ist die vom Blinddarme nach oben gehende Fortsetzung, und steigt vom rechten Hüftbeine aus, vor der rechten Niere, erst etwas schräg nach hinten, dann etwas schräg nach vorn, bis unter den rechten Leberlappen herauf.

Das rechte Grimmdarmgekröse (mesocolon dextrum) ist sehr kurz. Der Blinddarm wird vermittelst einer kurzen Falte des Bauchfells (mesocoecum, ligamentum coecale) mit seiner hintern Fläche an den Hüftbeinmuskel geheftet und nur an seiner vordern und untern Fläche überzogen; dieser Überzug verlängert sich über den Wurmfortsatz und heftet denselben zum Theil an den Blinddarm an. Das Gekröse des aufsteigenden Grimmdarms besteht aus dem äußern Blatte, welches vom Hüftbeinmuskel, Lendenmuskel und queren Bauchmuskel sich nach vorn umschlägt, nach hinten liegt und kürzer ist, und dem innern von der rechten Seite der Bauchwirbel umgeschlagenen, weiter nach vorn liegenden und längern Blatte.

b) Der aufsteigende Grimmdarm setzt sich durch eine Umbeugung (flexura coli dextra) in den Querdarm (colon transversum) fort, welcher in der Oberbauchgegend unter der Leber und dem Magen, über dem Windungsdarme, vor seinem Gekröse und hinter der Bauchwand, erst schräg nach vorn, dann schräg nach hinten, quer herüber zur linken Seite sich erstreckt, bis er unter und hinter die Milz gelangt, wo er sich nach unten umbeugt (flexura coli sinistra).

Das Querdarmgekröse (mesocolon transversum) hat eine bedeutende Länge, so daß der Querdarm den freiesten, beweglichsten Theil des Dickdarms darstellt und sich, namentlich wenn er angefüllt ist, bis zur Nabelgegend herabsenken kann. Es theilt die Bauchhöhle in einen obern Theil, welcher die Leber, den Zwölffingerdarm, das Pankreas, den Magen und die Milz enthält, und einen untern Theil, in welchem die übrigen Baucheingeweide liegen. Sein oberes Blatt ist eine Umschlagung des Bauchfells, rechts von der vordern Fläche der rechten Niere und von der untern Fläche der Leber (ligamentum coli hepaticum), in der Mitte vor dem Pankreas und den obersten Bauchwirbeln, links von der Milz (ligamentum coli splenicum); sein unteres Blatt ist eine Umschlagung der hintern Wand des Bauchfells, und hängt mit dem innern Blatte des rechten und linken Grimmdarmgekröses zusammen. Beide Blätter legen sich nach vorn zu an einander, weichen am Querdarme aus einander, um ihn vollständig zu überziehen, treten aber an seiner entgegengesetzten Seite wieder zusammen, um das von ihm vor dem Windungsdarme herabhängende, dann aber wieder nach oben hinter der vordern Bauchwand sich erstreckende und in den Überzug der vordern und hintern Fläche des Magens aus einander weichende, große Netz zu bilden.

c) Der linke Theil geht als absteigender Grimmdarm (colon descendens) aus dem linken Hypochondrium vor der linken Niere, erst schräg nach hinten, dann schräg nach vorn bis zur innern Fläche des linken Hüftbeins; dann beugt er sich (als flexura sigmoïdea s. iliaca, S romanum) nach innen, oben und hinten bis zur linken Fläche des untersten Bauchwirbels und von da wieder nach unten um, und geht in den Mastdarm über.

Das linke Grimmdarmgekröse (mesocolon sinistrum) verhält sich wie das rechte, ist aber gemeiniglich noch kürzer, so daß es sich nur als eine kurze Falte über die vordere Fläche des Darms ausspannt.

2) Der Mastdarm (rectum) geht von der linken Seite des untersten Bauchwirbels schräg nach rechts vor dem ersten und zweiten Beckenwirbel herab, dann in der Mittellinie vor den drei untern Beckenwirbeln und dem Schwanzbeine herab und dann etwas nach hinten gebogen zum After. Beim Eintritte in das Becken bekommt er durch Umschlagung des Bauchfells vom untersten Bauchwirbel und obersten Beckenwirbel ein Gekröse (mesorectum); in der Beckenhöhle selbst liegt seine hintere Fläche unmittelbar an den Becken- und Schwanzwirbeln und deren Muskeln an, die vordere Fläche aber ist in ihrem obern Theile vom Bauchfelle, welches hier den Boden seines Sackes bildet, überzogen, und vom dritten Beckenwirbel an ohne Überzug, blos durch Zellgewebe beim männlichen Geschlechte mit der Harnblase, beim weiblichen mit dem Fruchtgange verbunden.

Der Mastdarm ist sehr dehnbar; seine Schleimhaut hat viele und große Schleimbälge und ist übrigens glatt, außer daß sie im untersten Theile bis zum After in Längenfalten zusammen gelegt ist, welche bei Anfüllung des Darms verschwinden. Seine Muskelhaut ist stärker als am ganzen übrigen Darme und der der Speiseröhre gleich; die vom Grimmdarme sich fortsetzenden Bündel von Längenmuskeln werden so breit, daß sie den Mastdarm an seiner ganzen Oberfläche umgeben; auch die Ringmus-

keln sind stark, besonders aber am After röther, dicker und zu dessen innerem Schließmuskel (sphincter ani internus) entwickelt. An diesen lagern sich aber willkürliche Muskeln; und zwar der ihn umgebende und seine Wirkung unterstützende, äußere Schließmuskel, der hinten an der Spitze des Schwanzbeins, vorn am Damme und seinen Muskeln befestigt ist; ferner die queren Dammmuskeln (transversi perinaei), welche vom Sitzbeinhöcker zum Schließmuskel gehen und als dessen Antagonisten den After öffnen; endlich die Heber des Mastdarms (levatores ani), welche von der innern Fläche der vordern und seitlichen Beckenknochen zum Schließmuskel und zum Schwanzbeine herab gehen und den After theils herauf ziehen, theils öffnen.

So zeigt sich der Mastdarm auch im Verhältnisse seiner Nerven und Gefäße als der Übergangspunkt von den Eingeweiden zur äußern Oberfläche. Seine zahlreichen Nerven stammen theils vom Beckengeflechte des Rumpfnervens, theils von den drei untersten Kreuzbeinnerven des Rückenmarks. Er ist reicher an Blut als der Grimmdarm, und bekommt dasselbe an seinem obern Theile aus der untern Gekrösarterie durch die innere Mastdarmarterie (haemorrhoidalis interna), an seinem unteen Theile aber aus der Beckenarterie, und zwar durch die mittlere und äußere Mastdarmarterie (haemorrhoidalis media und externa) aus der Schamarterie, und durch kleine Zweige aus der Nabelarterie. Seine Venen haben einen beträchtlichen Durchmesser; die obern oder innern gehen durch die untere Gekrösvene in die Pfortader, die untern oder äußern hingegen durch die Beckenvenen in die untere Hohlader ein. Seine Saugadern treten in das Beckengeflecht. (*Burdach.*)

DARMAUSLEERUNG (excretio alvina). I. Physiologisch. Der Darmkanal ist der Durchgangspunkt für fremde Stoffe, welche dem Einflusse der Verdauung unterworfen werden. Denn da das Leben überall zwar äußerlich bedingt ist, aber nur durch eigene Thätigkeit sich erhält, also auch der organische Körper zwar fremden Stoffes bedarf, aber nur um daraus seine eigene Substanz zu bilden; so werden die Nahrungsmittel bei der Verdauung immer zersetzt, und indem aus ihnen einerseits ein dem Organismus entsprechender (assimilirter) Stoff gebildet wird, bleibt andrerseits ein dem Organismus fremdartiger Rückstand, dessen derselbe sich zu entledigen hat. So hat die unmittelbare Beobachtung nachgewiesen, daß selbst von den nahrhaftesten Flüssigkeiten ein der Verdauung widerstehender Rückstand bleibt; ebenso weiß man, daß Menschen bei anhaltendem, ausschließlichem Genusse solcher flüssiger Nahrungsmittel doch festen Koth ausleeren, und somit scheint die Darmausleerung auf keiner Stufe des Thierreichs zu fehlen, auch da nicht, wo der Verdauungskanal sich blind endet und blos Flüssigkeit aufnimt; zwar tritt sie bei einigen Insecten während des Larvenzustandes nicht ein, erfolgt aber sogleich nach der letzten Metamorphose. Noch mehr Überbleibsel finden sich, wo feste Nahrungsmittel aufgenommen werden; so widersteht z. B. alles Epidermatische von Pflanzen (Hülsen von Früchten und Samenkörnern, Schalen von Knollen rc.) und von thierischen Körpern (Oberhaut, Haare, Federn, Nägel, Hörner) der Verdauung und wird unzersetzt ausgeleert.

Zugleich ist aber der Darmkanal auch ein Weg zur Ausführung von Stoffen, welche aus der Substanz des eigenen Körpers gebildet und zu Unterhaltung des Lebens untauglich sind. Denn der organische Körper wechselt unaufhörlich die Materie, woraus er besteht, und verjüngt sich, indem er die Stoffe, welche eine Zeitlang seine Bestandtheile waren, umwandelt und an die Außenwelt absetzt. Nun ist der Darmkanal nicht allein die größte Grenzfläche des Organismus gegen die Außenwelt, wo also auch eine bedeutende Ausscheidung vor sich gehen muß, sondern er ist auch dadurch, daß er eine innere Höhle darstellt, geeignet, gröbere Auswurfsstoffe anzusammeln, um sie dann in größerer Masse auszuleeren. Daher kommt es denn, daß die Quantität der Darmausleerung oft viel größer ist als die der eine geraume Zeit hindurch genossenen Nahrungsmittel; dies ist der Fall, wo nach mehrwöchentlichen Krankheiten, in welchen äußerst wenig Nahrung genommen worden ist, durch erhöhte Lebendigkeit des Darmkanals kritische Stuhlgänge erfolgen; ferner beim Gebrauche von Mineralwässern und andern Arzneimitteln, welche die Secretion dieses Organs verstärken; endlich auch wenn letztere krankhaft gesteigert ist bei Durchfall, Ruhr und Lienterie. Am deutlichsten zeigt sich aber dies Verhältniß beim Embryo, wo ohne Aufnahme von Nahrung und selbst in dem an beiden Enden widernatürlich verschlossenen Darmkanale Darmkoth sich bildet.

Somit hat denn die Darmausleerung eine doppelte Bedeutung, nämlich den Organismus sowol von den ihm absolut fremdartigen Körpern, als auch von eigenen, ihm fremdartig gewordenen Stoffen zu befreien.

Was die Wege derselben betrifft, so dient bei denjenigen Thieren, deren Verdauungsorgan nur eine einzige Öffnung hat, diese sowol zur Aufnahme der Nahrungsmittel, als auch zur Ausleerung, und diese wird bei kurzen und weiten Verdauungsorganen zum Theil durch Umstülpung bewirkt, ist aber, wo dieselben lang und eng sind, weniger bemerklich. Aber auch bei Thieren, die mit einem After versehen sind, erfolgt hin und wieder die Ausleerung vermittelst einer rückgängigen Bewegung durch den Mund: so leeren die Blutegel mehr durch den Mund als durch den After aus; bei vielen Vögeln scheidet der Magen die unverdaulichen Substanzen (Haare, Federn, Knochen, Fischschuppen, Insectenschalen, zum Theil auch Kerne und Schalen von Beeren) von den in Speisebrei verwandelten verdaulichen ab und ballt sie in Klumpen zusammen, welche durch Erbrechen ausgestoßen werden.

Bei einigen niedern Thieren scheint die Ausleerung passiv zu seyn, oder gelegentlich bei anderweitigen Bewegungen zu erfolgen: so bei den rippenartigen Akalephen, bei welchen, indem sie schwimmen, das Wasser durch die Verdauungsorgane hindurch strömt, und bei den Thieren, deren Kiemen in der Cloake liegen, wird diese durch die Athmungsbewegungen ausgespült. Bei

den übrigen Thierordnungen und beim Menschen wird der Darmkoth durch die peristaltische Bewegung in den Mastdarm getrieben, in diesem aber durch die Schließmuskeln des Afters zurückgehalten, um dann mit einem Male in größerer Quantität ausgeleert werden zu können. Der Mastdarm ist durch eine bedeutende Dehnbarkeit hiezu organisirt, indem seine Schleimhaut nach unten zu in Falten gelegt ist, seine Quermuskeln keine geschlossenen Ringe bilden, er durch keinen vollständigen Bauchfellüberzug begrenzt, auch von lockerem, fetthaltigem Zellgewebe und weichen, nachgiebigen Organen umgeben ist.

Ein gewisser Grad von Ausdehnung verursacht aber eine Reizung der Nerven, welche einerseits unmittelbar die Muskelthätigkeit des Mastdarms anregt, andererseits auf das Gemeingefühl wirkt, den Trieb zur Ausleerung hervorruft und so mittelbar die willkürlichen Muskeln in Thätigkeit setzt.

Die Thätigkeit des Mastdarms ist die wesentlichste Bedingung; wo sie fehlt, vermag alle Anstrengung des Willens nicht eine Ausleerung zu bewirken, und diese erfolgt dagegen auch bei geöffneter Bauchhöhle, wo die willkürlichen Muskeln wenig mitwirken können. Sie hängt zuvörderst von der örtlichen Reizbarkeit des Mastdarms ab; so wird diese bei strenger, anhaltender Geistesthätigkeit durch Concentrirung des sensibeln Lebens im Gehirne für den Augenblick vermindert, und sie wird bleibend abgestumpft und dadurch habituelle Verstopfung bewirkt, wenn durch häufige Nichtbeachtung oder Unterdrückung des Dranges der Mastdarm eine bedeutende Ausdehnung gewohnt worden ist. Seine Reizbarkeit hängt aber auch von der gesamten sensibeln Stimmung ab; im höhern Lebensalter und bei phlegmatischem Temperamente ist unter übrigens gleichen Umständen der Stuhlgang träger; bei Apoplexie, Lähmung, Blödsinn findet sich gemeiniglich eine hartnäckige Verstopfung; beim Embryo und bei winterschlafenden Thieren, wo die Sensibilität stumpf ist, füllt sich der Mastdarm bei fortwährender peristaltischer Bewegung an, und entleert sich erst nach der Geburt oder nach dem Erwachen, wo das Leben in der animalen Sphäre frei hervor trit. Endlich wird die Reizung des Mastdarms durch die Beschaffenheit der Reize bestimmt; bei weniger und reizloser Nahrung und bei Mangel an Galle oder bei unvollkommener Entwickelung des Gallenstoffs entsteht Verstopfung, während starke Reizmittel des Darmkanals oder Überfluß an Galle und Gallenstoff häufige Ausleerungen bewirken; der feste Darmkoth ist der gewohnte Reiz, flüssiger hingegen ist ungewohnt und reizt stärker, wie denn auch selbst die mildeste Flüssigkeit, in einem Klystiere beigebracht, eine Ausleerung zu veranlassen pflegt.

Die Ausleerung wird aber durch das animale Leben zu Stande gebracht, indem zuvörderst die Anhäufung des Darmkothes das Gemeingefühl unangenehm afficirt. So lange derselbe blos den Mastdarm ausdehnt, verursacht er nur ein stumpfes Gefühl von Vollheit und Belastung; wenn er aber gegen den After und seine Schließmuskeln andringt, so entsteht eine lästigere, peinlichere Empfindung, welche daher nicht wie der Hunger allmälig, sondern plötzlich eintrit und, wenn sie nicht bald beseitigt wird, Unruhe und Angst bewirkt. Bei krankhaft erhöhter Reizbarkeit des Mastdarms, die entweder in dessen Zustande selbst (wie bei Entzündungen) oder consensuell im abnormen Zustande der benachbarten Theile (wie bei Steinen in der Harnblase) begründet ist, entsteht ein solches Gefühl von andringendem Darmkothe, ungeachtet keiner vorhanden ist (Tenesmus).

Die lästige Empfindung weckt den Trieb zur Ausleerung. Dieser trit aber anfänglich nur als organische Reaction hervor und nimt erst bei regerem, animalem Leben den Charakter der Willkür an; neugeborne Kinder und Thiere geben dem Drange sogleich nach und wirken durch ihre willkürlichen Muskeln auf die Ausleerung; einige Thiere fangen späterhin an, dieselbe der Willkür zu unterwerfen, indem sie sie nur unter bestimmten Umständen bewirken und bis zu deren Eintritte verschieben. Der Mensch kann durch seinen Willen vermittelst der Schließmuskeln die Ausleerung hemmen und auf diese Weise z. B. leichte Diarrhöen haben, wie diese umgekehrt immer heftiger werden, je mehr man dem Drange sogleich nachgibt. Auf einem gewissen Punkte aber, namentlich wo die peristaltische Bewegung oder die Reizbarkeit des Mastdarms widernatürlich vermehrt, oder der Darmkoth vermöge seiner Flüssigkeit oder Schärfe zu reizend ist, wird die Willenskraft durch die organische Reizung überwunden. Die Furcht schwächt die Kraft der Schließmuskeln, so daß das Bedürfniß der Ausleerung dringender wird, wie man dies vor dem Anfange einer Schlacht bemerkt hat; auch die unmittelbare Richtung der Phantasie auf die Ausleerung hat einen Einfluß, wie denn diese bei manchen Personen schon durch die lebhafte Vorstellung der zu nehmenden Purganz oder des zu gebrauchenden Klystiers bewirkt wird, und ein Abführmittel unter gleichen Umständen eher wirkt, wenn der Arzt seine Wirkung voraus gesagt hat.

Der After wird geöffnet erstlich durch den keilförmig eindringenden Koth. Dieser wird aber durch die peristaltische Bewegung des Mastdarms, namentlich seiner Ringmuskeln, gegen den After getrieben. Sodann kommt die willkürliche Bewegung der Bauchwände (die Bauchpresse) zu Hilfe; das Zwerchfell wird herabgedrängt durch Einathmungsbewegungen, die Bauchmuskeln werden nach hinten gezogen durch Ausathmungsbewegungen, und der Boden der Beckenhöhle wird durch Hebemuskeln des Afters heraufgehoben, und indem so die Bauchhöhle sich in allen Richtungen verengert, muß der von allen Seiten gepreßte Koth einen Ausweg suchen und in den After dringen. Dieser wird zweitens durch die Antagonisten seiner Schließmuskeln, nämlich durch die queren Dammmuskeln und durch die Heber des Afters, aus einander gezogen.

Ist der After geöffnet, so treibt der Mastdarm durch seine peristaltische Bewegung, und unterstützt durch die fortdauernde oder auch vermehrte Verengerung der Bauchhöhle, den Koth aus, dessen Wege durch den ergoßnen Schleim schlüpfrig gemacht werden. Indem die Heber

muskeln des Afters die Muskelhaut des Mastdarms anspannen und heraufziehen, kann eine Ausstülpung der Schleimhaut erfolgen; dies ist bei einigen Thieren, z. B. Pferden, normal, und gibt bei Menschen einen Vorfall des Mastdarms ab, welcher bei Kindern durch heftiges Schreien, bei Erwachsenen durch gewaltsames Drängen bei Hartleibigkeit entstehen und durch starkes Einathmen vermehrt werden kann. (*Burdach.*)

II. Diätetisch. Bei diesem in der Regel täglich wiederkehrenden Geschäfte, das nie im Freien, am wenigsten bei Wind und Unwetter, noch auf zugigen oder schmutzigen, und nur mittelst einer Unterlage auf fremden, oft verdächtigen Gasthausabtritten vorgenommen werden sollte, ist immer, sowol zu Hause als auf Reisen, eine gewisse Zeitordnung zu beobachten, welche der unsrer gewöhnlichen Mahlzeiten entspricht, und woran sich unsere Natur leicht gewöhnt. Die beste Zeit dazu bleibt überhaupt der frühe Morgen, und der Abend kurz vor Schlafengehen, die Niemand versäumen sollte. Denn nichts ist peinlicher und zugleich schädlicher, als diesem Naturdrang länger widerstehen zu müssen, aber gleich gesundheitswidrig ist es, ihm nicht zur rechten Zeit Folge zu leisten, weil er ein- oder zweimal unterdrückt, nicht sogleich wiederkehrt und oft eine nur um so hartnäckigere Leibesverstopfung zurückläßt. Bei Personen von straffer Faser und melancholischem Temperamente kommt die längere Unterbrechung dieser Function häufiger vor, ist aber oft auch nichts weiter, als Folge einer übeln Gewohnheit, wie bei den Weibern.

Auch auf Reisen stellen sich dergleichen Obstructionen gewöhnlich ein, hauptsächlich wegen der seltenern Gelegenheit, bequem zu Stuhle zu gehen, ob der veränderten Kost, wegen des längern Sitzens im Wagen rc. Am nachtheiligsten werden sie für solche, die wenigstens einen Tag um den andern oder alltäglich ein- bis zweimal ihre gehörige Leibesöffnung haben müssen. Besonders in der zweiten Hälfte des Lebens sei diese immer im gehörigen Gange. Viele Beschwerden nach dem fünfundvierzigsten Lebensjahre haben zunächst ihren Grund in deren Störung, zumal bei Gelehrten u. a. vielsitzenden Personen. Hier wirken keine Laxirmittel, sie machen vielmehr das Übel ärger; hier nützt vorzüglich eine veränderte Diät, mehr Bewegung und möglichst bessere Naturgewöhnung. In diesen liegt hier einzig unser Heil.

Die Sitzung auf dem Abtritte sei möglichst bequem, mit aufgezogenen Schenkeln (eine mehr kauernde), dauere weder zu kurz, noch zu lange und bleibe ungestört; alles Lesen und Meditiren während derselben schadet Kopf und Augen, zumal bei einiger Stuhlerschwerung. Wer überhaupt dazu eher, als zum Gegentheil geneigt ist, sei nicht überängstlich. Kräftige Körper pflegen mehr hartleibig, als durchfällig zu seyn; ihre Saugadern nehmen mehr auf, wodurch die Excremente steifer, fester, trockener werden. *Oportet sanorum sedes esse figuratas!* —

Wer an wirklicher Leibesverstopfung leidet, der sehe wohl zu, ob Vernachlässigung des täglichen Stuhlgangs, oder unterdrückter, oder auch zu häufiger Schweiß, ob Unverdaulichkeiten, oder zu weniges Trinken rc. daran Schuld seien, und suche diese Hindernisse zu beseitigen. — Bei Geneigtheit zu Obstructionen wasche man früh kurz nach dem Aufstehen seinen von Nachtschweiß wohl abgetrockneten Unterleib mit frischem Wasser, genieße mehr flüssige, wenigere feste Speisen, keine Mehl- und Fettspeisen, keine Hülsenfrüchte u. a. schwer verdauliche Dinge, trinke verhältnißmäßig genug und wenig auf einmal, aber öfter, allenfalls eine Tasse Kaffee nüchtern bei einer Pfeife Tabak, oder genieße zum Frühstück Hafergrütz- oder Biersuppe mit etwas Salzbutter, den Tag über Süßmolken, Buttermilch, Zucker, frisches Kernobst, reife Weintrauben, saftige Rosinen ohne Kerne, Feigen, getrocknete Pflaumen und mehr säuerlich süße Speisen überhaupt, vermeide alles, was den Körper erhitzt, und mache sich mehr Bewegung in freier Luft zu Fuße oder zu Pferde. Übrigens müssen eigentliche Purganzen, die sogenannten Polychrest- u. a. Laxirpillen, so lange wie möglich noch wegbleiben, bis sie der Arzt anräth. Man denke immer an jenen italiänischen Grafen, auf dessen Leichensteine die Worte stehen: Ich befand mich wohl, wollte mich noch besser befinden, nahm Arznei und — starb! —

Allein in Fiebern mindert diese Ausleerung meist die Congestionen, die Hitze, die Beängstigung u. a. Zufälle, und ein mäßiger Durchfall entscheidet am sichersten die gastrischen Fieber. Auch chronische Krankheiten beruhen oft auf Anomalien des Stuhlgangs, oder diese hindern doch die Heilung, wenn sie zu den übrigen schon vorhandenen hinzukommen.

Für neugeborne Kinder, wenn sie das angehäufte Meconium (ihren ersten Darmunrath) nicht ausleeren können, paßt die erste Muttermilch, oder ein Klystier mit Zucker rc.; für etwas ältere, die obstipirt sind, zunächst ein und das andere Klystier von Kamillenaufguß, oder Salzwasser mit Öl, oder von Süßmolken mit Honig rc., nachher irgend ein bitteres Extrakt von Quecken, Löwenzahn, Bitterklee rc. in einem aromatischen Wasser aufgelöst, Kaffeelöffelweise, bis gelinde Öffnung erfolgt. Oft wirkt auch die veränderte Kindernahrung hier wohlthätig. Trinkt das Kind an der Brust, so ist die übrigens fehlerfreie Milch zu fett, zu schwer oder zu alt. Die Säugende muß dann weniger Fleisch- und mehr Pflanzenkost, nebst vielem wässerigem Getränke genießen, sich viele Bewegung machen rc. Dabei kann man dem Säugling neben der Brust Kuhmilch mit Wasser, oder einen dünnen Mehlbrei ohne Fett und ohne Fleischbrühe geben. Schlägt alles dies nicht an, so muß man die Amme verändern oder das Kind entwöhnen, oder, bei künstlicher Auffütterung, die Milch von einer andern Kuh nehmen, kein Eigelb zusetzen, den Brei mit Wasser und Milch, nicht mit Fleischbrühe bereiten, ohne Butterzusatz u. s. f.

Die bei Säuglingen kurz vorübergehenden und zu gewissen Zeiten, z. B. während des Zahndurchbruches, auch wol länger dauernden Durchfälle sind nicht sogleich mit Arzneien zu bestürmen und zu stopfen. Entstehen sie von zu vieler und fehlerhafter Milch oder anderer Nahrung, so sind sie eine wohlthätige Selbsthilfe der Natur und hören gewöhnlich von selbst auf, wenn der

schädliche Stoff entfernt ist. Stärkere, anhaltendere, schmerzhaftere, zähe, leimartige, graue oder weißgefärbte, gallengrüne, blutige Stuhlgänge fodern baldige Kunsthilfe. — Die nach Erkältung oder Diätfehlern eintretenden Durchfälle verschwinden oft von selbst durch Wärme, oder nach dem Genuß von schleimigen Getränken oder Fleischbrühe mit Eigelb. — Rhabarbersäfte, Tinktur u. a. Hausmittel sollten hier nicht immer unbedingt und ohne den Rath des Arztes angewendet werden. Noch dringender verlangt der Brechdurchfall bei Kindern ärztlichen Beistand.

Den Durchfall im spätern Lebensalter, wenn er gelinde, schmerzlos und ohne Entkräftung nicht zu lange andauert, darf man in keinem Falle unterdrücken, am wenigsten durch geistige und zusammenziehende Mittel; man halte sich dabei warm, genieße mehr feste, trockene Speisen, kein Obst, keine Säure und trinke weniger, am wenigsten kaltes Wasser, sondern ein Warmbier u. a. schleimige Getränke, ein Glas kräftiges Bitterbier rc. Ist er aber heftiger und etwas schmerzhaft, so ändere man seine Diät, trinke einige Tassen Fliederthee, nehme von Zeit zu Zeit ein Theelöffelchen Zimmettinktur in Wein, oder echtes Stoughtons Elixir, oder einige Pfeffermünzbonbons, bähe den Unterleib trocken mit immer warmen Tüchern und suche in Schweiß zu kommen. Wird er ruhrartig, so lasse man eiligst einen Arzt rufen.

Bei Blähungsbeschwerden und Windkolik, besonders mit Durchfall oder Leibesverstopfung und Schmerzen verbunden, sei man vorsichtig in der Auswahl blähungtreibender Hausmittel, deren Bestimmung man lieber dem Arzte überläßt. Oft thun einige Tropfen süßen Salpetergeistes auf Zucker mit Kamillenthee und ein Klystier aus diesem, nebst Einreibungen der Nabelgegend mit Hoffmanns Tropfen und Frottiren des Unterleibs mit erwärmtem Flanell einstweilen gute Dienste. Übrigens hüte man sich vor allem, was die Erfahrung als schwächend, eröffnend kund that, meide jede Erkältung von innen und außen, und verhalte sich ruhig in einer Lagerung mit an den Leib gezogenen Schenkeln. — Die Hauptregel bleibt immer: gib Acht auf das, was du issest und trinkest, und genieße nur, was Erfahrung dir als unschädlich, als wohlthuend bestätiget. Genieße, was deinem Leibe gesund ist.

Übrigens gehe man weder als Gesunder, noch viel weniger als Kranker auf den Abtritt mit nackten Füßen, am wenigsten des Nachts und wenn man schwitzt; man sitze nicht mit entblößten Schenkeln darauf. Bei Durchfall und sonstigem Übelbefinden bediene man sich lieber eines bequemen und immer rein gehaltenen Leibstuhles, oder eines der neuern nicht riechenden Abtritte (s. oben den Artikel Abtritt), und bei Bettlägrigkeit eines Stechbeckens oder Untersetzgeschirres, das nach der Entledigung des Stuhls sogleich beseitiget und gesäubert werden muß. (*Th. Schreger.*)

Darmbruch s. Bruch, Thl. XIV. S. 186 fgg.

DARMEXCREMENTE (Darmkoth, Darmunrath), alvius, stercus, alvi excrementa, faeces intestinales s. alvinae etc. Chemisch. Sie werden in dem bei den verschiedenen Thierklassen verschiedenartig organisirten Verdauungsapparate gebildet, und sind die unverdauten Überreste und ein Rückstand oder Niederschlag der genossenen Nahrungsmittel, insbesondere diejenigen Theile derselben, die dem Thierorganismus nicht mehr zur Ernährung dienen können, und woraus durch den Verdauungsproceß schon die nährenden Bestandtheile abgeschieden sind. Durch das Digestionsgeschäft erleiden sie nicht allein eine große Veränderung, sondern es werden denselben auch durch verschiedene Organe aus dem Thierleibe Stoffe zugeführt, wodurch die vegetabilischen der animalischen Natur näher kommen. Sie haben also keine Ähnlichkeit mit den Nahrungsmitteln der Thiere mehr, außer wenn sie ganz unverdaut bleiben, wie Obstkerne, Samenhülsen, Knorpel rc., sondern müssen als eigene thierische Materien betrachtet werden.

Ihre Elementarstoffe im Allgemeinen sind aus Wasserstoff, Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Phosphor, aus Kalien, Erden, Metalloxyden, und in einigen Fällen auch aus Schwefel zusammengesetzt. Das quantitative und qualitative Mischungsverhältniß dieser Grundstoffe weicht indeß bei den mancherlei Thierexcrementen sehr ab, und hieraus entspringt die Verschiedenheit derselben selbst, obschon auch die Nahrungsmittel an sich und die individuelle Constitution jedes einzelnen Subjects hierauf gleich bedeutenden Einfluß haben. Noch größer ist jener der besondern Organisation einzelner Thiergattungen, und auf dieser beruht es hauptsächlich, daß sich die Darmexcremente so verschiedenartig gestalten und charakterisiren. Desto weniger läßt sich aber auch über das Verhalten jeder besondern Art von Excrementen, über die Beschaffenheit ihrer nähern Bestandtheile und über die Veränderung, welche sie durch Zersetzung erfahren, etwas bestimmtes angeben. Der sie beim Abgang begleitende und überziehende Darmschleim wird, nach Berzelius, einmal getrocknet, durch Wasser nicht mehr schleimig, wol aber durch Kalilauge, welche jedoch die Durchsichtigkeit desselben nicht wieder herstellt.

1. Menschenexcremente. A) Natürliche. a) Kindspech (Meconium).

Dieser Darmkoth, den nur die weiten oder dicken Därme ungeborner und neugeborner Kinder enthalten, hat kalische Eigenschaften, dahingegen der Inhalt der engen oder dünnen Gedärme säuerlich ist. Das Meconium scheint blos das Excrement zu seyn, und es läßt sich in demselben kein eiweisartiger oder nährender Stoff entdecken. Es ist eine dickliche, zähe, gelbgrünschwarze, animalisch riechende, etwas bitter schmeckende Masse, und in den verschiedenen Perioden der Schwangerschaft sich gleich. Nach Buniva und Vauquelin ist wahre Galle darin. Ich fand in reinem, von selbst abgegangenem, noch frischem Meconium, außer Wasser und etwas Darmschleim, nebst vielen vom Embryo während seiner Ausbildung abgefallenen und verschluckten Hauthärchen, Spuren von Gallenstoff und Natron, kein Eiweis. Auch in feuchter Luft ging es spät erst in Fäulniß. Nach Bouillon Lagrange soll es keine wirkliche Galle, aber 110 Wasser, 2 mit Haaren gemengten Darmschleim, und 28 einer in Wasser löslichen, etwas bit-

tern Materie enthalten, die, aus getrocknetem Meconium durch siedendes Wasser gezogen, aus dieser Auflösung aber durch Chlor in gelblichweißen Flocken gefället wird, mit Salpetersäure Fett, Oxalsäure und einen rothen Stoff liefert, Vitriolöl röthet, kaum in kaltem, ein wenig nur in kochendem Weingeist sich löst, und dessen wässerige Lösung stark durch salpetersaur. Quecksilberoxydul, aber schwach durch essigsaur. Blei, durch Gallusaufguß und durch Weingeist niedergeschlagen wird. Bei der trocknen Destillation gibt es etwas Ammonium.

b) Darmkoth erwachsener Menschen.

Bei gesunden und starken Menschen ist er gewöhnlich von der Consistenz eines steifen Breies. Seine Farbe spielt zwischen Dunkelgrün und Gelb nach der Menge seines Galleninhalts, und nach der Verschiedenheit zuvor genossener Nahrungsmittel. Der gewöhnliche ist gelbbraun oder dunkelgrün; der dunklere beweist einen Überschuß, der hellere einen geringern Gehalt von Galle, und der weiße, thonähnliche, wie bei Gelbsüchtigen rc., Mangel daran. Im Durchlauf sind die Excremente, wie bei jungen Kindern, insgemein nur hell- oder safrangelb, weil alles Genossene zu schnell durch die Därme geht, um genug Gallenpigment anzunehmen.

Die Kothstange ist allezeit von einem ihr gleich gefärbten Schleime überzogen. Ihre äußere Farbe erscheint gemeiniglich dunkler und fällt mehr ins Grüne, geht dagegen nach innen zu mehr ins Braungelbe über. Der Geruch ist eigenthümlich stinkend, verändert sich an freier Luft, wird in der Wärme nach einigen Tagen säuerlich, wie der von saurem Brode, und endlich faul, ammonialisch. Alles dies varirt indeß sehr, am meisten die Consistenz.

Homberg untersuchte den festen Menschendarmkoth chemisch zuerst, fand im trocknen, abermals destillirten Rückstande desselben Dippels Thieröl, und in dem bei Alaunzusatz sich von selbst entzündenden, aus 6seitigen Krystallen bestehenden Rückstande zufällig einen Pyrophorus (s. dies. Art.). Nach Homberg und Sage, Terchmeyer, dem ält. Vogel, Proust, Vauquelin und John hat diese Excremente Berzelius am vollständigsten zergliedert, und in 100 Theilen 26,7 trockne Substanz nebst 73,3 Wasser, 0,9 darin auflöslichen Gallenstoff, 2,7 einer eigenthümlichen, extraktartigen, in Wasser und Weingeist braun löslichen, durch salzsaur. Zinn, essigs. Blei, salpeters. Silber, und durch Gallusaufguß in braunen Flecken fällbaren, stickstoffhaltigen Materie, 0,9 löslichen Eiweisstoff, 1,2 Salze aus kohlens., salzs. und schwefels. Natron, phosphors. Talkerdeammonium nebst phosphors. Kalk und 7,0 extrahirter, unauflöslicher Stoffe oder gröberer, unverdauter Speiseüberreste gefunden. Die in dem Darmkanale niedergeschlagenen Stoffe bestanden aus einer eigenen, in Wasser und Weingeist nicht löslichen, grauen, und aus einer, nach Entfernung des in Weingeist löslichen, gelbgrünen Fettes, in Wasser sich lösenden, durch Gärbstoff schwach fällbaren, thierischen Substanz, und einem unauflöslichen Rückstande zusammen 14,0, aus Spuren von Schwefel, Phosphor, Kieselerde und schwefelsaurem Kalke. Bei der Destillation ging, zugleich mit dem Wasser, eine in dieser Form Bleisalze bräunlich fällende Substanz mit über.

Manche Menschenexcremente enthalten nach Vauquelin eine freie Säure, die der Essigsäure ähnlich scheint, andere, nach John, nichts davon, sondern vielmehr Kali, zum offenbaren Beweis, daß die Natur derselben durch die Nahrung in Hinsicht der Mischungstheile sehr wesentlichen Veränderungen unterworfen ist, welches auch schon der bloße Augenschein lehrt.

Schon die alten Griechen und Römer erkannten die Düngkraft der Menschenexcremente und gebrauchten sie, wie die Chinesen und andere Völker noch jetzt, zur Beförderung der Pflanzenvegetation. Seit 30 Jahren bereiten die Franzosen daraus sogenanntes Düngepulver. Auch in England, in der Schweiz, und hier und da in Teutschland fand das Beispiel Nachahmung. Zur Verdickung und Aufsaugung der sogen. Urate (s. diesen Art.), daher zur Anfertigung des künstlichen Düngpulvers dienen: gebrannter Kalk, Gyps, Mergel, Holz- und Seifensiederasche, trockner Straßenmoder rc. Die steife Masse wird mit Spaten und Schaufeln herausgehoben, auf Brettern und Horden getrocknet und sodann mit irgend einem Kolben Hartholz gepulvert. Der unter dem Namen: Poudrette composée bekannt gewordene, künstliche Dünger wird aus den mit Kalk und Gyps verdickten, festen Excrementen gewonnen, die mit Menschenharn verdünnt sind (s. Hermbstädt in s. Archiv für Agriculturchemie a. m. O. — Hericart de Thury Schrift: Urat, ein neues Düngungsmittel der Hrn. Donat u. Compagnie. a. d. Fr. m. 1 K. Weimar 1820. 8. — Theor. - prakt. Unterricht in der fast kostenlosen Selbstverfertigung künstl. Düngmittel aus menschl. Excrementen, Poudrette und Urate genannt rc., von Fr. Büttner. Berl. 1824. 8.; vergl. die Art. Compost und Dung).

Endlich hat Raimann aus, durch Destillation in Kesseln eingedunsteten und getrockneten, Menschenexcrementen ein Beleuchtungsgas (Kothgas) bereitet und jüngst in Berlin zuerst versucht. Das Gas brennt bedeutend weniger hell, allein das Licht ist weißer und der hellblaue Theil der Flamme soll an der Basis beträchtlicher erscheinen. (Vergl. über Leuchtgas-Bereitung aus Excrementen: Erdmanns Journ. f. techn. u. ökon. Chemie. IV. 4. S. 405 rc.)

B) Krankhafte Menschenexcremente.

a) Bei Durchfällen; sie sind bald wäßriger, bald schleimiger, bald gemischter Natur. Der von einem Kranken abgehende, dünne Darmkoth nebst Darmsaft und Darmschleim beträgt in einem Tage zuweilen mehre Pfunde, und enthält mehr oder weniger Eiweisstoff.

b) Die lienterischen Darmausleerungen bestehen entweder ganz aus noch rohen und fast unveränderten Nahrungsstoffen, oder diese sind mit mehr oder weniger Darmkoth vermengt.

c) Beim Darmflusse (*Fluxus s. Passio coeliaca*) geht ein seröser, lymphatischer, gerinnbarer Stoff, wirklicher Chylus, durch den Stuhl ab.

d) Der Abgang bei schmelzendem oder colliquativem Durchlauf hat zur Basis Darmkoth u. a. durch den After ausgeleerte Materien, mit Fetttheilen über- und durchzogen.

e) Der Darmunrath in dem sogen. Leberflusse (*Fluxus hepaticus, Hepatirrhoea*), ein nur schwach gefärbtes Serum aus den Gefäßen des Pfortadersystems, sieht aus, wie dünnes, blutiges Abwaschwasser vom Fleische, mit glänzend schwarzem, leberfarbigem Blutgerinnsel untermengt. Die ganz schwarzen, oder sehr dunkeln Stuhlausleerungen entstehen nicht blos vom Blute oder von dunkelfarbiger Galle, sondern auch von Absonderung einer mißfarbigen Flüssigkeit aus der Darmschleimhaut.

f) Die Afterentleerung bei den fließenden Hämorrhoiden ist aa) reines Arterien- oder Venenblut (s. oben Blut, Thl. XI. S. 68), oder bb) ein weißlicher, mehr oder minder dicklicher und scharfer Schleim, wie in der *Blennorrhoea s. Proctorrhoea haemorrhoidales*.

g) Die frischen, theils blutigen, theils schleimigen, gallertartigen, oder einer dicken Milch, oder einer eitrigen Flüssigkeit ähnelnden Darmexcremente von (zumal ansteckenden) Ruhrkranken stinken specifisch, manchmal fast wie faule Eier. Fiedler will darin über ⅔ kohlens. Gas und fast ⅓ Wasserstoffgas gefunden haben, Birnstiel aber Schwefelwasserstoffgas mit Ammonialgas.

h) Der Stuhlgang gelbsüchtiger u. a. leberkranker Personen fällt mehr weiß, thonartig aus, wie der weiße Hundskoth.

i) Der Darmkoth in der Bleikolik enthält, wenn man ihn verkohlt, mit Salpeter verpufft, in Salpetersäure kocht, die Flüssigkeit filtrirt, neutralisirt und dann mit kohlensaurem und chromsaur. Kali und mit Schwefelwasserstoff auf Blei prüft, nach C. Wibmer (in dessen Tract. de effectu plumbi i. organ. anim. etc. Monach. 1829. 8.) vieles Blei.

k) Die Kothsteine, jene Pseudo-Intestinalconcretionen, bilden sich aus Darmkoth, der steinartig erhärten kann (vergl. d. Art. Concremente, animalische).

II. Säugthierexcremente.

1) Der weiße Hundskoth, als sogenanntes *Album graecum* sonst officinell, besteht, nach Fourcroy, aus reiner Knochen- oder phosphorsaurer Kalkerde und erscheint nur, wenn die Hunde von lauter Knochen und Knorpeln sich nähren, und dann allein die von ihrer Gallerte erschöpfte Knochenmasse mit Darmschleim wieder ausleeren. Der Unrath frei herumlaufender Hunde weicht aber gar sehr von dem Darmabgange jener ab, welche z. B. Kartoffeln rc. zu fressen bekommen. Letzterer ist, nach van Maanen, breiweicher, mehr gefärbt und gar nicht so widrig von Geruch. Er enthält außer Cholesterin (s. oben), salpeters. Natron, Welters Bitter und viele Milchzuckersäure. Die trockne Destillation gibt Kohlenwasserstoffgas und kohlens. Gas, Essigsäure, brenzliches Öl und kaum eine Spur von Ammonium.

2) Der Darmkoth von Pferden, Rindern, Schweinen, Schafen, Ziegen u. s. w. ist sehr verschieden, wenn sie auch einerlei Futter fressen. Aber das Meconium dieser noch nicht oder so eben gebornen Thiere verhält sich ganz wie das Kindspech. Ganz anders ist die Mistung des Pferdes rc. beschaffen, wenn es mit frischem Gras, als wenn es mit Hafer gefüttert wird, dort grüner und breiiger, hier gelblicher, trockner, speizig rc. — Der Dung der sowol am mittelländischen Meere, als in Ägypten von Salzpflanzen lebenden Pferde, Rinder und Kameele gibt, nach Haselquist und Chaptal, in seinem Ruße vielen Salmiak durch Sublimation (der ägyptische ist sehr berühmt). — Aus dem Miste der im Stalle gefütterten Pferde und Kühe will Becker einen wahren Salpeter gezogen haben. — Der Inhalt des Weitdarmes bei Pferden hat, nach Emmert, keine Säure in sich, sondern zeigt vielmehr Spuren eines freien Kali und schwach oxydirten Eisens; außerdem enthält er, nach Fourcroy und Vauquelin, mehr phosphors. Kalk, als ihr Futter bei sich führt. — Nach Zierl gaben die Excremente eines mit Hafer und Häcksel gefütterten Pferdes: 65,0 Pflanzenfaser mit Überresten der Nahrung, 20,5 moderartiges, grünes Satzmehl mit Eiweißgerinnsel und Darmschleim, 5,6 Gallenstoff mit Extraktivstoff und 6,5 Gallenzucker mit auflöslichen Salzen (s. Kastners Arch. d. ges. Naturk. 1824. II, 4. S. 476 rc.). — Frische Excremente von Rindern, die im Stalle mit Rübenkraut gefüttert werden, haben eine gelblichgrüne Farbe, keinen unangenehmen, dem Moschus einigermaßen ähnlichen Geruch. Ihr specif. Gewicht verhält sich, nach Einhof, zu dem des Wassers = $104\frac{3}{4}$: 100. Sie enthalten weder freie Säure noch freies Kali, sondern in 100 Theilen $71\frac{7}{8}$ Wäßrigkeit und $28\frac{1}{8}$ fester Masse, 1,1 Sand, 15,6 Pflanzenfaser, phosphors. Kalk, dergl. Kali und salzsaur. Kali, zusammen 2,4; woraus erhellt, daß die Quantität der in denselben befindlichen, auflöslichen Materie im Verhältniß zur ganzen Masse sehr gering ist. Sie haben ihre Farbe und ihren Geruch von einer grünlichen, schleimigen, in den meisten Flüssigkeiten unauflöslichen Materie (9, 4), welche heißen Weingeist blos etwas grün färbt und erwärmt nach Galle riecht, ohne davon etwas bei sich zu führen; dagegen scheint sie das grünfärbende Princip der Gewächse (s. Blättergrün) zu enthalten. Außerdem ist im Rindermiste noch eine andere thierische Substanz, welche mit Wasser eine farblose, an der Luft gelbende und bräunende, in ammoniakalische Fäulniß übergehende und durch Weingeist, nicht durch Gärbstoff fällbare Auflösung bildet (etwa Speisestoff mit etwas Bitterstoff?). Von 8 Drachmen Kohle dieser an der Luft verfaulten, getrockneten und destillirten Excremente bekam Einhof 280 Gran Asche, welche 12 Gr. Kali, 12,5 phosphors. Kalk, 2 Talkerde, 5 Eisen, 14 Alaunerde mit etwas Manganoxyd, 52 Kieselerde, 160 Sand mit etwas eisenhaltigem Thone vermischt, 12 salzs. und schwefels. Kali enthielt. Während der Fäulniß an der Luft absorbiren dieselben Excremente viel Sauerstoff, ebenfalls, färben sich dunkler, entwickeln kohlens. Gas, Salpetersäure und Ammonium; allein die Menge des in Wasser auflöslichen Extrakts wird dadurch nicht größer. Nach

Zierl enthalten die Excremente von Rindern, die mit Kartoffeln, Saubohnen und Häcksel gefüttert werden: 56,5 Pflanzenfaser mit Überresten der Nahrung, 33,5 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 4,35 Gallen- und Extraktivstoff und 4,46 Gallenzucker mit auflösl. Salzen; dagegen die Schafexcremente bei Heufütterung 44,0 Pflanzenfaser ꝛc., 40,0 moderartiges, grünes Satzmehl ꝛc., 6,1 Gallenstoff ꝛc. und 7,5 Gallenzucker ꝛc. — Der Wassergehalt aller genannten Säugthierexcremente unter Nr. 2. ist äußerst verschieden nach den Nahrungsmitteln ꝛc. — Durch Zierl's u. A. Untersuchung wird die Erfahrung, daß Schafexcremente die schnellste und intensivste, Rindviehdünger die langsamste aber am meisten nachhaltende, und Pferdemist zwar eine schnelle, aber wenig anhaltend düngende Wirkung hervorbringen, wissenschaftlich bestätigt.

3) Kachelot-Excremente, s. oben Amber.

4) Der Koth von Fledermäusen enthält deutliche Überreste von verzehrten Insekten, Flügeldecken und Brustschildern.

5) Delphin- u. a. Wallthier-Excremente haben bei angehender Fäulniß einen widrigen Geruch und einige Ähnlichkeit mit Menschenkoth, eine grüne Farbe und riechen an der Luft schwach moschusartig. Die Excremente des Delphinus Globiceps, eine Zeit lang sich selbst überlassen, gaben nach Chevaillier und Lassaigne (s. Trommsdorffs neues Journ. der Pharmacie. 1822. VI. 2. S. 336 ꝛc.) Ammonium, theils frei, theils gebunden, eine Ambreinähnliche, doch verschiedentlich schmelzbare, perlfarbene Materie, Fischöl, Osmazom, Gallerte, salzsaures Natron- und Bittererdesalz, Spuren schwefelsauren Salzes, kohlen- und phosphorsauren Kalk. Es fragt sich, ob die Fäulniß dieser Excremente etwa eine anfangende Zersetzung obiger perlfarbenen Materie bestimmt habe, wodurch diese weniger schmelzbar würde, oder stünde sie etwa zwischen der Ambreine und Cholestearine, fähig, wie die erste, durch Wirkung der Salpetersäure, Ambrasäure zu geben? —

6) Dasespis, angeblich der Niederschlag aus dem Urine, oder die Excremente des sogenannten Klipdas (Hyrax capensis), eines exotischen Nagethiers, dessen Fleisch genießbar ist, findet sich in einzelnen schwärzlichbraunen, etwas klebrigen, festen, schwer zerreiblichen, im Bruche unebenen, bald dunklern, bald hellern, zum Theil harzig glänzenden, mit Halmen, Spreu ꝛc. vermengten Stückchen an schroffen Bergabhängen, auf dem Kap am häufigsten. Frisch sind sie noch weich, und werden in Weinaufguß, oder trocken gepulvert, von den dortigen Kolonisten, besonders bei hysterischen Beschwerden mit Nutzen gebraucht. Thunberg und Sparrmann hielten sie für ein verdicktes Bergöl. Nach Schrader aber sind sie größtentheils animalischer Natur, und wahrscheinlich irgend eine Excretion, die hauptsächlich eine eigene, im Weingeist und Wasser lösliche, durchdringend riechende, thierische Substanz enthält, daneben ganz wenig Blut und Harn, zufällig Sand und vegetabilische Unreinigkeiten. Schrader fand darin 0,01 Talgsubstanz, 0,02 grünes Harz, in absolutem Alkohol löslich, 0,38 eines im gemeinen Weingeist und im Wasser löslichen, gelben Riechstoffes, 0,25 einer in Wasser löslichen, braunen Materie und 8,34 unaufgelösten Rückstandes. — Johns Analyse in Meckels Archiv für die Physiologie. III. J. 1817. S. 179 ꝛc. gab ähnliche Resultate.

III. Reptilienexcremente *). 1) Der Darmunrath der Riesenschlange (Boa Constrictor) ist, nach Edm. Davy im frischen Zustande weich, erhärtet aber an der Luft und sieht dann graulichweiß aus, bricht wie Kalk, aber leichter, und läßt sich in Pulver fettig anfühlen; der Geruch ist etwas stechend, nicht widrig, das specifische Gewicht fast jenes des Kalkes. Er löst sich weder in Wasser, noch in Alkohol, noch auch in Salzsäure, selbst beim Sieden auf, allmälig aber in Schwefelsäure, leicht und mit Aufbrausen in Salpetersäure mittelst Erhitzung, auch in concentrirter Kalilauge. — Prout fand ihn fest, weißgelblich, erdig im Bruche, trockener und härter als Kalk, von schwachem Ekelgeruch, und in 100 Theilen desselben 90,16 Harnsäure, 8,45 Kali, 1,70 Ammonium, 0,95 schwefelsaures Kali, 0,80 kohlensauren und phosphorsauren Kalk nebst Talkerde, und 2,94 Schleim mit animalischem Pigment. — Costa will darin 8 phosphorsauren Kalk, 2 kohlensauren Kalk und 5 Eiweisstoff gefunden haben, Kraut und Pfaff aber zugleich harnsaures Ammonium, und Marcet phosphorsaures. Nach E. Davy soll er nichts als concretes Harn seyn und aus fast reiner Harnsäure bestehen. Dagegen hält ihn Edm. Davy für keine einfache Zusammensetzung, deren Hauptbestandtheil zwar Harnsäure sei, die aber auch Ammonium und ein wenig kohlensäuerliches Natron, phosphorsauren Kalk und Eisenoxyd enthalte. Vielleicht kann hier die verschiedene Lebensart der Thiere in gezähmtem oder freiem Zustande eine Verschiedenheit bewirken (vergl. Schweiggers Journal für Chemie und Physik. V. 3. S. 344 ꝛc.). Bei der Brasilianischen Anaconda Boas besteht der Darmkoth nach Vauquelin und Bennerscheidt vorzüglich aus Harnsäure, harnsaurem Ammonium, phosphorsaurem Kalk, Eisen und thierischer Materie. Aus der frischen Masse dünstet freies Ammonium aus (s. Archiv des Apothekervereins im nördlichen Teutschland ꝛc. XXIII. 1.).

2) Die Excremente der Lacerta agilis und Iguana sind braun und mit dem Harne, als einer kreideartigen Substanz vermengt, welche nach Scholz 94 Harnsäure, 2 Ammonium, 3,33 phosphorsauren Kalk und 0,67 zufälligen Sand enthält (vergl. den Art. Harn).

IV. Vögelexcremente **). 1) Die Excremente fleischfressender Vögel bestehen nach Brugnatelli fast ganz aus einer weißlichen Materie, nämlich harnsaurem Kalke, welchen nebst phosphorsaurem Ammonium Wollaston auch sehr häufig in den Excrementen des Falken, Fourcroy, Vauquelin und Chevreul aber in denen des Adlers und Geiers,

*) Vergl. den Art. Harn.

**) Vergl. den Art. Harn.

sowie John im weißen Überzuge des Raben- und Krähenmistes fanden.

2) Die Excremente des übrigen wilden Geflügels, sowol der Land- als Wasservögel, enthalten ebenfalls, nach Chevreul, wahre Harnsäure und Färbestoff; so fand Wollaston dergleichen im Kothe eines engl. Wasservogels, Gannet genannt, John im Nachtigallenmiste. Bei den insektenfressenden Vögeln zeigt der kalkartige Koth nicht das geringste mehr von der eingenommenen Nahrung, sie verdauen viel vollständiger als die Fledermäuse, und werfen das wenige, was für sie unverdaulich ist, in Gewollen durch die Speiseröhre, also durch den Schnabel aus.

3) Im kreideartigen Überzuge des Taubenkothes ist, nach Vauquelin und John, viele freie Harnsäure, Gallen- und Eiweisstoff, nebst einer großen Menge mehlartiger Theile enthalten.

4) Aus dem Haushühnerkothe erhielt Vauquelin: a) phosphorsauren und kohlensauren Kalk, davon der Koth, den ein Huhn in einigen Tagen von sich gibt, mehr enthält, als das von ihm gefressene Körnerfutter, so daß also Kalk im organischen Körper erzeugt werden kann. b) Kieselerde, aber weniger, als das zuletzt verzehrte Futter mit sich führte, so, daß jene, nach Vauquelin, im Organismus vielleicht zu Kalk werden dürfte. Den weißen, kreideartigen Überzug des Mistes von Hähnen und nicht legenden Hühnern sah Vauquelin erst für erhärteten Eiweisstoff an, erkannte ihn aber später, wie Wollaston, für Harnsäure. Durch Calcination von gleich vielen Excrementen eines Huhns und eines Hahns erhielt er dort 5,201, hier aber nur 3 Rückstand. Der in Salpetersäure unauflösliche Aschenüberrest aus Sand, Steinchen und Kohlentheilchen vom ersten betrug 2,335, während der vom letzten 1,06 wog. Die salpetersaure Auflösung des Hühnerkothes gab 2, und jene des Hahnenkothes 1,166 phosphorsauren Kalk, sowie die erste 0,185, die letzte aber 0,266 kohlensauren Kalk. Die Excrementenasche des Huhns entwickelte bei der Auflösung auch einen Schwefelgeruch. — Übrigens schloß Vauquelin aus seinen vergleichenden Untersuchungen der Excremente eines Huhnes, mit dem Hafer, den es gefressen, und den Schalen der Eier, die es unterdessen gelegt hatte, daß in den Verdauungsorganen und Nieren der Vögel Phosphorsäure und Kalk gebildet würde, und daß der Phosphor, sowie der Kalk, zusammengesetzte Körper wären, welche aus Bestandtheilen sich erzeugten, die der Hafer, oder das Wasser, oder die Luft, wozu das Huhn nur allein Zugang hatte, hergäben. Da sich die Kieselerde, ein Bestandtheil des Hafers, in den Excrementen und Eierschalen nicht wiederfände, so wäre es möglich, daß ein Theil des Kalkes daraus gebildet würde. — Allein die Bildung des größten Theiles des Kalkes läßt sich dadurch nicht erklären, weil die Menge der im Hafer befindlichen Kieselerde zu gering ist gegen den vielen phosphor- und kohlensauren Kalk, welchen das Huhn producirt. — In dem Kothe eines Huhnes, das im Freien lebte, und allerlei thierische und vegetabilische Stoffe zugleich genoß, fand Wollaston weit über $\frac{1}{10}$ Harnsäure, allein mit Kalk darin verbunden. — Die gelbe Feuchtigkeit, welche die Hühner ausleeren, trübt sich an der Luft und läßt denselben weißen Stoff (Harnsäure) fallen, welcher die Excremente bedeckt. — Die Excremente eines blos mit Hirse gemästeten Fasans gaben Wollaston $\frac{1}{12}$ Harnsäure, so wie jene von einer mit lauter Kräutern aufgefütterten Gans nur $\frac{1}{100}$ Theile des Ganzen an Harnsäure.

5) Der Guano, d. i. der natürliche, nach Alex. v. Humboldt, seit undenklichen Zeiten angesammelte Dünger von vielen Vögeln auf den Südseeinseln nahe an der Küste von Peru, welcher Lagen von 50—60 Fuß bildet und wie Minen des Eisenochers bearbeitet wird, besteht, nach Fourcroy und Vauquelin, aus $\frac{1}{4}$ zum Theil mit Ammonium und Kalk verbundener Harnsäure, ferner aus Oxalsäure, zum Theil mit Ammonium und Kali, aus Phosphorsäure, mit denselben Basen und mit Kalk vermischt, aus wenig schwefel- und salzsaurem Kali und Ammonium, etwas fettiger Materie, Sand, zum Theil Quarz-, zum Theil eisenschüssigem Sande.

V. Fischexcremente. In diesen und namentlich in denen des Seerochen fanden Chevaillier und Lassaigne (a. a. O.) außer Ammonium, Fischthran, Osmazom, Gallerte u. m. Salzen, eine perlfarbene, der Ambreine sich nähernde Materie, aber in kleinerer Menge, als die Wallthier-Excremente gaben (s. oben).

Möglich wäre es, daß diese eigene Materie alle, wenigstens Seefisch-Excremente enthielten, und daß sie, in gehörige Umstände versetzt, oder vielleicht durch eine Krankheit der Fische die Entstehung des grauen Ambers bewirkte.

VI. Insekten- und Raupenkoth. Die dunkeln Darmexcremente der Raupen aus den unverdaulichen Pflanzenfasern, die aber meistens so wie im Blatt zusammenhängen, bilden mit dem Darmschleim entweder einen Cylinder, oder ein sechsseitiges Prisma, oder eine mehr eiförmige Masse. Frisch sind sie ganz weich, werden aber an der Luft sehr hart, ganz schwarzgrün und dann schwerlöslich in kaltem Wasser, in dem die frischen zerfallen; das Wasser wird davon etwas schleimig und von dem Chlorophyll oder Blattgrün grün gefärbt. — Der Seidenraupenkoth soll nach Chaussier eine freie Säure bei sich führen, zum Theil mit Ammonium verbunden, und jener des aus der Puppe gekrochenen Seidenwurmschmetterlings, nach Brugnatelli, einen thierischen Stoff, viel harnsaures Ammonium, kohlen- und phosphorsauren Kalk nebst phosphorsaurer Talkerde. — Auch in den Excrementen des Maulbeerschmetterlings fand derselbe harnsaures Ammonium, so wie John bei andern Schmetterlingen. (*Th. Schreger.*)

DARMGAS (Blähungen), aër intestinalis, flatus, ist gewöhnlich aus mehren Luftarten zusammengesetzt, besonders aus kohlensaurem Gas, Stickgas, reinem, gekohltem oder geschwefeltem Wasserstoffgas. Das kohlensaure Gas ist gewöhnliches Produkt einer guten,

di übrigen aber sind Zeichen oder Folgen einer gestörten, langsamen, abnormen Digestion. Die Menge des Sauerstoffgases nimt nach Jurine in den Blähungen vom Magen bis zu den weiten Gedärmen ab, oder es findet sich gar keines mehr in dem Darmschlauche. Umgekehrt nimt das Stickgas, nach Jurine und Magendie ***) zu. Das Wasserstoffgas vermehrt sich von dem Magen aus immer fort bis zum Engdarm, vermindert sich aber im Weitdarme. Das Verhältniß des kohlensauren Gases ist am veränderlichsten; im Magen scheint es häufiger als im übrigen Darmkanale zu seyn, und nach Jurine vom Magen zum Afterdarm sich zu verlieren, nach Magendie aber und Chevreul vielmehr und wol richtiger zuzunehmen. Im Weitdarme will man gewöhnlich kohlensaures Stick-, Kohlen- und Schwefelwasserstoffgas gefunden haben, und im Afterdarme sogar Spuren von überkohltem Wasserstoffgas. — Die geruchlosen Blähungen sind, nach Fourcroy, kohlensaures Gas, die stinkenden bestehen aus diesem und gekohltem Weinsteingeist, seltener enthalten sie Schwefelwasserstoffgas, welches sich bei der Annäherung eines Lichtes entzünden soll; — umgekehrt wird dieses von Stickgasblähungen ausgelöscht. Magendie fand, daß die engen Därme kein Sauerstoffgas, aber 24,39 kohlensaures, 55,53 Wasserstoff- und 20,59 Stickgas, die weiten ebenfalls kein Sauerstoffgas, dagegen 43,50 kohlensaures Gas, kein reines Wasserstoffgas, 5,47 Kohlen- und Schwefelwasserstoffgas und 51,03 Stickgas enthielten. Kleine Abweichungen kamen zwar bei verschiedenen Subjekten in diesen Verhältnissen vor, ähnelten sich aber alle.

Nach Chevreul enthielten die engen Därme eines Mannes von 24 Jahren, der vor seiner Hinrichtung Brod und Käse mit etwas Rothwein genossen hatte, 24,39 kohlensaures Gas, 55,53 reines Wasserstoffgas, und 20,08 Stickgas, die weiten hingegen 43,50 kohlensaures Gas, 5,47 Kohlenwasserstoffgas, nebst einigen Spuren Schwefelwasserstoffgases und 51,03 Stickgas †). Aus Chevillot's neuen Untersuchungen ergibt sich: 1) daß in krankhaften Zuständen, namentlich in der Pneumatose, die von der Flatulenz wohl zu unterscheiden ist, 6 Arten von Gas im Darmkanale des Menschen vorkommen, nämlich Sauerstoffgas, kohlensaures Gas, Wasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas und Schwefelwasserstoffgas; 2) daß in Krankheiten der Darmschlauch mehr Stickgas enthält, als im gesunden Zustande, was in mehren Fällen hinsichtlich der Kohlensäure sich gerade umgekehrt verhält; 3) daß bei Kranken die Menge des kohlensauren Gases bei einer Temperatur von 11 bis 21° immer zu, dagegen bei — 2° bis + 5° abnimt; 4) daß bei Erwachsenen die Menge des Wasserstoffgases bei 11 — 16° beträchtlicher ist, als bei einer Temperatur von — 1° bis + 6°, während bei Greisen unter denselben Temperaturverhältnissen das Umgekehrte statt hat; 5) endlich, daß im Engdarme sich mehr Wasserstoff findet, als im Magen und im Weitdarme, während man bisher behauptete, daß es nach diesem letzten hin zunähme. (Vergl. Gerson und Julius Mag. der ausländ. Literatur der ges. Heilkunde. 1830. S. 8., und Frorieps Notizen aus der Natur- und Heilkunde. 1829. Nr. 556. S. 89 etc.)

Das Darmgas eines Elephanten bestand, nach Vauquelin, vorzüglich aus 75 Maaß Kohlendunst und 160 Wasserstoffgas in einer neuen Art von Combination, die von der der bekannten Arten des Kohlenwasserstoffgases abwich.

Das Gas in dem Darmkanal durch die Trommelsucht aufgeblähter Rinder lieferte Lameran und Fremy 80 Schwefelwasserstoffgas, 15,0 Kohlenwasserstoffgas und 5,0 kohlensaures Gas. — Dasselbe bestand in einem andern Falle aus ⅓ kohlensaurem Gas und ⅔ Kohlenoxydgas, in einem dritten aus ⅓ von jenem und ⅔ von diesem.

Der Raupendarm enthält, nach Rengger, meistens Luft, ehe das Einpuppungsgeschäft beginnt (vergl. den Art. Verdauung). (*Th. Schreger.*)

***) Meckels Archiv f. d. Physiol. 1817. III, 2. S. 309 etc.
†) Über die Natur des elastischen Fluidum in der Windkolik, s. Aufklärungen i. d. Arzneiwissenschaft etc. von Göttling und Hufeland. I, 1.

DARMKANAL (canalis s. tubus alimentarius, cibarius, intestinalis) im weitesten Sinne des Wortes ist gleichbedeutend mit Verdauungsorganen, und es scheint um so angemessener, ihn hier in dieser Bedeutung morphologisch und physiologisch abzuhandeln, da der Artikel Darm einer solchen Grundlage bedarf.

I. Begriff. Unter Verdauungsorganen verstehen wir die Höhle innerhalb des thierischen Körpers, welche fremde, feste oder tropfbar flüssige Stoffe aufnimt und durch deren Umwandlung die dem Organismus eigenthümliche Flüssigkeit bildet, aus welcher, nachdem sie anderweitige Veränderungen erfahren hat, sowol die sämtlichen Organe gebildet und ernährt, als auch die verschiedenen besondern Säfte erzeugt werden. Aus diesem in der größten Allgemeinheit aufgefaßten Begriffe ergeben sich nun zweierlei Verhältnisse dieser Organe, nämlich einerseits zur äußern Oberfläche (A), andererseits zu den übrigen Organen, welche die zu ihrer Erhaltung geeignete Flüssigkeit empfangen (B).

A) Auf der untersten Stufe des Thierreichs findet sich blos eine äußere Oberfläche, welche jede Wechselwirkung mit der Außenwelt vermittelt und so auch Flüssigkeit als Nahrungsstoff einsaugt. Eigene Verdauungsorgane fehlen hier; diese sind also wol ein eigenthümliches, aber kein allgemeines Attribut des thierischen Körpers, wie man ehemals glaubte. So fehlen sie bei den meisten Infusorien und Spongien, unter den Entozoen aber bei Ligula und Tricuspidaria. Bei letztern findet sich eine Einsenkung der äußern Oberfläche in Form einer flachen Grube oder einer geräumigern Mundhöhle, die sich aber ohne irgend eine Fortsetzung blind endet. Bei allen übrigen Thieren ist diese Einsenkung, mit welcher das Verdauungsorgan nur angedeutet wird, zu einer Höhle entwickelt, welche durch einen größern oder kleinern Theil des Körpers sich erstreckt und im Gegensatze zur äußern Oberfläche die mit Stoffen der Außenwelt ebenfalls in Berührung tretende, innere Oberfläche bildet.

1) Sie erscheint aber auf einer untern Stufe nur als eine vergrößerte Einsenkung, nämlich mit einer einzigen Öffnung nach außen versehen und inerhalb des Körpers blind endend. Dies ist der Fall ausnahmsweise bei einigen Spongien (Manon und Tragus) und Infusorien (Cercarien, Vibratorien und Rotatorien), während die meisten derselben keine Verdauungshöhle haben; allgemein bei den eigentlichen Polypen (Hydern, Petalopoden, Seefedern und Korallenpolypen), so wie bei den Trematoden, Akanthocephalen, Cestoideen und Blasenwürmern; ferner bei den meisten Strahlthieren (den Actinien, Asterien und den meisten Akalephen); endlich ausnahmsweise unter den Nematoideen bei den Filarien.

2) Auf einer höhern Stufe ist die Verdauungshöhle mit einem Eingange und einem Ausgange versehen und, indem sie an zwei Stellen sich öffnet, zugleich mehr schlauchförmig gebildet, so daß sie einen eigentlichen Darmkanal darstellt. So ist es ausnahmsweise unter den Strahlthieren bei den rippenartigen Akalephen (Beroe, Cestum, Callianira rc.), Echiniden und Holothurien; ferner bei den meisten Nematoideen; endlich allgemein bei den Mollusken, den sämtlichen Gliederthieren und Wirbelthieren.

B) In Hinsicht auf die Leitung der in den Verdauungsorganen erzeugten, bildungsstoffigen Flüssigkeit zu den übrigen Organen erkennen wir wieder eine Stufenfolge verschiedener Formen.

1) Auf der untersten Stufe, namentlich bei den Polypen, fehlen alle leitende Gebilde; die bildungsstoffige Flüssigkeit schwitzt durch die Wandung des Verdauungsorgans, bildet sich dabei weiter aus und verbreitet sich, ohne in besondere Kanäle einzugehen, gleichförmig in die Substanz des Körpers.

2) Auf einer höhern Stufe gibt es zwar noch kein eigenes Gefäßsystem, aber die blind endenden Verdauungsorgane vertreten dessen Stelle, indem sie die in ihnen gebildete Flüssigkeit den Organen zuführen. Sie sind nämlich entweder

a) in ihrem ganzen Verlaufe gefäßartig, d. h. eng und verzweigt bei mehren Thieren, die blos flüssige Nahrung einsaugen, wie bei mehren Cercarien (wo von einer Saugmündung ein gabelförmig getheilter Kanal durch den Körper sich erstreckt), bei den Cystikern, Akanthocephalen, Trematoden und Cestoideen (wo die von den Saugmündungen ausgehenden Kanäle verästelt und anastomosirend durch den Körper laufen), bei den röhrenartigen Akalephen (wo Saugröhren sich verbreiten, zum Theil aber auch eine größere Röhre sich findet, welche selbst kleinere Thiere ganz verschlingen kann), und unter den scheibenartigen Akalephen bei Berenice und den verwandten Sippen (wo aus den Saugöffnungen verzweigte Kanäle entspringen); oder

b) sie bilden geräumigere Höhlen mit blinden Anhängen, welche entweder weit und sackartig sind, von denen weiter unten (III. D. 2.) die Rede seyn wird, oder einen geringern Durchmesser und eine gefäßartige Form haben. Letzteres findet Statt unter den Polypen bei Pennatula cynomorium (wo sich die sackförmige Verdauungshöhle in fünf oder sechs Kanäle spaltet), und unter den Strahlthieren bei Lucernaria und bei den scheibenartigen Akalephen oder Medusen (wo die aus der centralen Verdauungshöhle entsprungenen Kanäle divergirend und gespalten zum Umkreise des Körpers gehen und daselbst zum Theil eine ringförmige Anastomose bilden). Daß dies keine wirklichen Gefäße, sondern nur Andeutungen oder die niedrigsten Formen derselben durch Verlängerungen des Verdauungsorgans sind, geht schon daraus hervor, daß sie bei verwandten Thieren in verschiedenen Gestalten vorkommen, indem die Verlängerungen der Verdauungshöhle bei den Medusen bald (wie z. B. bei Ägina) als sackartige Ausstülpungen, bald (wie z. B. bei Äquorea) als enge, gefäßartige Kanäle zum Umkreise des Körpers sich erstrecken. Übrigens unterscheiden sie sich auch dadurch von den wirklichen Gefäßen, daß sie als Stämme und mit offenen Mündungen aus den Verdauungsorganen treten.

3) Auf den höhern Stufen erscheint ein selbständiges, abgeschlossenes Gefäßsystem, in welchem die bei der Verdauung gebildete Flüssigkeit als Blut umläuft und durch die Athmung ausgebildet wird.

a) Eine niedere Form ist es, wo das Blut direkt durch die Verdauung gebildet wird und mittelst Durchschwitzung aus den Verdauungsorganen unmittelbar in die Blutgefäße trit. Dies Verhältniß erscheint zuerst bei den Holothurien, indem hier ein einfacher Kreislauf zwischen Verdauungs- und Athmungsorganen Statt findet, und das Blut wechselsweise vom Darmkanale zu den Kiemen und von diesen zu jenem geht. Dann trit ein Centralorgan des Gefäßsystems (ein Herz) hinzu, welches das Blut entweder durch unmittelbare Aufsaugung aus dem Darmkanale, oder durch Venen, die in diesem wurzeln, empfängt und an den übrigen Körper versendet. Dies ist der Fall bei den Mollusken, Anneliden, Crustaceen, Arachniden, und nach den neuern Entdeckungen auch bei den Insekten, wiewol zum Theil nur während ihres Larvenzustandes.

b) Bei sämtlichen Wirbelthieren finden sich Saugadern als Mittelgebilde zwischen dem Darmkanale und dem Blutgefäßsysteme. Das Erzeugniß der Verdauung erscheint hier auf drei Stufen der Entwickelung: als Chymus im Darmkanale, als Chylus in den Saugadern und als Blut in den Venen und Arterien. Hier verdienen dann die Verdauungsorgane den Namen der ersten Wege (primae viae) für die von außen gewonnenen Nahrungsstoffe.

II. Substanz. A) Auf der untersten Bildungsstufe ist das Verdauungsorgan noch nicht von der Leibesmasse geschieden, sondern blos die innere Fläche derselben oder eine Rinne; so bei den Cercarien, Vibratorien, Rotatorien, den meisten Polypen, und unter den Akalephen bei den Beroiden.

B) Dagegen ist es unter den Polypen bei den Petalopoden, ferner bei den meisten Strahlthieren, Mollusken, Gliederthieren und Wirbelthieren ein eigenthümliches, membranöses Gebilde. Schon bei Actinien und Anneliden unterscheidet man daran eine innere und eine äußere muskulöse Membran, und bei den Insekten hat man selbst drei Membranen erkannt; bei den Wirbelthie-

ren sind diese verschiedenen Schichten deutlicher. Wie der Darmkanal die innere, mit fremden Körpern in Berührung tretende Oberfläche darstellt und an Mund und After in die äußere Oberfläche unmittelbar übergeht: so ist er auch dieser analog gebildet und besteht wesentlich aus drei verschiedenen Schichten, zu welchen meist noch eine vierte, minder wesentliche hinzutritt.

1) Die Schleimhaut ist die mittlere Schicht, der wesentlichste, die Verdauung bewirkende Bestandtheil des Darmkanals, und das Analogon des Hautorgans (derma). Sie zerfällt aber in zwei Blätter.

a) Die Zellhaut (tunica cellulosa, vormals durch Mißverständniß nervea genannt) ist die Grundlage und behauptet die Form des Darmkanals, wenn auch die übrigen Membranen weggenommen sind, ist also das Analogon der Lederhaut (corium). Von dieser unterscheidet sie sich durch ihr weicheres, lockeres, schwammiges Gewebe, vermöge dessen sie sich mit Flüssigkeit voll saugen kann. Sie stellt gemeiniglich die dickste Schicht des Verdauungskanals dar; ihre Dehnbarkeit und Contractilität ist gering; sie ist durchscheinend, weißlich und mit verschiedenen Nüancen von Roth, je nachdem in ihren Haargefäßen mehr oder weniger Blut sich findet. In ihr finden sich nämlich unzählige, baumförmig verzweigte, in verschiedenen Schichten über einander liegende und vielfach unter einander anmündende Haargefäße.

b) An ihrer innern Fläche erheben sich zahlreiche Haargefäße und breiten sich als sogenannte Flockenhaut (tunica villosa) aus, welche dem Malpighischen Netze des Hautorgans analog, aber viel stärker entwickelt, gefäßreicher und durch Zutritt von mehr fester Substanz zu einer wirklichen Membran ausgebildet ist, da sie den eigentlichen Sitz des Bildungsherganges bei der Verdauung ausmacht. Sie ist weich, an sich völlig durchsichtig und nur, wenn sie mehr Blut in ihren Gefäßen aufnimt, wie bei der Verdauung, röthlich.

2) Die thierische Substanz kann nicht nackt in Berührung mit fremder Substanz kommen, sondern wird durch eine hornartige Decke geschützt, welche als Epidermis die äußerste Schicht des Hautorgans, als Epithelium die innerste Schicht des Verdauungskanals darstellt. Dieses ist im Anfange der Verdauungsorgane, wo die fremdartigen Stoffe noch zu fremdartig sind, am deutlichsten, geht am Munde unmittelbar in die Epidermis über und läßt sich hier, so wie in der Speiseröhre und dem Magen, ablösen; in letzterem ist es selbst schwielig verdickt, wo derselbe mit starker mechanischer Kraft auf die Nahrungsmittel einwirken muß, wie z. B. bei Regenwürmern und körnerfressenden Vögeln; auch am Ende des Darmkanals, wo die verdaulichen Stoffe schon ausgezogen sind und der Darmkoth wieder als fremder Körper sich verhält, ist es deutlich, leicht abzulösen und geht endlich in die Epidermis über. Im mittlern Theile der Verdauungsorgane hingegen, wo die Wechselwirkung derselben mit den Nahrungsmitteln am innigsten, die Aneignung und Einsaugung am stärksten ist, wird dieser isolirende Überzug so zart und mit der Flockenhaut so verschmolzen, daß man ihn nicht so leicht deutlich darstellen kann; der Darmschleim trägt hier zum Schutze der Schleimhaut bei, denn wenn man ihn bei einem lebenden Thiere mit dem Schwamme abwischt, so entzündet sich diese gleich dem seiner Oberhaut beraubten Hautorgane. Gleichwol kann das Epithelium auch hier nicht völlig fehlen; denn ohne dasselbe würden die einander gegenüber liegenden Wandungen bei anhaltendem Fasten, wo auch wenig Darmschleim abgesondert wird, wie bei winterschlafenden Thieren, verwachsen; die Aphthen und Blattern, die in den Därmen vorkommen, können nur unter dem Epithelium ihren Sitz haben; die Hautlappen, die bei heftiger Ruhr bisweilen abgehen, sind wol nicht immer bloße Gerinnsel; die innere Haut des Darmkanals, welche die Insekten bei der Häutung ausleeren, kann nur epidermatischer Natur seyn; endlich haben auch mehre aufmerksame Beobachter bei mikroskopischer Untersuchung der Darmzotten das Epithelium von denselben sich ablösen sehen, namentlich im Anfange der Fäulniß.

3) Wie das aus Muskeln und Knochen bestehende Bewegungssystem peripherisch gelagert und dem Hautorgane, als dem Grenzgebilde gegen die äußern Körper, mit welchen der Organismus durch Bewegung in mechanische Wechselwirkung treten soll, beigegeben ist: so steht auch die Schleimhaut des Verdauungskanals an ihrer äußern Fläche in Verbindung mit Bewegungsgebilden, und zwar an einigen Punkten mit Knochen und willkürlichen Muskeln, in ihrer ungleich größern Ausdehnung aber mit einer ihr eigenthümlichen Muskelhaut (tunica carnea). Da diese einzig und allein die Bewegungen des Verdauungsorgans zu bewirken bestimmt ist, so schließt sie sich auch der Zellhaut desselben viel inniger an, als bei den höhern Thieren die willkürlichen Muskeln, da sie zunächst mehr auf die Knochen sich beziehen, mit der Lederhaut verbunden zu seyn pflegen. Die Muskelhaut besteht aber meist aus mehren Schichten, und zwar aus quer oder schräg gestellten, meist dicker geschichteten, unmittelbar an die Zellhaut gehefteten Ringfasern, und weiter nach außen liegenden, meist weniger dicht sich an einander schließenden und eine dünnere Schicht darstellenden Längenfasern.

4) Noch weiter nach außen endlich wird der Darmkanal an benachbarte Theile angeheftet und mit dem übrigen Organismus in Verbindung gebracht entweder durch Zellgewebe, oder durch eine seröse Membran (das Bauchfell), welche, sich an ihn anschließend, seinen Bauchfellüberzug bildet; dieser gehört ihm aber nicht wesentlich zu, fehlt an einer großen Strecke und ist nur durch ein lockres Zellgewebe, in welchem sich häufig Fett vorfindet, an die Muskelhaut geheftet.

III. Flächenraum. Die Umwandlung und Aneignung der Nahrungsmittel beruht auf Berührung der organischen Fläche und der von derselben ausgeschiedenen Flüssigkeiten, steht also mit dem Flächenraume des Verdauungsorgans in geradem Verhältnisse. Im Ganzen genommen gilt hier die Regel, daß dieser Flächenraum um so kleiner ist, je mehr auf der einen Seite die Nahrungsmittel dem organischen Körper verwandt, leicht zu zersetzen und umzuwandeln sind, und je mehr auf der andern Seite die Substanz des organischen Körpers ein-

fach, der mannigfaltigen Entwicklung ermangelnd, je niedriger also die Bildungsstufe des Thieres überhaupt ist. So ist bei den meisten Polypen, namentlich den Hydern, die innere, verdauende Oberfläche merklich kleiner, als die äußere, da sie theils nur von thierischer Nahrung leben, theils ihr ganzer Körper aus gleichartiger Substanz besteht. Die Vergrößerung der organischen Fläche zu Vermehrung jenes Contactes wird auf den verschiedenen Stufen der Thierreiche durch verschiedene Verhältnisse der Bildung, die einander zum Theil compensiren können, bewirkt.

A. Die Vervielfachung des Verdauungsorgans kommt nur auf den untersten Stufen und hier in verschiedenen Graden vor.

1) In seinem ganzen Verlaufe ist dasselbe mehrfach bei den Spongien, welche überhaupt Verdauungshöhlen haben (die hier von unbestimmter Zahl sind); bei den Trematoden und Cestoideen (indem z. B. bei den Bandwürmern vier Saugmündungen in ebenso viel Verdauungskanäle sich fortsetzen, die dann in zwei Stämme vereint an den Seitenrändern des Körpers hinlaufen und durch Querzweige mit einander anmünden); unter den Medusen bei Berenice (wo von den Saugmündungen verzweigte Kanäle entspringen), und Geryonia (wo jeder solcher Kanal in eine eigene, magenartige Erweiterung übergeht).

2) Bei den Rhizostomen liegt zwischen dem mehrfachen Anfange und Ende eine einfache Centralhöhle; zahlreiche Kanäle gehen von den Saugmündungen aus, vereinen sich allmälig in Stämme, endlich in einen Hauptstamm, der in den Magen übergeht, von welchem dann gefäßartige Fortsätze durch den Körper sich verbreiten.

3) Nur das Ende ist mehrfach bei einigen Polypen und Strahlthieren (I. B. 2. b.).

4) Nur der Anfang ist mehrfach unter den Akalephen bei Physophoren und Velellen (wo die verschiedenen, von Saugmündungen ausgehenden Kanäle in einen Stamm sich vereinen), und unter den Anneliden bei den Siphonostomen (wo zwei Mundöffnungen und zwei in einen Darm sich vereinende Speiseröhren vorhanden sind).

5) Die letzte Spur einer Verdoppelung, die bei höhern Thieren gänzlich fehlt, findet sich in schlingenartigen Abweichungen oder zurücklaufenden Gängen bei einigen Cicaden; so spaltet sich bei Tettigonia plebeia die Speiseröhre in den fortlaufenden Darm, und in den durch einen langen gewundenen Gang sich wieder in sie einsenkenden Magen.

B. In Hinsicht auf den Durchmesser finden wir, daß auf den höhern Stufen des Thierreichs derselbe im Ganzen genommen bedeutender und somit die innere Oberfläche des Körpers beträchtlich größer ist als die äußere.

1) Über den Querdurchmesser oder die Weite des Verdauungskanals lassen sich keine allgemeinen Ansichten aufstellen, da hier an verschiedenen Stellen dieses Kanals bei denselben Thieren große Verschiedenheiten Statt finden; z. B. bei Thieren, die blos Flüssigkeiten aufsaugen, ist er überhaupt zwar eng, aber stellenweise erweitert; bei solchen, die viel feste Nahrungsmittel mit einem Male aufnehmen, ist er im Ganzen genommen weit, aber oft nur in seinem Anfangstheile. Hin und wieder ist die geringe Weite durch eine größere Länge compensirt, oder umgekehrt; jedoch findet sich auch bei verwandten Thieren bisweilen ein enger und kurzer, oder ein weiter und langer Verdauungskanal.

2) Auch in Hinsicht auf die Länge kommen bei verwandten Thieren bedeutende Verschiedenheiten vor. Wir schätzen dieselbe in Verhältniß zur Länge des Rumpfs oder des Körpers mit Abrechnung der Gliedmaßen. Ein sehr kurzer Verdauungskanal ist so lang, wie die Rumpfhöhle, liegt in der Axe des Körpers und verläuft ganz gerade; ist er weniger kurz, so verläuft er geschlängelt. Ein längerer verläuft in Bogen oder gerade, aber mit knieförmigen Umbeugungen durch die Rumpfhöhle; ein langer bildet vielfache, runde Biegungen oder Windungen, welche entweder concentrisch in einer Fläche, also scheibenförmig neben einander, oder schneckenförmig auf einander, oder bei der größten Länge knäuelförmig durch einander liegen. Bei den Infusorien, Polypen, Akalephen und unter den Echinodermen bei Asterien und Actinien ist er kurz; aber bei den Comatulen macht er schon eine, bei Holothurien zwei, bei Echiniden bis fünf knieförmige Umbeugungen. Bei den meisten Anneliden ist er ganz gerade, aber bei mehren ein, zwei und mehre Male knieförmig umgebogen, und bei Thalassema schon sechs mal so lang als der Körper und gewunden. Bei den meisten Arachniden, Crustaceen und Insekten ist er ganz gerade, zum Theil aber auch umgebogen oder selbst gewunden, ja bei Scarabäen und Melolonthen sechs bis sieben mal länger als der Körper. Unter den Mollusken haben nur die Salpen einen geraden, die übrigen einen gebogenen oder gewundenen Darmkanal. — Bei den Wirbelthieren betrachtet man blos die Länge des eigentlichen Darms, da der Anfangstheil des Verdauungskanals (Mundhöhle und Speiseröhre) immer gerade ist. Man vergleicht sie aber mit der Länge des Raums zwischen Mund und After, welche bei den höhern Wirbelthieren mit der Länge des Rumpfs (den Hals und das Antlitz mit inbegriffen) gleich ist. Bei den Fischen finden sich indeß Schwierigkeiten, da theils der After nicht immer am hintern Ende der Rumpfhöhle befindlich ist, theils diese oft nur kurz ist und der Rumpf hinter ihr gliederartig sich verhält. In Vergleich zu den obern Klassen ist hier der Darm am kürzesten, jedoch mit großen Verschiedenheiten unter verwandten Fischen: so ist er unter den Lophobranchiern bei Syngnathus kurz und gerade, bei Orthogoriscus aber fünf bis sieben mal so lang als der Körper; unter den Schuppenflossern bei Sphyräna kurz und gerade, bei Mugil 4 mal größer als der Körper, und 8 mal größer als der Raum zwischen Mund und After 2c. Unter den Amphibien haben die Ophidier den kürzesten, die Batrachier einen etwas längern, die Chelonier den längsten Darm, indem der Raum zwischen Mund und After zu ihm bei Testudo wie 1 : 4,

bei Emys wie 1: 7 sich verhält. Bei den Vögeln ist der Darm im Ganzen länger als bei den meisten Amphibien und kürzer als bei den meisten Säugethieren; doch ist bei den Pinguinen jenes Verhältniß wie 1: 15. Dasselbe ist bei den Handflüglern nur wie 1: 2 bis 7; bei den Raubthieren 1: 3 bis 7; bei den Quadrumanen 1: 3 bis 8; bei den Zahnlosen 1: 4 bis 8; bei den Nagern 1: 5 bis 17; bei den Beutelthieren 1: 5 bis 12; bei den Einhufern 1: 8; bei den Wiederkäuern und Cetaceen 1: 12 bis 30. Beim Menschen ist es wie 1: 5, wiewol es auch bei den einzelnen Individuen verschieden ist, indem die Länge des Darms nicht immer in Übereinstimmuug mit der Länge des Rumpfs zu oder abnimt.

C. Die Fläche des Verdauungsorgans wird ferner vergrößert durch Einstülpungen, welche den Stülpungen des Hautorgans nach außen entsprechen.

1) Dahin gehören zuerst die Flocken oder Darmzotten (villi), welche den Papillen des Hautorgans analog, aber freier entwickelt, reicher an Gefäßen und ärmer an Nerven sind. Sie kommen in allen Klassen der Wirbelthiere vor, fehlen jedoch bei vielen Fischen, unter den Amphibien bei den Chelonlern, und unter den Säugethieren bei den Cetaceen und Monotremen, wo ihre Stelle durch Falten ersetzt wird. Sie bilden Vorragungen, welche der innern Fläche des Darmkanals eine sammetartige Beschaffenheit geben und unter Wasser sich deutlich erkennen lassen. Beim Menschen sind sie ungefähr eine Viertellinie lang; bei vielen Thieren sind sie ungleich länger, wie sie denn z. B. beim Hamster die Länge einer Linie haben und beim Rhinoceros über einen Zoll lang seyn sollen. Sie sind meist kegelförmig, bisweilen walzenförmig und bestehen aus einem mit Epithelium überzogenen, weichen Zellgewebe, welches von der Flockenhaut ausgeht und wässerige Feuchtigkeit, selbst noch nach dem Tode, gierig einsaugt, wo denn die Zotten im Querdurchmesser anschwellen und rundlich werden, indeß sie im Zustande der Leerheit platt oder zungenförmig sind; Höhlen finden sich nicht darin. An der Oberfläche jenes Gewebes verbreitet sich ein dichtes Gefäßnetz; in jede Zotte treten nämlich aus der Zottenhaut mehre Arterienzweige, welche sich vielfach zertheilen und anastomosiren; aus ihnen entspringt an der Spitze eine Vene, welche im Verlaufe durch die Zotte noch mehre Wurzeln aufnimt. Saugadern scheinen erst an der Basis der Zotten oder auf der Fläche der Zottenhaut ihren Anfang zu nehmen, und Nerven lassen sich nicht in sie verfolgen.

2) Falten, welche den Hautlappen und Kämmen entsprechen, finden sich schon bei mehren niedern Thieren, so unter den Akalephen bei Cestum, unter den Echinodermen bei Actinien, ferner bei Mollusken, Anneliden, Nematoideen und Insekten; endlich bei allen Wirbelthieren. Sie bestehen entweder nur aus der Zottenhaut, oder zugleich auch aus der Zellhaut, welche entweder ebenfalls gefaltet ist oder nur als ein einfaches Blatt oder als eine Leiste eintrit. Im Ganzen genommen werden sie dadurch gebildet, daß die Schleimhaut nicht eine gleich große Ausdehnung hat als die Muskelhaut und daher, wenn sie in Verhältniß zu dieser zu kurz ist, durch dieselbe in Querfalten, oder wenn sie einen zu engen Cylinder darstellt, in Längenfalten zusammengelegt wird. Bei einigen Mollusken und Fischen finden sich auch spirale Falten. Übrigens unterscheiden sie sich von den Zotten nur durch ihre größere Ausdehnung, wogegen ihr Gefäßnetz weniger dicht ist; wo sie daher schmal, wie zerschnitten, sind und fransenartige Läppchen bilden, grenzen sie an die Zotten an. Übrigens kommen sie mit diesen entweder zusammen vor, so daß die Zotten zwischen ihnen oder auf ihnen stehen, oder beiderlei Gebilde sind an verschiedene Stellen vertheilt.

3) Während die Zotten und Falten nur auf den Bildungshergang durch Vergrößerung der verdauenden Fläche sich beziehen, so haben dagegen die Klappen und Zähne nur eine mechanische Beziehung. Die Klappen nämlich sind Falten der Schleimhaut, in welche stärker entwickelte Ringfasern mit eintreten, indem diese einen engern Ring bilden als die Schleimhaut, wobei zum Theil auch die Längenfasern für die Breite jener Ringe zu kurz sind. Die Klappen verengern also theils durch ihren Bau, theils durch ihre Muskelthätigkeit einzelne Stellen des Verdauungskanals, so daß die Fortbewegung seines Inhalts erschwert und verlangsamt, oder auch zuweilen ganz gehemmt wird. Zum Theil sind sie so gestellt, daß diese Bewegung entweder vorzüglich, oder auch ausschließlich nur in einer Richtung vor sich gehen kann.

4) Eine stärkere Entwickelung des Epitheliums zu dichter, hornartiger Masse gibt in den Verdauungskanal ragende Gebilde, welche zu rein mechanischer Wirkung auf die Nahrungsmittel bestimmt und den Waffen des Hautorgans (Hörnern, Geweihen, Hufen, Krallen, Spornen, Stacheln) analog sind. Sie dienen theils den Rückgang der Nahrungsmittel zu verhindern, theils auch zum Ergreifen, Festhalten und Zertheilen derselben. Es sind die Zähne im weitesten Sinne des Wortes. Die Mundzähne sind in die Verdauungshöhle hereinragende, den Zotten analoge, mit Gefäßen und Nerven versehene Papillen der Schleimhaut, welche sich mit Knochen und einem in hornartige Substanz umgewandelten Epithelium überziehen; sie stehen ursprünglich nur mit der Schleimhaut in Verbindung, und werden gleich der Oberhaut und andern epidermatischen Gebilden periodisch abgeworfen und durch neue ersetzt. Bei den Vögeln vertrit der Schnabel oder der hörnerne Überzug der Lippen die Stelle der Zähne. Zum Zurückhalten der Nahrungsmittel dienen die Stacheln auf der Zunge einiger Raubthiere und Fledermäuse, sowie die Zähne an der Zunge und dem Gaumen mehrer Fische, und die Stacheln daselbst bei Ornithorhynchus und Hystrix; ferner an der Speiseröhre die scharfen Höckerchen oder steifen Borsten vieler Insekten, und die hörnernen Spitzen einiger Schildkröten. Im Magen kommen ähnliche Gebilde vor: so ragt am Ende desselben bei Acephalen ein Kalkstück herein, auf welchem ein knorpeliges Blatt mit drei Spitzen eingelenkt ist; mehre Gasteropoden haben

im zweiten Magen im Kreise stehende, konische, knorpelige Vorragungen und im dritten Magen krumme Stacheln; unter den Anneliden hat Aphrodite Schwielen im Magen mit knorpeligen Zähnen besetzt, bei Insekten, namentlich Orthopteren, enthält der Muskelmagen häufig hornartige Spitzen auf Längenschwielen, und bei Crustaceen liegt am Ende des Magens ein Knochengerüst mit kreisförmig gestellten Zähnen, die gleichzeitig mit der Schale jährlich gewechselt werden.

D. Die Ausstülpungen sind ein anderes Mittel zu Vergrößerung der Fläche. Dahin gehören:

1) die Schleimgruben (cryptae mucosae), welche den Talggruben des Hautorgans entsprechen und erst bei den Wirbelthieren gefunden werden. Es sind kleine Vertiefungen der Schleimhaut, an deren Boden zahlreiche Gefäße sich verbreiten. Die meisten sind so klein, daß man sie mit bloßen Augen nicht erkennt; die größten haben die Größe eines Hirsenkorns. Einige sind mehr flach und offen, andere tiefer und mit einer engern Öffnung versehen, so daß sie die Form eines Beutelchens mit einem kurzen Ausführungsgange haben, wo sie denn vermöge der Verdoppelung der Schleimhaut, durch welche sie gebildet werden, eine Verdickung und Unebenheit der Wandung verursachen und als körnige Massen (Granulationen) erscheinen. Sie liegen entweder einzeln oder mehre dicht beisammen, und zwar neben einander, so daß sie körnige Scheiben darstellen, oder in hügelförmigen Massen über einander; die dicht beisammen stehenden haben zum Theil gemeinschaftliche Mündungen. Sie stellen die ersten Anfänge eigener Absonderungsorgane vor; die Flüssigkeit, welche sie absondern, stockt eine Zeitlang in ihnen, ehe sie unter Mitwirkung der Muskelhaut in die Höhle des Verdauungskanals sich ergießt, und wird dabei dicklicher, zäher, schleimiger. So stehen sie denn, als absondernde Ausstülpungen, den Zotten, als einsaugenden Einstülpungen, gegenüber. Sie finden sich häufig neben und zwischen den Zotten, zum Theil auch auf den Falten selbst; nicht selten bilden sie einen Gegensatz, so daß sie am freien, gewölbten Rande einer gebogenen Stelle des Darmkanals in Scheiben beisammen liegen, während der angeheftete, ausgehöhlte Rand derselben Stelle in Falten hereinragt, oder so, daß sie an verschiedene Stellen vertheilt und da überwiegend sind, wo die Excretion vorherrscht, indeß die Zotten und Falten da mehr hervortreten, wo die Assimilation überwiegt.

2) Zu den größern Ausstülpungen gehören zuvörderst die sackartigen oder walzenförmigen, blind sich endenden, seitlichen Verlängerungen des Verdauungskanals. Dahin gehören die blinden Anhänge der Verdauungshöhle bei Actinien, Asterien (wo theils in der Ebene 10 Säcke hervortreten, die sich wieder in eine Menge kleinerer Säcke spalten, theils von der obern Fläche blinde Anhänge ausgehen), Medusen (wo meist 4, oder 8, aber auch 32 und mehr Nebensäcke sich finden) und Anneliden (wie bei dem Blutegel und der Aphrodite, wo 9 und mehre Paare, zum Theil ästiger und an den Enden blasenförmig erweiterter Blinddärme ansitzen). Es gehören dahin die sackförmigen Anhänge oder Kröpfe an der Speiseröhre unter den Anneliden bei Siphonostoma, unter den Insekten bei Dipteren und Lepidopteren, unter den Vögeln bei körnerfressenden, namentlich hühnerartigen, aber auch bei einigen fleischfressenden ꝛc.; — ferner die blinden Anhänge am Magen unter den Mollusken bei Cephalopoden (einfache) und Cirrhipoden (mehrfache), unter den Insekten bei einigen Apteren (2), Lepidopteren (meist 6), Orthopteren (2 bis 8), pflanzenfressenden Koleopteren (zahlreich und in drei Kränzen gestellt), unter den Arachniden bei Phalangium (über 80); der Blindsack des Magens bei Mammalien schließt sich an diese Anhänge an, und zum Theil die Vervielfachung desselben bei Wiederkäuern und Cetaceen; — endlich die eigentlich sogenannten Blinddärme und Wurmfortsätze (IV. A, 3). Allein es können auch theils die die oben (I. B, 2. b.) angeführten gefäßartigen Fortsetzungen, theils die in den Verdauungskanal sich mündenden, gefäßartigen Absonderungsorgane als Ausstülpungen desselben betrachtet werden. Die nähere Bestimmung dieser einzelnen Formen unterliegt bedeutenden Schwierigkeiten. Im Ganzen können wir festsetzen, daß die Ausstülpungen, welche weit genug sind, um Nahrungsmittel aufzunehmen, durch unmittelbare Einwirkung auf dieselben einen Theil der verdauenden Fläche darstellen; daß die, welche zu eng sind, um Nahrungsmittel eintreten zu lassen, von einer Stelle ausgehen, wo die Verdauung vollendet wird, an verschiedene Gegenden des Körpers sich verästeln und den Nahrungssaft leiten; daß endlich die ebenfalls engen, welche aber nur an einer einzelnen Stelle des Körpers blind sich enden, absondernde und ihre Flüssigkeit in die Verdauungshöhle ergießende Organe sind. Allein die Formen gehen verschiedentlich in einander über. Das Speichelorgan ist bei einigen Fischen ein drüsiges Organ (Pankreas), bei andern eine Reihe von Wurmfortsätzen und bei Insekten ein langes Gefäßpaar; die Anhänge am Darme mancher Vögel und Säugethiere stehen zwischen dem Wurmfortsatze und dem Blinddarme mitten inne. Die sackartigen Erweiterungen z. B. der Asterien, verdauen nicht nur, sondern sind auch Absonderungsorgane und dienen, wo sie durch den größten Theil des Körpers sich erstrecken, zugleich zur Leitung des Nahrungssaftes. Auch in Hinsicht auf die Qualität der Absonderung finden sich Übergänge ohne scharfe Grenzen; der Speichel ist dem Darmsafte sehr ähnlich und wird nicht nur in seinen eigentlichen Drüsen, sondern auch an der ganzen Schleimhaut der Mundhöhle abgesondert; die Flüssigkeit, welche bei Insekten in den Darm unterhalb des Magens ergossen wird, hat die Qualität der Galle und des Harns zugleich, und es würde gleich irrig seyn, wenn wir die Gefäße, worin sie gebildet wird, für Gallengefäße oder für Harngefäße erklären wollten, sowie die Magensäcke der Asterien geradezu weder als Lebern, noch als Speicheldrüsen oder Nieren betrachtet werden können.

IV. Theile.

A. Die Abtheilungen des Verdauungsorgans fehlen, indem dasselbe einen gleichförmigen Schlauch

darstellt, bei einigen niedern Thieren, wie unter den Mollusken bei Lingula, unter den Nematoideen bei Filarien, unter den Anneliden bei Naiden, unter den Arachniden beim Scorpion, unter den Entomostraceen bei Apus, unter den Isopoden bei Idothea. Die Abtheilung wird aber bewirkt durch Veränderung des Durchmessers oder der Substanz, oder durch Klappen. Da der Darmkanal in seinem Verlaufe oft nur allmälig sich erweitert oder verengt und ebenso die Beschaffenheit seiner Membranen nach und nach ändert, so wird nur durch Klappen die Grenze seiner Theile scharf bestimmt. Auf der höhern Stufe des Thierreichs finden wir aber außer der Anfangs- und der Endklappe zwei Klappen (Pförtnerklappe und Grimmdarmklappe), wodurch der ganze Darmkanal in drei Theile (Munddarm, Mitteldarm und Afterdarm) zerfällt.

1) Der Munddarm beginnt bei seiner vollständigen Entwickelung mit den Lippen und ihrem Ringmuskel, als der Anfangsklappe, und begreift die Mundhöhle, wo die Nahrungsmittel zum Theil einige Zeit verweilen, um zertheilt und in Speichel eingeweicht, vermöge der hier herrschenden Sensibilität empfunden zu werden; den Speiseröhrenkopf und die Speiseröhre, welche nur als Leiter dienen, und durch Übergewicht der Muskeln sich auszeichnen; und den Magen, in dessen geräumigerer Höhle die Speisen länger verweilen, um durch die überwiegende, bildende Thätigkeit seiner Schleimhaut umgewandelt zu werden. Die Mundhöhle ist nicht unterscheidbar bei allen niedrigern Thieren, welche keine Kauwerkzeuge und Zunge haben, wie z. B. bei saugenden Insekten, wo die Speiseröhre eine unmittelbare Fortsetzung des Saugrüssels ist. Der Speiseröhrenkopf ist durch das Gaumensegel, als eine Halbklappe gegen die Mundhöhle, nur bei Krokodilen und Mammalien abgegrenzt. Bei den Actinien, Asterien, Medusen und Cirrhipoden, den meisten Acephalen und mehren Insekten ist der Raum zwischen Mundöffnung und Magen so kurz, daß kaum eine wirkliche Speiseröhre angenommen werden kann. Wenn man die große, mit einer einzigen Öffnung versehene Verdauungshöhle der erstern Thiere als Magen zu bezeichnen berechtigt ist, so besteht hier das ganze Verdauungsorgan aus einem Munddarme. Dagegen fehlt bei andern Thieren der Magen, indem die Speiseröhre unmittelbar in den Darm übergeht, während bei verwandten Thieren ein Magen sich vorfindet. So haben unter den Echinodermen die Holothurien einen Magen, die Echinoden keinen; unter den Anneliden haben Ascaris, Lumbricus, Thalassema 2c. einen, Hirudo und Sipunculus keinen; bei den Mollusken, den Insekten und vielen Crustaceen ist er zu unterscheiden; dagegen ist er bei einigen Fischen (z. B. Gobius, Cobitis, Bellone) gar nicht kenntlich; bei den meisten, wo die Speiseröhre unmerklich in ihn übergeht, nur durch die Verschiedenheit der Textur ausgezeichnet, und blos bei einigen durch seine größere Weite oder durch eine leichte Einschnürung gegen die Speiseröhre begrenzt. Bei einigen Anneliden und Mollusken, bei mehren Insekten, bei den Vögeln, den Wiederkäuern und Cetaceen zerfällt der Magen in zwei bis vier auf einander folgende oder zum Theil auseinander hervortretende Abtheilungen, in deren Anordnung kein allgemeines Gesetz zu erkennen ist, indem z. B. bei den Hymenopteren der erste Magen dünnhäutig, der zweite stark muskulös ist, während es sich bei Neuropteren und Orthopteren umgekehrt verhält.

2) Der Mitteldarm ist ein einfacher Kanal, welcher die meisten Zotten und Falten hat und unter Einwirkung sowol eigener, als auch von Nebenorganen in ihn ergossener Flüssigkeiten die im Magen begonnene Verdauung fortsetzt. Seine obere Grenze wird bei den Holothurien, Mollusken, Gliederthieren und Vögeln nur durch die Verschiedenheit des Durchmessers oder auch durch eine eigene Einschnürung bezeichnet; bei den meisten Fischen, mehren Amphibien und bei den Mammalien wird sie durch die Pförtnerklappe des Magens gegeben.

3) Der Afterdarm, welcher die Überreste der Verdauung führt, zeichnet sich durch seine größere Weite, sowie durch eine Klappe (die Grimmdarmklappe, valvula coli) und einen blinden Anhang (den Blinddarm, coecum) aus. Diese Verschiedenheiten fehlen, und der ganze Darm ist mehr ein gleichförmiges Rohr bei den Mollusken und Anneliden, vielen Fischen, einigen Amphibien und Vögeln und wenigen Säugethieren. Was die Wirbelthiere anlangt, so fehlt bisweilen Blinddarm und Grimmdarmklappe zugleich, wie bei den meisten Fischen, unter den Klettervögeln bei den meisten Gattungen, unter den Säugethieren bei den Fledermäusen, den meisten Sohlengängern, Cetaceen und Zahnlosen, unter den Zehengängern beim Marder, unter den Nagern bei den Schläfern. In andern Fällen findet sich ein Blinddarm ohne Grimmdarmklappe, wie unter den Batrachiern bei den Kröten, ferner bei mehren Sauriern und Ophidiern, bei den meisten Vögeln, unter den Monotremen bei Ornithorhynchus. Dagegen kommt auch die Grimmdarmklappe ohne Blinddarm vor, wie bei einigen Fischen, mehren Sauriern und unter den Säugethieren beim Gürtelthiere. Klappe und Blinddarm finden sich beisammen bei den Chelonieru, einigen körnerfressenden Vögeln und den meisten Säugethieren. Die Verschiedenheit der Bildung unter verwandten Thieren erscheint noch bedeutender, wenn man die Größe dieser Gebilde in Betracht zieht; z. B. der Blinddarm fehlt unter den Nagern bei Schläfern gänzlich und ist dagegen bei Hasen länger als das ganze Thier. Ein am Blinddarme ansitzender Wurmfortsatz findet sich nur bei dem Phaskolom, dem Urangutang und dem Menschen. — Der Afterdarm ist meist kürzer als der Mitteldarm, doch finden sich hier wieder große Verschiedenheiten auch bei verwandten Thieren. So verhält sich die Länge des Afterdarms zu der des Mitteldarms beim zweizehigen Strauß wie 2: 1, beim dreizehigen aber wie 1: 6; bei den Einhufern wie 1: 2, bei den Quadrumanen wie 1: 2 bis 8, bei den Pachydermen wie 1: 2 bis 12, bei den Beutelthieren wie 1: 3 bis 4, bei den Nagern und Wiederkäuern wie 1: 4 bis 5, bei den Monotremen wie 1: 4 bis 7, bei dem Menschen wie 1: 5, bei den Fleisch-

fressern wie 1 : 6 bis 24, bei den Zahnlosen wie 1 : 9 bis 20. — Der Darm endet im After mit einer Klappe; häufig treten noch eigene Absonderungsorgane (Afterdrüsen) hinzu.

B) Der Darmkanal stellt in seinem Verlaufe Gegensätze dar, und zwar:

1) Den Gegensatz des peripherischen und centralen Theils. Wo das Verdauungsorgan an die äußere Oberfläche angrenzt, wird es dieser immer mehr ähnlich, indem es in einen nähern und unmittelbarern Verkehr mit dem animalen Leben trit, deutlichere Empfindungen vermittelt, der Willkür gehorcht und in seiner bildenden Thätigkeit mehr durch Sensibilität bestimmt wird; je weiter es dagegen von der äußern Oberfläche sich entfernt und in die Leibeshöhle sich erstreckt, um so freier wird es von der Beziehung zum animalen Leben, und um so mächtiger wird seine rein bildende oder pflanzliche Kraft. Wo es nur eine einzige Öffnung hat (1, A, 1.), da liegen an derselben die Tentakeln als die ersten Sinnes- und Bewegungsorgane, und wenn Nerven da sind, so wird der Anfangstheil von dem centralen Ganglienringe umgeben; in der Verdauungshöhle trit das animale Leben zurück, und ihre gefäßartigen Fortsätze (1, B, 2.) zeigen nur rein pflanzliche Thätigkeit. Wo das Verdauungsorgan ein an beiden Enden offener Kanal ist, liegt der selbständige Theil in der Mitte, während die beiden Enden in näherer Verbindung mit dem animalen Leben stehen. Der Munddarm und das Ende des Afterdarms haben mit dem sensibeln Centralorgane direkt verbundene Nerven; im Mitteldarme dagegen und im Anfangstheile des Afterdarms finden sich nur Rumpfnerven, die mit dem sensibeln Centralorgane blos in mittelbarem Verkehr stehen. Am Munde und After sind rein willkürliche, dicke, hochrothe Muskeln, wobei die Schliesmuskeln und ihre Antagonisten, die Längenmuskeln, auseinander gelegt sind; in der Speiseröhre und im Mastdarme erlischt die Willkür allmälig, die Muskeln werden dünner, bleicher, Ringfasern und Längenfasern auf einander geschichtet, und weiter gegen den Mitteldarm zu steigt dies Verhältniß, so daß der pflanzliche Charakter hier seine größte Höhe erreicht; der Munddarm bildet aber an seiner Grenze gegen den klappenlosen Mitteldarm die Pförtnerklappe, so wie der Afterdarm die Grimmdarmklappe als die letzten Reste stärker entwickelter Muskeln.

2) Ein neuer Gegensatz entwickelt sich zwischen dem Anfange und dem Ende und spricht sich, wo der Typus am reinsten ist, auch in der Lage der beiden Mündungen aus. Bei Thieren, in deren Form die Breite vorherrscht, namentlich bei Seeigeln, liegt der Mund an der untern (Bauch-), der After an der obern (Rücken-) Fläche; bei vorherrschender Dimension der Länge und zum Theil selbst bei kugeliger Bildung liegt der Mund an dem zuerst vorschreitenden (vordern), und der After an dem entgegengesetzten Körperende, wie unter den Strahlthieren bei Holothurien und rippenartigen Akalephen, unter den Mollusken bei Muscheln, unter den Entozoen bei Nematoideen, ferner bei sämtlichen Gliederthieren, vielen Fischen und den Thieren der drei höhern Klassen. Indeß liegt der After bisweilen auch mehr in der Nähe des Mundes, entweder seitwärts, wie unter den Mollusken bei Gasteropoden und Pteropoden, oder an der untern Fläche, wie unter den Asteriden bei Comatula, unter den Echiniden bei Scutella und bei mehren Fischen, deren Rumpfshöhle durch den Schwanz, als die gliedartige Fortsetzung des Rumpfs, beschränkt wird, am meisten bei den Schollen. — Der Munddarm zeichnet sich durch höheres animales Leben und insbesondere durch höhere Sensibilität aus; der Afterdarm zeigt geringeres animales Leben, darin aber mehr reine Bewegungskraft. Jener bekommt bei den Wirbelthieren Nerven vom Gehirne, dieser vom Ende des Rückenmarks; bei wirbellosen Thieren geht jener durch den centralen Ganglienring, wo ein solcher vorhanden ist, hindurch und erhält seine Nerven von demselben, während der Afterdarm vom Ende des Ganglienstranges Nerven erhält und, wenn das Herz ringförmig ist, durch dasselbe hindurch geht. Wie am After zu seinem Schliesmuskel peripherische Längenmuskeln als Antagonisten hinzutreten: so findet sich dasselbe auch am Munde, aber hier trit an der Mundhöhle selbst noch ein Längenmuskel (buccinator) und ein Ringmuskel (palatopharyngeus), am Speiseröhrenkopfe ein Längenmuskel (stylopharyngeus) und ein Ringmuskel (constrictor pharyngis) auf, und das höchste Organ der willkürlichen Bewegung, die Zunge, erscheint als Schleimhautmuskel. Die Zotten der Schleimhaut sind hier durch Übergewicht der Nerven über die Gefäße in sensible Papillen verwandelt, und, während im Afterdarme das Gemeingefühl nur eine höhere Regsamkeit gewinnt, ist es hier zur Sinnesthätigkeit entwickelt. Nur der äußerste Theil des Afterdarms hat Rückenmarknerven; dagegen breiten sich über den ganzen Magendarm Hirnnerven aus, so daß noch im Magen die bildende Thätigkeit und willenlose Bewegung unter unmittelbarem Einflusse des Gehirns steht, und bei Wiederkäuern auch die Willkür noch einen Einfluß ausübt. Die Mundhöhle steht in Verbindung mit den übrigen Sinnesorganen und mit Secretionsgebilden, deren Erzeugniß durch die Verdauung wieder in die lebendige Masse aufgenommen wird; der Mastdarm dagegen ist an Gebilde gelagert, die nur auf Bewegung oder Mechanismus sich beziehen, und mit rein egestiven Secretionsorganen (Afterdrüsen, Harnwegen, Zeugungswegen) verbunden. In den einzelnen Abtheilungen finden sich fortschreitende Verhältnisse eines relativen Übergewichts der einen oder der andern Richtung des Lebens; so ist die Sensibilität am regsten in der Mundhöhle und am After, die Bewegung vorherrschend in der Speiseröhre und dem Mastdarme, die bildende Thätigkeit überwiegend im Magen und im Grimm- und Blinddarme. Im Mitteldarme aber übertrifft der an den Magen grenzende Theil den an den Afterdarm sich anschließenden Theil bei weitem an lebendiger Thätigkeit.

V. Beziehungen.

A) Verbindungen des Darmkanals mit dem übrigen Körper kommen auch auf den untersten Bildungsstufen vor und bestehen namentlich bei Actinien, Asterien, Echiniden und Anneliden aus Fäden oder Blättern,

die zwischen dem Darmkanale und der übrigen Leibesmasse ausgespannt sind und diesen Raum zum Theil als deutliche Scheidewände abtheilen. Ein sonderbares Verhältniß ist es, daß nach zahlreichen Beobachtungen manche Holothurien, wenn man sie gefangen und in ein Gefäß mit Wasser gesetzt hat, ihren Darmkanal, ungeachtet er ebenfalls durch membranöse Blätter angeheftet ist, unter krampfhaften Bewegungen durch den Mund auswerfen.

1) Bei den Wirbelthieren ist bei einem vollständigen Gefäß- und Nervensysteme der Darmkanal theils durch Zellgewebe, theils durch eine seröse Membran, das Bauchfell, mit dem übrigen Körper in Verbindung gesetzt. Letzteres ist ein völlig geschlossener Sack, der an den Wänden der Bauchhöhle anliegt, in seiner Höhle blos serösen Dunst enthält, aber an einzelnen Stellen Einstülpungen bildet, welche in diese Höhle hereinragen und als Falten Eingeweide in sich aufnehmen; letztere liegen also ohne Ausnahme außerhalb des Bauchfellsackes, d. h. zwischen dessen äußerer Fläche und den Bauchwänden. Ist die Umbiegungsstelle, oder der Raum, welchen das Bauchfell durchläuft, um von dem einen Gebilde, welches von ihm überzogen ist, zu einem andern Gebilde zu gelangen, sehr kurz, so hat dieser Theil den aus dem Alterthume herrührenden, unschicklichen Namen eines **Bandes**. Bildet das Bauchfell eine längere Falte, oder durchläuft es einen größern Raum von seiner Umbeugung bis zu dem Organe, welchem es als Überzug dienen soll, so heißt es **Gekröse** (mesenterium), oder **Netz** (omentum), und zwar trägt sie den ersten Namen, wenn sie von der Bauchwand unmittelbar ausgeht, den letzten aber, wenn sie schon ein Eingeweide überzogen hat, und von diesem zu einem andern übergeht, in welchem Falle sie sich auch durch größere Zartheit und Durchsichtigkeit auszeichnet. Diese Gebilde nun verknüpfen den Darmkanal mit dem übrigen Organismus theils mechanisch, indem sie ihn anheften und dabei doch, wenn sie länger sind, eine freie Bewegung bis auf einen gewissen Punkt gestatten; theils ihn unter den Einfluß der gesamten Lebensthätigkeit stellen, indem sie die zu ihm tretenden Nerven und Gefäße leiten.

2) **Nerven** bekommt die Mundhöhle vom fünften und neunten, der Speiseröhrenkopf vom fünften, neunten und zehnten, die Speiseröhre vom zehnten Hirnnerven, der Magen von demselben und dem Oberbauch- und Lebergeflechte des Rumpfnerven; der Mitteldarm und größte Theil des Afterdarms vom Rumpfnerven durch das obere und untere Gekrösgeflechte, welche theils unmittelbar, theils mittelbar durch das Oberbauchgeflechte und die Eingeweidnerven mit dem Stamme des Rumpfnerven zusammenhängen; der Mastdarm endlich theils vom Rumpfnerven, und zwar sowol mittelbar durch das Beckengeflechte, als auch unmittelbar von seinem Stamme, theils vom dritten und vierten Beckennerven des Rückenmarks.

3) Die **Arterien** der Mundhöhle und des Speiseröhrenkopfs stammen von der äußern Carotis (maxillaris externa, interna und lingualis); die der Speiseröhre unmittelbar von der Aorta; die des Magens von allen drei Ästen der Oberbaucharterie; der Mitteldarm an seinem Anfange vom Leberaste derselben, übrigens von der obern Gekrösarterie; der Afterdarm in seinem ersten, größern Theile von der obern Gekrösarterie, im folgenden Theile von der untern Gekrösarterie und in seinem Endstücke von der mittlern Kreuzbeinarterie und von der Beckenarterie (pudenda communis und umbilicalis, auch obturatoria und ischiadica). Die Gekrösarterien haben die Eigenthümlichkeit, daß sie mehr oder weniger parallele Äste ausschicken, deren jeder gabelförmig sich in zwei Zweige spaltet, welche dann theils mit den Zweigen der benachbarten Äste, theils bogenförmig unter einander wieder sich vereinen, so daß dadurch ein großes Netz gebildet wird. Die Stämme verlaufen entweder am innern (d. h. dem Centrum der Bauchhöhle nähern) Blatte des Gekröses, oder zwischen beiden Blättern desselben, und bilden in demselben (wo es am längsten ist, vier auf einander folgende) anastomatische Bogen, aus deren gewölbtem Rande neue Zweige gegen den Darm hinlaufen. Aus dem letzten Bogen treten die Zweige an den Darm selbst; jeder derselben spaltet sich hier (am Gekrösrande) in zwei Reiser, welche gabelförmig den Darm umspannen und theils mit ihren Endzweigen am entgegengesetzten (freien) Rande des Darms in einander laufen, also einen neuen Bogen bilden, theils durch ihre seitlichen Verzweigungen mit den benachbarten Reisern anmünden und so ein Netz bilden, welches zwischen dem Bauchfellüberzuge und der Muskelhaut liegt. Durch letztere dringen viele Reiser hindurch und bilden an der Zellhaut ein noch dichteres Netz, aus welchem die letzten Endzweige in einem ebenfalls dichten Netze an die Zottenhaut sich verbreiten.

4) Die **Venen** entsprechen den Arterien nur in ihren Wurzeln, senken sich aber in Stämme von eigenthümlichem Verlaufe ein. Die der Mundhöhle und des Speiseröhrenkopfs gehen in die innere Drosselvene; die der Speiseröhre in die unpaarige Vene, zum Theil auch in die obere Hohlvene selbst; die des Magens gehen theils mittelbar durch die Milzvene und die Gekrösvene, theils unmittelbar in den Stamm der Pfortader über; die des Darms gehen durch ähnliche Bogen, wie die Arterien, im Gekröse hin, vereinen sich aber in einen Stamm (die Gekrösvene), wodurch sein Zusammentreffen mit der Milzvene die Pfortader bildet; nur die Venen des Mastdarms gehen zum Theil durch die Beckenvenen in die untere Hohlvene ein.

5) Die **Saugadern** der Mundhöhle und des obern Theils der Speiseröhre gehen zunächst in das Halsgeflechte; die des untern Theils der Speiseröhre in das Geflechte des hintern Mittelfells und in den Saugaderstamm, die des Magens vereinen sich mit denen der Leber, der Milz und des Darms; letztere sammeln sich vom Umfange des Darms an dessen Gekrösrande, laufen im Gekröse unter mannigfaltigen Anmündungen hin, bilden erst kleinere, dann größere Gekrösdrüsen (glandulae mesaraicae), welche vorzüglich an den gabelförmigen Spaltungen der Blutgefäße liegen, verbinden sich nach ihrem Abgange vom Gekröse mit dem Becken- und Lendengeflechte, und bilden mit diesem endlich den un-

tern Anfang des Saugaderstamms. Sie werden, weil sie während der Verdauung das wie Milch aussehende Erzeugniß derselben aus dem Darmkanale in das Blutsystem führen, Milchgefäße (vasa lactea, chylifera) genannt, und ihre Drüsen zeichnen sich vor andern durch höhere Entwickelung aus, indem sie nicht nur sehr zahlreich (mehre hundert) sind, sondern auch aus feinern Verästelungen der Saugadern, zahlreichern Arterien und zartern Umhüllungen bestehen, so wie auch häufiger unmittelbar in Venen münden.

B) In Hinsicht auf **Anlagerung** bemerken wir vorzüglich, daß

1) das Verdauungsorgan meistentheils zwischen den **Centralorganen** des animalen und bildenden Lebens liegt. Am vollkommensten ist dies Verhältniß ausgeprägt bei den Gliederthieren, wo der Darmkanal über dem Ganglienstrange und unter dem Herzen liegt, indem alle drei Organe in beinahe gleicher Länge durch den Körper sich erstrecken. Bei den Wirbelthieren liegt wenigstens die Speiseröhre zwischen der Wirbelsäule und dem Herzen. Bei einigen Mollusken geht der Munddarm durch den dem Gehirne analogen Ganglienring, und der Afterdarm durch das Herz.

2) Auf der niedrigsten Stufe des Lebens sind Verdauung und **Athmung** verschmolzen, so daß eine und dieselbe Fläche beiden Funktionen ohne Unterschied vorsteht. Wo besondere Organe für dieselben auftreten, sind sie verschiedentlich an einander gelagert, so daß die Athmungshöhle auch Mund und After, wie bei Biphora, oder nur den Mund, wie bei den übrigen nackten und vielen gehäusten Acephalen, oder den After, wie bei Cephalopoden und Holothurien, enthält; oder die Athmungsorgane einzig, wie bei einigen Neuropteren, oder zum Theil, wie beim Wetterfische, im Darmkanale enthalten sind; oder ein Theil des letztern ein secundäres Athmungsorgan darstellt, wie die Schwimmblase der Fische. Bei den Wirbelthieren sind beiderlei Organe in ihrem Anfange mit einander verbunden, und sie unterstützen einander gegenseitig in ihren Bewegungen, wie z. B. bei Fischen und Fröschen das Einathmen durch Schlingen bewirkt wird, und bei höhern Thieren die Bewegungen am Kehlkopfe zum Schlingen mitwirken.

3) Die bedeutendsten **Aussonderungsorgane** sind mit dem aussondernden Ende des Darmkanals verbunden. Die Harn- und Zeugungsorgane öffnen sich entweder mit dem Afterdarme in eine gemeinschaftliche Höhle, wie bei Knorpelfischen, den meisten Amphibien, den Vögeln und den Monotremen unter den Säugethieren; oder sie liegen an ihm an und sind durch Gefäße und Nerven vielfältig mit ihm verknüpft.

C) Was die **Verhältnisse zum Organismus** überhaupt betrifft, so erscheint das Verdauungsorgan in der Thierreihe als das erste besondere Bildungsorgan, früher als Gefäßsystem und Secretionsorgane, deren Funktion es in ihrer Indifferenz in sich trägt, und welche es im Fortschreiten in der Thierreihe aus sich entwickelt und allmälig immer mehr von sich abscheidet.

1) Die **Stufe**, welche ein Thier unter seines Gleichen einnimt, bestimmt die Bildungsverhältnisse des Verdauungsorgans. Nur auf der niedrigsten Stufe ist dieses mehrfach, ohne eigene Wandung, ohne Gegensatz eines ingestiven und egestiven Theils, und der Leiter des Erzeugnisses der Verdauung zum übrigen Körper. Je niedriger das Thier steht, desto einfacher ist der Apparat, indem eine reichere Bildungskraft mit geringern Mitteln Genügendes auszurichten vermag, zum Theil auch die Substanz des Leibes auf einer niedrigern Entwicklungsstufe steht, und die zu ihrem Ersatze bestimmte Flüssigkeit leichter aus den Nahrungsmitteln gebildet werden kann. So ist im Ganzen genommen der Verdauungskanal um so kürzer, um so gleichförmiger und um so weniger mit Falten und Zotten besetzt und mit Nebenorganen versehen, je niedriger die ganze Organisation ist. Allein diese Momente geben keinen allgemeingiltigen Maßstab. Durch eine einseitige Entwickelung kann ein Organ in einer gewissen Richtung mehr ausgebildet seyn, als bei andern, in Hinsicht auf Gesamtorganismus höher stehenden Thieren; so gibt die mehrfache und specifische Abtheilung des Magens und die größere Länge des Darms den Wiederkäuern und Cetaceen ebenso wenig, als der Hinzutritt eigener Afterdrüsen mehren Nagern und Fleischfressern den Primat unter den Säugethieren. Der menschliche Darmkanal steht in Hinsicht auf seine Länge und auf die Zahl seiner Abtheilungen, Anhänge und Nebenorgane in der Mitte zwischen dem der verschiedenen Säugethiere; er charakterisirt sich durch ein gewisses Mittelmaß, durch eine bestimmte Scheidung seiner Abtheilungen und durch Vereinigung mancher einzelnen Bildungen, z. B. durch das gleichzeitige Daseyn von Falten und Zotten im Anfange des Mitteldarms, und von Blinddarm und Wurmfortsatz am Anfange des Afterdarms.

2) Die Bildung steht ferner in Verhältniß zur **Gesamtform**; wo die Längenform vorherrscht und der Körper schmal ist, findet man den Darmkanal kürzer, mehr gerade und seine Abtheilungen weniger bestimmt; bei überwiegender Breite hingegen pflegt er länger und mehr gewunden zu seyn.

3) Es findet eine bestimmte Proportion zwischen der Qualität der **Nahrungsmittel**, der Beschaffenheit der organischen Substanz, deren Ersatz durch die Verdauung bezweckt wird, und dem Baue der Verdauungsorgane statt. Je mehr der Nahrungsstoff concentrirt ist, um so leichter kann er assimilirt werden, und um so kleiner braucht die verdauende Fläche zu seyn; wo hingegen die Nahrungsmittel weniger ergibig und mehr fremdartig sind, also theils in größrer Masse aufgenommen, theils in anhaltendere und vielfachere Berührung mit der organischen Wandung gesetzt werden müssen, ist die verdauende Fläche größer. So ist der Darmkanal mehr oder weniger geräumig, je nachdem feste Stoffe oder Flüssigkeiten, vegetabilische oder thierische Körper, Blätter oder Samenkörner u. s. w. als Nahrung dienen; die Geräumigkeit aber wird meist durch die Länge, jedoch zum Theil auch durch die Weite, sowie durch die Zahl und Größe der Falten, Zotten und Ausstülpungen bestimmt. Indessen kommt es auch auf andere Lebensverhältnisse noch an: bei zwei von gleicher Nahrung lebenden Thieren kann die Stärke der Consumtion, so wie die Kraft

der Aneignung, mithin auch die Quantität der zum Ersatze dienenden Stoffe und die Zeitdauer der Verdauung, so wie der dazu nöthige Flächenraum, verschieden seyn. Daher findet man denn hin und wieder den Darmkanal pflanzenfressender Thiere in Vergleich zu dem mancher fleischfressenden kurz und eng.

VI. Lebensthätigkeit. Die Verdauung ist ein zusammengesetzter Hergang, welcher durch das Zusammenwirken mannigfaltiger Kräfte vermittelt wird und daher den Gegenstand eines eigenen Artikels in diesem Werke ausmachen muß; hier müssen wir uns beschränken, einzelne Lebensäußerungen des Darmkanals, als die Elemente seiner Gesammtthätigkeit, zu betrachten.

A) Animales Leben.

1) Die Empfindung ist in der Mundhöhle am lebhaftesten und zur Sinnesthätigkeit des Geschmacks gesteigert. Im ganzen übrigen Verdauungskanale herrscht nur Gemeingefühl, welches aber im Magendarme unter anderem auch in eigenthümlichen Formen, als Hunger, Durst und Sättigungsgefühl, sich gestaltet. Das Gemeingefühl im Magen und Darme ist stumpfer als in der Mundhöhle; im Normalzustande fühlen wir nichts mehr von den Nahrungsmitteln, sobald sie in die Speiseröhre gebracht worden sind; die Empfindung lehrt uns nichts von den Bewegungen, Ausdehnungen und Verengerungen des Darmkanals und von den Stellen, wo der Speisebrei sich befindet; viele scharfe Substanzen, die im Munde brennen, z. B. Senf, Pfeffer ꝛc. empfinden wir nicht mehr im Magen, ebenso wenig wird die specifische Schwere, z. B. von verschluckten Metallen, percipirt, und durchgehende spitzige Körper erregen selten Schmerzen; gegen Verwundungen, so wie gegen die Berührung der innern Fläche bei Wunden oder Geschwüren, zeigt sich der Magen und Darm allerdings empfindlicher als drüsige Eingeweide, aber ungleich weniger empfindlich, als das äußere Hautorgan. Eine zu sehr abweichende Temperatur der (durch den Mund oder in Klystieren) eingebrachten Substanzen, oder eine zu lebhafte chemische Wirksamkeit derselben (z. B. von Alkohol, Laugensalzen, Säuren und Salzen), oder eine zu starke Ausdehnung des Kanals (z. B. durch Luft), oder ein innerer krankhafter Zustand desselben, namentlich wo der Blutandrang vermehrt, die Schleimdecke entfernt und der Kanal krampfhaft verengert ist, verursacht mehr oder weniger bedeutende Schmerzen. Der Magen ist empfindlicher als der Mitteldarm, und dieser übertrifft den Anfang des Afterdarms an Empfindlichkeit; aber im Mastdarme wird das Gemeingefühl wieder mehr rege und nimt im After so zu, daß dieser (zum Theil wegen Ungewohnheit fremder Berührung) selbst empfindlicher ist, als der Mund.

2) Die Bewegung ist in der ganzen Mundhöhle unter dem Einflusse der Hirnnerven, namentlich des siebenten und zwölften Paars, ganz vom Willen abhängig und nach allen Richtungen möglich. Am After gewinnt der Wille vermittelst der Kreuzbeinnerven ebenfalls Einfluß, jedoch in viel niedrigerem Grade, in beschränkterem Raume und nur in einförmiger Richtung. In der Speiseröhre, dem Magen und dem Darme ist die Bewegung ganz unwillkürlich, nur örtlich bedingt und isolirt.

a) Sie wird also hervorgerufen erstlich durch örtliche Reizung der innern Fläche des Darmkanals, welche eine consensuelle Thätigkeit der Muskelhaut derselben Stelle erregt. Während sich hier eine lebendige Spannung zwischen der peripherischen Sensibilität der Schleimhaut und der Bewegungskraft der Muskelhaut wirksam beweiset, ist die Beziehung der letztern zur Einheit des Nervensystems, oder zur centralen Sensibilität geringer, der Darm bewegt sich noch bei Reizung der innern Fläche, nachdem seine Nervenstämme zerschnitten sind, oder seine Verbindung mit dem übrigen Organismus ganz aufgehoben ist, oder wenn nach dem Tode die übrigen Organe ihre Reizbarkeit meist schon verloren haben; ebenso kann eine Reizung seiner Nervenstämme, nur wenn sie sehr bedeutend ist (z. B. durch eine starke galvanische Säule), eine Bewegung in ihm erregen, und wenn Gemüthsbewegungen (z. B. Furcht) einen Einfluß darauf ausüben, so wird derselbe vielleicht mehr durch Veränderungen im Blutlaufe vermittelt, als durch direkte Einwirkung auf die Nerven gesetzt. Wie nun in diesen Verhältnissen ein vergleichungsweise mehr isolirtes, blos für örtliche, peripherische Reizung empfängliches Leben sich ausspricht: so zeigt sich auch der innere Typus oder das eigene Leben der Muskelhaut als der zweite Bestimmungsgrund der Bewegung. Das Leben des Muskels besteht in wechselnder Zusammenziehung und Ausdehnung, und wo es nicht unter der Macht des Willens steht, erfolgt dieser Wechsel in Zeiträumen, welche bei innigerem Zusammenhange mit dem Gesamtleben gleichförmig (rhythmisch), bei mehr isolirter Lebendigkeit dagegen ungleich und unbestimmt sind; die Muskelfasern bringen, ehe sie von neuem sich zusammenziehen, längere oder kürzere Zeit im Zustande der Ausdehnung zu, je nachdem sie vorher stärker und anhaltender oder schwächer und vorübergehender sich zusammengezogen haben, und je nachdem ihre Lebendigkeit träger oder regsamer, die Wiederherstellung ihrer Reizbarkeit langsamer oder schneller ist. Am Darmkanale an einander geschichtet, erregen sie zwar einander zur Thätigkeit, so daß die Bewegung in der Folge ihrer Anlagerung sich fortpflanzt, allein jede Stelle behauptet dabei doch wieder ihre Selbstständigkeit. Daher sieht man denn bei Vivisectionen und bei geschlachteten Thieren nie den ganzen Darmkanal gleichzeitig in Bewegung, sondern einzelne Stellen regungslos, welche nach einiger Zeit in Bewegung gerathen, diese aber nur über eine gewisse Strecke, an welche wieder eine ruhende Stelle angrenzt, verbreiten, so daß das Ganze einen Schein thierischer Willkür erhält.

b) Die Bewegung der Speiseröhre, des Magens und des Darms ist wellenförmig, oder wie an einem fortkriechenden Wurme, d. h. sie pflanzt sich über die Theile in der Ordnung, in welcher sie an einander grenzen, fort, so daß Verengerungen und Erweiterungen in abwechselnder Folge gleichzeitig neben einander statt finden, und die jetzt verengerten Stellen im folgenden Momente erweitert werden und umgekehrt. — Der Kanal wird nicht nur

durch seinen Inhalt (Luft, Säfte und Nahrungsmittel), sondern auch durch die lebendige Turgescenz und Prallheit seiner Wandungen (vorzüglich durch den Andrang der Säfte vom Gefäßsysteme aus, so wie durch die aus der Höhle eingesogene Flüssigkeit) ausgedehnt. Die Ringfasern der Muskelhaut wirken diesen Kräften entgegen, indem sie die Längenrichtung des Darmkanals durchkreuzen und seinen Querdurchmesser oder sein Lumen verklemern. Zunächst an der Schleimhaut angelagert, stehen sie mit dieser im nächsten Consensus, wie man sie denn bei örtlicher Reizung der innern Fläche sogleich in Wirksamkeit treten sieht; außerdem sind sie durch höhere Lebendigkeit, durch ununterbrochene Anlagerung an einander, und durch ihre Richtung gegen den Darm, welchen sie völlig zu schließen vermögen, besonders mächtig; sie geben daher das wesentlichste Moment der zusammendrückenden (peristaltischen) Bewegung ab, und sind im Stande diese allein zu bewerkstelligen. Indem sie nämlich an einem Punkte den Darmkanal verengern, treiben sie dessen Inhalt in die nächste Stelle, welche ihm bei der Ruhe ihrer Ringfasern hinlänglichen Raum darbietet, bis diese ebenfalls in Thätigkeit gesetzt werden und ihn weiter treiben. — Die Längenfasern, der Axe des Darmkanals parallel laufend, an seiner äußern Fläche gelagert und zum Theil ihn nicht ganz umschließend, verkürzen denselben, so daß sein Inhalt einen kürzern Weg zu durchlaufen hat; wenn man einen lebendigen Darm quer durchschneidet, so werden sie durch Verwundung örtlich gereizt und verkürzen ihn so, daß die Schleimhaut herausgestülpt wird und an dem Schnitte eine ringförmige Wulst bildet. Durch an der innern Fläche angebrachte Reize werden sie nicht unmittelbar in Bewegung gesetzt, aber sie wirken als Antagonisten der Ringfasern. Wenn nämlich diese durch ihre Thätigkeit eine Stelle verengern, so werden dadurch die Längenfasern der angrenzenden Stelle antagonistisch erregt und ziehen den weiter nach unten liegenden Theil des Darmkanals gegen die verengte Stelle, die ihnen als Stützpunkt dient, hin und dem Inhalte derselben entgegen. Während also der Darmkanal durch die Ringfasern austreibt, nimt er durch die Längenfasern auf; jeder Punkt desselben fängt die Nahrungsmittel auf oder verschluckt sie, wie sie der Mund verschluckt hat. So ist denn bei der peristaltischen Bewegung die ganze Muskelhaut gleichzeitig in Thätigkeit, aber so, daß sie dem Raume wie der Zeit nach wechselt. An und für sich können die Längenfasern keine Erweiterung bewirken; aber sie thun dies, wo sie über eine durch Ringmuskeln verengerte Stelle oder eine Klappe (III, C, 8) herübergehen, indem sie nämlich über eine solche Stelle hinweg sich anspannen, so daß sie daselbst mehr als gewöhnlich in einer Ebene zu liegen kommen, so ziehen sie dadurch die Ringfasern mehr nach außen und öffnen die Klappe.

c) Die **Richtung** geht vom Munde gegen den After hin und wird zuvörderst durch die Richtung des Impulses bestimmt; die Theile treten der Reihenfolge nach in Wirksamkeit, und nachdem die von den Speisen zuerst berührten Stellen gewirkt haben, werden die benachbarten Stellen thätig, deren Reizbarkeit noch nicht abgestumpft, und deren Bewegungskraft noch ungeschwächt ist. Die Wichtigkeit dieses Momentes wird bei der antiperistaltischen Bewegung offenbar, indem hier, vermöge eines an einer tiefer liegenden Stelle gegebenen Impulses, die Bewegung in umgekehrter Aufeinanderfolge der Muskelthätigkeit sich fortpflanzt, und der Darm gegen den Magen, der untere gegen den obern Magenmund und die Speiseröhre gegen die Mundhöhle wirkt. Auch die Richtung der Entleerung wirkt mit; ist der Mitteldarm durch die Grimmdarmklappe, der Afterdarm durch den After entleert, so ist dadurch ein leerer Raum entstanden, in welchen der Inhalt des obern Theils leichter eingetrieben wird. Hiezu kommt das Übergewicht der Lebendigkeit der höher über die tiefer gelegenen Stellen. Der Einfluß der Schwere aber ist ganz unwesentlich, wie denn z. B. bei Thieren mit langem Halse, die ihr Futter vom Boden aufnehmen, dieses von unten nach oben durch die Speiseröhre geht. — Nach einem allgemeinern Gesetze des Lebens verbindet sich mit der fortschreitenden auch eine rückgängige Bewegung; der Bissen oder der Speisebrei wird eine Strecke in der Richtung gegen den After und dann wieder zurückgetrieben, und schwankt so auf und ab, während er durch das Übergewicht der vom Munde ausgehenden Richtung immer weniger aufwärts und immer mehr abwärts rückt. Nöthig ist diese Verlangsamung des Durchgangs durch den Darmkanal, damit durch vervielfachte und länger fortgesetzte Berührung der Nahrung mit der lebendigen Wandung ihre assimilirbaren Theile vollständig ausgezogen werden; nothwendig aber muß sie erfolgen, weil durch die Verengerung jedes Segments des Darmkanals sein Inhalt in zwei Portionen getheilt, die eine nach unten, die andere nach oben getrieben wird, und der nach oben gehende Impuls sich über eine gewisse Strecke verbreitet. Bisweilen wird in einzelnen Momenten die rückgängige Bewegung vorherrschend und breitet sich über eine größere Strecke aus, wie im normalen Zustande bei Wiederkäuern, im abnormen beim Erbrechen. Übrigens verweilt die Nahrung in jeder Abtheilung des Darmkanals eine Zeit lang, bevor ihr durch die später in Wirksamkeit tretenden Längenmuskeln der folgenden Abtheilung die Klappe zum Austritte geöffnet wird. So zerfällt die Verdauung in drei Stadien von ziemlich gleicher Zeitdauer (von ungefähr sechs Stunden); der Magendarm ist nämlich am kürzesten, und die Nahrung gelangt sehr schnell in den Magen, verweilt aber hier um so länger, da sie hier die erste Stufe der Umwandlung erfährt und zu Speisebrei umgewandelt wird; der Mitteldarm hat die größte Länge, aber da seine Ringfasern sehr thätig sind, so wird der Speisebrei verhältnißmäßig schneller fortgetrieben; der Afterdarm ist kürzer, aber auch weiter und träger, so daß der Koth vergleichungsweise langsamer vorrückt.

d) Die **Wirkung** der peristaltischen Bewegung beschränkt sich jedoch nicht auf das Forttreiben des Darminhaltes, sondern besteht auch darin, daß die festen Nahrungsstoffe zerrieben und mit den in den Darm ergossenen Flüssigkeiten gleichförmiger gemengt, die Schleimgruben ausgepreßt, die Zotten in den Speisebrei eingetaucht,

überhaupt aber die Lebensäußerungen der Schleimhaut erhöht werden.

B) Pflanzliches Leben.

1) Die Secretion des Darmkanals ist

a) gasförmig. Denn wiewol theils mit, theils in den Nahrungsmitteln atmosphärische Luft in den Darmkanal trit, und aus ihnen bei ihrer Zersetzung während der Verdauung verschiedene Gasarten sich entwickeln, so wird auch, wie am Hautorgane, so am Darmkanale Gas abgesondert; denn wenn man an einem lebendigen Darme eine Strecke völlig entleert und doppelt unterbindet, so findet man dieselbe nach einiger Zeit mit Luft gefüllt. Es scheint aber vorzugsweise das kohlensaure Gas ein solches Secretionsproduct zu seyn.

b) Die wässerige Secretion, welche dem Hautdunste oder Schweiße entspricht und den Magensaft und Darmsaft in sich begreift, ist sehr bedeutend, da der Darmkanal an Flächenraum so wie an Zahl peripherischer Blutgefäße das Hautorgan übertrifft; trocknet man an einem lebendigen Darme die innere Fläche mit einem Schwamme ab, so erscheint sie nach einer Minute schon wieder völlig feucht, und wie sehr im abnormen Zustande diese Secretion zunehmen kann, sieht man bei Durchfällen theils aus der Quantität der Ausleerungen, theils aus der Gewichtsabnahme des Körpers, welche binnen 24 Stunden auf zwanzig Pfund bisweilen beträgt. Übrigens zeichnet sich diese Flüssigkeit dadurch aus, daß sie eine freie Säure enthält, welche blaue Pflanzensäfte röthet, den Eiweißstoff aber zum Gerinnen bringt und bei stärkerer Einwirkung auflöset.

c) Der Schleim ist eine zähere, weniger durchsichtige, mehr grauliche Flüssigkeit, ohne eine freie Säure, und wird in den Schleimbälgen, welche den Talgbälgen des Hautorgans entsprechen, secernirt, so daß er denn dem Hauttalge (Hautschmiere) gegenüber steht. Gleich diesem ist er mehr ein Auswurfsstoff, welcher noch mechanische Beziehungen hat, indem er die Bewegung und Forttreibung, namentlich des trocknen Kothes erleichtert und besonders im Afterdarme reichlich ist, während die wässerige Secretion im Magen- und Mitteldarme vorherrscht und, dem chemischen Hergange der Verdauung dienend, selbst wieder eingesogen wird.

2) Die Einsaugung dieser secernirten Säfte, so wie der durch die Verdauung erzeugten erfolgt

a) durch die Wandungen des Darmkanals. Kein Gefäß liegt an der innern Oberfläche mit offener Mündung frei; die Flüssigkeit, welche in die Gefäße dringen soll, muß also zuvor die Schleimhaut durchdringen. Diese aber saugt sich leicht voll, denn bei mancherlei Versuchen noch nach dem Tode zeigt sie sich nicht nur für Flüssigkeit, welche gegen sie angedrängt wird, in hohem Grade permeabel, sondern auch derselben adhäsiv verwandt und sie hygroskopisch anziehend, und während der Verdauung findet man sie und namentlich ihre Zotten strotzend. Bei niedern Thieren, welche keine Gefäße haben, dringt aber der durch die Verdauung erzeugte Nahrungssaft auch durch die Muskelhaut (wie die unmittelbare Beobachtung gelehrt hat), um sich an den übrigen Körper zu vertheilen. Die Durchschwitzung durch die Wandungen des Darmkanals ist also die niedrigste und allgemeinste Form der Aufsaugung.

b) Aus dem Gewebe der Schleimhaut dringt die Flüssigkeit bei den Wirbelthieren in die Saugadern. Denn diese findet man, wenn der Darmkanal blos wässerige Säfte enthält, mit durchsichtiger, wenn er milchartige Flüssigkeit enthält, mit weißer Flüssigkeit gefüllt. Die Anfüllung sämtlicher Saugadern des Gekröses und des Saugaderstammes selbst während der Verdauung beweiset, daß diese Gefäße bestimmt sind, den durch die Verdauung erzeugten Chylus in sich aufzunehmen und in das Blutsystem zu führen.

c) Bei den wirbellosen Thieren fehlen die Saugadern, und bei denen, welche Blutgefäße haben, muß der Chylus aus der Substanz des Darmkanals in dieselben und zwar in die abführenden, oder Venen, treten, also dem Blute unmittelbar beigemischt werden. Mannigfaltige Versuche haben gelehrt, daß dies zum Theil auch bei Wirbelthieren Statt findet; besonders scheint es, daß fremdartige Stoffe, für welche die Saugadern nicht permeabel sind, oder keine adhäsive Verwandtschaft besitzen, von den Venen des Darmkanals aufgenommen werden, um dann bald wieder durch Secretion ausgeschieden und nach außen abgesetzt zu werden.

VII. Die Bildungsgeschichte des Darmkanals, wie sie durch fortlaufende Beobachtungen am bebrüteten Vogelei erkannt, und durch Beobachtungen an den Eiern anderer Thiere theils ergänzt, theils bestätigt worden ist, mag hier im Umrisse einen Platz finden, um einen allgemeinen Begriff zu gewähren.

Das Ei ist im Allgemeinen und seinen wesentlichsten Theilen nach eine gefüllte Blase, welche aus einer zusammenhaltenden, beschützenden, einsaugenden und ausdünstenden Oberhaut und einer zur Bildung des Embryo bestimmten Substanz, dem Fruchtstoffe, besteht. Zwischen beiden, also dicht unter der Oberfläche des Eies, erscheint der Keim, und zwar zuerst als eine kleine Scheibe, die Keimhaut, welche der Form des Eies gemäß an ihrer äußern Fläche gewölbt, an der innern hohl ist. Sie spaltet sich bei ihrer Entwickelung in einen äußern, zunächst unter der Oberhaut des Eies liegenden Theil, das sogenannte seröse Blatt, welches sich allmälig zum Nerven-, Muskel-, Knochen- und Hautsysteme entwickelt; eine mittlere Schicht, die sich zum Blutsysteme ausbildet; und eine innerste, zunächst an den Fruchtstoff angelagerte Membran, das Schleimblatt, welches zum Darmkanale und zu den ihm verwandten Organen sich entwickelt.

Das Schleimblatt breitet sich immer mehr aus und wächst allmälig um den Fruchtstoff herum, so daß es denselben endlich einschließt und somit eine geschlossene Blase, die Darmblase, darstellt. Diese Blase legt sich auf einer Linie ihrer äußern Fläche an die von der Wirbelsäule gebildete Axe des Körpers, und nimt nun derselben gemäß allmälig auch die Längenform an, oder verwandelt sich nach und nach, gleich einer zähen Blase, die man nach zwei entgegengesetzten Richtungen aus einander zieht, in ein Rohr. Diese Umwandlung erfolgt zuerst an beiden Enden, so daß eine Speiseröhre und ein Mastdarm entsteht, während die dazwischen liegende

Stelle noch blasig bleibt, jedoch schon die vorherrschende Längenrichtung zeigt, so daß sie, wenn man den freien Theil der Blase abgeschnitten hat, wie eine längs der Wirbelsäule sich erstreckende Grube, oder wie ein Boot erscheint, welches an seinem vordern und hintern Ende ein niedriges Verdeck hat, und dessen Seitenränder, so wie die Ränder der Verdecke, in ein (abgeschnittenes) kugliches Gewölbe übergehen. Man kann diesen Hergang mit einem Spinnen vergleichen, wo ein Klumpen Wolle an seinen beiden Enden zugleich in zwei Fäden ausgezogen und zur Bildung beider verwendet wird. Die Darmblase wird also immer kleiner, je mehr der aus ihr entstehende Darmkanal in seiner Ausbildung fortschreitet; überdies nimt auch ihre relative Größe ab, indem der Embryo, gegen den sie anfangs ungeheuer groß war, sie überwächst.

Nämlich die aus dem serösen Blatte entstandene, Gehirn und Rückenmark mit Schädel und Wirbelsäule in sich begreifende Axe des Körpers wächst bedeutend nicht nur in die Länge, sondern auch in die Breite, und verwandelt sich aus einem länglichen Blatte mehr oder weniger deutlich in einen länglichen Cylinder, indem die aus Nerven, Muskeln, Knochen und Haut samt den dazu gehörigen Blutgefäßen bestehenden Rumpfwände an beiden Seitenrändern der Axe hervorsprossen und bogenförmig einander entgegen wachsen, bis sie endlich in der Mittellinie, der Axe gegenüber, auf einander treffen und sich zur Schließung der Rumpfshöhle vereinen. Auf diese Weise wird nun bei den wirbellosen Thieren, so wie bei den Fischen und Batrachiern, auch die ganze Darmblase von den Rumpfwänden umwachsen und eingeschlossen. In den höhern Thierklassen hingegen bleibt der Rest der Darmblase, welcher dem an der Wirbelsäule gehefteten und zum Darme gewordenen Theile gegenüber liegt, außerhalb der Rumpfshöhle und hängt mit dem Darme durch ein engeres, röhriges Stück, den Darmblasengang, zusammen; für letztern aber bleibt eine Lücke in der Rumpfswand, die Nabelöffnung. Bei den Cheloniern und Vögeln ist dieser Gang (den man hier den Dottergang nennt) sehr kurz; der Rest der Darmblase liegt also dicht am Leibe und tritt um die Zeit des Auskriechens aus dem Ei in die Rumpfshöhle, wo er den in ihm noch übrigen Fruchtstoff (Dotter) als die erste Nahrung des jungen Thieres in den Darm ergießt, und dann selbst, gleichsam als Schlußstein, zu Ergänzung des Darmes verwendet wird. Während so bei allen diesen Thieren die ganze Darmblase zur Bildung des Darmkanals aufgeht, bleibt bei den Mammalien für immer ein Theil derselben übrig, außerhalb der Rumpfshöhle, und gehört zu den vergänglichen Eitheilchen des Embryo, indem er allmälig verschwindet, nachdem der Darm sich gegen ihn abgeschnürt und geschlossen hat. Hier treten nämlich durch die Nabelöffnung auch die vom Embryo zum Fruchtkuchen gehenden Gefäße und Membranen und bilden den Nabelstrang, welcher den Rest der Darmblase (Nabelbläschen) einschließt; indem nun der Nabelstrang eine mehr oder weniger bedeutende Länge erreicht, wird auch der Rest der Darmblase weiter vom Leibe abgerückt, und der Darmblasengang zu einem langen Kanale ausgezogen; dieser wird aber dabei immer enger und verwächst endlich, indeß der Darmkanal sich schließt, zu einem dünnen Faden, an welchem eine Zeitlang noch Blutgefäße übrig bleiben, die den noch übrigen Fruchtstoff aus dem Reste der Darmblase aufsaugen. Der zuletzt gebildete, mittlere Theil des Darmkanals liegt eine Zeitlang, von dem noch geräumigen Nabelstrange eingeschlossen, außerhalb der Rumpfshöhle, zieht sich dann durch die Nabelöffnung in dieselbe und löst sich dabei von dem fadenförmigen Überreste des Darmblasenganges ab. Der entleerte Überrest der Darmblase und ihres Ganges nebst den dazu gehörigen Gefäßen welkt allmälig, stirbt ab, wird endlich aufgelöst und eingesogen und verschwindet so geraume Zeit vor der Geburt.

Der Darmkanal ist in den ersten Zeiten seiner Bildung ein gerades, in der Mittellinie liegendes, an die Wirbelsäule geheftetes Rohr, und so bleibt er lebenslänglich bei niedern Thieren (z. B. bei einigen Fischen) in seinem ganzen Verlaufe, bei den höhern Klassen hingegen nur an den beiden Endpunkten, nämlich an der Mundhöhle mit der Speiseröhre und am Mastdarme. Wie aber der Darm durch fortschreitendes Wachsthum länger wird als die Wirbelsäule, löst er sich von derselben ab und legt sich in Windungen knäuelförmig zusammen. Ebenso ist er anfänglich mehr gleichartig und bildet erst allmälig durch Verengerung oder Erweiterung, sowie durch verschiedenartige Entwickelung seiner Substanz, seine Abtheilungen aus.

Die beiden Enden des Rohres sind, da dasselbe aus einer Blase gebildet worden ist, anfänglich geschlossen; sie liegen aber an den entgegengesetzten Enden des Rumpfes (Kopf und Schwanz) und berühren so die aus dem serösen Blatte gebildete Rumpfswand, und werden hier von Nerven des Gehirns und Rückenmarks durchzogen und von willkürlichen Muskeln umlagert; endlich bricht ihre Wandung, wo sie die äußere Oberfläche berührt, durch und bildet so die Öffnungen des Mundes und des Afters, wodurch das zuvor blind sich endende Rohr zu einem an beiden Enden offenen Kanale wird.

Übrigens bildet der Darmkanal durch allmälige Ausstülpung nicht allein seine eigenen Anhänge, sondern auch die ihm gehörigen Bildungsorgane, Speicheldrüsen, Pankreas und Leber, außerdem aber auch die Athmungsorgane und Harnwege.

Wenn in dieser Darstellung von einem Ausziehen der Darmblase in ein Rohr, von einem Durchbrechen, Ein- und Ausstülpen der Wandung die Rede gewesen ist, so versteht es sich von selbst, daß dadurch nur die Äußerung eines innern Gestaltungsprozesses versinnlicht werden soll, denn es ist keine äußere Gewalt vorhanden, welche mechanisch durch Druck, Stoß und Zug wirken könnte, sondern alles gestaltet sich nach einem bestimmten Typus durch innere Umwandlung der Substanz.

VIII. Allgemeine Ansichten. Der wahrhafte Kern des Lebens ist das Selbstgefühl, und alle übrigen Lebensäußerungen sind nur ihm untergeordnete Mittel. Da es aber als ein Besonderes an einen beharrlichen Träger geknüpft seyn muß, so wird es durch das Blutsystem materiell bedingt, insofern von diesem das lebendige Da-

sein seines Organs (des sensibeln Centralorgans) abhängt. Somit ist dann eine ideelle und eine materielle Lebenssphäre gegeben.

Beide sind, da alles besondere Leben nur im Zusammenhange mit dem universellen Leben bestehen kann, von der Wechselwirkung mit der Außenwelt abhängig. Dieser Verkehr ist seiner Beschaffenheit nach theils dynamisch (oder auf reine Thätigkeit bezogen), theils materiell, und seiner Richtung nach theils ingestiv (Empfindung und Einsaugung), theils egestiv (Bewegung und Aussonderung). Eine vollständige Wechselwirkung wird aber durch Flächenberührung vermittelt; und so schafft sich denn der Organismus Oberflächen, welche mit der Außenwelt in Berührung treten.

Auf der untersten Stufe des Thierreichs ist das Leben noch einförmig, indifferent, und wie der Leib eine gleichartige Masse ohne sensibles Centralorgan und ohne Blutsystem ist, so wird auch der gesamte Verkehr mit der äußern Natur ohne Unterschied durch die Oberfläche der Substanz vermittelt. Nur in fortschreitender Entfaltung in Gegensätze steigert sich das Leben. Der Gegensatz ist aber die Entwickelung eines Einigen nach zwei verschiedenen Richtungen hin; seine Glieder sind also nicht absolut verschieden, negiren einander nicht, sondern jedes, aus einer gemeinschaftlichen Wurzel hervorgehend, prägt das Ganze auf besondere Weise aus und schließt von der Eigenthümlichkeit des Ganzen etwas in sich. In diesem Sinne ist das Folgende zu verstehen.

Der völlig entwickelte Organismus zeigt den Gegensatz eines auf Selbstgefühl bezogenen, sensibeln (Gehirn und Rückenmark), und eines auf Materialität und Bildung bezogenen Centralorgans (Herz). Der übrige Leib ist Peripherie, bestimmt, durch Verkehr mit der Außenwelt das Leben der Centralorgane zu vermitteln, und scheidet sich dann in einen animalen und einen pflanzlichen Theil, welche die äußere und innere Oberfläche bilden. Die animale Peripherie vermittelt Empfindung und willkürliche Bewegung und besteht demnach aus dem Empfindungssysteme (Hautorgan) und dem Bewegungssysteme (Muskeln und Knochen), aus den diese beiden Systeme mit dem Gehirne und Rückenmarke verknüpfenden Nerven und den als allgemeine Lebensbedingung hinzutretenden Gefäßen; die pflanzliche Peripherie bewirkt Einsaugung und Ausscheidung, und ihre Bestandtheile sind die diesen Funktionen unmittelbar vorstehende Schleimhaut, die durch unwillkürliche Bewegung die Ausscheidung vollbringende Muskelhaut, die diese Membrane mit dem Herzen in Verbindung setzenden Gefäße und die als Bedingungen der Einheit im thierischen Organismus hinzutretenden Nerven. Die animale Peripherie bildet außer den nächsten Umgebungen des sensibeln Centralorgans (Schädel und Wirbelsäule mit den dazu gehörigen Gebilden) die Wandungen des Leibes oder der Höhlen, welche die pflanzliche Peripherie enthalten, also am Schädel die Wandung der Mund- und Nasenhöhle (das Antliz) und an der Wirbelsäule die Wandung der Rumpfhöhle (mit Einschluß des Halses, als einer verengerten Rumpfhöhle); die pflanzliche Peripherie bildet den Verdauungskanal. Dieser aber entwickelt aus sich in immer schärferer Scheidung und strengerer Gegensetzung Bildungsorgane, deren Erzeugnisse zur Einsaugung (Speicheldrüsen und Pankreas) oder zur Ausscheidung (Harn- und Zeugungswege) bestimmt sind, oder deren Leben beiden Richtungen zugewendet ist (Lungen und Leber), sowie die Rumpfwand an einzelnen Stellen zu Organen gesteigerter Empfindung (Sinnesorganen) oder gesteigerter Bewegung (Gliedmaßen) sich entwickelt.

Wie diese Gegensätze in der Thierreihe allmälig immer bestimmter hervortreten, geht aus den oben (I—IV) im Umrisse gezeichneten Bildungsverhältnissen hervor; wie sie im Laufe des Lebens sich entfalten, möge hier in der Kürze angedeutet werden.

Die Keimhaut äußert überhaupt nur pflanzliches Leben und trägt den Keim des animalen noch mit jenem verschmolzen in sich. Ihr Schleimblatt (die künftige pflanzliche Peripherie) zeigt aber überwiegende Materialität, denn es berührt unmittelbar und umspannt den eigentlichen und ursprünglichen Fruchtstoff (den ölhaltigen Dotter), den sie einsaugt und in Blut umwandelt. Das seröse Blatt (welches sich zur animalen Peripherie umgestalten soll) liegt an der Oberfläche unter der Oberhaut des Eies, welche entweder das ganze Ei gegen die Außenwelt begrenzt, oder durch einen dünnern, secundären Fruchtstoff (Eiweiß) davon geschieden ist; es bewirkt also den äußern Verkehr, und zwar dynamisch ingestiv durch Aufnahme der Eindrücke der Außenwelt (besonders der Wärme), materiell ingestiv durch Einsaugung feinerer (namentlich luftförmiger) Stoffe und materiell egestiv durch Aushauchen wässeriger Theile.

Während das Hautorgan und der Darmkanal in ihrer Bildung begriffen sind, zeigen sie an beiden Enden des Leibes keine Öffnung, sondern liegen hier dicht aneinander; wenn sich aber ihre Lebendigkeit höher entwickelt, so wirken sie an diesen Stellen widersprechend und feindlich auf einander, indifferenziren sich also bis zur Vernichtung; sowol die blinden Enden des Darmkanals, als auch die sie überziehenden Stellen des Hautorgans welken, sterben, werden aufgesogen, und es öffnet sich Mund und After. Während aber am Umkreise dieser Mündungen die animale Peripherie vermöge der Nähe ihres Centralorgans mächtiger ist als die hier liegenden äußersten Theile des Darmkanals, und diese dem unmittelbaren Einflusse des animalen Lebens unterwirft, findet an der Nabelöffnung das entgegengesetzte Verhältniß statt. Hier nämlich, wo das Urorgan des Verdauungssystems (die Darmblase) und das spätere Athmungsorgan des Embryo (der Fruchtkuchen) außerhalb der Rumpfhöhle liegen, ist das pflanzliche Leben mächtiger und die Verbindungsgebilde jener Organe mit den Eingeweiden (Darmblasengang und Nabelgefäße) gestatten der animalen Peripherie nicht, sich weiter auszubreiten, und somit schließt sich die Rumpfwand hier erst, nachdem jene Organe abgestorben sind.

Nachdem der ursprüngliche Fruchtstoff verzehrt ist, treten bei dem Embryo beide Flächen in ein dieser Periode eigenthümliches Verhältniß. Der Darmkanal nimt, da das animale Leben noch nicht freithätig wirkt, weder von außen auf, noch stößt er etwas aus; indeß setzt er Se-

cretionsprodukte in seine Höhle ab und saugt davon die assimilirbaren Theile wieder ein. Das Hautorgan dagegen saugt jetzt bei seiner höhern Permeabilität Nahrungsstoff aus der Umgebung ein, und dünstet noch nicht aus, secernirt indeß schon eine talgähnliche Substanz, und vermittelt die Empfindung, so weit diese jetzt möglich ist.

Nach der Geburt werden die Funktionen mehr geschieden. An dem begrenzenden Hautorgane wird das animale Leben überwiegend, während die Einsaugung immer schwächer und unwesentlicher wird, und die Ausscheidung nur auf luftförmige und wässerige Stoffe, sowie auf etwas talgige Substanz sich beschränkt. Im Darmkanale aber erreicht die Einsaugung und die Ausscheidung gröberer Stoffe ihre größte Höhe.

Beide Flächen bleiben in ihrem allgemeinen Charakter einander gleich, in der Wechselwirkung mit der Außenwelt, in der Berührung fremder Stoffe und in der Ausscheidung, und ihre specifische Differenz wird zum Theil schon durch das Verhältniß ihrer Lage bestimmt. Die äußere Oberfläche wird von der Außenwelt umfaßt, bezeichnet die Individualität als eine Einzelnheit im Weltganzen, und vermittelt eine dynamische und mechanische Wechselwirkung; die innere Oberfläche hingegen umfaßt vermöge ihres röhrigen oder blasigen Baues einzelne fremde Körper, deren sie sich bemächtigt hat, überwältigt sie und bewerkstelligt mit Hilfe der an ihr gesammelten organischen Flüssigkeit den chemischen Proceß der Verdauung. Wenn man einen Armpolypen umwendet, so wird die ursprünglich äußere, jetzt nach innen gewendete Fläche die verdauende, weil sie die fremden Stoffe festhält und umschließt. Selbst bei dem Menschen sieht man eine Umwandlung der Flächen in die entgegengesetzte Form unter abnormen Verhältnissen der Lage: wo die Schleimhaut (bei einem Vorfalle des Mastdarms oder bei einem widernatürlichen After) nach außen gestülpt ist, wird sie mit der Zeit dem Hautorgane ähnlich, bleich, dicht, glatt, trocken; wo dagegen eine Stelle des letztern lange Zeit hindurch mit einer andern Stelle desselben unausgesetzt in Berührung gestanden und somit eine permanente Höhle gebildet hat (wie in der Kniekehle bei steter Beugung), so wird sie allmälig der Schleimhaut gleich, roth, weich, mit verdünnter Oberhaut und Schleim absondernd. (*Burdach.*)

Darmkoth s. Darmexcremente.

Von Darmkrankheiten s. folgende Artikel: Darmentzündung s. Enteritis. Darmgicht s. Ileus. Darmfistel s. Fistel.

DARMSAFT (succus s. liquor entericus), eine seröse Feuchtigkeit, welche, nebst dem Darmschleime, in die Höhle des ganzen Darmkanals aus dessen feinsten Schlagaderenden ausschwitzt, wenn die Darmschleimhaut durch die Galle gereizt wird. H a l l e r hielt sie für ein Gemisch aus Galle, Bauchspeichel, dem Rückstande der Speisen und dem Darmschleime, F o u r c r o y für einen klebrigen Schleim. Allein mit dem gewöhnlichen Stuhlgange geht nur sehr wenig dieses Saftes, den Darmkoth befeuchtend, ab, weil der größte Theil wieder von den Saugadern aufgenommen wird. Daher läßt sich derselbe schwierig ganz rein erhalten, außer bei chronischen Durchfällen, wo dessen Ausschwitzung oft so übermäßig ist, daß in einem Tage viele Pfunde fast ganz wäßriger Flüssigkeit abgehen, die einen möglichst reinen Darmsaft darstellt und, gleich der Feuchtigkeit anderer Höhlen, größtentheils aus Wasser, mit etwas Eiweißstoff besteht (Vergl. die Verdauung nach Versuchen von F. T i e d e m a n n u. L. G m e l i n rc. Heidelb. 1826. I. 1827. II.). (*Th. Schreger.*)

Darmschleim s. Schleim.

Darmseuche s. Krankheiten der Schafe.

DARMSHEIM, evangel. Pfarrdorf im Oberamte Böblingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 891 Einwohnern; Wollenspinnerei und Weberei. (*Memminger.*)

DARMSTADT, Grossherzogthum, s. unter Hessen, Sect. II. Thl. VII. S. 164 flg. insbesondere S. 170. flg. S. 186—198.

DARMSTADT, Kreis. I. B e s t a n d t h e i l e. Dieser Bezirk wurde im Jahre 1829, unter dem Namen Landrathsbezirk Darmstadt, neu gebildet, erhielt aber im J. 1832, sowie alle Landrathsbezirke, die Benennung eines K r e i s e s. Derselbe ist zusammengesetzt: 1) aus der Stadt Darmstadt, 2) aus dem Pfarrdorfe Bessungen, nebst dem Forsthause Böllenfallthor, 3) Schloß und Hof Kranichstein, 4) Karlshof, Einsiedel und einigen einzelnen Häusern. II. L a g e und G r e n z e n. Der Kreis liegt zwischen dem 49°,49′, und 49°,56′ nördl. Breite und zwischen dem 26°,15′ und 26°,26′ östlicher Länge. Seine Grenzen sind nördlich der Kreis Langen; östlich die Kreise Dieburg und Reinheim, südlich der Kreis Bensheim und westlich der Kreis Dornberg. III. N a t ü r l i c h e B e s c h a f f e n h e i t. Der Kreis ist größtentheils eben; nur auf der östlichen Seite, gegen den Odenwald hin, sind einige Anhöhen, wie der Herrgottsberg, 630 Par. Fuß hoch, der Busenberg, die Ludwigshöhe. Der Boden ist von großer Verschiedenheit, ist aber doch meistens Sand, und zwar theils Flugsand, theils mit Moorerde und Granit oder Granitsand vermischt. Der häufige Flugsand ist für die Bewohner von Darmstadt und der Umgegend sehr beschwerlich, besonders zu heißer Sommerszeit. Am besten und sehr fruchtbar ist der Boden auf der östlichen Seite, wo auch die meisten Gemüßgärten sich befinden. Auch Lehmboden kommt vor mit grünem und rothem Thon. Die G e w ä s s e r sind kaum nennenswerth. Das Darmbächlein, welches man allenthalben überschreiten kann, bewässert Darmstadt und verliert sich unterhalb dieser Stadt im Sande. Teiche sind der große und kleine Woog und der Steinbrücker Teich. IV. B e v ö l k e r u n g. Diese beträgt 25090 Seelen, worunter 22356 Protestanten, 2154 Katholiken und 580 Juden sich befinden, welche zusammen eine Stadt, ein Pfarrdorf, mehre Höfe, überhaupt gegen 1500 Häuser bewohnen. V. N a t u r p r o d u k t e. a) Aus dem Thierreiche: 652 Pferde, 17 Fohlen, 11 Bullen, 4 Ochsen, 822 Kühe, 185 Rinder, 625 Schafe, 1103 Schweine, 181 Ziegen. Fische in verschiedenen Teichen; Wildpret verschiedener Art. b) Aus dem Pflanzenreiche: Korn, Gerste, Spelz, Hafer, Hei

bekorn, Kartoffeln, Spargel, Mohn, Obst, viel Gemüse, etwas Hanf. c) Aus dem Mineralreiche: Granit, in großen Blöcken und Geröllen. Mandelstein, in mehren Abstufungen und großer Menge. Beträchtliche Steinbrüche bei den Dreibrunnen. Kalkspath, Röthel, Trippel, Schwerspath, Quarz, Steinmark, Jaspis, Porphyr, Lehm, Thon, Kies. Kupfergruben. VI. Gewerbe und Handel. Hievon ist bei Darmstadt die Rede. Im Bezirke oder Kreise befinden sich mehre Mühlen und Ziegelhütten. VII. Verwaltung. a) Administrativ-Verwaltung: ein Kreisrath und zwei Bürgermeister, zu Darmstadt nämlich und Bessungen. b) Justizverwaltung: Stadtgericht zu Darmstadt. c) Finanzverwaltung: das Rentamt zu Darmstadt umfaßt den Kreis Darmstadt und 11 Bürgermeistereien aus dem Bezirke oder Kreise Langen. d) Steuerverwaltung: der Kreis gehört zur Obereinnehmerei Darmstadt. e) Forstverwaltung: der Kreis gehört zum Forste Darmstadt, welcher in 4 Reviere eingetheilt ist, welche sich, außer Darmstadt, in die Bezirke Langen und Offenbach ausdehnen. f) Kirchenverwaltung: das evangelische Dekanat Darmstadt (und Pfungstadt) erstreckt sich über die evangelischen Pfarreien in Darmstadt und Bessungen, außerdem aber noch über 13 Pfarreien in andern Kreisen. Das katholische Dekanat Darmstadt hat unter sich, außer Darmstadt, die Pfarreien in Geinsheim und Hasloch. *(Dahl.)*

DARMSTADT, im Kreise gleiches Namens, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Hessen, liegt in einer von den Vorhöhen des Odenwaldes, dem Rhein und Main begrenzten Ebene, da wo die Landstraßen von Frankfurt durch die Bergstraße und vom Rhein durch den Odenwald sich durchkreuzen, und unter dem 49°, 52′, 24″ nördl. Breite und unter dem 26°, 19′, 30″ östlicher Länge, sowie 380 Par. Fuß über der Meeresfläche erhaben. Diese Stadt hat beinahe anderthalb Stunden im Umfange, ist aber sehr weitläufig gebaut und hat ihren Namen von einem ganz unbedeutenden Bächelchen Darm, wie man gewöhnlich annimt. Ihre Geschichte ist kürzlich folgende: Schon in dem ältesten Todtenbuche der Mainzer Domkirche kömmt der Ort Darmundestat vor, in welchem der Graf Siegeboto der Mainzer Kirche 5 Solidos schenkt. Auch in dem Lorscher Schenkungsbuche kommt bemeldeter Ort, jedoch nur ein einziges Mal, vor, wo jedoch das Alter der Urkunde nicht angegeben ist. Soviel ist gewiß, daß sie in den Zeitraum zwischen das achte und eilfte Jahrhundert gehört. Die Grafen von Katzenelnbogen kamen in den Besitz von Darmstadt, welches 1319 eine Villa (Dorf) genannt wird und Würzburgisches Lehn war. Kaiser Ludwig der Baier bewilligte 1330 dem Grafen Wilhelm I. von Katzenelnbogen für Darmstadt Stadt- und Festungsrechte, einen Wochen- und einen Jahrmarkt. Bald darauf erhielt die Stadt — die jetzige Altstadt — ihre hohen und wohlverwahrten Mauern, auch mehre andere Befestigungen nach damaliger Art. Ein Schloß wurde daselbst erbaut, und dieses wurde der gewöhnliche Sitz der Grafen. Im J. 1403 hielt der rheinländische Adel ein berühmtes Turnier zu Darmstadt. Nach Philipps, des letzten Grafen von Katzenelnbogen, Tode, 1479, kam Darmstadt durch eine Erbtochter an den Landgrafen Heinrich III. von Hessen. Im J. 1518 (nicht 1516) ward bemeldete Stadt von Franz von Sickingen belagert, aber bald durch einen Vergleich gerettet. Im schmalkaldischen Kriege wurde dieselbe von dem kaiserlichen General Grafen von Büren belagert, eingenommen und der alte Sitz der Grafen von Katzenelnbogen in die Luft gesprengt. Nach Philipps des Großmüthigen Tode, 1567, kam Darmstadt und die Grafschaft Katzenelnbogen an dessen jüngsten Sohn, Georg I., der die hessen-darmstädtische Linie stiftete und seine Residenz in Darmstadt nahm. Er vergrößerte die Stadt und fing im J. 1568 einen neuen Schloßbau an. Unter Landgraf Ludwig V. wurde die Stadt nach Nordosten hin über ihre alten Mauern ausgedehnt. Im 30jährigen Kriege, sowie in dem französischen Mordbrennerkriege zu Ende des 17. Jahrhunderts, hatte die Stadt viel Ungemach auszustehen. Die Landgrafen Ludwig VI. und Ernst Ludwig trugen wieder Manches zur Erweiterung und Verschönerung der Stadt bei, womit ihre Nachfolger fortfuhren. Das Meiste aber that der Großherzog Ludwig I., unter dessen Regirung die Stadt Darmstadt ihren höchsten Glanz erreichte. Die alten Mauern wurden größtentheils abgetragen, sowie die alten Thore; die ganze Stadt wurde nach allen Richtungen erweitert, und viele ganz regulär gebaute Straßen mit schönen großen Gebäuden gleichsam hervor gezaubert. Darmstadt war, in kirchlicher Hinsicht, anfangs ein Filial von Bessungen, später wurde dieses letztere Dorf eine Tochter von Darmstadt und endlich eine eigene Pfarrei. Mit der Reformation hörte auch das dortige Halbstift auf, und die lutherische Konfession wurde als die einzige eingeführt. Erst in den neuesten Zeiten bekamen die reformirten und katholischen Konfessionen freien und öffentlichen Gottesdienst.

Darmstadt ist der Sitz aller Central-Oberbehörden und der Provinzialbehörden der Provinz Starkenburg. Man findet 8 Thore, worunter 1) das Main-, 2) das Rhein-, 3) das Neckar-, 4) das Bessunger-, 5) das Jäger- und 6) das Sporer Thor. Das schönste ist das Rheinthor. Durch dasselbe führt die Straße nach dem Rhein. Durch das Mainthor geht die Straße nach Frankfurt und nach Offenbach. Durch das Neckarthor zieht die Straße nach der Bergstraße, Mannheim und Heidelberg. Diese drei Thore haben auf beiden Seiten schöne Wachthäuser, abwechselnd mit ionischen und dorischen Säulen. Durch das Jägerthor führt die Straße nach Dieburg und in den Odenwald. Vorstädte hat Darmstadt drei: die Pankratius- (Bangerts-), die Dieburger- und Bessunger Vorstadt. Die erstere ist die größte und liegt vor dem Sporerthore, die zweite ist vor dem Jägerthore und die dritte vor dem Bessungerthore gelegen. Letztere ist die schönste und zieht sich ganz nach Bessungen hin. Die Stadt selbst theilt sich in die Alt- und Neustadt ab. Erstere ist zum Theil noch mit der alten Stadtmauer und mit Thürmen umgeben, hat mehre ganz verschiedene Bauarten und meistens enge, winkelichte und

finstere Gassen. Die Neustadt hingegen besteht aus breiten, geraden, sich rechtwinkelig durchschneidenden Straßen, unter welchen die Rheinstraße (355 Klafter lang) und die Neckarstraße (200 Klafter lang) die schönsten sind. Man zählt 72 Straßen, Gassen und Gäßchen, welche in 9 Distrikte eingetheilt sind. Plätze hat die Stadt 12, worunter 1) der Louisenplatz in der Form eines Achtecks, mit schönen Umgebungen und einem Springbrunnen; 2) der Marktplatz in der Altstadt, mit dem Stadtrathhause und der Hauptfronte des Schlosses; 3) der Paradeplatz, mit Stein- und Ketteneinfassung, begrenzt vom Schlosse und dem Zeughause; 4) der Mainplatz, neu und schön angelegt und mit Bäumen bepflanzt, aber ohne Einfassung, von dem neuen Kollegiengebäude und dem Marstalle begrenzt; 5) der Neckarplatz, mit Stein- und Ketteneinfassung, auch mit Platanen schön bepflanzt und begrenzt von der neuen Kavalleriekaserne; 6) der Ballonplatz, unfern des Jägerthores, begrenzt von der neuen Infanteriekaserne; 7) der Ludwigsplatz 2c. Sodann hat die Stadt 37 öffentliche Brunnen. Außer 1270 Wohnhäusern zählt die Stadt 53 öffentliche Gebäude, unter denen vorzüglich zu bemerken sind: 1) das großherzogliche Residenzschloß. Dieses besteht aus sehr ungleichartigen Theilen, die mit einem trockenen Graben — zu botanischen Pflanzungen benutzt — umgeben sind. Der älteste Bau ist vom J. 1568; ein neuer großer Schloßbau wurde 1629 aufgeführt, der aber im J. 1715 abbrannte; 1664 wurde der sogenannte Glockenbau angefangen, mit einem Thurme, worauf sich das 1671 errichtete schöne Glockenspiel befindet. Endlich wurde im J. 1717 ein neuer Bau unternommen, aber kaum zum vierten Theile ausgeführt. Das ganze Schloß hat drei Höfe, von acht großen Flügeln und der Hofkapelle eingeschlossen, welche zusammen 455 Fuß in der Länge und 400 Fuß in der Breite haben. Der gegen den Markt stehende Hauptflügel ist 400 F. und der Seitenflügel gegen den Paradeplatz hin 230 F. lang und beide sind 60 F. breit. In diesem Theile des Schlosses befinden sich: die Hauptwache, das Archiv, die Hauptstatskasse, das Museum, die Bibliothek, der Concertsaal 2c. 2) Das Palais des Groß- und Erbprinzen, auf dem Louisenplatze, worin aber auch gegenwärtig der Großherzog wohnt. 3) Das Palais, welches vormals dem Landgrafen Christian gehörte, in der Louisenstraße. Dasselbe hat auf der Zinne ein Belvedere. 4) Das Hofopernthearer; es wurde in den Jahren 1818 und 1819 gebaut und zwar im italienischen Stile mit 6 kolossalen, korinthischen Säulen, worauf der Fronton ruhet. Dasselbe faßt gegen 2000 Zuschauer und ist eins der schönsten Theatergebäude in Teutschland. 5) Das alte Opernhaus; es wird gegenwärtig nur zu Theaterarbeiten gebraucht und von dem Maschinenmeister bewohnt. 6) Das Gesellschaftshaus oder Cassino, welches im J. 1818 vollendet wurde. Man findet hier eine sehr reiche Lectüre. Der Tanzsaal hat nur ein Bogenfenster und ist einer der schönsten seiner Art in Teutschland. Er wird bei landständischen Versamlungen von der zweiten Kammer zu ihren Sitzungen benutzt. 7) Die große Infanteriekaserne am Ballonplatze wurde erst vor kurzem vollendet und ist ein imposantes Gebäude. Noch schönera ber ist 8) die neue Kavalleriekaserne am Neckarthore; diese wurde im J. 1827 beendiget und von 4 Schwadronen Chevauxlegers (386 Mann) bezogen. 9) Das Zeughaus, vormalige Exercirhaus, auf dem Paradeplatz, wurde 1771 von dem Baumeister Schuhknecht erbauet. Das Innere bildet einen einzigen, 32 Fuß hohen Saal, dessen Decke von keiner Säule getragen wird. Der ganze Dachstuhl ist künstliches Hängewerk. Das ganze Gebäude ist in seiner Art einzig und sehenswerth. 10) Der neue Marstall am Mainthore, ein dreiflügeliches, großes, schönes Gebäude. 11) Die beiden Kollegienhäuser, 1777 und 1827 erbaut. Das neueste ist das schönste, höchste und größte. 12) Die Stadtkirche, ein altes, unansehnliches Gebäude, zum Theil noch aus den Zeiten der Grafen von Katzenelnbogen. In derselben ist die Begräbnißgruft für die großherzogliche Familie. Der viereckige Thurm ist 200 Fuß hoch, aber alt und baufällig. Auf demselben wohnt ein Thürmer. 13) Die kathol. Kirche, auf dem Riedeselsberge, ist eine große Rotunde mit 28 korinthischen Säulen, jede von 49 F. Höhe und $5\frac{1}{2}$ F. Dicke. Jedes der schön geformten Kapitäle wiegt 32 Ztr. Auf diesen Säulen führt eine Gallerie rings umher, und darüber wölbt sich die herrliche Kuppel. Der Durchmesser des untern Raums beträgt 173, der der Kuppel 134 F. im Lichten, und in der Höhe mißt sie 120 Fuß. Das Licht fällt nur durch ein einziges großes Fenster in der Mitte der Kuppel herein und erhellt die Kirche hinlänglich. Im Jahre 1822 wurde von dem Großherzoge selbst der Grundstein zu derselben gelegt, und im J. 1827 wurde sie am 16. Sept. feierlich eingesegnet. 14) Eine dritte aber kleine Kirche ist die Hofkirche im Innern des Schloßgebäudes, und eine vierte ist 15) die kleine Kirche oder Kapelle auf dem vormaligen Kirchhofe, welche viele Jahre hindurch den Reformirten zu ihrem Gottesdienste diente. 16) Die Freimaurerloge, im ägyptischen Stile 1816 erbaut. 17) Die Synagoge der Juden hat nichts besonderes. 18) Das Gymnasium oder Pädagogium erhielt im J. 1628 ein eigenes Gebäude, welches aber gegenwärtig sehr baufällig ist, und soll das Waisenhaus, welches von keinen Waisen mehr bewohnt wird, für das Gymnasium eingerichtet werden. 19) Das Stadtrathhaus auf dem Speisemarkt, ein großes, regelloses Gebäude, welches 1680 gegründet wurde. 20) Das Armenhaus wurde 1808 erbauet und erst neuerdings durch ein Krankenhaus erweitert. Neben demselben steht 21) das Korrektionshaus. 22) Das Arresthaus mit den Criminalgefängnissen, ein altes, finsteres Gebäude. Endlich hat die Stadt mehre Schulhäuser, jedoch noch keines für die katholische Schuljugend.

Die Bevölkerung von Darmstadt und den zugehörigen Höfen betrug im J. 1830, mit Ausschluß der Militärpersonen, welche nicht als seßhaft angesehen werden können, 23242 Selen, worunter 20579 Protestanten, 2107 Katholiken und 556 Juden gezählt wurden. Die protestantische Stadtgemeinde hat drei Pfarreien, näm-

lich: die Stadt-, Hof- und Garnisonspfarrei. Erstere hat 4, die zweite 2, und die dritte einen Geistlichen. Unter denselben ist ein Dekan für das Dekanat Darmstadt und Pfungstadt. Die Bevölkerung ist in Darmstadt innerhalb 18 Jahren beinahe um das Doppelte und in 31 Jahren beinahe auf das Dreifache gestiegen. Die Garnison besteht aus zwei Regimentern Infanterie, 4 Schwadronen Kavallerie, nebst der reitenden und Fuß-Artillerie. Beide haben neue und schöne Kasernen; desgleichen auch die Infanterie und Kavallerie. Ein überaus schönes, neues Hospitalgebäude oder Lazareth steht für das Militär vor dem Jägerthore. — Die Hauptnahrungszweige der Bewohner von Darmstadt sind Gewerbsindustrie, Handel, Acker- und Gartenbau. Man findet hier einige Tabacks- und Wachslichterfabriken, eine Tapeten- und eine Silberwarenfabrik, eine Fabrik in gefärbtem Papier; sodann Kutschen-, Regenschirm-, Stärke-, Blumen- und Spielkarten Fabrikanten, 3 Buchhandlungen, mehre Buchdruckereien, Kupfer- und Steindruckereien, mehre geschickte Kupferstecher, ein lithographisches und ein zinkographisches Institut, welche vortreffliche Arbeiten liefern. Auch werden hier vorzügliche mathematische, physikalische und musikalische Instrumente verfertiget. Man findet ferner sehr geschickte Graveurs, Gold- und Silberarbeiter, Maler, Lakirer, Vergolder, Goldsticker, Möbelkunstschreiner, Kunstschlosser, Dreher, Schönfärber und sonstige feine und andere Gewerbe in Menge. Der Handel ist auf Detailverkauf und auf Krämerei beschränkt. Wochenmärkte sind zwei, wöchentlich ein Frucht-, Heu- und Strohmarkt, und zwei Jahrmärkte, wovon jeder 14 Tage dauert. Der Hof, die vielen Statsbehörden und die Garnison geben einen bedeutenden Erwerb; die neuen Bauten haben aber sehr abgenommen. — Für den Schulunterricht ist sehr gut gesorgt. Man findet hier ein Landesgymnasium, aus 5 Klassen bestehend, mit 7 ordentlichen und 5 außerordentlichen Lehrern besetzt. Außerdem ist hier eine Real- oder höhere Bürgerschule, besonders zum Unterrichte künftiger Kaufleute, Künstler, Ökonomen, Apotheker, Rechnungsführer ꝛc. bestimmt. Bürger- oder Stadtschulen hat die Stadt sechs, dann eine Stadtfreischule, eine Zeichnenschule, eine Gesangschule, eine Garnisonschule, zwei Arbeitsschulen, eine höhere Militärschule für Officiere und Unterofficiere, mehre Privatlehranstalten für Knaben und Mädchen ꝛc. — Bedeutend und zum Theil großartig sind die Samlungen für Literatur und Kunst. Namentlich 1) die Hofbibliothek, von Ludwig VI. gegründet, von dem Großherzoge Ludwig I. ansehnlich vermehrt und jetzt aus 120000 Bänden bestehend; 2) das sehr reichhaltige Landesarchiv; 3) die Bildergallerie, in 9 Sälen aufgestellt und nach den verschiedenen Schulen abgetheilt, mit vielen vortrefflichen Gemälden, besonders aus der niederländischen Schule; 4) die Antikensamlung, bestehend in Vorstellungen der Ruinen des alten Roms und Gypsabdrücken antiker Statuen und Büsten; 5) ein sehr reichhaltiges Naturalienkabinet aus den drei Reichen der Natur, vorzüglich dem Thierreiche; 6) ein Münz- und Medaillenkabinet; 7) eine Waffen- und eine Trachtensamlung, sowie von Glasmalereien. 8) Das sogenannte alte Museum, bestehend in einer Samlung von Kunstwerken aller Art und Zeit, in 10 Sälen aufgestellt, nebst einer reichen Samlung von Handzeichnungen großer Meister, Kupferstichen alter und neuerer Künstler, endlich physikalischer und mathematischer Instrumente. Auf dem sogenannten Glockenthurme im Schlosse befindet sich ein Glockenspiel von 28 Glocken, welche von Franz Hemony in Amsterdam gegossen und im J. 1670 aufgehängt wurden. Dasselbe spielt alle halbe Stunden von selbst und kann auch nach Belieben gespielt werden. Außer den Kunst- und literarischen Samlungen im Schlosse findet man auch mehre schöne Privatsamlungen in der Stadt. — Zu den Wohlthätigkeitsanstalten in Darmstadt gehören: 1) das Armen- und Krankenhaus für Bedürftige und Kranke aller Art. 2) Eine Arbeits- und Erziehungsanstalt für Erwachsene und Kinder, die gern arbeiten, aber keine Arbeit finden können. 3) Ein Frauenverein zur Unterstützung der Armen. 4) Eine Anstalt für arme und kranke Juden. Für das Militär besteht eine eigene, sehr gut eingerichtete Krankenverpflegung in dem neuen, sehr geräumigen Lazarethe. Außer diesen Anstalten bestehen noch folgende: 1) ein Pfandhaus und Leihanstalt; 2) eine Sparkasse; 3) eine Bibelgesellschaft, und noch mehre andere. — Zur Unterhaltung dienen: a) das Hofoperntheater, worin aber gegenwärtig nur höchst selten gespielt oder gesungen wird; b) das Cassino und einige andere Gesellschaften; c) der Schloßgarten (Herrngarten) und mehre andere schöne Gärten in den Umgebungen von Darmstadt; d) der Karlshof und die Windmühle; e) das Bessunger Chausseehaus; f) die Fasanerie ꝛc., endlich g) einige Leihbibliotheken und Lesezirkel. — Darmstadt ist der Sitz der höchsten Statsbehörden und Landeskollegien, namentlich: 1) des großherzoglichen Statsministeriums; 2) des Administrativjustizhofes, auch Lehenshofes für die Provinzen Starkenburg und Oberhessen; 3) der Oberfinanzkammer; 4) des Oberappellationsgerichtes und Kassationshofes; 5) des Medizinalkollegiums für die drei Provinzen; 6) des Oberkonsistoriums für dieselben; 7) des Oberschulkollegiums für dieselben; 8) des Hofgerichtes für die Provinz Starkenburg; 9) eines Stadtgerichtes ꝛc.

Das Wapen der Stadt Darmstadt besteht aus einem blauen Felde, das von einem mit einer weißen Kugel bezeichneten, schwarzen Querbande durchschnitten wird. In dem untern Theile des blauen Feldes steht eine weiße Lilie, im obern ein halber rother Löwe. — Von Darmstadt hat man mehre schöne Ansichten, und zwar a) eine alte von 1655 in Merians Topographia Hassiae; b) Ansicht von der Ostseite, ein gemalter Kupferstich von 1826; c) Ansichten von Darmstadt und dessen Umgebungen, 2 Lieferungen mit 12 ausgemalten Blättern; d) mehre Ansichten einzelner Gegenstände in und bei Darmstadt ꝛc. (*Dahl.*)

Darmsteine s. d. Art. Concremente, animalische.

DARNETAL, Marktflecken im Bezirk Rouen des franz. Dep. Nieder-Seine, ½ Stunde östlich von Rouen an den Flüßchen Robec und Aubette gelegen, hat 2

Kirchen, 600 Häus. und 5300 Einwohner, welche sich größtentheils von den bedeutenden Wollfabriken nähren, die vorzügliche Tuche, Façon d'Elbeuf, Espagnolettes, Ratines, Flanell und Decken liefern. Auch sind hier Färbereien, Bleichen, Papier- und Krappmühlen und Twistspinnereien. (*H.*)

DARNEY, Kantonshauptstadt im Bezirk Mirecourt des franz. Depart. des Vosges (Wasgau). Sie liegt auf einem Felsen an der Saonne und hat 240 Häus. und 1033 Einwohner. (*Leonhardi.*)

Darnis s. Derne.

DARNIS, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung der Hemipteren, aus Membracis gesondert, von Latreille (*Cuvier* regne animal ed. 2. V, 219.) unter die Abtheilung Cicadella der Cicadarier gestellt. Die Gattungskennzeichen bestehen blos darin, daß der Thorax nach hinten verlängert ist, daß diese Verlängerung ganz oder zum Theil den Hinterleib und die Flügeldecken bedeckt und die Gestalt eines langen, gewölbten Dreiecks hat. Die wenigen Arten leben in Südamerika. Als Typus gilt D. cimicoides. Vergl. noch Membracis. (*D. Thon.*)

DARNLEY (9° 34′ südl. Br., 160° 30′ L.), eine Insel an der Westküste von Neuguinea, welche von den Eingebornen Wamfax genannt wird. Sie hat 4 Meil. im Umfange, eine abwechselnde Oberfläche und, bei großem Mangel an süßem Wasser, doch eine reiche Vegetation und Überfluß an Holz und Manglebäumen; außerdem erzeugt sie süße Kartoffeln, Yams, Pisangs, Kokosnüsse und Zuckerrohr. Die Einwohner, welche den Papuas in Neuguinea gleichen, sind zahlreich, wie diese, Anthropophagen, und wohnen in Ortschaften von 10 bis 12 Hütten, deren vornehmste Verzierungen Menschenschädel sind. Die Insel wurde 1792 von Bligh entdeckt; in der Treacherousbai waren die Gefährten von Bampton, Capt. Hill, Shaw und Carter nebst 5 Matrosen von den Einwohnern niedergemacht worden. (Hassel Erdbeschr. v. Australien. Weim. 1825. S. 212.) (*Leonhardi.*)

DARNLEY, Heinrich Stuart, Lord, Sohn des Grafen von Lenox, der von einem Zweige des Hauses Stuart abstammte, und der Margaretha Douglas, der Tochter der Margaretha von England, der Schwester Heinrichs VIII., wurde geboren 1541, am 29. Jul. 1565 Gemahl der Maria Stuart mit dem Titel eines Königs von Schottland, und verlor sein Leben zu Edinburg den 9. Febr. 1567 (S. Maria Stuart). (*H.*)

DAROCA, Ciudade in der spanischen Provinz Aragon, am Fluß Xiloca, zwischen zwei Hügeln in einer fruchtbaren Ebene, hat 2863 Einwohner, 1 Collegiatstift, 7 Pfarrkirchen, 6 Klöster, 3 Hospitäler. Die ehemals häufigen Überschwemmungen sind jetzt durch einen unterirdischen Kanal gehemmt. In der Nähe erfocht der König Alfons I. im J. 1121 einen glänzenden Sieg über die Mauren. (*H.*)

DARÓCZ oder Darótz, eilf Ortschaften in Ungern und drei Ortschaften in Siebenbürgen, von welchen folgende angeführt zu werden verdienen: 1) Király-Darócz (König-Darócz), Kruszana-Darócz, Darrholz, walachisch Doroß, ein Marktflecken, dessen eine Hälfte in Oberungern jenseits der Theiß, Szatmarer Gespanschaft, Kraßnaközer Bezirk, die andere Hälfte in Siebenbürgen, in der mittleren Szolnoker Gespanschaft, im äußern oder untern Kreise und Tarnader Bezirk liegt und den Grafen Károlyi und andern adeligen Besitzern gehört, vom Flusse Kraßna durchströmt, mit magyarischen, teutschen und walachischen Einwohnern, einer katholischen, reformirten und griechisch-unirten Kirche. Einwohnerzahl im ungrischen und siebenbürgischen Antheil 1260. Der Ackerboden ist fruchtbar und nur ein Drittheil desselben ist Überschwemmungen ausgesetzt, was auch von den Wiesen, die gutes Heu erzeugen, gilt. Die Weide ist ausgebreitet und gut. An Brenn- und Bauholz ist kein Mangel. Die Einwohner haben auch Weingärten zu Szatmar und Erdöd, und mehre erzeugen Gemüse, vorzüglich aber guten Kopfkohl zu Sauerkraut und bauen viel Hanf an. Zum Absatze der erzeugten Produkte ist gute Gelegenheit auf den Marktplätzen zu Nagy Károly und Szatmár. — 2) Magyarisches Pfarrdorf in Niederungern jenseits der Donau, Baranyer Gespanschaft und Bezirk, zur Herrschaft Sr. kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl gehörig, auf einem erhabenen Orte an den Donausümpfen unweit des Einflusses der Drau in die Donau, mit 90 Bauernsessionen, einer reformirten Kirche und meistens reformirten Einwohnern, sehr fruchtbarem Boden. — 3) Nagy (Groß-) Darócz, slawisch Welke Drawce, magyar. Dorf in Niederungern diesseits der Donau, Neograder Gespanschaft, Fileker Bezirk, mehren adeligen Familien gehörig, mit einer katholischen Pfarre, sehr fruchtbarem Ackerboden, der fast gar nicht gedüngt wird und treffliches Getreide, Kukurutz (Mais), Melonen und Kopfkohl erzeugt. Die Einwohner mästen in ihren Eichenwaldungen viele Schweine und ziehen auch viel Rindvieh und schöne Pferde auf. — 4) Darócz, Draucze, Pfarrdorf in Oberungern diesseits der Theiß, Unghvarer Gespanschaft, Minajer Bezirk, zur Kameralherrschaft Unghvár gehörig, ½ Stunde von Unghvár, mit einer kathol. Pfarre und guten Weingebirgen. — 5) Tibold-Darócz, magyar. Dorf in Oberungern diesseits der Theiß, Borsodner Gespanschaft, Erlauer Bezirk, der Familie von Tibold gehörig, unter dem Weingebirge Bik, am Flusse Karsipataka, in einem Thale, mit fruchtbarem Boden, hinlänglicher Weide und Holz, Weinbau. (*Rumy.*)

DARÓCZ, Franz, ein Unger aus der Bereghner Gespanschaft, der nach Istvánffi (Cap. 33.) während der unruhigen Zeiten unter Basta in Siebenbürgen Kanzler und später in Ungern Präsident der Zipser Kammer war und am 1. Mai 1616 starb. Von ihm erschien im Drucke eine Descriptio rerum in Transilvania gestarum post Moldavicam expeditionem. 1600. 4. (*Rumy.*)

DAROMA *). Hierunter verstehen Eusebius und Hieronymus im Onomastikon den südlichen Theil von Ju-

*) Griechisch Δαρωμᾶς. Zufällig kommt aber der Nom. nicht vor. Über Daroma vergl. Reland. Palaestina. p. 185 ff.

däa, welcher südlich (s. v. Lachis) von Eleutheropolis in das Gebiet dieser Stadt eingreift (s. v. Esthemo), sich über Ziklag an den Bezirk Geraritika anlehnt (s. v. Gerar) und östlich sich bis zum todten Meere hin erstreckt (s. v. Gadda). Ob die genannten Schriftsteller auch noch die Wüste Maon mit zu Daroma gerechnet haben, ist nicht ganz deutlich, aber wahrscheinlich **). Der Name Daroma ist aus dem Hebräischen דָּרוֹם beibehalten und bedeutet die Mittagsgegend, wie schon Hieronymus (s. v. Duma) erklärt: in Daroma, hoc est ad australem plagam. Die gewöhnlichere Bezeichnung des südlichen Palästina war übrigens אֶרֶץ הַנֶּגֶב, wofür aber schon die Targumim דרום gebrauchen. (*Tuch.*)

DARRBLEI, kupferhaltiges Blei, welches bei dem Darren der Kühnstöcke in dem Darrofen zuerst abfließt (vergl. Blei). (*Th. Schreger.*)

DARREN (Dörren), Excoctio s. Eliquatio secundaria, Recoctio, Ressuage, Resudation, Risudamento, heißt in der Hüttenkunde ein zweiter Saigerungsproceß, welchen man mit dem noch vieles silberhaltiges Blei nach der ersten Schmelzung oder Absaigerung mit sich führendem Kupfer bei einer stärkern Hitze in besondern Saigerdarröfen (s. Ofen) vornimt, um das zurückgebliebene Blei und Silber vollends abzutreiben. — Über das Dörren des Malzes s. d. Art. Bierbrauen, 10. Th. S. 135 ꝛc. — Über das Dörren des Obstes s. den Art. Obst ꝛc. (*Th. Schreger.*)

DARREN zum Abtrocknen des Obstes (s. Obst); zum Abtrocknen frischer Gewächse ꝛc. ohne Rauch in Wärmestuben ꝛc. dienen 1) Rahmen mit Holzspangeflechte oder Drathgitter, worüber auch wol Bastmatten oder Binsendecken, Papier ꝛc. gelegt werden. Doch sind die Bastmatten weniger vortheilhaft, weil sie leicht ihren Geruch den Vegetabilien mittheilen. — Zum Abtrocknen frischer Pflanzentheile eignen sich auch 2) im Kleinen die sandleeren Digestoria oder eisernen Trockenplatten, die auf der untern Seite eines Digestorium (s. diesen Artikel und den Artikel Öfen) angelegt sind, so daß dessen Thurm damit in Verbindung steht und die Trockenplatte dann erhitzt wird, wenn man die Digestion bei Seite setzen kann. Durch einen Schieber schließt sich indeß die Feuerflucht, so lange die Wärme zum Trocknen nöthig ist; 3) läßt sich zu demselben Zwecke Pictets Abdämpfungsapparat und Göttlings danach eingerichtete Abrauchegeräthschaft (s. dessen Taschenbuch der Apothekerk. 1798), der untere Behälter mit seinem Zugrohr, wenn er nur aus Eisenblech kleiner gearbeitet und mit Papier zum Aufstreuen der Pflanzenkörper und mancher anderen chemischen Präparate belegt ist, sehr vortheilhaft anwenden, gleichwie 4) der eigentlich zur Abtrocknung des Schießpulvers bestimmte Maier-Gerhardsonsche Trockenapparat, eine Darre, deren Platte durch heiße Wasserdämpfe immerfort erwärmt wird, welche aus einer darunter stehenden Pfanne voll siedendem Wasser emporsteigen; 5) gehören hieher die durchlöcherten Darrbreter, Darrbleche, Darrhorden, d. h. hölzerne Rahmen, die mit engmaschigem Bindfadengeflechte bezogen sind und an vier Stücken auf luftigen Trockenböden aufgehangen werden; 6) Siebe, die auf Gerüsten liegen und mit dem Namen des auf ihnen abzutrocknenden Körpers bezeichnet sind. 7) Die Tabacksdarre ist ein 4 Fuß hoher, ebenso breiter und verhältnißmäßig langer Ofen, oben mit Kacheln oder Fliesen bedeckt, auf welchen der saucirte Taback getrocknet wird. An einer schmalen Seite des Ofens ist das Schürloch, und über der obern Seite noch eine Decke angebracht, welche die Feuerhitze zusammenhalten muß. 8) Die Zuckerdarren bestehen aus Lattengerüsten, auf welchen in der geheizten Darrstube die raffinirten Zuckerhüte völlig getrocknet werden. (*Th. Schreger.*)

DARRKUPFER (Darrlinge) heißt in der Hüttenkunde das ganz ausgesaigerte Kupfer, welches zu Gahrkupfer geschmolzen wird, nachdem zuvor das anhängende Werkblei abgeschlagen worden ist (vergl. den Art. Kupfer). (*Th. Schreger.*)

Darrmalz (s. den Art. Bierbrauen). — Darrobst s. Obst. — Darrofen s. Darren. — Darrzinn s. Zinn.

DARRO, Nebenfluß des Xenil in der spanischen Provinz Granada. (*H.*)

Darrsucht s. Rückenmark.

DARS, auch Darsz, Dartz und Dartze, eine waldige, sandige Halbinsel Neuvorpommerns, zum Franzburger Kreise gehörig. Der Dars wird im N. von der Ostsee, im S. von dem bodstedter und saaler Bodden begrenzt, und hängt im W. unweit des Dorfes Arendshop durch eine kaum 1000 Schritte breite Landenge mit Mecklenburg (speziell Fischland) zusammen. Urkundlich gewiß bildete noch im J. 1328 [1]) die Insel Zingst (s. diese) mit dem Dars die Voigtei Hertesburg, welche aber bald nachher unter die Gerichtsbarkeit des Landes Bard kam. Bogislaff VI., Herzog von Wolgast, und Herzog Wartislaff VI. von Bard und Rügen, legten, muthmaßlich um den nähesten Hansestädten Abbruch zu thun, vor dem J. 1392 auf dem Dars bei Arendshop an der mecklenburgischen Grenze eine Burg und Stadt an und ließen den damals dort befindlichen Hafen ausräumen. Die Rostocker aber zerstörten mit gewaffneter Hand im J. 1392 [2]) die ganze Anlage.

Von jeher ist der holz- und wildreiche Dars ein ausgezeichnetes Jagdrevier gewesen. Die pommerschen Herzoge hatten im Dorfe Born ein Jagdschloß [3]), das viel von ihnen besucht ward. Auch Peter der Große, König August von Polen und König Friedrich von Dänemark belustigten sich hier (wahrscheinlich im J. 1712) vierzehn Tage hinter einander mit der Jagd so sorglos, wie die Sage geht, daß die Schweden von Stralsund aus die Herrscher überfielen und beinahe gefangen genommen hätten.

**) S. Cellarius Not. orbis antiq. II. p. 591.

1) *Westphal* Diplomatorium Mecklenb. misc. beim Jahre 1328. 2) Kantzow Pomerania. 1ster Band. S. 426. 3) Das erst in dem letzten Viertel des 18. Jahrh. eingestürzt ist.

Nach Dähnert [4]) hatte der Dars im J. 1782 Arealgröße 10687 Morgen zu 300 Quadratruthen, nämlich Arendshop 1449 M. 30 QR., Born mit Bliesenrad 3564 M. 270 QR., Prerow mit Wiek 3500 M. 120 QR. (bei allen die Waldungen mit eingeschlossen), die Kronwaldung 3173 M. 150 QR. [5]), und nach ebendemselben a. a. O. waren im Jahre 1767 in Arendshop 38 Einwohner, in Bliesenrad 29, in Born 357, in Prerow 464, in Wiek 368, also in Summa auf dem Dars 1274 Einwohner. Im Jahre 1819 [6]) waren im Kirchspiele Prerow, das die Halbinsel Dars und die Insel Zingst [7]) in sich begreift, 3919 Einw., nach welchen auf den Dars etwa 2700 Einw. [8]) gerechnet werden müssen.
(*C. D. G. v. d. Lancken.*)

DARSA, Stadt in Pisidien unweit des Sees Askanios. (Liv. 38, 13.) (*H.*)

Darsena s. Docke.

Darstellung s. Mimik und Stil.

DARTFORD (51° 6′ 26″ Br. 17′ 53′ 55″ L.) Marktflecken in dem westlichen Theile (Sutton Lathe) der engl. Grafschaft Kent, zwischen zwei Hügeln am Darent; hat 609 Häuser und 3595 Einwohner, welche Pulver-, Papier- und Eisendrathmühlen unterhalten. Die Kirche enthält mehre Grabdenkmäler, worunter eines dem Johann Spielmann zu Ehren gesetzt, welcher unter der Regirung Elisabeths die erste Papiermühle in England errichtete. (Weimar. Handb. VII, 177. v. Jenny Handwörterb. 155.) (*Leonhardi.*)

Dartford, Markis von, s. (Edward) *Villiers.*

DARTMOUTH (50° 17′ Br. 14° 5′ L.) ein Borough in der engl. Grafschaft Devon, welcher zwei Deputirte zum Parliamente sendet, liegt an der Mündung des Dart, und hat 3 Kirchen, von denen eine auf einem Hügel steht und einen 70 Fuß hohen Thurm hat, der den Schiffern zum Merkzeichen dient, 3 Armenschulen, 564 Häuser und 4485 Einwohner, deren Erwerbszweige der Härings- und Sardellenfang, Schiffbau und der Handel nach Portugal, Italien und Nordamerika sind. Der geräumige und sichere Hafen, welcher 300 Segel fassen kann, wird durch ein Kastell geschützt. (*Leonhardi.*)

DARTUS *Lour.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen (?) und der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch fünfspaltig, die Corolle tellerförmig, die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt, die Narbe fünflappig, die Beere dünnhäutig, durchscheinend, einfächerig, vielsamig. Die einzige bekannte Art, D. Perlarius *Lour.* (Flor. cochinch. ed. *Willd.* p. 152), ist ein Baum mit ablangen, gesägten, unten filzigen Blättern und weißen Doldentrauben. Er wächst in Cochinchina und auf den moluckischen Inseln, wo seine Wurzel als diuretisches Mittel benutzt wird. — Abb. Rumph. amboin. VI. t. 57. (*A. Sprengel.*)

DARU, Pierre Antoine Bruno, Graf, ward zu Montpellier im J. 1767 geboren. Sein feuriges Auge und das Haar war schwarz und sein Wuchs von Mittelmaß wie bei den Provencalen, aber seine Gestalt gedrungener und voller; sein Gesicht hatte den Stempel des Geistes und jenen Ernst, den die Männer gewöhnlich haben, welche durch die Revolution gegangen und Theilnehmer an ihren Arbeiten und Gefahren gewesen sind. Schon in der Schule war er eifrig und zeichnete sich aus, trat aber früh im 16ten Jahre in den Kriegsstand, und erglühte dann in seinen jugendlichen Hoffnungsträumen für die Revolution. Er übte seine erste Kraft darin und brach sich die Bahn, wie es gehen wollte, erkannte aber bald, wie nöthig eine feste und strenge Ordnung sei, und was ihm am besten gelingen könne. Bei seinem mathematischen Scharfsinn und außerordentlichen Zahlengedächtnisse ward es ihm leicht, die verwickeltesten Verwaltungssachen zu durchblicken und zu ordnen; war er aber ermüdet von den kalten, trocknen Geschäftscombinationen, so stellte seine blühende Einbildungskraft das innere Gleichgewicht wieder her und machte den finstern Finanzmann zum Dichter und Geschichtschreiber. Während der Schreckensperiode ward auch er zehn Monate lang eingekerkert. Im Gefängniß schrieb er die heitere poetische Epistel an seinen sans-culotte. Im folgenden Jahre wurde er Chef einer Abtheilung im Kriegsministerium, und bald darauf Commissaire-ordonnateur en Chef bei der Donauarmee. Während er diese Geschäfte verwaltete, vollendete er seine ausgezeichnete Übersetzung des Horaz (Oeuvres d'Horace traduites en vers p. P. Daru. 2 Bde. 1798, die Oden enthaltend; die Satiren und Briefe folgten 1801; eine neue verbesserte Ausgabe der sämtlichen Gedichte 1804—1805. 4 Bde.), wodurch er seinen literarischen Ruf begründete. Im Jahre 1800 erschien seine *Cléopédie*, ou la theorie des Réputations en Litterature; suivi du Poeme des Alpes. In demselben Jahre wurden ihm die wichtigen Geschäfte des Generalsecretairs des Kriegsministeriums übertragen, und er trat in die Reihe des Inspecteurs aux revues. Hier erkannte ihn Napoleon, und brauchte ihn bei der Kriegsverwaltung und zu immer wichtigern Geschäften. Daru diente mit Eifer und mit Treue. Er verstand die unglaublich schwere Kunst, seine Stellung richtig zu nehmen und zu behaupten. Seine Berichte an Napoleon diktirte er, ohne auch nur ein Blättchen Papier vor sich zu haben, als er in den Feldzügen nach Österreich und Preußen Ge-

4) Pomm. Land. Urk. I. Suppl. Bd. S. 1274. 5) August von Wehrs in dem sehr verdienstlichen Werkchen, betitelt: der Darß und der Zingst, ein Beitrag zur Kenntniß von Neuvorpommern. Hannover 1819. 8. S. 106 gibt an, daß nach einer Vermessung vom J. 1690 die Arealgröße des Darses 8452 Morgen betragen haben soll, und sagt S. 4, daß die Länge des Darses von der mecklenburgischen Grenze bis zum prerowschen Strome 1¾ teutsche Meile und die größte Breite von Süden nach Norden 1¼ teutsche Meile gerechnet werde.
6) Nach den landräthlichen Listen. 7) Die nach Dähnert a. a. O. im Jahre 1767 552 Einw. hatte. 8) Ganz genau die Einwohnerzahl auf dem Dars zu bestimmen, hat noch kein pomm. Schriftsteller vermocht — selbst von Wehrs nicht —, da die Behörde-Listen nur die Einwohnerzahlen nach den Kirchspielen einliefern, das Dorf Prerow auf dem Dars, die Kirche desselben auf dem Zingst liegt, und das Dorf Pramort auf dem Zingst in Mohrdorf auf dem Festlande eingepfarrt ist. Beim Artikel Zingst oder bei den Nachträgen zum Buchstaben D sollen aber endlich einmal die Einwohnerzahlen beider Ländchen ganz genau angegeben werden.

neralintendant der Armee war, und über seine Verwaltung der besagten Lande, über ihre Hilfsmittel, die Einnahmen und Ausgaben, die Kassenvorräthe und Rückstände Nachweisung zu geben hatte. Er rechnete scharf und verwaltete streng; seine Güter büßten dafür, so weit Blüchers Macht sie nach den Siegen in Frankreich erreichen konnte. Der Verlust war bei seinem großen Vermögen leicht zu verschmerzen. Wo er seyn mochte, er war immer in großer Thätigkeit, im Statsrathe sprach er nach den Grundsätzen und mit der ihm stets gegenwärtigen und klaren Geschäftskenntniß, die an ihm zu bewundern war; im Archive von Venedig verband er mit dem gegebenen Geschäftszwecke seinen Geschichtszweck. Er sollte berichten, was und wie es mit der berüchtigten Polizei dort gewesen sei, und er sammelte zugleich für ein Geschichtswerk über diesen Stat von dem ersten Entstehen bis zu seinem Untergange. Dieses Werk erschien im J. 1819: Histoire de Venise, 7 Bde. 8., und bezeichnet Daru's Sinn und Takt besonders in der Schilderung von den letzten Ereignissen zu Venedig, wo französischer Seits die liberale Partei begünstigt und verrathen, alles verwirrt und zum Untergange geführt wurde. Er sagt die Wahrheit, aber nicht die volle Wahrheit; er zeigt die unheilvollen Fäden in ihrer vollen Bewegung; aber der Gesandschaftssecretair erscheint nur in seinem übertriebenen jugendlichen Eifer und nicht sein Verführer. Nach der Thronbesteigung des Königs theilte Daru, Graf und Minister der Kriegsverwaltung unter Napoleon, dessen Begleiter in allen seinen Feldzügen seit 1804 und Bevollmächtigter zur Vollziehung der Friedensschlüsse von Presburg, Tilsit und Wien, anfangs das Loos der Zurückgesetzten, ward aber im J. 1818 zum Pair ernannt und stimmte dann warnend mit jenen, welche für Mäßigung und Ordnung strebten; er berichtete über viele der wichtigsten Finanzsachen und erhielt auch Verwaltungsaufträge. Seine wissenschaftliche Beschäftigung blieb indeß vorherrschend, welche ihm schon 1805 das Institut geöffnet hatte. Derselbe, welcher 1802 eine Abhandlung sur la population militaire de France im gesetzgebenden Körper vorgetragen hatte, trug hier eine sur le génie du christianisme, und sur le système métrique appliqué à la poesie vor, und beschrieb das **Leben von Sully**, mit dem er selbst viel Ähnlichkeit hatte, in der Treue und der Freundschaft, wie in der Wissenschaftlichkeit und dem haushälterischen Sinne. Nur war Sully weicher, und nach einem ebenso arbeitsamen und noch bedrängteren Leben 82 Jahr alt geworden, Daru hat es nur auf die sechzig gebracht. Er starb d. 6. Sept. 1829.

Sein Bruder Baron **Martial**, der in manchen Schriften mit ihm ist verwechselt worden, gleicht ihm an Gestalt, nur sind die Züge sanfter, und in Wissenschaftlichkeit. Er ist in der Kriegsverwaltung gewesen und lebt, unabhängig durch sein Vermögen, in der Gesellschaft der Vorstadt St. Germain und mit den Gelehrten. Seine Liebe zur Geschichte erkennt sich in der Histoire de Bretagne.

(*v. Bosse.*)

Darudj s. Ahriman. (Thl. 2. S. 254.)

DARUVÁR, serbisch Podborje oder Illixe (spr. Illidsche), Herrschaft und großer (in den sechsziger Jahren des 18. Jahrh. neu angelegter) Marktflecken in Slavonien, Poschegaer Gespanschaft, im obern Bezirk, worin die Besitzer, die adelige Familie Jankovics de Daruvár, ein prächtiges Kastell besitzt [1]), mit einer katholischen und griechischen, nicht unirten Pfarre und Kirche, einer Normalschule und mehren Wirthschaftsgebäuden, gegen 120 Häusern und 1070 Einwohnern, worunter 270 Katholiken, 790 nicht unirte Serben und 10 Juden sind. Der Marktflecken liegt in einer Ebene, ist ganz von Hügeln und Bergen umgeben, drei Stunden von Pakracz entfernt. Hier befindet sich ein heilsames warmes Bad, dessen Ruf bewährt ist und welches häufig besucht wird, mit einem Wirthshause für die Badegäste und einer Mühle, welche durch die Mineralquellen getrieben wird. Daruvár hat der natürlich warmen Mineralquellen in einer Länge von ein paar hundert Schritten mehre. Im ganzen Orte gibt es keinen Brunnen mit kaltem Koch- und Trinkwasser, als in dem Schlosse des Grundherrn; überall wo man gräbt, sprudelt sogleich warmes Wasser hervor. Nach den Untersuchungen des Chemikers Dr. **Kitaibel** aus Pest im J. 1808 enthält dieses mineralische Wasser: fixe Luft oder kohlensaures Gas, Kalkerde, Magnesia oder Bittererde, Eisen und Glaubersalz (also keinen Schwefel); dagegen nach älteren (freilich nicht der neueren Chemie gemäßen) Untersuchungen des Dr. Hinterholzner: Schwefelgeist, Kalkerde, Talk, Eisenocher, Alkali, und nach Pillers und Mitterpachers Untersuchungen (Iter per Poseganam Slavoniae provinciam 1783. S. 96) Alkali und Schwefel und kein Eisen [2]). Man rühmt die Wirkungen des Bades vorzüglich in rheumatischen und gichtischen Zuständen, in Lähmungen und in der Wassersucht. Auch soll es nach der Versicherung einiger Ärzte dienen gegen Kopfweh, Schwindel, Krämpfe, schleimige Schlagflüsse, Engbrüstigkeit, Leber- und Milzverhärtungen, Gedärmkrankheiten, chronische Bauchflüsse aus Atonie, ödematische Geschwülste nach langwierigen Krankheiten, gegen die Hämorrhoiden, gegen die gestörte monatliche Reinigung, Bleichsucht, gegen den weißen Fluß und andere Frauenzimmerkrankheiten aus Schwäche des Unterleibes u. s. w. Die Grundherrschaft ist bemüht, alles Mögliche zum Unterkommen und zur Bequemlichkeit der Gäste vorzukehren. Durch ihre Vorsorge sind zwei solid aufgeführte Badehäuser vorhanden:

1) Ehemals führte der Marktflecken nur den serbischen Namen Podborje, d. h. unter dem Berge, so wie zwei daran stoßende auch heut zu Tage noch den Namen Ober- und Unter-Podborje führen. Das gemeine serbische Volk nennt ihn auch jetzt noch immer Podborje, gewöhnlich auch nur Illixe (spr. Illidsche), d. h. Bad, wegen des warmen Bades. Der ungrische Name Daruvár bedeutet Kranichschloß und entstand daher, weil die von Jankovics'sche Familie einen Kranich (daru) in ihrem Wapen führt.
2) S. **Hinterholzner** in einem von **Csaplovics** im ersten Theile seines Werks: „Slavonien und zum Theil Kroatien (Pesth 1819)" mitgetheilten Aufsatz. Die neueste in magyarischer Sprache erschienene Schrift über das Daruvárer Bad, von Dr. Tósa, Arzt zu Csepregh: Tudósitás a' Daruvári és Lipiki ferdőkről (Nachricht von den Daruvárer und Lipiker Bädern), Wien, gedr. b. Haykul 1813. (3 Bogen in 8.) enthält über die Bestandtheile der Daruvárer Heilquellen nichts Neues und ist überhaupt sehr dürftig und unbefriedigend.

das alte oder Antoni-Bad und das neue oder Johannes-Bad [3]). Das gemeine Volk badet sich auch in der nächsten besten warmen Quelle. Hauptsächlich wird (wie zu Marienbrunn in Böhmen) das Schlammbad für sehr wirksam und heilsam gehalten. In der Nähe des Bades ladet eine schöne Allee von Hainbuchen auf einer lieblichen Wiese in ihren Schatten ein. Ein anderer Spaziergang führt zu dem sogenannten römischen Brunnen unter drei großen Wasserulmen, einer erst unlängst niedlich eingefaßten Quelle. Der große, mit Laubgängen versehene, herrschaftliche Garten steht jedem Badegaste zur angenehmen Erholung offen, und das nahe Birkenwäldchen ladet zum Lustwandeln ein. Nicht weit von Daruvar liegen die Ruinen der ehemaligen Abtei St. Helena von Podborje, welche der Bischof von Diakovár in seinem Titel führt. Die Anhöhen, an welchen die Heilquellen entspringen, sind durch viele von Zeit zu Zeit entdeckte Denkmäler des grauesten Alterthums, wahrscheinlich großentheils aus der Zeit der Römer (die Slavonien als Pannonia interamnensis im Besitz hatten und bekanntlich große Liebhaber von Bädern waren), sehr merkwürdig [4]).

3) Das alte Bad enthält, nebst einem geräumigen Badezimmer für das gemeine Volk, noch drei andere Badestuben. Das Wasser wird in alle diese Bäder aus der Brunnenstube oder dem sogenannten Ursprunge, welcher sich in der Mitte befindet, durch Röhren immer Abends eingelassen, damit es in der Nacht zum morgenden Gebrauche abkühle, weil es ursprünglich sehr heiß ist. Jede Badestube hat ihren eigenen Abfluß in den vorbeifließenden Bach Toplica. Das neue Bad enthält in der Mitte ein gemeinschaftliches Zimmer und auf beiden Seiten zwei Badestuben.
4) Links von dem Schlammbade findet man auf dem etwas steilen Hügel Fundamente von Gebäuden. Ein erhöheter Erddamm, den jetzt der Wald deckt, läuft von hier eine gute halbe Stunde fort bis in das Weingebirge, und man findet längs desselben überall Fundamente als Beweise eines ehemaligen großen Wohnplatzes. Die Einwohner benutzen diese Überreste und graben sowol die zubereiteten Steine als auch die alten Ziegel, womit die neuen in Hinsicht der Güte in gar keinen Vergleich gebracht werden können, fleißig aus. Zwanzig Schritte vom heutigen Daruvárer Bade, gegen den nahe gelegenen hohen Berg zu, in welchem die warmen Quellen ihren Ursprung haben, wurde unter der Erde ein römisches Bad mit vielen Alterthümern entdeckt. Dieses Bad hatte die Republik Jasorum dem Kaiser Commodus geweihe. Dies erhellt aus der hier gefundenen Inschrift: DIVO LVC AVREL COMMODO CAES PATRI PATRIAE HAS THERMAS DEDICAVIT RESPVBLIC IASORV. Die römischen Schriftsteller machen dieser Republik sonst keine Erwähnung; nur Plinius gedenkt des Volkes Jasi, welches auf beiden Seiten der Drave wohnte, folglich im heutigen Ungern und in Slavonien seinen Sitz hatte. Daß Daruvár zum Gebiete der Republik Jasorum gehörte, erhellt aus folgender Inschrift auf einem zerbrochenen Marmor: THERMAE IASORVENSES HC. Vermuthlich ist dieses römische Bad durch ein Erdbeben verschüttet worden und mit der Zeit ganz in Vergessenheit gekommen. Daß in oder bei dem Marktflecken Daruvár eine große Stadt, vielleicht Jasora, die Hauptstadt jener Republik, gestanden habe, beweisen die hier häufig entdeckten Alterthümer. Es ist merkwürdig, daß von den hier gefundenen römischen Münzen die goldenen insgesamt unter dem Kaiser Commodus, der doch nicht viel über 12 Jahre regirt hat, geprägt worden sind. Eine kleine Stunde von Daruvár ist ein anderes Denkmal alter Zeiten zu sehen, nämlich ein herrlicher, leider meistens verwüsteter Palast, dessen Bruchstücke ein prächtiges Gebäude andeuten. Das unterste Stockwerk ist fast noch ganz, aber durch feindselige Hände und durch die verwüstende Kraft der Zeit sehr beschädigt. Diese Trümmer sind offenbar ein Werk der mittlern Zeit und zwar der Tempelherren, die in Slavonien große Güter besaßen und, nachdem sie bereits vom Könige Philipp IV. in Frankreich ausgerottet und vom Papst Clemens V. auf der Kirchenversamlung zu Vienne im J. 1313 aufgehoben worden waren, nach vorhandenen Urkunden noch lange nachher Besitzer ihrer Güter in Slavonien geblieben sind.

Das nahe Weingebirge liefert sehr guten rothen Wein. Sehr schön ist von da die Aussicht in die Militärgrenze über den großen Wald Lugh auf mehre Meilen hin. — Der Marktflecken Daruvár wird beinahe von lauter Honoratioren und von Handwerkern bewohnt. Die Einwohner sind eine Colonie von Teutschen, Ungern, Serben, Italiänern und Franzosen. Hier ist der beständige Sitz eines Comitatsstuhlrichters. Mehre Einwohner beschäftigen sich mit der Wollenweberei aus slavonischer Schafwolle und mit der Seidencultur. In den Gebirgen von Daruvár bricht schwarzer Marmor mit rothen Streifen. — Die Herrschaft Daruvár enthält außer dem Marktflecken noch 16 Dörfer. Ehemals war Daruvár die nördliche Hälfte der Herrschaft Czirach oder Schiratz; als aber ihr Besitzer, Hr. von Jankovics (spr. Jankowitsch), ein ungrischer Edelmann, wegen seiner dem Königreiche geleisteten Dienste in den Grafenstand erhoben wurde, ward der nördliche Theil unter dem Namen Daruvár zu einer besondern Herrschaft gemacht, wegen welcher er auch Sitz und Stimme auf dem ungrischen Reichstage hat. Sie stößt gegen Osten und Norden an die Veröczer Gespanschaft, gegen Westen an Kroatien. Die Einwohner sind meistens nicht unirte Serben. Der größte Theil des Landes besteht aus abwechselnden Hügeln und Thälern. Man findet in dieser Herrschaft zwar auch Berge, aber auch viele fruchtbare Ebenen, welche den schönsten Weizen und andere Getreidearten tragen. Wein wird nicht in hinlänglicher Menge gebaut, sondern aus der Nachbarschaft zugeführt. Dagegen geben die vielen Pflaumengärten eine erstaunliche Menge Sliwowicza (Pflaumenbranntwein).

Den Namen Daruvar führte einst eine Abtei, die später säcularisirt und in einen Edelsitz verwandelt wurde. Als Hr. von Jankovics im J. 1760 den Ort an sich brachte, bestand er nur aus dem Edelhofe und vier Bauerhäusern, aber im J. 1777 zählte man darin schon über 60 neue, gutgebaute Häuser. (Mehr über Daruvár und das Daruvárer Bad s. in Taube's historischer und geographischer Beschreibung des Königreichs Slavonien und des Herzogthums Sirmien, III. Theil. S. 37—45. und in „Slavonien und zum Theil Kroatien von Johann von Csaplovics" S. 50—64.) *(Rumy.)*

DARWIN, Erasmus, gehört zu den medizinischen Schriftstellern, die durch Aufwand von Worten und durch Verschweigung ihrer Vorgänger sich den Schein von Originalität zu geben wissen, auch eine Zeit lang glänzen, aber sehr bald wieder in Vergessenheit gerathen, weil ihre Theorien erborgt oder übel angewandt sind. Es gab wirklich eine Zeit (1796—1806), wo in England, wie in Teutschland, Darwins sogenanntes System in gewisser Achtung stand, wo sogar mehre Teutsche einzelne Theile desselben annahmen und praktisch anzuwenden suchten. Nach und nach lernte man indeß die Unhaltbarkeit, die Folgewidrigkeit und Un-

gründlichkeit jenes Systems einsehen, und jetzt interessirt es nur noch den Geschichtsforscher. Doch es wird zuerst nöthig seyn, den Mann und seine Lebensumstände kennen zu lernen, ehe wir seine Lehre würdigen.

In Elton bei Newark in Nottinghamshire 1731 geboren, hatte er zu Cambridge und Edinburgh studirt, als er sich 1756 zu Lichfield niederließ. Seine praktischen Einsichten und Talente werden gerühmt, wenigstens reichten sie hin, um seine Familie zu erhalten, die in der ersten Ehe aus drei, in der zweiten aus sechs Kindern bestand. In den spätern Jahren seines Lebens zog er nach Derby, wo er auch 1802 gestorben ist.

Als Darwin 1793 den Anfang seiner Zoonomie herausgab, hieß es, der Verfasser habe zwanzig Jahre daran gearbeitet. Man erwartete nichts geringeres davon, als gänzliche Umgestaltung der Medizin, zunächst aber der Physiologie und Anthropologie. Die allerersten Grundsätze der Darwinschen Zoonomie sind aus Dav. Hartley's observations on man and his frame. Lond. 1749. 8. entlehnt. Die ursprünglichen Bewegungen der sensoriellen Faser sind nämlich eins mit den Ideen. Nun gibt es eine Vergesellschaftung oder Association dieser Bewegungen oder Ideen, wie es eine Verkettung sensorieller und Muscular-Bewegungen gibt. Auf diesen von Hartley schon aufgestellten Associationen baute Darwin die Theorie der Empfindungen, wobei indeß der Versuch, die Täuschungen der Sinne zu erklären, nicht zu übersehen ist. Doch ist das ganze Werk eine Samlung unzusammenhängender Theorien und Beobachtungen einzelner Krankheiten, in denen man bald Joh. Browns Erregungslehre, bald Dav. Hartley's Ideen, bald eigene Bestrebungen, den Materialismus zu gründen, bemerkt. Gleichwol wendet er alles, was von dem Vorstellungs- und Begehrungsvermögen der Thiere gesagt wird, auf die Erscheinungen der Pflanzenwelt an, wobei es nicht an selbstgewählten Ausdrücken fehlt, wie Volition, Visibility, Saporosity, Odorosity etc. Thom. Brown gab eine Kritik dieses Werks unter dem Titel: Observations on the zoonomie of Dr. Darwin. Edinb. 1798. 8. heraus.

Ein anderes berühmtes Werk erschien früher und ist früher in Vergessenheit gerathen: The botanic garden. Lond. 1781. 4. Die Ökonomie und die Begattung der Gewächse waren die Gegenstände, die der Verfasser, nach dem Muster von Akenside und Armstrong, poetisch behandelte, aber mit so wenigem Geschmack, daß es der Satyre: The love of the triangles, kaum bedurfte, um jener Poesie ihren niedrigen Standpunkt anzuweisen.

Erasmus Sohn, **Karl Darwin** (geb. 1758, † 1778) ist wegen einer Anleitung zur Unterscheidung des Eiters vom Schleim, durch Hilfe der Lauge, bekannt. (Experiments, establishing a criterion between mucaginous and purulent matter. Lond. 1780. 8.), worin auch von den Kräften des Fingerhuts gegen die Wassersucht die ersten Nachrichten vorkommen. Zu gleicher Zeit erschien desselben Diss. de motu retrogrado vasorum absorbentium. Lond. 1780. 8., worin aus dem schnellen Abgang der sämtlichen Eigenschaften genossener Getränke mit dem Urin, und aus den Metastasen voreilig auf Bewegung der Lymphe von den Stämmen in die Zweige der Saugadern geschlossen wurde. (*Curt Sprengel.*)

DARWINIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Myrteen (nach Don im Edinb. n. phil. journ. 1829. Apr. p. 83.) und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse hat Rudge (Linn. transact. II. 299. t. 22.) so genannt nach dem bekannten Physiologen Erasmus Darwin. Char. Der Kelch corollinisch, röhrenförmig, fünfwinklig, mit fünfspaltigem Saume; die Staubfäden kurz, flachgedrückt, sind in doppelter Reihe der Kelchmündung eingefügt; der Griffel haarförmig, an der Spitze bärtig; die Samenkapsel fünfwinklig, einsamig. Die beiden bekannten Arten sind ästige, am Boden liegende, neuholländische Sträucher. 1) *D. fascicularis* Rudg. l. c. mit linienförmig-pfriemenförmigen, drüsig-rauhen Blättern und einem Griffel, welcher die rosenrothe Blume dreimal an Länge übertrifft. 2) *D. taxifolia* Cunningham (in Field's Mem. p. 352.) mit fäbelförmigen Blättern und einem Griffel, welcher kürzer ist, als die weiße Blume. (*A. Sprengel.*)

Daryachis, *Gesner*. Name der Hirundo riparia, *Linné*. (*Thon.*)

DASCHOUR, Dahschour, Dajior, Ort in Ägypten in der Nähe des alten Memphis auf dem linken Ufer des Nils. Hier befindet sich eine große Pyramide, über 800 Fuß hoch, aus feinkörnigem Sandstein erbaut; dabei eine kleinere, eine dritte nordwestlich davon gegen die Wüste. Alle diese Pyramiden sind genau orientirt. (*L. F. Kämtz.*)

DASCILLUS *Latr.* Atopa *Fabr.* (Entomologie). Käfergattung aus der Abtheilung mit fünf Tarsengliedern, in die Zunft Cebrionites gehörig, durch freistehende Kinnbacken, abgestutztes Endglied der Taster, fadenförmige, ungezähnte Fühler und einen länglichen, überall gleich breiten, an den Enden stumpf gerundeten, oben gewölbten, untern flachen Körper ausgezeichnet. Die einzige bekannte Art D. cervinus, von welchem D. cinereus nur Abänderung ist, findet sich in waldigen Gegenden in Europa auf Blumen. (*Germar.*)

DASCUSA [*Δασκοῦσα*, *Δασκοῦτα*] [1]) war eine der römischen Grenzfestungen (not. imp. cap. 27.) Kleinarmeniens. Sie lag am südlichen Abhange des Antitaurus, da, wo sich der schon schiffbare Euphrat den Durchgang gebahnt hat, am Ufer des Flusses (Ptolemäus). Der Lage nach kann Dascusa im Alterthume kein ganz unwichtiger Ort gewesen seyn, denn es war ein Mittelort auf der Straße, welche von Melitene nordwärts über Zimara nach Satala und Nikopolis führte. So erscheint es auf den Peutingerschen Tafeln

---

1) *Δασκοῦσα* ist bei Ptolem. 5. 7. fast allgemein vorgezogene Lesart des cod. Palatinus für *Δασκοῦτα*. Indeß scheint doch die letztere Lesart die ursprüngliche zu seyn, welche sich auf aramäische Aussprache stützt und wahrscheinlich im cod. Pal. nur nach der üblicheren Form geändert ist. Ptolemäus benutzte hauptsächlich Quellen eines semitischen Volks (s. Brehmer Entdeckungen im Alterthum Th. 1. S. 25 ff.), woraus sich die Aramaismen leicht erklären. Dazu noch findet sich auch bei Orosius 1, 2. die gut verbürgte Variante Dascuta, welche gewiß auch hier mehr Beachtung verdient.

und im Itinerarium Anton. (p. 209 ed. Wesseling.), und aus Plinius (N. H. 5, 24.) geht hervor, daß Dascusa auch von der Flußschifffahrt berührt wurde. Die nähere Bestimmung der Lage ist unsicher; nur so viel scheint aus einer Vergleichung der Angaben über jene Straße hervorzugehen, daß Dascusa ungefähr in der Mitte zwischen Melitene und Zimara lag, von ersterem namentlich nicht über 63 röm. Meilen entfernt [2]). Es ist daher unmöglich, Dascusa mit Bullialdus (ad Ducae hist. Byz. pag. 231.) für Arzenkân (Arzendjân) zu halten, welches zwischen Siwas und Arzen-ar-Rûm liegt [3]), obgleich Drosius (1, 2.) sein verdächtiges Dacusa, worunter er unfehlbar Dascusa [4]) versteht, auf die Grenze Kappadociens und Armeniens, in die Nähe der Quellen des Euphrat setzt. (*Tuch.*)

DASCYLLUS, *Cuvier* (Pisces), falsche Schreibart, da das Stammwort δάσκυλλος ist. Eine Fischgattung, zur Familie Sciaenoides der Ordnung Acanthopterygii gehörig und zwischen Pomacentrus und Glyphisodon stehend. (*Cuvier* règne animal ed. 2. II. 179. Ej. hist. nat. d. Poissons V. p. 433.) Sie unterscheidet sich von Pomacentrus (s. diesen Art.) nur durch die Zähne, die nicht schneidend und nur in einer Reihe stehend sind, sondern eine gleichsam kurzhaarige, sammetartige Binde darstellen, in welcher stärkere, kegelförmige, spitzige eine äußere Reihe bilden. Alle hieher gehörigen Arten leben in den indischen Meeren.

1) D. aruanus *Linné* (Chaetodon arcuatus, *Linné* Mus. Adolphi Friderici. pl. 33. f. 8. — Ch. arcuatus, id. Syst. Nat. ed. 12. ed. *Gmel.* Bloch ausl. Fische. taf. 198. f. 2. fig. mutilata. — Lutjan arauna *Lacépède* IV. 720. Die von Bloch angeführten Citate sind zweifelhaft. — Pomacentrus aruanus, Rüppell Atlas zur Reise im nördl. Afrika S. 39. — Chaetodon abu dafur, Forskål).

Die Höhe dieses Fisches ist nur ein und ein halbmal in seiner ganzen Länge enthalten, und wenn man den Schwanz wegnähme, so würde er fast kreisförmig erscheinen. Die Mundöffnung reicht nicht ganz bis unter das hochsitzende, sehr große Auge. Das Nasenloch scheint nur einfach zu seyn, oder wenigstens ist das andere ausnehmend klein. Die untern Augenbogen (os sous-orbitaires) sind sehr schmal und fein gezähnelt, der Vorkiemendeckel ist ebenfalls rings herum fein gezähnelt, seine Ecke abgerundet, und der geradlinige hintere Rand steigt etwas nach hinten in die Höhe. Der Kiemendeckel hat nach oben zwei kleine, wenig vorstehende Spitzen, der untere Rand desselben ist fein gezähnelt. Auf jeder Bauchflosse liegt eine spitzige Schuppe, und zwischen ihnen findet sich eine Gruppe Schuppen, von denen die letzte dreieckig ist. Die Rückenflosse ist ziemlich hoch, und der weiche Theil derselben bildet eine Spitze. Auch die Afterflosse ist etwas zugespitzt, der Schwanz aber gabelförmig (in Blochs Abbildung verstümmelt) und die Lappen ziemlich spitzig. Die Zahl der Strahlen in den Flossen ist folgende: Kiemen 5, Rückenflosse [illegible], Afterflosse [illegible], Schwanzflosse 15, Brustflosse 16, Bauchflossen [illegible]. Alle Theile des Kopfs, mit Ausnahme der Kiefern und der Kiemenhaut, sind mit Schuppen bedeckt, auch stehen diese an den Wurzeln der Stacheln und fast auf allen weichen Theilen der Rücken- und Afterflossen. Die Seitenlinie steht im obern Viertel des Körpers, läuft in gleicher Biegung wie der Rücken und endigt mit der Rückenflosse, es findet sich aber noch eine andere gerade auf der Mitte des Schwanzes, welche indessen viel weniger bemerkbar ist. Die Zeichnung dieses Fisches ist sehr regelmäßig. Der Raum von dem Unterkiefer bis zu den drei ersten Stacheln der Rückenflosse und diese mit eingeschlossen ist schwarz, aber in diesem Schwarz findet sich zwischen den Augen ein großer, runder, weißer Fleck, welcher von einem Auge zum andern geht, und der hintere Rand der schwarzen Färbung, welcher das Auge hinten streift, steigt schräg nach hinten in die Höhe. Eine zweite schwarze Binde umfaßt die Bauchflossen, die Wurzeln der Brustflossen und steigt weniger schräg nach dem 6., 7., 8. und 9. Rückenstachel herauf, so daß die weiße Binde, welche zwischen dem Schwarzen sich befindet, unten breiter und oben schmäler ist. Eine dritte schwarze Binde steht noch mehr senkrecht, sie umfaßt den weichen Theil der Afterflosse, der Rückenflosse und den ganzen dazwischen liegenden Raum. Ein schwarzer Rand vereinigt die drei Binden oben auf der Rückenflosse, deren hintere Spitze so wie das Ende des Schwanzes und die ganze Schwanzflosse weiß ist.

Kleinere Exemplare sind reiner und lebhafter gezeichnet als größere, welche letztere übrigens auch nicht über 3 Zoll in der Länge messen. Bei einem Exemplar bemerkte Cuvier eine dunkle Färbung an der Wurzel der Schwanzflosse, und nach Valentyn sind die Flossen am lebenden Fisch citronengelb und die Iris der Augen blau, denn die oben angegebene Färbung ist nur nach Kabinets-Exemplaren beschrieben. — Dieser Fisch findet sich im ganzen indischen Meer und in allen heißen Theilen des Südmeeres, am häufigsten kam er von Isle de France und findet sich auch im rothen Meere.

2) D. marginatus, *Ehrenberg*, *Rüppell*. Cuvier hält den Ehrenbergischen Fisch identisch mit dem von Rüppell beschriebenen (Atlas S. 38. t. 18. f. 2.); indessen weicht Cuviers Beschreibung ziemlich

---

2) Plin. l. c. gibt 74 Meilen an, was aber von der Flußschifffahrt (inde navigatur) verstanden werden soll. Allein auch das itin. Ant. differirt mit den Tab Peut. um 23 Meilen, indem jenes von Melitene bis Ciaca 18, und von da bis Dascusa 32 Meilen rechnet, diese hingegen von Melitene bis Ciaca (nicht Craca, s. Salmas. ad Solin. p. 441.) 28, und weiter bis Dascusa noch 45 Meilen angeben. Allein durch Ptolem. wird es deutlich, was auch Mannert (Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 304 u. 305) annimt, daß in den Tab. Peut. 18 statt 28 gesetzt werden müssen, und umgekehrt im Itiner. 42 statt 32, wo schon Wesseling die Angabe der Tab. vorzog. Der Abstand beläuft sich alsdann auf 60 bis 63 röm. Meilen. — Die Differenz von 7 Meilen in der Entfernung Dascusa's von Zimara beruht darauf, daß die Tab. Peut. einen andern Weg zeichnen als das Itiner. Anton. Nur die LXXV mill. p. bei Plinius l. c. scheinen gänzlich auf einem Irrthume zu beruhen, wenn nicht auch hier ein X zu viel steht und LXV gelesen werden muß. 3) Abulfeda in Büschings Magazin. Th. 5. S. 309. Schultens index geogr. zur vita Saladini s. v. Arzenchanum. Herbelot Orient. Bibl. Th. 1. S. 414 d. teut. Übers. 4) So will auch Wesseling zum Itiner. l. c. gelesen wissen.

ab. Er sagt folgendes. Der Fisch ist bläulich mit gelbem Rande der Schuppen, wodurch er gelb, mit Blau gefleckt, erscheint, der vordere Theil des Körpers ist mehr einförmig, braungrünlich; eine breite schwarze Binde nimt den Rand des stachelichen Theils der Rückenflosse ein, am weichen Theil ist ein Stück des obern Randes schwarz, an der Afterflosse aber der ganze vordere Rand; Schwanz und Schwanzflosse sind bläulich, so wie die Brustflosse, welche an ihrer Basis eine schwärzliche Binde hat; die Bauchflossen sind schwärzlich und laufen fadenförmig aus. Dieser Fisch ist etwas höher und folglich mehr zugerundet, als die vorige Art. Flossenstrahlen: Rückenflosse [illegible], Afterflosse [illegible]. — Dagegen gibt Rüppell folgendes an: „Der Körper dieses Fisches, welchen ich nie größer als zwei Zoll lang gesehen habe, ist ovalelliptisch mit zugerundetem Kopfprofil, das hintere Ende der Rücken- und Afterflosse etwas verlängert, wie bei Glyphisodon saxatilis; die Schwanzflosse ein wenig ausgekerbt. Der Kopf und der vordere untere Theil des Körpers dunkelgrau, der Rücken und die Gegend des Schwanzes gelblich, letzterer mit einigen feinen, lazurblauen Punkten und lazurfarbigem Randsaum an den Schwanzseiten; der äußere Theil der Rücken- und Afterflosse schwarz; Bauchflosse von gleicher Farbe; Brustflosse und hinterer Theil der Schwanzflosse grau hyalinisch. Iris braun mit gelbem Ring. Fünf Strahlen in der Kiemenhaut. Brustfl. [illegible], Bauchfl. [illegible], Rückenfl. [illegible], Afterfl. [illegible]. Schwanzfl. — Kleiner muskulöser Magenstumpfsack mit zwei Blinddärmen am Pylorus; mehrmals gewundener Darmkanal 1[illegible] mal so lang als der ganze Körper; membranöse Schwimmblase mit zwei Stumpfsäcken zu beiden Seiten der Schwanzwirbel. Dieser Fisch kam im Frühjahr sehr häufig zwischen den Korallen bei Massana vor. Vielleicht ist er nur die Jugend einer größern, mir unbekannten Art." — Vergleicht man mit dieser Beschreibung noch Cuviers Abbildung pl. 133. fig. 2. und diese wiederum mit Rüppells, so muß die angebliche Identität um so mehr auffallen.

8) D. trimaculatus, *Rüppell* (Atlas S. 39. t. 8. f. 3. — *Cuvier* l. c. p. 441.). Kopfprofil und Körperform wie bei D. aruanus, Schwanzflosse abgestutzt, Hauptfarbe des Körpers und aller Flossen grauschwarz; freier Rand aller Flossen mit Ausnahme der Brustflosse schwarz; am Scheitel und auf jeder Seite in der Mitte der Basis der Rückenflosse ein schneeweißer Fleck. Iris schwarzbraun mit silberfarbigem Ring um die Pupille. Brustfl. [illegible], Bauchfl. [illegible], Rückenfl. $\frac{12}{15}$ (soll heißen: Rückenflosse 12 Stacheln, 15 weiche Strahlen), Afterfl. [illegible], Schwanzfl. 17. — Magen, Darmkanal und Schwimmblase wie bei D. aruanus, nur daß hier drei Blinddärme am Pylorus sind. Gewöhnliche Körperlänge 5 Zoll. Vorkommen Massana. (*Rüppell* l. c.) (*D. Thon.*)

Dasea s. Megalopolis.

DASIA. Eine von Agardh (Syst. alg. n. 78. p. 211.) gestiftete Gewächsgattung aus der Gruppe der Florideen der natürlichen Familie der Algen und aus der 24. Linnéschen Klasse. Char. Das Laub fadenförmig, roth; die Fruchtbildung zwiefacher Art: es finden sich sowol gestielte Kapseln mit gezähnter Mündung, welche einen Knäuel von Sporidien einschließen und von Bündeln gegliederter Fäden umgeben sind, als auch Schötchen (oder Fruchtbehälter) mit Fäden vermischt. Die einzige bekannte Art, *D. pedicellata*, Ag. (l. c., Fucus conservoides Wulf. in Jacqu. coll. III. t. 14. f. 1., Esper t. 68., Sphaerococcus pedicellatus Ag. sp., Chondria pedicellata Spr. syst.), kommt im atlantischen Ocean bei Newyork und im adriatischen Meere vor. (*A. Sprengel.*)

DASIUS, in der Metrik einer von den fünfsylbigen Versfüßen, die von den alten Grammatikern überflüssiger und unnützer Weise aufgestellt und einzeln benamt werden. Dasius heißt nun bei Diomedes (III. S. 479 Putsch.) der Complex von drei kurzen und zwei langen Sylben: ◡ ◡ ◡ – –. Ihrer rhythmischen Geltung nach kann diese Sylbenfolge eine trochäische Dipodie seyn, oder die zwei zusammenstoßenden Hälften zweier iambischen Dipodien, oder ein zum Theil aufgelöster Antispast mit langer Endsylbe (da ein Epitritus I. als solcher ebenso wenig ein Metrum bildet) u. s. w. (*F. Ritschl.*)

DASKALIA, eine Klippe in der Mitte des Kanals Viskardo, welcher die Insel Ithaka von Kephalonia scheidet. Man hält sie für die Insel Asteris des Homer (Od. 4, 844); bei Strabo u. A. Asteria. (*H.*)

DASKON, Meerbusen in Sicilien, unweit Syrakus, der südlichste Einschnitt des syrakusischen Hafens. An dieser Bai lag das Kastell Daskon. (Diod. 13, 13. 14, 72.) (*H.*)

DASKYLION *) heißen bei Stephanus Byz. fünf Ortschaften, von welchen blos Daskylion in Bithynien (früher Phrygien) etwas bekannter geworden ist. Dieses lag an der Küste der Propontis (Plin. N. H. V, 32.), östlich vom Flusse Rhyndacus, wie aus Ptolemäus V, 1. und Mela I, 19. hervorgeht. Unter persischer Herrschaft war hier der Sitz des Satrapen von Mysien und Kleinphrygien, weshalb sich auch Alexander schnell dieses Punktes zu bemächtigen suchte (Xen. Hell. IV. p. 298. Arrian. exp. Alex. 1, 18.). In späterer Zeit war zu Daskylion ein Bischof (vergl. Harduin zu Plin. l. c.). — Bei dieser Stadt befand sich ein Landsee, welcher von ihr nach Strabo XII. pag. 220. (ed. Tzschuck.) *Δασκυλῖτις*, nach Stephanus Byz. auch *Δασκυλία* genannt wurde. Pococke (Beschr. des Morgenl. Th. 3. S. 175 der teut. Übers.) will ihn im See Magriaas-Guel wieder finden. Nur Dionysius Hal. (Antiq. I. pag. 38.) gebraucht *Δασκυλῖτις* als Name einer Landschaft, in welche er noch den lacus Ascanius versetzt, welcher bei Nicäa war. (*Tuch.*)

Daskylitis s. Daskylion.

DASSARETAE (Plin. H. N. 3, 23. Mela 2, 3.) die Bewohner von Dassaretia, einer Landschaft in Illyrien mit der Hauptstadt Lychnidus, wohnten um den See Lychnidus, auf der westlichen Grenze Makedoniens, im Osten der heutigen Landschaft Albanien. Strabo (7. p. 316) stellt sie zwischen die dalmatischen Ardiäi und

*) *Δασκύλειον* b. Xenoph., Arrian., Steph. Byz., Hierocles Synecd. p. 693 ed. Wessel.; *Δασκύλιον* hingegen schreiben Strabo und Ptolemäus. Mela und Plinius bilden die Form Dascylos, worüber zu vergl. Vossius zu Mela l. c.

die Dardani. Zu ihnen hatte sich ein Haufe der thrakischen Phrygier oder Bryges gezogen (Scymn. v. 429). Bei Livius (27, 32. 31, 40.), Strabo und Ptolemäus (3, 13.) heißen sie *Dassaretii*, bei Andern *Dassaritae* und *Dassaritii* (Steph.); bei Polybius (5, 108. 8, 38.) heißt die Landschaft *Dassaretis*. (*H.*)

DASSDORF, Karl Wilhelm, Hofrath und erster königl. Bibliothekar in Dresden, geboren den 2. Februar 1750 zu Stauchitz, einem Dorfe im Meißnischen, wo sein Vater damals Postmeister war, der einige Jahre darauf nach Zeitz und 1756 nach Merseburg versetzt wurde. Der Sohn kam in seinem 12. Jahre auf die kurfürstliche Landesschule zu Meißen, wo er sich gründliche philologische Kenntnisse erwarb und auf Veranlassung seiner Lehrer selbst im Hebräischen Privatstunden gab. Auf der hohen Schule zu Leipzig, die er 1768 bezog, um sich zum Theologen zu bilden, machten Crusius, Garve, Böhme, Ernesti, Morus und Gellert sich um seine Bildung verdient. Der Kreissteuereinnehmer Weiße übertrug ihm den Unterricht seiner Kinder, und auf dessen und Zollikofers Empfehlung kam er 1773 als Hofmeister in das Haus des geh. Raths von Ferber nach Dresden. Durch Empfehlung desselben erhielt er 1775 die dritte Bibliothekarsstelle bei der kurfürstlichen Bibliothek, nach Canzlers Tode 1786 die zweite, und nach Adelungs Tode 1806 die erste, auch wurde ihm 1807 der Titel eines königl. sächsischen Hofraths beigelegt. Ein Schlagfluß endete den 28. Februar 1812 sein Leben. Als Bibliothekar war er seinem Amte nicht nur ganz gewachsen, sondern er erfüllte auch die Obliegenheiten desselben mit seltener Gewissenhaftigkeit und Humanität und that in dieser Beziehung weit mehr, als von ihm verlangt werden konnte. Mit der freundlichsten Bereitwilligkeit erleichterte er den Besuchenden auf jede Art den Gebrauch der Bibliothek und wandte viele Zeit darauf, die Arbeiten abwesender Gelehrten durch Auszüge, literarische Nachweisungen ꝛc. zu fördern, was mehre derselben in den Vorreden und in ihren Schriften dankbar rühmten. In dieser Beziehung sagte er mit Wahrheit: Aliis inserviendo consumor. Auch außer den Stunden des Dienstes brachte er seine meiste Zeit auf der Bibliothek zu, deren musterhafte Ordnung er noch immer zu vervollkommenen strebte. Die Kenntnisse, die sein Amt erfoderten, besaß er in reichem Maße, und überhaupt liebte er die Wissenschaften mit wahrem Enthusiasmus. Alte und neuere Sprachen hatte er gründlich studirt, und mit der politischen und Literaturgeschichte alter und neuer Zeit und der Bibliographie aller Wissenschaften war er sehr vertraut. Öfters gab er Privatunterricht in der klassischen Literaturgeschichte, Ästhetik, Archäologie und im lateinischen und teutschen Styl, und bereitete hoffnungsvolle Jünglinge zur Akademie vor. Seiner aufopfernden Dienstfertigkeit und Amtstreue war es zuzuschreiben, daß er zu literarischen Arbeiten fürs Publikum nur wenig Zeit gewinnen konnte. Was er aber drucken ließ, fand und verdiente Beifall: Joh. Winkelmanns Briefe an seine Freunde. Dresd. 1777—1780. 2 Th. 8. Die von Daßdorf beigefügten Zusätze und literärischen Anmerkungen zeugen von einem feinen Geschmack und ausgebreiteter Kenntniß der Kunstliteratur. Casati poemata graeca et latina. Ib. 1778. 4.; mit einer Vorrede und diplomatischen Genealogie des gräflichen Hauses Casati. Castruccii Bonamici de rebus ad Velitras gestis et de bello italico commentarii, curante Dassd. Ib. 1779. 8. La vie de Gasp. de Coligni, revue et aug. de quelques remarq. Ib. 1783. 8. Beschreibung der Residenzstadt Dresden und einiger umliegenden Gegenden. Eb. 1782. 8. empfahl sich durch gute Ordnung und geschmackvollen Styl, und ließ die von 2 Ausländern (J. C. F. Krause und J. K. L. Albanus) verfaßte neue Auflage hinter sich zurück. Numismatisch-historischer Leitfaden zur Übersicht der sächsischen Geschichte. Eb. 1801. 8. Von der fürstl. Jablonowskyschen Gesellschaft in Leipzig erhielt er 1779 die historische Preismedaille wegen seiner Abhandlung: De statu literarum in Polonia sub duobus ultimis ex stirpe Jagellonica regibus, und bei der Wittenberger akademischen Jubelfeier erhielt er aus Schröckhs Händen den poetischen Lorbeerkranz, denn er hat einzeln und in Zeitschriften viele (auch lateinische) Gedichte drucken lassen, die nicht ohne Verdienst sind. Sein musikalisches Drama: Andromache. Dresd. 1777. 8. (zum Theil aus den 2 ersten Akten der Andromache des Euripides übersetzt) hat keine Sensation gemacht. In frühern Jahren verfertigte er (ohne Namen) verschiedene Übersetzungen aus dem Franz., Engl. und Italiän., und zu der Bibliothek der schönen Wissenschaften lieferte er Beiträge *). (*Baur.*)

DASSEL, eine kleine Landstadt im Amte Erichsburg-Hunnesrück, welches von den übrigen Theilen des Fürstenthums Hildesheim ganz abgesondert liegt. Durch die Stadt fließt die sogenannte Spüling und vor der Stadt vorbei die Ilme, welche letztere die Fruchtbarkeit der daran liegenden Wiesen befördert. Die Lage der Stadt Dassel am Bierberge ist ziemlich schön und bietet romantische Aussichten auf den Burgberg und den Sollingerwald dar. Sie hat 244 Häuser, die sehr eng gebaut sind, weshalb die Stadt oft von verheerenden Feuersbrünsten heimgesucht ist. Unter den Wohnungen befinden sich drei adelige Höfe. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 1400 beläuft, leben vorzüglich vom Ackerbaue und von der Viehzucht. Die wenigen, daselbst wohnenden Katholiken gehen nach Hunnesrück zur Kirche. Auch einige Herrnhuter gibt es hier, welche zwar ihre eigenen gottesdienstlichen Versamlungen haben, aber auch die evangelische Kirche fleißig besuchen. Dassel hat eine Kirche, einen Oberprediger und einen Diakonus, eine Bürgerschule, eine Töchterschule und eine Schule für die in der Stadt und Umgegend wohnenden Katholiken. Eine Viertelstunde von der Stadt liegt eine gräflich v. Stollbergsche (sonst gräflich v. Brabecksche) Eisenhütte, wo Öfen, Töpfe und andere eiserne Waaren verfertigt werden. Sie hat sehr bedeutenden Absatz. — Die Feldmark von Dassel besteht aus 2950 Morgen und ist hier die Drei-Felder-Eintheilung üblich. Wiesen gibt es vor

*) Klebe's gel. Dresd. 26. Haymanns Schriftsteller u. Künstl. Dresd. 206. 210. 263. 319. Jördens Lex. d. Dichter. 6. Bd. 13. Leipz. Lit. Ztg. 1812. No. 76. Hall. Lit. Ztg. 1812. No. 86.

Dassel 800, Anger 150, Berge und Waldungen 7500 Morgen. Der Boden ist meistentheils sehr thonig und kalt.

Die erste Kapelle zu Dassel sollen die Grafen und Brüder Bernhard, Johann und Wilhelm nach ihrer Bekehrung zu Paderborn 778 gebaut haben. Sie brannte mit der ganzen Stadt 1392 ab und wurde nun schöner und größer wieder aufgebaut und 1447 vollendet. Die erste Burg der Grafen von Dassel lag südwärts von der Stadt auf dem sogenannten Burgberge, und zeigt man noch jetzt die Stelle, wo sie gelegen hat. Die zweite Burg wurde an der Stelle erbaut, wo Dassel selbst liegt, welches ursprünglich castellum mag geheißen haben. Hier fühlte sich, weil dieses castellum in der Ebene lag, der Graf nicht sicher genug, und erbauete eine dritte Burg auf einem Berge gegen Norden von Dassel aus, welche im J. 1520 von den Truppen des Herzogs Erich eingenommen und nachher zerstört wurde. Man sieht noch jetzt merkwürdige Ruinen dieses alten Grafensitzes. Auf der Nordseite von Dassel steht ein alter Stein mit einem Kreuze bezeichnet, auf welchem noch alte Mönchsschrift zu lesen ist. Hier soll der letzte der Herren v. Ellenhofen von den Dasselschen Frauen auf dem Rückwege von Graf Adolf dem Kühnen von Dassel, den er besucht hatte, erschlagen worden seyn, weil er einen Dasselschen Kuhhirten durch einen Pfeilschuß mit der Armbrust getödtet hatte, ehe er auf die gräfliche Burg geritten war.

Der erste bekannte Graf von Dassel ist nach Letzners Chronik der Graf Walther, zugleich Herr von Rienover. Er lebte ums Jahr 700. Sein Sohn und Nachfolger, Bernhard I., bewohnte das Schloß am Burgberge und starb 795 als Christ. Seine zweite Gemahlin war Hasela, Königs Wittekind von Sachsen Tochter. Der fünfte Graf von Dassel war Bodo nach dem Jahre 800; er fing an, die Stadt Dassel zu bauen, wurde aber durch Krieg daran behindert. Als berühmt verdient noch angeführt zu werden der 17. Graf von Dassel, Adolf der Kühne, welcher das Stift Nordheim verbrannte und darüber in die Acht kam. Der sächsische Landvoigt, welcher über Göttingen und Nordheim gesetzt war, zog darauf Lauenberg und alles dazu Gehörige im Göttinger Lande und in der Einbecker Börde als ein verwirktes Lehn seinem Herrn zum Besten ein, wodurch die Grafschaft Dassel sehr verkleinert wurde. Der letzte Graf von Dassel war Simon, der ohne Erben verstarb. Der Graf Otho von Wohldenberg, der 35. Bischof von Hildesheim, bekam hierauf die Grafschaft Dassel, und so wurde diese ein Theil des Fürstenthums Hildesheim, welches jetzt dem Königreiche Hannover einverleibt ist. (*Schickedanz.*)

DASSIER, 1) Jean, geb. zu Genf 1677 und gest. daselbst 1763, studirte zu Paris die Münzschneidekunst, in welcher er sich auszeichnete. Er hat eine große Anzahl von Denkmünzen in Stahl gestochen mit den Bildnissen der berühmtesten Männer aus dem Jahrhundert Ludwigs XIV., von denen viele in Köhlers historischen Münzbelustigungen kopirt sind. D's Arbeit hat andern Künstlern zum Muster gedient. — 2) Sein Sohn, Jakob Anton, geb. zu Genf 1715, widmete sich derselben Kunst, die er in Italien und Frankreich studirte, und begab sich hierauf nach London, wo er als zweiter Münzmeister angestellt wurde. Von da ging er nach Petersburg, wo er viele Denkmünzen verfertigte, starb aber auf der Rückreise nach London zu Kopenhagen im J. 1759. Seine Werke zeichnen sich, wie die seines Vaters, durch Feinheit der Arbeit aus, sind aber noch interessanter durch die dargestellten Personen. Alle seine Denkmünzen stellen, und mit der größten Ähnlichkeit, Männer dar, die sich in den Wissenschaften ausgezeichnet haben, wie Montesquieu, Locke, Newton, Pascal, Haller u. s. Dupuis und Benoit haben viele Bildnisse nach diesen Denkmünzen in Kupfer gestochen. Es erschien 1778 eine Explication des medailles gravées par J. Dassier et par son fils, représentant une suite de sujets tirés de l'histoire romaine; ein seltnes und gesuchtes Werk. (Auguis in der Biogr. univ.) (*H.*)

DASSONVILLE, Jacques, geb. im Hafen St. Ouen im J. 1719, trieb die Malerei und das Radiren in Kupfer blos aus Liebhaberei. Man hat von ihm funfzig radirte Blätter Bambocciaden in Ostade's Geschmack, welche wegen ihrer Mannigfaltigkeit eine angenehme Unterhaltung gewähren, obgleich er sein Vorbild Ostade nicht vollkommen erreichte. Übrigens ist er im Ausdruck der Köpfe glücklich, weniger aber in den äußern Theilen der Figuren. Huber (Handbuch VIII, 177.) führt viele Blätter von ihm an. (*A. Weise.*)

DASSOV, Dassovius, (Nikolaus und Theodor), Brüder, Theologen aus Hamburg, wo ihr Vater Johannes, zu Buxtehude geboren, 1681 als Archidiakonus an der St. Petershauptkirche starb. Nikolaus, geboren den 11. December 1639, studirte zu Greifswald, wurde daselbst Professor der Theologie, Konsistorialassessor und Pastor an der St. Marienkirche, und starb den 8. August 1706. Man hat von ihm viele Dissertationen und Programme: De prisca Nicolaitarum haeresi. Gryphisw. 1682. 4. De vento pentecostali. Ib. 1690. 4. De mataeologia Terministarum. Ib. 1701. 4. De haeresi Berengeriana. Ib. 1702. 4. Predigten u. a. m.[1]). — Sein jüngerer Bruder Theodor studirte seit 1669 in Gießen, und begab sich 1674 nach Wittenberg, wo er Adjunkt der philosophischen Fakultät wurde. Nach der Rückkehr von einer wissenschaftlichen Reise nach England, wurde er 1678 Professor der Dichtkunst und 1689 der orientalischen Sprachen zu Wittenberg, ging 1701 als Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen nach Kiel, wurde um 1714 dänischer Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Herzogthümer Schleswig und Holstein und Propst zu Rendsburg, und starb daselbst im Januar 1721. Er war ein gelehrter Kenner und Beförderer der orientalischen Literatur, und gab in seinen zahlreichen akademischen Schriften schätzbare Erläuterungen über Gegenstände der hebräischen Archäologie: De ingressu in sanctum sanctorum pontificis Hebraei summi. Viteb. 1692. 4. De suspendio

1) Beuthners Hamb. Gel. Lex. 60. Thieß Hamb. Gel. Lex. 116.

hominis lapidibus obruti, ad Gal. III. 13. et Deuter. XXI. 22. Ib. 1694. 4.; wieder abgedr. in dem Thesaur. theol. philol. T. II. 614. De consensu Judaeorum cum mente Lutheri in versione bibliorum. Ib. 1696. 4. De infante Hebraeo liberaliter educato. Ib. 1698. 4. De sepultura animalium Hebraeis usitata. Ib. 1697. 4. De altari exteriori Hierosolymit. templi. Ib. 1698. 4. De victimis Hebraeorum gravidis. Ib. 1699; 1714. 4. De imaginibus Hebraearum rerum, quae nostra aetate circumferuntur. Kilon. 1701. 4. und in Ugolini thes. T. IX. Dissidium pontificis romani et hebraei. Ib. 1703. 4. De Vacca Rufa, ex antiquitate hebraea speciatimque ex Maimonide, opusculum, quantum constat, nunquam antea formis exscriptum. Ex Msc. ed. J. G. W. Dunkel. Lips. 1757. 4. u. v. a. Aus Dassovs Vorlesungen entstanden sind die unter seinem Namen gedruckten Antiquitates hebraicae quam plurima utriusque foederis loca difficiliora illustrantes; acced. J. A. Fabricii notitia scriptorum, qui antiquitates hebr. illustrant. Hafniae 1742. 8. Seine Meinung von der Seligkeit der Gläubigen in diesem Leben veranlaßte einen Streit zwischen ihm und dem gottorpischen Generalsuperintendenten H. Muhlius [2]). (*Baur.*)

DASTARKON nennt nur Strabo XII. p. 24. (ed. Tzsch.) als ein vom Flusse Karmala (vergl. p. 34.) umgebenes Bergschloß, mit einem Tempel des Kataonischen Apollo. Nach seiner Angabe bleibt es aber unbestimmt, ob es in Kataonien oder Melitene lag. (S. Mannert Geogr. der Gr. u. R. Th. 6, 2. S. 246.) (*Tuch.*)

DASTEIRA, ein anderweitig unbekannter Ort, bei Strabo XII. pag. 122. am Westsaume der armenischen Landschaft Akilisene. (*Tuch.*)

DASUS. Eine von Loureiro (Flor. coch. p. 176.) gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft. Char. Der Kelch röhrig, fast fünflappig; die Corolle glockenförmig, dicht behaart; die Staubfäden in der Basis der Corolle eingefügt; die Narbe fünfspaltig; die Beere einsamig. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus Lour., wächst als ein mäßig hoher Baum mit lanzettförmigen, unten filzigen Blättern und wirbelförmigen, weißen Blüthen in Cochinchina. (*A. Sprengel.*)

Dasyates *Rafinesque*, (Pisces) s. Trygon.

Dasybatus *Blainville*, (Pisces) s. Raja.

DASYCERUS (Entomologie). Eine von Brongniart errichtete, von Latreille charakterisirte Käfergattung, aus der Abtheilung mit drei Tarsengliedern an allen Füßen; deren genauere Kenntniß wir vorzüglich Müller *) zu verdanken haben. Die einzige bekannte Art — D. sulcatus Aurt. **) zeichnet sich durch seine, fadenförmige Fühler mit vier dickern, sternförmig behaarten Endgliedern, sechseckiges Halsschild und eirunde, oben gewölbte und gefurchte Deckschilde aus. Man trifft dies kleine, nur eine Linie lange Thierchen in und an alten faulenden Baumstöcken und Baumwurzeln, auch unter Moos an der Erde, meistens gesellschaftlich lebend, an. Zur Begattungszeit durchstochen, oder zwischen den Fingern zerrieben, gibt es eine schwache, dem Geruch der Wanzen ähnelnde Ausdünstung von sich. (*Germar.*)

DASYCHIRA. Name einer Schmetterlingsgattung aus der Familie der Spinner, von Hübner vorgeschlagen, wohin er Orgyia fascelina, pudibunda, antiqua und gonostigma bringt. (*Germar.*)

DASYGASTRAE, *Latreille* (Insecta). Eine Familie der Bienen (familles du règne animal), diejenigen umfassend, deren Hinterleib unten behaart ist. Da aber mehre Gattungen nach andern Kennzeichen, z. B. Ceratina, von dieser Gruppe nicht getrennt werden können, aber doch jenes Kennzeichen nicht führen, so hat Latreille dieselbe in seinem neuesten System (Cuvier règne animal ed. II. V. p. 347.) nur noch beiläufig aufgeführt. (*D. Thon.*)

DASYGNATHUS (Entomologie). Eine von Mac Leay †) aufgestellte Käfergattung, der Gattung Geotrupes *Fabr.* verwandt, unter die Abtheilung Scarabaeides xylophili *Latr.* gehörig. Die einzige bekannte Art D. Dejeanii ist in Neuholland einheimisch und wird auf folgende Weise beschrieben: der Körper schwarzbraun, unten rothbraun behaart, Kopfschild vorn punktirt, Halsschild glatt, Deckschilde tief gestreift, an den Seiten rauch und die Streifen verwischt; After punktirt, glatt. Der Kopf ist ziemlich viereckig, ohne Quernaht, mit vorragendem, an den Seiten gerundetem, am Rande verdicktem und aufgeworfenem Kopfschilde. Der Körper ist länglich eirund, unten behaart, der After unbedeckt. Das Halsschild ist gerandet, das Schildchen klein, an der Spitze gerundet. Die Schienen der Vorderbeine führen am Außenrande drei Zähne. (*Germar.*)

DASYLLIOS, ein Beiname des Dionysos, unter welchem er zu Megara verehrt wurde (Paus. 1, 43.). Es heißt der Behaarte und ist die Verkleinerungsform von δασύς, behaart; Dionysos soll so benannt worden seyn, entweder weil Zeus ihn als Kind eine Zeitlang in eine Ziege verwandelt hatte, oder weil er ein Fell über den Schultern trug. (*H.*)

Dasymeter s. Manometer.

Dasyna *Desvoidy*, (Insecta) s. Myodariae.

DASYNEMA. Eine von dem jüngeren Schott aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der vierten Ordnung der dreizehnten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch vier-, sechs- oder achtblättrig; keine Corolle; steifbehaarte Staubfäden stehen auf dem hackerigen Fruchtboden; die Antheren öffnen sich der Länge nach; die Samenkapsel ist borstig, vierklappig, einsamig; der Samen ist von einer Ausbreitung des Keimganges (arillus) umgeben. Die beiden

---

2) *Loescher* de vita ejus. Witteb. 1699. 4. Benzhner v. Thiess a. a. O. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. 1195. *Meusel* bibl. hist. das Register beim 11. Bde.

*) Germars und Zinckens Magazin der Entomologie. II. S. 274. **) Abbildung in meinen Icon. ins. Eur. Fasc. IV. tab. 4.

†) Horae entomolog. I. p. 141.

bekannten Arten sind brasilische Bäume. 1) D. hirsutum *Schott* (in Spr. syst. append. p. 408.) mit kurzgestielten, umgekehrt-eiförmigen, langzugespitzten, unten rothigen Blättern, vierblättrigen Kelchen und nackten Antheren. 2) D. pubescens *Schott* l. c. mit langgestielten, ablangen, zugespitzten, unten feinbehaarten Blättern, sechs- oder achtblättrigen Kelchen und an der Spitze mit Anhängseln versehenen Antheren.

(*A. Sprengel.*)

DASYORNIS, *Vigors* (Ornithologie), in den *Linn.* transact. T. XV. part. 3. p. 231. charakterisirte Gattung aus der Familie der Meruliden oder vielleicht richtiger der Sänger. Die hieher gezählten Vögel haben große Ähnlichkeit mit der Gattung Timalia Horsf. und folgende Eigenthümlichkeiten: Schnabel stark, wenig gebogen; Firste hervortretend, Oberschnabel kaum ausgeschweift; Nasenlöcher an der Wurzel des Schnabels, oval, zum Theil durch eine Haut verschlossen; Flügel kurz, abgerundet; erste Schwungfeder sehr kurz, die dritte, sechste und siebente gleich lang und die längsten; Schwanz lang, abgestuft; Füße stark, Hinterzehe mit lang gekrümmtem Nagel, Fersen hinten glatt, vorn mit Tafeln belegt, Mundwinkel durch steife und rückwärts gebogene Borsten ausgezeichnet. Typus der Gattung ist: Dasyornis australis *Vig.* aus der Gegend von Paramatta in Neuholland. Oben gelbbraun, unten heller, Kehle und Mitte des Bauchs weiß, Ruder und Schwungfedern rothbraun. Länge 11 Zoll.

Ferner will man hieher zählen die unter dem Namen le Flûteur von le Vaillant beschriebene Motacilla africana. *Gm.* (*Boie.*)

DASYPHYLLUM Kunth. Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Cynareen der natürlichen Familie der Compositae — und aus der ersten Ordnung der neunzehnten Linnéschen Klasse. Char. Die Schuppen des gemeinschaftlichen Kelches mit einem kurzen, krautartigen Stachel versehen; der Fruchtboden behaart; die Samenkrone ungestielt, federig; die Samen behaart. Die einzige bekannte Art, D. argenteum *Kunth* (in Humb. et Bonpl. nov. gen. VI. p. 18. t. 308.), welche in Quito wächst, ist ein klafterhohes, sehr dorniges Bäumchen mit gehäuften, elliptischen, glattrandigen, an der Spitze dornigen, auf beiden Flächen seidenhaarigen Blättern und zusammengedrängten Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DASYPODA, *Fabricius* (Insecta). Eine Gattung Hymenopteren aus Linné's Apis gesondert, von Latreille in die Section Andrenetae der Familie Mellifera gestellt (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 343.). Sie ward früher von Fabricius zu Andrena gezählt, von Jurine (Nouvelle Méthode de classer les Hyménoptères. Génève 1807. p. 247. und 250.) unter Trachusa, von Kirby unter Melitta aufgeführt. Die Kennzeichen sind: Maxillen und Unterlippe sind verlängert, jene an der Spitze gebogen, diese an der Basis in eine cylindrische Scheide eingeschlossen, am Ende in eine lange, zum Theil behaarte Zunge auslaufend, in der Ruhe nach oben gebogen, die zwei seitlichen Abtheilungen sehr klein; die vier Palpen ziemlich gleich, fadenförmig, die Maxillarpalpen (anteriores, Panzer Revision der Insektenfauna II. p. 204.) kürzer, sechsgliedrig, die Labialpalpen etwas länger, viergliedrig, die Mandibeln hornartig, bogig, spitzig, höchstens einzähnig; die Fühler fadenförmig oder nur schwach nach der Spitze verdickt, kurz, zwölf- und dreizehngliedrig. — Der Kopf steht vertikal, ist zusammengedrückt, niedriger und schmäler als der Thorax; die Augen stehen getrennt, sind oval, auf dem Scheitel stehen drei Nebenaugen fast in einer geraden Linie, der Thorax ist fast rund, an beiden Enden stumpf, auf den Vorderflügeln sind zwei Submarginalzellen vorhanden; die Vorderfüße sind kurz, die hintern lang, das erste Tarsenglied derselben ist fast so lang, als das Schienbein, Schienbeine und Tarsen sind mit langen, dicken Haaren bekleidet, welche bei dem Weibchen Büschel bilden.

Diese Bienen fliegen schneller, als die der Gattung Andrena, graben wie diese Löcher in die Erde, in welche sie ihre Eier nebst einer Partie Samenstaub (Pollen) zur Nahrung der Larven legen. Das vollkommene Insekt findet sich namentlich auf syngenesischen Blüthen, z. B. Tussilago farfara (Huflattig), Serratula arvensis, (Scharte) ic.

Als Typus gilt: D. hirta. *Fabr.* (mas. Syst. Piez. p. 336. Apis farfarisequa *Panz.* fauna 55. n. 14. — foem. D. hirtipes, Syst. Piez. p. 336. *Panzer* l. c. Andrena plumipes 46. n. 16.), gräulich behaart, der Hinterleib mit weißen Ringen, die Füße, besonders die hintern (beim Männchen die Tarsen) stark rothbraun behaart. (*D. Thon.*)

DASYPODIUS, Petrus (eigentlich Rauchfuß). Ein Gelehrter des 16. Jahrhunderts, der nach einigen Nachrichten zu Frauenfeld in der Schweiz soll geboren seyn; gewiß ist, daß er 1530 daselbst Schullehrer war. Er kam dann nach Straßburg als Professor der griechischen Sprache und starb daselbst 1559. Man hat von ihm ein Wörterbuch der griechischen, lateinischen und teutschen Sprache (Straßburg 1534. 8.), und ein zweites lateinisch-teutsches. Sie waren für die damaligen Zeiten nicht ohne Werth und wurden oft wieder abgedruckt. — Sein Sohn Konrad war Professor der Mathematik zu Straßburg und hat sich durch die Übersetzung eines Theiles des Euklides verdient gemacht. Nach seiner Anleitung wurde 1580 die berühmte astronomische Uhr am Münster zu Straßburg verfertigt. Er beschrieb ihre Einrichtung in seinem Heron mathematicus (1580. 4.). (*Escher.*)

DASYPODIUS, Wenceslaus, ein gelehrter Böhme, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts lebte, schrieb: Elegia de ultimo judicio et mundi fine, worin er das Ende der Welt und die Erscheinung des Sohnes Gottes, um die Lebendigen und die Todten zu richten, auf das Jahr 1583 weissagte; er erlebte aber selbst die Grundlosigkeit seiner Weissagung. Carmen de terrae motu, qui anno 1581 Moraviam concussit. Calendarium perpetuum ad horizontem Pragensem directum. Pragae 1591. Dictionarium latino-bohemicum wurde in Polen als Grundlage des ersten Ma-

tionalwörterbuchs gebraucht, indem man an die Stelle eines böhmischen, ein polnisches Wort setzte. In dieser Gestalt wurde das Buch mehrmals in Krakau und Warschau gedruckt; die zu Danzig 1642 erschienene Ausgabe ist lateinisch, teutsch und polnisch *). (*Baur.*)

DASYPOGON R. Br. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Junceen und der ersten Ordnung der sechsten Linné'schen Klasse. Char. Knopfförmige Blüthen; der Kelch doppelt: der äußere dreispaltig, der innere dreiblättrig, corollinisch; die an der Spitze verdickten Staubfäden stehen auf der Basis des inneren Kelches; die Narbe einfach; die Schlauchfrucht über dem Kelche, einsamig. Die einzige bekannte Art, D. bromeliaefolius R. Br. (Prodr. p. 263., Flinders voyag. app. p. 608. t. 8.), in Neuholland (am König Georg's Sund) einheimisch, ist ein einfaches, behaartes Staudengewächs mit Grasblättern und knopfförmigen Blüthen, welche mit Stützblättchen versehen sind. (*A. Sprengel.*)

DASYPOGON, *Meigen* (Insecta), Wolfsfliege. Eine Gattung zweiflügeliger Insekten, von Meigen (systematische Beschreibung der bekannten europäischen zweiflügeligen Insekten II. S. 256. sq. Wiedemann außereuropäische zweiflügelige Insekten I. S. 367. II. 643.) unter die Familie Asilici, von Latreille (*Cuvier* règne animal ed. II. V. p. 457.) unter die Tanystomata gerechnet, von Linné zu Asilus gezählt. Kennzeichen: Fühler vorgestreckt, dreigliedrig; die beiden ersten Glieder fast walzenförmig, gleich lang; das dritte verlängert, zusammengedrückt, fast spindelförmig, an der Spitze mit einem kurzen, zweigliedrigen Griffel. Rüssel vorstehend, wagerecht, so lang als der Kopf, Schienbeine gerade, Flügel aufliegend, parallel. — Der Kopf fast halbkugelig, am Untergesicht ein borstiger, steifer Knebelbart; Augen länglichrund, im Leben grün, auf dem Scheitel drei Nebenaugen; Palpen kurz, haarig, zweigliedrig, von verschiedener Bildung. Der Hinterleib bei einigen Arten walzenförmig, bei andern striemenförmig flach gewölbt, siebenringelig: der erste Ring kurz, wulstartig; das Männchen hat einen stumpfen After, mit hornartiger, geschlossener Zange; bei dem Weibchen ist der After ebenfalls stumpf, mit einem Kranze kurzer, steifer Zähnchen. Beine starkborstig, die Füße mit zwei Afterklauen. Die Schwinger unbedeckt, die Schüppchen klein einfach, die Flügel ziemlich breit, stumpf, lanzettförmig, die Adern bei den verschiedenen Arten abweichend.

Diese Insekten leben vom Staube und nähren sich meist von kleinen Fliegen, namentlich auch von der gewöhnlichen Stubenfliege, ihren Raub an den Rüssel gespießt zwischen den Vorderbeinen mitschleppend. Die Anzahl der Arten ist groß, Meigen zählt am angeführten Orte vier und vierzig europäische, Wiedemann neun und siebenzig außereuropäische auf. Zu leichterer Übersicht theilt sie Meigen in drei Abtheilungen, aus welchen wir einige Arten als Beispiele aufführen wollen.

A. Vorderschienen mit einem Endstachel.

1) D. teutonus *Linné* (*Panzer* Fauna I. nr. 11.). Schwarz; Untergesicht und Flecken der Brustseiten goldfarbig; Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, Fühler und Beine rothgelb, Flügel bräunlich, an den Spitzen dunkler. Acht bis neun Linien lang. In Teutschland, Frankreich, Rußland.

2) D. punctatus *Fabr.* (foemina. *Panzer* l. c. 45. n. 24. Asilus Diadema *id.* mas. *Panzer* l. c. n. 23. Variet. Das. nervosus. *Panz.* 105. n. 9.). Schwarz, der Hinterleib mit weißen Seitenpunkten, das Männchen mit rußigbraunen Flügeln und schwarzen Beinen, das Weibchen mit ziegelrother Binde des Hinterleibs, rostfarbigen Beinen und fast glashellen Flügeln. Die schwarze Farbe dieser Art schimmert an beiden Geschlechtern ins Dunkelviolett und spielt im Sonnenschein mit goldglänzenden Punkten. Bei der angeführten Abänderung sind die Flügel fast farbenlos mit mehr oder weniger braun gesäumten Adern. Zehn bis eilf Linien lang. Nicht selten in der Gegend von Paris, außerdem im südlichen Frankreich, in Italien, im südlichen Teutschland und in Rußland einheimisch.

B. Schienen ohne Endstachel.

3) D. sabaudus, *Fabr.* (*Meig.* l. c. taf. 20. f. 12.). Rostgelb, das Rückenschild mit zwei braunen Linien, der Knebelbart gelb. Acht bis zehn Linien lang, im südlichen Frankreich, auch bei Nizza.

4) D. brevirostris, *Meig.* (foem. Das. armillatus Fallén Diptera suec. Asil. 12, 3. mas. D. longitarsis. ib. 13. 4.). Schwarz, Rückenschild hinten grauhaarig; hinterste Schienen an der Wurzel rothgelb. Vier Linien lang. In Teutschland, bei Stollberg auf Bergwiesen.

C. Unbekannte Abtheilung.

5) D. liburnicus, *Germar.* Schwarz; die Ränder des Rückenschildes rostfarbig mit messinggelbem Schimmer; Hinterleib mit weißlichen Seitenflecken; Beine rostgelb, Schenkel oben schwarz. Neun Linien lang. Italien. (*D. Thon.*)

DASYPROCTA, *Illiger* (Mammalia). Steißthier, Aguti, Acuti (δασύς und πρωκτός). Eine Säugethiergattung aus der Ordnung der Nager, von Linné früher zu Mus, von Erxleben unter Cavia, von Lacépède Aguti, von Fr. Cuvier Chloromys genannt. Früher gab ihm Illiger den Namen Platypyga und Schinz verband damit noch die Gattung Viscaccia (s. unten). Cuvier (règne animal ed. 2. I.) stellt sie zwischen Kerodon und Coelogenys.

Nach demselben haben sie folgende Kennzeichen: Vier Zehen an den vordern, drei an den hintern Füßen; Backzähne $\frac{4 \cdot 4}{4 \cdot 4}$, welche unter einander fast gleich, mit flacher, unregelmäßig gefurchter Krone, im Umkreise rund, die obern am innern, die untern am äußern Rand ausgekerbt.

Die Schneidezähne $\frac{2}{2}$ sind fast in einem Halbzirkel gekrümmt, ihre vordere Seite ist glatt, die Schneide der obern ist keilförmig, die Schärfe derselben steht quer und

*) Balbini Bohemia docta T. II, 249. Adelungs Zus. z. Jöcher.

ist etwas ausgerandet; die untern sind etwas zusammengedrückt, rundlich, die Schneide keilförmig, die Schärfe derselben gerundet. Die Backen- oder Mahlzähne haben einen ganz eigenen Bau. Sie bestehen aus einer Emailröhre, die sich an den mittleren jeder Reihe ein oder zweimal faltet, und zwar bei den untern an der auswendigen, bei den obern an der inwendigen Seite. Diese Emailfalte geht blos bis aufs Zahnfleisch herunter. Unterhalb ist die Röhre bis auf den Grund der Alveola cylindrisch und da horizontal abgestutzt. Auf dieser Abstutzung bemerkt man die stumpfen Enden von vier bis sechs Emailröhren, von denen einige cylindrisch, andere elliptisch sind. So wie nun die Krone des Zahnes sich abnutzt, bemerkt man den Durchschnitt dieser Emailröhren, welche durch ein in der gemeinschaftlichen Röhre enthaltenes Bindungsmittel vereinigt sind, durch welches letztere auch ihre eigene Röhre ausgefüllt ist. So lange die Krone noch nicht abgenutzt ist, stehen quer auf ihr fünf oder sechs Erhöhungen, durch die äußern Emailfalten verursacht. Die Vertiefung außen vor den untern Zahnreihen, wie man sie bei den Cavien findet, ist hier nicht vorhanden. Das Schenkelbein ist so aufgeschwollen wie bei den Cavien. Das Felsenbein enthält, wie bei diesen, eine Höhle, in welcher eine besondere Verlängerung des kleinen Gehirns liegt. Die Querwand der Ethmoidalhöhle ist so groß, als das Hinterhauptloch, aber diese Grube ist weiter als man sie bei den Cavien sieht; die Fortsätze des Ethmoidal- und der Kieferbeine nehmen zwei Drittheile der Länge des Kopfs ein. Das Organ des Geruchs ist nur bei den Schweinen stärker entwickelt als hier. Das Infraorbitalloch ist sehr groß und dient wie bei den meisten Nagern nicht blos zum Durchgang der Infraorbitalnerven, sondern auch ein Theil des Kaumuskels geht hindurch, um sich an die vordere Seite des Kieferbeins anzusetzen. Die Augen sind groß und vorspringend, die Füße schmächtig und mager, die vordern haben 4 deutliche Zehen und statt des Daumens einen kurzen aufgeschwollenen Höcker; die hintern von unverhältnißmäßiger Länge haben nur 3 mit starken Nägeln versehene Zehen. Die Fußwurzel ist nackt und schwielig und erstreckt sich bis etwas auf den hintern Theil des Metatarsus. Der Schwanz ist äußerlich nicht sichtbar oder sehr kurz, er hat nur 5 bis 7 Wirbel. Über die Brüste, deren Zahl nach den Arten verschieden ist, und die sowol an der Brust als am Bauche stehen, wird das Nöthige bei den einzelnen Arten erwähnt werden, ebenso über die Geschlechtstheile. Das Haar ist von sehr verschiedener Länge, vom kurz abgeschnittenen bis auf eine Länge von 3", ist aber bei allen spröde, ganz gerade und geht leicht aus, wie bei den meisten Arten Hirschen.

Diese Thiere leben nicht in der Erde, sondern unter umgestürzten Bäumen und in ihren Höhlen, manchmal sogar wenn diese in ziemlicher Höhe liegen.

Ihr Gesichtssinn scheint nicht sehr entwickelt zu seyn, obgleich die Anatomie noch nicht näher darüber belehrt hat, doch behauptet Azara, daß sie bei der Nacht besser sehen, als am Tage und dann den Hunden leichter entgehen. Ihre Nahrung besteht in mancherlei Gewächsen und Früchten, und sie sollen jährlich nur einmal 3 bis 5 Junge zur Welt bringen. Sie gleichen übrigens im Allgemeinen, nach Lebensart und Fleisch, unsern Hasen und Kaninchen und scheinen die Stelle dieser Thiere auf den Antillen und überhaupt im südlichen Amerika zu vertreten.

Wagler, dem wir eine schöne Auseinandersetzung der Arten dieser Gattung verdanken (Oken Isis 1831. Hft. 6.), hat noch die Bemerkung gemacht, daß bei den Agutis von fast vier zu vier Wochen eine Menstruation Statt findet, wobei sie vieles Blut, ohne Beimischung von Schleim, verlieren. Ob dieser Blutfluß Folge des nicht befriedigten Geschlechtstriebes des von ihm beobachteten, sehr kräftigen Weibchens war, oder ob dieser zur bestimmten Zeit auch beim wilden Thiere erfolgt, wagt er nicht zu bestimmen.

1) D. Aguti, *Linné* (unter Mus! Chloromys Aguti *Desmoulins*, Dict. classiq. d'hist. nat. IV. p. 46. — Dictionaire des sc. nat. mit Abbild. — Prinz von Newied, Beiträge zur Naturgeschichte Brasiliens II. 458. — Rengger, Säugethiere von Paraguay. 259. — Bei den Guaranis in Paraguay Acuti, Cotia oder Cotia an der Ostküste von Brasilien, Mamang-kün bei den Botocuden, Hohiong bei den Camacaes. — *Wagler* l. c. 618).

Die Kennzeichen dieser Art lassen sich nach Wagler, wie folgt, bestimmen. Die Oberseite ist olivengelblich mit schwarz geringelten Haaren, die Haare des Steißes sind röthlich, fein schwarz gesprengt mit weißlicher Wurzel, die Vorder- und Hinterfüße sind schwärzlichbraun; die ganze untere Seite ist vollkommen ockerfarbig mit einer weißlichen Mittelbinde auf der Brust; die Beine sind unten ockerfarben, der Schwanz kegelförmig platt gedrückt 6''' lang; die Schneidezähne sind vorn orangeröthlich.

Die folgende genauere Beschreibung dieses Thieres, in dessen Naturgeschichte so manches aufzuklären war, verdanken wir Rengger.

Der Acuti ist mit geraden, groben, rauh anzufühlenden, etwas glänzenden Borstenhaaren bedeckt, die mit Ausnahme der wenigen 2" langen Schnurrhaare im Gesichte und der Haare an den Extremitäten kurz, an den zwei vordern Drittheilen des Rumpfs Zoll lang, auf dem Kreuz und an den Schenkeln über 3" lang sind. Schnauzenspitze, Kehle, Ohren, Schwanz und Fußsohlen sind unbehaart.

An den Haaren der obern und äußern Theile des Körpers, bis gegen das Fußgelenk hinab, sowie an denen des Bauches, mit Ausnahme der Mittellinie, wechseln 3 bis 4 braune Ringe mit ebenso vielen citronengelben oder auch grünlichgelben ab, und zwar so, daß bald die eine, bald die andere dieser Farben die Spitze derselben einnimmt. Auf dem hintern Theile des Kreuzes gehen die gelben Ringe in lichtbräunlich rothe über, an der untern Seite des Halses, an der Brust und an der innern Seite der Extremitäten bis in die Nähe des Fußgelenkes erscheinen die Haare in ihrer ganzen Länge citronengelb, längs der Mittellinie des Bauches gelblich-

weiß, am untern Ende der Vorderarme und der Beine, sowie auf den Füßen braun. Die Borsten im Gesichte, an Schwanz und Fußsohlen sind schwarz, die nackten Theile des Kopfs bräunlich fleischroth, die Nägel braun. Je nachdem sich das Thier bewegt, seine Haare an den Körper anlegt oder empor richtet, und je nachdem zugleich das Licht auf sie fällt, ändert auch die Farbe der obern und äußern Theile, indem bald die braunen, bald die gelben Ringe mehr zum Vorschein kommen.

Es gibt einige Farbenabänderungen, theils vom Alter, theils von der Jahreszeit, theils von der Individualität abhängig. Beim jungen Thiere sind die Haare am hintern Theile des Kreuzes (Steiß) gewöhnlich nicht bräunlich roth und braun, sondern wie auf dem Rücken citronengelb und braun geringelt. Die dunklere Farbe nehmen sie mit dem ersten, zuweilen erst mit dem zweiten Haarwechsel an, der im Anfang des Winters eintrit. Das schöne Citronengelb der Haare wird während des Sommers blässer, wodurch das Braun mehr vortrit und das Thier im Herbst dunkler erscheint als im Winter. Nicht selten findet man Individuen, bei denen die Mittellinie des Bauches statt gelblich-weiß, röthlich-gelb ist.

Folgende sind die Hauptmaße dieses Thieres, 1″ 6‴ ganze Länge; 3″ 6‴ Länge des Kopfs; 1′ 2″ Länge des Rumpfes; 6‴ Länge des Schwanzes; 9″ vordere Höhe; 11″ hintere Höhe. Mitunter sind Individuen einen Zoll länger. Das Gerippe eines ungefähr 2jährigen Thieres hatte folgende Maße: 3″ 2‴ Länge des Kopfs; 2″ 2‴ Länge des Unterkiefers samt den Schneidezähnen; 1″ 10‴ Länge der Halswirbelsäule; 7″ 3‴ Länge der Rücken- und Lendenwirbel zusammengenommen; 4″ 0‴ Länge des Heiligenbeines und des Schwanzes zusammengenommen; 2″ 6‴ Länge des Oberarmes; 2″ 9‴ Länge des Vorderarmes mit dem Ellenbogenfortsatze; 1″ 10‴ Länge des Vorderfußes mit dem Nagel der zweiten Zehe nach innen; 3″ 3‴ Länge des Beckens; 2″ 9‴ Länge des Schenkels; 3″ 0‴ L. des Beines; 4″ 1‴ L. des Hinterfußes vom Nagel der Mittelzehe an bis ans Ende des Fersenbeines; 3″ 4‴ L. des Brustbeines.

Der Acuti hat in jeder Kinnlade 2 keilförmig zulaufende Schneidezähne und 8 Backenzähne. Die letztern sind halb zusammengesetzt, sie haben eine eigentliche Wurzel, der Schmelz dringt in die Knochensubstanz der Krone von jeder Seite des Zahnes einmal hinein und bildet mit derselben mehre Windungen, oder vielmehr, wie es Rengger lieber ausdrücken will, die Krone besteht aus einer mit Schmelz überzogenen Knochenplatte, welche in mehre Querfalten gelegt ist; zwischen denen sich ein spaltenförmiger, leerer Raum befindet. Ihre Oberfläche zeigt sich daher, wenn der Zahn im Durchbrechen begriffen ist, als ein in einer Schlangenlinie stark gewundener Grat, sowie aber dieser sich abnutzt, wird sie eben und später sogar concav; die leeren Räume zwischen den Windungen erscheinen als dunkele Spalten, die zuletzt, wenn der Zahn bis an die Wurzel abgeschliffen ist, gänzlich verschwinden. Die Backenzähne treten beim Acuti nur langsam hervor, denn erst im dritten Jahre ist sein Gebiß vollständig. Bei einem ungefähr 2jährigen Thiere fand Rengger den stark abgenutzten ersten Backenzahn des Oberkiefers mit drei, denjenigen des Unterkiefers mit zwei auseinander stehenden, dünnen und kurzen Wurzeln versehen, während die zwei folgenden, von denen der hintere noch unter dem Zahnfleisch verborgen lag, nur eine Wurzel hatten, die aber so dick wie die Krone und viereckig war. Er fand später keine Gelegenheit die Wurzeln der ersten Backenzähne bei einem ausgewachsenen Acuti zu untersuchen, glaubt jedoch aus der oben angegebenen Verschiedenheit schließen zu können, daß die vier ersten Backenzähne bei dieser Art ausfallen und durch neue ersetzt werden, was etwa im dritten Altersjahre vor sich gehen möchte.

Dieser Nager hat ein sehr feines, leichtes und gefälliges Aussehen. Der Kopf nähert sich der eiförmigen Gestalt, ist schmal, auf der obern Seite etwas gewölbt; die Schnauze ist nicht sehr stumpf, die Oberlippe gespalten, die Augen sind groß und hervorstehend, die Ohren fast kreisförmig, 1½ Zoll lang und breit, an ihrem obern Rande mit einem schwachen Ausschnitt versehen, die untere Kinnlade ist weit kürzer als die obere, der Hals schlank nach oben gebogen, der Rumpf an der Brust schmal, auf dem Kreuze breit. Der Schwanz erscheint blos als eine hornähnliche Hervorragung. Die Extremitäten sind fein gebaut, an den vordern finden sich vier Zehen und statt des Daumens, der nur im Gerippe sichtbar ist, eine Warze, an den hintern blos drei Zehen, die Krallen sind breit und seitwärts gewölbt, der Länge nach aber nur wenig gebogen. Das männliche Thier trägt in seiner Ruthe zwei knorpelartige, weiße, völlig runde, etwa einen halben Zoll lange Stacheln, auch äußerlich bemerkt man noch an jeder Seite der Ruthe eine knochige Lamelle, deren äußerer Rand sägeförmig eingeschnitten ist; die Eichel ist mit harten, spitzigen, nach hinten gerichteten Wärzchen besetzt. Der Acuti bewohnt ganz Paraguay und Brasilien. Von dessen Lebensart im freien Zustande, sagt Rengger, sei ihm nur wenig bekannt, da es beinahe unmöglich sei, ein so furchtsames und so flüchtiges Thier, das überdies mehr bei Nacht als bei Tag umherstreift, näher zu beobachten. Er hält sich vorzüglich in trockenen und hochgelegenen Wäldern auf; das freie Feld und sumpfige Gegenden besucht er nicht. Den größten Theil des Tages bringt er in seinem Lager zu, das er sich in einem hohlen Stamme oder unter den verschlungenen Wurzeln eines Baumes aus dürrem Laub und Grase bereitet. Einige Zeit vor Sonnenuntergang verläßt er dasselbe und geht seiner Nahrung nach; ist die Witterung schön, so verweilt er die ganze Nacht auf seinen Streifereien, sonst aber kehrt er schon vor Mitternacht zu seinem Lager zurück. In ganz unbewohnten Gegenden sieht man auch bei hellem Tage ihn in den Wäldern herumlaufen. Er hat die Gewohnheit, seinen Aufenthaltsort mehrentheils auf dem nämlichen Wege zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, wodurch ein gebahnter, schmaler, oft über eine halbe Stunde langer Fußsteig entsteht, welcher das Lager des Thieres verräth. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied sind die Acutis sehr schnelle gewandte Thierchen, und ihr Lauf ist pfeilschnell, besonders geradeaus. Nach demselben Reisenden ist ihre Stim-

me ein kurzer sehr lauter Pfiff, der öfters wiederholt wird, besonders wenn man sie plötzlich erschreckt.

Die Nahrung des Acuti besteht aus Kräutern, Blumen, Samen und Früchten. In angebaueten Gegenden besucht er auch die Zuckerrohrpflanzungen und die Gemüsegärten, richtet aber darin nie viel Schaden an. Er lebt im Sommer und im Herbst allein, im Winter und im Frühling paarweise, nie aber versammelt er sich in großen Gesellschaften. Das Weibchen wirft im Anfange des Frühjahres, d. h. im Weinmonat, zwei, höchstens drei Junge, die es während mehrer Wochen säugt und, wenn sie fressen können, noch einige Zeit beim Aufsuchen der Nahrung mit sich führt.

Der Acuti wird, jung eingefangen und sorgsam aufgezogen, beinahe zum Hausthiere. Rengger selbst besaß einige Individuen, die frei herumliefen, ohne daß sie deshalb entflohen wären. Sogar mitten in großen Wäldern, ihrem natürlichen Aufenthaltsorte, entweichen sie nicht, wenn sie einmal gezähmt sind. So sah dieser Reisende in den Waldungen des nördlichen Paraguay bei der Hütte einiger wildlebenden Guaranis zwei zahme Acutis, welche den Morgen und den Abend im Walde, den Mittag und die Nacht bei den Indianern zubrachten. Es ist aber nicht sowol die Anhänglichkeit an den Menschen, als die Angewöhnung an ihren Aufenthaltsort, welche in ihnen den Hang zur Freiheit unterdrückt. Sie sind dem Menschen nur wenig ergeben, unterscheiden ihren Wärter keineswegs von andern Personen, gehorchen nur selten seinem Rufe und suchen ihn gewöhnlich nur dann auf, wenn sie der Hunger drängt; auch lassen sie sich ungern von ihm berühren. Sie dulden keinen Zwang, leben ganz nach ihrem eignen Willen und können höchstens dazu abgerichtet werden, zu gewissen Stunden ihre Nahrung an einer bestimmten Stelle aufzusuchen. Übrigens verändern sie im häuslichen Zustande ihre Lebensart in so weit, daß sie mehr bei Tage herumlaufen und bei Nacht ausruhen. Gewöhnlich wählen sie irgend einen dunkeln Winkel des Hauses zu ihrem Lager und polstern dasselbe mit Stroh oder Blättern aus, zuweilen aber auch mit seidenen Frauenzimmerschuhen, Schnupftüchern, Strümpfen etc., die sie in kleine Stücke zernagen. Sonst richten sie mit ihren Zähnen nur wenig Schaden an, außer wenn man sie einschließt, wo sie dann aus Langerweile alles zerstören, was für ihr Gebiß nicht zu hart ist. Ihre Bewegungen sind sehr leicht, sie gehen entweder im langsamen Schritte, wobei sie blos mit den Zehen auftreten, oder sie laufen im gestreckten Galopp und machen zuweilen Sprünge, die an Weite denen unseres gemeinen Hasen nicht viel nachgeben. Unter ihren Sinnen scheint der Geruchssinn der stärkste zu seyn, denn sie wittern schon auf große Entfernung riechende Gegenstände. Auf ihn folgt das Gehör, dessen innere Organe sehr ausgebildet sind. Ihr Gesicht hingegen ist sowol bei Tage als bei Nacht schwach, überdies ist die Stellung der Augen bei ihnen so, daß das Thier Gegenstände, die gerade vor ihm liegen, nicht leicht sehen kann. Außer dem angegebenen Pfiff lassen sie zuweilen einen knurrenden Ton hören, aber nur ganz leise, wenn sie an einem verborgenen Orte irgend etwas zernagen. Werden sie in Zorn oder auch in große Furcht gesetzt, so sträuben sie ihre Rückenhaare, und es fällt ihnen dann, wie schon Azara bemerkt hat, nicht selten ein Theil derselben aus.

Man ernährt sie mit allem, was im Hause gegessen wird, sie lieben aber das Fleisch lange nicht so, wie Azara angibt, sondern fressen dasselbe blos in Ermangelung anderer Nahrung. Eine ihrer Lieblingsspeisen hingegen sind die Rosen; sowie eine dieser Blumen in ihre Wohnung gebracht wird, wittern sie solche auf der Stelle und suchen sie auf. Ihre Nahrung ergreifen sie gewöhnlich erst mit den Schneidezähnen und nehmen sie dann zwischen die beiden Daumenwarzen der Vorderfüße, indem sie sich zugleich, wie das Eichhorn, auf die Hinterfüße setzen. Zuweilen fressen sie auch in einer kauernden Stellung, besonders wenn sie entweder ganz kleine oder große Bissen vor sich haben. Rengger sah sie nie trinken, jedoch sollen sie nach von Dr. Parlet ihm mitgetheilten Beobachtungen das Wasser lappend zu sich nehmen. Der nämliche Arzt besaß ein Paar zahme Acutis, die sich während des Winters begatteten. Das Weibchen wich lange dem nachjagenden Männchen aus und biß sogar nach demselben, endlich ging die Begattung und zwar bei Nacht und unter Geschrei vor sich. Nach 6 Wochen warf das Weibchen zwei todte, nicht ganz ausgebildete Junge.

Die Haut des Acuti wird in Paraguay nicht gebraucht, und sein Fleisch, von dem man öfters muß gegessen haben, um es schmackhaft zu finden, mehrentheils nur von den Indianern benutzt. Gegen diese Angabe Renggers behauptet der Prinz von Neuwied, daß es sehr wohlschmeckend, zart und weiß sei. Man fängt ihn gewöhnlich in Fallen oder mit dünnen Reisern bedeckten Gruben, welche die Jäger auf den erwähnten Fußwegen herrichten. Nur zufälliger Weise kann man ihn schießen, denn sowie ihn die Hunde verfolgen, versteckt er sich im ersten besten Loche, in einem Baume oder im Boden. Aus diesem Schlupfwinkel wird er alsdann entweder herausgegraben, oder durch Rauch herausgetrieben.

Unter den Thieren sind die verschiedenen größern Katzenarten und die beiden wilden Hunde in Paraguay seine gefährlichsten Feinde.

Zusatz. Die von Lichtenstein (Doubletten des Berl. Museums. 8.) nur sehr kurz diagnosirte D. Azarae, welche Azara's Acuti seyn, aber von D. Aguti Auctorum differiren soll, ist mit vorstehendem entweder identisch oder eigner Art, was noch zu ermitteln.

2) D. croconota, *Wagler* (l. c. 618).

Der Rücken, der Steiß und die Schenkel sind glänzend, rostsaffranfarben, einfärbig, die Haare an der Wurzel röthlichgelb, eine Binde auf der untern Seite des Körpers vom Anfang der Brust bis zum After und die innere Seite der Schenkel sind ganz weiß, Kopf und Hals oben, der obere Rücken und die Seiten des Oberbauches sind kastanienbräunlich, jedoch, je nachdem das Licht darauf fällt, bald mehr ins Olivenfarbige, bald mehr ins Gelbliche fallend, glänzend, die Haare schwarz gewellt, der Schwanz ist rund, ganz kurz, nur vier Linien lang, die Vorderzähne sind durchaus schneeweiß.

Der ganze Habitus ist der der vorigen Art, doch ist

die Schnauze schwächer, etwas gebogen; die Haare an der Gurgel stehen mehr oder weniger nach vorn und hinten aufrecht, wodurch eine Art Halsband entsteht; die fleischfarbenen Ohren haben einen breiten, dunkleren, mit wenigen sehr kurzen Haaren besetzten Rand. Lippen und Kinn sind mit wenigen weißen Haaren besetzt, Hinter- und Vorderfüße sind schwarzbräunlich; der Schwanz ist wie bei der vorigen Art nackt, ebenso die Sohlen der Vorder- und Hinterfüße, welche tief schwarz sind; die Klauen sind hornbraun, kürzer und zusammengedrückter; die Schnurrhaare kürzer, schwarz und viel schwächer als bei der vorigen Art; die Haare des Hinterkopfes und des Nackens sind kaum länger als die auf dem Rücken. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 17¾ Zoll.

Eine ausgezeichnet schöne, leicht erkennbare Art! Die rothe Farbe nimt die ganze obere Hälfte der Körperlänge an Raum ein und dringt von beiden Seiten allmälig in etwas schiefer Richtung in die gemischten Haare des vordern Rumpftheiles ein. Von oben betrachtet haben die gemischten Haare des Rückens einen schönen Stahl-, die rothen einen starken Glasglanz. Das Vaterland ist Brasilien; von Spix brachte das Thier vom Amazonenfluß mit für das Münchener Museum.

3) D. prymnolopha *Wagler* (l. c. 629).

Die Seiten des Halses und Rumpfes sind strohfarben, die Haare schwarz gesprenkelt, die Haare des Kopfes, des Rückens und der Seiten des Steißes sind rothgelb, an den letztern Theilen wenig, auf dem Rücken häufiger und breiter gesprenkelt; auf dem Hinterkopf oberhalb des Nackens steht ein gerader Büschel kohlschwarzer Haare, ein ähnlicher sehr langer hängt in der Mitte des Steißes über den After herab. Die Schenkel sind oben rothgelb; Vorder- und Hinterfüße bräunlich, rothgelb gesprenkelt, die Gurgel und die untere Seite des Körpers sind strohgelb, in der Mitte des Unterleibes läuft eine weiße Längsbinde; der Schwanz ist stark, platt, kegelförmig, oben gewölbt, 10‴ lang, die Schneidezähne sind vorn orangekastanienbraun. Der Habitus ist der der vorigen Arten. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 18″, der Kopf mißt 4″, 6‴. Die Schnauze ist oben gerade, an der Spitze etwas breit und stumpf; die Haare des Kopfbüschels sind an der Wurzel graulich, die des Steißbüschels, welcher fast wie ein Pferdeschwanz vorsteht, an der Wurzel strohgelb. Dieser letztere Büschel ist seitlich zusammengedrückt, ungefähr 1½″ breit, 6½″ lang und hängt bogenförmig herab; unter ihm steht ein ähnlicher, doch viel kürzerer Büschel aus strohgelben, an der Spitze schwärzlichen Haaren bestehend. Der Schwanz ist breit und stärker als an irgend einer andern Art, oben gewölbt, unten flach und daselbst mit einer nackten, gleichsam hornartigen Haut überzogen; die Vorder- und Hinterfüße sind schwärzlich fleischfarben; die Klauen hornfarben, länger als an andern Arten, an den Vorderfüßen kürzer und schwächer, an den hintern viel breiter, glatt gewölbt. Die Schnurrhaare sind schwach. Das Vaterland ist Guiana.

4) D. cristata, *Geoffroy* (Chloromys cristata *Desmoulins*, Diction. classique d'hist. nat. IV. 46. — Cavia cristata *Geoffroy*, *Desmarest*. — Cavia Agouti? *Herrmann* Observat. zool. p. 52. — Ménagerie du Musée etc. fasc. 5. t. 3. Weibchen, als Aguti benannt).

Schwärzlich mit Braun gesprenkelt, der Bauch braun, die Haare des Hinterkopfes in einen Kamm aufgerichtet und so wie die des Steißes sehr lang; die Ohren kurz, der Schwanz sehr kurz. — Die Schnauze nicht, wie beim Aguti, dem diese Art übrigens sehr ähnlich ist, gebogen, sondern gerade. — Vaterland Surinam.

5) D. Acachi, *Erxleben* (Cavia Acachi *Aust.* — *Buffon* Supplem. IV. t. 36. — *Guérin* Iconographie du règne animal, mammifères. t. 32. fig. 2.).

Braun, gelb gesprenkelt, Steiß schwärzlich, Bauch roth (oder rothgelb), Hinterkopf ohne Kamm, Ohren kurz, Schwanz schwach, etwas verlängert, sechs Brüste (?). — Nur so groß als ein junges Kaninchen — Fuß lang. — In den Wäldern Guiana's einheimisch.

6) D. exilis, *Wagler* (l. c. p. 621).

Dieses Thier unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen: die ganze Oberseite ist kastanienbräunlich, alle Haare schwarz gewellt, im Nacken steht eine doppelte rothe Binde; Gurgel und Unterseite sind gelbroth, die letztere mit einer weißen Längsbinde; der Schwanz fehlt; die Schneidezähne sind vorn gelblich.

Kaum größer als eine Wanderratte (Mus decumanus), ein sehr schlankes, zart gebauetes Thierchen, die Ohren ziemlich groß, nackt, am Rande mit kaum sichtbaren kurzen Haaren besetzt, die Schläfe und Seiten des Halses mit einfarbigen, blaß zimmetfarbigen Haaren besetzt; im Nacken steht auf jeder Seite eine orangerothe, einfarbige Längsbinde, und die Haare sind da länger als am übrigen Hals, die Schnurrhaare sind stark, sehr lang, zum Theil länger als der Kopf, tief schwarz, auch stehen zwei oder drei am Auge; die Vorder- und Hinterbeine sind sparsam mit sehr kurzen röthlichen, mehr oder wenig schwärzlich besprenkelten Haaren besetzt; die Krallen der Vorder- und Hinterfüße sind pfriemenförmig, von Farbe bräunlichgelb, die Haare des Steißes sind um die Hälfte und mehr länger, als die des übrigen Rückens, die Haare sind überhaupt zarter und weicher, als die der Gattungsverwandten, mit Ausnahme der obigen zweiten Art. Ein Schwanz ist nicht zu bemerken. Die Vorder- und Hinterfüße sind nackt und schwarzbraun; statt des Daumens steht an den Vorderfüßen nur eine pfriemenförmige, nach unten gerichtete Kralle, indem das Daumenglied selbst unter der Haut verborgen ist. Die Länge beträgt von der Nasenspitze bis an das Körperende 9½″; der Kopf mißt 2″.

Wagler hat sich durch die zum Theil schon concaven Backenzähne, durch die sehr harten, an der Spitze gänzlich knorpelfreien Fuß- und Zehenknochen rc. überzeugt, daß dieses Thier keineswegs etwa nur eine jugendliche Altersverschiedenheit sei, sondern wenigstens zwei Jahr alt seyn müsse.

7) D. patagonica, *Pennant* (Quadrup. pl. 39. Cavia. — Lièvres du port Désiré. *Narborough* Voy. to the streight of Magellan. p. 33. — Lièvre Pampa *Azara* l. c. II. p. 51. — Mara magellanica, Lesson

Centuria zoologique. p. 113. t. 42. beste Abbildung!) der Pampashase.

Dieses in neuerer Zeit öfters von den in Südamerika Reisenden erwähnte Thier ist dort noch ziemlich unbekannt gewesen. Lesson führt dasselbe unter dem gedachten neuen Gattungsnamen an, ohne die Gattung näher zu charakterisiren. Wir folgen ihm in nachstehender Schilderung. Dieses kleine Säugethier der Pampas von Patagonien, welches auch in den kältern Gegenden des südlichen Amerika lebt, ist von der Größe des gemeinen europäischen Hasens. Es unterscheidet sich von den Cavien durch die Gestalt des Kopfes, durch die Länge der Ohren, durch die schmächtigen, ziemlich langen und gleich hohen Beine, welche wie bei den Aguti's nur drei Zehen an den hintern und vier an den vordern Füßen haben. Die Zehen der Vorderfüße sind sehr klein und kurz, doch die mittlern viel länger als die äußern. Die Zehen an den Hinterfüßen sind von mittlerer Länge, die mittelste am längsten. Die Krallen sind dreieckig, und die Haare, welche die Extremitäten bedecken, gehen blos bis an die Wurzel derselben. Der Pelz dieses Thieres ist sanft, seidenartig, sehr dicht, auf dem Rücken und auf der obern Seite der Gliedmaßen braun, auf den Seiten sind die Haare weiß und hellrostroth geringelt, ebenso am Hals, auf den Wangen und an der hintern Seite der Extremitäten, wodurch diese Theile gelbzimmetfarben oder gelbbraun erscheinen. Die Haare der untern Körperseite und an der innern Seite der Glieder sind weiß. Man bemerkt unter den langen Seitenhaaren des Körpers keine Wollhaare. Ein violettschwarzer Fleck nimt die ganze Hüftengegend am Ende des Rückens ein, indessen die ganze Steißgegend unter demselben rein weiß ist. Die Haare an diesen Stellen sind bei weitem länger als alle übrigen. Eine Spur eines nackten Schwanzes ist zu bemerken. Am Kopfe stehen schwarze glänzende Schnurrhaare. Die breiten spitzigen Ohren sind mit Haaren eingefaßt, die an ihrer Spitze einen schwachen pinselartigen Büschel bilden. Die Eingebornen an der Küste der magellanischen Meerenge nennen dies Thier Mara, über dessen Sitten und Lebensweise, sowie über den Zahnbau noch Aufklärung zu wünschen ist *). Dieser Mara ist der Pampashase der Creolen von Buenos-Ayres, und die eben gegebene Beschreibung gründet sich auf ein schlecht erhaltenes Exemplar im Museum **).

*) Wir setzen die eigenen Worte Lessons, die wir eben abkürzten, hieher, da es nach ihnen scheint, als wolle er dies Thier sogar den Zahnlosen (!) beigesellen. „Tout porte à croire, que les voyageurs français qui explorent l'Amérique méridionale, nous donneront des renseignemens complets sur ce singulier et curieux édenté (!!), qu'on laisse parmi les Agoutis, faute de details suffisans pour l'en retirer; car il s'en éloigne par tous ses caractéres exterieures (was der Augenschein widerlegt!), bien que la forme et le nombre de ses molaires soient inconnues." **) Dennoch tadelt Lesson die früher in Nachträgen zu Buffon von ihm (doch wol nach demselben Exemplar?) gelieferte Abbildung und deutet stillschweigend an, namentlich in dem Nachtrag zu seiner Centurie, daß die hier gelieferte Abbildung — doch wol eben nach demselben Exemplar gefertigt? — eine gute sei!

Die weiter folgenden Notizen sind aus Azara entlehnt. Männchen und Weibchen leben vereinigt und laufen zusammen ziemlich schnell, werden aber leicht müde, sodaß sie der Jäger zu Pferde leicht erreichen kann. Sie schreien in der Nacht und sehr stark, wenn sie gefangen werden o, o, o, y. — Die Indianer essen ihr Fleisch. Jung lassen sie sich zähmen. Die ganze Länge beträgt 2′, 6″; die des Schwanzes 1″, 6‴; er ist dick, haarlos und hart wie Holz. Die längste Kralle der Vorderfüße 6‴ lang, schwarz, spitzig, stark, zum Graben eingerichtet; an den Ohrenspitzen steht ein Büschel verlängerter Haare. In den Weichen stehen zwei Brüste, zwei andere weiter vorn. Das Weibchen scheint zwei Junge zu werfen.

Zusatz. Noch sind zwei zweifelhafte Arten zu erwähnen. — Cavia leporina *Erxleben*, welche vielleicht zu Aguti gehört, und die von Fr. Cuvier nur genannte Chloromys carolinensis. (*D. Thon.*)

DASYPUS *Linné* (Mammalia, δασύπους, Name des Hasens und Kaninchens), Gürtelthier, Armadill, Tatu, Panzerthier, Schildferkel. Eine Gattung Säugethiere, welche Linné in seine Ordnung Bruta, Illiger in die Ordnung Effodientia, Familie cingulata, und Cuvier unter die Zahnlosen (edentata im engern Sinne) stellt, Storr nennt die Gattung Cataphractus, Klein Tatu, Brisson Armadillo. Illiger sonderte daraus die Gattung Tolypeutes, Friedrich Cuvier trennte sie in die Gattungen Priodontes und Tatusca, Georg Cuvier in die subgenera Cachicame, Apar, Encoubert, Cabassou und Priodontes (règne animal. ed. II. tom. I.), auch rechnet er als sechstes Chlamyphorus (s. dies. Artikel) dazu.

Das Hauptkennzeichen dieser Thiere ist ein knochenharter, schuppiger Körper, welcher aus gleichen und ähnlichen, mosaikartig zusammengesetzten Schilden besteht, welche den Kopf, den Rumpf und zum Theil auch den Schwanz bedecken. Auf der Stirn steht ein großer Schild, ein zweiter sehr großer und gewölbter Panzer auf den Schultern; ein ähnlicher auf den Hüften, und zwischen beiden befinden sich mehre bewegliche, parallele Querstreifen, wodurch die Bewegung des Körpers möglich gemacht wird. Haare finden sich nur wenige zwischen den Schilden und an von diesen nicht bedeckten Theilen des Körpers.

Nach dem Zahnbau würden diese Thiere eigentlich in verschiedene Ordnungen gehören, denn der Charakter der zahnlosen Säugethiere besteht streng genommen in dem Mangel der Schneidezähne; indessen ist eine Art allerdings mit Schneidezähnen versehen, jedoch in ihrem ganzen übrigen Bau den andern so ähnlich, daß man durch eine Trennung sie unnatürlich zerreißen würde. Indessen kann man sich dieses und einiger andern Kennzeichen bedienen, um die Gattung selbst in Unterabtheilungen zu bringen.

Diese Thiere finden sich von verschiedener Größe, von der eines Igels bis zu der eines Dachses. Es sind im Allgemeinen plumpe, niedrig auf den Beinen stehende Thiere, deren Vorderfüße mit vier oder fünf

Zehen und sehr starken Grabklauen versehen, besonders zum Eingraben in die Erde eingerichtet sind. Ihr Kopf ist ziemlich klein, die Schnauze mehr oder weniger in die Länge gezogen, der Kopf selbst oben platt, die Augen sind klein und stehen seitlich, die ziemlich langen Ohren gleichen Schweineohren, sind spitz und beweglich, der Mund hat nur eine kleine Öffnung. Der Scheitel ist mit einem Schilde bedeckt, welches mehr oder weniger über die Augenbogen vorragt und manchmal die Augenlieder wie mit einem Kranze einfaßt, auf dem Hinterkopf stehen oft ein oder zwei Reihen ähnlicher Schilde von mehr länglicher Gestalt, die eine Art Kranz bilden. Der Hals ist immer kurz und manchmal mit einigen Schildreihen bedeckt, die Schultern sind breit, mehr oder weniger gerundet, und auf ihnen ruht ein größerer, vorn halbmondförmig ausgerandeter Panzer, welcher hinten gerade abgestutzt und an den Seiten zugerundet ist. Er wird durch eine Menge knochiger Schildchen, die nach Form und Lage symmetrisch sind und welche die allgemeine Epidermis überzieht, gebildet. Sie stehen in der Regel in Querreihen, und jedes von ihnen diente offenbar als Basis eines Haares, welches jedoch, schnell genug abgenutzt, verschwindet. Hinter dem Schulterpanzer sieht man mehre Querreihen, ebenfalls aus Schilden zusammengesetzt, und diese Binden sind durch schmale Zwischenräume, in denen eine nackte biegsame Haut steht, von einander getrennt. Die Zahl dieser Binden steigt von drei auf zwölf, ist aber nicht, wie man sonst wol glaubte, bei allen Individuen einer Art gleich, kann deshalb auch nicht als Unterscheidungskennzeichen der Arten benutzt werden. Die Lendengegend bis an den Schwanz nebst dem obern Theile der Schenkel ist mit einem ähnlichen Schildpanzer, wie die Schultern bedeckt, sein vorderer Rand ist der größte und gerade, quer nach der Achse des Körpers abgeschnitten, an den Seiten und nach hinten ist er zugerundet und hat in der Mitte eine Ausrandung für den Schwanz. Der Schwanz, meist lang und kegelförmig, ist bald ebenfalls mit Knochenplatten bedeckt, welche häufig Ringe bilden, theils nur mit Knöchen besetzt, wie man solche an den Beinern findet. Die Haut des Bauches ist sehr dick, ohne Schilde und Schuppen, aber sparsam mit langen, harten, den Schweinsborsten ähnlichen Haaren besetzt. Solche Haare stehen auch an den Schenkeln, an den Schienbeinen und den vordern Extremitäten. Die Anzahl der Zehen, deren Klauen mehr oder weniger stark sind, ist nicht gleich, doch finden sich beständig an den Hinterfüßen fünf, an den Vorderfüßen bald fünf, bald nur vier. Sie sind fast bis an die Spitze verwachsen. Auch die Zahl der Brüste ist verschieden, indem sich bald nur zwei Bauchbrüste, bald außer diesen noch zwei Brustbrüste finden. Die Ruthe der Männchen ist zwar sehr sichtbar, die Hoden liegen aber im Innern des Körpers verborgen.

Was den innern Bau betrifft, der in vielfacher Hinsicht merkwürdig ist, so beginnen wir dessen Schilderung mit dem Bau der Zähne. Da aber dieser in mehrfacher Beziehung mit denen der Faulthiere übereintrifft, so können wir nicht umhin, den Zahnbau der letztern dabei etwas mit zu berücksichtigen.

Bei den Gürtelthieren sowol als bei den Faulthieren haben die beiden möglichen Bewegungen des Unterkiefers, nämlich die senkrechte und horizontale, wie überall einen Einfluß auf die Form der Zähne. Diese Zähne sind alle cylindrisch, oder haben doch so ziemlich diese Gestalt ihrer Länge nach. Konisch sind sie nur an der Spitze und zwar auch nur so lange, als sie nicht abgenutzt sind, dabei haben sie keine Wurzel, wie die Schneidezähne der Nager, und ein permanentes Wachsthum. Sie müßten sich also am freien Ende, wie bei den Wiederkäuern und Nagern abnutzen, indem bei den Gürtel- und Faulthieren der Unterkiefer ebenso gut eine freie horizontale Bewegung hat als bei jenen. Betrachtet man nun die Durchschnittsgestalt dieser Zähne, so ergibt sich leicht, daß bei einem Gleiten des Unterkiefers nach vorn die obern und untern Reihen insofern einander rinnenförmig aushöhlen, als beide nicht von gleicher Breite sind, die schmälern also eine Rinne in den breitern bilden würden. Dieser Fall tritt auch allerdings unter den Faulthieren bei den Aï ein, bei dem der Gelenkkopf des Unterkiefers auf ähnliche Weise wie bei den Nagethieren gebaut ist, weshalb denn auch die Hauptbewegung des Kiefers nach vorne geht. Bei dem Unau hingegen ist diese letztere Bewegung sehr beschränkt, dagegen die Querbewegung vorherrschend, weshalb bei demselben auch die Zähne sich in einer ebenen Fläche, wie bei den Wiederkäuern, abnutzen. Unter den Gürtelthieren zeigt das Riesengürtelthier gegen die übrigen dieselbe Abweichung, wie der Aï gegen den Unau. Der Gelenkkopf des Unterkiefers läuft nämlich in einer der Länge nach so schmal ausgehöhlten Gelenkhöhle, wie man sie bei keinem Nager antrifft, so daß nicht die geringste Seitenbewegung möglich ist, und die Zahnreihen, so schmal sie auch sind, dicht aneinander herabgleiten und sich also in einer vollkommenen Fläche abnutzen (*Cuvier* Ossemens fossiles. V. t. II. 1. 2. 3.). Bei den andern Gürtelthieren dagegen ist das Gelenk ungefähr wie bei den Wiederkäuern gebildet, und es sind Seitenbewegungen vorhanden. Da aber die Form des Baues cylindrisch, das Email folglich zirkelförmig ist, so findet die Abnutzung auf allen Punkten der Oberfläche gleichmäßig Statt, und die durch sie entstehende Schneide genügt für die Art der Nahrung, welche diese Thiere zu sich nehmen. Was die Zahl und Stellung der Zähne betrifft, so wird davon bei den einzelnen Unterabtheilungen und Arten die Rede seyn. Die Zunge ist ziemlich, auch stark ausdehnbar, mit Papillen besetzt. — Was weiter den innern Bau betrifft, so führen wir über die hauptsächlichsten Verschiedenheiten desselben folgendes an. Am Skelett ist das Kreuzbein, wie überhaupt bei den Zahnlosen, sehr breit und lang, hier aber, wenn man alle erwachsenen Wirbel dazu rechnet, am größten. Alle mit dem Sitzbein sich verbindenden Wirbel verwachsen unter einander mit denen, die sich an das Hüftbein setzen und dürften daher vielleicht, wie Meckel (vergleichende Anatomie. II, 2. p. 262) mein

wirbe zum Heiligenbein zu zählen seyn. Die vordern Gelenkfortsätze der Lendenwirbel sind sehr stark nach oben und vorn verlängert und beträchtlich größer als die Dornen. Die Querfortsätze der Halswirbel sind vom zweiten in der Regel bis zum sechsten mit den Körpern und Bögen verwachsen, hinsichtlich der Verknöcherungsweise des ersten Halswirbels fand derselbe Anatom zwei ansehnliche, gleich große, fast symmetrisch liegende Knochenkerne. Die erste Rippe ist besonders gegen ihr unteres Ende sehr breit und deshalb fast völlig dreieckig, die übrigen sind fast ungefähr gleich breit, und ihr hinterer Rand springt in dem größten innern Theil ihrer Länge so bedeutend nach außen vor, daß dadurch an der äußern Fläche eine tiefe, von dem Wirbelende bis gegen das Brustbeinende verlaufende Rinne gebildet wird. Die Verbindung der Rippen mit dem Brustbein ist schon im frühern Lebensalter vollkommen knöchern, nach dem Typus der Vögel und Amphibien. Die fünfzehigen Gürtelthiere haben die verhältnißmäßig längste Ellenbogenröhre, indem sie doppelt so lang als die Speiche ist. In Betreff der Knochen der Handwurzel bieten die Gürtelthiere sehr große und zum Theil merkwürdige Verschiedenheiten dar. (Meckel a. a. O. p. 440.) Die vierfingerigen haben die gewöhnlichen acht Knochen, wovon das Erbsenbein klein ist. Anders verhalten sich die fünffingerigen. Dasypus [illegible] hat ein weit größeres Erbsenbein, das große dreieckige Bein drängt das Hakenbein nach innen und erreicht den fünften Mittelhandknochen, die beiden vieleckigen Beine sind verschmolzen, am äußern Rande liegt ein kleiner überzähliger [illegible]

[illegible]

mäßig breiter, kürzer, stumpfer und gerader, [illegible] hinten an den Seiten schwache Spuren von [illegible] scheiden. Die verschiedenen Zehen sind viel [illegible] verschieden als die Finger (die Zehen des [illegible] Wie alle Zahnlosen haben auch die Gürtelthiere ein [illegible] großes Siebbein ohne Jochfortsatz, dessen [illegible] Augenhöhlentheil unter einem stumpfen Winkel [illegible] lig in einander übergehen. Das Siebbein ist, wie [illegible] stark entwickelt. Das Zwischenkieferbein, zwar [illegible] haupt bei den Zahnlosen, bei den Gürtelthieren [illegible] doch unter diesen bei den [illegible], oberer und [illegible] ten, indem sich ein kurzer, aber breiter, [illegible] Ast vorfindet. — Der D[illegible] kleiner, dünner, unterer Ast [illegible] sehr lang und [illegible] kanal ist bei den Gürtelthieren [illegible] Mund [illegible] hältniß zu der Entfernung zwischen [illegible] Der dicke Darm [illegible] zwischen 8 und 9 zu 1. Der dicke Darm [illegible] der Länge des dünnen und ist durch eine quere K[illegible] von demselben getrennt. Die Milz ist im Verh[illegible] zu dem einfachen rundlichen Magen sehr groß[illegible] Blinddärme fehlen. Näheres bei einzelnen Arten [illegible]

Was die Verbreitung der Gürtelthiere [illegible] so finden sie sich nirgends als in den heißen und [illegible] sigten Gegenden des mittägigen Amerika, nam[illegible] in Neuspanien, Guiana, Brasilien, Paragu[illegible] Chili. Hinsichtlich ihres Aufenthaltes an sich [illegible] nen sie nach Rengger, der in der neuern Zeit [illegible] nauesten Beobachtungen über diese Thiere in P[illegible] anstellte, theils die offenen Felder, theils die [illegible] und den Saum der Waldungen; im Innern [illegible] der kommen sie nicht vor. Sie leben in kei[illegible] bestimmten Reviere und ändern öfters ihr [illegible] Dieses besteht in einer gangförmigen, vier [illegible] Fuß langen Höhle, welche sie mit ihren stark[illegible] in die Erde graben. Ein solcher unterirdi[illegible] bildet gewöhnlich mit der Oberfläche des B[illegible] dem er in die Tiefe geht, einen schiefen W[illegible] Mündung ist kreisförmig und hat, je nach [illegible] des Thieres, einen Durchmesser von 9 Zoll [illegible] gegen sein blindes Ende zu wird er immer br[illegible] sich das Thier im Grunde desselben beque[illegible] kann; seine Richtung ist bald gerade, [illegible] Mitte weg auf die eine oder andere S[illegible] In diesen Höhlen bringen die Gürtelthi[illegible] Zeit zu, die sie nicht zum Aufsuchen ihrer [illegible] wenden. In den Waldungen geben sie [illegible] sonders wenn der Himmel bewölkt ist, [illegible] in bewohnten Gegenden aber trifft man [illegible] nur mit einbrechender Dämmerung und [illegible] sie kehren, wie gesagt, nicht immer zu [illegible] Höhle zurück, sondern graben sich [illegible] oft jede Nacht, eine neue, sei es, daß [illegible] frühern nicht mehr finden, oder durch [illegible] thiere davon verscheucht werden, oder an [illegible] wahrscheinlichste ist, daß sie einen Theil [illegible] aus der Erde hervorsuchen und zu dem [illegible] schöpften Boden gegen einen frischen [illegible]

*) Das Folgende aus Renggers Na[illegible] Gebiete von Paraguay.

legen nämlich, wie schon Azara bemerkt hat, ihren Bau vorzugsweise am Fuße von Termitenhügeln und Ameisenhaufen an und untergraben dieselben, wodurch viele von diesen, wie man bei zahmen Gürtelthieren bemerkt, ihrem Geschmacke sehr zusagenden Insekten in ihre Höhle hinabfallen und ihnen zur Beute werden.

Außerdem besteht ihre Nahrung vornehmlich aus Käfern und deren Larven, aus Raupen, Heuschrecken und andern Insekten, sowie auch aus Erdwürmern. Rengger sah öfters einen Dasypus novemcinctus, welcher mit einigen Pferden in einem Hofe eingeschlossen war, zu, wie er die Mistkäfer, die sich in die Erde eingegraben hatten, herausscharrte, oder beim Regenwetter die hervorkriechenden Regenwürmer aufsuchte und verzehrte. Daß sie kleine Vögel, die auf der Erde nisten, Eidechsen, Kröten und Schlangen fräßen, wie Azara angibt, ist ein Irrthum; eingeschlossene Gürtelthiere wenigstens berühren diese Thiere nicht, auch ist ihr Zahnbau nicht so geschaffen, wie wir oben gesehen haben, daß sie dieselben zerreißen könnten. Aus diesem letztern Grunde scheint auch Azara's Behauptung, daß sie das Aas lieben, unwahrscheinlich, und wenn sie, wie es wirklich der Fall ist, todte Körper aufsuchen, so geschieht dies nach Renggers Meinung nur der Insekten, Larven und Würmer wegen, die sich immer in großer Anzahl bei den Äsern einfinden. Zuweilen fand Rengger in ihren Magen auch Überreste von vegetabilischen Stoffen, die aber so fein zermalmt waren, daß er nie die Pflanze oder auch nur den Pflanzentheil, dem sie angehört hatten, erkennen konnte. So viel aber, meint er, sei gegen die herrschende Meinung in Paraguay gewiß, daß die Gürtelthiere keine Maniocwurzeln benagen, wiewol sie sich gern in den Maniocpflanzungen aufhalten, weil sie dort viele von den Stauden herabfallende Raupen oder auf den Wurzeln sitzende Larven finden.

Bei ihrem bepanzerten Körper läßt sich von den Gürtelthieren nicht viel Gewandtheit erwarten. Ihr gewöhnlicher Gang ist ein langsamer Schritt, wenn sie denselben beschleunigen, so machen sie keine Sätze, sondern wiederholen ihre Schritte nur mit mehr Schnelligkeit, wobei sie jedoch nie so geschwind vorwärts kommen, daß sie ein Mensch nicht einholen könnte. Sie nehmen ihren Lauf entweder in gerader Richtung oder in großen Bogen, indem ihr wenig biegsamer Panzer ihnen nicht gestattet, sich auf die eine oder die andere Seite zu wenden. Was ihnen aber an Gewandtheit gebricht, wird durch ihre große Muskelkraft ersetzt. Diese zeigt sich besonders in der Schnelligkeit, mit der sie sich in die Erde eingraben, und zwar an Stellen, wo eine Haue oft nur mit Mühe eindringt, wie z. B. am Fuß von Termitenhügeln. Ein ausgewachsenes Gürtelthier, das einen Feind in der Nähe wittert, braucht höchstens drei Minuten, um einen Gang zu graben, dessen Länge diejenige seines Körpers schon um ein beträchtliches übertrifft. Bei dieser Arbeit kratzen sie mit den Nägeln der Vorderfüße die Erde auf und scharren mit den Hinterfüßen den aufgelockerten Theil derselben hinter sich. Ein anderer Beweis ihrer Kraft ergibt sich aus dem Umstande, daß selbst der stärkste Mann es nicht vermag, ein ausgewachsenes Gürtelthier, das sich schon über seine Körperlänge eingegraben hat, beim Schwanze wieder rückwärts aus dem Gange herauszuziehen, so kräftig weiß das Thier seinen Panzer und seine Füße an die Wände der Höhle anzustemmen. Wenn man endlich ein Gürtelthier beim Schwanze oder bei einem Beine in der Hand hält und nicht genau auf dasselbe achtet, so macht es sich zuweilen plötzlich wieder frei, indem es sich nur in etwas zusammenbiegt und dann gleich einer Springfeder wieder ausstreckt.

Die Gürtelthiere leben immer einzeln, nie wird man zwei Individuen in der nämlichen Höhle antreffen, wenn es nicht die Mutter mit ihren Jungen ist. Der unterirdische Bau dient ihnen nicht nur, um darin auszuruhen, sondern auch als Zufluchtsort gegen ihre Feinde. Befinden sie sich in der Nähe ihrer Höhle und wittern die Gefahr, so begeben sie sich auf der Stelle in dieselbe, ist aber die Entfernung davon zu groß, so suchen sie so schnell wie möglich eine neue zu graben, lieber, als daß sie sich in eine fremde Höhle flüchteten. Sie legen ihren Koth, der weich und walzenförmig ist, nie in der Nähe ihrer Wohnung ab, und trifft man solchen bei der Mündung einer Höhle an, so kann man gewiß seyn, daß das Thier sie verlassen hat und nicht wieder dahin zurückkehrt.

Die Begattungszeit der Gürtelthiere fällt in den Winter, bei den einen auf den Anfang, bei den andern auf das Ende desselben. Die beiden Geschlechter suchen sich alsdann auf ihren Streifereien bei Nacht auf, verweilen aber nicht länger bei einander, als zur Befriedigung ihres Geschlechtstriebes nothwendig ist, wie Rengger dieß auf dem Anstande bei hellem Mondschein mehrmals zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Weibchen wirft, je nach dem Zeitpunkt der Begattung, bald noch im Winter, bald erst im Frühjahr drei bis neun Junge, die es in seiner Höhle versteckt hält und während einiger Wochen säugen soll. Jedoch kann die Säugezeit nicht lange dauern, indem Rengger Junge vom Dasypus novemcinctus auf dem Felde antraf, deren Länge mit dem Schwanze kaum einen Fuß betrug; die Jungen kommen bekanntlich schon mit dem Panzer auf die Welt, dieser ist aber noch ganz weich und knorpelig und verknöchert erst nach mehren Monaten.

Nur äußerst selten werden in Paraguay Gürtelthiere aufgezogen, da sie sehr traurige und ihres Grabens wegen auch schädliche Hausgenossen sind. Diejenigen, welche Rengger sah, hielten sich den Tag über in einem Winkel ihres Käfigs ganz ruhig, wobei sie die Extremitäten unter ihren Panzer zurückzogen und die Spitze der Schnauze gegen den Boden senkten; bei einbrechender Nacht hingegen fingen sie an umher zu laufen, nahmen die ihnen vorgelegte Nahrung zu sich und versuchten von Zeit zu Zeit mit ihren Klauen ein Loch in den Käfig zu graben. Ließ man sie in einem Hofe frei herum laufen, so gruben sie sich zuweilen schon bei Tage, gewiß aber in der ersten Nacht in die Erde ein und lebten dann wie im Zustande der Freiheit, indem sie nur bei Nacht sich zeigten und alle drei oder vier Tage eine neue Höhle gruben. Sie gaben übrigens beinahe keine Zeichen von Intelligenz und schienen den Menschen kaum von den andern Geschöpfen, mit denen sie lebten, zu

unterscheiden, jedoch gewöhnten sie sich daran, von ihm berührt und herumgetragen zu werden, während sie vor Hunden und Katzen zu fliehen suchten. Erschreckte man sie durch einen Schlag oder durch einen starken Laut, so sprangen sie einige Schritte weit fort und versuchten sogleich ein Loch zu graben. In ihrem Laufe achteten sie weder auf leblose Gegenstände, noch auf lebende Thiere, die in ihrem Wege lagen, sondern rannten über alles weg. Unter ihren Sinnen ist der Geruch der vorzüglichste, lange nicht so scharf sind ihre Gehörorgane, ihre Augen endlich, die vom hellen Sonnenlicht geblendet werden, dienen ihnen blos, um ganz nahe Gegenstände wahrzunehmen.

Die Nahrung der Gürtelthiere besteht in der Gefangenschaft in Würmern, Insekten, Larven und rohem oder gekochtem Fleische, das man aber in kleine Stücke zerschneiden muß, indem sie von größern, wie Rengger dies oft beobachtete, nicht leicht etwas abbeißen können. Sie ergreifen ihre Speise theils mit den Lippen, theils mit ihrer sehr ausdehnbaren und mit vielen Papillen besetzten Zunge.

Die wilden Indianer essen das Fleisch aller in Paraguay vorkommenden Gürtelthiere, die übrigen Einwohner hingegen nur dasjenige von Dasypus novemcinctus und hybridus. „Gebraten und mit spanischem Pfeffer und Citronensaft versetzt," sagt Rengger, „ist das Fleisch der zwei letztern Arten wenigstens für meinen Geschmack eins der angenehmsten Gerichte." Auch der Prinz von Neuwied zählt sie in Brasilien zu dem gemeinsten und schmackhaftesten Wildpret. In Paraguay verfertigt man aus dem Panzer zuweilen kleine Körbe, hingegen benutzt man ihn nicht mehr, wie zu Azara's Zeit, um Guitarrenböden daraus zu machen. Nach der Angabe des Prinzen von Neuwied verfertigten die Botocuden aus dem Schwanzpanzer Sprachröhre.

Der Jäger in Paraguay stellt den Gürtelthieren gewöhnlich bei Mondscheine nach. Hiezu bewaffnet er sich blos mit einem dicken Stock von hartem Holz, der an einem Ende spitz oder auch keilförmig zuläuft und sucht mit einigen Hunden das Wild auf. So wie diese ein Gürtelthier aufjagen, sind sie ihm auch sogleich auf dem Leibe, wenn es anders nicht in seine Höhle entwischt. Da sie dasselbe mit den Zähnen nicht anpacken können, so halten sie es mit den Füßen und der Schnauze am Boden fest, bis der Jäger hinzukommt und das Thier durch einen Schlag auf den Kopf erlegt. Kann es sich aber noch zu rechter Zeit in seine Höhle flüchten, so wird diese vom Jäger vermittelst seines Stockes so lange erweitert, bis er das Gürtelthier mit einer Hand beim Schwanze fassen kann, worauf er ihm dann mit der andern Hand sein Messer in den After stößt. Der heftige Schmerz hindert nun das Thier sich gegen die Wände des Ganges anzustemmen, so daß es aus demselben herausgezogen werden kann. Auch füllt man zuweilen seine Höhle mit Wasser, wodurch es genöthigt wird, sie zu verlassen, oder man richtet an der Mündung derselben eine Falle auf, in welcher es beim Heraustreten erschlagen wird.

Die Gürtelthiere sind für die Einwohner von Paraguay, welche einen bedeutenden Theil ihres Lebens zu Pferde zubringen, die entfernte Ursache mancher Unglücksfälle, indem beim Zusammentreiben des Rindviehs oder auf der Jagd die im gestreckten Galoppe begriffenen Pferde zuweilen mit einem Fuß in eine Höhle treten, sich überschlagen und so schwere Verwundungen des Reiters verursachen. Die Eigenthümer von Meiereien verfolgen daher diese Thiere und suchen sie in ihren Besitzungen auszurotten.

Unter den Säugethieren stellen ihnen die größern Katzenarten und die beiden Aguara's (Canis jubatus und Azarae) nach, jedoch scheinen sie nicht häufig die Beute dieser Feinde zu werden, denn wo sie der Mensch in Ruhe läßt, da finden sie sich, mit Ausnahme des Riesengürtelthiers, in Paraguay immer in großer Anzahl vor. Ein gleiches ist in Brasilien der Fall. Einige von ihnen haben die Fähigkeit, sich zusammen zu kugeln und entgehen dadurch oft ihren Feinden (die Gattung Tolipeutes *Illigers*).

Man hat die einzelen Arten der Gürtelthiere in frühern Zeiten nach der Zahl der beweglichen Gürtel unterschieden, aber schon Azara zeigte, daß dieses Kennzeichen sehr trüglich sei, und der Prinz von Neuwied stimmt ihm darin bei. Der letztere gibt dabei an, daß es leicht sei, durch eine Menge von andern charakteristischen Zügen diese Thiere hinlänglich von einander zu unterscheiden, ohne gerade die trügerische, öfters abändernde Zahl der Gürtel zu Hilfe zu nehmen. Dabei bemerkt derselbe Naturforscher, daß die von Buffon und andern Schriftstellern gegebenen, halben und oberflächlichen Beschreibungen nach verstümmelten, zusammengetrockneten, ausgestopften Exemplaren, begleitet von barbarisch verdrehten Provinzialnamen, welche die Gürtelthiere in den Sprachen der brasilianischen Urvölker führen, der wahren Kenntniß dieser Thiere mehr geschadet als Nutzen gebracht habe, und er ist mit Recht der Meinung, die in den französischen Werken über die Naturgeschichte der Gürtelthiere vorkommenden, sonderbar verdrehten Provinzialbenennungen dieser Geschöpfe gänzlich zu verabschieden, so z. B. Encoubert, Apar, Peba, Tatouay u. a.; denn abgesehen davon, daß sie eben gewöhnlich verdreht sind und im Lande selbst ganz anders ausgesprochen werden, gelten sie überdies auch nur auf einem ganz kleinen Raume und werden in verschiedenen Gegenden oft sehr verschiedenen Thierarten beigelegt.

A. Gürtelthiere mit zwei Schneidezähnen im Oberkiefer, im untern keine. Dasypus, *Fr. Cuvier*.

1) D. setosus, *Linné* (Auctorum). — D. gilvipes, Illiger in den Abhandlungen der Berliner Akademie. — D. setosus, Prinz v. Neuwied Beiträge zur Naturgeschichte von Brasilien. II. 520. — D. Encoubert, *Desmarest*. — Encoubert ou tatou à six bandes; Cirquinçon ou tatou à 18 bandes, *Buffon*. — Tatou second, Tatou Poyou ou tatou à main jaune. *Azara* quadrupèdes de Paraguay II. p. 142. — *Guérin* iconographie du règne animal. Mammif. pl. 34. — *Geoffroy* et *Fr. Cuvier* Mammifères fasc. 38. —

Tatú-Peba im Sertong von Bahia. — Tatu-poyu (Tatu mit gelber Hand) in Paraguay, der guaranische Name).

Unter allen Gürtelthieren hat diese Art das häßlichste und schwerfälligste Aussehen. Der Kopf ist sehr dick, plump, groß, schweineartig, mit sehr breiter, flacher Stirn und Vorderfläche, nach dem stumpfen Rüssel hin sich verschmälernd. Die obere Seite des Kopfes ist bei dieser Art mit einer Gruppe von unregelmäßigen, sechseckigen Schildchen bedeckt; diese fängt sechs Linien oder einen Zoll hinter der Schnauze an, geht bis ans Hinterhauptloch, hat über jedem Auge einen kleinen Ausschnitt, ist zwischen den Ohren stumpf, beinahe geradlinig abgeschnitten und an den beiden Ecken, gegen die Ohren hin, etwas abgestutzt. Der obere Stirnrand des Panzers hat zwischen den Ohren etwa sieben beinahe viereckige, etwas gefurchte Tafeln. Die Ohren stehen etwas seitwärts heraus, wie beim Ochsen, sind etwas breit eiförmig und oben stark abgerundet, sie bestehen aus dicker, lederartiger Haut und sind chagrinartig mit kleinen Knöpfchen besetzt, einen Zoll lang und beinahe einen Zoll breit. Das Auge ist klein und länglich gestaltet, wie beim Schweine; unter den Schildchen, die unter demselben stehen, befindet sich eine Warze mit einem Büschel langer, schwarzer Borsten; die Nasenkuppe ist abgestumpft, wie am Schweine, aber ohne ausgebreiteten, hervortretenden Rand; die rundlichen Nasenlöcher sind nach vorne geöffnet. Die Zunge ist lang, schmal, fleischig und zugespitzt. Der Gaumen ist mit erhöheten Querleisten bezeichnet. In der obern Kinnlade sind achtzehn, in der untern zwanzig Zähne vorhanden, welche alle die Gestalt von seitwärts etwas zusammengedrückten Walzen haben. Sie sind mit keiner eigentlichen Wurzel versehen, und ihre Knochensubstanz ist nur von einem dünnen Blättchen Schmelz umgeben. Der erste Zahn der obern Kinnlade steckt im hintersten Ende des Zwischenkieferknochens und muß also, seiner Lage nach, als ein Schneidezahn angesehen werden, obschon er den Dienst eines Backenzahns verrichtet. Diesen zwei Schneidezähnen entsprechen in der Unterkinnlade die beiden zweiten Zähne, welche daher, sowie die zwei ersten, auch für Schneidezähne gehalten werden, wiewol sie weder als solche dienen, noch die gewöhnliche Stelle derselben einnehmen, indem sie nicht vorn in der Kinnlade, sondern seitwärts und in der nämlichen Reihe mit den Backenzähnen stehen. Durch diesen Standort, sowie durch eine schwache, rückwärts gerichtete Krümmung hat der erste Zahn eher das Aussehen eines Eckzahnes als eines Schneidezahnes. Bei geschlossenen Kinnladen passen der erste und der zweite Zahn des Oberkiefers auf den zweiten und dritten des Unterkiefers, die folgenden Zähne aber greifen von beiden Kinnladen zwischen einander ein, so daß immer ein Zahn mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Bei jenen bildet daher die Mahlfläche nur eine, bei diesen hingegen zwei Ebenen, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet ist. In dem Oberkiefer nehmen die Zähne bis zum sechsten, im Unterkiefer bis zum siebenten an Größe zu, und von da an werden sie wieder kleiner.

Was den Panzer betrifft, so ist derselbe auf folgende Weise zusammengesetzt. Auf dem Nacken finden sich neun neben einander stehende, länglich viereckige Schildchen, deren längere Seiten mit der Achse des Körpers parallel laufen. Diese Schildchen sind sämtlich in ihrer Mitte mit zwei Längsfurchen bezeichnet, sowie überhaupt sämtliche Panzerstücke des Thieres. Der ebengenannte Nackenpanzer ist rundum von Haut umgeben, welche nach den Ohren und der Kehle hinab ein breites, nacktes, ungepanzertes Feld bildet. Die Schale, welche den Rücken und die Seiten des Rumpfes bedeckt, besteht zuvörderst aus dem Schulterpanzer, der etwas mehr als zwei Zoll von der Länge des Rückens einnimt, dicht hinter dem Nackenpanzer steht und an den Seiten des Kopfes mit seiner untern Ecke vor dem Ohre befestigt ist. Er ist in seiner Mitte aus fünf, an den Seiten aus sieben querlaufenden und fest mit einander verbundenen Reihen von Schildchen zusammengesetzt, welche die Gestalt von unregelmäßigen Sechsecken haben, ausgenommen an der hintersten Reihe, wo sie die Form eines Dachziegels annehmen, dessen Spitze nach vorn gerichtet ist. Alle diese Schildchen sind auf ihrer Mitte durch ein paar Längsfurchen bezeichnet, von welchen senkrecht auf den Rand wieder andere solcher Furchen laufen, wodurch mehre undeutliche, kleine Randschildchen entstehen. Die Schilde der hintern Randreihe haben zwei deutliche, regelmäßige Längsstreifen und an ihrem vordern, dem Kopfe zugewendeten Ende noch ein kleines, rundliches Plättchen. Auf den Schulterpanzer folgen sechs von einander getrennte, bewegliche und querlaufende Reihen oder Gürtel, der siebente oder hinterste ist nur an den Seiten getrennt, oben aber mit dem Hüftpanzer verwachsen, weshalb er auch zu diesem gezählt werden muß. Diese beweglichen Gürtel sind aus Rectangelstücken zusammengesetzt, die zum Theil an der hintern und vordern schmalen Seite etwas buchtig, unregelmäßig gebildet sind; alle haben in ihrer Mitte zwei Längsfurchen und ein jedes Schildchen ferner am hintern Ende in der Mitte seines Randes zwei etwa zwölf bis vierzehn Linien lange, weißliche Borstenhaare, die in eben dieser Vertheilung auch am hintern Rande des Schulterpanzers gefunden werden. Der Hüftenpanzer ist über dem Schwanze in der Mitte ausgeschnitten, an seinem Rande treten die Schildchen sägeförmig vor; ebenso erscheint der Rand der beweglichen Gürtel abwechselnd vortretend oder gezackt. Der Hüftenpanzer besteht aus zehn regelmäßigen Querreihen, von welchen die letzte durch den Schwanzausschnitt unterbrochen wird. Die Schildchen sind länglich, beinahe sechseckig oder abgerundet viereckig, blos die Randschuppen deutlich viereckig. Die ersten beiden Querreihen hinter den Gürteln haben an der Hinterseite eines jeden Schildchens zwei weißliche, lange Borsten, die übrigen Schüppchen aber sämtlich nur eine. Auch am hintern Rande des Stirnpanzers, sowie am Nacken- und Schulterpanzer stehen ebenfalls an der Hinterseite der Schildchen zwei gepaarte Borsten, sind aber an diesen

Theilen sehr klein und nutzen sich nach und nach immer mehr ab. Die Feldchen des Hüftenpanzers haben in ihrer Mitte ein etwas längliches und rund darum her einen Rand von kleinen Plättchen. Der Schwanz hat 21 bis 22 Panzerbinden; die vier, nach Rengger die fünf, erstern sind stark beweglich und haben nur eine Reihe von beinahe viereckigen Schildchen; die acht folgenden Querbinden haben jede zwei Querreihen, deren Schildchen etwas fünfeckig sind; die folgenden bis zum Ende des Schwanzes sind weniger regelmäßig und bestehen aus viereckigen, kleinen Schildchen, meistens ebenfalls aus zwei irregulären Querreihen. Alle diese Schwanzschilde haben an ihrem hintern Ende eine bis drei abgenutzte Borsten. Endlich finden sich noch unter jedem Auge zwei bis drei einen Zoll lange, horizontallaufende und mit einander verbundene, am Halse gleich vor dem vordern Winkel des Schulterpanzers zwei querlaufende, nicht zusammenhängende Reihen von Schildchen vor.

Der Bauch des Thieres ist etwas hängend, am Männchen mit einer eilf Linien langen, herabhängenden Ruthe, welche vor dem After steht und etwas zugespitzt ist, die Hoden sind äußerlich nicht sichtbar. Die vier Beine sind sehr dick und plump mit fünf Zehen, die drei äußern Zehen der Vorderfüße haben lange Grabklauen, die dritte ist die längste, sie trit einen Zoll lang aus der Haut hervor, nach ihr folgt in der Länge die zweite von außen, der Zeigefinger ist kürzer, und die innerste oder der Daumen ist die kürzeste, die beiden innersten haben ihre scharfe Grabeschneide nach innen, die andern nach außen gerichtet. Die Hinterfüße treten bis zur Ferse auf. Zehen und Nägel sind hier kleiner als an den Vorderfüßen; die äußerste Zehe steht am weitesten zurück, nach ihr die innerste, dann die zweite von außen, die beiden übrigen sind einander gleich und am längsten. Die Unterseite des Kopfes, Füße und Bauch sind mit starker Haut bedeckt, welche mit Querreihen von flachen, glatten, rundlichen Warzen besetzt ist, alle diese Warzen sind an ihrem untern Rande mit 11 Linien langen, schwärzlichen Borstenhaaren besetzt, gewöhnlich vier an jeder Erhöhung. Am Bauche sind die Borsten weißlich. Die Vorderseite der Vorderbeine ist nach oben mit Querreihen von gelblichen Hornplättchen besetzt, die Warzen sind hier von der Masse der Panzer; weiter an den Beinen hinab stehen sie vereint und sind vier-, fünf- oder sechseckig; ebenso ist es auf der Oberseite des Vorderfußes, doch sind die Schildchen kleiner und deren weniger. Die Farbe der Schildchen ist bräunlichgelb. Durch die Reibung verliert sie zuweilen an einigen Theilen, auf dem Kopfe und an den Seiten des Rumpfes von ihrer braunen Schattirung und wird lichtgelb oder gelblichweiß, die Haut hat ebenfalls eine bräunlichgelbe Farbe, die aber mit grau gemischt ist.

Man trifft zuweilen Individuen an, welche statt sechs, sieben bewegliche Rückengürtel und an dem Hüftpanzer statt zehn, eilf Schildreihen haben. Diese Abänderungen sind blos individuell und hängen keineswegs von dem Alter ab, indem man dieselben ebenso gut bei ganz jungen als bei ausgewachsenen Thieren findet.

Die Maße eines großen männlichen Gürtelthieres dieser Art sind 5″ Länge des Kopfes; 2″ 9‴ Breite desselben zwischen beiden Jochbogen; 1′ 1″ Länge des Rumpfes, 9″ Länge des Schwanzes, 8″ ungefähr die mittlere Höhe.

Der Magen dieser Art ist einfach, häutig und etwas birnförmig, der blinde Sack nimt nur einen kleinen Theil desselben ein. Es ist kein Blinddarm vorhanden, hingegen ist das Kolon an der Stelle, wo sich der dünne Darm in dasselbe einsenkt, erweitert. Das männliche Glied hat eine Länge von 4 Zoll; es ist im Zustande der Erschlaffung etwas gewunden, wie ein Korkzieher, und bis an sein Ende von einer Haut umgeben. Dieses stelle ein kleines Kugelsegment vor, in dessen Mitte sich die Harnröhre öffnet. Die Hoden liegen unter der Haut und sind im Verhältniß zur Größe des Thieres klein.

Diese Art ist in ganz Paraguay zu Hause; der Prinz von Neuwied fand sie in Brasilien in den großen Campos Geraës und den angrenzenden Gegenden des Sertong, sie lebt auch in Minas Geraës. Nach dem letztern Reisenden ist der Geruch des Thieres unangenehm süßlich, nach Rengger aber stinkend.

B. Gürtelthiere ohne Schneidezähne. Tatusca *Fr. Cuvier*.

2) D. gymnurus *Illiger*. (D. unicinctus *Linné*. — D. 12cinctus. Schreber Säugethiere. t. 75. 76. f. 11. 12. — D. Tatouay *Desmarest*. — *Seba* Thes. I. t. 30. f. 3. 4. Le Kabasson ou tatou a 12 bandes. *Buffon*. — *Cuv.* ossem. foss. V. t. 11. f. 7. 8. 9. (cran.). — Tatou tatouay *Azara* II. p. 155. Prinz von Neuwied a. a. O. S. 529. — Rengger a. a. O. S. 290. — *Guérin* l. c. fig. 2. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-ay (Wundentatu, wegen Fettgebrauchs), bei den Kreolen Tatu-ava (Indianertatu, wegen der Farbe), — im östlichen Brasilien Tatu de rabo molle, auch Tatu-Chinia).

Mit seinem plumpen, ungeschickten Körper gleicht dieses Gürtelthier dem Rhinoceros im Kleinen. Die obere Seite seines Kopfes ist von der Nasenwurzel bis ans Hinterhaupt mit großen, aneinander stoßenden, unregelmäßigen, sechseckigen Schildchen bedeckt. Auf dem Nacken sitzen drei freie Reihen von länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten quer laufen. Der Schulterpanzer ist aus sieben Reihen von ebenfalls länglich viereckigen Schildchen, deren längere Seiten aber mit der Achse des Körpers gleich laufen, zusammengesetzt. Auf ihn folgen dreizehn bewegliche Gürtel, deren Schildchen denjenigen des Nackens ähnlich sind. Der Hüftpanzer endlich besteht aus zehn Reihen viereckiger Schildchen, welche gegen den Schwanz hin an Breite, sowie überhaupt an Größe zunehmen. Noch finden sich auf dem Rücken der Füße, auf der vordern Seite der Beine und auf der untern Seite des Schwanzendes einige eiförmige Schuppen vor. Alle viereckigen Schildchen sind ihrer Länge nach doppelt gefurcht. Die Haut, welche den übrigen Körper bedeckt, ist, wie bei der vorhergehenden Art dick, runzlig und mit querlaufenden Reihen von hornartigen, glatten Warzen besetzt. Neben jedem hintern Winkel der viereckigen Schildchen des Rückens trit ein starkes

Borstenhaar hervor, und ähnliche Haare stehen, jedoch nur in geringer Anzahl, hinter den Hautwarzen.

Der Kopf ist nicht so lang und breit, hingegen ebenso hoch, wie bei der vorigen Art, seine Scheitelfläche ist etwas gewölbt. Die Schnauze läuft stumpf zu, die Augen sind klein, von schwarzer Farbe, die Ohren chagrinartig, trichterförmig, 18 Linien lang und breit, oben mit einem kleinen Ausschnitt versehen. Die untere Kinnlade ist nicht so lang als die obere. Rengger, dem wir hinsichtlich der Angaben über diese Art folgen, fand bei allen ausgewachsenen Individuen in beiden Kinnladen immer nur 16 Backenzähne. Die drei ersten der obern und der erste der untern Kinnlade sind etwas nach vorn gerichtet, die übrigen stehen senkrecht. Sie passen von beiden Kinnladen, wenn diese geschlossen sind, nicht auf einander; sondern treten zwischen einander, so daß mit Ausnahme des ersten obern und des letzten untern ein Zahn immer mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Ihre Krone hat beim Hervortreten aus dem Knochen die Gestalt eines seitwärts etwas zusammengedrückten Kegels, allmälig reiben sich aber die Spitzen ab und die Mahlflächen bieten im Oberkiefer bei den drei ersten Zähnen eine etwas nach hinten sehende, bei den übrigen hingegen zwei Ebenen dar, von denen die eine etwas nach vorn, die andere etwas nach hinten gerichtet ist, und die bei ihrem Zusammenstoßen einen querlaufenden Grat bilden. Im Unterkiefer steht die Mahlfläche des ersten und die des zweiten Zahnes etwas nach vorn. Bei den vier folgenden ist sie wie bei den fünf hintern Zähnen des Oberkiefers beschaffen, und bei den zwei letzten ist sie horizontal. Die Zähne beider Kinnladen nehmen vom ersten bis zum sechsten an Größe zu und dann wiederum ab.

Der Hals dieses Thieres ist sehr kurz, der Rumpf ist nicht so breit wie bei der vorigen Art, sondern mehr walzenförmig. Die Zunge ist länglich, zugespitzt und fleischig und kann einen Zoll lang aus dem Munde treten. Die Extremitäten sind kurz aber stark und mit fünf Zehen versehen; die Klauen sind an den Vorderfüßen und besonders an den drei äußern Zehen rinnenartig gebogen und an der äußern Seite mit einem scharfen Rande versehen, an den Hinterfüßen sind sie viel kleiner, gerade und nur in der Mitte etwas seitwärts gewölbt. Der Schwanz ist rund, läuft kegelförmig zu und ist mit einer nackten, runzlichen, rauhen, harten Haut bedeckt. Die Ruthe des Männchens hing bei den Exemplaren des Prinzen von Neuwied 6 Linien lang herab, die Hoden waren wie bei der vorigen Art verborgen.

Die Farbe der Schildchen ist lichtbräunlichgelb und hat nach Rengger wirklich einige Ähnlichkeit mit der Hautfarbe der Indianer. Mit dem Alter wird sie durch Reibung immer heller, so daß sie zuweilen ins Weißlichgelbe übergeht. Die Haut ist blaßbräunlichgrau. Die Borsten sind gelblichweiß und die Klauen bräunlichgelb.

Rengger will bei diesem Gürtelthiere keine Abänderungen angetroffen haben und gibt seine Maße wie folgt an: 4'' 4''' Länge des Kopfes, 2'' Breite desselben zwischen den Jochbogen; 1' 6''' Länge des Rumpfes, 6'' 8''' Länge des Schwanzes, 7'' ungefähr die mittlere Höhe.

Über den innern Bau des Thieres finden sich bei Rengger folgende Angaben. Der Magen ist einfach und häutig, der blinde Sack nimt beinahe die Hälfte desselben ein. Die dünnen Därme sind lang, es ist kein Blinddarm vorhanden, hingegen zeigt der dicke Darm bei seinem Anfange eine kugelförmige Anschwellung, in deren Mitte sich der dicke Darm einsenkt, die Lungenflügel haben jeder drei, die Leber fünf Lappen. Die Hauptmaße des Gerippes von einem ausgewachsenen, jedoch nicht sehr großen, männlichen Individuum waren folgende: 4'' 0''' Länge des Schädels; 1'' 11''' der sieben Halswirbel zusammengenommen; 6'' 6''' Länge der Rücken- und Lendenwirbel zusammengenommen; 1'' 6''' Länge des Heiligenbeins; 2'' 8''' Länge des Steißbeines bis zu den freien Schwanzwirbeln; 6'' 6''' Länge der freien Schwanzwirbel zusammengenommen; 2'' 6''' Länge des Oberarms; 2'' 10''' Länge der Ulna; 1'' 6''' Länge des Radius; 3'' 0''' Länge des Vorderfußes bis ans Ende des Nagels vom Zeigefinger, welcher der längste ist; 1'' 6''' Durchmesser der Beckenöffnung zwischen der Verbindung der Schaambeine und dem mit dem Sitzbeine verwachsenen Theile des Steißbeines; 1'' 3''' Querdurchmesser der Beckenöffnung; 2'' 9''' Länge des Schenkels; 2'' 1''' Länge des Beines, dessen beide Knochen gleich lang sind; 3'' 3''' Länge des Hinterfußes mit dem sieben Linien langen Nagel des Mittelfingers.

Am Schädel dieser Art zeichnet sich besonders das Siebbein durch seine große Entwickelung aus. Die Siebbeinplatte nimt ungefähr den siebenten oder achten Theil des Umfanges der Hirnhöhle ein und hilft nicht nur die Grundfläche derselben bilden, sondern macht allein ihre vordere Wand aus, indem sie unter dem Stirnbein aufwärts steigt und sich umwölbt. Die Zellen, welche von dieser Platte ausgehen, erstrecken sich hiemit nicht allein nach unten, sondern auch nach vorn und nach oben. In dieser letztern Richtung vertreten sie die Stelle der Stirnhöhle, von der nur einige Rudimente vorhanden sind. Eine ähnliche Bildung des Siebbeines findet sich auch bei den andern Gürtelthieren, woraus sich der feine Geruch dieser Thiere erklären läßt. — Bei ganz jungen Individuen trifft man die sieben Halswirbel von einander getrennt und beweglich an, bei ausgewachsenen hingegen sind der zweite und dritte mit einander verwachsen, und ihre Dornfortsätze bilden nur ein Stück; bei ganz alten Individuen endlich anchylosiren sich alle Halswirbel, so daß sie nur ein unbewegliches Ganze ausmachen. Die Querfortsätze des vierten bis siebenten Steißbeinwirbels verbinden sich theils mit den hintern oder obern, theils mit der innern Seite des aufsteigenden Astes vom Sitzbein, wodurch sie die sonst weite Beckenöffnung verengern, dem Becken selbst aber mehr Festigkeit und den hintern Extremitäten eine stärkere Stütze geben. Es sind sechs wahre und sieben falsche Rippen vorhanden, nebst einem kleinen Ansatz einer achten. Die erste derselben ist wenigstens viermal so breit als die übrigen, die 5 folgenden wahren Rippen bestehen nur bei ihrer Umbeugung aus Knorpel und vereinigen sich mit dem Brustbeine vermittelst Knochensubstanz, welche zwei Drittheile des vor-

wärtslaufenden Astes einnimt und die man allenfalls für einen besondern Knochen ansehen könnte, auch verbinden sie sich nicht mit den Seiten, sondern mit der untern Fläche des Brustbeines. Die Knorpel der falschen Rippen haben eine sensenförmige Gestalt. Auf der äußern Fläche des Schulterblattes findet sich unter dem gewöhnlich vorhandenen Grate noch ein zweiter, niedriger vor, welcher mit dem ersten parallel läuft. Der Kronenfortsatz zeigt sich als ein abgesonderter 14‴ langer Knochen, der sich nach vorn und innen über das Schultergelenk hinabbeugt. Die Knochen des Ober- und Vorderarmes, des Schenkels und des Beines sind kurz, dick und mit stark hervortretenden Gräten, sowie mit beträchtlichen Vertiefungen versehen. Das Gerippe hängt an einigen Stellen durch ein kurzes und dickes Zellgewebe mit dem Panzer zusammen. Dies ist der Fall am Ende der Querfortsätze der vier letzten Rückenwirbel und aller Lendenwirbel, ferner an den Dornenfortsätzen der 6 ersten Wirbel des Steißbeines, an dem obern und dem vordern Rande des Hüftbeines und an dem hintern Rande des Sitzbeines.

In Brasilien findet sich dieses Thier an der Küste sowie auch im Innern, außerdem auch in ganz Paraguay, wenn auch nicht sehr häufig, scheint also über ganz Südamerika verbreitet zu seyn. In Paraguay richtet es zuweilen bedeutenden Schaden an den Maniocpflanzungen an, um so mehr, als es jede Nacht eine neue Pflanze untergräbt.

Zu dieser Art dürfte vielleicht ein von **Thunberg** (Kongl. Vet. Acad. Handl. f. Ao. 1818. p. 68. t. 1.) beschriebenes, nach ihm in Brasilien einheimisches Gürtelthier gehören. Es soll mit 28 gleichen Gürteln versehen seyn, runde Ohren, an allen Füßen fünf Zehen haben, von der Schnauzenspitze zum Schwanz 1′, dieser aber 4″ messen.

3) D. longicaudus *Wied.* Das gemeine Gürtelthier (**Prinz von Neuwied** a. a. O. S. 531. — **Rengger** a. a. O. S. 296. — D. Peba *Desmarest.* — D. 7cinctus *Linné.* — D. 7cinctus? D. octocinctus *Schreber* t. 73. 76. f. 5. 6. — D. 9cinctus *L.* Tatu novemcinctus **Blumenbach** Abbild. t. 83. Tatuete und Cochicame *Buffon.* — *Curier* ossem. foss. V. t. 10. (Skel. — Tatu noir *Azara* l. c. II. 177. — Tatú-Peba am Parahybo do Sul. — Tatú-verdadaro an der Ostküste und im Sertong von Bahia in Brasilien. — Bei den Guaranis in Paraguay Tatu-hu (schwarze Tatu.)

Dieses Gürtelthier ist das gemeinste von allen, auch in den Samlungen sieht man es am häufigsten, und es ist mehrmals nach Europa gebracht worden. Schon auf den ersten Blick erkennt man es an der zierlichen, schlanken Gestalt, an dem spitzigen Kopf, den langen Ohren und Schwanz, sowie an der Anzahl der beweglichen Gürtel, deren meist 9 vorhanden sind, und an den 4 Brüsten.

Rengger gibt die Maße eines großen Individuums dieser Art folgendermaßen an: 4″ Länge des Kopfes, 1′ 3″ 4‴ Länge des Rumpfes, 1′ 1″ 3‴ Länge des Schwanzes, 8″ ungefähr die mittlere Höhe, 1″ 8‴ Länge des Ohres. Der Kopf ist sehr verlängert und im Verhältniß zum Körper kleiner als der anderer Arten; die Stirn ist mit rundlichen Schilden bedeckt, welche bis an die Nase gehen und das Auge umgeben; auf den Wangen stehen einige, von einander entfernte, rundliche Schuppen; der Hals ist nackt; die Panzer auf den Schultern und auf den Hüften bestehen aus kleinen, gewölbten, sechseckigen Schilden; die beweglichen Gürtel sind aus länglichen, rectangulären Schilden zusammengesetzt, auf deren jedem ein vertiefter Eindruck in Form eines länglichen Dreiecks steht, wodurch sich auf dem ganzen Gürtel eine vertiefte Zickzacklinie zeigt. Der Schwanz ist lang und kegelförmig mit Ringen bedeckt, welche aus einer zwei- bis dreifachen Reihe Schilden bestehen; auf dem Bauche und den Extremitäten stehen ebenfalls einige Reihen Schilde, hinter denen in der Regel einige weiße Haare entspringen; die Schilde der hintern Füße sind stärker als die übrigen, an den vordern stehen vier Zehen mit mittelmäßigen Klauen; es sind zwei Brust- und zwei Bauchbrüste vorhanden.

Diese Art hat in jeder Kinnlade 16 Backenzähne, irriger Weise gibt man ihr im Oberkiefer 18. Man erkennt nach **Rengger** die Vollständigkeit ihres Gebisses am Daseyn des hintersten, obersten Backenzahnes, welcher um zwei Drittheile kleiner ist und etwas mehr nach innen steht, als die vordern. Alle Zähne haben eine walzenförmige Gestalt, nur sind die drei ersten jeder Kinnlade von den Seiten zusammengedrückt. Das obere Gebiß paßt ebenso wenig wie bei den vorigen Arten auf das untere, indem mit Ausnahme des ersten und des letzten obern, sowie des ersten unteren Zahnes, jeder mit zwei entgegengesetzten in Berührung steht. Dadurch erhält ihre Mahlfläche die nämliche Gestalt, wie bei jenen Arten, außer daß der querlaufende Grat weniger sichtbar ist. Bei ganz jungen Individuen, denen die Zähne eben durchbrechen, laufen sie in beiden Kinnladen spitzig zu und zwar so, daß der erste Zahn eine einfache, die übrigen gleich einer Bischofsmütze eine doppelte Spitze haben. Die Zunge ist lang und schmal, da der Bau des Unterkiefers keine andere Gestalt zuläßt; sie läßt sich zwei Zoll lang aus dem Munde hervorziehen.

Was die Farbe des Thieres betrifft, so ist sie mehr schwärzlich, als an den übrigen Arten, allein an vielen Stellen vom Einkriechen in die Erde abgeschliffen und dann weißlich.

Dieses Gürtelthier hat bald 7, bald 8, bald 9 bewegliche Gürtel, was jedoch, wie schon oben bemerkt ist, nicht vom zunehmenden Alter herrührt. „Ich habe," sagt **Rengger**, „mit Dr. **Parlet** an mehren ganz jungen Individuen, welche nur sieben oder acht bewegliche Gürtel besaßen, die Schildreihen des ganzen Rückenpanzers gezählt und dieselben nach einem und selbst nach zwei Jahren nie vermehrt gefunden, nur an Größe hatten sie zugenommen. Bei einigen Individuen war zwar während dieser Zeit die Zahl der beweglichen Gürtel von sieben auf acht, oder von acht auf neun gestiegen, diese Vermehrung fand aber nicht durch Erzeugung eines neuen Gürtels, sondern dadurch statt, daß die erste Schilderreihe des Hüftpanzers, die ohnehin einem

Gürtel sehr ähnlich ist, vermittelst des Wachsthums und der Ausdehnung der Flechsenhaut einige Beweglichkeit erhielt, und hiemit die Anzahl der Gürtel auf Kosten des Hüftpanzers vermehrt ward." Der Prinz von Neuwied will sogar an einem großen Exemplar dieser Art 10 Gürtel gefunden haben.

Um den Bau des Rückenpanzers der Gürtelthiere genauer zu untersuchen, ließ Rengger den eines jungen Individuums dieser Art einige Zeit lang in Wasser einweichen. Vermittelst der hiedurch bewirkten Zersetzung nahm er zwei verschiedene Bestandtheile an demselben wahr. Den Überzug des Panzers bilden dünne, halb durchsichtige, hornartige Schuppen, oder die bisher beschriebenen Schildchen, welche bei dieser Art auf den Schultern und auf dem Kreuz theils eiförmig, theils unregelmäßig fünf- oder sechseckig, auf dem beweglichen Gürtel hingegen dreieckig sind. Sie vertreten die Stelle der Oberhaut und des malpighischen Netzes. Der unter demselben liegende Körper des Panzers ist aus querlaufenden Reihen von kleinen, sich berührenden Knochenplatten zusammengesetzt, die an dem Schulterpanzer und dem Kreuzpanzer theils eine länglich viereckige, theils eine unregelmäßig fünf- und sechseckige; an den Gürteln nur eine länglich viereckige Gestalt haben. Sie werden durch eine dichte, flechsenartige Haut mit einander verbunden, welche zwischen die einzelnen Platten sowol, als zwischen die Reihen von Platten hineindringt und zugleich die ganze innere Fläche der Schale überzieht. Die Gestalt der Schildchen ist auf den Knochenplatten stark abgedrückt, und die Nähte der letztern sind nur auf ihrer innern Fläche sichtbar. Man sieht hieraus, daß der Panzer der Gürtelthiere große Ähnlichkeit mit der Schale der Schildkröten hat.

Das Gerippe dieses Gürtelthieres hat mit demjenigen der vorhergehenden Art große Ähnlichkeit, nur findet sich bei ihm ein Rückenwirbel und eine Rippe weniger als bei dieser. Ferner sind die Rippen bei gegenwärtiger breiter als bei jener und die acht hintersten derselben auf ihrer äußern Seite mit einer breiten, der Länge nach laufenden Rinne versehen. Der Magen weicht in seiner Gestalt ab; er ist ein großer, häutiger, nach dem Darmende verdünnter und gekrümmter Sack, jedoch hat seine Muskelhaut gegen den Pylorus hin eine beträchtliche Dicke. Die Leber ist in vier ganzrandige Lappen getheilt. Die männliche Ruthe geht in drei kegelförmige Spitzen aus, die im Dreiecke stehen und von denen die obere oder vordere doppelt so groß ist, als die zwei andern; auf dieser öffnet sich nahe bei ihrem Ende und nach unten, als eine kleine Querspalte, die Harnröhre. Die äußern weiblichen Geschlechtstheile sind runzlich und an ihrem untern Ende etwas hervorspringend. Die Scheide ist lang, die Gebärmutter einfach und von länglich birnförmiger Gestalt. Sie nimt die kurzen fallopischen Röhren gleich über der Mitte ihrer rechten und linken Seite auf. Die Eierstöcke sind bohnenförmig. Da die Blase weit oben im Becken liegt, so findet sich auch beim Weibchen eine lange Harnröhre vor.

Über die Anzahl der Jungen und die Fortpflanzung überhaupt schweigt Rengger; auch der Prinz von Neuwied konnte jene nicht in Erfahrung bringen, sagt aber, daß die jungen Thierchen allerliebst seien und eine mehr weißliche Farbe als die alten hätten.

Dieses Thier scheint über ganz Südamerika verbreitet zu seyn; denn es lebt in Guiana, Brasilien und Paraguay, doch nach Rengger von diesem Lande nicht weiter südlich. In manchen Gegenden Brasiliens sind diese Thiere äußerst zahlreich, ihre Höhlen oder Baue findet der Jäger leicht, indem es mit dem Schwanze eine kleine Rinne zieht. Man fängt es häufig in Schlagfallen (Mundeos), und der Prinz von Neuwied erhielt in den Wäldern am Mucuri auf diese Art in drei Wochen 30 solcher Gürtelthiere, welche sämtlich der Mannschaft zur Speise dienten. Oft fand man diese Thiere unter den schweren Schlagbäumen nach zehn bis zwölf Stunden noch lebend, indem der Seitenpanzer das Gewicht des Fallholzes etwas bricht; ja man hat selbst Beispiele, daß sich diese Thiere unter dem Schlagbaume herausgegraben haben. Wenn man sie gefangen halten will, muß man sie in sehr feste Behältnisse bringen, damit sie sich nicht durchgraben. Eine Stimme hörte der Prinz von Neuwied nie von ihnen.

4) D. tricinctus *Linné* (*Seba* thesaurus I. t. 38. f. 2. 3. — D. Apar *Desmarest* — Tatu malaco *Azara* l. c. 197.). Diese Art ist wegen ihres Vermögens, sich zusammenkugeln zu können, von Illiger zu einer eigenen Gattung Tolypeutes erhoben worden.

Die Länge dieses Thieres von der Schnauzenspitze bis an die Schwanzwurzel ist 1 Fuß 2 Zoll 8 Linien, der Schwanz mißt 2 Zoll 4 Linien, der Kopf ist 1" 3"' breit, die Ohren sind 1" lang. Der Kopf ist länglich, fast pyramidal, die Schnauze spitzig, der Kopfpanzer ist sehr dick und hoch und besteht aus rauhen, unregelmäßig polygonischen Schilden. Er reicht hinten über den Kopf und bildet einen Cirkelabschnitt, der in die Ausrandung des Schulterpanzers paßt. Auf den untern Augenliedern stehen keine Schilde, aber auf dem Halse stehen zwei hinter einander, von denen das hinterste das größte ist. Die Ohren sind zugerundet. Der Schulterpanzer ist vorn in der Mitte ausgerandet und verlängert sich nach vorn auf beiden Seiten in eine Spitze, welche die Wangen erreicht. Er besteht aus 9—10 Gürteln, aus runzlichen oder höckerigen, polygonen Schilden zusammengesetzt, mit Ausnahme derjenigen der letzten Reihe, welche die Form eines Parallelogramms haben. Die drei beweglichen Binden bestehen aus rektangulären Schilden, deren Größe nach den Seiten herunter abnimt und die alle höckerig sind. Der Kreuzpanzer besteht aus dreizehn Reihen polygoner Schilde, welche ebenfalls runzlich sind. Der Schwanz ist kurz und platt, die Beine schwach mit eben solchen Zehen, der Daumen und die äußere Zehe sind kurz. Es sind nur zwei Pectoralbrüste vorhanden. Die Farbe des Körpers ist ein glänzendes, dunkeles Bleigrün, die Haare, welche besonders an den Beinen stehen, sind braun.

Bei dieser Art ist der Panzer am dicksten und festesten. Die kleinen vorspringenden Höcker, welche sommetrisch jedes Schildchen besetzen, geben ihm ein ganz ei-

genes Ansehen. Der Bau des Panzers macht das Zusammenkugeln des Thieres möglich, dagegen scheint es nach den schwachen Füßen und Klauen nicht stark zu graben. Es findet sich vom 36° südlicher Breite in Tucuman und in den Umgebungen von Buenos Ayres.

5) D. hybridus *Desmarest* (Mammal. p. 368. — Tatou mules *Azara* l. c. p. 186.). Mißt von der Schnauzenspitze bis zum Anfang des Schwanzes 11" 3"', der Schwanz 6" 3"', ist dem Longicaudus sehr ähnlich, weicht aber besonders durch den viel kürzern Schwanz, durch kürzere Beine, vorn breiten, unten weniger haarigen Körper und weiter aus einander stehende Gürtel ab. — Die Schnauze ist lang, die Ohren groß, der Schwanz rund, Gürtel finden sich 5—7. Die Farbe ist weniger schwarz als bei dem Longicaudus, weshalb man vermuthet, daß es weniger in Höhlen lebt. Es soll überhaupt mehr offene Stellen lieben, wo nur niedrig Gebüsch wächst. Nach Azara, dem wir allein die Kenntniß dieser Art verdanken, wirft das Weibchen im October 8—12 Junge. Rengger konnte dieses Thieres nicht habhaft werden, ob er gleich viele Bruchstücke von demselben sah und es nach Azara zu Assumption und in den Missions-Provinzen sehr gemein gewesen ist.

6) D. minutus *Desmarest* (Mammal. — Patagonicus, *Ej.* Nouv. Dict. d'hist. nat. — Tatou pichiy, *Azara* l. c. II. 192.). Der Schwanz rund, an der Wurzel gepanzert, fast von halber Körperlänge, 6—7 bewegliche Gürtel aus rectangulären Schilden zusammengesetzt; die Ohren sehr klein, der Kopf mit unregelmäßigen, glatten Schuppen, welche über den Augen einen Ausschnitt bilden, bedeckt, auf dem Panzer und am Unterleibe viele braune Haare; die Ränder der Gürtel und des Kreuzpanzers scharf gezahnt. — Mißt von der Schnauze bis zum Schwanz 10", dieser 4½". Ist dem nachfolgenden Villosus sehr ähnlich, aber kleiner und hat wenigere und kürzere Haare. Zwei Brustbrüste.

Wir entlehnen diese Beschreibung aus *Fischer* Synopsis Mammalium. Indessen findet sich eine andere, genauere zwar, welche aber nicht dazu dient, einen Irrthum aufzuklären, der sich hier irgendwo eingeschlichen (im Dictionaire des Scienc. nat. tom. 52., wo das Thier D. minimus heißt). Denn Desmarest citirt dabei F. Cuviers Encoubert bei dieser Art, welches Synonyms Rengger, dem man wol eher folgen darf, bei D. sexcinctus, wo wir es auch angeführt, gedenkt. Hier müssen noch unmittelbare Vergleichungen entscheiden, ob wir gleich geneigt sind, die Art zu Sexcinctus zu ziehen. Wir übersetzen Desmarest's Beschreibung wörtlich, woraus sich die Ähnlichkeit ergeben wird.

Diese Art, von der wir ein Individuum besaßen und von welcher ein anderes, das in der Menagerie lebte, von Friedrich Cuvier unter dem Namen Encoubert beschrieben worden ist, verdient den Namen, welchen wir ihr geben, indem sie die kleinste von allen Arten der Gattung ist, mit Ausnahme des Chlamyphorus. Sie mißt nur 10" in der Länge, ihr Schwanz hat 4" 6"', der Kopf 2" 8"', die Ohren 8"'. Der Kopfpanzer dieser Art ist ziemlich flach und besteht aus unregelmäßigen Schilden, die Ohren sind sehr spitz, die Augen unter dem Rande des Kopfpanzers verborgen, auf dem untern Augenliede stehen kleine Schilde, deren man keine auf den Backenknochen sieht, wo sich dagegen ein starker Büschel steifer, brauner Haare findet; der Hals ist außerordentlich kurz und oben mit einer Reihe sehr kleiner Schilde bedeckt; der Schulterpanzer ist ungefähr 2" lang, die beweglichen Gürtel des Rückens, an der Zahl 6 bis 7, sind aus rectangulären, mehr langen als breiten Stücken gebildet, von denen jedes auf der einen und andern Seite durch eine sehr zusammengedrückte, bogige und nach hinten spitzige Schuppe eingefaßt ist; der Kreuzpanzer besteht aus 10 Reihen fast viereckiger Stücke, und sein äußerer Rand ist stark gezähnt; alle Schilde haben zwei vertiefte Längslinien, der Zwischenraum zwischen beiden ist glatt, die äußern Ränder gleichsam förnig. Aus allen Schilden des Panzers entspringen braune Haare, die jedoch weniger lang, als bei dem behaarten Gürtelthier sind; auch stehen an der Unterseite des Körpers und an den Füßen weniger Haare als bei dem eben genannten. Der Schwanz ist mit starken Schilden bedeckt, welche besonders an dessen Wurzel ringförmig gestellt sind. Die Klauen sind von mittlerer Stärke.

7) In diese Abtheilung gehört noch D. quadricinctus *L.*, eine nur von Columna (Aquat. p. XV.) gesehene Art, deren Existenz nur auf einem zusammengeleimten Panzer beruht.

C. Gürtelthiere mit vielen $\frac{25-129}{24-44}$ plattenförmigen Backenzähnen. Priodontes *F. Cuvier*.

8) D. Gigas *Cuvier*. (D. giganteus *Desmarest*. — *Cuvier* ossem. foss. V. t. 11. f. 1—8. — Deuxième Kabassou *Buffon*. — Grand tatou *Azara* Essai. II. p. 132.) das Riesengürtelthier.

Dieses Thier ist das größte der ganzen Familie (mit Ausnahme der bis jetzt bekannt gewordenen fossilen Reste). Seine ganze Länge beträgt von der Nasenspitze bis zum hintern Rande des Kreuzpanzers 3' 2" 6"', der Kopf mißt 7" 6"' in die Länge, 3" 9"' in die Breite, der Hals ist 2" 8"' lang und die Ohren 1" 9"', der Schwanz 1' 5"'. Der Kopf ist verhältnißmäßig kleiner als an den andern Gürtelthieren, auf der Stirne gewölbt und von den Augen bis an das Ende der Schnauze cylindrisch; der Kopfpanzer ist am Hinterkopf mit zwei Reihen Schilden eingefaßt; die Ohren sind von mittelmäßiger Größe, spitzig und liegen schräg nach hinten; der Schulterpanzer besteht in der Mitte aus neun Reihen Schilden, der Kreuzpanzer aus siebenzehn bis achtzehn; die beweglichen Gürtel, zwölf bis dreizehn an der Zahl, bestehen aus rectangulären Schilden, der Schwanz ist an der Wurzel sehr dick (bis über 10" im Umfang), spitzig an der Wurzel, mit ringförmigen, gegen das Ende in gekrümmte Spirallinien gestellten Schuppen bedeckt. An den Vorderfüßen ist der äußerste Finger sehr kurz, schwach und aufwärts gebogen; die Klaue des zweiten Fingers ist 2" lang, einen Zoll breit und messerförmig, die des dritten ist 4" lang, an der Wurzel 1½" breit, die Klaue des Zeigefingers ist 14"' lang, die des Daumens ziemlich klein. Die Zehen der Hinterfüße sind kurz, mit

weniger starken Klauen als an den Vorderfüßen. Die allgemeine Farbe der Schale ist überall schwärzlich, wo die Oberhaut nicht abgerieben ist.

Dieses Thier bewohnt die nördlichsten, holzreichen Gegenden von Paraguay, ist aber in den bewohnten Gegenden so selten geworden, daß Rengger kein Exemplar auftreiben konnte; auch der Prinz von Neuwied erhielt, wie wir schon oben bemerkt haben, nur unvollständige Schwänze dieses Thieres, welche den Botocuden als Sprachröhre gedient hatten. *(D. Thon.)*

DASYSTEMON Cand. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Sedeen und der fünften Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Drei bis sieben blattartige, ungleichförmige Kelchblättchen; ebenso viel, meist aber fünf Corollenblättchen, welche an der Basis kaum verwachsen sind; drei bis sieben dicke, mit den Corollenblättchen alternirende Staubfäden mit aufrechten Antheren; drei bis fünf vielsamige Kapseln. Die einzige bekannte Art, *D. calycinus* Cand. (Prodr. III. 382, Crassula calycina Desf. catal. hort. par. 1817.), ist ein neuholländisches, schuppig-blattriges Sommergewächs mit gablig-ästigem Stengel, linienförmigen, an der Basis zusammengewachsenen Blättern und weißgrünlichen Blüthen. *(A. Sprengel.)*

DASYTES, *Paykull* (Insecta), Haarweichkäfer. Eine Käfergattung aus der Abtheilung Pentamera, Familie Serricornes, Section Malacodermes und Tribus Melyrides; zwischen Malachius und Zygia stehend, aus Lagria *Fabr.* gesondert. — Die Kennzeichen derselben sind folgende. Das erste Tarsenglied ist ganz deutlich länger als das vorhergehende, die Klauen am letzten haben einen häutigen Anhang, oder einen sehr zusammengedrückten Zahn; der Thorax ist fast viereckig, die Fühler sind von der Länge des Kopfes und Brustschildes, an der Wurzel sehr aus einander gerückt und stehen vor den Augen. Die retraktilen Bläschen an den Seiten des Körpers, welche Malachius hat, fehlen hier. — Die Palpen sind ungleich, nach außen dicker, an der Spitze schief abgestutzt; der Kopf verschmälert sich nach vorn etwas rüsselförmig, das vorletzte Tarsenglied ist kegelförmig. Der Körper ist linienförmig, lang; das Brustschild kurz, gerandet, kaum schmäler als die Flügeldecken.

Diese Käfer leben meist auf Blüthen, viele sind in Deutschland, Frankreich, Spanien, Italien, Dalmatien, Ungern, Schweden, einige sogar in Lappland, wenige der bekannten in Brasilien und Peru einheimisch. Dejean (Catalogue des Coléoptères p. 39) zählt 35 Arten auf.

Der Unterschied der Geschlechter besteht darin, daß die Männchen kleiner sind, längere Fühler als die Weibchen, oft Eindrücke auf den Bauchringen haben und das letzte Körpersegment immer ausgeschnitten ist.

Die Larve einer Art lebt im Fruchtboden der Himbeeren. — Als Beispiele führen wir folgende Arten an.

1) D. coeruleus *Fabr.* (Melyris coerulea, Illiger Käfer Preußens. — Lagria coerulea, *Rossi* fauna Etrusca. — Telephorus coeruleus *Degeer*, Insecten Abh. *Panzer* Fauna 96. f. 10.) Lang, behaart, oben blau; der Thorax mit wenigen, tief eingedrückten Punkten, Flügeldecken an der Spitze abgerundet, Fühler schwarz. Über vier Linien lang. Auf allerlei Blüthen, Umbellaten, im Juni in Teutschland nicht selten.

2) D. niger *Linné* (Dermestes... Fauna Suec. 439. — Dasytes niger *Panzer* fauna 96. f. 9. — Melyris nigra *Illig.* l. c. — Melyris villosus *Olivier* Entomol. II. taf. 2. f. 10. a. b.). Lang, schwarz, behaart, schwach punktirt, Thorax auf beiden Seiten mit einem Eindruck, Fühler schwach, sägezähnig. — Etwa drei Linien lang. — Männchen: Thorax etwas flachgedrückt, Fühler von halber Körperlänge, die meisten Hinterleibsringe an der Spitze eingedrückt, der vorletzte ausgerandet. Weibchen: etwas größer, Thorax gewölbter, Fühler kürzer, alle Hinterleibsringe glatt, ganzrandig. — Auf Wiesenblüthen in waldigen Gegenden, meist in der Nähe von Himbeeren (Rubus Idaeus), in deren Fruchtboden die Larve lebt. In Teutschland, Frankreich, England u. s. w., auch in Lappland. *(D. Thon.)*

DASYURUS, *Geoffroy* (Mammalia). Eine Gattung der Beutelthiere (Marsupialia) mit folgenden Kennzeichen. Schneidezähne $\frac{8}{6}$ klein, gleich groß, oder die zwei mittleren bedeutend größer als die seitlichen; Eckzähne $\frac{1.1}{1.1}$ deutlich abgerückt und länger als die ersten; Mahlzähne $\frac{6.6}{6.6}$, von denen die zwei oder drei ersten sogenannte falsche, die übrigen zugespitzt sind; der Daumen der Hinterfüße ist bis auf ein Knötchen geschwunden oder fehlt ganz; kein Wickelschwanz.

Der Kopf ist kegelförmig, die Schnauze spitzig, die Nase, mehr oder weniger rüsselförmig, ist durch keine Furche getrennt. Die Füße sind lang, schmächtig, alle mit fünf getrennten Zehen und kleinen, hackigen Krallen versehen; an den hintern Füßen ist aber der Daumen sehr kurz, nur höckerförmig, nagellos und von den andern Zehen abgerückt. Der lange Schwanz, kein Greifschwanz, ist mit Haaren bedeckt. Die Augen sind lebhaft und stehen seitlich fast in der Mitte der beiden andern Organe. Die Ohren sind von mittelmäßiger Länge, meist ganz oder theilweise behaart. Der Rachen ist nicht bis an den hintern Augenrand gespalten. Die Weibchen haben zwar eine Zitzentasche, sie ist aber nicht sehr deutlich und bei denjenigen, welche noch nicht trächtig waren, an getrockneten Häuten schwer zu unterscheiden.

Diese Thiere nähern sich sehr den gewöhnlichen Beutelthieren und leben wie diese von Fleisch, unterscheiden sich aber von den eigentlichen Beutelthieren hauptsächlich dadurch, daß sie nicht wie diese auf Bäume klettern und wegen des Baues der Vorderfüße diese nicht als Hände brauchen können. Diese Thiere leben vielmehr nach Art der Marder und Füchse, halten sich während des Tages in Felsenhöhlen verborgen und gehen des Nachts ihrem Raube nach. Sie leben von dem faulenden Fleisch der Seehunde und Cetaceen, welche an den Küsten stranden und sterben. Sie sind sehr gefräßig, dringen mit vieler Kühnheit in die Wohnungen der Menschen und werden dadurch sehr lästig. Sie bewohnen sämtlich Neu-Holland und die benachbarten Inseln.

1) D. ursinus *Harris.* (Transactions of the Linnéan Society. IX. p. 176. t. 19. f. 2. — *Temminck*

Monographie de Mammalogie. I. p. 68. t. 8. Schädel des erwachsenen).

Die Größe der erwachsenen ist ungefähr die eines kleinen Dachses. Die Hauptkennzeichen sind die schwarze Farbe mit einzelnen weißen Flecken, die kahlen Ohren und der unten kahle Schwanz, der nur zum Theil ein Greifschwanz ist. Letzterer ist halb so lang als Kopf und Körper zusammengenommen, die Ohren sind nur mit kurzen, einzeln stehenden Haaren bedeckt, die Schnauze ist kurz und stumpf, die Augen stehen in der Mitte zwischen Nase und Ohren, an beiden Kiefern und über den Augen stehen lange Schnurrhaare, die Füße haben eine nackte, runzliche Sohle. Der Pelz ist rauh, grob, die Seidenhaare sind sehr dick, das ganze Thier ist überhaupt mit einem schwarzen oder braunschwarzen Pelz bekleidet. Auf der Brust zwischen den Vorderfüßen steht ein schmales, weißes Halsband, und nach Harris finden sich unregelmäßige, weiße Flecken bald auf den Schultern, bald an der Kehle und über dem Steiß. Die Schnurrhaare sind schwarz, an der Oberlippe 4″ lang, die über den Augen 4″ 2‴ und die am Unterkiefer, welche zwei Büschel bilden, sind 2″ lang. Harris gibt von den beiden Individuen, welche er lebend besaß, folgende Maaße. Die ganze Länge 2′ 2″ englisch Maaß, der Schwanz allein 8″, der Kopf 6″, die Höhe an den Schultern 9″ 6‴.

Das Vaterland ist, wie gesagt, Neuholland. Die ersten Verbrechercolonien, welche an die wüste Küste dieses Landes in die Umgebung von Hobart-Town gebracht wurden, wurden von der Raubgier dieses Thieres sehr belästigt, indem es ihr Geflügel aufzehrte; indessen diente dagegen sein Fleisch auch wieder den Deportirten, das noch überdies nach Harris keinen übeln Geschmack hat, indem dieser von dem des Kalbfleisches nicht viel abweicht. Diese Thiere sind fleischfressend, und jede Art Fleisch steht ihnen an, doch lieben sie besonders das Fleisch der Wallrosse. Sie sind die gefürchteten Verwüster der Hühnerhöfe, wie bei uns die Marder und Iltisse, und ihr engländischer Name native devil (natürlicher Teufel) ist in dieser Hinsicht bezeichnend genug. Harris hatte lange Zeit ein Pärchen lebendig, welches aber fast beständig im Kampf mit einander war. Sie setzten sich oft auf die Hinterbeine und bedienten sich der Vorderpfoten beim Fressen. Sie werfen vier oder fünf Junge, welche nackt geboren und in den Beutel aufgenommen werden und sehr fest an den Zitzen hängen.

2) D. macrourus *Geoffroy* (Annales du Mus. III. — *Péron* voyage aux terres australes. t. 33. schöne Abbildung). — Viverra maculata, *Shaw* General Zoology. I. 2. 433. — Spotted martin, *Philipps* Voy. t. 46. — Dasyure a longue queue. *Cuvier* regne animal).

Diese Art unterscheidet sich von ihren Gattungsverwandten durch die rothbraune Farbe mit weißen Flecken, welche letztere sich auch über den Schwanz erstrecken.

Die Größe ist die einer Hauskatze. Der Schwanz ist fast so lang, als Körper und Kopf zusammengenommen; die Schnauze schwach, in die Länge gezogen, die Ohren kurz, die Augen näher an den Ohren als an der Nase. Der Pelz dieser Art fühlt sich nicht sehr sanft an, ist kurz und sehr dicht, die Haare des Schwanzes sind nicht lang und buschig, sondern werden nach dessen Spitze zu kürzer. Die Farbe des Pelzes ist kastanienbraun mit vielen, rein weißen Flecken von verschiedener Größe. Auf dem Rücken sind sie anfangs so klein, daß man sie kaum unterscheidet, dann werden sie größer und breiter, endlich an den Seiten fast Zoll groß. Die an dem Schwanze wechseln auch in der Größe und bedecken die größere Hälfte dieses Theiles, der gegen das Ende einfärbig wird. Die größten Flecken sieht man an den Seiten des Körpers und des Halses, kleine auch auf dem Kopfe. Der Bauch ist schmutzig weiß, der Kopf zieht ins Rostrothe, ist heller als der Rücken, und die vordern Füße haben eine gelbliche Farbe, die Ohren sind kurz und die Krallen weißlich.

Die Länge des erwachsenen Thieres ist 3′ 1 bis 2″, der Schwanz mißt 16″; der vordere Augenrand ist von der Nasenspitze 1″ 9‴ entfernt.

Dieses Thier lebt ebenfalls in Neuholland (Botany Bay, Sidney-Cow), von seiner Lebensweise ist nicht viel mehr bekannt, als daß es eben von dem Fleisch gestrandeter Robben lebt, wie schon Pérons Abbildung zeigt.

3) D. Maugei *Geoffroy* (Annales l. c. t. 7. f. 5 — 8. Cranium. — *Freycinet* Voyage, Zoologie. t. 4. — *Geoffroy* et *Cuvier Mammifères* fasc. 44).

Diese Art unterscheidet sich durch ihre Olivenfarbe mit weißen Flecken und durch den ungefleckten Schwanz.

Die Größe ist ungefähr die vom Iltis (Mustela Patorius). Das in gedachter Reise abgebildete Exemplar maß in ganzer Länge 2′ 3″, der Kopf 3″ 1‴, der Körper vom Hinterkopf bis zur Schwanzwurzel 11″, der Schwanz 12″; die 11‴ hohen Ohren zeigten sich im Leben wegen der vielfach verbreiteten, feinen Blutgefäße rosenroth. Der fleckenlose Schwanz hat eine weiße Spitze, die schmächtig ist. Der Daumen an den hintern Füßen ist von den übrigen Zehen weit abgerückt und steckt fast ganz in der Haut. Der Pelz ist haarreich, dicht; die obern Theile wechseln in Olivenfarben und Rothgelb, die untern sind hell aschgrau, alle Theile des Körpers und des Kopfes, mit Ausnahme der hintern Füße und des Schwanzes, sind mit großen und kleinen, rein weißen Flecken bedeckt. Die olivenfarbigen und aschgrauen Haare haben zwei Farben, indem ihre Wurzel überall dunkel aschgrau ist, aber die Haare der weißen Flecken sind durchaus weiß. Die Wurzel des Schwanzes ist auf der obern Seite von der Farbe des Rückens, aber ohne Flecken, weiterhin ist er rostgelb mit schwarzen Haarspitzen, und seine Spitze, die etwas pfriemenförmig ausläuft, hat weiße Haare, sowie auch die ganze untere Seite weißlich ist; die Kehle und das Ende der vier Extremitäten ist rein weiß, die Schnauze olivengelb mit einem schwarzen Fleck vor dem Auge.

Quoy und Gaimard erhielten ein Individuum fünf Monate lang am Bord der Corvette Urania lebendig. Dies zierliche kleine Thier war nicht schüchtern und nicht bissig, wie man es auch necken mochte; da es aber sehr lichtscheu war und gern das Dunkle suchte, so gefiel es sich am liebsten in dem kleinen Behälter, den man zu seinem Aufenthalt bestimmt hatte. Als man das Kap Horn umschiffte und ihm denselben wärmer machen wollte, warf

es alles Pelzwerk, womit man jenes ausgekleidet hatte, wieder heraus. Es war nicht bösartig, aber man bemerkte auch nicht, daß es für die Person, die ihm Nahrung reichte und es liebkoste, eine besondere Anhänglichkeit gezeigt hätte. Die Zeit, wenn es Nahrung zu sich nahm, war immer eine Art von Unterhaltung für die Zuschauer. Da es nur von rohem oder gekochtem Fleische lebte, so erfaßte es gierig die dargebotenen Stücken, und wenn es eins im Maule hatte, so warf es oft dasselbe wieder in die Luft und schnappte es geschickt auf, offenbar um ihm eine zum Verschlucken bessere Lage zu geben. Es bediente sich beim Fressen auch seiner Vorderfüße, nach jeder Mahlzeit aber setzte es sich auf die Hinterbeine und rieb lange und eifrig nicht blos die beiden Vorderfüße so gegen einander, so wie wir es mit den Händen machen, sondern strich sie auch ohne Aufhören über die glatte, immer sehr feuchte und dunkelrothe Schnauzenspitze, manchmal über die Ohren und den Kopf, gleichsam um alles wegzuschaffen, was etwa von Stückchen der Nahrungsmittel da hängen geblieben wäre. Diese Sorge für äußerste Reinlichkeit erfolgte allemal nach jeder Mahlzeit.

Diese Thiere sind noch ziemlich gemein zu Port Jackson; da man ihnen aber wegen ihrer Schädlichkeit fortwährend nachstellt, so werden sie bald seltener werden.

4) D. viverrinus *Geoffroy*. (Annales l. c. D. maculatus *id.* in Catalog. du Musée. — Spotted Opossam or Tapoo-Tafa, *Philips White* Voy. to New Soud-Wales, gute Abbildung. — *Guérin* Iconogr. Mammifer. t. 20. f. 2.).

Kennzeichen: schwarz mit weißen Flecken, der Schwanz ungefleckt. Die Größe geringer als die des Iltis, Schnauze spitzig, Schwanz so lang als der Körper und der halbe Kopf mit langen gegen das Ende büschelförmigen Haaren, die Formen ganz wie die der vorigen Art, aber kleiner. Der Pelz dicht, braun, schwarz oder chocoladenfarben mit sehr großen, unregelmäßigen, weißen Flecken, mit denen es sich ebenso verhält, wie bei der vorigen Art; der Bauch grau; die Ohren kürzer und mehr eiförmig; der Schwanz an der Wurzel schwächer, gegen das Ende mehr buschig. Die ganze Länge beträgt 18 bis 20″, wovon der Schwanz allein 8 Zoll wegnimt; der vordere Rand der Augen ist 1″ 4‴ von der Nasenspitze entfernt.

Das Vaterland ist ebenfalls Neuholland und namentlich Port Jackson.

Zusatz. Was den Das. Tafa der Systeme betrifft, so beruht derselbe einzig auf einer sehr mittelmäßigen Figur in *White* Voyage und unvollständigen Beschreibung; da er, außer von diesem Reisenden, nicht wieder gesehen ward, so ist er billig vor der Hand als Art zu streichen.

Hinsichtlich des Das. cynocephalus siehe den Art. Thylacinus. (*D. Thon.*)

Dasyus (Insecta) s. Scarabaeides.

DATAMES, Sohn des Kamissares, unter der Regierung des Artaxerxes Mnemon Statthalters in Kappadozien, welche Statthalterschaft ihm übertragen wurde, als im Kriege gegen die Kadusier in den kaukasischen Gebirgen sein Vater gefallen war, er aber sich vorzüglich ausgezeichnet hatte. Er erhielt nun öftere Gelegenheit, Feinde des Königs und Empörer zu bekämpfen, unter denen selbst sein naher Anverwandter Thous, der Dynast von Paphlagonien, war, und bei allen diesen Gelegenheiten bewies er gleich viel Feldherrntalent, Tapferkeit, Treue und Diensteifer. Durch alles dies stieg er immer höher in des Königs Gunst, reizte dadurch aber auch desto mächtiger der Höflinge Neid gegen sich, die sich zu seinem Untergange verschworen. Dies brachte ihn zum Abfall von dem Könige, mit welchem er von nun an in beständigem Kampfe begriffen war. Gleich im ersten fiel sein jüngerer Sohn; der Vater, sein Gefühl unterdrückend, bricht desto schneller auf, um in dem Heere den üblen Eindruck nicht wirken zu lassen, und nimt die vortheilhafteste Stellung. Da verbindet sich sein eigner Schwiegervater Mithrobarzanes mit dem Feinde und geht mit der Reuterei zu diesem über. Er, benachrichtigt von dem Aufbruch, macht den Seinen kund, dies geschehe in Einverständniß mit ihm, um den Feind desto sicherer zu verderben; nun dürfe er aber auch nicht säumen. Ehe jener noch ankommt, ist er schon an dem Feinde, der, von Mithrobarzanes sich verrathen glaubend, diesen angreift und so ihn nöthigt, wider seinen Willen sich für Datames zu schlagen. Nachmals fiel selbst sein ältester Sohn Scismas von ihm ab und verrieth ihn dem Könige, der jedoch durch sein großes Heer unter Autophradates ihn nicht zu besiegen vermochte. Was der Krieg nicht gekonnt hatte, das gelang der Hinterlist. Mehrmals entging des Datames vorsichtige Klugheit auch dieser, bis endlich der Held verstellter Freundschaft unterlag, und Mithridates, des Ariobarzanes Sohn, ihn rücklings meuchelmordete. (*Nepos.* — *Diod.* 15, 91. *Polyaen.* 7.).

Eines Datames, als Königs von Kappadozien, gedenkt Diodor (*Fragm.* 31, 12.), dessen Geschlecht von Kyros abgeleitet wird. Sein Vater war Anaphas, und ihm folgte, als er in einem Treffen gegen die Perser gefallen war, sein Sohn Aramnes. (*H.*)

DATAPHERNES, Persischer Heerführer. Bessos, des Dareios verrätherischer Mörder (s. Dareios), hatte sich als Artaxerxes IV. zum König aufgeworfen; gegen ihn verschworen sich nachher Spitamenes, Katanes und Dataphernes, und er wurde grausam hingerichtet (*Curt.* 7, 5.); den Spitamenes, der mit Dataphernes eine Empörung gegen Alexander angestiftet, ermordete seine Gemahlin, und hierauf lieferten die Daher Alexandern den Dataphernes aus (das. 8, 3.; vergl. aber Arrian. 4, 17. und 3, 30.). (*H.*)

DATARIE, päpstliche, war in ältern Zeiten von der sogenannten apostolischen Kanzlei nicht unterschieden; scheint aber später als eine eigene und gewissermaßen obere Abtheilung derselben angeordnet worden zu seyn, indem in der eigentlichen Kanzlei oder Ausfertigungsbehörde nichts ohne Genehmigung der Datarie ausgefertigt werden darf. Der Vorsteher dieser Anstalt ist gewöhnlich ein Cardinal, wenigstens ein Prälat und wird Datarius genannt, weil er auf die an den Papst gerichteten Gesuche um irgend eine Bewilligung mittelst einer Bulle Ort und Zeit oder das Datum des päpstlichen Entschlusses zu bemerken hat, worauf er sie dem Vorsteher der Kanzlei einhändigen läßt, um den Entwurf und die Ausfertigung, auch Taxation der Bulle, zu besor-

gen. Unter ihm stehen die Subdatarien, Revisoren und andere Subalternen, deren Anzahl bei der päpstlichen Kanzlei überhaupt sehr groß ist, wie denn *Ciampini* de S. Rom. Eccl. Vicecancellario illiusque munere, auctoritate et potestate die Zahl der Kanzleipersonen über tausend steigen läßt. Bei der Unvollständigkeit der Nachrichten, welche man überhaupt von dem Geschäftsgange bei dem römischen Hofe hat, läßt sich aber auch die eigentliche Bestimmung der Datarie und der Wirkungskreis des Datarius nicht genauer angeben. Es scheint jedoch, daß alle wichtigen Sachen, welche durch feierliche Bullen abgemacht werden müssen, dahin gehören, und daß der Datarius in Ansehung derselben den Vortrag bei dem Papste hat, also zugleich eine Art von Geheimerreferendair ist. (*v. Arnoldi.*)

DATHAN, Sohn Eliabs aus dem Stamme Ruben, war mit seinem Bruder Abiram ein Hauptmitglied der Verschwörung, welche, auf Korachs Anstiften, eine Anzahl unzufriedener Israeliten zusammenbrachte, um sich den vermeinten Anmaßungen des Mose und Aaron zu widersetzen. Vielleicht war Eifersucht die Triebfeder, weil man nähere Ansprüche auf die Würden beider zu haben glaubte, wie es Josephus (Antiq. IV, 2, 2.) darstellt. Allein die göttliche Strafe ereilte die Verschwornen früher, ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnten. Die Erde berstete unter ihnen „und sie fuhren hinunter lebendig in die Hölle mit allem, das sie hatten." 4. Mos. 16.; vergl. 5. Mos. 11, 6. Sirach 45, 22—24. Die Sage von diesem außerordentlichen Einschreiten Gottes lebte noch lange fort, und diente den spätern Psalmisten (106, 17.) zum warnenden Beispiele von Ungehorsam gegen den göttlichen Willen. (*Tuch.*)

DATHE, Johann August, Professor der hebräischen Sprache zu Leipzig, Sohn des herzoglichen Raths und Amtmanns Georg Wilhelm Dathe zu Weißenfels, wo er den 4. Julius 1731 geboren war. Die religiöse Erziehung, welche er im elterlichen Hause erhielt, wirkte wohlthätig auf sein ganzes Leben und trug schöne Tugendfrüchte. Von der Domschule zu Naumburg, die er 6 Jahre lang besuchte, begab er sich 1751 nach Wittenberg und 1754 nach Leipzig, wo er an seinem Schwager, dem berühmten Ernesti, einen Lehrer hatte, der seinen Studien die zweckmäßigste Richtung gab. Unter diesem vertheidigte er eine Dissertation de Origene, interpretationis librorum s. grammaticae auctore, und wurde darauf 1756 Magister. Da aber in eben diesem Jahre der 7jährige Krieg ausbrach, begab er sich nach Göttingen, hörte hier besonders Michaelis und Geßner, und habilitirte sich 1757 als Magister legens in Leipzig mit einer Dissertation de reliquiis Aquilae in interpretatione Hoseae. Als ihm 1762 ein außerordentliches philosophisches Lehramt zu Theil wurde, ließ er ein Programm de Anaxarcho, philosopho eudaemonico, drucken, und als er in demselben Jahre die ordentliche Professur der hebräischen Sprache erhielt, schrieb er eine Abhandlung de difficultate rei criticae in Vet. Test. caute dijudicanda. Dieses Amt bekleidete er, bis er den 17. März 1791 starb. Als gelehrter und gründlicher Kenner der orientalischen Literatur war er ein sehr geschätzter und nützlicher Docent, und seine Vorträge hatten das Eigene, daß sie den Zuhörer immer zugleich auf religiöse Gesinnungen hinlenkten. Die gelehrte Beschäftigung, welcher er den größten Theil seiner von Amtsgeschäften freien Stunden widmete, war die Bearbeitung einer neuen lateinischen Übersetzung des ganzen alten Testaments, das hohe Lied nicht ausgenommen, welches er aber für das Liebeslied eines alten, unbekannten Dichters hielt, dem eine wahre Geschichte zum Grunde liege. Diese Übersetzung, die als ein fortdaurender Kommentar anzusehen ist, erschien unter dem Titel: Pentateuchus ex recensione textus hebraici et versionum antiquarum lat. versus notisque philol. et crit. illustr. Halae 1781; ed. II. emend. 1791. 8. Libri historici V. Test. Ib. 1784. 8. Jobus, proverbia Salomonis, Ecclesiastes et canticum canticor. Ib. 1789. 8. Psalmi. Ib. 1787; ed. II. 1794. 8. Prophetae majores. Ib. 1779; ed. II. emend. 1785. 8. Prophetae minores. Ib. 1773; ed. III. 1790. 8. Die Übersetzung ist rein und fließend; Dathe bemühte sich, den Sinn der Originale deutlich und richtig darzustellen, ohne sich jedoch zu bestreben, die Schönheiten derselben im Lateinischen nachzubilden; besonders vermißt man in den poetischen Büchern Lebhaftigkeit und Feuer. Mit großer Sorgfalt hat Dathe die bis auf seine Zeit verbesserte Sprach- und Alterthumskunde benutzt, die berichtigten Vorstellungsarten von der alten Welt gesammelt, auf die einzelnen Bücher angewandt und in eine leichte Übersicht gebracht. In der Kritik, wie im Widerspruch gegen andere Gelehrte, war er sehr bescheiden, änderte nur sehr ungern am Texte, und in der Exegese äußert sich seine Anhänglichkeit an das kirchliche System. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte, die jedoch wenig Eigenes enthalten, sind zweckmäßig, und seine ganze Arbeit ist besonders angehenden Theologen nützlich [1]). Im Jahre 1768 gab Dathe den syrischen Psalter nach des Erpenius Ausgabe mit philologischen und kritischen Anmerkungen heraus, und 1776 erschien von ihm ganz umgearbeitet Glassii philologia sacra, doch nur die Grammatik und Rhetorik, als das Beste und Brauchbarste am Buche, wobei jedoch bemerkt wurde, daß das Werk noch weit mehr umgeschmolzen, verbessert und vieles theils hätte hinzugefügt, theils weggelassen werden sollen [2]). Mit einer lehrreichen Vorrede gab Dathe Briani Waltoni in biblia polyglotta prolegomena. Lips. 1778. 8. heraus, und nach seinem Tode

1) So betrachtete Dathe selbst seine Arbeit, indem er in der Vorrede zum Jobus etc., womit er sein Werk endigte, sagt: Id autem non fuerat hoc, ut viris doctis, linguarum peritis et apparatu librorum philologico instructis, novam offerrem librorum sacrorum versionem, qua eos facile carere posse probe novi. Sed his, qui illo apparatu biblico vel destituti sunt, vel multa legendi, conferendi, examinandi neque voluntatem neque tempus haberent, prodesse, maxime vero sacrarum literarum studiosis viam ostendere volui, quam ad scripturae sacrae interpretationem doctam et eruditam ingrederentur.

2) Den zweiten Theil, der die Kritik und Hermeneutik enthält, und der in Glassius Werke voransteht, bearbeitete, nach Dathe's Tode, der Prof. Bauer in Heidelberg.

edirte E. F. C. Rosenmüller: Dathii opuscula ad crisin et interpretationem vet. T. spectantia. Lips. 1796. 8. [3]). An Ernesti's theologischer Bibliothek hatte Dathe vielen Antheil, und in seinem Testamente vermachte er der Leipziger Universitätsbibliothek einen großen Theil seiner reichhaltigen Büchersamlung und 4000 Rthl. zur Unterhaltung der Gebäude des Paulinums [4]). (*Baur.*)

DATHEMA war ein befestigter Ort in Gilead, in welchen die von Timotheus, dem Anführer der Ammoniter, gedrängten Juden sich flüchteten, aber von Judas Maccabäus befreit wurden, als die Feinde eben den Sturm begannen. 1. Macc. 5, 9. ff. Joseph. Ant. 12, 8, 1. ss. Über die Lage haben wir nur folgende ungenügende Angaben: Judas ging über den Jordan drei Tagemärsche weit, wandte sich nach Bosor, von wo aus er Dathema in einer Nacht erreichte. (*Tuch.*)

DATHENUS, Peter, zu Ypern geboren, war Mönch in der Abtei zu Poperingen, nahm aber die Grundsätze der Reformation an, entfloh aus seinem Kloster nach England, wo er Buchdrucker wurde, gegen 1551 sich für den geistlichen Stand vorbereitete; kehrte nach drei Jahren auf den Kontinent zurück, ward im J. 1555 Prediger zu Frankfurt, ging von da in die Niederlande und predigte daselbst die Lehre Calvins, und zwar mit einem fanatischen Eifer, den er selbst gegen den Prinzen von Oranien richtete, weshalb er es jedoch rathsam fand, sich nach der Pfalz zu begeben, wo der Kurfürst Friedrich ihn, unter dem Titel eines Rathes, zu seinem Kaplan ernannte und ihn seinem Sohne Kasimir zum Begleiter gab. Er ging indeß nach den Niederlanden zurück, wurde zu Breedwyk verhaftet und saß zwei Monate lang gefangen. Im J. 1578 ward er Prediger zu Utrecht, ging aber 1585 nach Holstein, prakticirte dann unter dem Namen Peter Montanus zu Stade als Arzt und zuletzt zu Elbingen, wo er 1590 starb. Literarisch merkwürdig ist er durch seine Übersetzung der Psalmen in holländische Verse, die er der Musik zu der französischen Übersetzung von Marot und Beza anpaßte. Seine Übersetzung, für die Zeit, in welcher sie erschien, nicht ohne Werth, erhielt ein vorzügliches Ansehen dadurch, daß man sich derselben bis zum Jahre 1773 beim Gottesdienste bediente. Es hatte endlich doch nicht an solchen gefehlt, die sie ins Lächerliche gewendet hatten, wie die zu Utrecht 1758 erschienene Schnurre unter dem Titel Datheniana. (Nach Motron in der Bibl. univ.). (*H.*)

3) Inhalt: die oben genannten Dissert. de reliquiis Aquilae und de difficultate etc. Ferner: De ratione consensus versionis chald. et syr proverbiorum Salomonis 1764; de ordine pericoparum biblicarum non mutando (in welcher er des Propst's Harenberg u. A. Hypothese von der Verwechselung der Blätter in den ältesten Handschriften und der daher entstandenen Unordnung in manchen biblischen Büchern untersucht und widerlegt) 1769; in canticum Mosis Deut. XXXII. 1769. Der Herausgeber hat, doch nur selten, Anmerkungen und ein Register über die erklärten Bibelstellen, hebräischen und griechischen Wörter, hinzugefügt. 4) *A. W. Ernesti* elogium Dathii. Lips. 1792. 4. Biographien jetztleb. Gel. Leipz. 1779. 2. Hft. Nova acta hist. eccles. 9. Bd. 661—667. Schlichtegrolls Nekrol. a. d. J. 1791. 1. Bd. 175—183. (Eck) Leipz. gel. Tageb. 1791. S. 41. Meusels Lex. der verst. Schriftst. 2. Bd.

DATHEVATSI, Gregor, einer der gelehrtesten Lehrer der armenischen Kirche, erhielt seinen Namen von dem Kloster Dathev in der Provinz Sionnikh, wo er als Mönch lebte. Er war ums Jahr 1340 geboren, und hatte den Johann Orodnetsi, einen der gelehrtesten Männer seines Jahrhunderts, zum Lehrer in der Philosophie und Theologie. Dathevatsi zeichnete sich bald selbst als Lehrer in beiden Disciplinen aus und hinterließ mehre ausgezeichnete Schüler, als er 1410 starb. Sein Hauptwerk, magnae quaestiones genannt, enthält einen vollständigen Abriß der Theologie und Methaphysik, nach den religiösen Grundsätzen der armenischen Kirche und des konstantinopolitanischen Archimandriten Eutyches, des Stifters einer dem Christenthum nachtheiligen Sekte. Es wurde zu Konstantinopel in einem Quartbande gedruckt, und in der königl. Bibliothek zu Paris wird es handschriftlich verwahrt. Andere Schriften: über die Kirchendisciplin, Homilien, Reden rc. hat Dathevatsi handschriftlich hinterlassen *). (*Baur.*)

DATI, Carlo Roberto, aus einem schon im 14ten Jahrhundert berühmten und an ausgezeichneten Männern fruchtbaren, florentinischen Geschlechte, ward zu Florenz 1619 geboren und starb ebendaselbst 1676. Er hatte eine gründliche Schulbildung erhalten, so daß ihm seit 1648 die Professur der alten Sprachen übertragen werden konnte; doch beschäftigte er sich am liebsten mit dem Studium seiner Muttersprache und hat als Akademiker viel zur Ausarbeitung der 3. Ausgabe des Wörterbuchs der Crusca beigetragen. Auch die physischen Wissenschaften hatte er eifrig unter Torricelli und Galilei studirt. Demungeachtet trieb er als Gewerbe die Goldschlägerkunst und erwarb damit ein bedeutendes Vermögen. Der Ruhm seiner Gelehrsamkeit und seiner feinen Sitten ward durch viele Ausländer verbreitet, welchen er bei ihrem Aufenthalte in Florenz sich freundlich erwiesen. So stand er namentlich in Briefwechsel mit Ménage, Ezechiel Spanheim, Nic. Heinsius, Lambecius, Gronovius und Milton, welcher letztere seiner auch in einigen lateinischen Gedichten ehrenvoll gedenkt. Ludwig XIV. hätte ihn gern an sich gezogen; gab ihm aber doch, obwol Dati seine Anträge von sich wies, eine Pension von 100 Louisd'or, wofür Dati eine Lobrede auf den König hielt, welche italiänisch zu Florenz 1669 und französisch zu Rom 1670 erschien. Schon in seinem 21. Jahre ward er Mitglied der Accademia della Crusca, wobei er den Namen des Smarrito annahm; etwas später nahm ihn auch die Accademia fiorentina auf. Sein Hauptwerk sind seine Vite de' pittori antichi. Firenze 1667. 4., die er Ludwig XIV. dedicirte. Später sind sie wieder abgedruckt: Napoli. 1730. 4., dann mit vielen Noten von Guglielmo della Valle, Siena 1795. 4. Geringere Abdrücke sind in neuerer Zeit in Mailand, Padua und Venedig erschienen. Dati wollte eigentlich in diesem Werke von der Malerei der Alten überhaupt handeln, wo denn dieser Band der zweite des Ganzen geworden wäre; allein er fand dabei so viele Schwierigkeiten, daß er sich begnügte, diesen Theil seiner Ar-

*) Biogr. univ. T. X. (von Saint-Martin).

heit, die Biographie des Zeuxis, Parrhasius, Apelles und Protogenes, mit vielen Abhandlungen und Noten, welche ursprünglich für andere Theile des Werks bestimmt waren, herauszugeben. Zu gleicher Zeit unternahm er eine Samlung von musterhaften Schriften verschiedener Gattungen in italiänischer Sprache, wovon er indeß nur die Erscheinung des ersten Bandes noch erlebte. Das sind die Prose fiorentine raccolte dallo Smarrito. Firenze 1661. 8. Dieser Band enthält 10 Reden von verschiedenen Verfassern, auch einige von ihm selbst. Diese Samlung ist unter dem nämlichen Titel von Bottari und andern fortgesetzt, so daß das Ganze 17 Bände in 8. ausmacht, wovon die 6 ersten Bände dem von Dati besorgten ersten Theile entsprechen. Firenze 1716—1745. 17. vol. 8. Vergleiche Gamba, Serie de' testi. Venezia 1828. (*Blanc.*)

DATIO in solutum, oder Angabe an Zahlungsstatt, nennt man eine vom Kaiser Justinian eingeführte Rechtswohlthat, zufolge deren der Schuldner, welcher eine Geldsumme zu bezahlen hat und von seinem Gläubiger gedrängt wird, falls er auf keine andere Art dieselbe zurückzahlen kann, die Befugniß hat, dem Gläubiger, unter Bestellung gehöriger Sicherheit wegen der Entwährung, seine besten Sachen anzubieten und nach einer gerichtlichen Schätzung aufzunöthigen *) (*Stryck* de benefic. dat. in solutum in Opp. T. I. n. 9.). (*Spangenberg.*)

DATIS, persischer Heerführer unter Dareios, verlor die Schlacht von Marathon. S. Persische Kriege. (*H.*)

DATIS, König des Volks der Heruler zur Zeit des Kaisers Justinian, welchen die an dem Ufer der Donau auf dem oströmischen Gebiete hausenden Stämme des Volks nebst seinem Bruder Aordus und einem Geleite von 200 Jünglingen von ihren alten Stammgenossen aus Thule (Skandinavien) herbeiholten, nachdem sie zuvor ihren König Anirich aus unbeschränkter Freiheitsliebe ermordet hatten. Er gewann die Herrschaft über die Heruler gegen den von Justinian während der Abwesenheit der Thulitischen Gesandtschaft eingesetzten König Suartun †). S. den Art. Heruler in dem siebenten Theile der zweiten Section dieses Werkes S. 70. (*Aug. Wilhelm.*)

DATISCA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Resedeen und der neunten Ordnung (Polyandria) der 22sten Linnéschen Klasse. Char. Die männliche Blüthe besteht aus einem fünfblättrigen Kelche und fast ungestielten Antheren; die weibliche aus einem zweizähnigen, über dem Fruchtknoten stehenden Kelche; die Frucht ist eine einfächerige, vielsamige Kapsel. Die drei bekannten Arten sind perennirende Kräuter. 1) D. cannabina L., ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, fünf- bis zehnpaarigen, ungleich-lanzettförmigen, langzugespitzten, gesägten Blättern und kurzen Hörnern der Fruchtkapsel. Diese Pflanze, welche dem Hanfe im Äußeren gleicht, wächst auf Kreta und in Kleinasien. Abb. Lam. ill. t. 823. 2) D. nepalensis Don (Prodr. 203.) ebenfalls ein glattes Kraut mit gefiederten Blättern, aber mit zweipaarigen, eislanzettförmigen Blättchen und langen Hörnern der Kapsel. In Nepal. 3) D. hirta L., ein steifbehaartes Kraut mit herablaufend-gefiederten Blättern. In Pennsylvanien. (*A. Sprengel.*)

Die hanfartige, gelbblühende Datisca kommt häufig als Schmuckpflanze in unsern Gärten etc. vor. Sie hat einen sehr bittern Geschmack. Braconnot entdeckte darin einen eigenen Stoff, Datiscin, welcher dem Inulin (s. unten), am nächsten kommen, sich aber doch noch wesentlich davon unterscheiden soll (vergl. Bucholz's neueste Ausg. von Grens Grundriß der Chemie. 1818. II; Trommsdorff's n. Journ. der Pharm. II. 1.). Er schießt beim Verdunsten des Absuds der Pflanze krystallinisch an, und scheint eher zu den Säuren, als zu den Kaloiden zu gehören. Rubini (s. Weigels italiän. Biblioth. IV, 1.) empfiehlt den Aufguß der frischen Pflanze von ½ — 1 Unze, oder am Morgen 1 Skrup. bis ½ Dr. des Pulvers der im Schatten getrockneten Pflanze, 3—4 mal nach Umständen wiederholt, oder das etwas langsamer wirkende Extract zu 3 Gr. mit 1 Gr. Pulver bis zu 6 Gr. gestiegen, gegen Wechselfieber da, wo die China angezeigt ist, welcher jedoch die Datisca deshalb vorzuziehen ist, weil sie, bei Unreinigkeiten in den ersten Wegen, Erbrechen oder Laxiren erregt und so zur glücklichen Heilung des Fiebers sich selbst den Weg bahnt. Oft aber heilt sie dieses auch ohne Ausleerungen etc. — Außerdem werden die Blätter der Pflanze in Pillen- oder Bolusform, nach Carus, häufig zu 3—8 Gr. mit Eisenvitriol und Electuarlenitiv in Parma bei gastrischen und skrophulösen Übeln (auch gegen Fieber) angewendet. Sie bewirken leicht Übelkeit, Erbrechen und Purgiren. Übrigens nützt die Pflanze nach Braconnot, vermöge ihres gelben Farbstoffs, auch in der Färberei (s. Annal. d. chem. et de phys. III. p. 277. etc.). (*Th. Schreger.*)

DATISI heißt in der Logik diejenige Schlußform, welche, wie das s. der zweiten Silbe andeutet, durch simpele Umkehrung des Untersatzes die mit dem Namen Darii, welcher gleichen Anfangsconsonanten und gleiche Vocale hat, bezeichnete Schlußform der ersten Figur in einen Vernunftschluß der dritten Figur umwandelt. S. Darii. Das t. hat, wie das r. in Darii, keine weitere Bedeutung, sondern dient nur zur Verbindung der Vocale. (*Grotefend.*)

Dativus s. Casus.

DATJÀ nennen die Serbler das Todtenmahl, welches von ihnen dreimal im Jahre, und zwar stets am Sonnabend Abends und am Sonntag früh, gehalten wird, und daher csetrdesnjitza (das vierzigtägige, d. h. nach 40 Tagen gefeierte), polugodischnjitza (das halbjährige) und godischnjitza (das jährliche) heißt. Zu dem Todtenmahle ladet man in Serbien alle Bewohner des Dorfes, einen nach dem andern (der Reihe nach),

*) Novell. IV. c. 3. Jüngst. R. A. §. 172.

†) *Procop.* Bell. Goth. II, 12. p. 433. edit. Lugdun.

mit den Worten ein: Dodjite doverse, da spomenemo mrtve (d. h. kommt heute Abends, daß wir der Todten Erwähnung machen!). Zum Todtenmahle muß auch der Pfarrer (Popa) erscheinen, um ein Gebet zu sprechen. Beim Zutrinken sprechen sich die Serbler so an: za ispokoj dusche brata N. (Zur Erquickung der Sele des Bruders N.!). Der Angesprochene antwortet: Bog da mu duschu prosti! (Gott spreche seine Sele von Sünden los!) und die übrigen Gäste rufen gleichfalls: Bog da mu duschu prosti! — Das ganze serbische Todtenmahl hat in der That viel Feierliches, Ehrwürdiges und Rührendes. (*Rumy*).

DATJOWSCHE SEE, der, in Hinterpommern, im Kreise Fürstenthum des Regirungsbezirkes Köslin, bei den Dörfern Datjow und Tessin, beinahe ½ Meile lang und ½ M. breit. (*C. D. Gustav v. d. Lancken.*)

DATNIA, *Cuvier* (Pisces). Eine Fischgattung aus der Familie der Percoides in der Ordnung Acanthopterygii und zwar unter denjenigen Gattungen stehend, welche sich durch eine einzige Rückenflosse, sechs Kiemenstrahlen und spitzige Zähne (dents canines) auszeichnen. Sie kann eigentlich als eine zweite Unterabtheilung der Gattung Therapon betrachtet werden, von der sie sich nur durch einen höhern Körper, ein geradliniges oder concaves Kopfprofil, eine zugespitzte Schnauze, stärkere, einen größern Raum einnehmende, wenn auch in der Zahl gleiche Rückenstacheln, die wenig ausgerandete Rückenflosse und den Mangel der Gaumenzähne auszeichnet. Sie würde nach Blochs System zu Holocentrus gehören, und Buchanan stellt die eine von ihm beschriebene Art zu Coius. Cuvier hat diese Gattung aufgestellt in seiner Histoire naturelle des Poissons III. p. 138 und sagt von der Gruppe, zu welcher er sie zählt, und welche die Gattungen Therapon, Datnia, Pelates und Helotes umfaßt, Folgendes:

Wenn es irgend eine Gruppe von Fischen gibt, die dazu gemacht zu seyn scheint, die Naturforscher zur Verzweiflung zu bringen, indem sie zeigt, bis zu welchem Grade die Natur ihrer charakterisirenden Combinationen spottet: so ist es diejenige, von welcher wie in diesem Artikel handeln und welche mit einer Menge innerer und äußerer, so eigenthümlicher Verhältnisse, daß man sie nicht trennen kann, mit einer großen Ähnlichkeit zur ganzen Familie der Barsche, Arten, welche mit Gaumenzähnen versehen sind, mit andern vereinigt, welche diese standhaft zu entbehren scheinen. Alle diese Fische haben sammetartige Zähne in den Kiefern; Zähnchen am untern Augenbogen, am Vorkiemendeckel und selbst oft am Schulterknochen. Keiner von ihnen hat mehr als sechs Strahlen in den Kiemen; man sieht Schuppen weder an ihrem Schädel, noch an der Schnauze, noch an den Kiefern; ihre Rückenstacheln legen sich in eine Furche des Rückens, welche an jeder Seite durch eine Vertiefung angedeutet ist; ihre Schwimmblase ist standhaft durch eine Einschnürung in zwei deutliche Säcke getheilt, wie bei dem Karpfen u. s. w., für die Familie der Stachelflosser ein seltener Charakter.

1) Datnia argentea *Cuvier* (l. c. Taf. 54. Coius Datnia *Hamilton Buchanan* Fishes of the river Ganges. p. 88. t. 9. f. 29.). Der Körper ist zusammengedrückt und hoch, von der Seite gesehen etwas eiförmig, die Höhe nicht ganz dreimal in der Länge enthalten; das Profil des Kopfes steigt schräg von der Rückenflosse herab; das Auge steht ziemlich hoch, und die beiden Nasenlöcher stehen ziemlich weit von einander; die Schnauze ist vorn etwas plattgedrückt; in jedem Kiefer steht eine ziemlich breite Binde feiner, sammetartiger Zähne. Der erste Unteraugenbogenknochen ist fein, aber deutlich gezähnt; oben auf dem Kopfe stehen einige schwache, zum Theil verästelte, erhabene Längslinien; Schuppen stehen blos auf der Wange und auf den Kiemendeckelstücken. Der Vorkiemendeckel hat einen fein gezähnelten Rand. Der knöcherne Kiemendeckel läuft in zwei scharfe Spitzen aus, von denen die untere die längste ist; die Kiemenhaut hat nur sechs Strahlen. Der Oberschulterknochen und der rabenschnabelförmige Fortsatz oberhalb der Brustflosse sind gezähnelt. Von den sehr starken, wechselsweise nach der einen und der andern Seite erweiterten Rückenstacheln ist die erste kurz, die vierte und die fünfte sind die längsten; an der Afterflosse stehen drei sehr starke Stacheln. Die Schwanzflosse ist halbmondförmig ausgeschnitten. Auch vor der Bauchflosse steht ein Stachel. Die Rückenflosse hat $\frac{12\ \text{Stacheln}}{10\ \text{Strahlen}}$, die Afterflosse $\frac{3}{8}$; die Seitenlinie läuft fast mit dem Rücken parallel auf dem obern Drittheil des Körpers. Der ganze Fisch ist silberfarben, gegen den Rücken und auf diesem graulich. Die Stacheln seiner Flossen sind silberfarben, die Flossenhaut derselben und alle weichen Theile grau, der Rand zwischen den Stacheln schwarz gesäumt. Auf der Afterflosse steht ein schwärzlicher Fleck, jede Schuppe hat einen schmalen, glanzlosen Rand. Nach Buchanan hat dieser Fisch im lebenden Zustand grünliche Fleckenreihen, welche gegen den Rücken goldglänzend, nach dem Bauche zu perlmutterglänzend sind, und auf dem weichen Theile der Rücken- und Schwanzflosse stehen schwarze Punkte. Er soll gewöhnlich 6 bis 10″ lang werden.

Die Leber dieses Fisches ist klein, die Gallenblase klein, verlängert und reicht über die Magenspitze hinaus. Dieser letztere in Gestalt eines länglichen, spitzigen Sacks geht nach hinten über die Hälfte der Leibeslänge hinab und steigt nach vorn mit seinem obern Ast bis an das Zwerchfell hinauf. Der Darmkanal, mittelmäßig lang und eng, macht nur zwei Biegungen. Der erste Theil der Schwimmblase ist kugelig und geht vom Zwerchfell bis an die Theilung des Magens, der zweite ist dreimal länger, zweimal höher und nimt den ganzen hintern Theil des Unterleibes ein, man sieht an demselben die Eindrücke der Rippen, an welchen er stark anhängt. Ein Luftkanal ist nicht vorhanden.

Dieser Fisch findet sich in allen Mündungen des Ganges und ist auf dem Markte von Calcutta sehr gemein, sein Fleisch aber nicht sehr geachtet.

2) Datnia cancellata *Cuv.* (l. c.) Dieser Fisch gleicht dem vorigen in der Gestalt, sowie nach der Anzahl und der Größe der Stacheln, doch ist er kleiner und anders gefärbt. Die Schnauze ist etwas kürzer, die

Zähnchen des Vorkiemendeckels sind sehr stark. Er ist silberfarben, gegen den Rücken bräunlich; vier verloschene Binden laufen der Länge nach über den Körper und sind durch drei oder vier, noch mehr verloschene, senkrechte gekreuzt. Die zweite der Längsbinden endet mitten auf der Wurzel der Schwanzflosse durch einen etwas schwärzern Fleck. Die Haut zwischen den Rückenflossen ist dunkelbraun, der übrige Theil der Flossen gelbgrau. Am innern Rande der Wurzel der Afterflosse steht ein brauner Fleck. Das beschriebene Individuum war nur 8'' lang. Bei dieser Art ist der zweite Theil der Schwimmblase kleiner, der Magen groß, hinten zugerundet und dessen aufsteigender Ast näher am Zwerchfell, die Blinddärme konnten wegen der schlecht erhaltenen Eingeweide nicht gezählt werden. *(D. Thon.)*

Datolith s. die Nachträge zu D.

Daton, Datum, Datos, Datus, früher Krenides, zuletzt Philippi, s. diesen Art. *(H.)*

DATT, Johann Philipp, Regirungs- und Konsistorialrath in Stuttgart, geboren den 29. Oktober 1654 in der ehemaligen Reichsstadt Eßlingen, wo sein Vater reichsritterschaftlicher Syndikus und der Stadt Ammann war. Frühe schon studirte er die alten Sprachen mit solchem Fleiß, daß er in seinem 16. Jahre nicht nur den Virgil, sondern auch die seltener gelesenen Dichter, einen Statius, Lukan, Claudian rc. fast auswendig wußte. Auf der hohen Schule zu Straßburg, wo er seit 1674 die Rechte studirte, hatte er dem Unterrichte und der Leitung des humanistischen Statsrechtslehrers und ersten Peätors der Stadt, Ulrich Obrecht, das meiste zu danken, und zu seiner Bildung für den Statsdienst trug auch der Zutrit in angesehenen Familien bei. Nach der französischen Besitznahme der damaligen Reichsstadt Straßburg 1681 kehrte er nach Eßlingen zurück, erhielt einige Jahre nachher die Direktion über die ganze Kanzlei-Registratur und wurde dadurch zur bessern Einrichtung des reichhaltigen Archivs, sowie zur Benutzung desselben für eigene historische Forschungen veranlaßt. Die Republik wählte ihn 1690 zu ihrem Konsulenten, und von der Zeit an wurde er viel auf Reichs- und Kreistage verschickt, und als 1693 die Franzosen in Schwaben einfielen, ging er, sein Vaterland zu retten, nebst andern als Geißel nach Straßburg, von wo er im Februar 1694 zurückkam. Bald darauf berief ihn der Herzog von Würtemberg als Regirungs- und Konsistorialrath in seine Dienste, und dieses Amt bekleidete er, bis er den 28. Februar 1722 starb. Seinen Bemühungen dankte Würtemberg die Rettung der Klöster Herrnall und Reichenbach gegen die Ansprüche Badens. In der gelehrten Welt hat er sich durch ein gehaltvolles publicistisch-historisches Werk bekannt gemacht, das er unter dem Titel herausgab: Volumen rerum germanicarum novum, sive de pace imperii publica libri V. ad illustrandam publicae pacis, regimenti, camerae imperialis, vemicorum Westphaliae judiciorum, foederum imperii ejusque statuum, Suevicae praesertim confoederationis, collectarum et contributionum, comitiorum Wormatiensium anni 1695 statusque seculi XII. XIII. XIV. et XV. publici historiam ex antiquis legibus, rescriptis caesarum, actis et recessibus comitiorum veterum, tabulis ligae triumviralis Suevicae et pacis publicae foederum originalibus, selectisque aliis rerum imperialium documentis, vel ex archivo et mss. nunc primum integra serie et fide collectis ed. J. P. Datt. Ulmae 1698. fol. 922 Seiten. Dieses mit seltener diplomatischer Genauigkeit aus unbenutzten handschriftlichen Quellen und Archiven geschöpfte Werk ist zwar zunächst der Erläuterung des gesetzlichen Reichsfriedens vom J. 1495 bestimmt, verbreitet sich aber fast über alles, was zur Kenntniß des mittleren Zeitalters gehört, gibt viele befriedigende neue Aufschlüsse über wichtige Ereignisse und Einrichtungen, und kann als ein teutsches Statsrecht der mittleren Zeiten angesehen werden. Außer diesem Werke ließ Datt einen Traktat de venditione liberorum drucken *). *(Baur.)*

Dattelbaum s. Phönix.

Dattelland s. Belad el Dscherid (Thl. VIII. S. 409).

DATTELN, dactyli, sind die Früchte des ursprünglich wol in Ostindien und Arabien heimischen, heut zu Tage durch den ganzen Orient und durch Nordafrika verbreiteten und von da nach dem südlichen Portugal und Spanien, den Inseln des Mittelmeers und nach Unteritalien verpflanzten **Dattelbaums**, Phoenix dactylifera L. (s. unten), der 2—300 Jahre alt wird. Aus dem Innern des Gebietes von Tripoli (Belad-el-dscherid, wörtlich Dattelland), von Tunis, aus Ägypten und Syrien kommen die meisten und besten Datteln in den Handel. Man sammelt sie theils noch unreif, theils halb, theils ganz reif, breitet sie auf Strohmatten aus, wo sie bald weich und breiartig werden, dann anschwellen und nun nicht wieder faulen. Wenn sie getrocknet sind, wird aus ihnen der Zuckersaft gepreßt, die ausgepreßten genießt das gemeine Volk; oder man begießt sie noch einmal mit ihrem Saft, bevor sie eingepackt werden, oder endlich man hebt sie unausgepreßt in Krügen mit Syrup auf. Die aus Syrien und Ägypten kommenden sind zum Theil auf der Palme selbst getrocknet, oder sie werden kurz vor der Reife abgenommen und an Fäden zum Trocknen aufgehängt. Sie müssen groß und länglich, recht voll und fleischig, von Größe und Form der Eicheln, aber noch dicker, außen schön röthlichgelb, sehr dünnhäutig, ohne alle Runzeln, frisch, innen um den steinharten, entlang gefurchten Kern weißlich, von rein süßem, zuckerartig schleimigem Geschmack seyn, wie die über Marseille, Genua, Venedig und Livorno kommenden tunitanischen rc. — Schlecht sind die noch unreifen, wachsgelben, cylindrisch ovalen, kaum zollangen, innen noch roh-festen, fleischigen, kernlosen, krautigherb und zusammenziehend schmeckenden spanischen, die entweder zu dürftigen oder schon wurmigen Datteln von Salée, und die meist schon alten, verlegenen, mithin ausgetrockneten, harten, runzlichen, löcherigen und wurmstichigen aus der Levante, welche beim Schütteln schlottern oder klappern und widrig fad von Geschmack sind. Die Datteln sind in der Heilkunst entbehrlich, dienen aber, mit Zucker

*) Mosers erläutertes Würtemberg. Leipz. gel. Zeitg. 1723. S. 275—278. *Buderi* bibl. jur. 616. Pütters Lit. d. Statsrechts. 1. Th. 297.

eingemacht, vorzüglich zum Nachtisch ꝛc. und sind nährend. Durch Aufguß oder durch Kochen mit Wasser wird die Dattelpulpe ausgezogen und nachher durch einen feinlöchrigen Durchschlag durchgetrieben. Auch läßt sich aus ihrem Safte durch Gährung eine Art Wein und daraus durch Destillation ein starker Branntwein bereiten. Dieser Palmwein war bereits im höchsten Alterthume bekannt, wo die Äthiopier sich desselben beim Einbalsamiren ihrer Todten bedienten, um die Eingeweide damit auszuwaschen. Aus den Früchten wird noch jetzt in Syrien und Ägypten ein dicker und süßer Syrup gepreßt, dessen man sich, anstatt der Butter, zur Bereitung der Speisen bedient. Viele Völker Afrika's und Indiens leben fast einzig von Datteln. Aus den in Butter gebratenen macht man in Asien eine trockne Paste, Aluha genannt, dergleichen jeder asiatische Kavallerist statt aller anderer Nahrungsmittel mit sich führt. Tammer heißt in Asien das Dattelbrod. — Mit den zerstampften Dattelstengeln füttert man die Kameele ꝛc. in Asien, mit Dattelfrüchten in Arabien, namentlich zu Muskat ꝛc. alles Schlachtvieh, dessen Fleisch davon sehr wohlschmeckend werden soll.

Phoenix declinata am Vorgebirge der guten Hoffnung trägt lederartige, geschmacklose Früchte, welche in ihrem Vaterlande unter dem Namen wilder Kaffee bekannt, von den Hottentotten geröstet und wie Kaffee benutzt werden. — Auch die gerösteten Dattelkerne sind dem gerösteten Kaffee sehr ähnlich. (*Th. Schreger.*)

Dattelpalme s. Phönix.

DATTENBERG, Dorf in dem Kreise Neuwied des preuß. Regirungsbezirks Coblenz, mit 320 Einw. und dem Hüttenwerk Alsau. (*H.*)

DATTENFELD, Bürgermeisterei in dem Waldbröler Kreise des preuß. Regirungsbezirks Cöln, mit 450 Einw., ergiebigen Eisengruben und einem Blaufarbenwerk. (*H.*)

DATUM, Zeit- und Ortsangabe in Urkunden und anderen Schriften der Vorzeit, muß jedem, der nur die heutige Art zu datiren kennt, nicht als Gegenstand einer wissenschaftlichen Erörterung erscheinen. Seitdem Kalender fast in Jedermanns Händen sind, ist nichts leichter und einfacher, selbst für den Ungelehrten, als Jahr und Tag, wenn etwas geschehen ist oder geschehen soll, allenfalls nach dem Kalender anzugeben. Eines solchen Hilfsmittels entbehrten die Alten lange Zeit ganz. Fast nur die Geistlichkeit hatte Kenntniß von Zeitrechnung und Kalenderwesen. Die Hauptsache dabei war das Kirchliche; denn der Kirchenkalender mußte ihr zur Norm bei gottesdienstlichen Verrichtungen dienen. Selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward spät erst daran gedacht, Kalender durch den Druck so gemein zu machen, als sie es nun sind. Der große Haufen hätte ohnehin noch keinen Gebrauch davon machen können. — Da die meisten Verhandlungen und schriftlichen Ausfertigungen darüber sowol in den Kanzleien der Großen als bei Privaten durch die Hände der Geistlichen gingen, so war davon eine natürliche Folge, daß diese sich auch der bei ihnen üblichen Zeitangaben bedienten, welchen sämtlich, neben dem römischen Kalender, die kirchlichen Festbestimmungen und Heiligentage zu Grunde lagen. Die Kirchenkalender kannten aber unsere einfache Art nicht, jedem Monatstage seine Zahl in fortlaufender Ordnung beizulegen und danach zu datiren. Selbst die Angabe der Jahre nach der christlichen Zeitrechnung, obwol diese auch von der Kirche ausgegangen war, vernachlässigten Urkundenschreiber oft, oder es treten andere Umstände ein, welche die Angabe in manchen Fällen zweifelhaft machen. — Durch alles dieses wird es dem Diplomatiker und Geschichtsforscher oft sehr erschwert, den eigentlichen Zeitpunkt eines Ereignisses ausfindig zu machen, und es ist nichts gewisser, als daß durch Unbekanntschaft mit den verschiedenen Arten des Datirens in der Vorzeit oder durch oberflächliche Untersuchung und Vergleichung mehrer Zeitangaben manche chronologische Unrichtigkeiten in Stammtafeln und Geschichten von jeher eingeschlichen und vererbt worden sind. Wol ist daher die diplomatische Zeitkunde ein wichtiger, aber auch schwieriger Theil der Urkundenwissenschaft. Zwar ist seit dem verflossenen Jahrhundert durch die Arbeiten mehrer fleißiger Gelehrten dem Diplomatiker die Mühe, dergleichen dunkele Zeitangaben auszufinden und in die heutige Kalendersprache zu übersetzen, besonders durch mancherlei Tabellen und Kalender über das Mittelalter, sehr erleichtert worden, obwol sie nicht alle Daten erklären. Doch kann der gründliche Diplomatiker darum die Kenntniß der ehemaligen mancherlei Zeitangaben keineswegs ganz entbehren, wozu es auch an Anweisungen in älteren und neueren Werken nicht fehlt. Hier eine solche zu geben, würde überflüssig und dem Zweck der Encyklopädie nicht gemäß seyn. Es wird sich daher nur auf eine kurze geschichtliche Übersicht beschränkt, zumal da manches hier einschlagende unter andern Artikeln vorkommt.

I. Angabe des Jahres im Datum. Die ältesten Urkunden haben bis auf die Zeiten Karls d. Gr. noch keine Angabe des Jahres nach Chr. Geburt, und selbst unter Karl und seinen Nachfolgern werden nur die Jahre der Regirung und meistens auch die Indictionszahlen angegeben. Die wol häufig beigefügte Formel: Christo propitio, oder: regnante Christo, konnte zur Zeitbestimmung nichts beitragen. Stimmen nun wegen der verschiedenen Arten, wie zu zählen angefangen ward, die Regirungs- und Indictionszahlen nicht überein, so bleibt die eigentliche Ausfertigungszeit solcher Urkunden immer etwas zweifelhaft, ist oft gar nicht mit völliger Zuverlässigkeit ausfindig zu machen. Denn Kennzeichen, aus der Graphik hergenommen, können zwar auf einen größern Zeitabschnitt, aber nicht auf einzelne Jahre weisen. Gegen Ende des 9. Jahrh. wird zwar die Angabe der Jahre nach christlicher Zeitrechnung gewöhnlicher, damit hört aber die Ungewißheit noch nicht auf. Es mögen hier nur als Beispiel zwei Urkunden K. Arnulfs dienen. Die eine ist datirt: anno domini 889 Ind. VII. anno I. regni D. Arnolfi regis; die andere a. domini 891 Ind. VIII. a. 4to regni Arnolfi. In der ersten trifft die Indiction auf das J. 889, weniger das Regirungsjahr 1, man mag vom Jahre der ersten Erwählung (887) oder dem des Todes seines Vorgängers (888 im Jan.) zu zählen anfangen. In keiner Art läßt sich damit das Da-

tum der zweiten vereinbaren. Die Indiction müßte IX. seyn, das Regirungsjahr III., wenn der Schreiber der zweiten nicht ein anderes Jahr zum Anfang der Regirung als der erste angenommen hat. — Es scheint in einem solchen Falle am sichersten, sich an das Jahr der christlichen Zeitrechnung zu halten. Doch auch damit ist noch zu keiner Gewißheit zu gelangen. Denn es entstehet nun doch noch der Zweifel: wo fing der Schreiber, oder der Gebrauch der Kanzlei, welcher er diente, das Jahr an? Bald ist Weihnachten, bald der 1. Januar, bald der 19. März, wie in Lüttich, bald Mariä Verkündigung, der 25. März, bald Ostern ꝛc. Jahresanfang. Die Formeln: anno domini, anno dominicae incarnationis, oder incarnationis domini, auch incarnationis verbi und anno gratiae, entscheiden allein nichts. Denn es läßt sich wol nicht behaupten, daß die Worte incarnatio domini jederzeit auf Mariä Verkündigung als Jahresanfang weisen, vielmehr werden sie mit der späteren Formel: anno a nativitate Christi oder domini, welche schon entscheidender ist, oft gleichbedeutend gebraucht. Wollte man aber auch den Anfang jeden Jahres, welches durch incarn. dom. bezeichnet ist, in den März verlegen, so entsteht die weitere Frage, ob der Schreiber, wenn er z. B. seine Urkunde im Jan. 800 datirt, dieses Jahr schon mit dem 25. März 799, nach gemeinem Gebrauch gezählt, angefangen hat, oder ob er bereits im J. 801 schreibt, welches er nach seiner Art zu zählen erst mit dem nächsten März anfangen wird, ob er also seinen Jahresanfang um fast sieben Monate vorausnimt, oder dem gewöhnlichen um drei, fast vier Monate nachsetzt. Die letzte Art zu rechnen war doch, in Teutschland wenigstens, die gewöhnlichste, und es ist fast unbegreiflich, wie sich die Gewohnheit, das Jahr erst mit dem März anzufangen, in manchen Kanzleien so lange erhalten konnte, z. B. zu Trier, Cöln, Lüttich und in den Niederlanden, ungeachtet im gemeinen Leben der 1. Jänner als Neujahr galt. Nothwendig mußte dieses zu manchen Verwirrungen Anlaß geben, die auch in den Kanzleien und von Notarien nicht unbemerkt bleiben konnten. Das führte denn wol hauptsächlich auf den Gebrauch, außer der eigentlichen Jahrzahl auch noch andere chronologische Merkmale anzugeben. Dahin gehören vorzüglich Indictionen, Regirungsjahre, Goldene Zahl, Concurrenten, Epakten, Regularen, Sonntagsbuchstaben, Mondsalter (*Luna*), *Claves terminorum*, *Terminus paschalis*, wovon oben unter Claves, Concurrenten, Cyclus schon mehres vorgekommen ist. Die Daten werden dadurch oft sehr weitläufig, zumal da man sich bei der Angabe der Regirungsjahre nicht immer auf kaiserliche, königliche und päpstliche beschränkte, sondern auch wol die Jahre der Erwählung eines Bischofs, Abtes ꝛc. angeführt werden. So hat eine Urkunde des Grafen Florens II. von Holland folgendes Datum: „Actum est hoc publice in Haecmunda in Eccl. B. Petri Ap. a. incarn. Domini 1108. Indict. II. Id. Apr. quando octavae Paschae celebrantur, regnante quinto Henrico, anno Imp. sui tertio, Burchardi Traject. Eccl. Episcopi anno Episcopatus sui nono, domini Athalardi Abbatis (Egmondani) anno suo quarto suscepti pastoralis officii.“ Auch historische Umstände werden in Daten häufig angeführt. So erwähnen Urkunden K. Friedrich I. im Datum der Zerstörung Mailands. — Erzbischof Konrad von Mainz datirt eine Urkunde von 1195: „Acta sunt hec anno ab inc. dom. 1195, Ind. XIII. Celestino Romane sedi presidente. Heinrico V. — imperium gubernante. Anno electionis nostre in Mogunt. Archiepiscopat. 34, *Exilii* 31, *reversionis* 13.“ Eine Urkunde der Äbtissin Agnes von Quedlinburg hat das Datum: „Preposita existente Domina Oderade, Decana Dom. Mathilda, Praeposito S. Wiberti domino Bertoldo. A. D. d. 1200. Ind. III. Ep. III. Conc. VI. regnante dom. nostro Jes. Chr. Feliciter. Amen.“ und eine Urkunde der Herren von Plesse: „anno gratie 1247 Ind. V. tempore dom. Innoc. Pape quarti, Romano imperio inter Fridericum quondam Imperatorem et Regem Henr. quondam Thuring. Lantgravium in scismate constituto, mortis ejusdem regis anno primo, nob. Domino Archiepisc. Sifrido Eccl. Moguntinensis.“ — Je specieller und genauer dergleichen Angaben sind, desto mehr können sie dazu dienen, das wahre Datum auszufinden, selbst unrichtige zu berichtigen. So finden sich viele Urkunden teutscher Könige, welche vor einem belagerten Ort datirt sind, wo sich dann mit andern Geschichtsquellen das Datum vergleichen und ein Irrthum im Jahr, wenn er sich hier oder dort findet, entdecken läßt. Eine Urkunde K. Heinrich VII. „data Rome *in militiis* XIV. Kal. Aug. Ind. X. A. D. 1311, regni nri anno IV. Imper. vero I.“ hat offenbar einen Schreibfehler in der Jahrzahl. Denn 1311 war Heinrich VII. nicht in Rom, sondern hielt seinen Römerzug erst 1312, und auf dieses letzte Jahr weisen auch die Indiction und die angegebenen Regirungsjahre. — Wie eine Triersche, auf das J. 1158 lautende, aber in das J. 1159 gehörende Urkunde über Nassau im Datum nur aus den derselben beigefügten Kennzeichen hat berichtigt werden können, ist oben im Art. Cyclus unter Epakten auseinander gesetzt worden. — In Kanzleien, wo ein solcher vom gewöhnlichen abweichender Jahresanfang üblich war, mag endlich die daraus entstehende Verwirrung und Ungewißheit wahrgenommen worden seyn. Es kam daher später der Gebrauch auf, jene Eigenheit in dem Datum selbst zu bezeichnen. Daher häufig der Zusatz: secundum morem oder stilum Curiae nostrae, „na Costume onses hohf,“ wie eine Urkunde des Herzogs Philipp v. Burgund von 144$\frac{2}{3}$ 20. Febr. datirt ist, oder sec. stilum Treverensis, Leodiensis, Moguntinae, Cameracensis Ecclesiae u. s. w., auch teutsch, wie eine Urkunde des Erzbischofs Boemund zu Trier von 135$\frac{7}{8}$: „da man nach Gewonheyt dez stifftes von Trere ezalte nach Cristus Geburte ꝛc.,“ wo denn doch eigentlich hätte gesagt werden sollen: nach Christi Menschwerdung. Auch ward es in den Niederlanden besonders üblich, statt jener Formeln im Datum zu bezeichnen, ob die Ausfertigung vor oder nach Ostern geschehen. So hat eine Urkunde K. Maximilians, als Besitzers der Niederlande, das Datum: „en notre ville de Bruges le 12 jour d'Avril l'an de grace 1486 *avant pasques*.“ Sie ist also in das J. 1487 zu

setzen, in welchem Ostern auf den 15. April fiel, statt daß 1486 Ostern schon am 26. März gefeiert war. Eine andere von Max. hat dagegen: d. Malines 1. Avr. 1513 *après pasques*. Ostern war in diesem Jahr bereits am 27. März gewesen und die Urkunde gehört also auch in das J. 1513. Aus Unachtsamkeit ließen aber die Schreiber oft auch eine solche Bestimmung aus. Graf Heinrich von Nassau ward von K. Karl V., nach Antretung der Regirung in den Niederlanden, als Haupt einer Gesandtschaft an K. Franz I. von Frankreich geschickt, um mit diesem über Karls Vermählung mit der Prinzessin Renate, über eine Allianz und andere Gegenstände zu unterhandeln. Die Vollmachten sind im Jänner 1514 datirt, ohne Zweifel nach Gewohnheit des Brabantschen Hofes, obwol nichts angegeben ist. Denn Karl trat erst 1515 die Regirung der Niederlande an, und im J. 1515 erfolgte auch erst die Gesandtschaft an K. Franz I. — Ebenso ist die Vollmacht Karls für den nämlichen Grafen Heinrich als Botschafter zur Kaiserwahl in Frankfurt datirt: Barcellona 31. März 1518. Dennoch ist K. Maximilian darin als verstorben aufgeführt, der doch erst im Jan. 1519 mit Tode abging. Die Vollmacht gehört also auch in das J. 1519, in welchem Jahre die Ostern auf den 24. April fielen. — Nicht weniger Verwirrung macht es, wenn Urkunden- und Chronikenschreiber das Jahr mit Weihnachten anfangen. Die Verfasser der Art de vérifier les dates sagen zwar, der Unterschied von 7 Tagen sei zu unbedeutend, um Unrichtigkeiten zu veranlassen. Sie bedenken aber nicht, daß falls der Schreiber nicht ausdrücklich bemerkt, oder aus anderen Umständen bekannt ist, er fange seine Jahre mit Weihnachten an, der Unterschied ein ganzes Jahr beträgt. So erzählen wirklich Chroniken, Karl der Große sei am Weihnachtstage 801 in Rom zum Kaiser gekrönt worden, und im J. 813 gestorben, während allgemein das J. 800 als Krönungs-, das J. 814 als Todesjahr Karls angenommen wird. Bei jenen Angaben, wenn sie richtig sind, muß der erste Chronist sein Jahr mit Weihnachten, der letzte mit Ostern oder Mar. Verkündigung angefangen haben. Daß der Jahresanfang mit Weihnachten dem Geschichtsforscher weniger zu schaffen macht, liegt einzig darin, daß der Begebenheiten und Handlungen zwischen dem 25. Dec. und 1. Jan. weniger seyn können, als während eines Zeitverlaufs von mehren Monaten, daß also die Zweifel im ersten Falle seltener sind als im letzten.

Zu den nicht oft vorkommenden, aber auch sehr zweifelhaften Jahresangaben gehören die a passione domini und anno trabeationis Christi. Bei der ersten vom Leiden Christi ist der Jahresanfang wol in die Passionszeit oder Charwoche gesetzt worden. Die Dunkelheit eines solchen Datums liegt aber hauptsächlich in der Verschiedenheit der Meinungen über das Lebensjahr Jesu, in welches sein Tod falle, ob in das 32., 33. oder 34. Jahr, wonach denn auch 32, 33 oder 34 Jahre von dem Jahre nach der gewöhnlichen christlichen Zeitrechnung abgezogen werden müssen. Über annus trabeationis sind die Meinungen der Ausleger getheilt, indem einige diese Formel mit annus passionis, andere mit annus incarnationis gleichbedeutend halten, je nachdem sie die Herleitung von trabs oder trabes, ein Balken, also auf die Kreuzesbalken sich beziehend, annehmen, oder von trabea, ein Kleid, trabeatio also Bekleidung mit Fleisch, Menschwerdung. Die letzte Erklärung ist wol die richtigste, Jahresanfang in beiden Fällen ungefähr der nämliche. — Zu den seltenen Daten gehören noch die mit der Jahresangabe nach Erschaffung der Welt[1]), wobei immer zweifelhaft ist, welcher Zeitrechnung der Schreiber folgt.

II. Angabe der Monate im Datum. So lange, wie in der früheren Periode in den Daten der Urkunden nicht einmal die Jahre der christlichen Zeitrechnung vorkamen, ward noch weniger eines Monats gedacht. Später kommt neben der Angabe des Jahres Christi oft auch noch kein Monat, oder doch nur ohne Tagsbezeichnung der Monatsname, z. B. mense Junii, vor, oder, was sich am längsten, zumal bei Urkunden in lateinischer Sprache erhielt, Monats- und Tagsangabe wurden aus dem römischen Kalender genommen. Daraus konnte, wenn auch der römische Kalender und die Bezeichnung der Tage nach Kalenden, Nonen, Idus, den meisten fremd war, doch keine Verwirrung oder Ungewißheit entstehen. Wol aber gab dazu der Gebrauch teutscher Benennungen der Monate Anlaß. Zu Karl d. Gr. Zeiten kamen, wie wir aus Eginhard wissen, folgende Monatsnamen auf: Wintermond, Hornung, Lenzmond, Ostermond, Wunnemond, Brachmond, Heumond, Ährenmond, Herbstmond, Weinmond, Windmond, Heilige- oder Heilmond. Sie wurden aber theils verändert, theils nicht in der nämlichen Bedeutung gebraucht.

Wintermonat heißt nicht immer der Jänner allein. Auch November und December führen wol diesen Namen, zuweilen mit dem Zusatz: der erste, der zweite. Selbst dem Februar ward er an einigen Orten beigelegt. — Dagegen kommt der Jänner auch unter dem Namen Hartmond vor in einer Nass. Kellereirechnung von 1455, der 30. Hartmond in einer Urkunde von 1452 und in einer andern von 1479: „des 10. Dagħes des Mondes Januar zu Dutzsche Hartmont." Frisch aber hat Hartmond für December gefunden, und Haltaus für Februar. — Diesem letzten Monat legt die angef. Rechnung den Namen Spurkel bei, der sich auch noch in der Volkssprache erhalten hat, wie Sporkel bei den Niederländern. — In einer zu Middelburg 125? ausgefertigten Urkunde des K. Wilhelm heißt der Februar Zille. — Statt Ostermond wird der April auch Grasmonat genannt. — August kommt auch als Ernte- und Kochmonat vor, welches letztere sich auf die Zeitigung des Weines besonders beziehet. — Den September nennt die Kellereirechnung Füllmonat, wie auch Haltaus hat, dagegen den October statt des Septembers Herbstmonat, vermuthlich in Rücksicht der Weinlese, welche in den Weinländern häufig der Herbst genannt wird. — Eine andere Benennung des Octobers ist nach einer Ur-

1) Wovon in m. histor. Denkwürdigkeiten S. 152 ein Beispiel angeführt ist.

kunde von 1434 Laupraysse „zu Latin October" wie der Schreiber selbst hinzusetzt, vielleicht so viel als Laubreiße, weil dieser Monat die Bäume zu entblättern anfängt. — November heißt in obiger Rechnung Schlachtmonat, wahrscheinlich vom Einschlachten der Schweine ꝛc., daher auch Blutmonat, und December ist nach der nämlichen Rechnung Wintermonat, nach Haltaus auch Wolfsmonat, und, wie noch gewöhnlich ist, Christmonat. — Nicht oft setzen aber diese verschiedenen Benennungen der Monate den Diplomatiker in Verlegenheit. Denn selbst Urkunden in teutscher Sprache haben im 14. Jahrhundert und später sehr häufig noch das ganze Datum in der lateinischen. Andere Ursachen der Ungewißheit eines Datums gibt der nächstfolgende Abschnitt.

III. Anzeige der Tage im Datum. Oben ist schon bemerkt worden, daß die speciellere Zeitbestimmung in den früheren Jahrhunderten gewöhnlich aus dem römischen Kalender genommen ward. Die Zahl des Monatstages nach unserer heutigen Art anzugeben, war höchst selten. In Urkundensamlungen werden sich nur einzelne Beispiele finden. Gegen die Mitte des 13ten Jahrhunderts fing aber der Kirchenkalender an, der herrschende zu werden, und — mit Ausnahme der päpstlichen, größtentheils auch der kaiserlichen Urkunden — den römischen Kalender und die Angabe der Monatstage nach der Zahlenfolge fast ganz zu verdrängen. Damit ward die Zeitbestimmung nach Tagen bei den meisten Urkunden des 13., 14., 15. und 16. Jahrhunderts sehr erschwert, und erst mit dem 17ten kam das Datiren nach dem bürgerlichen Kalender wieder eigentlich in Gebrauch. So machte denn fast jedes Datum eine besondere Berechnung nöthig, zumal ehe der Diplomatiker mit solchen Hilfsmitteln, wie sie oben im Art. Concurrenten zum Theil angegeben worden, versehen war.

Nach dem Kirchenkalender fiel nämlich die Angabe der Monate nach ihren Namen und der Tage eines jeden Monats nach der Zahlenfolge, in früheren Zeiten selbst die gewöhnliche Benennung der Wochentage, zumal in lateinischen Urkunden, ganz weg. Statt nach Monatstagen ward 1) nach Fest- und Heiligentagen, 2) nach kirchlichen Benennungen der Sonntage; 3) nach Tagen vor oder nach einem Fest- oder Heiligentage und Sonntage datirt.

1) Bei der ersten Art findet wieder eine Unterabtheilung statt. Nach der Anordnung der Kirche gibt es

a) unbewegliche Feste, d. i. solche, welche in jedem Jahre auf den nämlichen Tag fallen und gefeiert werden. Der eigentlichen Feste dieser Art sind nur wenige, nämlich das Fest der Beschneidung und Erscheinung Christi, Kreuzerfindung und Kreuzerhöhung, sodann Weihnachten, dagegen aber alle Marien- und andere Heiligentage. Die Tage, wenn sie einfallen, sind theils allgemein bekannt, theils sind sie in alphabetischen Verzeichnissen, welche Rabe, Pilgram, Helwig u. a. lieferten, leicht aufzufinden. Wenn also eine Urkunde auf den Tag, an welchem ein solches Fest, oder der Heiligentag einfällt, mit dem gewöhnlichen Namen datirt ist, so läßt sich der Monatstag leicht bestimmen. Die Feste führen aber zum Theil mehre Namen, wie das Beschneidungsfest, als 1. Jänner, auch Jahresfest und der achte Tag unseres Herrn, d. i. die Octave der Weihnachten, genannt wird. Synonyme vom Erscheinungsfest oder Epiphaniae sind: drei Königefest, adoratio Magorum, Oberstentag, zwölfte- auch dreizehnte Tag, (nämlich nach Weihnachten, je nachdem vom Weihnachtstag selbst, oder vom folgenden Tage an gezählt ward). — Die beiden Kreuzesfeste werden zwar gewöhnlich durch Zusätze: als es funden ward, nach Ostern, im Mayen, und: als es erhocht ward, im Herbst ꝛc. unterschieden. Es wird aber auch der h. Kreuzestag ohne Zusatz zuweilen genannt, in welchem Falle zweifelhaft bleibt, welcher Kreuzestag zu verstehen sei, wenn nicht eine andere Bestimmung dazu kommt, wie in einer Urkunde von 1473 im Dillenb. Archive: „uff Maintag uff des hilligen Crutzabent." In diesem Jahre fiel Kreuzerfindung auf einen Montag, die Vigilie war also Sonntags; Kreuzerhöhung hingegen traf auf einen Dienstag, und die Vigilie wird also richtig als Montag angegeben. Dieses beweiset gegen Pilgrams Regel, daß Kreuzerfindung, als das älteste der beiden Feste, immer zu vermuthen sei. — Noch mehr Zweifel entstehen bei den Heiligentagen, weil mehre einerlei Namen führen, die in Daten nicht immer genau unterschieden werden, der nämliche Tag aber oft mehre Bezeichnungen hat, wovon manche dunkel sind. Peterstag im gemeinen Leben bezeichnet den 22. Febr., obwol mehre Tage dieses Namens sind, als 29. Jun., 1. Aug., 25. Nov. und einige weniger vorkommende im Apr. und Dec. Die gewöhnlichsten sind Peters Stuhlfeier (ad cathedram), Peter und Paul, und Peters Kettenfeier (Vincula Petri), und werden auch in Daten gemeiniglich mit den angeführten, auch anderen Bezeichnungen unterschieden, als Peterstag im Winter, in den Fasten, Peterstag „als sich die Erde entschlußt" — „also he uff den Stul ward gebracht zu Rome," auch „uff den Sechsel zu Rome" — „als he gekronet ward," welches alles den 22. Febr. bezeichnet; sowie den 1. August Petrrstag „in der Erne" — „als oeme Banden entsprungen" — „Fenknuß," Vinkeltag ꝛc. Wird aber Peterstag ohne Zusatz gebraucht, so bleibt oft zweifelhaft, welcher zu verstehen ist. Denn es fehlt nicht an Beispielen, wo der 22. Febr. und dagegen auch wieder der 1. Aug. anzunehmen ist. Ebenso zweifelhaft sind die Beinamen: Kräutertag, Peterstag, als man Meerrettig weihet ꝛc. [2]). — Ebenso ists mit den mehren Johannistagen. Eine Urkunde Gottfrieds Gr. von Dietz von 1332 ist ganz ungewöhnlich datirt auf Freit. nach „s. Johannis Martyris Dage als er geboren wart." Das scheint aber der 24. Jun. zu seyn. Doch ist der Zusatz Märterers statt Täufers

2) Vergl. Spieß archiv. Nebenarb. II. 83. und Zinkernagel Handb. für Archiv. S. 261.

nicht gebräuchlich. Es mag also wol eher Johannes Enthauptung, 29. Aug., zu verstehen seyn, und der Schreiber das Wort Natalis, welches die Martyrologen so wie passio gebrauchten und den Todestag eines Märterers damit anzeigten, mit Nativitas für gleichbedeutend gehalten und darum als er geboren ward übersetzt haben. — Die meisten Zweifel entstehen bei den vielen Marien- oder Frauentagen und durch die mancherlei Benennungen, unter denen fast jeder derselben vorkommt. So heißt das Fest der Reinigung Mariä (Purificatio Virginis), 2. Febr., auch Mar. Lichtmesse, unser Frauentag als man Lichte weihet, Kerzweihe, U. Fr. Tag Klibelmesse (Urkunde Ehr. Heinr. v. Weilnau 1337.), U. Fr. Tag als man Kerze seynet, festum praesentationis domini. — Den Namen: U. Fr. Tag Würzweihe führt zwar gemeiniglich nur das Fest Mar. Himmelfahrt. Er kommt aber auch als Mar. Reinigung vor in einer Urkunde des Bischofs Friedrich zu Worms für die Grafen Johann und Engelbert zu Nassau 1433: Dienstag nehst nach unser lieben „Frauentag Wurzwihe Purificationis zu latin genannt.“ Der oben angeführte Name Klibelmesse wird dagegen gemeiniglich dem Tage Mar. Verkündigung, 25. März, beigelegt. — Sehr zweifelhaft ist die Bedeutung von U. L. Fr. Tag der erste, welche bald Mar. Reinigung, bald Mar. Himmelfahrt zugeschrieben wird. — Daß Mariä Krönung auch vom 15. Aug. zu verstehen sei und auf ihr Prädikat Himmelskönigin Bezug habe, ist höchst wahrscheinlich. — Mar. Opferung, praesentatio, 21. Nov., kommt auch unter dem Namen Anburtung, und illatio Mariae (Einführung in den Tempel) vor, und Mariä Empfängniß (als sie empfangen ward), 8. Dec., wird auch wol der 25. März oder Mar. Verkündigung, als sie empfangen hat, genannt, sowie der Name: U. Fr. Tag der Verholenen — verborgenen, dem 8. Dec. u. 25. März beigelegt wird. — Kommt ein Marientag ohne alle Bezeichnung vor, so ist eine Erklärung fast unmöglich, wenn nicht andere Umstände darauf deuten, wie z. B. die in Pacht- oder Erbzinsbriefen häufig vorkommende Bestimmung des Termins, wenn die Pachtfrüchte abgeliefert werden mußten; „zuschen den zweyn unser Frauen Dagen, als man alle Pecte spolget zu weren,“ worunter dann nach landwirthschaftlichen Rücksichten Mar. Geburt der 8. Sept. und Mar. Empf. der 8. Dec. zu verstehen seyn würde, weil in den meisten Gegenden die Fruchternte am 8. Sept. noch nicht beendigt ist. Pilgram und andere deuten dagegen die Formel: zwischen zwei Frauentagen, auf Mar. Himmelfahrt und Geburt, oder 15. Aug. und 8. Sept. Und diese Meinung ist auch wol als die richtige anzunehmen, da die obige Formel in Urkunden auch häufig mit dem erklärenden Zusatz: als sie zu Himmel fuhr, und als sie geboren ward, zur Bestimmung des gewöhnlichen Pachtlieferungstermins vorkommt. Ein so früher Termin, wofür später der Martinstag bestimmt ward, macht es wahrscheinlich, daß Pachtfrüchte ehedem vom Felde weg im Stroh geliefert wurden. — Auch die Verteutschung lateinischer Namen veranlaßt oft Dunkelheiten, z. B. Jelis für Egidius, Koße und Demesse für Cosmus und Damianus, Ayt, Agte, Akte für Agathe, Hiesel auch Matz für Mathias, Treutel für Gertrud rc. Zwölfherrentag für Aposteltag. — Schwieriger noch, wenigstens Berechnungen erfodernd, sind

b) die Daten nach beweglichen Festen, nämlich solche, die nicht jährlich auf die nämlichen Monatstage fallen, sondern nach der Osterfeier sich richten, so wie diese von dem ersten Vollmond nach dem 21. März jeden Jahres abhängt, also bald früher, bald später einfällt. — Dahin gehören vor Ostern die Fasten und Fastnacht, Aschermittwoche, grüner Donnerstag, Charfreitag, nach Ostern Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis oder Dreifaltigkeitsfest, Fronleichnam. Außerdem gehören hiehin die meisten Sonntage und Quatember, die Kreuzwoche. Hier ist nun, um ein Datum zu finden und dessen Monatstag zu bestimmen, vor allem nöthig, sich die verschiedenen Namen bekannt zu machen, unter welchen dergleichen Tage und Feste vorkommen. So wird Fastnacht, bekanntlich immer ein Dienstag, auch Vastel — Fastenabend genannt, was leicht zu dem Irrthume verleiten kann, als sei nach der gewöhnlichen Bedeutung von Abend oder Vigilie, der Tag vorher darunter zu verstehen, da Abend hier auf die folgende Aschermittwoche, als eigentlichen Anfang der Fasten, sich beziehet. Daher auch der lateinische Name: Vigilia carnisprivii. — Aschermittwoche selbst kommt gewöhnlich unter dem Namen Asche- und Eschetag vor, dies cinerum, auch caput ieiunii und quadragesimae. — Grüner Donnerstag heißt auch der weiße- und hohe Donnerstag, Mendeltag, coena domini, Antlaßtag rc. Ostern, Paisch- (Pascha-) Tag, dominica sancta; Himmelfahrt, dies ascensionis domini, Montag; Pfingsten, Dominica rosarum, Gedächtniß der Geistessendung; Fronleichnam, Sacramentstag, heil. Blutstag, festum Corporis Christi. Die Quatemper, auch Quatertemper, Weich- und Weih-, auch Fronfasten, vier Hochzeiten, Temperfasten, werden meistens nach der Zeit, wenn sie fallen, in den Urkunden angegeben. Außerdem hat es, da deren vier sind, welche immer auf Mittwochen gesetzt werden, Schwierigkeit, sie zu unterscheiden. Zwei Quatember kann man übrigens zu den unbeweglichen rechnen, da sie jedesmal auf die Mittwoche nach Kreuzerhöhung und nach dem Lucientage fallen. Die beiden andern Reminiscere und Trinitatis richten sich nach der Osterfeier. Ist diese für ein gegebenes Jahr der julianischen Zeitrechnung gefunden, wovon oben in anderen Artikeln gehandelt worden, so lassen sich auch die andern Festtage danach leicht abzählen, denn Himmelfahrt ist immer der 40ste, Pfingsten der 50ste, Fronleichnam der 60ste Tag nach Ostern, wie Trinitatis die Octave von Pfingsten ist. —

2) Daten nach kirchlichen Benennungen

der Sonntage. Daß die Kirche die Sonntage nicht in fortlaufenden Nummern vom Anfange des gemeinen Jahres, oder vom Anfange des Kirchenjahres, dem 1. Adventssonntage, zählt, ist bekannt. Sie haben entweder eigene Namen, wie die Adventssonntage, Septuagesimä, Sexagesimä, Quinquagesimä, Quadragesimä, Palmsonntag, oder sie werden nach den nur auf Sonntage fallenden Festen, wie Ostern xc., oder als auf ein Fest folgend, wie 1. 2. 3. xc. Sonntag nach Pfingsten genannt, wogegen die Protestanten den 1. Sonntag nach Pfingsten Trinitatis, den 2. 3. 4. xc. Sonntag nach Pfingsten aber den 1. 2. 3. xc. nach Trinitatis nennen, so daß jeder Sonntag nach Pfingsten, deren 28 seyn können, gegen die Sonntage nach Trinit. um eine Zahl voraus ist. Ebenso werden auch wol der 1. 2. 3. xc. Sonntag in den Fasten, der 1. xc. Sonntag nach Ostern, gezählt. Doch sind diese meistens unter dem Namen bekannter, der ihnen von den Eingängen der Messen (introitus missarum) beigelegt wird, als: Reminiscere, Oculi, Lätare xc. vor Ostern, oder: Quasimodogeniti, Jubilate, Rogate xc. nach Ostern. Diese Eingänge sind die ersten Worte des aus einem Psalm oder einer anderen Schriftstelle entnommenen Gesangs (Antiphone), welcher in der römischen Kirche angestimmt wird, wenn der Priester zum Messelesen vor den Altar tritt, je nachdem ihn das Meßbuch (missale) eines jeden Kirchsprengels für diesen oder jenen Sonn-, Fest- oder Heiligentag vorschreibt [3]). Hienach wird nun häufig der Tag selbst genannt. Besonders hat jeder Sonntag einen solchen Eingangsnamen, deren mehre auch noch die gewöhnlichen Kalendernamen mancher Sonntage sind. — Es ist sich aber dabei vor Verwechslungen zu hüten, da mehre Messen einerlei Eingänge haben.

Aller dieser Sonntagsnamen, zumal auch der von den Meßeingängen hergenommenen, bedienten sich dann auch die Urkundenschreiber in dem Datum, entweder ganz einfach: datum a. d. 1368. dominica Invocavit, oder auch mit einem Zusatz, z. B. Dirre Brief wart gegeben von Chr. Geb. 1375 am Suntage Reminiscere in der Vasten, und Urk. K. Sigismunds 1418: „Suntag als man in der heil. Kirchen singet Letare." — Eben dieser Sonntag wird aber auch von dem Eingang: freue dich Jerusalem, der Sonntag Jerusalem, und der fröhliche Sonntag, außerdem auch Sonntag zu Mittfasten genannt, sowie mehre Sonntage auch andere Namen führen, z. B. Quinquagesimä, der Herrenfastnacht, und Sonntag zu Vastelabend; Judica, der Passions- auch schwarze Sonntag; Palmsonntag, dominica ramorum, Osanna, indulgentiae etc. — Fiel ein merkwürdiger Frauentag, oder das Fest eines anderen großen Heiligen in der Nähe eines Sonntags ein, so war es nicht ungewöhnlich, diesen Sonntag auch danach zu bezeichnen, z. B. Sonntag vor Lichtmesse. —

So ist es denn oft schwierig, ausfindig zu machen, welchen Sonntag der Schreiber unter diesem oder jenem Namen im Sinne gehabt habe. Ist der Sonntag gefunden, so muß dann ferner, meist nach dem Osterfest, berechnet werden, welcher Monatstag derselbe in dem gegebenen Jahre gewesen. — Es ist dabei zu beachten, daß von den Sonntagen mehre wandelbar sind, je nachdem Ostern frühe oder spät fallen, indem die nach ihren Eingängen benannten Sonntage Omnis terra und Adorate, oder der zweite und dritte Sonntag nach Epiphaniä ausfallen, wenn wegen der früheren Ostern auf den 1. Sonnt. nach Epiph. der Sonntag Septuag. folgt, wogegen Sonnt. Omnis terra und 4 Sonntage mit dem Eingang Adorate, also 6 Sonnt. nach Epiph. und vor Septuag. seyn können, wenn Ostern erst den 21. Apr. und später einfallen. Im ersten Falle wird der Sonntag Dicit dominus, oder der 23. nach Pfingsten, von zwei- bis fünfmal mit demselben Eingang wiederholt, mit anderen Worten: die Sonntage nach Pfingsten können bis zu den Adventssonntagen auf 24—28 steigen. Fallen Ostern auf den 24. oder 25. Apr., so kommt nur ein Sonntag Dicit dominus vor, weil dagegen die Sonntage Omnis terra und mehre Adorate vor Septuagesimä bereits eingeschaltet waren [4]). —

3) Daten nach Tagen vor oder nach Fest-, Sonn- und Heiligentagen. Dabei sind auch mehre Arten zu unterscheiden. Die einfachen sind die, welche den nächstvorhergehenden, oder nächstfolgenden Tag eines unbeweglichen Festes oder Heiligentages bezeichnen. Die ersten werden durch Vigilia, Abend, Vorabend, auch pridie und nehesten Tag vor Martini z. B. ausgedrückt. So hat eine Urkunde von 1357 in teutscher Sprache das Datum „in vigilia beati Mathie apostoli," eine andere von 1351: „an dem heil. Christs Abend." Hier ist ohne weitere Berechnung klar, daß die erste auf den 28. Febr., die andere am 24. Dec. gegeben ist. Die Zusätze in crastino, infra, den nehesten Tag nach — bezeichnen ebenso den nächsten nach dem Fest oder Heiligentag, z. B. 1360 in crastino b. Mich. Archang., den 30. Sept. So auch in Octava den achten, z. B. nach Johannes dem T. oder wie 1357. infra octavas nativ. b. Joh. B. den folgenden Tag, 2. Jul. — Bei beweglichen Festen und Sonntagen muß freilich erst nach der Osterfeier berechnet werden, auf welchen Tag ein solches Fest oder der Sonntag in dem gegebenen Jahre fällt. —

Eine andere Art ist die Bezeichnung nach Ferien. In früheren Zeiten war es nicht gewöhnlich, die Wochentage nach ihren Namen anzugeben. Sie wurden dagegen mit der Benennung Feria so gezählt, daß Feria 1. der Sonntag, 2. Montag xc. bedeutete bis Sonnabend, welcher feria septima war. Dieses setzt voraus, daß in dem Datum ein Sonn- oder Festtag, sei es ein

3) In der Helwigschen Zeitrechnung findet sich ein alphabet. Verzeichniß der gewöhnlichsten Eingänge, ein vollständigeres aber in A. C. Wedekinds kl. Schrift: die Eingänge der Messen. Braunschw. 1815. 8.

4) Eine gute Anleitung zur Berechnung der Sonntage und beweglichen Feste gibt Gruber im diplom. Lehrsystem. Bd. III.

beweglicher oder unbeweglicher, angegeben wird, wornach die Ferie vor oder nach dem genannten Feste gezählt wird. So sind Nass. Urkunden von 1364 datirt: „fer. VI. ante Tiburt. et Valer." „Fer. II. post Laetare! fer. IV. post Ambros." Bei der ersten und letzten ist nachzurechnen, auf welchen Wochentag Tiburtius und Ambrosius im J. 1364 gefallen, wo dann durch Fortzählen leicht zu finden ist, daß Freitag vor Tib. der 12. Apr., Mittwoch n. Ambr. der 10. Apr. war. Denn fer. VI. zeigt nicht den 6. Tag vor Tib. sondern den 6. Wochentag oder den Freitag vorher an, sowie fer. IV. nicht gerade den 4. Tag nach Ambr. sondern den 4. Wochentag oder Mittwoche nach diesem Heiligentage bezeichnet. — Bei dem zweiten Beispiel muß erst gesucht werden, auf den wievielsten Monatstag der Sonntag Lätare 1364 einfiel, welches der 3. März war. Dann erst ergibt sich, daß die Urkunde am 4. März, als dem Montage, datirt sei. — Ein anderes Datum verbindet die Angabe nach **Ferien** mit infra: „datum fer. 4. infra octavas Epiph. dom. 1359., secundum stilum treverensem." Im J. 1360, welches hier wegen des Beisatzes sec. stil. Treverensem anzunehmen ist, fiel Erscheinung Chr. oder 6. Jan. auf einen Montag. Die Octave war Mont. 13. Jan., die vierte Ferie also, oder Mittw. nachher, der 15. Jan. —

Indessen fing man später an, neben der Angabe nach Ferien, auch die nach **Wochentagen** zu gebrauchen. So ist aus dem nämlichen J. 1360 eine Urkunde des Erzb. Gerlach zu Mainz datirt. „Eltvil am **Freitage** vor Palmen," damals der 27. März. Eine Urk. Wilh. Herrn v. Braunsberg von 1333 ist datirt: „**Sunnbags** so man zelt vierzihen Nacht — (was häufig statt Tage vorkommt) nach Ostern." Ostern war damals am 4. April, der 14. Tag nachher, also der 18. April oder Sonntag Misericord. domini. —

In den meisten Fällen kann alle diese beschwerlichen Berechnungen ersparen, wer die früher genannten Hilfsmittel, besonders die 35 Kalender besitzt, welche **Pilgram**, **Zinkernagel** und **Steinbeck**, nach den 35 Tagen, auf welche Ostern vom 22. März bis 25. Apr. fallen kann, geliefert haben.

Zu dem Datum rechnet man heutiges Tages auch den **Ort** der Ausfertigung. Doch wird solcher, mit wenigen Ausnahmen, in früheren Urkunden selten angegeben, am häufigsten noch in kaiserlichen Ausfertigungen. Einiges ist darüber auch schon oben unter Actum et datum vorgekommen. *(v. Arnoldi.)*

DATURA *L.* (**Stechapfel**). Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Solaneen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. **Char.** Der Kelch röhrig, mit der schildförmigen Basis stehenbleibend; die Corolle trichterförmig, gefaltet, mit gezähntem Saume; die Narbe zweilappig; die Kapselfrucht stachlicht oder unbewehrt, halbvierfächerig, vierklappig mit getrenntem Mutterkuchen. Die zwölf bekannten Arten sind besonders in Südamerika, aber auch im südlichen Asien und in Nordafrika einheimisch. Zwei davon D. arborea *L.* (Sp. pl., Ruiz et Pav. fl. per. II. p. 16. t. 128.) und D. sanguinea *Ruiz* et *Pav.* (l. c. p. 15.) sind baumartig (Persoon hat beide unter dem Namen Brugmansia candida und bicolor als besondere Gattung); die übrigen einjährige Kräuter, aber oft mit hohem, starkem Stengel. Sowol die beiden genannten, als D. fastuosa *L.* (Sp. pl. — Rumph. amb. V. t. 243. f. 2.) sind wegen ihrer großen, schöngefärbten Blumen zu den Prachtgewächsen zu rechnen. Die einzige Art, welche in Europa wild wächst, aber wahrscheinlich von Amerika oder Ostindien her eingeführt ist, D. Stramonium *L.* (der gemeine Stechapfel), ist als eine stark narkotische Giftpflanze bekannt. Dieses einjährige, stinkende Kraut, welches jetzt im gemäßigten Europa, besonders auf Schutthaufen, häufig vorkommt, hat glatte, eiförmige, buchtig-gezähnte Blätter, weißgrünliche Corollen mit fünfzähnigem Saume und aufrechte, dornige, eiförmige Samenkapseln. Abb. Engl. bot. t. 1288., Flor. dan. t. 446. — Das Kraut ist officinell. (S. den folgenden Artikel.)
(A. Sprengel.)

DATURA STRAMONIUM *L.* (**Stechapfel**), ein überall in Europa auf wüsten Stellen an Gräben etc. vegetirendes, ursprünglich amerikanisches Sommergewächs, dessen krautartiger, glatter, aufrechter, 2—3 Fuß hoher Stengel viele ausgebreitete Äste treibt. In den Winkeln, welche die Äste mit den Stengeln bilden, stehen auf langen Stielen die großen, breiten, eirunden, zugespitzten, glatten, geaderten, dunkelgrünen Blätter von widrigem, betäubendem Geruche und Ekelgeschmacke. Die großen, trichterförmigen, gefalteten, fünfspaltigen weißen Blumen kommen auf kurzen Stielen zwischen den Blättern und Zweigen einzeln hervor. — Die vielen kleinen, nierenförmigen, zusammengedrückten, schwarzbraunen, fast geruchlosen Samen (sogenannter schwarzer Kümmel) liegen in einer aufrechten, ovalen, fast viereckigen, vierklappigen, dicht mit Stacheln besetzten, zweifächerigen Samenkapsel. **R. Brandes** entwickelte daraus ein eigenes Kaloid (s. Daturin). **Promnitz** (in **Pfaffs** Syst. d. Mat. Med. etc.) zog aus dem frischen Kraute 0,58 gummigen Extractivstoff, 0,12 Harz, 0,25 phosphorsauren und pflanzensauren Kalk und Talkerde, 0,60 Extractivstoff, 0,64 grünes Satzmehl, 0,15 Eiweißstoff und 91,25 Wasser.

Alle Theile dieser Giftpflanze wirken in einem hohen Grade narkotisch scharf; frisch haucht sie in eingeschlossener, natürlich warmer Luft, noch mehr beim Trocknen in gelinder Hitze dergleichen Giftdünste aus. Ein frisches zerquetschtes Blatt auf ein Geschwür *) neben ein Auge gelegt, lähmt die Pupille, und in die Nase gesteckt, den Sehnerven. Zu große Gaben davon innerlich genommen, bewirken binnen 24, spätestens 36 Stunden mehr oder weniger heftige Zufälle des Narkotismus (vergl. *Meigs* in The North-American medic. and surgic. Journ. 1827. 8. Januar), manchmal plötzlichen Tod. Die Wirkung ihres Saftes auf Erweiterung der Pupille ist jener der Datura fastuosa, Met. arborea, ferox und tatula,

*) Eine chemische Untersuchung der Samen des blauen Stechapfels (Dat. Tatula), s. in **Scherers** nord. Ann. der Chemie. VIII. S. 147. und von **A. Lindbergson** in: Kongl. Vetenskaps Academ. Handlingar för år. 1820.

sowie jener von der Belladonna ganz gleich. Brech- und Abführmittel, Pflanzensäure, besonders Citronen- und Essigsäure, auch mit Wasser zum Getränk und in Klystieren, kalte Essigüberschläge auf den Kopf, bei Blutandrang nach oben Blutegel, zuletzt schwarzer Kaffee oder Wein sind die Gegenmittel.

Die Blätter, bei uns im Juni gesammelt, und die Samen des Stechapfels sind, seit Störk sie als Arzneimittel in ihren verdienten Ruf brachte, officinell. Die frisch zerquetschten Blätter als Brei räth Plenk äußerlich zur Erweichung harter Entzündungsgeschwülste und zur Vertreibung der Milch aus den Brüsten entwöhnender Mütter, gegen Brustknoten, Gichtbeulen, bei schmerzhaften Hämorrhoiden, bei Hernia humoralis, Cunningham bei Milzanschwellungen und bereitet eine Salbe daraus mit Schweineschmalz, Read bei rheumatischen Schmerzen an. Auch läßt man den Rauch der auf Glühkohlen verglimmenden Blätter und Stengel asthmatische Personen bei reinen Brustkrämpfen ohne Entzündung und organische Fehler einathmen, oder nebst gewöhnlichem Taback rauchen, beides aber mit nöthiger Vorsicht, der gefährlichen Folgen wegen, die bei ältern Personen Schlagfluß und Erstickungstod herbeiführen können.

Innerlich gibt man die gepulverten Blätter zu 20 Gr. dreimal täglich in der Fallsucht, und die gepulverten Samen zu 1 Gr. in 24 Stunden, nach Bird, mit Nutzen in der Kardialgie, Prosopalgie und im chronischen Husten.

1) Extractum Stramonii: a) aus dem Safte des frischen Krautes bereitet, von Honigdicke und sehr widrigem Geschmack, dient anfangs zu 1 — 1 Gran in nach und nach steigenden Gaben, mit Kampher, Baldrian, bittern Extracten, in Pillen oder in Auflösung mit einem aromatischen Wasser: bei rein nervösem, fieberlosem Wahnsinn nach und nach bis zu 1 Skr.; in der Epilepsie, Hydrophobie (zeitig und sogleich zu 2 Gr. nach Harles), gegen Zuckungen, Ischias und Gesichtsschmerz, nach Kirkhof im chronischen Rheumatismus, gegen Nevralgien ꝛc. — b) Das Extract aus den Samen, die bei allen Daturaarten Zufälle von Vergiftung erregen, durch einigemal unterbrochene Eindickung möglichst rein von den sehr vielen mehlichen Theilen zu erhalten, die schwer davon sich trennen lassen, ist, nach Marcet, das wirksamste schmerzstillende Narkoticum zu $\frac{1}{8}$ — 2 Gran in steigender Gabe 2 — 3 mal täglich, in rheumatischen und gichtischen Leiden, vorzüglich im Hüft- und Gesichtsweh, bis Kopf, Augen und Athem angegriffen sind; King gebrauchte es zu $\frac{1}{3}$ — 1 Gran mit Erfolg bei asthenischen Hirnentzündungen, Begbie, bei allgemeinen und örtlichen Nevralgien, z. B. Opisthotonus ꝛc. Überhaupt ist es, nach Zaar, ein gutes krampfstillendes Mittel.

2) Tinctura Stramonii aus 4 Unzen gepulverten Stechapfelsamens, die mit 15 Unzen rectif. Weingeist und 1 Unze Salmiakgeist einige Tage in gelinder Wärme aufgestellt werden. Von der Colatur gibt man anfangs 6, allmälig 14 — 25 Tropfen alle 2 Stunden in asthmatischen Beschwerden. Hufeland und Günther sahen von ihr und der Tinct. digit. purp. große Wirkungen beim akuten Wahnsinne und andern periodischen Seelenstörungen, in der Fallsucht und im Veitstanze, Zollikoffer bei chronischen Rheumatalgien, Belten bei heftigem Kopfrheuma, Joh. Wendt bei Nymphomanie und chronischen Krämpfen. Auch äußerlich läßt sich diese Tinctur bei hartnäckigen, skrophulösen Augenentzündungen mit krampfhaft verschlossenen Augenlidern, zu 2 Drachmen mit 8 Unzen Wasser verdünnt, in beständig kühlen Überschlägen, oder zu Einreibungen auf die schmerzhaften Stellen im chronischen Rheumatismus, bei hysterrheumatischem, halbseitigem Kopfweh, bei Elanus, nach Fehr, vortheilhaft benutzen, oder in Salbenform.

3) Oleum sem. Stramonii expressum, ein sehr schleimiges Öl, das, äußerlich angewendet, kühlend, schmerzstillend und zurücktreibend wirken soll, aber wol nichts mehr leistet, als jedes andere Fettöl; (vergl. *Störk* Lib. de Stramon. Hyosc. Acon. etc. Vindob. 1762. 8. — Gredings sämtl. medic. Schriften ꝛc. 1790. 1. Bd. S. 27 ꝛc. — Bernard in Gersons und Julius Magazin. VIII. S. 291 ꝛc. — Hufelands Journ. der pr. Heilkunde. IX. 3. S. 189 ꝛc. XXXVI. 2. S. 107 ꝛc. — Vergl. Günther ebendas. Nov. 1829. 11. S. 111 ꝛc. — Amelung ebendas. 1828. Novbr. *C. Engelhart* Diss. de Datura stramonia etc. Ultraj. 1822. 8. — Joh. Wendt in Rusts Magaz. für die ges. Heilk. 1827. XXIV. 2. S. 322 ꝛc. — J. R. L. de Kirkhof in d. N. Saml. auserles. Abhandl. zum Gebr. prakt. Ärzte. 1828. XII. 1. ꝛc.).

(*Th. Schreger.*)

DATURIN, Daturium, ein eigenes, rein bitteres, narkotisch giftiges Pflanzenkaloid, welches R. Brandes*) in den Stechapfelsamen mit Äpfelsäure verbunden fand und auf die bekannte Art darstellte (s. Brucin, Daphnin etc.). In der sehr verdünnten, geistigen Auflösung desselben schießen erst nach mehren Wochen förmliche morphinähnliche Krystalle an, nämlich: büschelförmig zusammengesetzte, nach verschiedenen Richtungen strahlenförmig auslaufende, vierseitige, rechtwinkelige Prismen mit 2 breitern und 2 schmälern Seitenflächen. — In Wasser ist das Daturin fast unlöslich, wie in kaltem Alkohol, desto reichlicher aber wird es vom siedenden aufgenommen, und aus dessen erkalteter Lösung in zarten Flocken wieder niedergeschlagen. Die Säuren werden durch dieses Kaloid vollkommen neutralisirt, wiewol die basische Wirkung desselben sehr schwach, und viel davon nöthig ist, um eine bestimmte Menge von Säure zu sättigen.

1) Schwefelsaures Daturin in ansehnlichen Prismen mit Quadratbasis, die an der Luft nicht feucht, sondern verwitternd, weiß und undurchsichtig werden, dagegen im unveränderten Zustande farblos und durchsichtig erscheinen. In Wasser löst sich das Salz leicht, aus der Lösung fällen Kalien das Kaloid

*) S. d. Schweiggersche Journ. der Chemie und Physik u. s. w. XXVI. 1. S. 98 ꝛc. Vergl. Pauli's und Polters Preisschriften, angezeigt in d. Übers. der Verhandl. der St. Gallischen naturwissenschaftl. Gesellschaft. 1819—20.

flockig, und salzsaurer Baryt zeigt im Salze die Schwefelsäure aufs bestimmteste an.

2) Salpetersaures Daturin, zarte, federartige Krystalle; aber unter keinen Verhältnissen der Concentration der Säure erscheinen jene Farbenänderungen, welche man unter diesen Umständen beim Strychnin bemerkt (s. diesen Artikel).

3) Das hydrochlorinsaure Daturin schießt in platten, vierseitigen, farblosen, fast cubischen Tafeln an, welche in Wasser, wie Nr. 1., leicht löslich sind.

4) Hydrojodsaures Daturin, eine unkrystallisirbare, sehr hygroskopische Masse, welche man beim Verdunsten einer mit Jodin während des Siedens versetzten Abkochung des Daturins mit Wasser erhält. Das Jodin verliert hier beim Sieden bald seine Farbe, wird gelblich und verschwindet, Daturin auflösend, alsobald in der Flüssigkeit.

5) Das essigsaure Daturin bildet eine formlose, schnell an der Luft zerfließliche und in Wasser sehr leicht lösliche Salzmasse. (*Th. Schreger.*)

DAU, Michael, aus Marienburg in Preußen, wurde ums Jahr 1682 Rector der Kronschule zu Dorpat, 1693 Professor der theoretischen Philosophie, 1695 aber der Beredsamkeit und Dichtkunst. In derselben Eigenschaft kam er nach Pernau, als die hohe Schule dahin verlegt wurde, war zugleich Bürgermeister und starb im J. 1710. Bemerkenswerth sind seine akademischen Schriften: De lege naturali 1694. 4. De astrologia judiciaria. 1695. 4. De trinitate Platonis et Platonicorum. 1696. 4. De immortalitate animae. 1696. 4. De sensibus brutorum. 1699. 4. etc. In teutscher Sprache schrieb er einen Sittenspiegel (1701.) und: der närrische und elende Atheist. D. J. (1699). 8. *). (*Baur.*)

DAUBENSEE, der fünfstündige Weg von dem Berner Kanderthale nach dem in Wallis belegenen Leuckerbade führt über die Gemmi (Zwillings-Felsen), einen in den eigentlichen Schweizeralpen stehenden Berg. Ehe man den höchsten Punkt dieses Passes, die Daube genannt, erreicht, der 7160 Fuß über das Meer sich erhebt, gelangt man an die östlichen Ufer des Daubensee's. Das Becken, dessen Länge auf 4280 und dessen Breite auf 1150 Fuß angegeben wird, umschließen fast von allen Seiten nackte, senkrechte Felsenwände. Auch sind die Ufer nicht jeden Sommer von Schnee- und Eisflächen frei, was bei einer Höhe von 6860 Fuß über dem Meere nicht befremden darf. Der See empfängt sein Wasser von dem eine Stunde entfernten Lämmern-Gletscher. Es ist trübe und schlammig, höchstens 20 Fuß tief, ohne sichtbaren Abfluß und ernährt durchaus keine Fische. Razoumowsky [1]) übersetzt den teutschen Namen gewiß unrichtig durch Lac des pigeons; indem die Benennung nicht von Taube, sondern vielmehr von den auch hier einheimischen Alpendohlen (Corvus Pyrrhocorax *Linn.*) herkommt, die in der Landessprache Dävi [2]) heißen und deren Krächzen die einzigen Töne sind, die man in dieser gräßlichen Einöde neben dem Donner der Gletscher und dem Wolfsgeheul vernimt. Vom Daubensee windet sich der Pfad nach dem Schwarrenbach [3]), einer einsamen, nur im Sommer bewohnten Herberge, wo der Reisende Wein, Brod, Käse, Eier, Ziegenmilch und im Nothfall, selbst ein Nachtlager bekommen kann. In diese Hütte versetzt Werner den Schauplatz seines schauerlichen Trauerspiels: „Der vier- und zwanzigste Februar", doch ist die Versicherung beruhigend, daß man jetzt nicht zittern darf, von der Nacht hier überfallen zu werden [4]). (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DAUBENTON, Louis Jean Marie, geb. zu Montbar am 29. Mai 1716, ist einer derjenigen Naturforscher, welche ihr anfängliches Studium, die Theologie, aufgaben, um sich dem der Medizin zu widmen, und dann sich ganz dem der Naturgeschichte und namentlich der Zoologie hingaben. Er machte, wie zu jener Zeit gewöhnlich, seinen ersten Cursus bei den Jesuiten, und zeigte schon damals den sanften Charakter und Fleiß, welche beide ihm im Leben immer eigen blieben.

Sein Leben wird erst mit der Zeit für die Wissenschaft wichtig, wo er nach Paris kam, um Theologie zu studiren, diese aber verließ und zur Medizin überging. In jener Epoche aber war es gerade, wo man in Frankreich nicht blos die Naturwissenschaften überhaupt, sondern auch die Anatomie insbesondere mit ebenso vielem Eifer als Erfolg betrieb und unter Daubentons Lehrern Baron, Martineneq, Coll de Villars, Winslow, Hunauld, Antoine de Jussieu ꝛc. glänzen einige sehr gefeierte Namen.

Die verschiedenen ärztlichen Würden nahm er zu Rheims in den Jahren 1740 und 1741 an, und begab sich nach dem Tode seines Vaters wieder in seinen Geburtsort, wo er sich, besonders bei einer damals herrschenden Epidemie, als tüchtiger praktischer Arzt zeigte. Indessen ließ ihn die Verbindung mit Buffon, dessen Bekanntschaft er schon in Paris gemacht hatte, und der damals sein großes Meisterwerk begann, nicht lange in dieser Laufbahn, die er nur verließ, um sich dem Studium der Natur ganz zu widmen.

*) Gadebusch Liefl. Bibl. Adelungs Zus. z. Jöchen.

1) C'est entre ces rochers (du Gemmi) que se trouve situé le lac nommé par les gens du pays Dauben sé, lac des pigeons; ce lac que nous cotoyames surtoute sa longueur qui est d'environ une demi lieuë, n'est pas d'une largeur considérable; ses eaux sont troubles et bourbeuses, et ne sont que la produit des eaux de plue et des neiges fondues qui découlent du haut de ces montagnes qui le bordent et le resserrent; aussi dans les grandes chaleurs est-il entièrement à sec, et il y croit une verdure qui donne un bon pâturage pour le bétail qu'on y méne paître." *Voyage minéralogique dans la gouvernement d'Aigle et une partie du Vallais. Par. Mr. le Comte G. de Razoumowsky.* Lausanne MDCCLXXXIV. p. 130. 2) Diese von Ebel (Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Dritte Aufl. 1810. III. S. 27) angeführte Benennung fehlt in Meisners und Schinz's „Die Vögel in der Schweiz." Zürich 1815. S. 58. unter dem schweizerischen Namen der Alpendohle; doch steht unter denselben das dem Laute nach nahe verwandte „Däsi." 3) Ebel a. a. O. erzählt, daß im Jahre 1788 der Schnee hier bis 18 Fuß hoch fiel. 4) Wir entlehnen sie aus dem lehrreichen Handbuch für Reisende in der Schweiz von Robert Glutz-Blotzheim. Sechste Aufl. Zürich 1830. S. 236.

Mit dieser Änderung trat auch eine Veränderung des Aufenthaltes ein. Ein Mann, der Buffon beständig bei seinen Arbeiten behilflich seyn sollte, durfte diesem nicht entfernt seyn, und so nahm er seinen Aufenthalt in Paris, wo er als Aufseher und Demonstrator an dem damals nicht sehr umfangreichen Kabinet der Naturgeschichte angestellt wurde. In dieser Stellung war er gewissermaßen natürlicher Mitarbeiter seines berühmten Landsmannes, der indessen allerdings einen Theil dieses Ruhmes der Thätigkeit Daubentons verdankt.

Die Arbeiten des letztern erschienen in der ersten Ausgabe und den ersten Theilen des Buffonschen Werkes, und man konnte sie gewissermaßen als eine Fortsetzung und Ergänzung dessen ansehen, was früher Perrault und andere für das königliche Kabinet der Anatomie geliefert hatten, deren Präparate sich noch in dieser Samlung befanden. Diese Arbeiten, welche sich, so weit sie bekannt geworden sind, nur auf die Säugethiere erstreckten, trugen nicht wenig dazu bei, wie bemerkt, den Werth der Buffonschen Werke in den Augen der wissenschaftlichen Naturforscher bedeutend zu steigern. Sei es nun, daß Buffon, auf seinen Ruhm eifersüchtig, diesen nicht gern mit einem andern theilen wollte, oder daß er glaubte, daß ein solches Eingehen in das Einzelne, solche Ausmessungen, solche ängstliche Genauigkeit in der Beschreibung der Organe, in eine allgemeine Naturgeschichte, wie er sie beabsichtigte, nicht gehörten, und den Leser entweder nicht interessiren, oder ihm den Gesichtspunkt, den er von demselben aufgefaßt wünschte, entrücken möchten, — genug Buffon nahm nach Beendung der Säugethiere schon bei den Vögeln seine Rücksicht mehr auf das Anatomische, und entfernte sogar Daubentons Beiträge zur Naturgeschichte und Anatomie der Säugethiere bei der später erschienenen Ausgabe in 12 Format.

Diese Ansicht Buffons, sowie die gehässigen Angriffe Reaumurs, wodurch Daubenton sogar fast um seine Stelle kam, auf der er jedoch durch die Fürsprache Buffons bei Madame Pompadour erhalten worden seyn soll, machten ihm nicht wenig Verdruß. Immer ist ein Theil der Schuld wol mit Recht auf Buffon geschoben worden, wie ihn auch Mancher vertheidigen mag, und er hat wenigstens darin sehr Unrecht gehabt, daß er der Wissenschaft einen großen Verlust zufügte, indem er Daubenton als Mitarbeiter entfernte.

Dieser beschäftigte sich nun damit, die Resultate seiner Forschungen in einzelnen Abhandlungen herauszugeben, welche man in den Memoires de l'Academie des Sciences für die Jahre 1754 bis 1781 findet. Die meisten darunter beziehen sich auf Naturgeschichte, und namentlich sind anzuführen diejenigen über die Fledermäuse, über eine neue Art Spitzmaus, welche seitdem den Namen des Entdeckers führt, über das Moschusthier und seine Organisation, über die eigenthümliche Bildung der Stimmorgane der Vögel rc.

Vor allem muß man aber hervorheben, daß Daubenton als derjenige zu betrachten ist, welcher die paläontologische vergleichende Anatomie begründete. Er war es, welcher in dieser Beziehung eine Menge von Irrthümern und falschen Ansichten der damaligen Naturforscher berichtigte, er war es, der zuerst den angeblichen Knochen eines Riesen der Vorwelt, den man in der Geräthekammer (garde-meuble) der Könige von Frankreich aufbewahrte, für den Radius einer Giraffe erklärte, deren Skelett das königliche Naturalienkabinet damals noch nicht besaß.

Außerdem hat er auch noch den Unterschied zwischen wirbellosen Thieren und Thieren mit rothem Blut, den schon Buffon andeutete, weiter herausgehoben und entwickelt. Nicht minder wichtig ist seine Abhandlung über das Hinterhauptsloch, aus dessen Verhältniß und Lage er die aufrechte Stellung des Menschen, als diesem allein zukommend, ableitete, sowie dessen höhere thierische Organisation.

Wichtig ist auch seine Abhandlung über die Unverdaulichkeit und die darin dargelegte Ansicht, daß die absteigende Entwickelung des menschlichen Organismus hauptsächlich auf dem Magen beruhe, und daß man der daraus entspringenden Abnahme der Kräfte rc. durch eine passende Lebensweise und geeignete Medicamente begegnen müsse. Er selbst schien von dieser Ansicht sehr überzeugt zu seyn, denn unter den diätetischen Heilmitteln, die er täglich und in kleiner Dosis nahm, befand sich auch die Ipecacuanha, von welcher er einen halben Gran nahm, und je nachdem es der Magen zu verlangen schien, mit der Dosis bis auf sechs Gran stieg.

Bei allen seinen zahlreichen Untersuchungen zeigte er sich immer als wahren Menschenfreund, indem er aus seinen Forschungen nur nützliche, der Wissenschaft förderliche oder für das Leben und die Gewerbe vortheilhafte Resultate zu erlangen suchte.

Unter diesen Forschungen muß besonders diejenige lange Reihe derselben genannt werden, welche sich auf die Wollproduction der Schafe in Frankreich und deren Verbesserung bezieht. Er fing sie im Jahre 1766 an und setzte sie bis an seinen Tod fort. Die deßfallsigen Abhandlungen finden sich in den bereits gedachten Memoires, und ihr Inhalt betrifft besonders folgende Gegenstände: 1) über das Wiederkäuen und das Temperament der Schafe überhaupt; 2) über die Stallfütterung und ihre Vortheile, als deren Begründer er ebenfalls anzusehen ist; 3) über die Verbesserung des Schafviehes überhaupt; 4) über die Abwartung der Schafe und die für sie passenden Arzneimittel; 5) Vergleichung der französischen Wollsorten mit denen des Auslandes; 6) von den Purgirmitteln für die Schafe.

Im Jahre 1782 erschien seine Instruction pour les bergers mit sehr zweckmäßigen Kupfern ausgestattet, welche gleichsam den Kern der Resultate aller seiner bisherigen Forschungen enthielt, und die dazu bestimmt war, allen einigermaßen gebildeten Landwirthen den Weg zu zu zeigen, den sie einschlagen müßten, um ihre Schafzucht auf eine höhere Stufe der Vervollkommenung zu bringen. Ist diese Anweisung hinsichtlich ihres Inhaltes wichtig, so ist sie es nicht minder in Bezug auf ihre Abfassung, die als ein Muster dafür gelten kann, wie man es anzufangen habe, die Resultate wissenschaftlicher Forschungen auch dem minder Gebildeten zugänglich zu ma-

chen, die Wissenschaft ins Leben einzuführen, die todte Theorie in goldene Praxis zu verwandeln [1]).

Dieses Werk verschaffte ihm nicht allein eine sehr große Popularität und einen in Bezug auf diesen Gegenstand unvergänglichen Ruhm, sondern es brachte ihm, so zu sagen, auch die Krone des Lebens in jener unglücklichen Zeit, wo in Frankreich nicht Würde, Wissenschaft oder redliches Leben heilig war, wo kaum der den Verfolgungen der Tyrannen entging, der in der größten Dunkelheit, abgeschieden von allem politischen Leben, sein Daseyn fristete. Auch den 80jährigen Greis Daubenton würde bei dem Verdacht unlauterer Gesinnungen gegen die Republik nicht der Titel und die Stelle eines Directors des Nationalmuseums der Naturgeschichte gerettet haben, aber seine Freunde riethen ihm, sich als einfachen Schäfer zu legitimiren, der nur darauf denke, dem Stat durch seine Dienste nützlich zu werden. Er konnte dies beweisen und erhielt folgendes Zeugniß, welches ihm das Leben sicherte, und das wir, der Merkwürdigkeit halber, wörtlich hersetzen, da dergleichen wol nicht wieder in der Geschichte vorkommen dürfte.

Section des sans culotte.

Copie de l'extrait des deliberations de l'Assemblée générale, dans la séance du 5., de la première décade, du troisième mois de la seconde année de la republique française une et indivisible.

Appert que d'aprés le rapport faite de la Societé fraternelle de la section des sans culotte sur le bon civisme et faits d'humanité qu'a toujour témoignés le berger *Daubenton*, l'assemblée générale arrête unaninement qu'il lui sera accordé un certificat de civisme, et le président, suivie de plusieurs membres de la dite assemblée, lui donna l'acccolade avec toutes les acclamations dues à un vraie modèle d'humanité, ce qui à été témoigné par plusieures reprises.

Pour copie conforme.

Signé *R. G. Dardel*, président.

Signé *Damond*, secretair.

Unter den einzeln erschienenen Werken Daubentons ist namentlich sein Unterricht für die Normalschule, dann aber besonders die Arbeiten für die große systematische Encyklopädie zu bemerken. Für die letztere verfaßte er die Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere und Cetaceen, der Eier legenden Reptilien und Schlangen, sowie der Fische [2]).

Bei der Bearbeitung hatte er besonders folgende drei Formen des Vortrags im Auge:

1) die Elementarform, welche sich darauf beschränkte, die einfachen Elementarbegriffe der Wissenschaft, mit Hinweglassung der in derselben sich findenden Schwierigkeiten, als Einleitung zu weiterm Studium vorzutragen;

2) den vollständigen Cursus, worin systematisch in alle Einzelnheiten eingehend, die sämtlichen Theile der Wissenschaft abgehandelt werden;

3) die Elemente oder gleichsam die Philosophie der Wissenschaft, ihre Grundsätze, Beziehungen, allgemeinen Resultate und Anwendung darstellend.

Nach den beiden erstern Methoden lehrte er in der Veterinärschule zu Alfort und am Museum der Naturgeschichte, nach der letztern an der Normalschule. In dieser Weise faßte er auch immer bei seinen Arbeiten jeden Gegenstand auf, wodurch es ihm gelang, diese Klarheit und Genauigkeit zu erreichen, durch welche seine Schriften sich auszeichnen.

Er stand schon in den achtziger Jahren, als er zum Mitglied des Senats ernannt wurde; doch traf ihn, als er zum erstenmal der Sitzung beiwohnte, ein Schlagfluß, in dessen Folge er in einem Alter von 84 Jahren am 31. December 1799 verschied.

Noch in den letzten Augenblicken seines Lebens, so lange sein Geist noch frei war, zeigte er seine Beobachtungsgabe, indem er mit den ungelähmten Fingern seinen Puls untersuchte. Überhaupt hatte er mehrmals mit philosophischer Gleichgiltigkeit sich gegen seine Schüler über die Gebrechlichkeiten des Alters ausgesprochen und dieselben an seinem eigenen Körper nachgewiesen.

Eine grenzenlose Geduld, eine hartnäckige Ausdauer, eine Aufmerksamkeit, welcher so zu sagen nicht das Geringste entging, zeigt sich schon in seinen Schriften; außerdem gehörte Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit, Thätigkeit und Mittheilungsgabe zu seinem Charakter. Gehässige heftige Leidenschaften waren ihm bei seinem arbeitsamen Leben fremd; er zog den Genuß aus seinen Studien jedem andern vor, sie waren ihm mehr ein Vergnügen als eine Arbeit, seine Erholung bestand in Abwechselung, und als er in den letzten Jahren seines Lebens anfing, Romane zu lesen, nannte er diese Lektüre — seinen Geist auf Diät setzen. So war, mit Ausschluß weniger trüben Tage, deren Veranlassung wir oben berührten, sein Leben eins der glücklichsten, besonders durch die Lage, in welcher er sich befand, was er fühlte und oft mit Dankbarkeit gegen Buffon aussprach. Ohne diesen, sagte er zu Lacépède, hätte ich nicht funfzig glückliche Jahre in dem Pflanzengarten verlebt! *(D. Thon.)*

Daubentonia (Mammalia) s. Cheiromys.

DAUBENTONIA. So hat Candolle (Legum. p. 285.) nach dem berühmten Naturforscher Daubenton eine Pflanzengattung genannt, welche der natürlichen Familie der Leguminosen und der letzten Ordnung der 17ten Linnéschen Klasse angehört. Char. Der Kelch glockenförmig, fünfzähnig; die Schmetterlingsblume mit stumpfem Kiele und rundlichem, gestieltem Wimpel;

1) Der Verfasser dieses Artikels kann hier eine Bemerkung über das Interesse nicht unterdrücken, welches ihm diese Schrift Daubentons, in der Ursprache gelesen, einflößte, als er sie zum erstenmal, etwa im Jahre 1809, damals noch nicht mit der französischen Literatur bekannt, durch Zufall in die Hände bekam. Nicht allein hatte er ihr viel zu verdanken, welches ihm später bei Ausübung der praktischen Ökonomie hinsichtlich der Schafzucht sehr von Nutzen war, sondern noch mehr verdankt er es ihr, durch sie auf die Wichtigkeit der französischen Literatur an sich aufmerksam gemacht worden zu seyn. 2) Histoire naturelle des Quadrupèdes et Cétacés. 1 Vol. 4. — Hist. nat. des Oiseaux par Maoduit. Ovipares et serpens par Daubenton. 1½ Vol. 4. — Hist. nat. des Poissons. ½ Vol. 4.

die Staubfäden in zwei Bündeln; die Hülsenfrucht langgestielt, vierflügelig, zwischen den Samen verschmälert. Die Gattung Piscidia, von welcher Daubentonia getrennt ist, unterscheidet sich nur durch einen fünfspaltigen Kelch und monadelphische Staubfäden. Die beiden Arten, welche Candolle zu D. rechnet, sind merikanische Sträucher mit abgebrochen-gefiederten Blättern, ablangen Afterblättchen und traubenförmigen Blüthen. 1) D. punicea *Cand.* (l. c. p. 286., prodr. II. p. 267., Piscidia punicea *Cav.* icon. IV. t. 316., Aeschynomene miniata Orteg. dec.) mit acht- bis neunpaarigen Blättern, ablangen, stumpfen Blättchen und rothen Blüthentrauben, welche dreimal kürzer sind, als die Blätter. 2) D. longifolia *Cand.* (ll. cc., Piscidia longif. *Willd.* sp. pl., Aeschynomene longif. *Cav.* l. c. t. 315.) mit eilf- bis zwölfpaarigen Blättern, lanzettförmigen, spitzen Blättchen und gelben Blüthentrauben, welche wenig kürzer sind, als die Blätter.

(*A. Sprengel.*)

DAUBIGNY, Jean-Louis-Marie Vilain, geb. zu St. Just in der Picardie, war vor dem Ausbruche der Revolution Procurator beim Parlament zu Paris. Nach dem Ausbruche der Revolution war er Mitglied aller Klubs, die auf Umsturz der Monarchie hinwirkten, und bewies sich als wüthender Jakobiner. Als Officier der Pariser Municipalität trug er zu den Ereignissen des 10. August 1792 viel bei, und mehre Personen, die sich in den elysäischen Feldern zum Beistand des Königs versammelt hatten, wurden unter seinen Augen ermordet. Nach den Tagen des 2ten und 3ten Septembers klagte der Minister Roland ihn eines beträchtlichen Diebstahls an, den er an dem Eigenthum der Krone begangen; da er aber zu der mächtigsten Partei gehörte, so blieb die Anklage ohne Folgen, und er wurde 1793 Adjunkt beim Kriegsministerium unter Bouchotte. Bourdon de l'Oise wiederholte die Anklage noch zweimal, allein das erstemal erklärten sich Robespierre und St. Just für ihn, und das zweitemal kam ihm die Amnestie vom 3. Brumaire des Jahres 4. zu statten. Glücklich allen Gefahren der Schreckenszeit entgangen, ließ er sich unter dem Consulat in die Verschwörung gegen Bonaparte ein, den man durch die Höllenmaschine vernichten wollte. In Folge der Untersuchung hierüber ward er zur Deportation nach den Sechellesinseln verurtheilt, wo er gestorben ist. (*H.*)

DAUBORN, Gericht, Kirchsprengel und Pfarrdorf der alten Grafschaft Dietz, auch bis in die neuesten Zeiten ein besonderes Oranien-Nassauisches Amt, obwol zu dem Hauptorte nur noch ein Filial Eufingen und einige Höfe gehören, welche zusammen ungefähr 900 Einwohner haben. Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Menge der Branntweinbrennereien, welche in dem kleinen Gericht betrieben werden, sind Quellen eines großen Wohlstandes. — Der alte Name des Ortes Tabernae, unter welchem es noch in einer Urkunde Karls des Gr. von 790 vorkommt, woraus nachher Dewern, Debern und zuletzt Dauborn gebildet ward, läßt nicht zweifeln, daß die Römer hier eine Station hatten, welche wahrscheinlich mit dem einige Stunden entfernten Theodissa an der Straße nach Coblenz und der dasigen Lahnbrücke in Verbindung stand. — Jetzt ist das Gericht dem Herzogl. Nassauischen Amte Limburg einverleibt.

(*v. Arnoldi.*)

Daubrawicze s. Dobrawitz; Daubrawitz s. Dubrawitz; Daubrawnik s. Dubrawnik.

DAUCHINGEN, katholisches Pfarrdorf mit 826 Einwohnern, Ackerbau und Viehzucht, im großherzogl. Badenschen Bezirksamte Villingen, über eine teutsche M. nordöstl. von der Amtsstadt am Anfange des Neckars, mit den Trümmern und Spuren zweier Burgen in seiner Feldmark, die auf ein ehemaliges, von ihm benanntes Rittergeschlecht schließen lassen. (*T. A. Leger.*)

DAUCHSTEIN, verfallene Ritterburg im großherzogl. Badenschen Bezirksamte Mosbach und grundherrl. gräfl. Waldkirch'schen Amte Binau, auf einem hohen Berge am Neckarstrome, von Weinbergen umgeben, berühmt wegen ihrer romantischen Lage und ihrer schönen Aussicht, besonders in die oberen Neckargegenden bis Heilbronn. Ihre Geschichte ist bis jetzt noch ganz im Dunkel der Vorzeit verhüllt. Zu ihr führt ein alter Weg, den man heute noch den Reiterpfad nennt. (*T. A. Leger.*)

DAUCIONES, Volk. Die Daukionen — *Δαυκίωνες* — gehören zu den sechs Völkerschaften, die Claudius Ptolemäus auf seiner größten der vier skandischen Inseln, die vorzugsweise Skandeia heißt, dem südlichen Theile des heutigen Schwedens, als heimisch aufgezeichnet hat [1]). Kein anderer Schriftsteller kennt diesen Volksnamen. Nach der Schilderung des alexandrinischen Geographen lassen sich die Sitze der Daukionen nur muthmaßlich bestimmen. Die Westseite der vermeintlichen Insel bewohnten die Chädeiner, die Ostseite die Phavonen und Phiräser, die Südseite die Guten und Daukionen und das Mittelland die Levonen. Nach dieser Angabe hausten die Guten offenbar in dem südlichen Theile des alten Gothien, wohin sie schon ihrem Namen nach gehören, und die Daukionen neben ihnen in Südermanland und Upland, so daß beide Völker die Südostküste Schwedens zur Zeit des Ptolemäus besetzt hielten. Da sich indessen in jener Gegend weder in den alten Gaubenennungen noch in den Ortsnamen eine Hindeutung auf die einstige Anwesenheit der Daukionen entdecken läßt, so möchte ich vermuthen, daß der Volksname nicht in ursprünglicher Gestalt auf uns gekommen ist. Ohnedies scheint der Text des Ptolemäus in der Schilderung Skandiens sehr verdorben zu seyn, wie wir aus einer Stelle des Jornandes schließen müssen, welcher behauptet, Ptolemäus habe auf jener Insel sieben Völkernamen genannt, während wir jetzt in allen Recensionen des ptolemäischen Textes blos sechs vorfinden [2]). Vielleicht lautete der Name ursprünglich Dankionen — *Δανκίωνες*, — und dann würde er mit den Danis des Jornandes identisch seyn, die vor ihrer Vertreibung durch die Heruler bei Dannemora in Upsala-Län und in den benachbarten Kü-

---

1) *Ptolemaei* Geograph. II. c. 11. p. 61. ed. *Pet. Bertii.*
2) *Jornandes de Reb. Get. Edit. Lugdun.* p. 1067. In Scanzia vero insula — licet multae et diversae maneant nationes, septem tamen earum nomina meminit Ptolemaeus. Und die andere Stelle, die kurz vorhergeht, nach welcher Ptolemäus die Insel mit dem Blatte einer Ceder verglichen haben soll.

flenstrichen heimisch gewesen zu seyn scheinen, also in einer Gegend, in welcher nach der summarischen Bestimmung des Ptolemäus die Stammsitze der Daukionen ebenfalls gesucht werden müssen. (Vergl. den Art. Dani.)

(*Aug. Wilhelm.*)

DAUCUS *L.* (Mohrrübe). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Caucalinen der natürlichen Familie der Umbellaten und aus der zweiten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Die gemeinschaftlichen und besondern Doldenhüllen vielblätterig, halbgefiedert; die Blumen meist strahlig; die Frucht ablang, mit fünf stachelichten Rippen und dazwischen liegenden borstigen oder stachlichten Winkeln; der Eiweiskörper zusammengewickelt oder halbmondförmig. Von den 18 bekannten Arten, Kräutern mit zusammengesetzten Blättern, sind die meisten auf den Küsten des Mittelmeeres einheimisch; D. hispidus *Desf.* wächst dort, in der Normandie und in Cornwallis; D. montanus *Humb.* in Neu-Granada; D. montevidensis *Link.* in Montevideo und der zweifelhafte D. depressus *Spr.* (Athamanta depressa Don.) auf dem Himalaya-Gebirge. Die verbreitetste Art ist D. Carota *L.* (die gemeine Mohrrübe), welche sowol wild (D. C. sylvestris), als angebaut (D. C. sativus) in Europa, Asien und Amerika vorkommt. Dieses zweijährige, hackerige Kraut hat dreifach gefiederte Blätter, halbgefiederte Blättchen, deren Fetzen lanzettförmig und borstig zugespitzt sind, Doldenhüllen, welche den Dolden an Länge fast gleichen und Früchte mit geraden Stacheln. (Abb. Flor. dan. t. 723., Engl. bot. 1174.) — Die Mohrrübe war schon den Alten als Nahrungs- und Heilmittel bekannt: Diphylus von Siphnus (beim Athenäus) nennt sie in seiner Abhandlung über die Nahrungsmittel τὸ χαρωτόν, Dioskorides (Mat. med. III. 52. p. 401. ed. Spr.) ὁ σταφυλῖνος, welches Wort bei andern Schriftstellern die Pastinake bezeichnet. Unter den vielen Abarten der Mohrrübe ist besonders eine, D. mauritanicus *L.*, bemerkenswerth, weil bei ihr beständig die mittelste Blume der Dolde fehlschlägt und ein purpurrothes, fleischiges Knöpfchen bildet. — Eine andere Art ist D. gummifer *Lam.* (Enc., Abb. Moris. hist. sect. 9. t. 13.), ein steifbehaartes, zweijähriges Kraut mit meist dreifach gefiederten, glänzenden Blättern, eiförmigen, eingeschnittenen, zugespitzten Blättchen und breiter, am Rande trockenhäutiger Doldenhülle, welche weit kürzer ist, als die Dolde. Diese Pflanze, welche in Italien und Sizilien einheimisch ist, schwitzt aus verletzten Stellen einen klebrigen, aromatischen Saft aus, das sizilische Bdellium der Araber und Latinobarbaren.

(*A. Sprengel.*)

DAUCUS CAROTA *L.*, gemeine Möhre, Mohrrübe, gelbe Rübe oder Wurzel, Carotte etc. (ökonomisch, chemisch und arzneilich):

1) Die auf trockenen Stellen und Bergen wachsende wilde Möhre, Dauc. sylvestris, hat eine dünne, holzige und unschmackhafte Wurzel. Das Kraut derselben dient zum Viehfutter; aus den Samenstengeln bereitet man hier und da mit Käsematten eine Art Handkäse, indem man die weiche Matte um die Samendolde herum drückt und dann wie gewöhnlich auf Horden trocknet. Dieser Käse schmeckt gewürzhaft und heißt in der Volkssprache Stielquark.

2) Von der durch Kultur veredelten, entweder spindel- oder cylinderförmigen Wurzel des Daucus sativus gibt es, außer der weißen, als der geringsten, und der rothgelben englandischen oder holländischen, welche die beste ist, bei uns zwei Hauptspielarten. Die orangefarbige oder goldgelbe, welche etwas feiner, würziger, und die citronen- oder hellgelbe, welche süßer, aber nicht so fein schmeckt. Diese läßt sich länger aufbewahren, jene wird im Winter leicht anbrüchig. In den Gärten baut man vorzüglich die Frühmöhren, von welchen der Same aus Holland zu uns kam. Sie unterscheiden sich durch ihre dunklere Farbe und sind theils goldgelb, theils roth- oder braungelb, und haben kurze Blätter. Jetzt sind die holländischen größtentheils ausgeartet. — In einem fetten, aber nicht frisch gedüngten, mit vielem Sand vermengten Boden werden die Möhren besonders wohlschmeckend und auch früher eßbar, zumal wenn sie im Frühjahre gesäet wurden. Noch gibt es schwarzrothe und citronengelbe, spindelförmige, große Carotten aus Avignon in Frankreich, kleine gelbe und kleine rothgelbe, cylinderförmige aus Holland etc. Wakenroder (s. dessen Dissert. de Anthelmint. regni vegetabilis. Gött. 1826. p. 4.; teutsch in Geigers Magaz. für die Pharm. Mai 1827. 8.) fand darin, außer vielem Schleimzucker, ein eigenes, farbloses Ätheröl von besonderem, starkem Geruche und erhitzendem Übelgeschmacke, und einen eigenen, krystallinischen, purpurfarbigen Stoff, der in Äther- und Fettölen löslich und den Harzen analog ist. Braconnot will daraus seine Gallert- oder pektische Säure dargestellt haben (s. dies. Art. unten).

Der frisch ausgepreßte Möhrensaft enthält, nach Vauquelin (in d. Annal de Ch. Mai 1829. daraus teutsch in Erdmanns Journ. f. techn. u. ökonom. Ch. etc. 1829. V. 4. S. 451 etc., bei Geiger a. a. O. 1830. S. 183 etc., und in Buchners Repertor. für die Pharm. XXXII. 3. S. 904 etc.) Eiweißstoff, und mit diesem verbunden, eine fettige, harzähnliche Substanz von schöngelber Farbe (Carotin), und Mannit oder Mannazucker, ferner eine schwer krystallisirbare, zuckerige Materie, eine organische Substanz, welche durch den Zuckerstoff auflöslich gemacht wird, und Äpfelsäure. Der Salzrückstand des eingeäscherten Saftes besteht aus Kalk und Kalk mit Phosphor- und Kohlensäure verbunden. Der durch kaltes Wasser erschöpfte Rückstand enthält: Pflanzenfaser und Gallert- oder pektische Säure, oder den Stoff, der sich darein umwandelt, wenn man sie nicht als schon gebildet darin annehmen will. — Der Zuckerstoff der Möhren in seinem ganz reinen Zustande ist der Weingährung fähig, verliert aber diese Eigenschaft in Verbindung mit der obigen organischen Substanz und wird dann zu Mannazucker.

Diätetisch gehören zumal die jungen, saftigen, gut durchkochten Carotten, als Frühgemüse, zu den leichtverdaulichen, wohlnährenden, etwas laxirenden Wurzelgewächsen. Zu alt schwächen sie, vermöge ihres

vielen, etwas holzigen Faserstoffes, oft die Verdauung und erregen, in Menge genossen, leicht Durchfall, oder gehen zum Theil unverdaut durch den Stuhl wieder ab, besonders wenn sie nicht weich genug gekocht sind. Nach Vauquelin und Percy enthalten sie 14 Pfund Nährstoff.

Früh nüchtern und roh genossen, sind sie bei Kindern ein gutes Hausmittel gegen Spulwürmer. Auf dem Reibeisen gerieben, dienen sie überhaupt gegen Magendrücken und Magenweh.

Bei den Franzosen sind sie ein gewöhnliches Suppengewürz, und bei uns, mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer gewürzt, ein lieblicher Wintersalat. Geröstet geben sie einen fadsüßlichen Afterkaffee; roh und frisch wirken sie, gleich ihrem Samen, harntreibend. Bei den Arabern und in Indien gelten sie für ein treffliches Aphrodisiacum. — Der Möhrenbranntwein ist zwar gut, aber wegen der Vorarbeiten theurer als der Kornbranntwein.

In England füttert man Pferde, auch bei schwerer Arbeit, lange Zeit blos mit Mohrrüben und Heu. Für Kühe, welche davon viele und gute Milch geben, sind sie, gleich wie für Schweine und Gänse, die man damit mästet, ein gutes Sommer- und Winterfutter.

Arzneilich gebraucht man die Carotten, zerrieben und erwärmt, äußerlich als Breiumschlag auf Geschwüre, selbst Krebsgeschwüre, deren Schmerzen sie, vermöge der bei einem gewissen Grade von Gährung entwickelten Kohlensäure, wenigstens lindern, zugleich aber die schwieligen Ränder erweichen, die jauchige Eiterung und den übeln Geruch verbessern. — Deshalb wirken, nach Polack rc., Halbbäder aus abgekochten Möhren mit Zusatz von Cicuta, Hyosciamus rc. so heilsam bei Mutterkrebs. — Gleich gute Dienste thut der Carottenbrei bei scorbutischen Geschwüren und bei Verbrennungen.

Der Möhrensaft, succus Dauci inspissatus, Roob Dauci, dessen einfachste, beste Bereitungsart Pohl lehrt in seinen hauswirthschaftlichen Neuigkeiten, Leipz. 1829. Heft 4. S. 452 rc., besteht aus dem Zucker- und Riechstoffe der Möhren, verbunden mit Schleim und einem gelinden Empyreuma. Er muß zähe und dicklich genug ausfallen, gelbbräunlich von Farbe seyn und einen reinen, süßen Wohlgeschmack haben. Zu wenig eingedickt und an einem warmen Orte aufbewahrt, gährt er fort, beschlägt, schmeckt dann säuerlich, fad, moderig, der angebrannte aber brenzlich, bitter. Durch Einkochen in kupfernen oder messingenen Gefäßen wird er leicht kupferhaltig, somit der Gesundheit schädlich; der gewöhnlich verkäufliche ist daher auf Kupfer zu prüfen.

Fürs Haus wird er statt des Honigs benutzt und in der Ökonomie zum Gelbfärben blasser Winterbutter. Auch läßt sich daraus durch Gährung und Destillation Branntwein bereiten (s. oben).

Arzneilich ist er vermöge seines Riechstoffs ein gutes Wurmmittel für Kinder; außerdem bei Husten, Heiserkeit, bei chronisch-entzündlichen Brustkrankheiten ein gelindes Reizmittel für die Lungen, ein mildes Expectorans; der aus geriebenen Möhren kalt ausgepreßte Saft, täglich mehremal zu einem Eßlöffel, empfiehlt sich vorzüglich gegen Keuchhusten. Noch dient er zu einem einhüllenden Mittel für scharfe Reize, sowie gegen die Ruhr und beim Blasenstein. Innerlich und äußerlich bedient man sich seiner mit Nutzen bei Aphthen, äußerlich auch, als Überschlages, entweder für sich allein oder als Vehikels für andere Heilmittel, statt des Carottenbreies, bei schlimmen, krebsartigen Geschwüren (s. oben).

3) Der wilde Möhrensamen, dessen vorwaltende Grundstoffe ein ätherisches Princip und Schleim sind, wird, zerstoßen, mit gutem, weißem Weine angesetzt und täglich von Erwachsenen zu einem Theelöffel genommen, von Handel gegen Skropheln gerühmt, wenn er starken Harnabgang bewirkt; auch wird der wäßrige Aufguß davon bei Harn- und Steinbeschwerden empfohlen. Man kann Wein oder Bier aufgießen.

4) Die in der Mitte der Carotten-Dolde sitzende unfruchtbare rothe Blume der wilden Art gibt mit Limonensaft eine schöne Carminfarbe.

(*Th. Schreger.*)

Daucus creticus s. Athamanta.

DAUDALUS Boie (Ornithologie), Gattung aus der Familie der Meruliden, deren Kennzeichen auch sie von den übrigens nahe verwandten Sängern unterscheiden. Die Fersen sind nicht mit Tafeln belegt, sondern gestiefelt, die Flügel sehr ausgebildet, die Augen groß, die Beine überaus schmächtig, das Gefieder olivenbraun mit rostrothen Abzeichen. Die bekannten Arten wiederholen die Krammetsvögel in kleinerm Maßstabe, bilden einen Übergang von denselben zu den Fliegenschnäppern und sind gleich letztern geschickte Fliegenjäger. Außer der Fortpflanzungsperiode leben sie aber auch von Beeren und nisten auf trocknem Laube auf der Erde. Man findet dergleichen in Europa und Afrika.

Hieher 1) das bekannte Rothkehlchen, Motacilla rubecula Lin. mit dunkel olivengrauem Oberkörper, weißlichem Unterkörper, grauen Seiten und schön gelbrother Stirn, Vorderhalse und Oberbrust. Zwei afrikanische Arten stehen demselben in allem Betrachte sehr nahe.

2) Turdus phoenicarus Gm., le Janfredic Vaill. oiseaux d'Afrique pl. III. fig. 2. Größe der Nachtigall, Farbe des vorigen, allein auch der Schwanz rostfarben, Augengegend schwärzlich, mit weißlichem Streif über den Augen. Liebt im Herbste die Trauben. Sehr gemein am Kap.

3) Turdus ruficandus Gm. Le reclameur Vaill. l. c. pl. 104. Obere Theile bräunlichgrau mit Seidenglanz, untere heller. Schwanzfedern, mit Ausnahme der mittelsten schwarzbraunen, schön olivenfarben. Größe des vorigen.

Mehre andere sind weder abgebildet noch beschrieben. (*Boie.*)

DAUDE, Adrian, Professor in Würzburg, geboren zu Fritzlar den 9. November 1704, ließ sich zu Mainz in den Jesuiterorden aufnehmen, lehrte in den Ordensschulen zu Heiligenstadt, Mannheim, Mainz und Wetzlar und legte 1738 die Ordensgelübde ab. In demselben Jahre erhielt er zu Bamberg den philosophischen Lehrstuhl, wurde dann auf der hohen Schule zu Würz-

burg Professor der Polemik und Geschichte und starb den 12. Juni 1755. Er stand in und außer seinem Orden in vorzüglicher Achtung, wußte den wissenschaftlichen Eifer der Studirenden anzuregen, brachte historische Disputirübungen in Gang und schrieb: Majestas hierarchiae ecclesiasticae etc., ex dogmatibus theologicis, sacris canonum statutis, historia eccles. et civili proposita. Bamb. 1760. Vol. II. 4. zusammen 4 Alph. 5 Bogen (zuerst als Dissertat. Würzb. 1746. 4. auf 46 Seiten). Historia universalis pragmatica romani imperii et regnorum, provinciarum, una cum insignioribus monumentis hierarchiae ecclesiasticae. Tom. I. cont. apparatum chronol., notitiam sex priorum mundi aetatum et hist. univ. rom. imp. ab ejusdem primo monarcha ad Constant. M. Wirceb. 1748. T. II. P. I. cont. hist. saec. IV. et V. a Const. M. ad Augustulum. Ib. 1751. T. II. P. II. cont. hist. ab Aug. ad Carolum M. Ib. 1751. Hist. univers. etc. Vienn. Vol. II. 1755. 8. (weder pragmatisch noch genau). Von einem ungenannten Jesuiten nach des Verfassers Tode verb. und herausgegeb. zu Venedig 1756. 1. Bd. in 4. Hist. univ. rom. imp. etc. (ab ejus haerede in compend. red.) Wirceb. 1757—60. Vol. II. 8. *) (*Baur.*)

DAUDEBARDIA *Hartmann* (Mollusca). Diese von Cuvier (regne animal. ed. 2.), sowie von Blainville (Manuel de Malacologie 1825.) übergangene, obschon im J. 1821 (System der Erd- und Süßwasser-Gasteropoden Europa's, von Hartmann von Hartmannsruthi. Nürnb. 1821.) aufgestellte Schneckengattung, deren beide Arten schon Draparnaud (Hist. nat. des Mollusq.) als zur Gattung Helix gehörig beschrieben, und die Ferussac in seiner Gattung Helix als Untergattung Helicophanta (s. d. Art.) aufführt, stellt Menke (Synopsis Molluscorum ed. 2. p. 14.) in die Familie Helicea, Abtheilung Tetracera, zwischen Vitrina und Succinea. Die Kennzeichen sind: die Schale, ein vollständiges Gehäuse, rechts gewunden, faßt den Bewohner nicht ganz, ist rundlich oder beinahe ohrförmig, nur aus wenigen Windungen bestehend und sehr brüchig, die letzte Windung ist groß. Die Mündung ist halbmondförmig, oft sehr ausgeschweift, weit. (Abb. l. c. t. 1. f. 9.) — Die beiden Arten sind um deswillen sehr merkwürdig, weil sie den Übergang von den nackten Schnecken zu denen mit einer Schale machen.

1) D. brevipes *Draparnaud* (Hist. nat. d. Mollusq. d. l. France. pl. VIII. f. 30—33. *d'Audebard de Ferussac* Hist. des Mollusques. pl. X. f. 1. — Helicophanta br. Pfeiffer Naturgeschichte teutscher Land- und Süßwassermollusken. 3. Abth. p. 12. t. IV. f. 1. 2. 3. — wobei auffallend ist, daß hier das Citat aus Hartmann fehlt). Das 6—8‴ lange Thier dreimal so lang als die Schale, von dieser nur am äußersten Ende bedeckt. Der Rücken dunkelgrau gekörnt; Kopf und Fußsohle weiß; Fühler beinahe schwarz. Zwischen den obern Fühlern befinden sich zwei Furchen, welche längs dem Rücken bis zur Schale divergirend hinziehen und sich da mit zwei gleichen Furchen, die an beiden Seiten vom Fußrande aufsteigen, vereinigen. Wenn das Thier ausgestreckt ist, liegt die Schale platt auf und deckt die Fußspitze. Die Respirationsöffnung verhältnißmäßig groß, weit geöffnet, an der rechten Seite unter der Schale. Diese 2—2½‴ lang, platt, röthlichgelb, dünn, durchscheinend, matt glänzend, bogig gestreift. Das Gewinde mit 2—2⅓ Windungen; die letzte bildet fast das ganze Gehäuse. Mündung gerundet, sehr groß, länger als breit, zur Axe schief stehend. Mundsaum einfach, Nabel offen, erweitert. — Findet sich an feuchten, schattigen Orten unter Steinen, Moos, verwesendem Laube, z. B. in Hessen am Schöneberg bei Hofgeismar, bei Überlingen am Bodensee, wo sie aber nicht mehr vorkommen soll. Gehört zu den seltensten Schnecken Teutschlands.

2) D. rufa *Draparnaud* (gleich obiger nicht Hartmann noch Pfeiffer, denn diese haben sie ja nur in eine anders benannte Gattung gestellt; Draparnaud benannte sie aber zuerst als Art. Durch Nichtbefolgung der Regel, den ersten Namengeber der Art beizubehalten, entsteht grenzenlose Verwirrung! *Drap.* l. c. f. 26—29. *Fer.* l. c. f. 2. Pfeiff. a. a. O. f. 4—5). Thier 3—4½‴ lang, im Wesentlichen mit vorigem übereinstimmend, nur dunkler mit längern Fühlern. Die Eingeweide zum Theil selbst durch die Schale sichtbar. Schale aus zwei Windungen bestehend, mehr niedergedrückt; 1⅓—1¾‴ lang. Mündung ebenso hoch als breit. Aufenthalt in Gesellschaft voriger. (*D. Thon.*)

DAUDET, Jean Baptiste, geb. zu Lyon 1737, wurde von seinem Vater, der Kupferstecher und Kupferstichhändler war, unterrichtet und vervollkommnete sich zu Paris in seiner Kunst, indem sich Wille seiner annahm, für welchen er auch mehre Platten nach Dietrich gestochen hat. Die Werke dieses Meisters, Landschaften und Seestücke in großem Format, sind geistreich behandelt. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 271.) (*A. Weise.*)

DAUDET, N. Chevalier, aus Nimes, Ingenieur-Geograph des Königs und der Königin von Frankreich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, edirte: Le plan de la ville de Rheims, avec les céremonies du sacre. 1722. fol. Nouveau guide des chemins du royaume de France, contenant toutes les routes tant gén. que particulières. Par. 1724; 1733. 12. Epitre héroique à la reine, sur sa maladie. 1726. 12. Journal hist. du première voyage du roi Louis XV. dans la ville de Compiègne, de l'ouverture du congrès convoqué à Soissons etc. Par. 1729. 12. Hist. de l'auguste naissance de Msgr. le dauphin (Louis). Ib. 1731. 8. Mém. instructif (avec pièces) concernant le canal de Conti. Ib. 1733. 4. Nouvelle introduction à la géometrie prat. Ib. 1740. Vol. II. 12. Mehre Karten von französischen Provinzen *). (*Baur.*)

DAUDIN, François-Marie, Sohn eines Gene-

*) Bönicke's Geschichte d. Univ. Würzb. 2. Th. 96—102. Jäck's Pantheon der Literaten Bambergs, Heft 1, 194; Heft 7, 1192. Meusel's Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Baader's Lex. verst. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Th. 90.

*) Biogr. univ. T. X. (von Vincens St. Laurent).



Daulis

(H

gelegen

Dorf, mei

Seeräube

Kla

andere

hängeri

von der St

hamburgisch

noch in

zu Werden.

(Schlichthors

Sprache so viel, als

(Brausbac

in Zwickau, wo er

Schon in seinem 8. Ja

Geschichten ziemlich

Schule zu Leipzig fest

wurde aber zwe

Kollege an der S

Anstalt der

lateinischen und griech

Hebräisch, Arabisch, Tür

Französisch und Italiänisch

Dichter, Land mit viele

Holland, Schw

und

humanistischen Studi

Aus der großen Zah

zum Theil noch jetz

De causi

radicum, uti

1642. 8.

dissertatt. raris

eigentlich nur der

Damm zeitlebens

Sirenae,

Ib. 1646.

hexametri

Epidetti,

Cato

Mart. Opi

Ib. 1652; 1

Seiten.

privata et

nicht

J. A. Ca

meditatio

collecta

opuscula

Digitized by Google

philosophiae consolatione. Ib. 1680; erste Ausgabe, neu gedruckt zu Florenz 1730. 4. Bened. P. Petrocorii de vita B. Martini lib. VII.; carmen ad Restitutum, et epigrammata Basilicae B. Martini apud Turones inscriptum, cum Fr. Jureti, Casp. Barthii neput. J. Fr. Gronovii et suis notis; recens. Ib. 1681. 8.; voraus ein Verzeichniß aller christlichen Dichter, die über religiöse Gegenstände geschrieben haben. Mit Thomas Reinesius und Kaspar Barth lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen, und er hat mehre Schriften des letztern zum Druck befördert: Soliloquiorum rerum divinarum lib. XX. Cygn. 1655. 4. Animadverss. ad Claud. Mamertum; ad Guil. Britonem; Statii Papiniani opera cum animadverss. Barthii et indice Daumiano; Petr. Aretini colloquium muliebre etc. Aus Daums eigenem Nachlasse erschienen 2 Briefsamlungen zu Dresden 1697, und zu Chemnitz 1709. 8. Seine Bibliothek und Manuscripte kaufte der Rath von Zwickau. Daums Eltervater, Johann Daum, der als Sekretair dem Kurhause Sachsen nützliche Dienste leistete, hat der Kaiser Leopold I. mit seinen Brüdern und beider Nachkommen 1658 in den Adelstand erhoben *). (*Baur.*)

DAUMAZAN, Damazan, Stadt im Bezirk Pamiers des franz. Dep. Arriège, an der Rize, mit 217 Häus. und 860 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Daumen s. Gliedmaße.

DAUMKRAFT. Eine bekannte und bei der Marine sehr nützliche Maschine. Sie besteht aus einer gezähnten Stange, welche durch ein Rad und zwei Getriebe in Bewegung gesetzt wird, und ein einziger Mann ist im Stande, eine Last von 3 bis 4000 Pfund damit zu heben. Man bedient sich dieses Werkzeugs, um Wolle, Lumpen, Hanf u. s. w. damit zusammen zu schrauben, damit sie weniger Platz einnehmen, auch hebt man die Kanonen damit auf die Stapeeren und bringt sie damit wieder herunter. (*Braubach.*)

Daumschrauben s. Tortur.

DAUN, ein Flecken und Kreisort gleichen Namens im königl. preuß. Regierungsbezirke Trier, liegt in einer der höchsten Gegenden der Eifel (s. den Art.), am Fuße eines vulkanischen Kopfes, an welchem die Lieser vorbeifließt [1]). Auf dem Berge, wo die Burg der alten Grafen von Daun (de Duna) war, soll, der Sage nach, ein römisches Castrum gewesen seyn. Die Sage wird bekräftigt durch aufgefundene römische Steinschriften und Götterbilder [2]). — In der Kirche des Ortes befinden sich mehre Denkmale, Gemälde und Wapenschilder der Grafen von Daun. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 563 Seelen. — Vor der französischen Besitznahme gehörte der Ort dem Kurfürsten von Trier, und war der Sitz eines Amtsverwalters, der 58 Gemeinden zu verwalten hatte; unter der französischen Regirung war er Hauptort eines Cantons. (*Wyttenbach.*)

DAUN, Leopold Joseph Maria, Graf von, östreichischer General-Feldmarschall und oberster Anführer der kaiserlichen Truppen fast während der ganzen Dauer des siebenjährigen Krieges, war aus einem der ältesten und edelsten Geschlechter, das ursprünglich aus den Rheinlanden stammte (s. den vor. Art.; mehr über dieses Grafengeschlecht s. in den Nachträgen), und später in den östreichischen Erbstaaten heimisch wurde, am 25. Sept. 1705 zu Wien geboren. Sowol sein Großvater Wilhelm Johann Anton, gestorben 1706, als sein Vater Wirich Philipp Lorenz, gest. 1741, waren kaiserliche Feldmarschälle; letzterer hatte sich besonders in dem spanischen Erbfolgekriege ausgezeichnet und war von dem Könige Karl zum Grand von Spanien und Ritter des goldenen Vließes, auch zum Fürsten von Thiano ernannt worden und zweimal Vicekönig von Neapel gewesen. Seine Gemahlin war Barbara, Tochter eines Grafen von Herberstein, und Leopold Joseph sein jüngerer Sohn. Dieser wurde in Italien erzogen, studirte in Rom und sollte sich dem geistlichen Stande widmen, wählte aber, aus vorherrschender Neigung zum Kriege, den Maltheserorden, in welchem er eine Kommende erhielt und den er bei seiner Verheirathung im Jahr 1745 wieder verließ. Im kaiserlichen Dienste stieg er, anfangs durch die Umstände begünstigt, bald aber auch durch eigenes Verdienst gehoben, rasch empor. Schon im Alter von 20 Jahren war er Oberster in dem Infanterieregiment seines Vaters, 1736 wurde er kaiserlicher wirklicher Kämmerer, 1737 Generalmajor, 1739 Feldmarschall-Lieutenant, 1740 Inhaber des Infanterieregiments Franz Wallis, 1745 Generalfeldzeugmeister, 1748 wirklicher geheimer Rath, 1751 Kommandant von Wien, 1753 Ritter des goldenen Vließes und 1754 Generalfeldmarschall. Die ersten Feldzüge machte er gegen die Türken in den Jahren 1737 bis 1739 und wurde im letztern Jahre in der unglücklichen Schlacht bei Grotzka verwundet. In den ersten Kriegen der Kaiserin Maria Theresia focht er gegen die Preußen und Franzosen. Er war bei der Belagerung von Prag, bei der Eroberung Baierns, bei dem berühmten Rheinübergange des Prinzen Karl von Lothringen am 23. August 1744 und bei dessen Rückgange, und hatte sich schon jetzt den Ruf eines tapfern, sorgsamen und vorsichtigen Feldherrn erworben. Daher erbaten sich bei dem eben erwähnten Rheinübergange die Grenadiere, welche die Avantgarde bildeten, ihn zum Anführer und bei dem Rückgange befehligte er die Nachhut und traf so gute Anstalten, daß er nur viertehalb hundert Mann einbüßte. Mitten unter diesen Feldzügen heirathete er am 1. März 1745 die junge Witwe eines Grafen von Nostitz, Maria Josepha, eine Tochter der kaiserlichen Oberhofmeisterin, Gräfin von Fux, die bei Maria Theresia alles vermochte und selbst von der Kaiserin geliebt war. Diese, nicht kinderlose, Verbindung verschaffte ihm ein bedeutendes Vermögen, und er stand von nun an unter

---

*) *Feustelii* memor. Daumii. Lips. 1688. 4. und in Hagers Memor. philosoph. Dec. II. 306. *Loescheri* Memor. ejusd. renov. Witteb. 1701. 4. und in Rolls Memor. philos. 232. *Ludovici* hist. scholar. P. III. 99. *Fabricii* hist. bibl. P. VI. 446. Mém. de Niceron. T. XXX. 114. *Saxii* Onomast. T. V. 662.

1) S. die statistisch-topographische Beschreibung des Regierungsbezirks Trier. IV. Lieferung. (im Trierschen Taschenkalender f. d. J. 1831.) Der Daunerbecher, ein eisenhaltiger Sauerbrunnen, wird wenig benutzt. 2) S. Triersche Chronik vom J. 1823. S. 100.

allen Umständen unerschütterlich fest in der Gunst seiner Herrscherin, welcher er schon früher von dem trefflichen General Khevenhüller auf dem Sterbebette dringend empfohlen war. Wenige Monate nachher, am 4. Juni 1745, war er in der unglücklichen Schlacht bei Hohenfriedberg und wurde abermals verwundet. Nach dem Frieden mit Preußen, der noch vor dem Schluß des Jahres erfolgte, führte er 1746 die Infanterie nach den Niederlanden gegen die Franzosen und hatte in den folgenden Feldzügen, welche der Aachner Friede 1748 beendigte, mit seinem Corps meistens die Avantgarde. Man unternahm hierauf in Östreich die Einführung einer neuen Kriegsverfassung, deren Bedürfniß lange schon gefühlt worden war. Daun, der unermüdet thätige, am Hofe begünstigte, patriotische und kenntnißreiche Feldherr, dem neben eigenen, reichen Erfahrungen auch die des Vaters und Großvaters zu Hilfe kamen, war mehr als irgend einer zu diesem Werk geeignet und brachte es zu Stande unter endlosen Hindernissen, welche Eigennutz, Starrsinn, offener Widerspruch und heimliche Kabale ihm in den Weg wälzten. Er benutzte dabei die Materialien, welche Khevenhüller, einst sein Lehrer, und lange vor ihm Montecuculi und andere, theils gedruckt, theils handschriftlich hinterlassen hatten. Neben dem seit 1749 eingeführten Kriegsexercitium war auch die 1751 errichtete Militärakademie zu Neustadt sein Werk. Die Kaiserin, welche mit ihrer ganzen Familie diese neue Anstalt besuchte, fand sie weit über ihrer Erwartung und ehrte den Begründer durch ein ehernes, zehn Fuß hohes und neun Centner schweres Standbild, welches im Ingenieursaale aufgestellt wurde. Am meisten wurde jedoch sein Ruf durch den siebenjährigen Krieg ausgebreitet, obwol hier, wo er Friedrich II. gegenüber stand, seine Wirksamkeit keine durchaus glänzende war. Nachdem die östreichischen Heere unter dem Oberbefehle Browns bereits den Kampf gegen Preußen eröffnet hatten, erhielt er im Frühling 1757 an die Stelle des plötzlich verstorbenen Generals Piccolomini den Oberbefehl über ein Corps, welches derselbe in Mähren zusammengezogen hatte und welches die Hauptarmee in Böhmen unter Prinz Karl von Lothringen verstärken sollte. Er war mit demselben bis Böhmisch-Brod gekommen, als Friedrich II. am 6. Mai die Hauptarmee schlug und größtentheils in Prag einschloß. Nach diesem schweren Unfalle beruhte die letzte Hoffnung Östreichs auf Daun, der jedoch vor dem schwächern preußischen Heere des Herzogs von Bevern vorsichtig zurückwich, mehre Wochen nichts unternahm und sich nur von allen Seiten her verstärkte. Auf die gemessensten Befehle von Wien aus, Alles zur Rettung des belagerten Heeres zu versuchen, ging er endlich den 12. Juni vorwärts bis in die Nähe von Collin und erwartete dort in einer festen, beinahe unzugänglichen Stellung den Angriff des Königs. Die Schlacht geschah am 18. Juni und endigte, trotz der ausdauerndsten Tapferkeit der Preußen, mit ihrer Niederlage, vornehmlich, weil fehlerhafte Dispositionen eines Theils der Schlachtordnung das Fußvolk dem Einhauen der feindlichen Reuterei bloßstellten. Dieser erste Sieg, welchen die Kaiserlichen nach vielen verlornen Schlachten über die Preußen davon trugen, war auch unter allen Waffenthaten Dauns die glänzendste und verdienstlichste und nicht ohne die härteste Anstrengung von seiner Seite errungen. Er wurde in dieser Schlacht selbst zweimal verwundet, blieb aber zu Pferde und ließ sich erst am späten Abend verbinden. Sein Sieg erweckte in den östreichischen Staten die ausschweifendste Freude und veranlaßte die Kaiserin zur Stiftung eines Militärordens, des ersten in der östreichischen Monarchie, von welchem Daun das zweite Großkreuz erhielt. Auch die Armee wurde belohnt und ihr Anführer erhielt die Vollmacht, die erledigten Stellen nach eigenem Gutdünken zu vergeben. Nach dem Entsatze von Prag trat der Prinz Karl von Lothringen nochmals an die Spitze der kaiserlichen Heere, bis zu Ende des Feldzugs von 1757, der nach manchen von den Östreichern errungenen Vortheilen zuletzt durch die Niederlage bei Leuthen am 5. December, den unglücklichsten Ausgang für sie nahm. Als dem Prinzen Karl hiedurch der Krieg für immer verleidet worden war, erhielt Daun den Oberbefehl, welchen er durch alle folgenden fünf Feldzüge bis zum Jahr 1762 unausgesetzt führte. Der erste derselben, vom J. 1758, gehörte zu den glücklicheren. Er hemmte nochmals die Fortschritte des Königs in den östreichischen Staten, vereitelte die Belagerung von Olmütz und nöthigte, am 14. Oktober, durch einen nächtlichen Überfall die Preußen bei Hochkirch in der Lausitz zum Rückzuge. Sein Plan bei diesem Angriffe war von der Art, daß bei gehöriger Ausführung desselben der größte Theil des preußischen Heeres vernichtet seyn würde; aber er gelang nur sehr mangelhaft, wovon Daun die Schuld dem verspäteten Angriffe des Prinzen von Baden-Durlach beimaß. Auch die weitern Folgen dieses Sieges wußte Friedrich beinahe gänzlich zu vereiteln. Dennoch erhielt der kaiserliche Feldherr nach dieser Schlacht von der Beherrscherin Rußlands einen kostbaren Degen und selbst von dem Papst geweihte Ehrengeschenke. Das Jahr 1759 verging größtentheils ohne bedeutende Waffenthaten, bis zum 21. November, wo Daun den preußischen General Fink bei Maxen mit großer Übermacht angriff und ihn mit seinem Corps von 11000 Mann gefangen nahm. Im J. 1760 rettete er das von den Preußen belagerte Dresden, konnte aber nicht verhindern, daß Laudon in seiner Nähe am 15. August bei Liegnitz von dem Könige geschlagen wurde. Am 3. November bei Torgau angegriffen, behauptete er lange das Schlachtfeld und glaubte sich bereits Sieger; als aber die Preußen spät noch den Angriff erneuerten, befahl er den Rückzug, weil er wegen einer erhaltenen Wunde am Fuße vom Schlachtfelde zurückgehalten wurde und fürchtete, daß in seiner Abwesenheit durch die Dunkelheit der Nacht Verwirrung entstehen und die Armee von der Elbe abgeschnitten werden möchte. Als er hierauf, von seiner Gemahlin abgeholt, nach Wien zurückkehrte, kam ihm die Kaiserin mit ihrer ganzen Familie zwei Meilen weit entgegen und führte ihn, wie im Triumphe, in die Stadt. Bis

zu seiner Heilung wurde er täglich von den kaiserlichen Personen besucht und die Kriegskonferenzen in seinem Hause gehalten. Als er zum erstenmal das Haus verließ, wurde er als Mitglied in den neu errichteten Statsrath eingeführt. Seine fernern Kriegsthaten entsprachen jedoch diesen Auszeichnungen wenig. Während des Jahres 1761 stand er unthätig in Sachsen, dem Prinzen Heinrich von Preußen gegenüber. Im J. 1762 hatte er wieder den König in Schlesien zum Gegner, wurde von ihm aus seinen Verschanzungen bei Burkersdorf verdrängt und konnte es nicht hindern, daß Schweidnitz von den Preußen belagert und erobert wurde. Seine in den letzten Jahren immer mehr hervortretende Unthätigkeit machte ihn jetzt zum Gegenstande des Spottes der Wiener, und der Vergleich mit dem thätigen Laudon gereichte ihm nicht zum Vortheil. Nach dem Hubertsburger Frieden arbeitete er von neuem an Verbesserung des Kriegswesens. Kaiser Joseph billigte die meisten seiner Vorschläge. Er endigte aber seine Laufbahn bereits am 5. Febr. 1766. Auf seinem Sterbebette empfahl er der Kaiserin dringend den General Lascy. Die hohe Achtung der Kaiserin gegen ihn offenbarte sich noch nach seinem Tode durch die Auszeichnungen, welche seinem hinterlassenen Sohne zu Theil wurden. Er wurde vom Stabscapitän zum Obersten erhoben und erhielt das Regiment seines Vaters. Er hatte indeß wenig Anlage zum Krieger und starb sehr früh. — Daun war ein unterrichteter Mann, der außer den Kriegswissenschaften in allen Fächern der Statsverwaltung Kenntnisse besaß und von der Kaiserin als wirklicher geheimer Rath in Allem zu Rathe gezogen wurde. Als Feldherr war er persönlich tapfer, besonnen und einsichtsvoll, aber übertrieben vorsichtig und unentschlossen. Nur ein einziges Mal griff er, im Laufe von fünf Feldzügen den König selbst an, und obwol wegen der fehlerhaften Stellung des Königs bei Hochkirch der Erfolg des nächtlichen Angriffs gewiß war, mußte er doch von seinen Unterbefehlshabern beinahe mit Gewalt dazu gedrängt werden. Sein Verhältniß zu dem kaiserlichen Hofkriegsrathe, dessen Präsident, der Graf von Neuperg, ihm wenig wohlwollte, kann diese Vorsicht nur zum Theil entschuldigen, denn auch in der Benutzung seiner Siege zeigte er sich gleich bedenklich. Er war unermüdet thätig, kannte fast kein Vergnügen, als die Arbeit und erlaubte sich von Geschäften nur wenige Stunden Erholung. Sein Charakter war sehr rechtschaffen und achtungswerth, er mißbrauchte seinen großen Einfluß nicht und schadete selbst denen nicht, die ihm mißfielen. Er war religiös und beobachtete sehr genau die gottesdienstlichen Gebräuche der katholischen Kirche. Täglich hörte er die Messe, nie unterließ er, wenn er zu Wien war, den Sonnabendsandachten zu Mariahilf beizuwohnen, und beim Anfange jedes Feldzuges verrichtete er seine Devotion zu Mariazell. Seine Gewohnheit, stets methodisch und nach Regeln zu handeln und alle möglichen Folgen eines Schrittes sorgfältig zu combiniren, sowie auch seine ängstliche Sorge für den Unterhalt der Armee, schadeten seiner Wirksamkeit als Feldherr, wozu er sonst ausgezeichnete Eigenschaften besaß *). (*Rese.*)

DAUNIA, Apulia Daunia, hieß der nördlich gelegene Theil von Apulien in Unteritalien (Großgriechenland) am adriatischen Meere, zwischen den Flüssen Frento nördlich und dem Aufidus (Ofanto) südlich, und landeinwärts an Samnium grenzend. Es umfaßte also Theile von den jetzigen Landschaften Capitanata, Basilicata und Terra di Bari. Das triftenreiche Waldgebirge Garganus (Monte di S. Angelo) bildet ein Vorgebirge, vor welchem die Inseln des Diomedes liegen (s. Trimeti). Das Land umfaßte die Städte Teanum (s. Tragonara), Luceria, Arpi oder Argos Hippion und Argyrippe (s. Arpe), Sipontum, Asculum (Ascoli), Cannä, Venusia (Venosa), des Horaz Geburtsort, und Salapia (Salpe). Über den Namen von Daunien s. Daunos. (*H.*)

DAUNOS, kommt vor 1) als der Sohn Lykaons (also Enkel des Pelasgos) und Bruder des Japyx und Peuketios (Anton. Lib. 31. wo aber Daunios statt Daunos steht); — 2) als der Sohn des Pilumnus (also Enkel des Saturnus) und der Danaë, welcher mit Venilia den Turnus, König der Rutuler †), erzeugte. (Aen. 10, 615. ss.) Virgil hat aber ohne Zweifel das Wort Sohn hier nicht im strengen Sinne genommen, sondern als Abkömmling überhaupt, wie er denn in der angeführten Stelle den Pilumnus als Großvater von des Turnus Großvater bezeichnet (Pilumnus illi quartus pater). Diesem nach könnte Daunus, des Turnus Vater, wol als derselbe angenommen werden, zu welchem nach der Eroberung von Troja Diomedes kam, der ihm Beistand im Kriege gegen die Messapier leistete und von ihm seine Tochter Euippe zur Gemahlin und einen Theil des Landes erhielt (Ant. Lib. 37.). Von Daunos, als einem Halbbruder des Perseus, ließe sich dies nicht sagen; Virgil nimt Daunus bei der Ankunft des Äneas in Italien zwar als einen Greis, aber als noch lebend an. — Beide Daunos werden als Gründer des Reiches Daunien genannt. Bei dem ersten erkennt man sogleich die Absicht der Sage, die drei Grenzländer Daunien, Peuketien und Japygien gemeinschaftlich abzuleiten. Die drei Brüder sollen mit Illyriern angekommen, die Ausoner vertrieben und das Land unter sich getheilt haben. Dieses würde einigermaßen mit dem stimmen, was Festus sagt: Daunia appellatur a Dauno, *Illyricae* gentis claro viro; es ist aber höchst wahrscheinlich, daß damit ein anderer Daunus gemeint ist, denn gegen den Daunus, Lykaons Sohn, erheben sich bedeutende Schwierigkeiten, da we-

*) S. Tempel des Nachruhms. Wien 1797. Thl. I. S. 124—152. Histor. Taschenbuch für das Jahr 1789. S. 363—370. Geständnisse eines östreichischen Veterans (von Kunlaczo) und ähnliche Schriften über den siebenjährigen Krieg und dessen Helden.

†) Diese werden Daunia gens, von den Dauniern abstammend, genannt. Heyne, von welchem über diese ganze Sage nachzusehen ist Exc. VII. zu Aen. 7., vermuthet, daß ein Wortspiel mit Danaë und Daunia sowol die Abkunft des Daunus von Danae, als der Rutuler von den Dauniern hervorgebracht habe.

der Apollodor (3, 8.) noch Pausanias unter Lykaons Söhnen die angeführten Namen nennen, und außerdem Japygien von einem Sohne des Dädalos abgeleitet wird (Solin. 8.). — Plinius (H. N. 3, 2.) leitet den Namen Daunien von Daunos, des Diomedes Schwiegervater, ab. Da nun Virgil dessen Abkunft auf einen einheimischen Gott zurückführt, um seinen Turnus desto mehr zu verherrlichen; so ist man an die von dem Dichter angegebene Genealogie nicht gebunden, erhält aber dadurch freilich einen Daunos von unbekannter Abkunft. Wer er nun gewesen sei, von ihm leitete man den Namen Daunien ab, und er wird als der erste Beherrscher des wasserarmen und zu seiner Zeit nur von einem noch rohen Landvolke bewohnten Landes genannt (Horat. Od. 3, 30, 8. ss.). Ovid (Met. 14, 458. 510.) nennt ihn den Japygischen Daunus, weil die Alten den Namen Japygien, der sonst Kalabrien eigen ist, auch für Apulien gebrauchten. (Vergl. Strabo 6. p. 277.) (*H.*)

Dauphin, Dauphine und Dauphiné s. die Nachträge zu D.

DAUPHIN, eine der 51 Grafschaften, in welche der nordamerikanische Freistat Pennsylvania getheilt ist. Sie grenzt im N. an Northumberland, im N.O. an Schuylkill, im S.O. an Libanon, im S.W. an Cumberland, von welchem es durch die Susquehannah getrennt wird, im W. an Mifflin, und hatte 1820 auf einem Flächenraume von 30,06 Q.Meil. in 9 Ortschaften 21653 Einwohner. Fünf Reihen von Bergen ziehen vom N.O. durch die Grafschaft zur Susquehannah herab. Die vordersten sind die blauen Berge oder South-Mountains; auf diese folgen die niedrigen Second-Mountains; die dritte Parallele bilden die Little-Mountains; die vierte die Peters-Mountains und hinter der fünften, den Wikinisky-Mountains, öffnet sich ein fast eine Meile breites Thal, Likens-Valley, das sich bis zu den Mahantangogebirgen, welche die Grafschaft von Northumberland trennen, fortzieht. Diese mit dichten Wäldern besetzten Sandsteingebirge verschließen in ihrem Innern viele nutzbare Mineralien und liefern besonders gute Mühlsteine. Die zwischen ihnen liegenden und durch Kriks — der Mahantango auf der Grenze von Northumberland, der Wikiniski im Linkursthale und die Swatara auf der Grenze von Libanon — hinlänglich bewässerten, fruchtbaren Thäler eignen sich vorzüglich zur Viehzucht, die nebst der Waldbenutzung den vornehmsten Erwerb der Einwohner ausmacht; doch besitzen auch die Susquehannahniederungen ergiebiges Kornland. — Der Hauptort der Grafschaft und die erste Hauptstadt des Stats Pennsylvania ist Harrisburg†). (*Leonhardi.*)

DAUPHIN, eine zur Grafschaft Mobile des nordamerikanischen Freistates Alabama gehörige Gruppe von 3 Inseln, welche vor dem Eingange der Mobilebai liegen und deren eine einen Leuchtthurm trägt. (*H.*)

†) S. diesen Art. II. Sect. III. Thl. S. 8. Vergl. Hassel's Erdbeschr. der vereinigt. Stat. von Nordamerika. Weimar 1823. S. 553.

DAUPHIN, Port Dauphin (64° 52′ L., 25° 10′ südl. Br.), Meerbusen mit einem trefflichen Ankerplatz an der Südostspitze der Insel Madagaskar, mit einem von den Franzosen (1643) angelegten, aber schon seit langer Zeit verlassenen und verfallenen Fort, nach welchem die Insel selbst auch Isle Dauphine genannt wurde. (*Leonhardi.*)

DAUPHINÉ D'AUVERGNE, kleine Landschaft in dem französischen Depart. Puy de Dome. Sie bildete früher eine eigene Herrschaft (principauté) in Niederauvergne, welche (1168) für den Grafen Wilhelm IV. von Auvergne errichtet, später dem Hause Orleans gehörte. Hauptort derselben war die kleine Stadt Vodable (vergl. Expilly dict. géogr. II, 604.). (*Leonhardi.*)

Daupow s. Duppau.

DAURIEN *), Daurisches Gebirge. Jenes ist eine Provinz in der russischen Statthalterschaft Irkutzk in Sibirien, nicht weit von der chinesischen Grenze (bei Nertschinsk), welche der Fl. Argun macht. Es ist noch wenig angebaut und auch nicht recht bekannt. Sonst heißt es auch Tungusien, denn Daurien ist der russische Name von Tungusien. Die Provinz Nertschinsk macht davon den größten Theil aus. Das Klima ist hier sehr rauh. Die Erde thaut nur selten tief auf und ein ewiger Schnee bedeckt die Berge; gleichwol wird an mehren Orten der Ackerbau mit ziemlichem Gedeihen getrieben. Der russische Landmann lebt im Wohlstande und ebenso der Handelsmann. Jenen nährt sein ergiebiger Acker, die Viehzucht und Frachtfuhren, welche er für den Kaufmann und die Bergwerke macht; diesen ein ziemlich einträglicher Handel im Innern und nach China und Irkutzk. Viele Buräten, die hier wohnen, haben, dem Beispiele der Russen folgend, sowie die Tungusen, auch schon angefangen, das Feld zu bauen. Man sieht hier viele wilde Esel, den Dschiggetai (eine Mittelgattung zwischen Pferd und Esel), auch viele wilde Schweine, Steinwidder, Antilopen und Kropfgazellen, die auch an der mongolischen Grenze leben. Städte findet man, Nertschinsk, Kiächta und Zuruchaitu ausgenommen, hier nicht. Es ziehen hier viele Steppentungusen mit ihren Pferden, Rindern, Schafen, Ziegen und Kameelen herum; doch haben sich auch mehre von ihnen schon an eine seßhafte Lebensart gewöhnt, welche Landbau treiben. — Dieses, das daurische Gebirge, dessen Hauptkette auch das Apfelgebirge heißt, ist eine nordöstliche Fortsetzung des mongolischen Grenzgebirges und bestehet, wie dieses, meistens aus Granit. Der östliche Theil desselben ist das nertschinskische Erzgebirge, welches auch das argunsche Gebirge genannt wird. Es ist theils Gang- und Schiefergebirge, theils Kalkgebirge. Es sind hier Bergwerke, besonders auf Blei und Silber, auch Kupfer. (*J. C. Petri.*)

DAUSAR wird von Abulfeda (Mesop. p. 12.) erwähnt im Dienste des Königs von Hira Noman-Ibn-al Mondar, welcher ihn als Präfekten an die Grenzen von Syrien schickte. Er muß daher in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. gelebt haben. Von ihm soll das Kastell

*) Daurien wird viersylbig ausgesprochen.

am Euphrat Dausar oder Dausaria seinen Namen haben, welches später Kal'at-Djabar (Dschabar) genannt wurde. S. den Art. Djabar. (*Tuch.*)

DAUSENAU, Taussenau, an der Lahn, Marktfl. im Amte Nassau des Herzogthums Nassau, mit 90 Häus. und 501 Einw., welche sehr starken Obstbau (im J. 1808 über 12000 Gulden Ertrag) betreiben. (*H.*)

DAUSQUE, d'Ausque, Dausquai, latein. Dausquius und Dausqueius, Claude, Kanonikus zu Tournai, geb. zu St. Omer den 5. Dec. 1566. Er trat in die Gesellschaft Jesu, verließ sie aber aus unbekannten Ursachen wieder, weihte seine Muße ernsten Studien und litterarischen Arbeiten und starb den 17. Jan. 1644. Er besaß eine große Belesenheit, war mit der römischen und griechischen Literatur sehr vertraut, und seine Kommentare verdienen noch jetzt einige Beachtung. Am meisten tadelt man seinen gezierten, dunkeln und mit veralteten Worten und Redeformen durchwebten Styl, und Hemsterhuys nannte ihn in dieser Beziehung mit Recht: Summus dictionis antiquae affectator. Seine erste Arbeit war eine mit Anmerkungen versehene, lateinische Übersetzung der Homilien des heil. Basilius von Seleucia, Heidelb. (Commelin) 1604. 8.; wieder abgedruckt in der Ausgabe des h. Basilius, Paris 1622. Fol. Dausque ließ darauf Anmerkungen zum Quintus Calaber, Coluthus und Tryphiodorus drucken, die man zusammen in der Ausgabe des Quintus Calaber von Rhodomann (Frankf. 1614. 8.) antrifft. Auf diese Arbeit folgte: In Silii Italici Punica s. de bello Punico secundo lib. XVII. (cum textu) Par. 1615. (gewöhnlich mit der auf dem Titel veränderten Jahreszahl 1618.) 4. Der ausführliche Kommentar enthält viel Gutes in Hinsicht auf die Interpretation, nur vermißt man eine gute Ordnung und Auswahl, und was der Herausgeber sowol hier als sonst für die Kritik des Textes that, befriedigt am wenigsten. Manches Gute und Selbstgedachte enthält seine Antiqui novique Latii orthographia. Tornaci 1632; mit einem neuen Titel, Paris. 1677. fol., und mit vielem Aufwande von Gelehrsamkeit geschrieben ist sein Buch: Terra et aqua, seu terrae fluctuantes. Tornai 1633. 4., worin er von den Phänomenen in und auf den Gewässern manches Merkwürdige berichtet. Seine Streitschriften, besonders die gegen einige Bettelmönche, welche behaupteten, daß der Apostel Paulus und Joseph bereits im Mutterleibe heilige gewesen, sind vergessen *). (*Baur.*)

DAUT, Dauth (Johann Maximilian), ein Chiliast, Schwärmer und Prophet, der im ersten Viertel des 18ten Jahrhunderts die Kirche beunruhigte. Er war aus Niederroden gebürtig, erlernte das Schuhmacherhandwerk und befand sich als Schuhknecht zu Frankfurt am Main, als er ein Buch drucken ließ unter dem Titel: Helle Donnerposaunen von denen bevorstehenden Gerichten Gottes über das römische Reich (ohne Ort). 1710. 8. 11 Bogen. Er spricht darin wie die Propheten des alten Testaments und sagt auf dem Titel, daß er auf Befehl des ewigen Gottes diese Weissagung publicirt habe. In seinem Buche redet aber kein Geist aus Gott, sondern ein fanatischer Irrgeist, der alle christlichen Religionsparteien ohne Ausnahme für heidnische Sekten, Babel, Antichrist, ehebrecherische Hure und dergl. erklärt und nur die Frommen und Auserwählten ausnimt, die nach seiner Weissagung errettet werden sollen, wenn alle andere Christen, bis auf einige wenige, durch schreckliche Gerichte aufgerieben und vertilgt werden. Den meisten Reichen, Städten und Ländern in der ganzen Christenheit kündigt er gänzliche Verwüstung, den andern aber etwas gelindere Plagen an [1]). Da er nicht nur in dieser Schrift die heftigsten Schmähungen gegen die lutherische Geistlichkeit ausstieß, sondern auch dem Pfarrer in der Barfüßerkirche zu Frankfurt bei der Vorbereitung zum heil. Abendmahl in die Rede fiel und die Gemeinde öffentlich anredete, so wurde er verhaftet und über die Grenze gebracht. Bald darauf ließ er eine „göttliche Betrachtung über die Heuchelchristen und scheinheilige Pietisten" (ohne Ort). 1711. 8. drucken, worin er das tausendjährige Reich verkündigte und unter andern von einer Schwängerung der Natur durch den heiligen Geist redete. Eine Zeitlang trieb er sich in den Niederlanden umher, wählte dann Schwarzenau im Wittgensteinischen zu seinem Aufenthalte, fand überall viele gläubige Anhänger, und selbst in London hatte er seine Verehrer. Er stand mit mehren andern schwärmerischen Propheten jener Zeit, namentlich mit Johann Tennhardt aus Meißen, einem Perückenmacher in Nürnberg, in Verbindung. Ihre Schriften richteten unter andern im ulmischen Gebiete allerlei Zerrüttung an, wo sich viele Leute von der öffentlichen Gemeinde absonderten. Der Magistrat der Reichsstadt Ulm sandte daher die beiden Prediger am Münster, Joh. Frick und David Algöwer, mit einem weltlichen Vorstand aufs Land, und diesen gelang es mit vieler Mühe zu Gingen, Suffen und Geißlingen, die Verführten zur Abbitte und Versöhnung mit der Kirche zu bringen [2]). Von Dauts fernern Schicksalen ist nichts bekannt [3]). (*Baur.*)

*) Sweertii Athenae Belgicae 178. Magiri eponymol. h. v. Baillet jugem. T. I, 775. 419. Bayle Dict. Crenii animadv. philol. P. IV, 263. IX, 16. Fabricii bibl. bibl. P. VI, 314. Foppens bibl. belg. T. I, 183. Clement bibl. cur. T. VII, 346. Paquot Mém. T. VI, 297. Scribanius in amphitheat. hon. lib. II cap. 13.

1) Unschuldige Nachrichten von alten und neuern theol. Sachen auf d. J. 1710. S. 281—288. 2) Man sehe die von Frick und Algöwer herausgegebene Schrift: Herstellung des Kirchenfriedens in den Landgemeinden ulmischen Gebiets. Ulm 1713. 4. 15½ Bogen. Abgedruckt ist dabei die von Frick zu Gingen über Gal. 5, 7—10. gehaltene Predigt: vom geheilten Ärgerniß einer gespaltenen Gemeinde; und eine zweite, die Algöwer über das Evangel. am 18. Sonntage. p. Trin. zu Geißlingen hielt, worin er Dauts und Tennhardts Greuel aus ihren Schriften zeigt. Das letztere geschah auch in einer andern Schrift unter dem Titel: Dauts und Kämlings (Predigers zu Haarburg, eines eifrigen Anhängers Jak. Böhm's) Weissagungen, aus dem göttlichen Wort beurtheilt von einem Membro des ehrwürdig. Minist. in Hamburg. 1711. 8. Vergl. Unschuld. Nachrichten auf d. J. 1711. S. 872—76; auf d. J. 1714. S. 298—305. Die Sektirerei dauerte übrigens im Ulmischen noch lange fort; s. Weyermanns neue Nachr. v. Gel. aus Ulm. S. 581. 3) Von Daut und an-

DAUTENSTEIN, Duttenstein, Thutenstein, altes Schloß und dazu gehöriges Gut, jetzt Dorf mit 168 meist katholischen Einwohnern, unweit Seelbach an der Schutter, von den Besitzern der Grafschaft Hohengeroldseck als Hauptort derselben angesehen, von welchem bis auf die heutigen Tage alle herrschaftliche Verordnungen, öffentliche Urkunden und Befehle ausgingen, seit dem Jahre 1819 mit der genannten Grafschaft dem Großherzogthume Baden und nun dem aus dieser Grafschaft gebildeten, großherzoglich-standesherrlichen, fürstlich Leyenschen Oberamte Hohengeroldseck zu Seelbach einverleibt. — Schon im Anfange des 14. Jahrh. erscheint es als ein hohengeroldseckisches Lehen in den Händen des altadeligen Geschlechtes der Herren von Bleiß oder Pleyß, worüber aber Hohengeroldseck sich jederzeit das Wiederkaufsrecht vorbehalten hatte. Diese Besitzer nannten sich gewöhnlich Herren von Pleyß zu Dautenstein, oder auch Herren von Dautenstein und hatten damit auch ein Drittel der Herrlichkeitsrechte zu Wittelbach, welches ebenfalls in das Lehen von Dautenstein gehörte, zu beziehen. Johann Seyfried von Pleyß zu Dautenstein war der letzte dieses Geschlechtes. Er empfing im J. 1564 von Jakob, Grafen und Herrn von Geroldseck, die Lehen über Dautenstein für sich und seine Leibeserben sowol männlichen als weiblichen Geschlechtes, ohne seiner Schwester, Maria von Pleyß, welche an Wilhelm von Wurmser verheirathet war, Meldung zu thun. Als nun Johann Seyfried ohne Leibeserben starb und Maria ihre Ansprüche auf Dautenstein vorbrachte, erklärte Graf Jakob die Dautensteinschen Lehen für heimgefallen, worüber sich Händel erhoben, die bis in das Jahr 1584 dauerten. In eben diesem Jahre verschrieb Graf Jakob von Geroldseck seiner Gemahlin, Barbara von Rappoltstein, das Schloß Hohengeroldseck zum Witwensitze, mit dem Beisatze, daß, wenn ihr dieses gefalle, er das Schloß und Gut Dautenstein wieder an sich bringen wolle. Er brachte sofort mit Maria einen Vergleich zu Stande, durch welchen diese um 4100 Gulden Verehrung ihre Ansprüche auf Dautenstein nachließ. Nach dem im J. 1634 erfolgten Tode Jakobs, des letzten Grafen und Herrn dieses Hauses, behielt daher seine hinterlassene Gemahlin Dautenstein als ihren Witwensitz. Nachdem aber auch diese gestorben war, wurde es vernachlässigt und zerfiel. Zwar unternahmen die Grafen, jetzige Fürsten, von der Leyen, nachdem sie im J. 1697 zum ruhigen Besitze der Grafschaft Geroldseck gekommen waren, die Ausbesserung und Wiederherstellung des Schlosses Dautenstein; allein es kam in der Schreinerei des Schlosses Feuer aus und legte es fast ganz in Ruinen. Jedoch blieb der große gewölbte Keller ganz unversehrt, und bis auf den heutigen Tag ein sehenswerthes Stück der Baukunst. *(Th. A. Leger.)*

DAUTENZELL, evangel. Pfarrdorf mit 232 Einw., dem Grundherrn Freiherrn von Gemmingen-Babstadt unter Badenscher Landeshoheit und zum großherzogl. Bezirksamte Mosbach gehörig, 1½ teutsche Meilen westlich von der Amtsstadt, der alte Ort Cella im Elsenzgaue, welchen Kaiser Otto II. im Jahre 976 als ein Zugehör der Abtei Mosbach dem Domstifte Worms verliehen hat [1]). Die voigteiliche Gerichtsbarkeit des Ortes kam aber an adelige Geschlechter. Am Ende des 16ten Jahrhunderts wird Katharina von Rammungen als Erbin von Daisbach und Dautenzell erblickt, und brachte diese Stücke auf ihren Gemahl Albrecht Göler von Ravensburg und seine Erben [2]); mit dessen Urenkel, Johann Friedrich Göler, ist diese männliche Geschlechtslinie ausgestorben, und Dautenzell an seine Tochter Eva Maria gekommen, die sich im J. 1670 mit Wolf Friedrich von Gemmingen vermählt hatte, bei dessen Nachkommenschaft die Voigtei bis auf den heutigen Tag verblieben ist. Die Landeshoheit gehörte aber von jeher bis zu den großen Statsveränderungen unserer Tage zur Stüber Cent des alten kurpfälzischen Oberamtes Heidelberg.

Die Kirche zu Dautenzell ist sehr alt und hat ohne Zweifel, sowie der Ort, von einem alten Mönchskloster, Cella, ihren Ursprung. Sie war dem heil. Vitus geweiht, hatte die Kirchen zu Asbach und Aglasterhausen zu Synodaltöchtern, und der Pfarrsatz gehörte dem Pfarrer und den Kaplänen zu Wimpfen am Berge [3]). In ihr wurde die lutherische Lehre, welche die Voigtsjunker angenommen hatten, eingeführt und auch in der Folge durch die Religionsdeclaration beibehalten. *(Th. A. Leger.)*

DAVALLIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Farren und der 24sten Linnéschen Klasse hat Smith (Mém. de l'acad. de Turin. V. p. 414. t. 9. f. 6.) so genannt nach Edmund Daval, von welchem er bemerkt, daß er Arzt zu Orbe im Waadtlande und Mitglied der Linnéschen Gesellschaft war. — Die Gattung wird charakterisirt durch rundliche Kapselhäufchen, welche am Rande des Laubes sitzen und mit mönchskappenförmigen, nach außen aufspringenden Schleierchen versehen sind. Die 46 bekannten Arten, zu denen auch Humata *Cav.* und Saccoloma *Kaulf.* (Berl. Jahrb. für Pharmac. 1820. S. 51., Syn. p. 224. t. 1. f. 12.) gehören, sind Kräuter, deren vier einfaches Laub haben, während das Laub der übrigen gefiedert ist. Sie sind alle exotisch und finden sich auf den Inseln der Südsee und Westindiens, auf den Canarien und Mascarenhas, in Ostindien, Neapel, China, Colombien, Brasilien, Chili und Patagonien. *(A. Sprengel.)*

DAVANA (auch Dabana), ist bei Amm. Marc. 23, 3. ein festes Schloß, welches Julian, nach einer kurzen Tagereise, von Carrä (Harran) aus erreichte. Es lag zwischen dieser Stadt und Callinikum (Rakka), und zwar — wie aus der Stelle bei Ammian hervorgeht — näher

dern Schwärmern s. Walchs Religionsstreit. in der luther. Kirche. 2. Thl. 750. 783. 794. 810. 5. Thl. 1029. 1031. 1044. 1051. 1053. *A. S. Bürger* exercit. de autoribus famat. Lips. 1750. p. 52 sq. (Heinsius) unpart. Kirchenhist. 2. Thl. 1116. vergl. 743. Fuhrmanns Handwörterb. d. Kirchengesch. 1. Bd.

1) *Ottonis diploma* ap. Schannat in Histor. Episcopat. Wormat. Codice diplomatico. Prob XXVII. 2) Humbracht, höchste Zierde Teutschlands. Tab. 191. 3) Vergl. *Schannat* in Histor. Episcopat. Worm. p. 16., und den Auszug des Synodalregisters vom J. 1496 in Faber's Statskanzlei. Tom. XLIII. p. 65.

an Carrâ, wozu die Notiz paßt, daß es nahe bei der Quelle des Belias gelegen haben soll; offenbar der Balikh, welcher nach Abulfeda (p. 30. ed. Jouy. p. 165. bei Reiske) im Gebiete von Harran entspringt. In der notit. imper. erscheint Dabana noch als Festung, welche durch Justinian wesentliche Verbesserungen erhielt. Es ist wahrscheinlich, daß man mit Valesius (zum Ammian) unter *Δαβανάς* bei Prokopius (de aedif. II, 4.) dieses Dabana zu verstehen habe, obgleich er es etwas ungenau mit den Festungen erwähnt, welche zwischen Dara und Amida lagen. Die Straße zwischen Harran und Rakka war zwar später im arabischen Zeitalter noch besucht und Ischakhri und Edrisi (p. 234. d. Text.) geben sie zu 3 Tagereisen an; aber keiner gibt eine hieher passende Angabe. (*Tuch.*)

DAVANZATI BOSTICHI, Bernardo, zu Florenz 1529 geboren. Seine Familie gehörte zu den edeln Geschlechtern seiner Vaterstadt, und er selbst erhielt eine gelehrte Erziehung; dennoch trieb er zeitlebens neben seinen Studien kaufmännische Geschäfte. Zur Erlernung der Handlung war er noch jung nach Lyon gesendet worden, wo, bei Gelegenheit einer eben erschienenen französischen Übersetzung des Tacitus, sich ein Streit entspann über den Vorzug der französischen oder der italiänischen Sprache, besonders in Hinsicht auf Kürze und Präcision des Ausdruckes. Davanzati, welcher die Vorzüge seiner Muttersprache vertheidigt hatte, schickte sich an, seine Behauptung durch die That zu bewähren; so entstand seine berühmte Übersetzung des Tacitus, welche indeß erst nach seinem Tode vollständig erschien. Viele Italiäner, namentlich die Florentiner, sehen sie als ein Meisterwerk an, während andere, und gewiß mit Recht, ihr nur ein sehr bedingtes Lob zugestehen. Davanzati, um die energische Kürze des Tacitus zu erreichen, hat sich einer Menge veralteter Ausdrücke und florentinischer Volksredensarten bedient, welche jetzt wenigstens selbst den Florentinern nicht ohne lexikalische Hilfe verständlich sind und überdieß seiner Übersetzung häufig einen beinahe burlesken, die Würde des Originals durchaus verletzenden Charakter geben. Bei seinem Leben erschienen nur erst zwei Proben dieser Übersetzung: Il primo libro degli Annali di Corn. Tacito volgarizzato da B. Davanzati. Firenze 1596. 8. und L'imperio di Tiberio Cesare, scritto da Corn. Tacito. Firenze 1600. 4. Erst nach seinem Tode erschien das Ganze: Opere di C. Tacito volgarizzate etc. col testo latino a rincontro. Firenze 1637. Fol. Diese erste Ausgabe ist über die Maßen fehlerhaft gedruckt. Unendlich besser, wenn auch nicht ganz so gut wie die meisten von Comino besorgten Ausgaben ist die: Padova, Comino, 1755. 2 Vol. 4. mit Davanzati's Bildniß. Ein eleganter Abdruck ohne den lateinischen Text erschien in Paris 1760. 2 Vol. 12. und ebendaselbst ein anderer von Biagioli besorgt. 1804. 2 Vol. 8. Eine sehr gute Ausgabe ist ferner: Bassano 1790. 3 Vol. 4., in welcher auch Brotiers Ergänzungen, von Pastore, so viel als möglich im Style Davanzati's übersetzt, aufgenommen worden sind. Ferner Bassano, 1803. 3 Vol. 4., noch geschätzter als die vorige. Außerdem gibt es noch viele geringere Nachdrücke. — Nicht ganz so auffallend sind die vorhin gerügten Fehler des Styls in Davanzati's Scisma d'Inghilterra, sin alla morte della reina Maria. Roma 1602. 8. Eine zweite Ausgabe dieser kleinen Schrift: Firenze 1638. 4. enthält noch mehre andere sehr schätzbare, kleinere Arbeiten Davanzati's, als: Notizia de' cambi; Lezione della moneta; Orazione in morte di Cosimo I.; Due orazioni o azioni accademiche und La coltivazione toscana. Auch in den Prose fiorentine (s. Dati) finden sich mehre dieser Aufsätze und 14 Briefe Davanzati's. Diese kleinen Werke sind wiederum zusammen gedruckt: Padova 1727. 8. Eine kleine, bisher ungedruckt gebliebene Schrift: Del modo di piantare e custodire una ragnaja e di uccellare a ragna, von der es aber ungewiß ist, ob sie wirklich dem Davanzati angehört, ist in Florenz 1790. in 8. erschienen. — Davanzati war Mitglied der Accad. degli Alterati und führte in ihr den Namen: il Silente. Obgleich nicht Mitglied der Accad. della Crusca wurde er wegen seiner gründlichen Kenntniß des Italiänischen doch oft zu den Konferenzen der Akademiker eingeladen, um sich seines Rathes in schwierigen Fällen, bei der Ausarbeitung des Wörterbuches della Crusca, zu bedienen. Er starb zu Florenz 1606 in einem Alter von 77 Jahren. (*Blanc.*)

DAVEL, Johann Daniel Abraham. Eines der vielen Beispiele dunkler und schwärmerischer Religionsbegriffe, wodurch rechtschaffene und achtungswürdige Menschen zu wirklichen Verbrechen können verleitet werden. Davel wurde 1669 zu Cully am Genfersee, zwei Meilen von Lausanne, geboren. Über seine Jugendgeschichte ist nichts bekannt. Sein Vater war Prediger zu Cully. Er trat frühe in ein Schweizerregiment in Piemont, vertauschte diesen Dienst mit dem holländischen, nahm dann als Capitain-Lieutenant seinen Abschied und zeichnete sich in dem innern Kriege von Zürich und Bern gegen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und den Abt von St. Gallen 1712 so aus, daß ihm die Regirung von Bern eine Pension ertheilte, seine Güter von allen Lasten befreite und ihn zum Major bei den Milizen der Waadt ernannte. Einige Zeit nachher wurden die Streitigkeiten zwischen der Akademie zu Lausanne und der Regirung von Bern über die Formula Consensus immer heftiger (s. den Art. Helvetischer Consensus) und erregten auch unter den Einwohnern des Waadtlandes große Bewegung. Davel, der in den Foderungen der Regirung wegen der Unterschreibung der Formel mit Recht eine tyrannische Gewaltthat sah, wurde dadurch aufs höchste erbittert. Dieses scheint ein Hauptgrund gewesen zu seyn, welcher sein unsinniges Unternehmen zur Reife brachte, nachdem seine Empfänglichkeit schon durch Visionen war genährt worden, die er in der Jugend soll gehabt haben, und an welche er, sowie daran, fest glaubte, daß durch sein Gebet Kranke geheilt worden, und daß ihm Gott Zukünftiges geoffenbart habe, das dann wirklich eingetroffen sei; zu dem von solchen Schwärmereien immer unzertrennlichen, geheimen Stolze gesellte sich noch politischer Fanatismus. Er wähnte sich bald von Gott berufen, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien und

vielleicht zu einem neuen Kanton im schweizerischen Statenbunde zu erheben. Dabei verdient noch erwähnt zu werden, daß seine Familie schon mehre melancholische Mitglieder gezählt hatte; seine Mutter wurde von Zeit zu Zeit von tiefer Schwermuth befallen; der eine seiner zwei Brüder starb als Wahnsinniger. Davel selbst war meistens ernst und nachdenkend, dabei aber sehr gutthätig und liebreich und in seinen Sitten tadellos; als Officier zeigte er viele Einsicht und Tapferkeit. Er blieb unverheirathet und lebte zurückgezogen; sein Haus wurde durch zwei Töchter eines Bruders besorgt. Eine seiner Eigenheiten war es, daß er nie anders als in völligem Anzuge, die Perücke auf dem Kopfe und den Degen an der Seite, betete und es für unanständig erklärte, vor Gott im Hauskleide zu erscheinen. Zu Cully war er als freimüthiger Sittenprediger bekannt, der alles, was ihm mißfiel, offen tadelte. Allmälig scheinen die Mängel der Staten und der Kirche bei ihm zur fixen Idee geworden zu seyn, welche jede ruhige Überlegung ausschloß. Man sah ihn tiefsinniger als gewöhnlich, und bemerkte, daß er oft in der Einsamkeit weinte. — Plötzlich versammelte er den 31. März 1723 die Milizen, welche unter seinen Befehlen standen, zu Cully, wählte zwischen 5 und 600 Mann aus, denen er verbot, Munition mitzunehmen, und rückte unerwartet Abends 3 Uhr zu Lausanne ein. Keiner seiner Officiere oder Soldaten wußte, warum es zu thun war; Davel schützte geheime Befehle von Bern vor. Der Landvogt zu Lausanne war, wie die übrigen Landvögte im Waadtlande, nach Bern zu der jährlichen Versamlung des großen Rathes gereist, worin der Wechsel der Statsämter vorgenommen wurde. Diesen Zeitpunkt scheint Davel, bei welchem sich, wie bei allen Schwärmern, schlaue Berechnung mit Unbesonnenheit paarte, abgewartet zu haben. — Eilends wird der Stadtrath zu Lausanne versammelt; Davel kommt selbst aufs Rathhaus, begehrt mit dem Vorsteher und einem seiner Freunde allein zu sprechen, und legt ihnen ein Manifest vor, worin der Regirung von Bern eine Menge Fehler vorgeworfen werden, unter andern der Zwang wegen der Formula Consensus und des Associationseides, der Verkauf weltlicher und geistlicher Ämter, die Untüchtigkeit und Ungerechtigkeit der Landvögte ꝛc. Hierauf erklärt er seinen Plan, das Waadtland von der bernerischen Hoheit zu befreien, und ermahnt die beiden Mitglieder, den günstigen Augenblick nicht unbenutzt zu lassen. Diese kehren in die Sitzung zurück; der Vorsteher läßt den Rath zuerst den Eid der Treue gegen Bern erneuern und hierauf eidlich versprechen, seine Eröffnungen geheim zu halten. Dann zeigt er Davels Absichten an, die dieser, nachdem er vorberufen worden, ausführlich und ganz unbefangen auseinander setzt. Nach seiner Entfernung beschließt der Rath, die Truppen bei den Bürgern und in den Vorstädten so zerstreut als möglich einzuquartiren, während der Nacht andere Milizen vor den Thoren zu versammeln und schnell nach Bern zu berichten. Davel wurde auf jedem Schritte von einigen Rathsgliedern begleitet und ahnete keine Gefahr. Die getroffenen Anstalten gelangen vollkommen; am frühen Morgen zogen die herbeigerufenen 1500 Mann in aller Stille in die Stadt ein; denn nicht einmal die Thore hatte Davel mit den Seinigen besetzt, sondern die Bewachung den Bürgern überlassen. Er wurde nun arretirt, seine Truppen heimgeschickt, und nur zwei Oberofficiers zurückbehalten, deren Unschuld dann aber auch bald völlig erwiesen wurde. In den Untersuchungen beharrte Davel immer darauf, daß ihm sein Unternehmen von Gott unmittelbar sei eingegeben worden, daß er durchaus keinen Mitschuldigen habe, daß es zwar Gott nicht gefallen habe, die wirkliche Vollziehung zu verhängen, daß aber dennoch Gutes daraus entstehen werde, indem die Regirung, durch Gottes Leitung gewarnt, den Mißbräuchen abhelfen werde; er freue sich, dazu zum Werkzeuge auserwählt zu seyn, und sterbe daher gern. Auch die Folter konnte nichts anderes erpressen; er blieb unter den heftigen Schmerzen ruhig, und seine Heiterkeit und Unbefangenheit verließ ihn weder bei der Ankündigung des Todesurtheiles, das nach einem alten Rechte durch die Bewohner des Quartiers Rue de Bourg zu Lausanne ausgesprochen wurde, noch auf dem Schaffote. Als man Zweifel an seiner Überzeugung von einer göttlichen Eingebung dieses Unternehmens äußerte, verwies er theils darauf, daß er seinen Soldaten verboten habe, Munition mitzunehmen, ja sogar das Schießpulver, welches einige trugen, hatte wegwerfen lassen, theils entwickelte er so zweckmäßig, wie er die Sache als Militär hätte einrichten müssen, wenn er sich nicht ganz blindlings von Gott hätte leiten lassen, daß man wirklich an seiner Schwärmerei nicht mehr zweifeln konnte. — Die Regirung von Bern milderte das Urtheil durch Weglassung des Zusatzes, daß ihm vor der Enthauptung die rechte Hand sollte abgehauen werden. Ehe er den Todesstreich empfing, hielt er eine ausführliche Rede an das Volk, worin er zum Fleiße, zur Gottesfurcht ermahnte, vor Prozessen warnte, die Prediger und die Studirenden ernstlich zur Erfüllung ihrer Pflichten auffoderte und die Hoffnung äußerte, daß sein Schicksal zur Abschaffung der Mißbräuche beitragen werde. Der Regirung von Bern gedachte er mit keinem Worte, und auch über sein Unternehmen äußerte er sich nicht. — Alle Unbefangenen erblickten in ihm mit Mitleiden ein unglückliches Opfer schwärmerischer Begriffe, das nicht konnte gerettet werden, weil Davel in allem übrigen so viel ruhige Überlegung und Besonnenheit zeigte, daß er nicht als wahnsinnig beurtheilt und so der Zurechnung konnte entlassen werden *). (*Escher.*)

DAVENANT, William, engländischer Dichter unter der Regirung Karls I. und II., ward 1605 zu Oxford geboren, wo sein Vater ein Weinhaus hielt, welches Shakespeare, nachdem er sich nach Warwikshire zurückgezogen, öfters besucht und dadurch auf die lebhafte Phantasie des noch sehr jungen Davenant mächtig eingewirkt haben soll. In seinem 21. Jahre kam er in

*) Ausführliche Erzählungen der ganzen Begebenheit finden sich in folgenden Werken: Mémoires pour servir à l'histoire des troubles arrivées en Suisse à l'occasion du Consensus. Amsterdam 1728. p. 399—442. — Simmler's Samlung alter und neuer Urkunden zur Beleuchtung der Kirchengesch. des Schweizerlandes. Bd. 2. Th. 1. S. 181 fgg. — Bremisches Magazin. T. 5. p. 1. S. 112.

das Lincoln-College, blieb aber darin nicht lange, wurde Page bei der Herzogin von Richmond und trat dann in Dienste des Lord Brooke, der sein großer Gönner war. Im J. 1629 erschien sein erstes Trauerspiel: *Albovin, King of the Lombards*, welches er dem Grafen von Somerset gewidmet hatte. Er kam dadurch in vertraute Bekanntschaft mit den besten Köpfen am Hofe und erhielt so eine ehrenvolle Stellung, in welcher er sich auch dann noch erhielt, als er das Unglück gehabt hatte, durch einen Liebeshandel einen Verlust an seiner Nase zu erleiden. Der Hof bediente sich seiner zu Veranstaltung von Maskeraden, in denen die Königin selbst eine Rolle übernahm. Von diesen Fastnachtspielen erschienen in den nächsten acht Jahren folgende von ihm: Coelum britannicum; Triumphs of Prince d'Amour; Britannia triumphans; The Temple of Love; außerdem aber als Tragikomödien: The just Italian; Platonik Lovers; als Trauerspiel: The cruel Brother; und als Lustspiel: The Wits. Nach dem Tode von Benjamin Johnson im J. 1637 wurde er zum Dichter gekrönt, und von dieser Zeit an hatte er die Besorgung aller Hoflustbarkeiten, bis sie durch die Unruhen der Zeit unterbrochen wurden. Während dieser brachte ihn seine Anhänglichkeit an den König in manche Gefahr. Auf die Anklage, das Heer zur Vertheidigung des Königs aufgewiegelt zu haben, ward er 1641 auf Befehl des Parlaments verhaftet. Gegen Bürgschaft frei gelassen, begab er sich nach Frankreich, wo er zur katholischen Religion überging, zur Königin. Diese sendete ihn mit Kriegsbedürfnissen an den Grafen von Newcastle, der ihn zum General der Artillerie ernannte; und es scheint, daß er als solcher seine Pflicht erfüllt habe, da ihn der König bei der Belagerung von Gloucester zum Ritter ernannte. Er kehrte nachmals nach Frankreich zurück und wurde von der Königin mit wichtigen Gesandtschaften beauftragt. Mitten unter diesen Unruhen begann er in Paris sein episches Gedicht Gondibert, machte aber nachher den Plan zur Anlegung einer Kolonie in Virginien, wobei ihn die Königin unterstützte. Das Schiff, worin er seine Kolonisten überführen wollte, ward jedoch von einem Kriegsschiffe des Parlaments genommen, und er zu Cowes-Castle ins Gefängniß gebracht, worin er sein episches Gedicht fortsetzte, welches nachmals in sieben Gesängen vollendet erschien. Von der Insel Wight ward er nach dem Tower gebracht; sein Leben war gefährdet; es scheint, daß er auf Miltons Verwendung nach zwei Jahren in Freiheit gesetzt worden. Um jetzt aber der Dürftigkeit seiner Umstände abzuhelfen, faßte er den Plan zur Errichtung eines Theaters, welches bei der damals herrschenden, sonderbaren Art von Frömmigkeit eigene Schwierigkeiten hatte, die er jedoch glücklich besiegte. Da Schauspiel nicht seyn durfte, so gab er in Rutlandhouse Unterhaltungen (Entertainments), worin Musik, Gesang und Dialog abwechselten, und hiemit brach er in England der Oper, die man bis dahin nicht gekannt hatte, die Bahn. Nach Wiederherstellung des Königthums erhielt Davenant Gelegenheit, durch seine Verwendung bei Karl II. Milton den Dienst, den dieser einst ihm geleistet, zu vergelten. Jetzt gab der König Patente zu zwei Schauspielergesellschaften; das eine erhielt Killigrew (das jetzige Drurylanetheater), das andere Davenant, der sein Theater erst in Lincolns-Inn-Fields eröffnete und nachmals nach Dorsetgarden verlegte. Er war hier auch der erste, der den Reiz der Bühne durch Decorationen erhöhte, über deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit damals für und wider geschrieben wurde. Dabei fuhr er fort, die Bühne mit neuen Stücken zu versorgen, deren mehre mit großem Beifall aufgenommen wurden. Nach vielen Stürmen verlebte er den Rest seines Lebens in Ruhe und Ansehen, starb den 7. April 1668 und wurde in der Westminsterabtei begraben. Seine sämtlichen Werke erschienen, von seiner Witwe gesammelt, im J. 1675. (Biogr. britan. — *Dryden* Essay on heroic Plays. — *Langbaine* Account on the Dramatick Poets. — The poetical Register.)

Sein ältester Sohn Charles Davenant, Doctor der Rechte, geb. 1656, gest. den 6. Nov. 1714 als Generalinspector der Ein- und Ausfuhr, schrieb in seinem 19. Jahre eine Oper: Circe, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Dryden schrieb dazu den Prolog und der Graf von Rochester den Epilog. Nachmals aber wendete Charles sich ganz der Gesetzgebung und Statsverwaltung zu und zeichnete sich als politischer Schriftsteller aus. Seine zahlreichen Schriften hat Charles Whitworth gesammelt (5 Bde. 8. Lond. 1771). *(H.)*

DAVENTRY, Marktfl. in der engl. Grafschaft Northampton, unweit der Quellen des Nen und Avon, mit 639 Häus. und 3326 Einw., welche Peitschen- und Seidenstrumpffabriken unterhalten. Der noch stehende Theil einer alten, um 1090 gestifteten Priorei wird jetzt von Armen bewohnt. (Vergl. v. Jenny Handwörterb. S. 156.) Der gelehrte Bischof von Chester, John Wilkins, wurde hier 1614 geboren. *(H.)*

DAVERDEN ist zwar nur ein Pfarrdorf, 1 Meile von Verden gelegen, jedoch zum Herzogthum Bremen und dem darin befindlichen Gowgerichte Achim gehörig; aber doch seit den neuern Zeiten durch zwei an dem Ufer der nicht sehr entfernten Weser angelegte Ziegeleien in seiner Art merkwürdig, indem diese jährlich etwa 300,000 Steine liefern, die einen bedeutenden reinen Geldertrag abwerfen. Einige eingepfarrte Dorfschaften lösen viel Geld aus dem Torfe und Daverden selbst aus der Wolle. *(Schlichthorst.)*

DAVERIO, Michael Paulus Franz, geb. den 4. October 1770 zu Vergiata (einer Herrschaft in der Nähe des Lago maggiore, welche dieser adeligen mailändischen Familie gehört), gest. zu Zürich den 31. December 1824. Dieser edle Mann erneuerte das Beispiel, welches manche seiner Landsleute im 16. Jahrhundert gegeben haben, indem sie alle äußern Güter der Freiheit ihrer religiösen Überzeugung opferten. — Der väterliche Oheim war Generalverwalter der geistlichen Güter in der Lombardei unter Maria Theresia und Joseph II., ein eifriger Beförderer der Plane des letztern und deswegen dem Klerus verhaßt, aber von seinem Monarchen geachtet und auch zu Unterhandlungen mit Savoyen gebraucht. Er übernahm

die Leitung der Erziehung des Knaben und bestimmte ihn dem geistlichen Stande. Zwar entwickelte sich bald bei diesem die größte Abneigung dagegen, wozu neben den eignen Äußerungen des Oheims über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen, welche der lebhafte Knabe begierig auffaßte, auch die verkehrte Behandlung beitrug, die er von einem mit seiner Bildung beauftragten Priester erfuhr. Da der Oheim auf seinem Plane beharrte, und die Erzieher durch Beschimpfungen und Mißhandlungen des Knaben denselben zu befördern wähnten, so wurde seine Abneigung immer entschiedener. Dennoch wurde er im 15. Jahre gezwungen, in das Seminar des helvetischen Kollegiums (s. dies. Art.) einzutreten. Die Versetzung auf die Universität Pavia befreite ihn nach drittehalb Jahren aus dieser drückenden Lage. Der rege, freisinnige Geist, der damals dort herrschte und durch aufgeklärte Lehrer, die ganz in Josephs Reformationsplane eintraten, genährt wurde, ergriff den Jüngling im Innersten, und noch in seinen letzten Lebensjahren entlockte die Erinnerung an jene Zeit und an die vereitelten Hoffnungen eines hellern, dem Vaterlande aufgehenden Lichtes seinem feurigen Auge manche Thräne. Um selbst dereinst dazu beitragen zu können, widmete er sich mit großem Eifer den theologischen und philosophischen Studien, und nach vier Jahren erhielt er ohne Widerspruch den theologischen Doctorgrad. Nachdem er hierauf ein Jahr lang seinem Oheim als Secretär behilflich gewesen war, kehrte er wieder nach Pavia zurück, studirte zwei Jahre die Rechte und erhielt auch in dieser Facultät den Doctorgrad. Noch immer aber nährte der Oheim den Wunsch, ihn als Priester auf der Bahn zu höhern kirchlichen Ämtern zu sehen, und als dann nach Josephs II. Tode die Verhältnisse sich änderten und der Oheim sein Ansehen verlor, bewirkten Bitten, was der Neffe seinen Befehlen immer verweigert hatte. Ihm zu Liebe entschloß er sich, die Priesterweihe anzunehmen, und übte nun einige Jahre unter Fortsetzung seiner Studien kirchliche Verrichtungen aus; aber als 1796 Bonaparte Mailand einnahm und die jungen Geistlichen in der neuen cisalpinischen Republik zum Austritte aus ihrem Stande aufgemuntert wurden, folgte auch Daverio mit Einwilligung des Oheims diesem Rufe. Zur Erhebung seines tief versunkenen Vaterlandes, zur Erhellung und Selbständigkeit Italiens mitwirken zu können, war immer der liebste Wunsch seines Herzens gewesen. Zuerst suchte er denselben als Secretär eines Ausschusses für den öffentlichen Unterricht zu befriedigen; aber die mißtrauische Politik der französischen Machthaber hob diese Anstalt auf; und als Daverio nun beim Ministerium der Polizei die Aufsicht über die Fremden erhielt und, nicht gewohnt sich als blindes Werkzeug gebrauchen zu lassen, mit dem französischen Platzcommandanten Hulin in Streit gerieth, wurde auch diese Stelle alsobald abgeschafft. Er wurde nun in dem Archive der Republik angestellt, leistete aber neben diesen Ämtern seine Dienste als Nationalgardist und verließ 1799 beim Einrücken der Östreicher Mailand mit den französischen Truppen. Er wurde nun als Artillerieofficier angestellt, wohnte mehren Schlachten bei und kam mit Hilfstruppen nach der Schweiz, wo er beim Divisionsgeneral Mainoni als Adjutant des Generalstabes sich drei Monate in Bern und dann noch einige Zeit in Wallis aufhielt. In dem Feldzuge von 1800, durch welchen der erste Consul Bonaparte sich wieder in den Besitz von Italien setzte, focht Daverio meistens im Vortrabe und erhielt auf dem Schlachtfelde von Marengo eine Sendung nach Mailand, wo ihn sein greiser Oheim mit Freudenthränen empfing. Indessen wurde eine zuerst vernachlässigte Verwundung am Fuße, die Daverio in einem Gefechte erhalten hatte, immer gefährlicher; sein Leben wurde zwar gerettet, aber gänzliche Lähmung des Fußes nöthigte ihn, die militärische Laufbahn zu verlassen. Er wurde zum Oberaufseher des Statsarchivs zu Mailand gewählt und leistete durch unermüdete Thätigkeit und (systematische Ordnung, welche er in das Chaos von Urkunden brachte) ausgezeichnete Dienste. Zugleich beschäftigte er sich mit Bearbeitung einer urkundlichen Geschichte des Herzogthums Mailand. Der erste Band, welcher die Zeiten der Visconti betrifft, erschien 1804. (Memorie sulla Storia dell' Ex-Ducato di Milano, risguardanti il dominio de Visconti, estratte dall' Archivio di quei Duchi e compilate dal Cittadino Michele Daverio, Archivista nazionale. Milano 1804. 4.) Aber die mißtrauische Censur jener Zeit so wenig als die der spätern gestattete die Bekanntmachung der übrigen neun Bände, die noch handschriftlich in der Bibliothek zu Mailand liegen. Namentlich bot die Erhebung von Franz Sforza zum Alleinherrscher zu viele Vergleichungspunkte dar, und eine treue Schilderung der frühern republikanischen Zeiten Mailands war schon damals verwehrt, als die cisalpinische Republik in das italiänische Königreich umgestaltet wurde. Für gründliche Geschichtsforschung ist dies ein großer Verlust, da eine Menge unbekannter Urkunden durch dieses Werk sollten ans Tageslicht kommen. Ebenso groß ist der Verlust einer großen Menge von andern Auszügen aus dem Archive, die er bei seiner Auswanderung nach Zürich in Mailand zurückließ, und deren er nachher, ungeachtet aller Bemühungen, nicht mehr habhaft werden konnte. Eine Frucht seiner Forschungen war noch eine kleine Schrift über das lombardische Kriegswesen bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts (Prospetto dello Stato militare in Lombardia e particolarmente in Milano, dal tempo dei Longobardi sino al principio del Secolo XIV. Milano 1813. 8.). Die Wiedereroberung der Lombardei durch die Östreicher 1814 störte diese wissenschaftlichen Beschäftigungen. Zwar bekleidete er noch mehre Monate auf erhaltene Auffoderung sein Amt; aber die gänzliche Vernichtung seiner Hoffnungen auf Italiens Wiedergeburt, besonders aber die neue Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse, wodurch seine religiösen Überzeugungen gefährdet wurden, brachten den Entschluß, anderswo für sich und die Seinigen eine Heimath zu suchen, zur Reife. Denn der gewissenhafte Mann konnte sich nicht entschließen, in dem Formulare, das allen Angestellten zur Einschreibung ihrer Namen u. s. w. vorgelegt wurde, und worin auch die Kirche, zu

der sich jeder bekenne, nicht vergessen war, sich den Namen eines Katholiken zu geben; wiederholte Auffoderungen, seiner Unterschrift „Christ" noch denselben beizufügen, wies er zurück. Er erhielt die gewünschte Entlassung und Reisepässe und wählte Zürich, wo er im Spätjahre 1814 ankam, zu seinem beständigen Aufenthalte; seine Gattin aber, mit welcher er sich 1804 vermählt hatte, verließ ihn und drei in dieser Ehe erzeugte Kinder und kehrte nach Mailand zurück. Von jetzt an lebte der achtungswürdige Mann in stiller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder und der Bildung einer bedeutenden Zahl von Jünglingen, denen er theils einen sehr gründlichen Unterricht in der italiänischen Sprache, theils Anleitung zum Studium der Diplomatik ertheilte, wozu ihn seine vieljährigen Beschäftigungen mit den Urkunden des Mittelalters vorzüglich geschickt machten. Aber seine nützliche Thätigkeit beschränkte sich nicht auf seinen Unterricht. Die hohe Begeisterung für Wahrheit und Tugend, welche, ihm selbst unbewußt, aus jedem seiner Worte hervorleuchtete, verbunden mit der Liebenswürdigkeit seines Charakters und einer Gesichtsbildung, welche ganz der Ausdruck einer schönen Sele war, alles dies erregte Ehrfurcht und Liebe für den seltenen Mann, und mancher seiner Schüler fand an ihm einen väterlichen Freund, dessen weiser Rath und erschütternde Warnungen ihn von gefährlichen Wegen zurückhielten. Von Statsmännern und Gelehrten geachtet und gesucht, blieb er sich in seiner Leutseligkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann gleich. — Im J. 1819, als der ältere seiner zwei Söhne hinlänglich herangereift war, trat der Vater auch äußerlich zur protestantischen Kirche über; die Kinder hatte er seit seinem Aufenthalte in Zürich in dieser Religion unterrichten lassen, und durch die dann erfolgte Erwerbung des Zürcherischen Indigenats ersetzte er ihnen die verlorene Heimath. — An den Gährungen, welche Italien seit seiner Abreise bewegten, nahm er immer den innigsten Antheil, vermied aber, die Gastfreundschaft ehrend, die er gefunden hatte, jede Berührung oder thätliche Theilnahme und theilte seine Ansichten nur den vertrautesten Freunden mit. — Eine große Menge kleiner dramatischer Spiele in italiänischer Sprache, die er für die Übung seiner Kinder und Zöglinge abfaßte, sind in Handschrift vorhanden; in dem Archive des Vereins teutscher Geschichtsforscher finden sich von Daverio Nachweisungen abgedruckt über den Gebrauch italiänischer Archive für die Zwecke dieses Vereins, wozu der Minister von Stein ihn einladen ließ. — Die Ruhe und die Freiheit für seine Überzeugung, welche ihm sein erstes Vaterland nicht gewähren konnte, fand er in dem zweiten, und obgleich er äußern Rang und Vermögen aufgeopfert hatte, so wurde seine Heiterkeit niemals auch nur von der leisesten Spur der Reue über den gefaßten Entschluß getrübt. — Eine schnelle Entkräftung endigte nach kurzem Krankenlager das Leben des vielgeprüften Mannes. (*Escher.*)

DAVIA, Giovanni Antonio, Kardinal, zu Bologna den 23. October 1660 aus einem Geschlechte geboren, das zu den ältesten im Lande gehörte und im Lateinischen de Via hieß. In seiner Vaterstadt studirte er Rhetorik, Philosophie, Mathematik und Rechte, und wurde schon 1675 Doctor der letztern. Unter die Präsides der Stadt, die man Antianos nannte, wurde er 1682 aufgenommen. Kenner und Freund der Wissenschaften, hielt er in seinem Hause gelehrte Zusammenkünfte, aus denen das, von dem Grafen Marsigli gestiftete, berühmte kanonische Institut (Institutum scientiarum et artium bonon.) erwuchs, eine Akademie, die der Naturkunde, Mathematik und Astronomie manchen schönen Gewinn brachte [1]). Davia verließ 1684 seine Vaterstadt, trat in venedigsche Kriegsdienste und wohnte der Belagerung von St. Maura bei, welches die Türken im Besitz hatten. Auf einer Reise durch Italien, die er nach geendigtem Feldzuge machte, ließ er sich in Rom von Innocenz XI. bereden, in den geistlichen Stand zu treten. Er kam 1687 als Nuntius nach Brüssel, 1690 nach Cöln und 1696 nach Polen, zu einer Zeit, da wegen der Wahl eines neuen Königs große Verwirrung in der Republik herrschte. Zehn Candidaten meldeten sich zu der erledigten Krone, und daß die Wahl auf August II., Kurfürsten von Sachsen, fiel, war zum Theil das Werk der klugen und listigen Politik des Nuntius Davia. Er begleitete 1699 den neuen König nach Sachsen als der erste päpstliche Nuntius, der seit der lutherischen Reformation daselbst erschienen war. Die zum katholischen Gottesdienste eingerichtete Schloßkirche zu Moritzburg weihte er mit einer Rede in französischer Sprache. Clemens XI. sandte ihn 1700 als Nuntius an den teutschen Kaiserhof, aber seine Bemühungen, den Ausbruch des spanischen Successionskrieges zu verhindern, blieben ohne Erfolg, und als Joseph I. 1705 nach des frommen Leopold I. Tode zur Regirung kam, verlor er seinen Einfluß gänzlich und mußte sich von Wien wegbegeben, weil der Papst den französischen Prinzen Philipp für den rechtmäßigen spanischen König erkannt hatte, während am Kaiserhofe dem Erzherzog Karl das Recht der Thronfolge in Spanien zugeschrieben wurde. Nach seiner Rückkehr nach Rom wurde Davia Bischof von Rimini, 1712 Kardinal, 1715 Legat zu Urbino und 1718 zu Ravenna. Er sei, sagte man von ihm, den Bösen ein Schrecken, den Tugendhaften eine Freude gewesen. Nach dem Tode Benedicts XIII. (1730) hatte er große Hoffnung Papst zu werden, allein da ihm Clemens XII. vorgezogen wurde, legte er sein Bisthum Rimini nieder, blieb in Rom, wohnte den Congregationen bei und starb den 11. Januar 1740 [2]). (*Baur.*)

DAVID (Israelitischer König). David war der jüngste von acht Söhnen [1]) eines gewissen Isai aus

---

1) *Bolletti* origine e progressi dell instituto etc. Bolog. 1751. 8. Commentarii de Bononiensi scient. et art. instit. atque acad. ib. 1731. 4. 2) (Ranfts) Leben der Kardinäle. 2. Bd. 257—265. Ebend. genealog. hist. Nachr. 10. Th. 896—909. (Heinsius) unpart. Kirchengesch. 3. Th. 308.

1) Die Stelle 1. Chron. 2, 15. weiß nur von sieben Söhnen, deren jüngster auch nach ihr David ist. Der Irrthum konnte durch 1. Sam. 16, 10. veranlaßt werden, wenn hier gesagt wird: Isai habe „seine sieben Söhne" dem Samuel vorgestellt.

dem zum Stammgebiete Juda gehörenden Städtchen Bethlehem (1. Sam. 17, 12. 14. 16, 11.), welcher gleich seinem Großvater Boas (Ruth 2, 15. 16.) mittelbar als ziemlich wohlhabend geschildert wird (1. Sam. 16, 20. 17, 17. 18.). Da, wo die Geschichtsbücher Davids zum erstenmale gedenken, erscheint er als junger Hirt, dem die Hut der kleinen Schaf- und Ziegenheerde seines Vaters in der „Steppe Juda's" anvertraut ist (1. Sam. 17, 28. 16, 11.). Hier in ländlicher Abgeschiedenheit, stets unter freiem Himmel (vergl. 1. Mos. 31, 40.), in einem Berufe, dessen unschwer erfüllte Pflichten nicht, wie der mühsame Ackerbau, durch das Gewicht leiblicher Arbeit den Geist niederdrückten, sondern zu Nebenbeschäftigungen Muße vollauf übrig ließen, kürzte er sich die Zeit mit erheiterndem Spiele der Cither, das nach hebräischer Sage des Ahnherrn nomadischer Hirten Bruder zuerst geübt hat (1. Mos. 4, 21.). Hier entwickelte sich auch in der Brust des Einsamen, der, in der Steppe verlassen, auf sich selbst verwiesen war, jenes unbezwungene Gottvertraun und die kecke Verachtung der Gefahr, Eigenschaften, welche ihn sein ganzes Leben hindurch nie verließen und seinem Schicksal plötzlich eine andere Wendung gaben. Das israelitische Heer, in welchem die drei ältesten Brüder Davids dienten, stand um jene Zeit dem philistäischen gegenüber, und David, welchen sein Vater mit Aufträgen ins Lager gesandt hatte, kam, da er seine Brüder daselbst nicht traf, sondern in den Schlachtreihen aufsuchen mußte, gerade dazu, als ein riesenhafter Philistäer, Namens Goliath, wie er schon längere Zeit täglich gethan hatte, in der Mitte der beiden Heere, die Israeliten höhnend, zum Zweikampf foderte. Von dem hohen, auf des Philistäers Erlegung gesetzten Preise noch mehr gereizt, wagte er trotz der anfänglichen Abmahnungen des Königs, nur mit seiner Schleuder bewaffnet, den Kampf gegen denselben und traf ihn tödlich mit einem Stein, was die Flucht und Niederlage des philistäischen Heeres zur Folge hatte. Unser Held durfte nun nicht mehr nach Hause zurückkehren, sondern Saul nahm ihn nach seiner Gewohnheit (vergl. 1. Sam. 14, 52.) in das Heer auf und gab ihm eine Befehlshaberstelle. Allein schon bei der Rückkehr aus dem Feldzuge machte der Päan der Israelitinen: Saul hat Tausend geschlagen, David aber Zehntausend, des Königs Eifersucht rege, und bald suchte er sich desselben wieder zu entledigen. Also sollte David im Widerspruche zu Sauls Worten (K. 17, 25.) des Königs Tochter erst durch neue Heldenthaten gegen die Philistäer verdienen, indem Saul die geheime Hoffnung hegte, durch Feindes Hand ihn fallen zu sehen. Die Hoffnung schlug fehl und — des Königs Tochter erhielt ein Anderer. Indeß hatte Sauls zweite Tochter, Michal, den tapfern und schönen Jüngling (1. Sam. 16, 12.) liebgewonnen; und als jetzt David die vom König verlangte Morgengabe, womit Saul wiederum sein Verderben beabsichtigt hatte, einlieferte, konnte ihm sein Lohn nicht länger vorenthalten werden. David ward Schwiegersohn des Königes, stand nun nebst dem Feldherrn Abner und des Königes ältestem Sohne, Jonathan, demselben am nächsten (1. Sam. 20, 25.) und erhielt zum König den ungehinderten Zutrit (1. Sam. 22, 14.). Jonathan, welcher mit David schon seit dessen glücklichem Zweikampfe innige Freundschaft geschlossen hatte, besänftigte indessen die argwöhnische Eifersucht (vergl. 1. Sam. 20, 31. 22, 8. 24, 10.) seines Vaters gegen den Schwager. Allein diese brach plötzlich von neuem und so unzweideutig aus, daß David entfloh. Jonathan, welchem seine Fürsprache für David bald das Leben gekostet hätte, mußte sich endlich von der seinem Herzen so schmerzlichen Wahrheit überzeugen, daß David von Seiten Sauls nichts Gutes mehr zu erwarten habe (1. Sam. 20, 2. 33.); und so trennten sich die beiden Freunde unter Thränen und gegenseitigen Betheuerungen ewiger Freundschaft [2].

---

2) Wir haben bis dahin die Geschichte Davids nach der einen der beiden Quellen erzählt, welche, namentlich von vorn herein leicht kenntlich, durch einen Diaskeuasten nur lose und ungenügend verbunden worden sind. Mit Unrecht hat man, über den Widersprüchen der Erzählung stutzend, die Stellen 1. Sam. 17, 11—32. 54—18, 5. 18, 8—11. 17—19. kurz weg als spätere Einschaltungen verurtheilt. Die Sache dürfte sich vielmehr folgendermaßen verhalten. Zunächst ist das ganze 16. Kapitel, Davids Salbung durch Samuel und seine Berufung an den Hof berichtend, aus einer andern, weniger zuverlässigen Quelle entlehnt. Es ist ganz romanhaft, wenn nach der zweiten Hälfte dieses Kapitels, welche mit der ersten genau zusammenhängt, gerade Sauls heimlich designirter Thronfolger von ihm zu sich berufen wird. Die Geschichte ferner von der Salbung, von der Thatsache ausgehend, daß Samuel und David noch Zeitgenossen waren, soll offenbar den Schein der Usurpation von Davids so vielfach angefochtenem Throne ablenken. Allein niegends beruft sich David auf diese Salbung, läßt sich vielmehr später erst über Juda (2. Sam. 2, 4. 3, 39.), dann über Israel (2. Sam. 4, 3.) zum Könige salben und urgirt selber, daß Saul der Gesalbte Jehova's sei; während, wenn Jehova diesen verworfen und David in jener Weise zum Könige gewählt hätte, Sauls Salbung ungiltig gewesen wäre (2. Sam. 1, 14. 1. Sam. 26, 11. 24, 7.). Außerdem ist in der hier gegebenen Darstellung von der Berufung Davids zu Saul wunderbare Maschinerie angewandt, und die Erzählung vom Herabsteigen des göttlichen Geistes auf David (Kap. 16, 13.) soll wol die spätern Großthaten desselben erklären. Wie kann endlich David Kap. 16, 18. ein Kriegsheld genannt werden, da er noch keine Probe seiner Tapferkeit abgelegt hat? So viel nun gegen diesen Abschnitt einzuwenden ist, so wenig gegen Kap. 17., wo nirgends ein wunderbares Motiv, ein unmittelbares Eingreifen Jehova's, eine berechnete Absichtlichkeit der Darstellung zu entdecken ist, und offenbar, wie am deutlichsten aus dem Berichte von dem Zorn und den Vorwürfen des ältern Bruders V. 28., und aus den so ganz sachgemäßen Aufträgen V. 17. 18. hervorleuchtet, einfache, ungeschminkte Wahrheit erzählt wird. Und mit diesem Abschnitt verträgt sich der vorige auf keine Weise. Dort, Kap. 16., ist David schon Waffenträger Sauls und in sein Haus aufgenommen; hier ein gänzlich unbekannter Hirt, der zufällig unter das Heer geräth; und Eliab, dem die Salbung seines Bruders nicht hätte unbekannt bleiben können, weiß hier offenbar nichts davon. Der Diaskeuast freilich suchte sich dadurch zu helfen, daß er Kap. 17, 1. in einen, wäre Kap. 16. ursprünglich schon vorhergegangen, ganz ungehörigen Vers, ungeschickt genug das zurückweisende הזה, dieser, einsetzte; sowie, daß er V. 15. im Widerspruche zu Kap. 16, 22. den David bei Saul ab- und zugehen läßt; wodurch aber, daß David Helm und Panzer nicht gewohnt ist Kap. 17, 39., und daß Saul den Namen seines Vaters nicht weiß V. 55. 58., unerklärt bleibt. — Jene unhistorische Tradition läßt sich nun auch weitre verfolgen. Ihr gehört unter Anderem an Kap. 17, 54., wo im Widerspruche mit Kap. 21, 10.

David schlug nun die Richtung ein nach dem nahen Philistäa, versah sich auf dem Wege dahin zu Nob mit etwas Zehrung und dem daselbst im Heiligthum aufbewahrten Schwerte des Goliath, und gelangte nach Gath. Hier erkannt, rettete er sich, durch den glücklichen Einfall, sich wahnsinnig zu stellen, und versteckte sich, ins Land Israel zurückfliehend, in einer geräumigen Höhle bei Adullam im Stamme Juda, wo sich seine Verwandten, die von Saul zu fürchten hatten, bei ihm einfanden und ein Haufe Unzufriedener sich um ihn sammelte. Vor allen Dingen brachte er jetzt seine betagten (1. Sam. 17, 12.) Eltern in Sicherheit. Er selbst, im Süden des Stammes Juda verbleibend, führte nun ein Freibeuterleben, flüchtig und unstet. Seiner Gewohnheit treu, befehdete er die Philistäer Kap. 23, 1. fg.; aber Saul verfolgte ihn unablässig; und so beschloß er endlich mit seiner Familie — er hatte statt der inzwischen an einen andern vergebenen Michal zwei Frauen geheirathet, Kap. 25, 43. 44. — und seinem mittlerweile auf sechshundert Mann angewachsenen Heerhaufen nach Gath zu Achis, dem dortigen König, zu fliehen, von welchem er sich, um sein Wesen ungestört fortreiben zu können, eine Provinzialstadt einräumen ließ. Von hier aus bekämpfte er nach seinem Vorgeben die Judäer rc., in der That aber die Feinde derselben, wie die Amalekiter; und mußte zuletzt als Vasall des Achis mit diesem im philistäischen Heere gegen Israel zu Felde ziehen, ward aber von den ihm mißtrauenden Heerführern zurückgeschickt und fand bei seiner Rückkehr seinen Wohnort Ziklag eingeäschert, Weiber und Kinder, Hab und Gut hinweggeführt. Er verfolgte die Feinde, schlug sie und rettete das Verlorene; kaum aber zurückgekehrt, erhielt er die Kunde von Sauls Tode in einer verlorenen Schlacht.

und sonst bekannter Geschichte David Goliaths Kopf nach Jerusalem bringt, dessen Waffen aber in seinem Zelte, da er ja Waffenträger Sauls seyn soll, niederlegt. Es gehört dahin Kap. 18, 10. fg., wo, daß er Sauls Waffenträger bisher war und vor ihm die Either spielte, vorausgesetzt, das Schleudern des Speers aber nach David (vergl. Kap. 19, 10.) zu früh erzählt und nicht von den zu erwartenden Folgen begleitet ist. Ferner ist hieher zu rechnen Kap. 19, 11—20, 1. (erste Vershälfte), offenbar vom Verfasser von Kap. 16. herrührend, da auch hier jene Verbindung Davids mit Samuel vorausgesetzt wird, und ebenso unhistorischen Gepräges, da David sich schwerlich nach Hause begeben und vielmehr nach Kap. 20, 19. sich im Freien wo versteckt hat. Überdies wird hier das Sprichwort: ist Saul auch unter den Propheten, nicht so einfach abgeleitet, als Kap. 10, 10. fg. Endlich rührt aus dieser zweiten Quelle das Stück Kap. 23, 19—24, 23., dem, wie schon Bayle gewußt hat, mit der Erzählung Kap. 26. ein und dasselbe Faktum zu Grunde liegt; aber auch hier bleibt die zweite Quelle ihrem Charakter treu. Kap. 23, 26. fg. ist die Gefahr für David dringender, die Rettung wunderbarer; kaum glaublich, daß Saul, welcher jetzt endlich einmal seinen Feind in Händen hatte, sogleich aufgebrochen sei, um den Philistäern zu begegnen. In der zweiten aber der beiden Erzählungen, welche zusammen dem Bericht Kap. 26. entsprechen, bleibt es unbegreiflich, wie David unbemerkt dem Saul einen Zipfel von seinem Gewande abschneiden konnte; wogegen die Erzählung Kap. 26. einfach und natürlich lautet ohne Übertreibung und Unwahrscheinlichkeit. Möglicherweise gehörte auch der Bericht Kap. 23, 16—18. von Jonathans Besuch bei David ursprünglich der zweiten Quelle an; jedoch kann dafür kein Beweis gestellt werden.

Jetzt stand der Rückkehr Davids ins Vaterland nichts mehr im Wege; und zugleich bedurfte dasselbe, seines Königs beraubt, einen kräftigen Beschützer. Mit seiner Schaar kam er zurück und nahm seine Wohnung zu Hebron im Stamme Juda, woselbst seine nähern Landsleute, die Judäer, ihn zu ihrem Könige erwählten, während die andern Stämme auf Betreiben des dem Hause Sauls verwandten Feldherrn Abner dem Sohne Sauls, Isboset, huldigten, der zu Mahanaim, jenseit des Jordans im Norden, seinen Sitz nahm (2. Sam. 2, 8. 29.). David stand damals in seinem dreißigsten Lebensjahre (2. Sam. 5, 4.). Siegreich behauptete er sich als judäischer König über sieben Jahre gegen die ihn immerwährend befehdende Partei Sauls, deren Macht in dem Maße abnahm, wie die seinige sich verstärkte (2. Sam. 3, 1.). Zuletzt trat, von Isboset unklug beleidigt, auch Abner auf Davids Seite, ließ sich in heimliche Unterhandlungen mit ihm ein und suchte die Gemüther der Israeliten für David zu stimmen (2. Sam. 3, 12. 17.). Zwar wurde Abner meuchlings ermordet; aber mit ihm sank auch die bisherige Stütze Isbosets (2. Sam. 4, 1.), und dieser selbst fiel bald darauf durch die Hand zweier Mörder. Jetzt wandten sich aller Blicke auf David; er wurde in Hebron zum Könige über ganz Israel ausgerufen.

Er verlegte nun die Residenz an die Grenze seines bisherigen Gebietes, etwas mehr gegen die Mitte des Reiches hin, nach Jerusalem, welches er von den Jebusitern eroberte. Phönizische Architekten erbaueten ihm hier eine Burg; und nachdem er die gegen den neuen König Israels ausgezogenen Philistäer geschlagen, war sein nächster Regierungsakt, die Bundeslade mit großem Gepränge, wobei er den Oberpriester machte (2. Sam. 6, 14.), ebenfalls nach Zion zu schaffen, und so die Theokratie und seine eigene Dynastie auch durch ein äußerliches Band unter sich zu verknüpfen.

Nun bändigte er, angriffsweise verfahrend, die Philistäer, unterwarf in einem grausamen Kriege (2. Sam. 8, 2. 23, 20.) Moab, und schlug den König von Aram Zoba, welcher sich ihm auf seinem Marsche gegen den Euphrat entgegenstellte, in Edoms Nachbarschaft, im Salzthal (2. Sam. 8, 4. 13. 1. Kön. 11, 15.); worauf er auch die Edomiter in einem Vertilgungskriege bezwang. Dem Könige von Zoba eilte zwar Damask zu Hilfe, während der König von Aram Hamath dem David wegen seines Sieges über Zoba Glück wünschen ließ; allein David schlug die Aramäer von Damask ebenfalls, machte sie, gleichwie die Edomiter, tributpflichtig und legte, um die Besiegten im Zaume zu halten, in Aram Damask (Hoh. L. 4, 4. 7, 5. 2. Sam. 8, 6.) und Edom (2. Sam. 8, 14.) Kastelle an, welche er mit hinreichenden Besatzungen versah [3].

3) Über diese Kriege s. meine Abhandlung: Des Propheten Jonas Orakel über Moab ff. S. 23. Wie ganz unrichtig die gewöhnliche Meinung sei, 2 Sam. 8, 13. sei אדם für ארם zu lesen, s. ebendaselbst S. 25. Man schreibt den Namen Idumäa's immer אֱדוֹם, nie אֱדֹם; und es ist deswegen auch Ez. 25, 4. בארם durchaus בֶּאֱדֹם zu punktiren.

Indeß starb der König von Ammon, zu welchem, wie es scheint, David früher seine Eltern geflüchtet hatte [4]), und der neue König beleidigte durch Mißhandlung der Gesandten Davids, welcher dem Ammoniter sein Beileid über des Vaters Tod bezeugen ließ, sowol diesen, als alle Sitte der Völker. David sandte seine beiden Feldherrn, Joab und Abisai, gegen die Ammoniter, welche das anrückende feindliche Heer vor den Mauern der Hauptstadt Rabbat Ammon in Schlachtordnung erwarteten, während zugleich ein von ihnen gedungenes Hilfsheer von 33000 Mann Aramäer von Zoba, Beth Rehob rc. gerüstet in der Ebene stand. Joab griff, während sein Bruder Abisai sich den Ammonitern gegenüber aufstellte, die Aramäer an; diese ergriffen die Flucht, und nun schlossen sich die Ammoniter in die Mauern ihrer Hauptstadt ein; die Israeliten aber traten den Rückzug an nach Jerusalem. Bald brachen sie jedoch wieder auf, David selbst an ihrer Spitze, um den Aramäern, welche ihre Niederlage rächen wollten und Landsleute von jenseit des Euphrat an sich gezogen hatten, die Spitze zu bieten; und nun schlug David die Aramär in einer großen Schlacht in der Weise, daß sämtliche Vasallen Zoba's sich ihm unterwarfen.

Im folgenden Jahre rückten die Israeliten unter Anführung Joabs von neuem ins Feld, das die von allen Seiten verlassenen Ammoniter nicht mehr halten konnten. Die Israeliten verheerten das Land und belagerten die Hauptstadt (2. Sam. 11, 1.), vor welcher, von ihrem nahen Fall in Kenntniß gesetzt, David zuletzt selbst erschien und sie eroberte.

Während er so nach außen seine Macht erweiterte und das Land sicher stellte vor seinen auswärtigen Feinden (2. Sam. 7, 10.), ordnete er auch im Innern die Regirung, welche freilich einen militärisch-theokratischen Charakter bewahrte. Außer jener Kriegerschaar, welche er von Gath mitgebracht hatte (2. Sam. 15, 18.), nahm er noch eine philistäische Leibwache in Dienst, die sogenannten Crethi und Plethi (2. Sam. 8, 18. 23, 23.), deren Anführer Zutrit zum Könige erhielt (2. Sam. 23, 23.); und der Oberanführer des Heeres war auch der erste im Rang nach dem Könige [5]). Auf der andern Seite ernannte er nebst andern auch eigene Söhne zu Priestern (2. Sam. 8, 18.); die im Krieg gemachte Beute legte er größtentheils im Tempelschatze nieder (Kap. 8, 11. 12.); und im Namen des Nationalgottes ließ er sich von den Sehern Nathan (Kap. 12.) und Gad (Kap. 24.) willig leiten und tadeln. Außerdem schuf er übrigens die Stellen des Reichsannalisten und des Geheimschreibers (Kap. 8, 16. 17. 20, 24. 25.), später erst, wie es scheint, auch die eines Aufsehers über den Frohndienst (Kap. 20, 24.).

So sehr nun auch das Volk Ursache hatte zur Zufriedenheit mit dem Könige seiner Wahl, der es durch gute Regirung im Frieden und durch glückliche Kriege vor Unbill schützte und so oft sein Retter gewesen war (2. Sam. 19, 10.); so häufte sich doch mancherlei Stoff des Mißvergnügens durch Umstände, deren Beseitigung zum Theil nicht in des Königs Gewalt lag. So suchte z. B. eine verheerende Pest das Land heim (Kap. 24.), die man als Strafe eines übermüthigen Regirungsaktes auslegte. Mehre Jahre lang lastete während seiner Regirung eine Hungersnoth auf dem Volke, ein Unglück, das David durch Menschenopfer sühnte. Zu Opfern wurden nach dem Spruche des Orakels noch lebende Söhne und Enkel Sauls außersehen (Kap. 21.), eine gehässige Handlung, welche ein nachtheiliges Licht auf David warf, als habe er sich auf solche Weise etwaniger Kronprätendenten zu entledigen gesucht, und dazu dienen mußte, die Herzen der Benjaminiten, zu welchen Sauls Geschlecht gehörte, ihm noch mehr zu entfremden (vergl. 2. Sam. 16, 5 — 8.). Dazu kam noch die Erinnerung früherer Feindseligkeit aus der Periode der getrennten Reiche und die nicht verjährende Eifersucht des mächtigen Stammes Ephraim, um den sich die übrigen schaarten (vergl. Kap. 19, 21), gegen den Stamm Juda, aus welchem man den König genommen hatte; Zündstoff genug, welcher in Flammen ausbrechen konnte, zu deren Anfachung sich in Davids nächster Nähe ein Mann fand, — einer von seinen eigenen Söhnen.

Davids Erstgeborner, Ammon, hatte die leibliche Schwester eines jüngern Bruders, Absalom, geschändet, und dieser, allein Sohn einer Königstochter und nach der Thronfolge strebend, benutzte den Vorwand, um als beleidigter Bruder den, welchen die Erstgeburt zum Thron berief, aus dem Wege zu räumen. Nach Jahren verzieh der Vater, nicht aus eigener Bewegung; das lange Exil aber und die harte Behandlung des Zurückberufenen scheinen das Herz des Sohnes erbittert und zur Reifung des Planes beigetragen zu haben, noch bei des Vaters Lebzeiten der Krone sich zu bemeistern. Er zettelte eine Verschwörung gegen ihn an und ließ sich plötzlich in Hebron zum König ausrufen. David entfloh eilends mit seiner Familie und seinen Anhängern nach Mahanaim, wo ihn treu gebliebene Unterthanen reichlich mit Lebensmitteln versahen (Kap. 17, 27.). Absalom sammelte indeß, statt dem Könige sogleich nachzueilen und ihn aufzureiben, seine ganze Streitmacht und zog endlich mit derselben über den Jordan, während Davids Krieger, ihn selbst zu Mahanaim zurücklassend, das westliche Ufer wieder gewannen, wo sich im Waldgebirge Ephraims der Kampf entspann. Die Schlacht lief für Absalom unglücklich ab und kostete ihm selbst durch des erbitterten Joab Hand das Leben. Nun knüpfte David durch ihm ergebene Priester mit dem Stamme Juda und dem daher gebürtigen Feldherrn des geschlagenen Heeres Unterhandlungen an. Man rief ihn zurück, und geleitete ihn, während auch die übrigen Stämme ihre Augen wieder auf David warfen, im Triumphe über den Jordan. Viele Israeliten, namentlich vom Stamme Benjamin (Kap. 19, 17. 18. 41.) schlossen sich an; allein sie verdroß, daß die Judäer ihnen zuvorgekommen waren; schnöde Gegenrede dieser erzürnte

---

4) 1. Sam. 22, 3. wird der König von Moab genannt; allein man begreift dann nicht, was denn der Ammoniter dem David Liebes gethan haben soll 2. Sam. 10, 2. Durch ähnliche Verwechselung wird 2. Sam. 21, 8. die jüngere Tochter Sauls, Michal, erwähnt, wo die ältere, Merab, vergl. 1. Sam. 18, 19. genannt seyn sollte. 5) Nach 1. Chron. 2, 16. wären die Heerführer Joab und Abisai zugleich Davids Neffen gewesen; allein nach 2. Sam. 17, 25. war ihre Mutter keineswegeѕ eine Tochter Isai's.

sie noch mehr; und ein Benjaminite, Seba, gab das Zeichen zu neuem Abfall. Die Israeliten kehrten unter dessen Anführung wieder um, und David zog, von den Judäern allein begleitet, in Jerusalem ein, ergriff aber, die Größe der Gefahr und die Dringlichkeit der Sache richtig schätzend, sofort seine Maßregeln, schickte seine Krieger aus zu schleunigen Verfolgung und dämpfte den Aufruhr (Kap. 20.).

David befand sich um diese Epoche noch im kräftigen Mannesalter (vergl. 2. Sam. 17, 8. 10. 18, 3.). Von nun an bis gegen sein Lebensende hin scheint er Ruhe genossen zu haben, wenigstens ist keines der 2. Sam. 21—24. erzählten Ereignisse mit Wahrscheinlichkeit in die Epoche nach Absalom zu versetzen; aber noch den Spätabend seines Lebens trübte ein Attentat seines Sohnes Adonia. Dieser, der vierte Sohn Davids, hatte nach Ammons und Absaloms Tode die nächste Anwartschaft auf den Thron [6]) und beschloß, von einer Partei unterstützt, noch vor erfolgtem Tode des dem Verscheiden nahen Vaters sich die Krone aufzusetzen, wogegen eine andere Partei den jüngern Königssohn, Salomo, welchen der Seher Nathan erzogen hatte (2. Sam. 12, 25.), auf den Thron wünschte. David, welcher auch selbst dem Salomo die Thronfolge zugedacht hatte, ließ sich bewegen, die königliche Würde abzutreten. Salomo wurde eilig zum König gesalbt und proklamirt; die Krieger huldigten, und die Gegenpartei zerstob. Endlich starb David mit der Beruhigung, das Scepter einer weisen und festen Hand anvertraut zu sehen (1. Kön. 2, 9.), nach einer ruhmvollen und thatenreichen Regirung, wie angegeben wird, von vierzig Jahren, im siebenzigsten Jahre seines Lebens.

David ist eine merkwürdige, interessante Individualität und, wie kein anderer, geeignet zum Repräsentanten des edlern, alten Orients. Tiefe, echte Religiosität war der Grundzug seines Charakters, und darin übertrifft ihn nur Abraham, der Sagengeschichte angehörend, und auch bei diesem, wie ihn die Sage schildert, war sie nicht gepaart mit so vielen andern Vorzügen, konnte sie sich nicht so nach allen Richtungen entwickeln, wie in Davids wechselvollem, sturmbewegtem Leben. Wie sie wahre Demuth war (2. Sam. 6, 22.) vor dem, der ihn so weit geführt (2. Sam. 7, 18.), der aus niedrigem Stande ihn auf den Thron erhoben (a. a. O. V. 8 fg.): so zeigt sie sich auch als festes Gottvertraun in bedrängter Zeit, das eine günstige Wendung der Dinge vom Lenker der Geschicke zuversichtlich erwartet (1. Sam. 22, 23. 26, 23.); und dieselbe ist, wenn ein Unglück droht, oder hereingebrochen ist, stille Ergebung in den göttlichen Willen (2. Sam. 12, 19 fg. 24, 14 fg.). Der Weltschöpfer aber, den er verehrte, war für ihn, den Hebräer, zugleich Nationalgott; und dadurch steht seine Religiosität mit seiner Vaterlandsliebe im innigsten Verbande. Nimmer wäre es ihm möglich gewesen, mit den Philistäern, deren Helden er einst im Vertrauen auf den Landesgott Jehova besiegt hatte, gegen das Volk Jehova's (2. Sam. 1, 12.) zu kämpfen. Führte er ja doch selbst in der Verbannung die „Kriege Jehova's" (1. Sam. 18, 17.), dessen Feinde allenthalben bekämpfend (1. Sam. 30, 26.); und hauptsächlich um Jehova's willen, dessen Heiligthume er nicht nahen darf, erträgt er seine gezwungene Entfernung aus der Heimath so schmerzlich (1. Sam. 26, 19.). Dem gemäß werden wir auch Davids grausames Verfahren gegen die Moabiter und Ammoniter leichter begreifen und entschuldigen. Gerade diese beiden Völkerschaften waren Israels wüthendste Feinde, deren Ursprung daher schon 1. Mos. 19. der Mythus schändet, gegen welche ewige Feindschaft das Gesetz predigt (5 Mos. 23, 4—7.). David aber bekämpft in ihnen Feinde Jehova's, gleichwie er in Sauls Person den Gesalbten Jehova's scheut und aus diesem Grunde (2. Sam. 1, 14. 15.) dessen Todtschläger tödtet. Unmenschlichkeit lag nicht in Davids Charakter. Vielmehr flammt er über Gewaltthat auf in edeln Zorn (2. Sam. 12, 6. 4, 9 ff.), ist gerecht, ist billig und human (2. Sam. 14, 10. 1. Sam. 30, 23. 24. 2. Sam. 9, 1 f.), und, sein Herz vor Verwilderung beim Waffenhandwerk wahrend durch Saitenspiel und Gesang, gibt er wiederholt Raum einer großmüthigen Regung (2. Sam. 19, 23. 24. 1. Sam. 25, 32 f.). Bei dem Allen ist er freilich immer nur ein Orientale und kann aus dem Geiste seiner Zeit und seiner Weltgegend nicht so gänzlich heraustreten. Hienach ist aber auch das Urtheil über seine Fehler zu modificiren. Im Orient suchen wir überhaupt vergebens die compakte, energische Subjektivität des erstarkten Menschengeistes; das Innere des Menschen ist dort weit mehr der Natur offen, als im neuern Occident; die Handlungen fließen weit eher aus momentanem Eindruck und jeweiliger Stimmung, denn aus Principien, und sind daher im Guten wie im Bösen weniger hoch anzuschlagen. Dies gilt namentlich für den Ehebruch Davids mit der Bathseba. Unbedacht folgte das Herz den Augen nach, und die Folgen des Verbrechens zwingen dem Geängstigten ein anderes, eine wirkliche Unthat ab, die er aufrichtig, aber zu spät, bereut. Allein als Oriental war er, wie in andern Leidenschaften, im Zorn (1. Sam. 25, 13. 34.), in der Betrübniß (2. Sam. 19, 1.), auch in der Liebe heftig und haltungslos und als König nicht gewohnt, sich Wünsche zu versagen. Deswegen hielt er auch ein reichbesetztes Harem; so aber kam auch der Fluch der Polygamie über ihn: schlechte Kinderzucht, Feindschaft zwischen den Geschwistern und Einbruch des Verbrechens ins Heiligthum der Familie.

Im Ganzen ebenso günstig werden wir über die Intelligenz Davids urtheilen dürfen. Schon in der Jugend scheint er sich als sehr verschlagen gezeigt zu haben, der auf mancherlei Streiche sann und dem nirgends zu trauen war. Daher die Vorwürfe seines Bruders; daher die ihm auferlegte Verpflichtung (1. Sam. 17, 18.), sich durch ein Pfand von seinen Brüdern über die Ausrichtung des erhaltenen Auftrags auszuweisen. Es spricht für seinen Verstand, daß er sich, dem Emporkömmling, die Liebe seiner Genossen zu erwerben und zu erhalten weiß (1. Sam. 18, 16. 22.). Aus der Art und Weise, wie

---

6) Vergl. 1. Kön. 2, 14. Chileab (2. Sam. 3, 3.), welchen die Chronik Daniel nennt (1. Chron. 3, 1.), war, wie es scheint, schon gestorben.

er Sauls Gesinnung erforschen läßt (1. Sam. 20, 5 fg.), leuchtet tiefe Menschenkenntniß hervor, und Saul selbst gibt ihm (1. Sam. 23, 22.) das Zeugniß großer Schlauheit, von der uns übrigens auch in seinem fingirten Wahnsinn (1. Sam. 21, 14.) eine glänzende Probe vorliegt. Später finden wir an ihm als König einen staatsklugen Regenten, der, auf unbefestigtem Throne sitzend, seinen Feldherrn Joab schont (2. Sam. 3, 39.), ohne ihm zu verzeihen (1. Kön. 2, 5.); desgleichen einen scharfsinnigen Richter (2. Sam. 14, 19. 20.). In seinem ganzen Leben entwickelt er intellectuelle Überlegenheit und einen unerschöpflichen Reichthum des Geistes.

Mehr als irgend ein anderer israelitischer König hat David auf die Folgezeit eingewirkt und ihre Gestaltung mittelbar bedingt. Er war Stifter einer Jahrhunderte bestehenden Dynastie, dem keiner seiner Nachfolger gleichkam, so daß er als unerreichtes Ideal eines Regenten fortan dastand. Nach Davids glorreichen, schönen Tagen, nach einem Könige, gleich ihm, sehnte sich in späterer Unglückszeit das Volk; seine Geschichte ward Grund und Boden der Messianischen Idee. An dem in idealem Glanze leuchtenden Bilde seiner Person und seiner Zeit entzündete sich der Wunsch einer nochmaligen Verwirklichung derselben, und an der unläugbaren historischen Existenz eines solchen Königs erstarkte die Hoffnung, daß ein solcher einst wiederkehren dürfte. Die Hauptwirkung der Messiasidee war ihre eigene, freilich auch in ihrer Art und Weise eigenthümliche Verwirklichung, das Christenthum. Übte aber somit seine Erscheinung auf die späteste Nachwelt noch einen gar nicht zu berechnenden Einfluß aus, so wirkte David auch auf einem andern Wege weniger mittelbar auf Mit- und Nachwelt ein, als lyrischer Dichter und Urheber hebräischer Lyrik. Seine Hymnen und Gebete, in welchen sich sein gottergebener, edler Geist, sein rein menschliches Gemüth, sein tiefer Natursinn so klar und lebendig ausspricht, sie wurden ebenfalls Muster und Vorbild für spätere Dichtungen in Davids Geist, die endlich mit den seinigen in die bekannte Samlung vereinigt wurden (s. Psalmen). Und auch im Liede ward er nicht übertroffen, nicht erreicht; seine Gesänge waren immer und sind noch frisch, entzücken noch immer, begeistern und richten auf; auch als heiliger Sänger lebt David fort ein unendlich Leben in einer unabsehbaren, unermeßlichen Wirkung.

(*Hitzig.*)

DAVID, hochgeachteter armenischer Philosoph, aus Hereth gebürtig, Neffe des Geschichtschreibers Moses von Chorene, lebte in der Mitte des 5. Jahrh. Er war ein Schüler des Patriarchen Isaak I. und des Mesrob, Erfinders des armenischen Alphabets. Der erstere sendete ihn nach Edessa, Alexandria, Athen und Constantinopel, um die griechische Sprache zu studiren, die Schriften der Kirchenväter und Philosophen, sowie zu einer genauen Übersetzung der Bibel ins Armenische die nöthigen Handschriften zu sammeln. David hat die meisten Schriften von Platon, Aristoteles und Porphyrios ins Armenische übersetzt, von denen die königl. Bibliothek zu Paris mehre besitzt. Eine Schrift von ihm, philosophische Definitionen enthaltend, ist zu Constantinopel 1731 gedruckt worden. (*St. Martin* Biogr. univ.)

(*H.*)

David, Könige von Schottland, s. Schottland.

David Komnenos s. Komnenen.

DAVID, Davith, so heißen mehre Könige in der Geschichte Georgiens. Davith I. unbekannt, lebte im 9. Jahrh. (gest. 881), als Perser, Türken und Araber dies Land verheerten. Davith II., einer der größten und glücklichsten Könige Georgiens, der Wiedererbauer oder Erneuerer genannt, regirte am Ende des 11. und im Anfang des 12. Jahrh. (1089—1130). Er vertrieb Türken und Muhammedaner, griff Anatolien an und unterwarf sich die Gegend vom Pontus Euxinus bis nach Trapezunt. (Vergl. außer Wachtangs Chronik in Klaproths Kaukasus Th. II. S. 175, Fallmerayer Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt S. 19.) In seine Fußtapfen trat die berühmte Thamar, deren Gemahl aus dem Hause Bagration ebenfalls Davith hieß. Die Tochter der Thamar, die von Abulfeda wegen ihrer Liederlichkeit getadelte Königin Rußudan, hatte einen Sohn, welchen die im Niederland abgetheilten Georgier unter dem Namen Davith IV. wählten, als seine Mutter durch den Sultan Dschelaleddin, einen Bundesgenossen des Kaisers von Trapezunt, vertrieben wurde. Er nahm seinen Sitz zu Khutaissi in Imereti, ward im Jahre 1241 Oberlehnsherr über Imereti, Mingrelien, Odischi und über einige benachbarte Bergvölker, die sich aber bald nachher wieder unabhängig machten, während sein Vetter gleiches Namens (David, der Sohn des Georgi) in Obergeorgien herrschte. Nach der Zeit regirten noch mehre Daviths, unter denen der letzte König von Imereti, Davith, der Sohn Georgi's, 1798 von Salomon II., einem Enkel des berühmten Irakli (Heraklius) vertrieben wurde, bis endlich Imereti 1810 eine russische Provinz ward. (S. Wachtang und Klaproth a. a. O.)

(*Rommel.*)

DAVID DE DINANT [1]) lebte zu Anfange des 13. Jahrh. als Magister der freien Künste und als geachteter Lehrer der Theologie [2]). Er wird für einen Schüler des Amalricus gehalten, und so viel ist wenigstens gewiß, daß seine Meinungen mit den Ketzereien des Amalrich nahe verwandt sind, und daß seine Bücher in den Verfolgungen gegen die Anhänger des Amalrich auf ewig verboten und verbrannt wurden [3]). Eins dieser Bücher führte den Titel de tomis, d. h. von den Eintheilungen [4]), welches die Meinung zu bestätigen scheint, daß die Lehren dieses Mannes mit der Schrift des Johannes Scotus Erigena *περὶ φύσεως μερισμοῦ* im Zusammenhange standen, eine Meinung, welche noch durch viele andere Andeutungen gerechtfertigt wird [5]). Er theilte alle Dinge in drei Arten ein, in Körper, in Seelen und in ewige, vom Körperlichen getrennte Wesen. Für eine jede dieser drei Arten suchte er eine untheilbare Einheit, aus welcher die Verschiedenheiten dieser Art

1) So wird er urkundlich genannt. *Bulaei* hist univ. Paris III p. 82. 2) Ib p. 673. 3) Ib p. 51. 4) *Alberti Magni* summa theolog. I. P. Tract IV. qu. 20. 5) Tennemanns Gesch. der Phil. VIII. 1. S. 321 f.

hervorgegangen wären, also ein erstes materielles Princip, aus welchem die Verschiedenheiten dadurch entständen, daß es verschiedene Formen anzunehmen fähig wäre. Das erste formbare Princip für die körperlichen Dinge nannte er Hyle (ὕλη) oder erste Materie; das erste formbare Princip für die Selen nannte er Nous (νοῦς) oder geistige Substanz, und das erste formbare Princip für die ewigen, von allem Körperlichen getrennten Wesen war ihm Gott. Nach demselben Grundsatze aber, nach welchem er einen allgemeinen Grund für eine jede der drei Arten des Seyns gesucht hatte, glaubte er auch wieder nach einem allgemeinen Grunde der drei formbaren Principe suchen zu müssen, wenn nicht alle diese Principe ihrem Wesen nach Eins seyn sollten. Wenn der Nus und die erste Materie von einander verschieden seyn sollten, so würden sie unter einem Allgemeinen, von welchem ihre Verschiedenheit ausginge, verschieden seyn, und dieses Allgemeine würde durch die Verschiedenheiten bildbar seyn zu beiden. Das aber, was zu Mehrem bildbar, ist Materie oder materielles Princip. Wenn daher gesagt würde, es gebe eine Materie für den Nus und für die erste Materie, so würde es eine Materie der ersten Materie geben und in das Unendliche eine Materie der Materie gesucht werden können. Da dies nun unmöglich ist, so bleibt nur übrig anzunehmen, der Nus und die erste Materie seien eins. Auf dieselbe Weise folgt auch, daß Gott und der Nus und die erste Materie Eins sind und Gott erscheint daher als die Materie aller Dinge [6]). Diesen letztern Satz hat man besonders dem David von Dinant zum Vorwurf gemacht, obwol es einleuchtend ist, daß er ebenso sehr auf eine Vergeistigung des Materiellen, als auf eine Verkörperung des Geistigen ausging. Da er die Einheit Gottes, der geistigen Substanz und der Materie nur als Einheit des Wesens und des Princips setzte, so konnte er wol noch eine Verschiedenheit dieser drei ihrer Form nach annehmen. Darüber vermissen wir Überlieferungen. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß er alles aus der ersten ungeformten Materie sich herausbilden ließ und demnach die Verschiedenheiten der Principien als Verschiedenheiten der Bildungsperioden ansah. Dafür stimmt die Ansicht des Johannes Scotus und der Ketzer, deren Prozeß mit der Verdammung der Bücher des David von Dinant verbunden war. Diese nämlich nahmen drei Perioden der Weltgeschichte an, die erste unter dem Gesetze des alten Testaments und unter der Herrschaft Gottes des Vaters, die andere seit Christi Erscheinung unter der Herrschaft des Sohnes und die dritte, nun eben begonnene, unter der Herrschaft des heiligen Geistes [7]). Diese Schwärmer wurden offenbar von mystischen Erregungen getrieben, und daß solche auch der Lehre des David von Dinant zum Grunde lagen, kann man vermuthen. Seine Sätze jedoch suchte er wissenschaftlich zu entwickeln und berief sich dabei auf mißverstandene Sätze der Aristotelischen Metaphysik und Topik. Auch in der Physik des Aristoteles fanden jene Ketzer Sätze, durch welche sie ihre Meinung vertheidigten [8]). Der Gebrauch, welchen David von Dinant von griechischen Wörtern machte, scheint überdies Kenntnisse bei ihm vorauszusetzen, welche zu seiner Zeit selten waren. (*H. Ritter.*)

David Joris oder Georgi, d. i. Jörgs Sohn, s. Joris.

DAVID, ein aus der Familie der osmanischen Sultane entsprossener, in Ungern Christ gewordener Türke zu den Zeiten des Kaisers und Königs Siegmund. Sein Vater war Mustapha, Bruder des türkischen Sultans Amurath, welchen dieser der Augen berauben ließ, um an ihm keinen Nebenbuhler um den Thron zu haben. Mustapha flüchtete sich mit einer Gattin und seinen Kindern nach Ungern, wo er auch starb. Sein Sohn David wurde Christ und kämpfte mehrmals mit den Ungern gegen den türkischen Kaiser. Als der Sultan Amurath gestorben war, machte ihm dies der griechische Kaiser zu wissen. David wollte nun den türkischen Thron erlangen und bat den König von Polen, durch sein Land nach der Türkei ziehen zu dürfen. Der König erlaubte ihm dies nicht nur, sondern gab ihm auch Reisekosten. Allein Davids Bemühungen waren vergeblich; die Türken erhoben Muhammed auf den Thron und David mußte durch Polen nach Ungern zurückkehren. (*Rumy.*)

DAVID, Lukas, preußischer Geschichtschreiber, geboren zu Allenstein im Bisthum Ermeland 1503. Er studirte zu Leipzig, wo er Magister wurde, Unterricht ertheilte und einer von den Senatoren der vier Nationen war, aus welchen das akademische Corpus bestand. Frühe schon hatte er sich zu den Grundsätzen Luthers bekannt, und nach der Rückkehr in sein Vaterland war er ins neunte Jahr Kanzler des Bischofs von Kulm, Tidemann Gise. Hierauf kam er als fürstlicher Rath und Beisitzer des Hofgerichts nach Königsberg, bekleidete dieses Amt unter dem Markgrafen Albrecht dem ältern und seinem Nachfolger Albrecht Friedrich und starb 1583. Für seine aus Preußen gebürtigen Verwandten stiftete er zu Leipzig das sogenannte Stipendium Davidinum, das sie genießen können, sobald sie die Latinität zu treiben anfangen; das Kapital von 3937 Thlr. wurde in der Folge mit 800 Thlr. vermehrt. Vierzig Jahre lang sammelte er die Materialien zu einer Geschichte von Preußen, fing die Verarbeitung derselben erst in seinem 73. Jahre an und starb, als er mit der Ausarbeitung zum Jahr 1410 gekommen war. Seine Samlungen kamen in das geheime Archiv zu Königsberg, wo sie erst 1720 zufällig wieder aufgefunden wurden. Nachdem verschiedene Versuche, das Werk durch den Druck bekannt zu machen, mißlungen waren, erschien es endlich unter dem Titel: Preußische Chronik von Luk. David, nach der Handschrift des Verfassers, mit Beifügung histor. u. etymolog. Anmerk. herausgeg. von E. Hennig u. Dr. F. Schütz. Königsb. 1812—17. 8 Bde. 4.

6) *Thom. Aquin.* summa contr. gentiles I, 17; in quat. libr. sent. II. dist. 17. qu. 1. art. 1. *Albert. Magn.* l. l.

7) Rigordus ap. Bulaeum III p. 49.

8) *Lannoj.* de varia Aristotelis in univ. Paris. fortuna. p. 130.

Es ist eine reichhaltige historische Quelle, da der Verfasser seine Angaben häufig mit Urkunden belegt, die sonst nirgends zu finden sind, und Schriften und Chroniken excerpirt, die verloren gegangen sind. Bei der großen Sorgfalt, die er anwendete, die Wahrheit zu erforschen, verdient er mehr Glauben, als die Chronisten seiner und der späteren Zeit, von denen immer einer den andern abschrieb. Von manchen Ereignissen spricht er als Augenzeuge, ist zuweilen sehr redselig, huldigt vielen krassen Vorstellungen seines Zeitalters, und in Sprache und Styl steht er seinem Zeitgenossen Luther weit nach. Der sehr correkte Abdruck ist nach Davids eigenem Manuscripte und nach einer von ihm besorgten Reinschrift gemacht, und die Anmerkungen sind zweckmäßig *). (*Baur.*)

DAVID, Jean, Jesuit von Courtray, wo er 1546 geboren war. Er verwaltete zuerst die Predigerstelle zu St. Martin in seiner Vaterstadt, war später Rector des Jesuiter-Kollegiums daselbst, dann zu Brüssel und Gent und starb zu Antwerpen den 9. August 1613. Er ist Verfasser vieler Controvers- und ascetischen Schriften, unter denen von Liebhabern, der schönen Kupfer wegen, folgende gesucht werden: Veridicus Christianus, Antw. ex officin. Plant. 1601. 4., mit 104 Kupfern (Emblemen), begleitet von Distichen in lateinischer, holländ. und französischer Sprache. Orrasio accepta, neglecta; hujus commoda, illius incommoda. Ib. 1605. 4. Paradisus sponsi et sponsae. Ib. 1607 oder 1618. 8.; die Kupfer sind von Theod. Galle. Pancarpium Marianum. Ib. 1618. 8. †). (*Baur.*)

DAVID oder Davidis, Franz, Prediger zu Clausenburg in Siebenbürgen und erster Superintendent der Unitarier in diesem Lande, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.; war zu Clausenburg geboren [1]) und erhielt seine Schulbildung daselbst, die akademische aber zu Wittenberg, wohin er im J. 1548 sich begab. Nach seiner Rückkehr wurde er lutherischer Prediger zu Clausenburg und bald darauf auch Superintendent der ungrischen Gemeinden. Als solcher unterzeichnete er sich in einem Buche, das im J. 1556 über das Abendmahl erschien, und eiferte bis um diese Zeit noch gewaltig gegen Calvins Lehre, welche vorzüglich Martin Kalmanstschehi (Kálmáncsehi) und Peter Melius (oder Inhász, d. h. Schäfer), letzterer von Debreczin aus, wo er seit 1558 Prediger war, auch in Siebenbürgen zu verbreiten suchten. Aber noch in demselben Jahre gewann ihn Melius für den Calvinismus; und jetzt wurde er ein solcher Eiferer für diese Lehrmeinung, daß er alles aufbot, die ganze lutherische Partei in Siebenbürgen dem Genfer Reformator zuzuführen [2]). Sein Vorhaben scheiterte bei der Disputation, welche zu Medgyes (Medwisch), unter dem Vorsitze des Generalsuperintendenten Matthias Hebler gehalten wurde (1559, 18. Aug.), wo er mit seinem Collegen Caspar Heltai, oder Hrith, gegen den fürstlichen Hofprediger Dionysius Alesius, den kürzern zog. Dasselbe begegnete ihm bei ähnlichen Gelegenheiten in den zwei folgenden Jahren, und ebenso wenig konnte er auf der Synode zu Enyed (1564.) durchdringen. Erbittert über das mißlungene Vorhaben, warf er sich nun ganz in die Arme des fürstlichen Günstlings Georg Blandrata, und hoffte durch dessen Mitwirkung seine Absicht zu erreichen. Aber dieser schlaue Italiäner, der im J. 1563 nach Clausenburg als Leibarzt des damaligen Fürsten von Siebenbürgen, Johann Siegmund von Zapolya, gekommen, war ein Socinianer und bot wol Davidis freundlich die Hand dar, aber nicht zur Föderung des Calvinismus, sondern zur Verbreitung des Socinianismus. Der wankelmüthige Mann wurde bald bethört und arbeitete nun wieder ebenso eifrig an dem Emporkommen dieser Secte, als er vorhin für die beiden Gattungen des Protestantismus thätig gewesen. Seit dem J. 1566 trug er die Behauptungen derselben öffentlich vor, und nicht ohne Erfolg. Selbst der Landesherr, Fürst Johann Siegmund, von dessen Hofe man schon vorher den Prediger Alesius zu verdrängen wußte [3]), wurde so dafür gewonnen, daß er selbst ein Unitarier wurde, ihrer Kirche zu Clausenburg große Schenkungen machte und ihnen auf dem Landtage zu Maros Vásáhely im J. 1571 den vierten Platz unter den vom State beschützten Kirchen einräumte [4]). Doch in dem nämlichen Jahre (1571, 14. März) starb dieser Fürst; Stephan Báthori erhielt das Fürstenthum, und da schien sogleich auch Davidis Sonne dunkler. Weder dieser Fürst, noch sein Nachfolger, Christoph Báthori (1576.), war den Unitariern gewogen; und da Davidis überdies noch viel weiter ging, als sein Lehrer Blandrata, und selbst die Anbetung Christi verwarf, zog sich auch dieser von ihm zurück. Es wurde

*) Erläutertes Preußen 1. Th. 569. Arnolds Hist. d. Königsb. Univ. 2. Bd. 24. 494. Mangelsdorfs preuß. Nationalblätter. 2. St. Nr. 13. Hall. Litztg. 1812. Nr. 135.

†) *Andreae* bibl. belgic. *Alegambe* bibl. scriptor. soc. Jesu. *Swertii* Athenae belgic.

1) Nach Bod, in Magyar Athénás war er der Sohn eines sächsischen Schusters zu Clausenburg. Er erlernte aber die ungrische Sprache so vollkommen, daß er in derselben Prediger werden konnte. 2) Man gibt seine Furcht, die Gunst einiger calvinisch-gesinnten Magnaten zu verlieren, und die Hoffnung, die Sachsen leicht zu ähnlichen Gesinnungen zu bewegen, als Triebfeder seiner Glaubensveränderung an. In Hinsicht der Sachsen sah er sich betrogen (s. Seiverts Nachrichten von siebenb. Gelehrten. S. 56.). 3) Der gegen seinen bedeutenden Proselyten Davidis nicht undankbare Blandrata bewog nämlich den Fürsten, seinen Hofprediger Alesius zu entlassen und diese Stelle dem Davidis anzuvertrauen. 4) Vergeblich hatte der Debrecziner calvinische Prediger Juhász oder Melius (*Μηλιος*) den Fürsten bewogen, zur Hebung der entstandenen Spaltung eine allgemeine Versamlung der siebenbürgischen protestantischen Theologen zu veranstalten. Diese kam zwar am 8. März 1568 zu Stande, hatte aber nicht den erwünschten Erfolg. Die streitenden Parteien traten in Gegenwart des Fürsten und der Magnaten zu Weißenburg oder Karlsburg auf den theologischen Kampfplatz. Zehn Tage stritten sie mit einer solchen Heftigkeit, daß diese den weichen Heltai zur Flucht nöthigte, dem Blandrata aber (der in seiner Person den Arzt und Theologen vereinigte) eine starke Heiserkeit verursachte. Am Ende blieb jeder (wie es auch bei den theologischen Disputen in Teutschland und Ungern geschah) bei seiner Meinung. Doch verband ein fürstlicher Befehl beide Theile, bei Verlust des Kopfs (freilich ein nachdrücklicher Bewegungsgrund

ihm nun durch ein Landesgesetz im J. 1577 verboten, irgend eine Visitation oder Synode außer in den Bezirken Clausenburg und Torda zu halten, dies aber dem Superintendenten der reformirten Gemeinden, Andreas Sándor, Prediger zu Déva, durch das ganze Land gestattet [5]). In dem nämlichen Jahre rief Blandrata seinen Freund Faustus Socinus, der sich damals in Polen aufhielt, zur Bekehrung des Davidis, herbei. Dieser aber beharrte so hartnäckig bei seiner Meinung, daß ihn beide bei dem Fürsten Christoph Báthori als gefährlichen Irrlehrer anklagten [6]). Dieser ließ ihn dann ins Gefängniß zu Déva werfen, in welchem er nach kurzer Frist im Jahr 1679 den 6. Juni starb [7]). Obgleich seine Behauptungen so übertrieben waren, daß sie selbst von den Socinianern halbjüdische genannt wurden, sammelte er sich doch eine kleine Partei, die unter dem Namen des Davidismus und der Davidisten fortdauerte bis zum J. 1638, da Fürst Rakozy den Unitarismus gänzlich davon reinigen ließ. Seine zahlreichen Schriften findet man theils bei Sandius (Bibliotheca Antitrinitariorum), theils bei Czwittinger und Bod (Magyar Athenas) und aus allen dreien bei Horányi (Memoria Hungarorum), und am vollständigsten in Seiverts Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten (1785) verzeichnet [8]). (*Gamauf.*)

---

auch für Theologen, da die Zeiten des Märtyrerthums schon lange vorbei waren!) sich in Zukunft aller Schmähungen gegen einander zu enthalten. Unter dieser Ägide des Fürsten breitete sich der Socinianismus gleich einer Fluth in Siebenbürgen aus. 5) Zugleich verbot ihnen der Fürst die Druckfreiheit, welches allerdings wirksame (aber mit der Denkfreiheit nicht harmonirende) Mittel, die Ausbreitung einer Lehre zu hindern, jedoch schlecht beobachtet wurde. 6) Die Triebfedern seines Verderbens und seine Hauptankläger waren seine Gattin, sein ehemaliger alter Freund Blandrata und Faustus Socinus. Davidis hatte als Witwer im J. 1572 Katharina Baráth geheirathet, ein junges und reiches Frauenzimmer, die sich aber kein Gewissen daraus machte, ihren Gatten aus Rachsucht zu verderben. Diese klagte ihn im J. 1576 der Untreue, des Meineids und mörderischer Nachstellungen nach ihrem Leben an und verlangte die Ehescheidung. Der Fürst Stephan Báthori berief eine Versamlung ungrischer und sächsischer Geistlichen nach Enied, um die Sache zu untersuchen. Die Ehe des Davidis wurde geschieden und er seines Amts für unwürdig erklärt, jedoch nicht entsetzt. Denkwürdig für die Sittengeschichte ist der Schluß ihres Endurtheils: „Ac licet Franciscus (Davidis) juste amoveri poterat ab ecclesiastica functione, juxta dictum Pauli — sed cum nobis nihil commune sit cum eo, suspendant, si volunt, magistrum discipuli sui; sin minus, habeant et recognoscant, ut sordescant adhuc magis." Zugleich erhielt er die Freiheit, nach zwei Jahren wieder zu heirathen. Allein bald nach jener für den moralischen Ruf des Davidis schimpflichen Verurtheilung trat Blandrata als sein Verderber auf. Die wahre Ursache seines rachsüchtigen Hasses soll eine schändliche Heimlichkeit gewesen seyn, welche Davidis von Blandrata zufällig erfuhr und nicht verschwiegen hatte (laut der Defensio Francisci Davidis 1581.), die vorgegebene aber waren die neuen Davidischen Glaubenslehren. Allerdings äußerte Davidis selbst auf der Kanzel solche Meinungen, die den Heiland aller göttlichen Würde beraubten (wie auch aus seiner Defensio erhellt), allein sie waren eigentlich natürliche Folgen der socinischen antitrinitarischen Grundsätze. Nach Blandrata sollten wol die Grundsätze ihre Richtigkeit haben, nicht aber ihre natürlichen Folgen. Blandrata ließ den Socinus auf seine Kosten aus Polen, wo er sich damals aufhielt, nach Clausenburg kommen, um den Davidis eines Bessern zu belehren, eigentlich aber, um seine Gesinnungen desto besser auszuspähen; was um so leichter geschehen konnte, da sich Socinus in dem Hause des Davidis aufhielt und sein Gastfreund war. Als sie nun Stoff genug zu seinem Verderben hatten, auch Davidis seine neuen Lehren öffentlich bekannt machte, klagten sie ihn im J. 1579 bei dem Woywoden Christoph Báthori (dem Bruder des Fürsten Stephan Báthori, der jetzt als König von Polen nicht mehr in Siebenbürgen residirte) als eine Person an, die wider die Landesgesetze von 1571 Neuerungen in der Religion einführe und mithin die strengste Ahndung verdiene. Als eine solche Neuerung wurde ihm unter andern seine Lehre, Jesus sei im Gebete nicht anzurufen, Schuld gegeben, und doch war dies schon seit 1572 in der Clausenburger Kirche öffentlich gelehrt und von den Socinianern angenommen worden. Davidis wurde nach dieser Anklage in seinem Hause gefänglich gehalten und, nach einiger Zeit nach Weißenburg (Karlsburg, Alba Julia oder Carolina) abgeführt, um sich vor dem Woywoden und den versammelten Ständen und Geistlichen beider Nationen zu verantworten. Davidis leugnete seine Lehrsätze nicht, betheuerte aber, nichts darin zu behaupten, als was diejenigen selbst gelehrt hatten, die jetzt sein Verderben suchten (Blandrata und Socin). Die Untersuchung wurde auf den folgenden Tag ausgesetzt. Sie fiel gar nicht günstig für ihn aus, denn er wurde als ein Gotteslästerer und Neuerer in der Religion zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt. 7) Davidis fiel in diesem Gefängniß in eine Schwermuth, die sich endlich in Raserei verwandelte, in der er elendiglich starb. Sein Todestag wird verschieden angegeben. Das Verzeichniß der unitarischen Superintendenten in Siebenbürgen gibt den 15. Nov. an, und diese Angabe dürfte wol die richtigste seyn. — Unstreitig spielte Davidis bei den großen Revolutionen des 16. Jahrh. in der vor kurzem entstandenen protestantischen Kirche eine zu merkwürdige Rolle, als daß sein Gedächtniß in der Kirchengeschichte vergessen werden sollte. Es läßt sich nicht leugnen, daß Davidis ein Mann von großen Talenten war, unermüdet in der Ausführung seiner Pläne, begabt mit erobernder Beredsamkeit, standhaft in der Behauptung seiner angenommenen, aber von Zeit zu Zeit gewechselten Grundsätze und unerschöpflich in seinen Gründen zur Vertheidigung derselben, sie mochten nun wahr oder falsch seyn. Der Glanz seines Ruhms machte sein Herz zum Raube des Stolzes, und dieser verdarb auch seinen Verstand und zum Theil seine Moralität. Er wollte anfangs die lutherisch-sächsische Kirche in Siebenbürgen mit der calvinisch-ungrischen vereinigen und trennte sie dadurch gänzlich. Nachdem er sich dem Socinianismus in die Arme geworfen hatte, blieb er nicht bei den Lehren Socins stehen, sondern ging (freilich aus Socins Grundsätzen natürliche Folgen ableitend) noch weiter und schien es darauf anzulegen, der Stifter einer eigenen Kirche zu werden. Er erreichte diesen Zweck, aber zu seinem Unglücke. Zuweit geht jedoch Seivert in seinem Tadel, indem er von Davidis sagte: „Er schien jenen Engeln zu gleichen, die auch nach dem Verlust ihrer moralischen Güte dennoch fürchterlich blieben." Ein Teufel war Davidis keineswegs. 8) Seine Hauptschriften sind: 1. Dialysis script. Stancari contra primum Articulum Synodi Szakiensis, qui de doctrina controvertitur. Claudiopoli, per Georg. Hoffgrevium 1555. 8. (ganz nach lutherischen Grundsätzen). 2. Consensus Doctrinae de Sacramentis Christi, Pastorum et Ministrorum Ecclesiarum in inferiori Pannonia et Nationis utriusque in tota Transylvania. Claudiopoli, in Officina Hoffgrevii. 1575. 4. (vollkommen dem Lehrbegriffe der lutherischen Kirche gemäß). 3. Acta Synodi Pastorum Ecclesiae Nationis Hungaricae in Transylvania die Apostolorum Philippi et Jacobi Anno 1558. in Oppido Thordan celebratae. Quibus adjunctum est judicium Inclytae Academiae Wittebergensis de controversia Coenae Domini, a Clarissimo et Doctissimo Viro, Phil. Melanthone conscriptum Ecclesiisque Transylvanicis transmissum. Claudiopoli, in Officina Hoffgrevii in 4. (In der Vorrede eifert Davidis wider die Feinde der Gottheit Christi). 4. Rövid útmutatás az Istennek igéjének igaz értelmére mostani Szent, Háromságról támadott vélekedésnek megfejtésére 's megitélésere hast-

DAVID, Jean Pierre, ein berühmter Wundarzt, geb. 1737 zu Gex, im Gouvernement von Bourgogne. Er machte seine Schule zu Lyon und Paris, besuchte fleißig die Hospitäler und studirte außer der Medizin und Chirurgie mit vielem Eifer Physik und Naturgeschichte. Schon 1762 gewann er bei der gelehrten Gesellschaft zu Harlem einen doppelten Preis, und seine Abhandlung wurde unter dem Titel gedruckt: Diss. sur ce qu'il convient de faire pour diminuer ou supprimer le lait de femmes. Par. 1763. 12. Bei der Annahme der chirurgischen Doctorwürde schrieb er die gehaltreiche Dissertatio de sectione caesarea. 1766. 4. Noch vor Erscheinung derselben war er zu Rheims Doctor der Medizin geworden, und hatte von der königl. Akademie der Chirurgie zu Paris, wegen seiner Abhandlung sur la manière d'ouvrir et de traiter les abscès dans toutes les parties du corps, einen Preis erhalten. Einen andern Preis, von der Akademie zu Rouen, erlangte er für seine Dissertation sur le mécanisme et les usages de la respiration. Par. 1766. 12. Damals heirathete er die Tochter des berühmten Le Cat, Oberarztes am Hospital zu Rouen, nahm Theil an dessen Arbeiten, und als derselbe 1768 starb, war er sein Nachfolger, hielt als königlicher Professor Vorlesungen über Medizin und Chirurgie, machte sich um die leidende Menschheit nicht nur als geschickter Operateur, sondern auch als gefühlvoller Mensch sehr verdient, besuchte die Armen mit dem unverdrossensten Eifer und starb den 21. August 1784. Seinem erfinderischen Geiste verdankt die operative Wundarzneikunst die Erfindung mehrer guter Werkzeuge und vereinfachter Behandlungsarten, und er war einer der ersten, welche der Nekrosis gedachte (Observations sur une maladie des os connue sous le nom de nécrose. Par. 1782. 8.), und in Frankreich war er zu seiner Zeit der einzige, der diese merkwürdige Knochenkrankheit nach Scultet behandelte. Der häufigen Anwendung der Instrumente, besonders der

---

nos és szükséges (kurze und zur Widerlegung und Beurtheilung der jetzt von der heiligen Dreieinigkeit entstandenen Meinung nützliche und nothwendige Anleitung zum wahren Verständnisse des göttlichen Wortes). Weißenburg 1567. 4. 5. Rövid magyarázat, miképen az Antikristus az igaz Istenrül való tudományt meghomályositotta, és a' Kristus az ő Híveinek általa tanitván minket, miképen épitette-meg az ő mennyei szent Atyjáról, és a' Szent Lélekrül bizonyos értelmet advan elménkbe (kurze Erklärung, auf welche Weise der Antichrist die Lehre von dem wahren Gott verdunkelte, und Christus, durch seine Glaubigen uns unterrichtend, solche aufbaute, indem er uns das gewisse Verständniß von seinem himmlischen Vater und von dem heiligen Geiste vorgelegt hat). Weißenb. 1567. 4. 6. Refutatio Scripti Petri Melii, quo, nomine Synodi Debrecinae, docet, Jehovalitatem et Trinitarium Deum Patriarchis, Prophetis et Apostolis incognitum. Albae Juliae 1578. 4. (Man lehrte also zu Debreczin im 16. Jahrh. im Namen der reformirten Synode, was Semler im 18. Jahrh. in Teutschland, von allen Seiten verketzert, als eine neue Lehre auf dem Katheder und in Schriften vortrug). 7. A' Szent Irásnak fundamentomából vett Magyarázat a' Jesus Kristusról és az ő igaz Istenségérül. (Auf die heilige Schrift gegründeter Unterricht von Jesu Christo und von seiner wahren Gottheit). Weißenb. 1568. 4. 8. Brevis enarratio Disputationis Albanae de Deo Trino et Christo duplici, coram serenissimo Principe et tota Ecclesia, decem diebus habita, anno Domini MDLXVIII. Albae Juliae in 4. (Im socinischen Geiste verfaßt. Sandius schreibt in seiner Bibliotheca Antitrinitar. 1684. diese Schrift dem Blandrata, Bod aber in Magyar Athénás dem Davidis zu). 9. Demonstratio falsitatis doctrinae Petri Melii et reliquorum Sophistarum, per antitheses, una cum refutatione Antitheseon Veri et Turcici Christi nunc primum Debrecini impressarum. Albae Juliae. (s. a.) 4. — 10 a. Refutatio Scripti Georgii Majoris, in quo Deum Trinunum in Personis, et unum in Essentia, unicum deinde eius filium in persona, et duplicem in naturis, ex lacunis Antichristi probare conatus est, Autoribus: Francisco Davidis Superintendente, et Georgio Blandrata, Doctore. 1569. 4. 10 b. Az Atya Istenrül, Jesus Kristusról és a' Szent Lélekrül hetvenegy Prédikátziók. (71 Predigten von Gott dem Vater, Jesu Christo und dem heiligen Geiste). Weißenb. 1569. Fol. 11. Váradi Disputatziónak vagy Vetélkedésnek az egy Atya Istenrül és annak Fiáról a' Jesus Kristusról, és a' Szent Lélekrül igazán való előszámlálása (wahrhafte Erzählung von der zu Großwardein gehaltenen Disputation von dem einigen Gotte, dem Vater und seinem Sohne Jesu Christo und dem heiligen Geiste). Kolosvár (Clausenburg) 1569. 4. 12. Epistola ad Ecclesias Polonicas super quaestione de Regno millenario Jesu Christi in his terris. Albae Juliae 1570. 13. Az ő egy magától való felséges Istenrül és az ő igaz Fiáról, a' Nazarethi Jesusról, az igaz Messiásról etc. (von dem einigen, selbstständigen und allerhöchsten Gott, und von seinem wahren Sohne, dem Jesus von Nazareth, dem wahren Messias, aus der heiligen Schrift genommenes Glaubensbekenntniß, in welcher alle Schlüsse und falsche Erklärungen der kathol. Kirche widerlegt werden). Clausenb. 1571. 4. 14. Az egy Atya Istennek és az ő áldott szent Fiának a' Jesus Kristusnak Istenségérül igaz vallástétel, a' Prófétáknak és az Apostoloknak irásinak igaz folyása szerént etc. (wahrhaftes, aus den Schriften der Propheten und Apostel hergeleitetes Glaubensbekenntniß von der Gottheit des Einigen Gottes des Vaters und seines gebenedeiten heiligen Sohnes Jesus Christus, von Franz David, Diener des gekreuzigten Jesus Christus, geschrieben und den Schlüssen des Peter Károli und Peter Melius entgegengesetzt). Clausenb. 1571. 4. — 15 Defensio Francisci Davidis in negotio de non invocando Jesu Christo in precibus. 1581. in 4. (nicht 1580. in 8., wie Czwittinger irrig anführt). — In der Handschrift hinterließ Davidis: 1) Theses Blandratae oppositae, in quibus disseritur: Jesum Christum vocari nunc non posse Deum, cum non sit verus Deus; Jesum invocari non posse in precibus; justificationem et praedestinationem a Luthero et Calvino male fuisse intellectas; de regno eius Messiae, quem fore Prophetae divinarunt, qui esset Jesus Christus. A. 1578. 2) De Dualitate tractatus in tria capita distinctus, cui adjunguntur: Tractatus II., quod unus solus Deus Israelis, Pater Christi, et nullus alius invocandus sit, continens Theses XV. in generali Synodo Tordana propositas. Tractatus III., observationes in Theses Georgii Blandratae. 3) Theses XVI. — Von diesen lautet die letzte: „Quam ob rem Jesu Christo, in quiete sua placide versante, nihil nos ab eo nunc invari apud Deum vel credemus, vel curemus, nisi quatenus dum hic inter nos fuit, salutis viam nobis ostendit, et ad Deum accedendi modum docuit, donec ad nos regnum accepturus revertens, vere habendum veniat, et in hoc modo personaliter praesens, nos Dei veritate foveat atque sustentet. Interim ad Deum ipsum solum, nulla Christi praesente alia ope aut potestate confisi, perpetuo confugiamus." Diese Sätze (welche Davidis, von Blandrata dazu aufgefodert, ohne einen Mißbrauch zu ahnden, aufsetzte) überschickte der hinterlistige Blandrata, nebst den Gegensätzen des Faustus Socinus, am 7. April 1579, mit einer Zuschrift begleitet, der unitarischen Geistlichkeit. 4) Confessio edita XIII. Aprilis. Anno 1579. in Convento Thordensi. Dieses aufrichtige Glaubensbekenntniß verdarb seine Sache ganz und zog seine Verurtheilung nach sich.

(Rumy.)

Zange, und der Trepanation, wirkte er mit Einsicht entgegen, aber als Physiolog befriedigte er am wenigsten. Außer den schon angeführten Schriften hat man von ihm: Recherches sur la manière d'agir de la saignée. Par. 1762; 1763. 12. Diss. sur la cause de la pesanteur et de l'uniformité qu' elle nous présente. Ib. 1767. 8. Diss. sur la figure de la terre. Ib. 1771. 8. Traité de la nutrition et de l'accroissement. Ib. 1771. 8. Diss. sur les effets du mouvement et du repos dans les maladies chirurgicales. Ib. 1779. 12. Engl. v. J. O. Justamond. 1790. 8.*) *(Baur.)*

DAVID, Jacques Louis, geb. zu Paris im J. 1748. Nach dem Tode seines Vaters, der ein Eisenhändler war und im Zweikampfe blieb, nahm sich Buron, Entrepreneur königlicher Gebäude, väterlich seiner an. Als er seine Studien im *Collège des Quatre Nations* beendet hatte, mußte er gegen seine Neigung nach dem Willen seines Oheims und seiner Mutter sich der Architektur widmen, was für die Folge von großem Nutzen für ihn war. Indeß war bei ihm der Hang zur Malerei so vorherrschend, daß endlich seine Mutter denselben zu befriedigen suchte, indem sie ihm an Boucher, ersten Maler des Königs, der zugleich ein Verwandter Davids war, empfahl. Boucher, der einem verdorbenen Geschmacke huldigte, kannte das Fehlerhafte seiner Manier, und weil er den Empfohlenen davor bewahren wollte, übergab er ihn lieber Vien [1]), in dessen Schule er nun seine erste Bildung erhielt.

Einige Jahre unter der Anleitung seines Lehrers hatten ihn in den Stand gesetzt, sich um den ersten Preis mit zu bewerben. Diesen gewann er nicht, allein in seinem 2... Jahre (1772) erhielt er den zweiten Preis und im vierten Concurs ward seine Arbeit gekrönt. Um diese Zeit führte er eine öffentliche Arbeit in dem Salon des Fräulein Guimard aus; allein diese Malerei ist noch zu sehr im Geschmack der Zeit, worin er sich bewegte; erst in Rom lernte er einen reinern Geschmack kennen und würdigen. — Als Vien im J. 1775 zum Director der Malerschule zu Rom ernannt wurde, nahm er den jungen David mit dahin. Obgleich anfangs für die französische Schule eingenommen, änderte er schon seine Meinung, als er die Malereien im Dom zu Parma erblickte; noch mehr aber stieg sein Enthusiasmus für die echte Kunst, als er den Geist der Antike und der großen Meisterwerke in Rom kennen lernte. Nach dem Rathe seines Lehrers verfertigte er hier eine große Anzahl Zeichnungen nach Antiken [2]).

Das erste Gemälde, welches David in Rom ausführte, war eine Copie von Valentins Abendmahl, worin er schon die große Fertigkeit seines Pinsels zeigte. Sein zweites Gemälde, eine eigne Composition, den heiligen Rochus, der die Pestkranken heilt, darstellend, führte er im Geheim aus, und erst nach dessen Vollendung lud er seine Mitschüler ein, es zu sehen. Schon in diesem Werke zeigte sich die Überlegenheit über seine Mitschüler. Alle, beim Anblick desselben erstaunt, schwiegen, bis endlich Giraud in Beifallsbezeugungen ausbrach, in welche die andern einstimmten. Selbst Bettoni erkannte den Werth dieser schönen Arbeit, welche 1781 ausgestellt wurde und sich gegenwärtig im Lazareth zu Marseille befindet.

Nach seiner Rückkehr nach Paris im J. 1780 malte er den Belisar [3]), wie er erblindet vor den Mauern zu Constantinopel um Almosen bettelt; diese Arbeit erwarb ihm im folgenden Jahre einen Ehrenplatz in der königlichen Akademie. Der Kurfürst von Trier [4]) kaufte es, später aber kam es in die Galerie von Lucian Bonaparte. Dasselbe Gemälde, im verkleinerten Maßstabe 1784 von ihm ausgeführt, befindet sich im Museum zu Paris.

Um seine Aufnahme als wirkliches Mitglied der Akademie zu bewirken, überreichte er 1783 derselben das Gemälde Andromache, wie sie den Hektor beweint. Um dieselbe Zeit malte er auch einen Christus für die Kirche der Kapuziner zu Paris. Ehe er dann wieder nach Rom reiste, verheirathete er sich mit der Tochter des Herrn Pécoul, Entrepreneurs der königlichen Gebäude. Seine Gattin und sein Schüler Drouais begleiteten ihn dahin; der letztere, ausgestattet mit glänzenden Talenten für die Kunst, starb daselbst in der Blüthe seiner Jahre.

David vollendete hier 1784 den Eid der Horazier [5]), ein Werk, welches in Paris enthusiastischen Beifall erhielt. Von diesem, bei seinen vielen Schönheiten doch nicht fehlerfreien Werke, besonders was die Anordnung betrifft, war der Einfluß, welchen es auf die französische Schule bewirkte, so groß, daß sich der ganze Stil derselben änderte. Eines seiner schönsten Gemälde, 1787 ausgeführt, ist der Tod des Sokrates [6]); ein Jahr später malte er für den Grafen von Artois, nachherigen König Ludwig XVIII., die Liebe des Paris und der Helena. Sein letztes Werk, vor der Revolution für den König ausgeführt, ist Brutus, nach Hause zurückgekehrt [7]), nachdem er seine Söhne verurtheilt hat. Zur Zeit der Revolution ward er einer der heftigsten Demagogen, der seinen Pinsel nur revolutionären Gegenständen weihte. Seine wichtigste Arbeit aus dieser Zeit ist der Schwur im Ballhause. Der Künstler wählte den Moment, wo Bailly auf dem Tische stehend der Versamlung den Eid, sich nicht eher zu trennen, bis das Reich eine Constitution erhalten habe, verliest. So schwierig auch hier der Stoff zu behandeln war, indem die moderne Bekleidung der maleri-

*) Biogr. univ. T. X. (von Chaumeton). Nouv. Dict. hist. Ersch gel. Frankr. Metzger medizin. Briefw. 1. St. Nr. 12. Dessen Litterärgesch. d. Med. 421. Von Davids Behandlung der Schußwunden s. Hunczowsky medizin.-chirurg. Beobacht. auf seinen Reisen durch Engl. und Frankr. 164.

1) Er war Maler des Königs, Mitglied der königl. Akademie und seit 1730 Professor. 2) Kunstblatt Nr. 33. April 23. 1827. S. 130.

3) Gestochen von Morel. 4) Nach Fiorillo, an den Kurfürsten von Cöln. 5) Gestochen von Morel. 6) Von Massard, dem Vater, gestochen. 7) Von Morel gestochen.

schen Anordnung entgegen strebte, so hat doch die Begeisterung, welche hier das Genie des Künstlers steigerte, jede Störung überwunden; alles ist voll Leben und Ausdruck. Um die Einheit dieser schönen Gruppirung besser anzudeuten, brachte er im Vorgrunde einen Karthäusermönch, einen Protestanten und ein Mitglied des dritten Standes an. Alles ist in diesem Gemälde durchdacht. So ließ der Künstler den Vorhang eines Saalfensters vom Winde heftig bewegen, daß man den mit Wolken bedeckten Himmel erblickte, woran sich die Wolken öffnen und der Blitz in eine königliche Kapelle einschlägt.

Mit Robespierre und Marat stand David in genauer Verbindung. Des letzteren, sowie Lepelletiers Ermordung malte er, und diese Gemälde sollten nach einem Beschlusse des Convents im Sitzungssaale aufgehangen und unter Davids Direction gestochen werden.

Wir übergehen die Greuel, in welchen zu der Zeit David lebte und wirkte, und bemerken nur, daß er an allen Vorfällen der Revolution den lebhaftesten Antheil nahm, die angestellten Revolutionsfeste leitete und bei dem Prozeß gegen Ludwig XVI. im J. 1793 mit der Mehrzahl stimmte. — Aber auch ihn traf endlich das Loos der Einkerkerung. Zwar erlangte er bald seine Freiheit wieder, wurde aber kurz darauf nach Luxemburg abgeführt und erst im Jahre IV. den Seinigen wieder gegeben. Von dieser Zeit an zog er sich völlig in das Privatleben zurück, und seine Gefangenschaft scheint wohlthätig auf den Menschen und Künstler gewirkt zu haben. Während seiner Gefangenschaft zu Luxemburg verfertigte er den Carton zu seinen *Sabinerinnen*. Das Gemälde, welches mit zu seinen vorzüglichsten Darstellungen gehört, vollendete er 1799 [8]).

Es schmeichelte dem Ehrgeize Bonaparte's, seine in Italien erkämpften Siege auch durch die Kunst bleibend gestaltet zu sehen; in dieser Absicht lud er David in das Lager zu sich ein. Da aber der Künstler dieser Einladung nicht folgte, sah ihn Bonaparte erst nach dem Frieden von Campo-Formio, wo er Willens war, sich malen zu lassen. Nach dem Siege von Marengo nach Paris zurückgekehrt, ließ Bonaparte den Künstler mehre Male zu sich kommen und fragte ihn bei solch einer Gelegenheit, mit was er sich jetzt beschäftige. David antwortete: „ich arbeite an dem Zuge durch die Thermopylen." „Schlimm genug, entgegnete B., warum bemühen Sie sich, Besiegte darzustellen?" und auf D.'s Antwort: „Aber Bürger-Consul, diese Besiegten waren ebenfalls Helden, die für ihr Vaterland starben; obgleich überwunden, haben sie doch die Perser von Griechenland abgehalten," erwiederte der Consul: „Thut nichts; der einzige Name Leonidas ist auf uns gekommen, alles übrige ist für die Geschichte verloren." Bonaparte verlangte dann nochmals sein Portrait, und David versprach ihm, sich damit zu beschäftigen und bat ihn, dazu zu sitzen. „Wozu?" antwortete Bonaparte, „glauben Sie, daß die großen Männer des Alterthums, deren Bildnisse wir besitzen, den Künstlern gesessen haben?" „„Aber ich male sie für Ihr Jahrhundert, für Menschen, die Sie gesehen haben, und die Sie kennen, die Sie ähnlich finden wollen."" „Ähnlich! nicht die Gleichheit der Züge macht ähnlich, sondern der ganze Ausdruck des Gesichts, das Leben, das muß man malen." „„Das Eine schließt das Andere nicht aus."" „Alexander hat gewiß niemals dem Apelles gesessen! Niemand bekümmert sich darum, ob das Bildniß eines großen Mannes ähnlich ist oder nicht, wenn nur sein Geist darin lebt." „„Sie haben Recht; nun Sie sollen mir nicht sitzen, ich werde Sie malen."" [9]) Der Künstler stellte nun Bonaparte dar, wie er es gewünscht hatte, ruhig auf einem wilden Pferde, im Begriff, den St. Bernhard hinan zu reiten. Auf dem Felsen sind die Namen Hannibal und Karl der Große eingegraben [10]). Dieses Gemälde wurde vom Künstler mehre Male wiederholt; eines erhielt der König von Spanien, das andere besitzt das Museum, und das dritte wurde nach des Künstlers Tode ausgestellt.

Nach der Thronbesteigung Napoleons wurde David erster Maler des Kaisers, der ihn auch zum Officier der Ehrenlegion ernannte. Durch diese Auszeichnungen aber wurde der Künstler auch genöthigt, Arbeiten zu übernehmen, die er schwerlich aus freiem Triebe würde übernommen haben, wie z. B. die *Austheilung der Adler* und die *Krönung des Kaisers*. Letzteres Gemälde, an welchem er drei Jahre arbeitete, ist nach dem Umfange sein größtes Werk; ein ungünstiger Stoff, indem eine Menge Bildnisse den Künstler darin belästigten; allein er überwand die vielen Schwierigkeiten glücklich. Das Werk enthält viele Schönheiten, und Napoleon zeigte bei Ansicht desselben seine vollkommene Zufriedenheit. Sein letztes Hauptwerk, welches David in Paris vollendete und im Jahre 1814 ausstellte, sind die *Thermopylen*. Das Jahr darauf mußte er Frankreich verlassen, und ohne Rücksicht auf seine großen Verdienste als Maler ward er in dem Verzeichnisse der Mitglieder des Instituts ausgestrichen. — Brüssel war der Aufenthalt, welchen er nun für sein übriges Leben wählte. Gehoben durch seine Kunst, geehrt von seinen Zeitgenossen, gestalteten sich neue bewunderungswürdige Schöpfungen unter seinem Pinsel. Dahin gehören sein *Amor, welcher die Psyche verläßt*, *Telemachus und Eucharis*, und endlich *Mars und Venus*. Das letztere Gemälde trug ihm bei einer Ausstellung in Paris 45000 Franken ein.

Bei seinen Schülern, von denen mehre sich als bedeutende Maler zeigten, war die Liebe für ihren Lehrer nicht erkaltet, und sie gaben ihm in der Verbannung einen Beweis davon, indem sie durch Galle eine Denkmünze auf ihn verfertigen ließen, welche ihm der Maler Gros überreichte. Auch die Stadt Gent machte ihm durch Vanhutten, Mitglied der Generalstaten, als Erkenntlichkeit für eine Ausstellung zum Besten der Armen, ein gleiches Geschenk.

8) Von *Morel* gestochen.

9) Kunstblatt Nr. 36, 3. Mai 1827. S. 141. 10) Dieses Gemälde, welches Blücher beim Einmarsch der Preußen mit aus St. Cloud brachte, verehrte er seinem Monarchen, und es ist noch gegenwärtig auf dem Schlosse des Königs zu Berlin aufgestellt. Es existirt auch ein guter Kupferstich davon.

Im J. 1825 wollte er den Zorn des Achilles vollenden; körperliche Schmerzen aber verhinderten ihn daran, und so wurde dieses Werk von Stapleaux unter seinen Augen ausgeführt. Von neuen Schmerzen ergriffen und schon dem Tode nahe, zeigte man ihm den Kupferstich der Thermopylen, worüber Laugier seine Meinung vernehmen wollte. Nur mühsam deutete der Kranke mit dem Stocke auf einige Theile des Blattes. Als er an die Hauptfigur kam, sagte er: „Ah! ce n'est pas là la tête de Leonidas! c'est qu'on fait, il n'y avait que moi qui pût la faire.“ Sein Stock entfiel ihm, und das Haupt sank auf die Brust. Er starb, von seiner Familie umgeben, den 29. Dec. 1825. Seine Familie wollte den Leichnam nach Frankreich bringen, was aber von den Bourbons nicht gestattet wurde; erst seit dem J. 1830, unter einer neuen Regirung, ruhen seine Überreste im heimathlichen Boden.

Will man David beurtheilen, so muß man die Zeit berücksichtigen, in welcher er lebte und wirkte. Ließ er sich gleich durch die Revolution hinreißen, und vereinigte sich mit Männern, deren Andenken uns noch mit Abscheu erfüllt, so wäre es doch ungerecht, über ihn ohne Weiteres das Verdammungsurtheil auszusprechen. David war ein leidenschaftlicher Republikaner, der seine feurige Phantasie in der Schreckensperiode nicht zu zügeln vermochte, und so ließ er sich zu Handlungen hinreißen, die ihm recht schienen. Er wurde, wie er selbst gestand, von jenen Schreckensmännern getäuscht; allein er kam auch von seinen Verirrungen zurück und suchte nun blos als Vater und Freund für das Wohl seiner Familie und seiner Schüler zu sorgen; daß letztere mit großer Liebe an ihm hingen, zeigte sich schon dadurch, daß sie in den Tagen der Gefahr alles anwendeten, ihn vom Tode zu befreien; aber auch er war für sie ein vortrefflicher Lehrer, der ihnen ohne Mißgunst alle seine artistischen Geheimnisse aufschloß, er unterstützte sie auf jede Weise und fand die schönste Belohnung darin, ausgezeichnete Künstler aus ihnen zu bilden. Zu diesen gehören Dronais, Girodet, Gérard, Gros, Fabre Ingres u. a.

Als Maler ist er der erste seiner Zeit und Gründer der neuen französischen Schule. Seine früheren Werke sind unbestimmt von Charakter, indem er sich vom Zeitgeschmack noch nicht völlig befreien konnte. Von der Zeit seiner Selbständigkeit an werden aber in seinen Darstellungen drei verschiedene Manieren sichtbar; zu der erstern gehören die Gemälde von Belisar bis zum Brutus, wo die Zeichnung wahr und großartig, das Colorit aber nicht gleich verdienstlich ist, denn dem Ton des Fleisches fehlt öfters die Wahrheit, und auch in der Bekleidung hat er die spätere Vollendung noch nicht erreicht. In den zweiten Zeitraum gehören die Sabiner. Hier ist die Zeichnung nicht minder edel, vielleicht noch reiner, und voll Wahrheit; die Führung des Pinsels aber ist nicht mehr dieselbe. Obgleich das Colorit durch glänzende Farben gehoben ist, so vermied hier der Maler doch den zu vielen Gebrauch des Zinnobers, den er bei seinen früheren Werken anwendete. Seine dritte Periode umfaßt den Zeitraum vom Krönungsgemälde an bis zu Mars und Venus. Hier ist die Zeichnung ungleich, zwar richtig, der Natur getreu, aber die Formen nicht so edel; hingegen sind die Farben markiger aufgetragen, das Colorit ist glänzender und die Figuren heben sich mehr von der Fläche. — Über Davids Künstlerwerth erinnern wir nur noch, daß er in solchen Compositionen am glücklichsten war, welche in der Geschichte gewaltig ergreifen; daher wählte er immer solche Motive, wodurch er stark in das Gemüth greift, um es zu erschüttern. Zarte Rührungen sind ihm fremd geblieben; ebenso wenig glücklich war er in Darstellung des Naiven, oder es ging bei ihm, der nur die heftigern Gemüthsbewegungen hervorhob, achtungslos vorüber. Übrigens erinnern die Gegensätze von Licht und Schatten, die er anbrachte, an seinen Landsmann Valentin. (*A. Weise.*)

David oder Schulkleinod, bei den Meistersängern, s. Meistersänger.

DAVID (St.), in dem britischen Westindien: 1) eins der 10 Kirchspiele, in welche die Insel Dominica eingetheilt ist. — 2) St. David, eins der 6 Kirchspiele der Insel Grenada. — 3) St. David, Kirchspiel in der Grafschaft Surry auf der Insel Jamaica. Es liegt westlich von dem Kirchspiele St. Thomas in the East, hat einen unfruchtbaren, felsigen und sehr gebirgigen Boden und zählte im J. 1786 nur 3 Zuckerplantagen, 55 andere Besitzungen und 2500 Sklaven. (Vergl. d. Handb. d. neuest. Erdbeschr. Weimar 1824. Bd. 18. S. 575. 609. 625.) (*Leonhardi.*)

DAVIDISTEN. 1) So nannte und nennt man in Siebenbürgen jene Socinianer oder Unitarier [Antitrinitarier] [1]), die Anhänger der Glaubenslehren des Franz Davidis (s. dies. Art.) waren und noch sind. Aus ihrer Mitte entstanden wieder die jüdisch gesinnten Unitarier, und aus diesen die Sabbatarier. Die Davidisten behaupten nach ihrem öffentlichen Glaubensbekenntnisse vom 1. August 1637, Christus sei nur als unser Fürsprecher, Messias und Erlöser zu verehren und anzurufen. Ihre Gemeinde war einst sehr zahlreich, sie verlor aber unter dem Fürsten Gabriel Bethlen gegen 70 Kirchspiele, in den Szekler-Stühlen Sepsi (Schepschi), Kezdi und Orbai, die sich mit den Reformirten vereinigten. Die jüdischgesinnten Unitarier folgen den letzten Glaubenslehren des Davidis, nach welchen er die Anbetung oder Verehrung und Anrufung Jesu Christi gänzlich verwarf und ihn für einen blos natürlichen Menschen erklärte. Sie selbst nennen sich die wahren Unitarier und nennen die Socinianer Dualisten. Aus ihnen entstanden die Sabbatarier (Szombatosok). Diese feiern, wie die Juden, den Sonnabend, halten die Beschneidung für nothwendig zur Seligkeit, enthalten sich aller im mosaischen Gesetze verbotenen Speisen, erwarten mit den Juden noch

1) Die socinische Glaubenslehre wurde im J. 1571 von dem siebenbürgischen Fürsten Johann Siegmund Zapolya (als ungrischer Afterkönig Johann II.) unter die bestätigten Landesreligionen Siebenbürgens aufgenommen, mit dem Namen unitarische Religion und Kirche. S. Socinianer und Unitarier.

den Messias und verwarfen die Schriften des neuen Bundes. Ihr Stifter war Simon Pécsi (l. Pétschi), Kanzler des Fürsten Gabriel Bethlen. Seine übertriebene Vorliebe zu der orientalischen Sprache und den rabbinischen und muhammedanischen Schriften stürzte ihn in diese Irrthümer, von welchen er sich jedoch in seinem hohen Alter befreiete. Die Fürsten Gabriel Bethlen und Georg Rakóczy I. suchten diese Sekte durch scharfe Befehle auszurotten.[2]) (*Rumy.*)

Davidisten s. Juristen.

DAVIDS (St.), eine zu den Bermudas gehörige Insel, im SO. von St. Georg gelegen und bewohnt. (*H.*)

DAVIDS (St.), City in der engl. Grafschaft Pembroke in Südwales, nahe am Meere bei dem gleichnam. Vorgebirge gelegen, mit 440 Häus. und 2240 Einw., welche Steinkohlenhandel treiben. In dem ummauerten bischöflichen Hofe steht die im J. 1176 erbauete Kathedrale, der bischöfliche Palast und die Häuser der Präbendarien; die hiesige Heilquelle St. Nun's Wall wird nur gelegentlich benutzt. — The Bishop and his clerus sind der Schiffahrt gefährliche unbewohnte Felsen unweit des Vorgebirgs. (*Leonhardi.*)

Davidsharfe s. Harfe.

DAVIDSON, Wolf, Arzt israelitischer Religion, geb. zu Berlin 1772 und gest. daselbst den 19. Aug. 1800, machte sich auch als Schriftsteller nicht unrühmlich bekannt, besonders durch seine physiologisch-psychologische Abhandlung über den Schlaf (Berlin 1795) und mehre die Diätetik betreffende Aufsätze, namentlich den über den Einfluß der jetzigen Kleidertracht unserer Damen auf die Gesundheit des Körpers (1798), und einige andere in den Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg. Übersetzt hat er Plenks Hygrologie des menschlichen Körpers aus dem Lateinischen, Lownde's Beobachtungen über die medizinische Elektricität, Seybel über die Fäulniß des Blutes im lebendigen thierischen Körper, beide aus dem Engl. Gegen zwei ihm zugeschriebene Schauspiele hat er protestirt. (*H.*)

DAVIDSONVILLE, Ortschaft in dem nordamerikanischen Gebiet Arkansas, am Einflusse des Elevens-Point in den Big-Blak, mit 1 Postamt und einigem Handel. (*H.*)

DAVIDSSTAD, eine jetzt (1820) nicht mehr unterhaltene Festung, 40 Werst von Wilmanstrand in Altfinnland (Wiborgs Län); sie hatte nie Einwohner, nur Garnison. Außerhalb der Festung trifft man einen Postgasthof (gästgifvaregård) und das Haus eines Kaufmanns. (*v. Schubert.*)

DAVIEL, Jacques, geb. zu Barre in der Normandie 1696, gest. 1762, studirte erst unter seinem Oheim zu Rouen und dann im Hôtel-Dieu zu Paris die Chirurgie, in welcher er sich nachmals so auszeichnete. Im J. 1719 wurde er mit mehren jungen Wundärzten nach Marseille gesendet, wo die Pest ausgebrochen war, und war so glücklich, der Ansteckung zu entgehen und durch die Hilfe, die er leistete, sich allgemeines Vertrauen zu erwerben. Er wurde hierauf zum Professor der Anatomie ernannt. Als solcher richtete er seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Anatomie und Krankheiten der Augen, und wurde der berühmteste Oculist seiner Zeit. Im J. 1745 kam ihm ein Fall vor, in welchem die Niederdrückung des grauen Staares nicht den Zweck erreichte, und dies veranlaßte die Erfindung seiner Methode, den grauen Staar mittelst des Hornhautschnittes auszuziehen; eine Erfindung, die in der Geschichte dieser Heilart Epoche macht. Er ließ zum Behuf dieser Ausziehung einen besondern Löffel und einige andere Instrumente verfertigen, welche alle noch jetzt seinen Namen führen. Eine Beschreibung seiner Operation und der dazu gehörigen Instrumente theilte er in den Denkschriften der Akademie der Chirurgie mit. Bei 206 Augenkranken wendete er seine neue Methode an, und heilte von diesen 182. Im J. 1749 ward er zum königl. Leibarzt ernannt. (*Haller* Bibl. Chir.) (*H.*)

DAVIES, in den vereinigten Staten von Nordamerika; 1) eine der 35 Grafschaften des Freistates Indiana. Sie grenzt nordwestl. an Sullivan, nördl. an Martin, im O. an Owen, im S. an Pike und westl. an Knox und hatte im J. 1820 3432 Einw. Der Hauptort derselben ist Washington, mit einem Postamte, an einem Zuflusse des Ostarms des White, dessen beide Hauptarme, der östliche und westliche, sich im Umfange der Grafschaft vereinigen; — 2) eine der 71 Grafschaften des Freistates Kentucky, welche im N. an den Ohio, im O. an Breckenridge, im SO. an Ohio, im S. an Muhlenburg und Hopkins, und im W. an Henderson grenzt, und im J. 1820 5876 Einwohner zählte, worunter 852 Sklaven und 7 freie Farbige. Im W. der Grafschaft strömt der Green, welcher den Parthee aufnimt; der Hauptort ist Owensborough, vormals Yellow-Bank am Ohio. (*Leonhardi.*)

DAVIES, mit dem Vornamen John, ist der Name mehrer rühmlich bekannten engländischen Gelehrten und Schriftsteller. I. Sir John Davies, Rechtsgelehrter und Dichter, der Sohn eines reichen Lohgerbers, war im J. 1570 zu Chisgrove in der Grafschaft Wilt geboren. Er wurde zu Oxford erzogen und studirte zu Middle-Temple in London die Rechte, wurde aber, weil er einst einen seiner Lehrer prügelte, verstoßen. Er kehrte nach Oxford zurück, und da er hier rühmliche Beweise seiner Kenntnisse sowol als von dem Bestreben, seine stürmische Gemüthsart zu bezähmen, gab, so wurde er wieder in Middle-Temple aufgenommen. Durch 26 Akrostichons (Namensgedichte) zur Ehre der Königin Elisabeth, in welchen der Weihrauch nicht gespart war, wurde er am Hofe vortheilhaft bekannt, und als diese Monarchin 1603 starb, wurde er mit andern nach Schottland geschickt, um dem Könige Jakob, dem Nachfolger der Elisabeth, die Glückwünsche der engländischen Nation darzubringen. Der König, der ihn schon vorher als Dichter schätzte, ernannte ihn zum Generalfiskal von Irland, und 1606 zum Sprecher im

2) Seiverts Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten. S. 57.

dasigen Unterhause. Von dieser Zeit an beschäftigte er sich beständig mit den Angelegenheiten Irlands und suchte dieses Reich der englándischen Krone gänzlich unterwürfig zu machen. Er erhielt 1607 die Ritterwürde und starb 1626 plötzlich am Schlage, nachdem er kurz zuvor zum Präsidenten des Oberhofgerichts (Kings-bench) ernannt worden war. Vielseitige gelehrte Kenntnisse, ein heller Geist und durchgreifende Thätigkeit im Geschäftsleben zeichneten ihn aus und machten ihn der Freundschaft des Kanzlers Baco werth. Seinen literarischen Ruhm gründete er durch ein philosophisches Lehrgedicht über die Unsterblichkeit der Seele, unter dem Titel: Nosce te ipsum, zuerst gedruckt 1591, seitdem öfter aufgelegt, zuletzt in seinen Works, London 1773. 12. unter dem Titel: On the origin, nature and immortality of the soul, in vierzeilichen gereimten Strophen, worunter sich einige ganz gute befinden. Ein anderes Lehrgedicht von ihm hat den Titel: Orchestra; a poem expr. the antiquity and excellency of dancing, in a dial. Man hält ihn auch für den ersten, der unter dem Titel: Hymnen, in englándischer Sprache, Gedichte geschrieben hat. Seine prosaischen Aufsätze, die 1786 in 8. zusammen gedruckt wurden, zeichnen sich durch einen klaren, natürlichen und reinen Stil aus. Was er in Beziehung auf die irländischen Angelegenheiten schrieb, kann hier übergangen werden. Seine Gattin, Eleonore Tronchete, eine Tochter des Lord Audley, machte durch ihren prophetischen Geist Aufsehen, und es wurde sogar 1649 eine „Nachricht von ihren seltsamen, erstaunenswürdigen Prophezeihungen" durch den Druck bekannt gemacht. Sie starb 1652 [1]). — II. **John Davies**, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. lebend, nach seinen persönlichen Verhältnissen unbekannt, schrieb: History of the Caraibby islands, with a Caribbian vocabulary. Lond. 1666. Fol., mit Kupf. und The egyptian history, treating of the pyramids etc. written originally in the arabian tongue by Marradi and thence done into english. Ib. 1672. 8. [2]). — III. **John Davies**, aus Denbigshire, ein gelehrter Kenner der griechischen und römischen Literatur, der Geschichte und Alterthümer. Er erhielt 1616 zu Oxford die theologische Doctorwürde, war zuerst Prediger zu Mallogd in der Grafschaft Merioneth, dann aber Kanonikus von St. Asaph. Seine wichtigsten Werke sind: Antiquae linguae britannicae, nunc vulgo dictae cambro-britannicae, a suis cymraecae vel cambricae, ab aliis wallicae et linguae latinae dictionarium duplex. Acced. adagia britannica. Lond. 1632. Fol. Antiquae linguae britann. rudimenta. Ib. 1621. 8. Man schreibt ihm auch eine englándische Übersetzung von Erdes Gemälde zu. Er hatte vielen Antheil an der gälischen Übersetzung der Bibel, die 1620 gedruckt wurde, und man verdankt ihm andere Übersetzungen ascetischer Werke in dieselbe Sprache, die er 30 Jahre lang studirt hatte. Seine Schriften werden von den Liebhabern der alten celtischen Sprache sehr gesucht und geschätzt [3]). — IV. **John Davies**, lat. Davisius, der berühmte Philolog und Kritiker. Er war Kanonikus zu Ely und Präsident des Kollegiums der Königin auf der hohen Schule zu Cambridge und starb den 22. März 1732. Den gelehrten Kennern des Alterthums machte er sich zuerst durch seine Ausgaben des Maximus Tyrius, Cäsar und Minucius Felix sehr vortheilhaft bekannt: Maximi Tyrii dissertatt. gr. et lat. Recens. et notulis illustr. Cantabr. 1703. 8. (Heinsius Text, hin und wieder verbessert. Die Anmerkungen sind theils kritisch, theils die Geschichte der Philosophie erläuternd). Ed. II. auct. (cur. J. Ward). Oxon. 1740. 4., neu herausgeg. mit Zus. von J. J. Reiske. Leipzig 1774. 2 Bde. 8. C. J. Caesaris opera ex rec. Dav. cum ejusd. animadv. ac not. variór. Acc. metaphrasis graec. libror. VII. de bello gall. et indd. Cantabr. 1706; blos ein neuer Titel und eine Beilage von 84 Seiten curar. secundar. Ibid. 1727. 4., mit einer Charte. Minucius Felix Octavius ex iterata recensione J. Davisii cum ejus animadvers. ac notis integris Heraldi et Rigaltii, nec non select. alior. Acc. Commodianus cum observatt. antehac editis aliisque nonnullis, quae jam prim. prodeunt. Cantabr. 1712. 8.; vorher ib. 1707. 8.; enthält eine neue scharfsinnige Recognition des Textes mit guten Erläuterungen. Ein Abdruck von Davies Texte (ohne Noten) erschien zu Glasgow 1750. 4. und 8. Alle diese gehaltreichen Arbeiten waren jedoch nur die Vorläufer seiner Bearbeitung der philosophischen Schriften des Cicero, um die er sich anerkannt die größten Verdienste erwarb; Tusculanarum quaestionum lib. V. Cantabr. 1709; 1723; 1730; 1738. 8. De finibus. Ib. 1715; 1728; 1741. 8. De natura Deorum. Ib. 1718; 1723; 1744. 8. De divinatione. Ib. 1721; 1730. 8. Academica. Ib. 1725; 1736. 8. De legibus. Ib. 1727; 1745. 8. [4]). Die Anmerkungen des Herausgebers sind erklärend und kritisch. Unverkennbar ist in ihnen eine große Kenntniß der philosophischen Geschichte, eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und ein seltener Scharfsinn, weswegen Davies unter die besten Interpreten des Cicero gerechnet wird. Was man an ihm tadelt, ist eine allzu große Kühnheit in seinen Conjecturen. Als er starb, war seine Arbeit über die Officia größtentheils vollendet; er vermachte sein Manuscript dem Doctor Mead, der die Herausgabe einem seiner gelehrten Freunde übertrug; allein bald darauf verzehrte eine Feuersbrunst den ganzen gelehrten Nachlaß [5]). (*Baur.*)

1) Cibber lives of the poets of Great-Brit. T. I. 176. Biogr. univ. T. X. (von Suard). Adelungs Zus. z. Jöcher. Blankenburgs Zus. zu Sulzers Theorie, Register. 2) Adelung a. a. O.

3) Biogr. univ. (von Suard). Eberts bibliogr. Lex. 4) Genaue literarische Nachweisungen über diese Ausgaben findet man in Eberts bibliogr. Lex. s. v. Cicero. S. 347 ff., und in Fuhrmanns Handb. der klass. Literatur. 4. Bd. 401 ff. Alle Ausgaben von Davies sind gesucht und selten, vorzüglich die de nat. deor. und de legibus. Zu bemerken sind: Ciceronis opp. philos. ex rec. Davis. et cum commentt. ejusd. ed. R. G. Rath. Halae 1804 — 1811. Vol. VI. 8.; ein correcter, aber nicht schöner Abdruck, auch mit besondern Titeln. 5) Adelungs Zus. z. Jöcher. Saxii Onomast. T. VI. 52. Biogr. univ. (von Boissonade).

DAVIES, Thomas, ein Engländer, ums Jahr 1720 geboren, war zuerst Schauspieler, dann Buchhändler, gerieth in Schulden, kehrte wieder zum Theater zurück, versuchte sein Heil abermals beim Buchhandel, allein unverschuldete Unglücksfälle hatten einen abermaligen Bankerot zur Folge. Eine Benefizvorstellung auf dem Drury-Lane Theater, die Verwendung seines Freundes Doctor Johnson und selbst die Unterstützung seiner Gläubiger brachten seine Angelegenheiten in Ordnung, und er starb zu London den 4. Mai 1785, wegen seiner Kenntnisse und seiner heitern Gemüthsart geschätzt und geliebt. Unter seinen mit Beifall aufgenommenen Schriften sind die bekanntesten: Memoirs of the life of Dav. Garrik Esq. interspersed with characters and anecdotes of his theatrical contemporaries. The whole forming a history of the stage which includes a period of thirty six years. Lond. 1780. Vol. II. 8., mehrmals aufgelegt, Teutsch, Leipzig 1782. 2 Bde. 8. Dramatik miscellanies consisting of critical observations on several plays of Shakespear, with a review of his principal characters, and those of several eminent writers as represented by Mr. Garrik; with anecdotes of dramatic poets, actors etc. Lond. 1782. Vol. III. 8., ebenfalls mehre Auflagen. Einzelne Biographien und sehr viele Aufsätze in Prosa und Versen in St. James Chronicle und andern Journalen *). (*Baur.*)

DAVIESIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen und der ersten Ordnung der zehnten Linnéschen Klasse hat Smith (Linn. transact. IV. p. 220.) so genannt zu Ehren des Mitgliedes der Linnéschen Gesellschaft Hugh Davies (Verf. der Descriptions of four new British lichens, und einer der thätigsten Beförderer von Hudsons Flora anglica, der Flora britannica, und der English Botany von Smith und Sowerby). Char. Der Kelch fünfspaltig, ohne Stützblättchen; der Kiel der Schmetterlingsblume kleiner als die übrigen Blättchen; der Fruchtboden gestielt; die Hülsenfrucht zusammengedrückt, winklig, elastisch aufspringend, einsamig; die Keimwarze des Samens hinterwärts ungetheilt. Die zwölf bekannten Arten sind zierliche neuholländische Sträucher mit einfachen Blättern, oder blattlos. Smith beschrieb neun: D. juncea, D. alata (Abb. Bot. reg. t. 728.), D. acicularis, D. ulicina (D. ulicifolia Andr. repos. t. 304.), D. umbellata (D. umbellulata Labill. nov. Holl. I. t. 137.), D. corymbosa, D. incrassata, D. squarrosa und D. cordata (D. reticulata Sm. gehört zu Jacksonia R. Br.). Robert Brown (Hort. Kew. ed. 2. III. 20.) fügte zwei, D. latifolia (Abb. Bot. mag. t. 1757.) und D. mimosoides (D. glauca Loddiges bot. cab. t. 43.), und Candolle (Prodrom. II. p. 114.) eine, D. racemulosa, hinzu. (*A. Sprengel.*)

DAVILA, Enrico Caterino, einer der ausgezeichnetsten Geschichtschreiber Italiens. Er ward 1576 zu Pieve di Sacco bei Padua von vornehmen Eltern geboren. Sein Vater, wie schon mehre seiner Vorfahren, war Connetable von Cypern im Dienste der Republik Venedig; als aber diese Insel 1570 von den Türken erobert ward, floh er mit seiner zahlreichen Familie zuerst nach Italien, wo er bei Padua einige Güter besaß. Von dort begab er sich mit zwei Söhnen nach Spanien, von woher, nämlich aus Avila, sein Geschlecht stammte; als er aber dort nicht die günstige Aufnahme fand, die er erwartete, wendete er sich 1572 nach Frankreich, wo es ihm glückte, mehre seiner Kinder bei Hofe anzubringen. Er selbst begab sich nach Italien zurück, wo ihm ein Sohn geboren ward, dem er aus Dankbarkeit die Namen seiner Gönner, des Königs Heinrich III. und der Königin Catharina von Medici, beilegte. Dieser Sohn, Enrico Caterino, ward, als er kaum 7 Jahre alt war, nach Frankreich geschickt und dort bei seinem Schwager in der Normandie erzogen, war dann eine Zeit lang Page bei Hofe, nahm, 18 Jahre alt, Kriegsdienste und focht 4 Jahre lang mit Auszeichnung in den damaligen bürgerlichen Kriegen Frankreichs. Sein Vater rief ihn 1599 zurück; kaum aber war der Sohn angekommen, als der Vater, man weiß nicht ob zufällig oder absichtlich, aus einem hochgelegenen Fenster stürzte und so den Tod fand. Enrico Davila setzte nun seine Studien zu Padua fort und lebte auch eine Zeit lang in Parma, wo er Mitglied der dortigen Akademie der Innominati ward. Die Republik Venedig, der seine Vorfahren schon gedient hatten, übertrug ihm nun wichtige militärische Ämter auf Candia, auf der Küste von Dalmatien und auf dem festen Lande von Italien, und gewährte ihm als Lohn seiner Dienste die seinen Vorfahren als Connetablen von Cypern zugestandene Ehre, im Senat zur Seite des Dogen zu sitzen. Auf einer solchen Berufsreise 1631, als er das Militärcommando in Crema übernehmen sollte, und nach den Befehlen des Senats die auf dem Wege liegenden Ortschaften ihm Fuhrwerk schaffen mußten, gerieth er in S. Michele bei Verona mit dem Pächter eines Edelmannes in Streit und ward durch einen Musketenschuß getödtet. Sein Sohn, der ihn begleitete, tödtete den Mörder auf der Stelle, und mehre andere Personen wurden bei diesem Strauße getödtet und verwundet. Mitten unter den Zerstreuungen seines kriegerischen Lebens hat er seine Geschichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs, während des Zeitraums von 1547—1598, ausgearbeitet. Von florentinischen Puristen wird sie zwar als nicht ganz sprachrein in Anspruch genommen, aber allgemein wird anerkannt, daß der Stil Davila's natürlich, einfach und fließend, seine Darstellung höchst anschaulich, lebendig und anmuthig ist. Er spricht größtentheils als Augenzeuge und gehört daher zu den besten Quellen für die Geschichte jenes Zeitraums; doch darf man freilich nicht vergessen, daß er als Katholik und als einer, welcher der Königin Catharina von Medici große Verbindlichkeiten schuldig war, der Hofpartei zugehört, und man also, um ein richtiges Bild jener Zeit zu erhalten, auch den der entgegengesetzten Partei angehörenden De Thou nicht übersehen darf. Die erste Ausgabe seines Werkes: Historia delle guerre civili di Francia, in 15 Büchern, Venezia 1630. 4., ist nicht sonderlich correct; ebenso wenig die prächtige: Parigi, stamperia reale, 1644. 2 Vol. fol., noch die Londra 1755. 2 Vol. 4., oder ebendaselbst 1801. 8 Vol. 8. Die beste

*) Allgem. Literaturzeit. 1785. 2. Bd. S. 300. Biogr. univ. T. X. (von Suard).

ist ohne Zweifel die Venezia, Hertzhauser 1738. 2 Vol. fol., mit dem Bildniß des Verfassers. Sie enthält das Leben Davila's von Ap. Zeno und Anmerkungen von Jean Baudouin. Ein Abdruck davon ist die Ausgabe: Milano, classici ital. 1807. 6 Vol. 8. Davila's Werk ist in mehre Sprachen übersetzt. — Jean Baudouin übersetzte es ins Französische mit vielen Anmerkungen, Paris 1642. 2 Vol. Fol. Eine andere Übersetzung von Mallet und Grosley erschien Paris 1757. 3 Vol. 4. Spanisch erschien es von Basilio Varen de Soto, Madrid 1651 und 1659. Fol. mit einer Fortsetzung in 5 Büchern, welche den Zeitraum von 1598 — 1630 umfaßt. Eine schöne Ausgabe dieser Übersetzung ist die von Antwerpen 1686. Fol. Englisch, zuerst von Aylesbury, London 1647. Fol.; doch reicht diese Arbeit nur bis 1572; dann vollständig von Cotterel, London 1666. Fol. Teutsch von B. Reith, Leipzig 1792. 5 Bde. 8. Lateinisch von Cornazzano, Rom 1745. 3 Vol. 4. (*Blanc.*)

DAVILER (d'Aviler), Augustin Charles, Architekt, geboren zu Paris 1653, gest. zu Montpellier 1700, machte in seiner Kunst schon als Jüngling so große Fortschritte, daß man ihn in seinem 20sten Jahre in die Akademie nach Rom sendete. Mit Desgodets und dem Antiquar Vaillant schiffte er sich zu Marseille ein; die ganze Mannschaft aber hatte das Unglück, von Algierern gefangen zu werden. Sechszehn Monate lang blieb er in der Sklaverei, aber auch in dieser nicht müßig für seine Kunst; er zeichnete beständig und machte den Riß zu einer Moschee, die in der großen Straße von Tunis erbaut worden ist. Nach seiner und seiner Gefährten Befreiung durch Ludwig XIV. begaben sich diese nach Rom, wo Daviler mit großem Eifer die Bauwerke studirte. Nach einem fünfjährigen Aufenthalt daselbst arbeitete er in Frankreich unter Mansard, was ihm jedoch bald lästig wurde, da dieser blos nach seinen eigenen Zeichnungen gebaut haben wollte. Er begab sich deshalb nach Montpellier, wo er einen Triumphbogen aufführte, jetzt Porte du Peirou genannt, und fand hier einen Gönner an dem Intendanten der Provinz de Bâville. Zu Nimes, Carcassone, Béziers, Montpellier und Toulouse führte er treffliche Gebäude aus; in der letzten Stadt zeichnet sich besonders der prächtige erzbischöfliche Palast aus. Zur Belohnung wurde er 1693 zum Architekten der Provinz ernannt. Neben seinen künstlerischen Arbeiten wirkte er für seine Kunst auch als Schriftsteller. Er übersetzte Scamozzi's sechstes Buch über die Architektur, welches von den Säulenordnungen handelt, aus dem Italiänischen und fügte Anmerkungen bei (Paris 1685. Leiden 1715). Sein Commentar zu der Übersetzung des Vignola wurde durch seine Zusätze zu einem vollständigen Werke über die Baukunst. Sie erschien unter dem Titel: *Cours d'Architecture* qui comprend les regles de Vignole, et les figures et descriptions de Mich. Ange (Paris 1691. 2 Bde. 4. mit Zusätzen von Leblond 1750—1755. 3 Bde., und zuletzt herausgegeben von Mariette 1760, mit einer Biographie Davilers vom Herausgeber). Sein Dictionnaire de tous les termes de l'architecture civile et hydraulique ist vielen sehr nützlich geworden. (*H.*)

DAVILLA. Eine von Vandelli (Flor. lus. 35. t. 14.) sogenannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der ersten Ordnung der 13ten Linnéschen Klasse. Char. Ein fünfblätteriger, ungleichförmiger Kelch, dessen zwei innere große, corollinische Blättchen die Befruchtungstheile einschließen; ein bis sechs hinfällige Corollenblättchen; die einsamige Frucht wird von den Kelchblättchen bedeckt. Die sieben bekannten Arten: D. rugosa *Poir.* (Suppl. enc. I.), brasiliana *Cand.* Syst. I. p. 405., prodr. I. p. 69., Lessert icon. t. 71. Hilair. pl. usuell. t. 22.), D. angustifolia *Aug. St. Hilair.* (Fl. brasil. I. p. 18.), D. macrophylla *Hilair.* (l. c. p. 19.), D. brasiliana *Kunth.* (*Humb.* et *Bonpl.* nov. gen. V. p. 51.), D. castaneaefolia *Hilair.* (l. c. p. 17.), D. elliptica *Hilair.* (Pl. us. t. 23.) und D. flexuosa *Hil.* (Flor. l. c. t. II.) sind brasilische und columbische (oft kletternde) Sträucher und Bäume. Die sehr biegsamen und zähen Zweige der D. rugosa (von den Brasilianern Cambaibinha genannt, werden in Brasilien als Bänder, die Blätter jener und der D. elliptica als Wundmittel und zu Dunstbädern gegen die dort häufigen Geschwülste der Beine und Hoden gebraucht. (*A. Sprengel.*)

DAVIS, John. Dieser berühmte Seefahrer war zu Sandbridge unweit Dartmouth geboren, wo der nahe vortreffliche Hafen ihm schon als Knaben Neigung zum Seeleben einflößte, dem er sich nachmals mit dem größten Eifer widmete. Er war durch Studium und Erfahrung der Schifffahrt sehr kundig, als im Jahre 1585 von neuem der Versuch, eine nordwestliche Durchfahrt von Amerika nach Ostindien zu entdecken, gemacht werden sollte, und Sanderson, Kaufmann und Verfertiger von Erdkugeln in London, ihn zum Capitain bei dieser Unternehmung vorschlug. Am 7. Juni segelte er mit zwei Schiffen von Dartmouth ab, entdeckte am 20. Juli die Südküste von Grönland, auf dem nordwestlichen Laufe von da eine Menge grüner und anmuthiger Inseln, deren Bewohner ihnen andeuteten, daß gegen Norden und Westen eine große See vorhanden sei. Am 6. Aug. fand er unter 66° 40′ Br. vom Eise freies Land, und als er von dessen südlichstem Vorgebirge weiter segelte, kam er in eine vom Eise freie, schöne Meerenge. Diese, welche das nördliche Festland Amerika's von der Westküste Grönlands trennt, nordwestlich vom Cap Farewell, 60° N. Br., zu der Baffinsbai, 86° N. Br., geht und sich bis zu 75° W. Länge erstreckt, wo sie mit der Baffinsbai verbunden ist, sowie durch die Cumberland-, Frobisher- und Hudsonsstraße mit der Hudsonsbai, hat von ihm den Namen der Davisstraße erhalten. Noch suchte Davis einige Zeit lang die nordwestliche Durchfahrt, die aus mehren Gründen sich vermuthen ließ, allein er traf blos auf eine Menge Inseln und kehrte, da ihm der Wind entgegen kam, nach England zurück, wo er am 29. Sept. zu Dartmouth landete. Im folgenden Jahre segelte er wieder mit vier Schiffen ab, fand aber, nach vielen bestandenen Gefahren, wieder nicht, was er suchte und zog aus seinen gemachten Beobachtungen den Schluß, daß der äußerste Norden von Amerika aus lauter Inseln bestehe. Im J. 1587 unternahm er die dritte Entdeckungsreise; und da er auf der vorigen unter 56° Br. eine er-

staunliche Menge Stockfische gefunden hatte, so gab man ihm diesmal zwei Schiffe zum Fischfange, und nur eins zu seiner Entdeckung mit. Jene beiden Schiffe sollten nicht eher zurückkehren, als bis er wieder zu ihnen gestoßen wäre. Er drang diesmal bis zu 73° Br. vor, mußte da aber wegen widrigen Windes seinen Lauf verändern und gelangte zu einer Inselgruppe, die er Cumberlandsinseln nannte. Die Schiffe, die ihn hatten erwarten sollen, waren inzwischen zurückgekehrt, was ihn in nicht geringe Noth brachte und ebenfalls zur schleunigsten Rückkehr nöthigte. Gern hätte er seine Entdeckungen weiter verfolgt, allein er fand jezt keine weiteren Beförderer derselben. Er begleitete nun im J. 1591 Cavendish auf seinem zweiten Zuge nach der Südsee, und führte das Schiff Desiré, welches sich aber von den übrigen trennte, wodurch der Untergang von Cavendish beschleunigt wurde. Inzwischen hatte Davis auf dieser Fahrt ebenfalls mit vielem Unglück zu kämpfen, bis er am 11. Juni 1593 zu Beahaven in Irland wieder ankam. Nachher machte er mehre Seereisen nach Ostindien mit. Auf der lezten derselben wurde er in einem heftigen Gefecht mit Japanern in der Nähe der Küste von Malacca, am 27. Dec. 1605 erschlagen.

Die Nachricht von seiner zweiten Entdeckungsreise bei Hackluyt (Voyages, Navigations etc. Bd. 3. S. 103) scheint von Davis selbst verfaßt zu seyn. Unter mehren Aufsätzen (ebendas.) ist ein Auszug aus seiner Schrift: The worlds hydrographical Description, und eine Beschreibung seiner Schifffahrt nach Ostindien im J. 1598 in *Harris* Collection of voyages zu bemerken. (Biogr. brit.) (*H.*)

DAVIS, Eduard, ein engländischer Flibustier, übernahm nach dem Tode des Capitän Johann Cook das Commando des Schiffes, auf welchem sich Cowley, Dampier und Wafer befanden. Nachdem ihn die beiden ersteren verlassen hatten, segelte Davis am 27. August 1685 aus dem Hafen von Rialeso aus, erreichte die Galopagos und kreuzte dann während des Jahres 1686 an den Küsten von Peru und Chili bis 38° südlicher Breite. Nachdem er mehre Städte geplündert hatte, kehrte er nach den Galopagos zurück und segelte im Jahre 1687 nach Süden. In der Breite vom 27° 20′ entdeckte er eine kleine, sandige Insel, und als er sich ihr näherte, entdeckte er westlich eine Reihe hoher Länder, welche sich mehre Meilen weit erstreckten, überzeugte sich aber bald, daß es nur Inseln wären. Von hier ging er nach Juan Fernandez, dublirte das Kap Horn, landete nördlich vom Rio de la Plata und erfuhr im Caraibenmeere, daß Jacob II. den Flibustiern Amnestie versprochen hätte. Er ging deshalb 1688 nach Philadelphia und von hier nach England, wo er lange Zeit ruhig lebte.

Von seiner Reise hat der Chirurgus Wafer einen Bericht im Anhange zu seiner Beschreibung der Landenge Darien gegeben. Dampier, welchem Davis in England die von ihm gemachte Entdeckung mittheilte, war der Meinung, daß das gefundene Land die Küste von Terra australis incognita sei. Roggewein, Cook, la Perouse und andere haben sich vergeblich bemüht, dieses Land aufzufinden. (Biogr. univ.) (*L. F. Kämtz.*)

DAVIS, Eduard, Maler und Kupferstecher, geb. in Wallis gegen 1640, erlernte die Kupferstecherkunst bei Loggan. Armuth zwang ihn, seinen Meister als Bedienter nach Frankreich zu begleiten, wo er Gelegenheit fand, sich in der Malerei zu üben. Nach seiner Rückkunft nach England verschaffte er sich seinen Unterhalt bald durch den Pinsel, bald durch den Grabstichel. Er hat eine Reihe historischer Bildnisse gemalt, unter andern die ganze Familie Karls I., ist aber jezt weniger durch seine Gemälde als durch seine Kupferstiche bekannt. Ein sehr seltnes Blatt von ihm ist das Ecce homo nach van Dyk. (*H.*)

DAVISBAI, eine 11½ Meile weit in das Land eingreifende Bucht an der Ostküste von Labrador. Vor derselben liegt die Insel Tickithockthock, und zwischen hier und Unityhai (56° 10′ Br. 317° 6′ L.) haben die Herrnhuther drei Missionen. (*Leonhardi.*)

DAVISBURG, Hauptort der Grafschaft Giles im nordamerikanischen Freistate Virginia, mit den Grafschaftsgebäuden. (*H.*)

Davisland s. Osterinsel.

DAVISON, eine der 62 Grafschaften des nordamerikanischen Freistats Tennessee. Sie grenzt im N. W. an Robertson, im N. O. an Sumner, im O. an Wilson und Rutherford, im S. an Williamson, im W. an Dickson und hatte im J. 1820 20154 Einw., unter denen sich 189 freie Farbige und 7899 Sklaven befanden. Der vom Cumberland — welcher hier den Harpeth, Sycamore, Mansekes und White aufnimt — bewässerte Boden erzeugt die vorzüglichste Baumwolle in Tennessee und ist auch am besten angebauet. (*Leonhardi.*)

DAVISON, Davyson, (William), Statssekretär unter der Regirung der Königin Elisabeth, vorzüglich merkwürdig durch sein mit dem der Maria Stuart verflochtenes Schicksal. Das peinliche Verhältniß, in welches er dadurch mit der Königin kam, hat Schiller in seiner Maria Stuart (Akt 4. Sc. 11. 12. Akt 5. Sc. 14. 15.) im Wesentlichen mit der höchsten Treue geschildert, und nur insofern nicht historisch richtig, als er die Königin sagen läßt: „mein Schreiber Davison," diesen aber selbst zur Königin:

— — Habt Nachsicht
Mit mir! Ich kam seit wenig Monden erst
In dieses Amt! Ich kenne nicht die Sprache
Der Höfe und der Könige, — in schlicht
Einfacher Sitte bin ich aufgewachsen;
Drum habe Du Geduld mit Deinem Knecht!

Zu Burleigh sagt er ferner:

Mylord! Ihr seyd's,
Der mich in dieses Statsamt eingeführt!
Befreiet mich davon. Ich übernahm es,
Unkundig seiner Rechenschaft! Laßt mich
Zurückgehn in die Dunkelheit, wo Ihr
Mich fandet; ich gehöre nicht auf diesen Plaz.

Alles dieses paßt durchaus nicht auf den wirklichen Davison, der als Statssekretär kein Schreiber, sondern Minister war, und eben deshalb weder so jung noch so unerfahren seyn konnte. Was die Dunkelheit betrifft, in der man ihn gefunden, so kann sich diese höchstens auf seine Abkunft beziehen, von der man nichts weiter weiß, als daß er entweder selbst in Schottland ge-

boren war, oder doch von einem schottischen Geschlecht abstammte. Dieses Nichtkennen seines Geschlechts läßt aber um so mehr vermuthen, daß er, der so hoch gestellt wurde, sich durch Talente, Kenntnisse und Gewandtheit müsse ausgezeichnet haben. Diese Vermuthung wird durch die Geschichte bestätigt. Davison erscheint zuerst als Sekretär des Sir Killigrew, den er nach Schottland begleitete, als dieser im J. 1566 der Königin Maria die Glückwünsche wegen der Geburt ihres Sohnes überbrachte, und seit dieser Zeit, also 20 Jahre vor der Hinrichtung Maria's, muß er in Verbindung mit dem Hofe gestanden haben und als ein sehr tüchtiger Diplomat bekannt gewesen seyn, weil man ihn sonst nicht zu Geschäften gebraucht haben würde, die große Umsicht, Klugheit und Gewandtheit erfoderten. Er wurde aber im J. 1575 von der Königin nach den Niederlanden abgesendet, um zu erforschen, welche Partei sie unter den damals so schwierigen Umständen zu ergreifen habe. Dieses Auftrags entledigte er sich zu so großer Zufriedenheit der Königin, daß er nachmals förmlich als ihr Abgesandter nach Gent, und im J. 1579 als ihr Bevollmächtigter nach Holland abging. Im J. 1583 sendete sie ihn nach Schottland, um dem Einflusse des französischen Gesandten entgegen zu wirken; und als die Niederlande sich entschlossen hatten, ihre Unabhängigkeit mit den Waffen zu erkämpfen, wurde er dahin gesendet, um ein Bündniß mit denselben abzuschließen. Zu dieser Zeit war er Sekretär im geheimen Kabinet, und nach seiner Rückkunft wurde er Mitglied desselben, indem er, zugleich mit Sir Walsingham, zum Statssecretär ernannt wurde, wozu vorzüglich der Graf von Leicester beitrug. Davison stand in dem wohlbegründeten Rufe, ebenso redlich als einsichtig zu seyn, und trotz der sehr verwickelten Angelegenheiten, womit man ihn beauftragt hatte, war sein Charakter unbefleckt geblieben. Nun kam die Zeit, wo nach der entdeckten Verschwörung Babingtons der Prozeß gegen die unglückliche Maria eröffnet wurde. Davison hatte daran gar nicht Theil. Als das Todesurtheil gesprochen war, stellte Walsingham sich krank und kam nicht an den Hof, so daß nun die Last, die Vollmacht aufzusetzen und der Königin zur Unterschrift vorzulegen, allein auf Davison fiel, den die Königin ihrer Heuchelei und Rache zum Opfer fallen ließ. Unter den Schriften des Sir Paulet hat sich Davisons Rechtfertigungsschrift gefunden, welche die Biographia britannica bekannt gemacht hat, und aus dieser geht Folgendes hervor. „Die Königin hatte durch den Lord der Admiralität Davison auffodern lassen, die Vollmacht auszufertigen und ihr zu bringen. Dieser bringt sie; sie unterzeichnet und befiehlt nachher, daß sie besiegelt werde; verlangt jedoch, daß alles ganz geheim vom Lord Kanzler solle vollzogen werden, welches alles über ihre Willensmeinung keinen Zweifel übrig läßt. Nachher folgen indeß Klagen über Sir Paulet, der doch so leicht sie von der Last, welche sie drücke, befreien könne, und eine Auffoderung, diesen darüber in einem Briefe auszuforschen. „Ob ich nun gleich, sagt Davison, bei früheren ähnlichen Vorschlägen mich jederzeit geweigert hatte, in eine Sache mich einzumischen, die ich gänzlich mißbilligte; so erklärte ich mich doch zu ihrer Beruhigung bereit, dem Sir Paulet zu schreiben, was sie von seinen Händen erwarte, wiewol ich voraus versichert war, daß dies vergeblich seyn würde, weil ich diesen als einen so rechtschaffenen Mann kannte, der um nichts in der Welt eine unrechtmäßige Handlung begehen würde." Davison besorgte hierauf die Besiegelung bei dem Lordkanzler. Am folgenden Morgen ließ ihm die Königin sagen, er solle nicht zum Lordkanzler gehen, bevor er sie gesprochen. Als sie hörte, er sei bereits bei dem Lordkanzler gewesen, tadelte sie diese Eile und kam wieder darauf zurück, daß die Sache eine bessere Form bekommen könne, wodurch nicht die ganze Last auf sie geworfen würde. Davison erwiederte, die einzig rechtmäßige Form, die sich mit Ehren beobachten ließe, sei die gesetzliche, und sie antwortete: „Klügere Leute als Ihr sind anderer Meinung!" „Für Andere, sagte Davison, kann ich nicht einstehen; gewiß aber bin ich, daß nie jemand einen haltbaren Grund anführen wird, um zu beweisen, daß es für Ihro Majestät rühmlich oder sicher wäre, einen andern Weg einzuschlagen als den, welcher mit den Gesetzen und der Gerechtigkeit besteht." Die Königin antwortete nicht und entfernte sich. Sir Paulet hatte geantwortet wie ein Ehrenmann. Empfindlich beklagte sie das übergroße Zartgefühl der gar zu gewissenhaften Leute. Davison stellte ihr vor, daß, wenn jene Leute ihren Wunsch erfüllten, sie sich doch selbst entweder zu der That bekennen, oder sich davon lossagen müsse. Im ersten Falle nehme sie die Schande auf sich, im andern richte sie diese braven Leute, ja deren sämtliche Nachkommen zu Grunde. Am letzten Tage, wo Davison sie sprach, äußerte sie nochmals, es sei ihnen allen eine Schande, daß diese Sache noch nicht beendigt sei, so daß man deutlich sieht, sie wollte dieselbe durch einen Meuchelmord beendigt haben, wozu sich Davison auf keine Weise verstand. Bei Gott betheuert er die Treue und Wahrheit seines Berichts und sagt in Beziehung auf einen Befehl, den er erhalten haben solle, die Vollmacht vor den übrigen Mitgliedern des geheimen Kabinets geheim zu halten (die es durch die Königin selbst alle wußten), oder dieselbe bis zur Zeit eintretender Gefahr bei sich zu behalten: „beides muß ich in aller Unterthänigkeit mit Ihrer Majestät allergnädigsten Erlaubniß schlechterdings leugnen." — „Wenn, sagt er dann, es Ihrer Majestät Meinung gewesen seyn sollte, daß Walsingham und ich allein die Absendung der Vollmacht an die Grafen besorgen sollten, so gestehe ich, daß ich dazu nie Lust gehabt, weil ich den Plan der Königin wohl kannte, so viel als möglich von dieser Last auf fremde Schultern zu wälzen, und mir bewußt war, daß meine Schultern sie nicht zu tragen vermöchten."

Der unglückliche Davison entging darum bei dieser rachsüchtigen Königin seinem Schicksal nicht. Diese, um rein zu scheinen, ließ Burleigh eine Zeitlang in scheinbarer Ungnade, Davison aber wurde in den Tower gesetzt, und die Richter verurtheilten ihn zu einer hohen Geldstrafe und Gefangenschaft, deren Dauer in die Willkür der Königin gestellt wurde. Die Königin sendete — zum Beweis ihrer Unschuld an Maria's Hinrichtung — dieses Urtheil an den König von Schottland. Davison,

für lange, treue Dienste so belohnt, fand Trost in seiner Unschuld und entbehrte doch nicht der Theilnahme seiner Freunde. Burleigh schrieb der Königin: „Ich halte es für schwer, einen gleich geschickten Mann für seine Stelle zu finden. Ihn bei Ihro Majestät schwerer Ungnade zu Grunde zu richten, würde ein größerer Verlust für Ihro Majestät seyn als für ihn." Der Graf Essex sagte der Königin, die besten Unterthanen in ihrem Reiche wünschten, daß sie sich selbst die Ehre anthun möchte, ihn wieder herzustellen. Er verwendete sich für ihn bei dem Könige von Schottland, und schlug ihn der Königin nach Walsinghams Tode zu dessen Stelle als den vorzüglichsten vor, denn sonst würde in wenigen Jahren keiner dieser Last sich unterziehen können. Die Königin selbst fand dies auch gegründet, scheute aber jetzt die Folgen, die seine Wiederanstellung in Schottland bewirken könnten. Von nun an fehlen Nachrichten über ihn. Die Schriftsteller jener Zeit, sagt die Biogr. brit., erhoben den Glücklichen und Großen und ließen den Unglücklichen, wie tugendhaft und würdig er auch war, in Dunkelheit. (*H.*)

Davisstraße s. John Davis.

DAVITY, d'Avity, (Pierre), Sieur de Montmartin, geboren 1573 zu Tournon in Vivarais, lebte als königl. Kammerherr zu Paris und starb daselbst 1635. Seine Poesien sind vergessen, und die vermischten Werke, die er unter dem Titel: Les travaux sans travail. Par. 1599; 1602; Rouen 1609. 12. herausgab, haben ebenfalls ihre Bedeutung verloren. Bemerkenswerth ist dagegen seine Statistik aller Staten des Erdbodens, von den ältesten bis auf seine Zeit: Les estats, empires, royaumes, seugneries, duchez et principautez du monde, representez en ce livre par la description et situation des pays et moeurs tant anciennes que modernes des nations, les richesses des provinces, les forces, le gouvernement, la religion et la vie des princes, qui ont gouverné chacun estat etc. par le Sieur D. V. T. Y. (Davity). St. Omer 1621. Vol. II. 4. Par. 1625. fol. Lateinisch mit Zusätzen von J. L. Gothofried. Frankfurt a. M. 1629. Fol. Teutsch mit 107 Kupferstichen von Matth. Merian. Frankf. a. M. 1646; 1695. Fol.; diese letzte Ausgabe enthält 145 Kupfer und ist bis 1694 fortgesetzt. Erweitert und fortgesetzt erschien das Werk unter dem Titel: Le monde, ou la description generale de ses quatre parties etc. Ed. II. rev. corr. et aug. par Ranchin. Par. 1635. Vol. V. fol.; das fünfte, von Europa handelnde Vol. in 3 Tom.; die letzte (verballhornisirte) Ausgabe von Rocoles erschien zu Paris 1660 in 6 Fol.-Bänden; ein Auszug mit Zusätzen Genf 1665. Fol. Im Ganzen ist das Werk planlos, unkritisch und ohne Geschmack kompilirt, aber für die Zeit, in der es erschien, merkwürdig. Davity soll auch Verfasser der Origines de tous les ordres militaires et de chevalerie de la chretienté. Par. 1635. fol. seyn *). (*Baur.*)

DÅVÖ oder Davidsö, eine Insel mit Rittersitz, im See Galten, Kirchspiels Murktorp in der schwedischen Provinz Westmannland, benannt nach dem ersten christlichen Lehrer dieser Provinz, dem heil. David, der dort um 1060 aus England anlangte, ein Kloster und eine Kapelle, auch die Kirche Murktorp, in welcher er begraben wurde, erbaute. (*v. Schubert.*)

DAVOS [1]). Eines der sieben Hochgerichte des Zehn-Gerichten-Bundes im schweizerischen Kanton Graubünden. Hohe, gletscherreiche Alpen, über welche mehre Pässe führen, wovon indessen zu Winterszeiten nur vier fahrbar sind, trennen das Gebiet vom Unter- und Ober-Engadin, vom Prätigäu und von den Hochgerichten Klosters, Bellfort, Churwalden und Schanfick. Die ganze Landschaft, die einen Umfang von etwa 48 Stunden hat, bildet ein Hauptthal, das sich von N. O. nach S. W. ziehet und vier südostwärts laufende Nebenthäler, nämlich das Flüela- oder Flögiathal, das Dischmathal, das Sartigerthal, welches zu hinterst in zwei kleine Nebenthäler, das Kuhalpthal und das Dukanerthal ausläuft, und das ebenfalls in zwei Nebenäste sich spaltende Thal Monstein. Unter den Bergen sind die ausgezeichnetsten das schwarze Horn, das bis oben begraste Rinershorn, beide so wie die Spitze des Casannaberges mit herrlichen Fernsichten, der Alteinerberg, das Mittagshorn, das Thälihorn, das g'frorne Horn, das Dukaner Horn und das Schevenhorn. Ihre mittlere Höhe beträgt 4 bis 6000 Fuß über dem Meere. Die Gewässer bestehen aus mehren kleinen Bächen, die vereinigt den Namen des Davoser Landwassers führen, das sich unweit Filisur in die Albula ergießt, und aus sechs Seen. Von den letzten ist der große Davosersee ¾ Stunde lang und ¼ Stunde breit, reich an Gold- und Silberforellen und Trüschen (Gadus Lota *L.*). Der schwarze See, der kaum ¼ Stunde im Umfang hat, nimt seinen Ausfluß in entgegengesetzter Richtung des vorhin genannten Landwassers gegen Klosters in die Landquart. Zwei andere kleine, aber fischlose Seen sind auf dem Flüelaberg, und die beiden bei Erosa ergießen sich mit den beiden Bächen dieser Nachbarschaft in die Plessur. So schwach Erdbeben hier zu seyn pflegen, und so selten sich jetzt die vormals weit häufigern Erdschlipfe ereignen, desto häufiger zeigen sich Gewitter, Lauwinen und im Sommer Hagelwetter und plötzliche Anschwellungen verheerender Bergwasser. Das Ausspülen der Bergabhänge durch das Wasser erzeugt die vielen gefährlichen Tobel, die, mit Bergkanälen vergleichbar, bei Wassergüssen sich füllen, und wenn sie überströmen, die Ebene mit Wasser und Schutt bedecken. Rücksichtlich der außerordentlich merkwürdigen, geognostischen Beschaffenheit verweisen wir auf von Valär [2]), Ebel [3]) und von Salis [4]). Nur im Allgemeinen be-

*) Eloge par Rocoles bei der Ausg. von 1660. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Wachlers Gesch. d. hist. Forsch. 1. Bd. 2. Abth. 562. Meusels Lit. d. Statist. 2.

1) Der Verfasser einer der besten Schriften über Graubünden, betitelt: Die drei Bünde in Hohen-Rhätien. Berlin 1799, schreibt diesen Namen stets Davaß. 2) Topographische Beschreibung der Landschaft Davos, von Herrn Landammann Jacob von Valär daselbst im neuen Samler für Bünden, Herausg. v. der ökonom. Gesellschaft. Chur 1. S. 3. 3) Anleitung, auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. 3. Aufl. Zürich 1809. II. S. 54—70. 4) Die Landschaft Davos von

merken wir, daß die Berge reich an Erzen sind, namentlich an Silber, Bleiglanz, Gallmay, Eisenstein, Kupferkies, goldhaltigen Schwefelkiesen u. dgl. m. Aus einer Urkunde vom Jahre 1477 geht hervor, daß schon damals Bergbau in Davos betrieben ward. 1609 hatte Östreich, das zu dieser Zeit das Bergregal besaß, einen Inspector und Bergrichter in der Person eines gewissen Christian Gadmer zu Davos bestellt. Seit 1805 wurde der bergmännische Betrieb des Blei- und Zinkbergwerks wieder begonnen. Die Ausbeute wird dadurch vermehrt, daß die häufig mit dem Bleiglanze einbrechende Blende durch Röstung auf Zink benutzt wird. Die Reduction geschieht in Klosters und die Auswalzung des Metalls zu Zinkblechen in Chur, wo man auch seit kurzem Messing daraus erzeugt [5]). Mineralquellen gibt es mehre in der Landschaft, z. B. bei Spina (Spien), besonders in dem Sartigerthal [6]), das auch durch einen schönen Wasserfall ausgezeichnet ist. Nicht weniger mannigfaltig sind die Produkte des Thierreichs, worunter Bären, Wölfe, Gemsen, Füchse, Eichhörner, Fischottern, rothe und graue Hasen, Rehe, Luchse, wilde Katzen, Eidechsen, Schlangen, mehre merkwürdige Vögel, Insekten und Murmelthiere Erwähnung verdienen. Um der Ausrottung der letzten vorzubeugen, hat man gesetzliche Vorschriften erlassen. Ein Gleiches ist in Ansehung der Enzianwurzeln geschehen. Die Wälder, die von den vielen Ziegen (Gaissen) leiden, doch aber schon von Alters her Privateigenthum und mithin keine Gemeindewaldungen sind, bestehen aus Rothtannen, Lerchen, Arven (Pinus Cembra *L.*) u. s. w. Das Hauptprodukt des Pflanzenreichs ist aber das treffliche Bergheu der zahlreichen Alpen, Alpenwiesen und Bergweiden, in der Landessprache Atzungen und Sömmerungen genannt, wogegen das zwar äußerst gesunde, dennoch aber rauhe Klima dem eigentlichen Feldbau ziemlich enge Schranken setzt, da er nur Gerste, Roggen, Erbsen, Bohnen, Kartoffeln, weiße, gelbe und rothe Rüben und Blatten (Rumex alpinus *L.*) gestattet [7]). Dafür sind die in besondern, zerstreut liegenden Sennthümern betriebene Alpenwirthschaft, die Säumerei und die Viehzucht äußerst beträchtlich. Der Viehhandel nach Italien und Tyrol, durch zwei Viehmärkte belebt, gehört zu den Hauptnahrungszweigen. Außerdem bilden Butter, rohe Häute, Wildprett, Fische und Eier Ausfuhr-, so wie Roggen, Salz, Wein, Branntwein, Obst, Hanf, Colonialwaren u. s. w. Einfuhrartikel. Zum Beweise, wie gesund das Klima ist, kann wol der Umstand dienen, daß die Einwohner mehrentheils ein hohes Alter erreichen, weswegen Greise von 70, 80, 90 Jahren und darüber gar nicht selten sind. Der Davoser ist stark, wohlgewachsen, flink und ausdauernd bei mühsamer Arbeit. Er hat vielen Mutterwitz, Schlauheit, eigenthümliche Sitten und Gebräuche [8]). Schade, daß seit einigen Jahren er dem Beispiel der Engadiner nachahmt und häufig als Conditor (Schweizer) ins Ausland zieht. Er spricht teutsch wie die Nachbaren in Wallis. Eine nicht geringe Anzahl von Davosern hat sich berühmt gemacht und ist in auswärtigen Kriegsdiensten zu hohen Ehrenstellen gelangt. Selbst bekannte Schriftsteller, wie z. B. Johann Guler von Weineck (geb. 1562, gest. 1637) und Fortunat Sprecher von Bernegg (geb. 1584, gest. 1647) stammen aus diesem Theile von Graubünden.

Alle bündenische Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß im Jahre 1233 einige oberwalliser Jäger des Freiherrn Walther IV. von Vatz diese Gebirgslandschaft entdeckt und ihr dem Namen Davos, d. h. dahinten, hinter den Bergen [9]), beilegten. Sie erhielten die Erlaubniß, sich mit ihren Angehörigen daselbst anzusiedeln, weswegen diese Thalleute noch in einer Urkunde vom St. Agathentage 1438 „Walser" genannt werden. Diese ihre nahe Verwandtschaft mit den Oberwallisern läßt sich auch durch gleiche Geschlechtsnamen in beiden Ländern darthun. Nach Erlöschung der Freiherrn von Vatz gerieth Davos unter die Herrschaft der mächtigen Grafen von Toggenburg, und erst im Jahre 1463 nach dem Tode des Grafen Friedrich trat es mit dem Prätigäu in einen gemeinschaftlichen Bund, den Zehn-Gerichten-Bund, zusammen. Damals war ein Beeli Landammann, dessen Vorfahe Wilhelm Beeli im Hofe zu den ersten Ansiedlern gehört hatte. Nach und nach gelangte Davos an den Grafen von Montfort, an die Familie von Mätsch und von Östreich, von welchem es sich erst 1649 loskaufte. Als erstes Hochgericht im Zehn-Gerichten-Bunde genießt die Landschaft besondere Vorrechte. Die Grundlage ihrer Freiheiten enthält der Lehenbrief, den Hugo von Werdenberg und Johann Donat von Vatz am 18. Tage Bartholomä 1289 ihr verliehen [10]). Das Länd-

---

Karl Ulysses von Salis-Marschlins in der Alpina. Winterthur 1806. I. S. 154—170. 5) S. von Walser a. a. O. über den Bergbau in Bünden, von Karl Ulysses von Salis-Marschlins im neuen Sammler für Bünden. Chur 1806. II. S. 491—562. Zustand der Bergwerke im Kanton Graubünden in C. Bernoulli's schweizer. Archiv für Statistik. Basel 1827. I. S. 54. 6) Rüsch, Anleitung zum richtigen Gebrauche der schweizerischen Mineralwasser. Ebnat 1826. II. S. 210. 7) Wichtige und beachtenswerthe Winke über Klima und Landwirthschaft von Davos findet man in K. Kasthofers Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Susten, Gotthard, Bernardin u. s. w. Aarau 1822. S. 149 und in dessen Bemerkungen auf einer Alpenreise über den Brünig, Bragel, Kirenzenberg und über die Flüela, den Malogia und Splügen. Bern 1825. S. 124. 134.

8) S. Kasthofer a. a. O. Etrennes helvétiennes pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. in 8. p. 241—259, wo ein interessanter Brief von Heinrich Bullinger an Johann Pontisella, ins Französische übersetzt und mit erläuternden Noten versehen, abgedruckt steht. 9) Fondation du bourg de Davos, dans les Grisons im Conservateur Suisse. Lausanne 1813. Tome II. p. 123. Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn sagt im Schweizer Geschichtsforscher I. S. 263: Davos bedeute „die innere Gegend" und komme a. d. lat. de post. H. L. Lehmann in der Republik Graubünden historisch-geographisch-statistisch dargestellt. Brandenburg 1799. II. S. 6. behauptet: Die Barone von Vatz sagten zu ihren Jägern: „Giain aint Davoss" und übersetzt dies „eamus ulterius ad loca interiora post montes sita" Bridel im Conservateur Suisse l. c. p. 473 Note 20. erinnert, daß „dans le patois Fribourgeois *d'Avo* veut dire là-bas; ce mot vient du vieux terme *Val*, au pluriel *Vaux*, qui signifie, vallée." 10) Der Verf. des in der ersten Note angeführten Werkes nennt S. 5. diese Urkunde einen Freiheitsbrief und sagt, daß derselbe dem spätern von 1438 zur Grundlage gedient habe. —

chen hat eine eigene obrigkeitliche Verfassung und besetzt zwei Stellen im großen Rathe des Kantons. Mit der wohlgeordneten Armenpflege halten die Schulen nicht gleichen Schritt, deren schlechte Beschaffenheit selbst einheimische Schriftsteller tadeln.

In klimatischer Beziehung wird das Ganze, wie die meisten Alpenthäler, rücksichtlich der Lage gegen die Sonne in zwei Theile getheilt. Man nennt, was dem Laufe des Landwassers zur rechten Hand liegt, die Sonnenseite, das übrige dagegen die Litze, d. h. die Schattenseite. In politischer Hinsicht zerfällt das Hochgericht in den obern und in den untern Schnitt und in die Gemeinde Erosa (Arosa, Urosa, 4250 Fuß über dem Meere), die außerhalb der natürlichen Grenzen der Landschaft Davos westlich und von derselben durch den Kummerberg getrennt liegt. Jeder Schnitt hat sieben Nachbarschaften, deren Namen folgen:

A. Im obern Schnitt. Nachbarschaften.	B. Im untern Schnitt. Nachbarschaften.
1) Kircher Oberschnitt.	1) Kircher Unterschnitt.
2) Seewer Sonnenhald.	2) Brüch und Siebelmatte.
3) Seewer Litzhald.	3) Sartig mit Glavedell (5650 F. über d. Meere).
4) Dischma.	4) Langmatte.
5) Flüela (5900 F. über d. Meere).	5) Glaris (3440 F. ü. d. M.).
6) Meyerhof.	6) Spina (Splen).
7) Ober- und Unter-Laret.	7) Monstein (4500 F. üb. d. M.).

Sämtliche Bewohner, an 2000 an der Zahl, schon seit 1527 der reformirten Religion zugethan [11]), bilden sechs Kirchengemeinden oder sogenannte Kirchhören. Die Kirchen sind: 1) St. Johann, am Platze, Hauptkirche; 2) St. Theodor, im Dörfli, mit einem Kirchlein im untern Laret; 3) die Frauenkirche zu Sibelmatte, deren Filial die Alpkirche im Sartigthal ist; 4) St. Nicolas auf Glaris; 5) die Kirche zu Monstein und 6) die Kirche zu Erosa.

Davos oder Am Platze ist der Hauptort des Hochgerichts. Bei der Kirche, deren Pfarrer den Titel eines Antistes führt, da wo die Landsgemeinde gehalten wird, ist die Grenze der übrigens in allen Gerechtsamen völlig gleichen Ober- und Unter-Schnitte. Der Ort, 4360 Fuß über dem Meere, hat Jahrmarktsrechte. Im äußerst einfachen Rathhause, das gleichzeitig als Herberge dient, versammelt sich der große und kleine Rath der Landschaft Davos, dann alle Jahre der Bund der Zehn-Gerichte und alle drei Jahre der allgemeine Bundestag von Graubünden. Der Sitzungssaal zeichnet sich blos durch alterthümlich bemalte Glasscheiben aus [12]). Auch werden auf dem Rathhause Wolfsgarne aufbewahrt und außen an demselben sind über dreißig Wolfsköpfe und Rachen angenagelt [13]). Das musterhaft geordnete Archiv ist sehenswerth. Es werden darin dreierlei Arten von Urkunden und Statsschriften aufbewahrt, je nachdem sie entweder den Kanton (die gemeinen Lande), oder den Zehn-Gerichten-Bund, oder endlich nur die Landschaft Davos betreffen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Davoust s. Eckmühl.

DAVUS, nach Strabo so viel wie Dacus, Dacier; bei den Römern ein Sklavenname wie Getha, Thrax, Syrus u. a. Bei den Lustspieldichtern hat er die Rolle, welche die Neueren dem listigen, zu allen Intriguen bereiten Bedienten ertheilt haben. Von dem bei Terenz in der Andria schreibt sich die sprüchwörtliche Redensart her: ich bin ein Davus, kein Oedipus (Act 1. Sc. 2.), weil sich der Schelm einfältig stellte, als ob er nicht errathen könnte, was der alte Simo von ihm wollte. (*H.*)

DAVY, eine der von Parry benannten nördlichen Georgsinseln im Polarmeer, im S. W. von Lowther (74° 58′ Br. 271° 50′ L.) gelegen. (*Leonhardi.*)

DAVY, Sir Humphry, einer der berühmtesten, um Wissenschaft, Kunst, Leben und Stat verdientesten, englländischen Naturforscher unserer Zeit, welcher besonders in der Chemie Entdeckungen machte, die in ihrer Art gleiche Epoche bilden wie früher jene von Lavoisier, war der Sohn eines Bildschnitzers, Robert Davy, der ein kleines Gut an den Ufern der St. Michaelsbay besaß. Humphry ward ihm am 17. Decbr. 1779 zu Penzance in der Grafschaft Cornwallis geboren.

Den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung legte Davy in seinem Geburtsorte und unfern davon in Dr. Cardew's Schule zu Truro. Daneben beschäftigte er sich mit Jagen, Fischen und Fertigung von Versen, welche er seinen Mitschülern mit Begeisterung vordeclamirte.

Nach Penzance zurückgekehrt, begann er, 15 Jahre alt, seine Lehrzeit als Apotheker, ward aber aus derselben unter nichtigen Gründen in seinem 18. Jahre entlassen. Um diese Zeit entstanden seine Ode an den Berg St. Michael und sein Gedicht auf Mounbray, zwei seiner besten poetischen Leistungen. In seinen Stanzen, die erst später mit bedeutenden Abänderungen und unter dem Titel: „das Leben" herauskamen, versenkte er sich in alle Abstraktionen des Pantheismus.

Nach Lesung von Lavoisiers Schriften entschied sich endlich Davy für die Chemie und verband sich mit Beddoes, der ihn 1799 an die Spitze seiner zu Bristol errichteten medizinischen Anstalt (die Pneumatic Institution) stellte.

Seine erste Entdeckung war die des Stickstoffprotoxyds, einer Gasart, welche bekanntlich auf diejenigen, welche sie athmen, außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Durch die Analyse der Salzsäure, sowie durch seine Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxyde, or dephlogisticated nitrous air and its respiration. London 1800. 8. (verteutscht

Kasthofer a. a. O. theilt Bruchstücke aus diesem Briefe mit, und Joh. Ulr. von Salis-Seewis Sohn, in seinen im Schweizer Geschichtsforscher I. S. 250 abgedruckten Nachrichten über das Geschlecht derer von Vaz, zieht diese Urkunde S. 283 und 293 besonders an. 11) Geschichte der Fortschritte und Unterdrückung der Reformation in Italien im 16. Jahrh., nebst einem Abrisse der Geschichte der Reformation in Graubünden. Aus dem Engl. des Thomas M'Crie, Dr. D. G., herausgeg. von Dr. G. Friederich. Leipz. 1829. S. 310. 12) Kasthofer a. a. O.

13) J. R. Steinmüller, neue Alpina. Winterthur 1821. I. S. 370.

mit Zusätzen und einem Anhange (von Fr. Nasse) in 2 Theilen. Lemgo 1812 u. 1818. 8.), und durch den Beifall, welchen seine Lehrvorträge in Bristol fanden, ward Davy dem berühmten Grafen Rumford, damaligem Director des königl. Instituts zu London, auf das vortheilhafteste bekannt. Dieser berief ihn als Professor der Chemie an das Institut, wo seine Vorlesungen mit Enthusiasmus gehört wurden. — Im Jahr 1803 ward er Mitglied der königl. Gesellschaft zu London und im Jahre 1806 deren Secretär.

In London benutzte er die kostbaren Apparate, um Ritters Entdeckungen über die chemische Thätigkeit der Electricität weiter zu verfolgen, und die Experimente, zu welchen er dadurch veranlaßt wurde, gleichwie die scharfsinnigen Folgerungen, die er aus denselben zog, begründeten eine Theorie, welche bald als die einzige anerkannt wurde, von der man bei dem Studium der Chemie ausgehen könnte. Davy wurde Begründer der electro-chemischen Theorie. — Auch ward seiner Abhandlung: Über die chemische Thätigkeit der Electricität (sur le Mode d'action chemique de l'electricité), welche er in einer Sitzung der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Paris vorlas, im Jahre 1807 der Jahrespreis des französischen Instituts zuerkannt; er selbst aber 1817 auswärtiges Mitglied dieser Akademie.

Indeß blieb Davy mit seinen Forschungen nicht bei einem einzelnen Zweige der Wissenschaft stehen, sondern bediente sich auch anderer wichtiger Hilfsmittel, die sein Genie geschaffen hatte, um seine Erfahrungen nach allen Seiten auszudehnen. So enthüllte er die zusammengesetzte Natur der Kalien und Erden und bewies, daß die Soda und die Pottasche, deren Zusammensetzung bisher noch unbekannt war, nichts seien als Metalloxyde, die er durch große Voltasche Batterien zersetzte; so zeigte er, auf diese Analogie sich stützend, auch die Metallität der kalischen Erden 2c.

Wenn Davy's Untersuchungen über die Natur des Feuers keine allgemeine Zustimmung fanden, so verdankt ihm doch die Humanität eine der größten Segnungen, indem er die Eigenschaft der Metalldrahtgewebe, dem Umsichgreifen der Flamme zu wehren, erkannte und durch den Gebrauch, welchen er von dieser Entdeckung bei seiner Berg- und Sicherheitslampe machte, den Berg- und Hüttenmann vor einer stets drohenden Gefahr der Grubenwetter beschützte (vergl. den Art. Lampe). — Auch lieferte er eine vortreffliche Agriculturchemie und eine vorzügliche Methode zur Analyse der Bodenarten. — Überhaupt verstand Davy allgemeine Gesetze stets von vereinzelten Thatsachen abzuleiten, und diese Gesetze dienten dann andern Gelehrten wieder zur Grundlage neuer Forschungen. So enthalten seine Beobachtungen über die Strömungen im leeren Raume die Hauptsätze, von denen wir bei der Erklärung der Aurora borealis ausgehen. Ebenso wichtig sind die beiden von ihm aufgefundenen Gesetze über die Leitungsfähigkeit der Metalle. Von der Admiralität beauftragt, die Ursachen der Oxydation oder Verrostung des Kupfers an den Schiffebeschlägen zu untersuchen, gab er bald eine Lösung dieser Aufgabe, die von gleich praktischem und theoretischem Werthe ist, indem er mit den Ursachen der Verrostung auch die Mittel nachwies, derselben zu begegnen oder zuvorzukommen. Nach ihm sichert nämlich ein einziger Gran Zink, ein kleiner eiserner Nagel einen ganzen Quadratfuß Kupfer vor Oxydation; doch muß hiebei ein gewisses Verhältniß getroffen werden, damit nicht durch zu viel schützendes Metall das Kupfer zu sehr negativ werde und sich keine Erdschicht darauf ablagere, in der sich Muscheln und Seepflanzen festhängen, welcher Übelstand unbeseitigt blieb. — Auch sollten die Davyschen in Neapel 1818 gemachten Versuche, Herkulanische Bücherrollen (s. den Art. Bibliolithen) durch chemische Mittel zu entwickeln und das Aufgerollte zu entziffern, nicht gelingen!

Durch seine Gattin, eine Miß Apreece, wurde Davy 1812 zwar ein reicher, doch kein sehr glücklicher Ehegatte. — Er starb kinderlos.

Im J. 1818 wurde Davy von seinem Könige zum Baronet erhoben und 1820 nach dem Ableben Banks Präsident der königl. Societät zu London, gab aber nun seine Professur auf und trat, um mehr sich und der Wissenschaft zu leben, in den Privatstand zurück. Fast alle gelehrten Gesellschaften Europa's hatten ihn zu ihrem Mitglied erwählt.

Allein seine wankende Gesundheit, sowie manche Unannehmlichkeiten, die er während seiner Präsidentschaft erlitten, bestimmten ihn, auch diese an Gilbert abzugeben und 1828 das vaterländische Klima abermals mit dem mildern von Italien zu vertauschen. Auf dieser Reise verschlimmerte sich jedoch sein Übelbefinden immer mehr, bis er in seinem 50. Lebensjahre zu Genf, wo er schon 1814 einige Zeit gelebt hatte, wiederholten apoplectischen Anfällen erlag.

H. Davy's Laufbahn war glänzend, ja blendend; schade, daß sie es bis an das Ende seiner Tage nicht ganz in gleichem Grade blieb! — Über dessen Lebensumstände vergl. Revue encyclopédique 1829. — Cuviers Gedächtnißrede auf H. Davy. 1829. — Kastners Proteus 2c. Erlang. 1829. I. 2c. — Einiges aus dem Leben H. Davy's in Buchners Repertor. f. d. Pharmacie. XXXIII, 1. S. 161 2c. — The annual biography and obituary. Lond. 1830. p. 39 etc. — Memoirs of the life of *Sir H. Davy* etc.; By J. A. Paris. Lond. 1830. 8.; teutscher Auszug daraus im Tageblatte: das Ausland, 1831. Nr. 110 2c. S. 439 2c.; Nr. 120. S. 479 2c. und im Literaturblatte des Morgenblattes für gebild. Stände. 1831. Nr. 71. S. 281 2c. — Sir H. Davy, Versuch einer Lebensbeschreibung von Dr. D. B. Kühn in d. Zeitgenossen 2c. Leipz. 1831. III, 3. S. 1 2c.

Außer seinen obigen Druckschriften hat Davy noch folgende hinterlassen, worin zum Theil die Eigenthümlichkeit seines Geistes und seiner praktischen Behandlung höherer Zweige der Wissenschaften lebendig hervortritt.

Einen Abriß seiner Vorlesungen über d. Chemie in d. königl. Institut 1802. 8.

Elements of chemical philosophy. Lond. 1812. 8. Französ. von van Mons. 2 Theile. Brüssel 1813. 1816. 8. Teutsch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

Elements of agricultural chemistry. Lond. 1813. 4. 1814. 8. Französ. von Balos. 2 Bände, Paris 1819,

und von Marchais de Migneaux. Ebendas. 1820. 12. Teutsch von Fr. Wolff. Berl. 1814. 8.

H. Davy's Beiträge zur Erweiterung des chemischen Theils der Naturlehre; a. d. Engl. übers. von Fr. Wolff. Berl. 1820. 8.

Davy's ohne dessen Namen erschienene Schrift über eine seiner Lieblingsbeschäftigungen: die Fischerei und das Angeln, führt den Titel: Salmonia or the days of fly-fishing etc.

Auch fand man unter dessen hinterlassenen Papieren eine jetzt erst abgedruckte Schrift: Consolations on travels, or the Last Days of an Philosopher. Lond. 1830. 8., die höchst anziehend und gemüthvoll seyn soll.

Übrigens sind in den Philosoph. Transactions, im Philos. Magaz. und in ausländischen Gesellschafts- und Zeitschriften noch viele treffliche Abhandlungen von ihm, wie dort unter andern dessen Untersuchung über die Schützung der Metalle durch electrochemische Mittel (teutsch von Marx in Schweigger-Seidels Jahrb. der Chemie u. Ph. 1829. Heft 8. S. 434 ꝛc.) niedergelegt worden, davon die meisten in den Annales de Chimie et de Physique ins Französische, und hier und da in unsern Journalen ins Teutsche übersetzt sich vorfinden.

Noch stattete H. Davy kurz vor seinem Abscheiden der Roy. Society zu London Bericht ab über Versuche mit dem Zitterrochen, dessen Schlag weder auf das Electrometer, noch auf den Magneten einwirkten, der bekanntlich, nach Örsted, durch die galvanische Kette in Bewegung gesetzt wird. Davy schließt daraus, daß die animalische Electricität, welche in jenem Rochen so sehr ausgebildet ist, ihrer Natur nach sowol von der gemeinen Contact-Electricität, als auch von der Metall-electricität verschieden seyn dürfte (vergl. Schweigger-Seidels Jahrb. ꝛc. III, 1.). (*Th. Schreger.*)

DAVYA. So hat Candolle (Prodr. III. p. 105.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Melastomeen und der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Klasse nach dem rühmlichst bekannten Chemiker Sir Humphry Davy genannt. Char. Der Kelch glockenförmig-trichterförmig; fünf oder sechs Corollenblättchen; die Staubfäden schnabelförmig, mit einem Löchlein und einem langen, einfachen, oder zwei- bis dreispaltigen Sporne; der Griffel fadenförmig; die Samenkapsel fünffächerig. Die vier von Candolle aufgezählten Arten, *D. paniculata* Cand. l. c., *D. glabra*, *D. guianensis* Cand. (l. c., Mém. sur la fam. des Mélast. p. 18. t. 3.) und *D. peruviana*, sind südamerikanische (die beiden erstgenannten wachsen in Brasilien, die dritte ist, wie der Name lehrt, in Guiana, die vierte in Peru einheimisch) Bäume und Sträucher mit eiförmigen, fünfnervigen Blättern und gelben Doldentrauben oder Rispen. (*A. Sprengel.*)

DAWA, Dorf in Nubien am Nile, nördlich von Shendy liegend. Das Nilthal erweitert sich hier zu einer mehre Meilen breiten Ebene, welche mit Gras und Akazien bewachsen ist. Die Dschalein Araber durchziehen diese Gegend mit ihren Heerden; einige von ihnen bauen viele Zwiebeln und versehen damit den Markt in Shendy. (*L. F. Kämtz.*)

Dawara s. Gallas.

DAWE oder Dawes, geb. in England um 1750, und blühend zu London um 1780, war ein geschickter Zeichner und Kupferstecher in schwarzer Kunst; er hat mehrentheils nach engländischen Malern gestochen. Einige seiner vorzüglichen Blätter sind: Ulysses von Kalypso in den Wald geführt nach Angelika Kaufmann gr. Fol. 1776. Rinaldo und Armida nach Rich. Cosway gr. Querfol. 1780. Die Austerhändlerin nach G. H. Morland gr. Fol. 1769. u. a. (*A. Weise.*)

DAWIDOW, 1) Davidsstadt, eine vormalige Kreisstadt im Pinsker Kreise des russischen Gouvernement Minsk, am Sluck, mit 3 Kirchen, 1 Kreisschule, 335 Häus. und mit 3200 Einwohnern, welche Landwirthschaft und städtische Gewerbe treiben. (*Petri.*) — 2) D., eine im J. 1783 an der ehemaligen Grenze von Schweden angelegte, kleine, gegenwärtig verfallene Festung im Wilmarstrander Kreise der russischen Statthalterschaft Finland, mit 1 Kirche, einigen Krongebäuden und hölzernen Häusern. (*H.*)

DAWSONIA. Diese Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Laubmoose und der 24sten Linné'schen Klasse, benannte Robert Brown (Linn. transact. X. p. 316. t. 23. f. 1., *Flinders* voyage app. III. p. 578.) nach seinem um die Kenntniß der Moose und Tange hochverdienten Landsmanne Dawson Turner. Der Gattungscharakter ist folgender: die Kapselmündung und das Säulchen sind mit zahlreichen, geraden Wimpern besetzt; die Kapsel ist schief; die Haube außen zottig, innen häutig, halbirt. Die einzige bekannte Art, D. polytrichoides *R. Br.* (l. c., *Hook.* musc. exot. t. 162., *Schwägr.* suppl. II, 1. 175. t. 150.) ist ein Laubmoos, welches dem gewöhnlichen Polytrichum commune täuschend ähnlich ist und sich nur durch den Gattungscharakter unterscheidet. Es wächst bei Port Jackson in Neuholland an schattigen Bächen. (*A. Sprengel.*)

DAX, Acqs (43° 42′ 28″ Br., 16° 36′ 5″ L.), Hauptstadt des gleichnamigen Kantons und Bezirks in dem franz. Dep. der Haiden (des Landes), in einer Ebene am linken Ufer des Adour, über welchen eine steinerne Brücke in die jenseits gelegene Vorstadt Sablar führt. Die Stadt bildet ein unregelmäßiges Viereck, ist mit Mauern, Graben und einem Walle umgeben und gut gebaut, mit steinernen Häusern in geraden, breiten Straßen. Sie hat ein ziemlich festes Schloß, 1 Kathedrale, 6 Kirchen, 1 Hospital, 1046 Häus. und 4398 Einw. [1]), welche besonders nach Bayonne einen lebhaften Produktenhandel treiben. In der Mitte der Stadt ist ein großes ausgemauertes Bassin, in welchem aus der Erde das Wasser warm und dampfend hervorsprudelt und auf der Oberfläche eine Wärme von 49°, an der Quelle 56° R. hat; unmittelbar vor der Stadt sind 4 warme (56°) Mineralquellen, von denen eine zum Trinken, die übrigen zum Baden gebraucht werden. Wegen dieser Mineralwasser war

1) Nach dem Alm. roy. von 1818, in dem Weimar. Handb. Bd. VIII. S. 623. Nach Belger S. 463. aber 4500 Einwohner.

die Stadt schon zu den Zeiten der Römer berühmt [2]); seit dem 10. Jahrh. Hauptstadt der gleichnamigen Vicomté, welche Karl VII. i. J. 1451 mit Frankreich vereinigte, wurde sie spätee Hauptort der Landschaft des Landes in Gascogne, und Sitz eines besondern Gouverneurs und eines Bischofs mit 18000 Liv. Einkünfte, welcher unter dem Erzbischof von Auch stand. — Der Bezirk Dax umfaßt 41,76 Q. Meil. mit 87000 Einw. in acht Kantonen: Castets [3]), Dax, Montfort, Peyrehorade, Pouillon, St. Esprit, St. Vincent de Tirosse und Soustons mit 112 Gemeinden, und erstreckt sich längs der Küste des atlantischen Oceans bis zum Departement der Niederpyrenäen. (*Leonhardi.*)

DAXABON, Dajabon oder Massacre, ehemaliger Grenzfluß des franz. und spanischen Antheils von S. Domingo, welcher sich auf der Nordküste Hayti's unter 90° 50′ nördl. Br., 305° 50′ östl. L. in die große Manzenillabai mündet *). Er läuft in einer nördlichen Richtung, nimt den Capotillo auf, ist sehr fischreich und ziemlich breit, aber nur 5 bis 12 Fuß tief. An demselben liegt (19° 32′ nördl. Br., 305° 51′ östl. L.) die Stadt und das Kirchspiel Daxabon oder Dajabon mit ungefähr 4000 Einw., und nördlich von dieser Stadt sind die gleichnamigen Savannen. (*Leonhardi.*)

DAXLANDEN, sonst Dasslan, kathol. Pfarrdorf am Rheine im großherzogl. badenschen Landamte Karlsruhe, ¾ teutsche Meil. westlich von der Residenz, mit 1160 Einw., wovon etwa 30 evangelisch sind, 1 Kirche, 1 Pfarrhause, 1 Schule, 160 Wohnhäus., über 300 Nebengebäuden, einer starkbenutzten Rheinüberfahrt, einer guten Pferdezucht und einer Rheingoldwäscherei. (*Th. A. Leger.*)

DAXWEILER, Marktflecken in dem Kreise Kreuznach des preuß. Regirungsbezirks Coblenz. Er hat mit den Eisenwerken Alte- und Neuehütte und Rheinbellerhütte über 400 Einwohner. (*H.*)

DAY, Thomas, Esq., aus einer angesehenen und wohlhabenden Familie zu London den 22. Juni 1748 geboren. Kaum 13 Monate alt verlor er seinen Vater, wurde zuerst auf dem Lande in einer Kinderschule, dann in Charterhouse zu London erzogen und ging im 16. Jahre nach Oxford, wo er drei Jahre den Studien oblag. Um mit den Rechten und Gesetzen seines Vaterlandes bekannt zu werden, begab er sich nach Middle-Temple in London, fing an zu advociren, entsagte aber bald für immer dem öffentlichen Geschäftsleben, ging auf Reisen und hielt sich längere Zeit in Frankreich, Holland und den Niederlanden auf. Wo er hinkam, zeichnete er sich durch seine leutselige Menschenliebe und Großmuth aus. Im Besitz eines ansehnlichen Vermögens beschloß er, seine Tage in Ruhe auf dem Lande zuzubringen. Zuerst bewohnte er ein Landgut in Essex, dann in Surrey, beschäftigte sich viel mit landwirthschaftlichen Versuchen, wozu er die Armen aus der Nachbarschaft gebrauchte, verlor aber schon den 28. September 1789 durch einen Pferdesturz sein Leben. Er war ein liebenswürdiger Sonderling, ein Mann, der bei mancherlei unschädlichen Eigenheiten sich durch seine Herzensgüte, thätiges Wohlwollen und seine freigebige Beförderung jedes Guten, verbunden mit einem hellen Geiste und vielerlei nützlichen Kenntnissen, allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Die Bequemlichkeiten des Lebens waren ihm unbekannt und sogar lästig, wenn sie seiner Freiheit Eintrag thaten, und verhaßt, wenn sie ihm bei seinem Bestreben, menschliches Elend zu verhindern, in den Weg traten. Seine Reisen machte er öfters zu Fuß, weil er auf diese Art den leichtesten Weg zu finden hoffte, sich vertraut und ungefesselt in die geringern Klassen zu mischen; denn das Bestreben, sich nicht nur diesen, sondern überhaupt der Welt recht nützlich zu machen, beschäftigte seit seinem 21. Jahre seinen Geist am meisten. Reine Liebe zu seinem Vaterlande und einen unvertilgbaren Haß gegen jede Art von Tyrannei äußerte er bei jeder Gelegenheit, und besonders reizte der Krieg gegen die Amerikaner und die Sklaverei der Neger seinen Unwillen. Er trat den Associationen unabhängiger und patriotischer Männer bei und gab in Beziehung auf diese Angelegenheiten einige, mit edler Wärme und Vaterlandsliebe abgefaßte, politische Schriften heraus. Außer seinem Vaterlande wurde er am bekanntesten durch das lehrreiche, für Kinder bestimmte Mährchen: The history of Sandford and Merton, a work intented for the use of children. Lond. 1783—89. Vol. III, 12.; teutsch von Campe. Braunschw. 1788. 8. Franz. von Berquin. Day zeigt darin ein vorzügliches Talent, edle Lehren und Gesinnungen in die Form des Gesprächs und der Erzählung einzukleiden, doch bemerkt man an den mehr theoretischen als praktischen Ideen des Verfassers, daß er selber keine Kinder hatte. Auch als Dichter zeichnete er sich durch seine edeln Gesinnungen für Gemeinwohl aus, unter andern durch zwei feurige und geistvolle Gedichte: The devoted legions, und the desolation of America; den meisten Beifall fand jedoch sein zuerst 1773 erschienenes, gegen die Sklaverei der Neger gerichtetes, größeres Gedicht: The dying Negro, der sterbende Neger, ein Gedicht von Th. Day, englisch, mit einer freien, poetischen Übersetzung. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Unter mehren Gedichten, welche über die Abschaffung des Sklavenhandels im Druck erschienen, ist dieses, an dem auch Day's Freund Bicknell Antheil hatte, eines der vorzüglichsten. Unter die Dichter vom ersten Range kann Day nicht gestellt werden, aber was er dichtete, zieht an durch lebhafte Bilder, Stärke und eine edle Gesinnung *). (*Baur.*)

2) Aquae Tarbellicae — Hauptstadt der Tarbeller in Gallia Aquitanica, auch Aquae Augustae (bei Ptolem.) s. dies. Art. Thl. V. S. 23. 3) Castets, Marktfl. mit 214 H. u. 1063 Einw., von Fichtenwäldern umgeben, welche sich nördlich von Dax bis zum Meere erstrecken.

*) S. die Charte von Hayti in dem 1. Thl. der II. Sect.

*) *Keirs* account of the life of Th. Day. Biogr. brit. (von Kippis). Vol. V. — Th. Day; das Leben eines der edelsten Männer unsers Jahrh., von J. J. C. Timäus. Nebst dessen Gedicht: der sterbende Neger und einem Fragment über den Sklavenhandel. Leipz. 1798. 8. m. Kpf. Was R. L. Edgeworth in seinen Memoirs. Lond. 1820. 8. von Day's Eigenheiten erzählt, ist übersetzt im Morgenblatt. 1820. Nr. 267—272.

DAYAKS oder Biadjos heißen die Bewohner der Gebirge im Innern von Borneo, von denen mehre Gelehrte glauben, daß sie zu dem Malaienstamme gehören [1]), wie dieses ältere Sprachproben zu beweisen scheinen [2]) und neuere Untersuchungen, welche die Engländer während der Occupation der holländischen Colonien anstellten, sehr wahrscheinlich machen [3]). Dieser Menschenstamm ist fast ganz unbekannt, und unsere wenigen Kenntnisse verdanken wir den Bemerkungen des holländischen Reisenden Palm (1779), welche Radermacher in seiner Beschreibung von Borneo mittheilte [4]). Sie besitzen keine Regirung, sondern leben Familienweise mit ihren Sklaven in großen hölzernen Hütten, in denen sich oft hundert Personen befinden; einzelne Zweige der Familie haben in diesen besondere Zellen. Den Schöpfer, welchen sie Dewatta nennen, scheinen sie durch durch keinen Cultus zu verehren; in desto größerer Achtung stehen die Zauberer, welche sie vor jedem Unternehmen zu Rathe ziehen. Für die benachbarten Königreiche sind die Dayaks ein wahrer Schrecken. Jedes Mitglied dieses Volkes hält es für eine Ehrensache, auf nicht zu seinem Stamme gehörige Menschen Jagd zu machen, den abgeschnittenen Kopf in sein Dorf zurückzubringen und in seiner Hütte als Trophäe aufzustellen. Niemand kann heirathen, ohne den Kopf eines Bewohners aus einem friedlichen, überfallenen Dorfe heimgebracht zu haben. Daß sie Menschenfresser seien [5]), ist durch keine Thatsache erwiesen, es ist dieses Aufbewahren des Kopfes vielmehr wol nur ein Gebrauch, durch welchen jedes Individuum Beweise seines Heldenmuthes geben will, gerade so wie der Indianer in Nordamerika's Wäldern den erschlagenen Feind skalpirt. Aber fragen kann man allerdings, wie ein Volk den feigen Mord gleich heroischen Thaten ehren kann [6])? Wäre uns die Geschichte dieses Stammes bekannt, so ließe sich darin vielleicht ein Ursprung dieser grausamen Sitte auffinden. Vielleicht ist dieses Volk einst durch irgend einen grausamen Eroberer in die Gebirge der Insel zurückgedrängt worden und suchte sich durch heimliche Einfälle in das Gebiet der Usurpatoren zu rächen; die Sitte dauerte in der Folge fort, aber die Ursache wurde vergessen. Daß wenigstens der Zustand der Insel einst ein anderer war als jetzt, geht aus einigen wenigen Entdeckungen hervor, welche Europäer gemacht haben. Man hat dort zerstörte Städte, Tempel, Ruinen, Reste von Statuen und Inscriptionen in Menge gefunden.

In neueren Zeiten haben sich die Holländer bemüht, in einen lebhafteren Verkehr mit diesem Volke zu treten, doch sind die Resultate der Bemühungen von zwei Expeditionen noch nicht näher bekannt [7]). (*L. F. Kämtz.*)

DAYKA, Gabriel von Ujhely, ein berühmter magyarischer Dichter, geb. 1768 zu Miskolcz (Mischkoltz) in der Borschoder Gespanschaft und gestorben in Ungvár 1796. Sein Vater, ein Schneider, starb sehr früh und hinterließ die noch in den niedern Schulen befindlichen Knaben der Sorge der Mutter. Der kleine Dayka absolvirte die Grammatikalschulen bei den Minoriten in Miskolcz und ging von da im J. 1782 nach Erlau, um die höheren Wissenschaften zu studiren. Seine seltenen Talente, sein Fleiß und seine Sanftmuth gewannen die Herzen der zwei würdigen Glieder des Cistercienserordens, des Abtes Gottlieb Schumann und des Directors Raymund Pászthy so sehr, daß sie den ausgezeichneten Knaben ins Kloster aufnahmen und ihm freie Kost verschafften. Dayka's Bestreben ging von zarter Jugend dahin, in den geistlichen Stand zu treten. Für diesen eröffneten die neuen königlichen Verordnungen unter Joseph II. nur denjenigen den Weg, die den philosophischen Cursus absolvirt hatten; Philosophie ward aber damals in Erlau nicht vorgetragen. Dayka ging deswegen nach Kaschau.

Sein überspannter Fleiß schadete hier seiner ohnehin nicht starken Gesundheit so sehr, daß er zu einem Arzte seine Zuflucht nehmen mußte. Der edelgesinnte Dr. Viczay nahm ihn in die Kur und war für ihn, sowie für viele tausend andere, nicht blos Arzt, sondern zugleich Wohlthäter. Viczay verbot ihm das Studiren. Dieses Verbot und seine Monate lang währende Krankheit hemmten seine Fortschritte und er sah sich genöthigt, den Cursus im neuen Schuljahre aufs neue zu beginnen. Im J. 1787 ging er nach Erlau und ließ seinen Namen in die Zahl der Kleriker schreiben, und von da im October nach Pesth. Er wußte da bereits so viel griechisch, daß er das Neue Testament nach der Reihe und ohne Anstoß verstand; auch versuchte er in dieser Sprache Verse zu schreiben. Teutsch wußte er damals noch nicht, und sein Hauptbestreben ging daher jetzt auf die Erlernung der teutschen Sprache. Er brachte es darin in kurzer Zeit so weit, daß er andere fremde Sprachen zu erlernen anfangen konnte. Die aus Dalmatien gebürtigen Kleriker sprachen im Generalseminarium unter einander italiänisch. Dayka hörte ihre Worte und bekam Lust, diese liebliche Sprache zu erlernen. Ich will diese Jünglinge recht zum Besten haben, sagte er einst zu seinem Freunde, sie wissen, daß ich italiänisch nicht verstehe, aber von heute über einen Monat werde ich mit ihnen fließend italiänisch sprechen. Er verbarg vor ihnen sein Vorhaben, studirte insgeheim eine italiänische Grammatik und horchte, wenn er zwischen ihnen war, ihrem Gespräch aufmerksam zu. Als die bestimmte Zeit verflossen war, sprach er fertig mit ihnen italiänisch. Diese staunten, glaubten, daß er sich blos so gestellt hätte, als ob er ihre Sprache nicht verstände, und gestanden, daß er besser als sie selbst spreche, weil er die Sprachregeln besser verstehe. In der französischen Sprache machte er solche Fortschritte, daß er in derselben las, schrieb und sprach; in der engländischen brachte er es nicht so weit. Er wußte auch slawisch, was er vielleicht seinem Aufenthalt in Kaschau verdankte*).

1) S. Bernec. Thl. XII. S. 41. 2) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap II. 3) *Berghaus* Annal. II. III. 4) Verhandelingen van het Bataviaasch Genootschap. III. 5) f. Thl. XII. S. 41. 6) *Berghaus* a.a.O. S. 112. 7) *Berghaus* Annal. a. a. O. S. 113.

*) In Kaschau wird nämlich ungrisch, teutsch und slawisch

Als im J. 1790 das Pesther Generalseminarium aufgehoben ward und die Seminaristen ihren Diöcesanbischöfen zurückgegeben wurden, verließ auch Dayka Pesth und kehrte nach Erlau zurück. Dieser Ort war das Grab seines Glücks; hier fingen seine Leiden an. Er wurde auch hier geschätzt und geliebt und war die Zierde der Jugend; aber es gab einige, die den feurigen und unbedachtsamen Jüngling mißverstanden, und die häufigen Verweise seiner Vorgesetzten, die bald sanft bald hart waren, reizten ihn zur Hartnäckigkeit. Da er sah, daß man auf ihn Acht gab, verlor er das Zutrauen, seinen Muth und alle Lust und dachte an den Austrit. Doch schon so nahe an seinem Ziele, beschloß er zu dulden und in seiner Absicht standhaft zu bleiben. Ein Vorfall bestimmte endlich sein Loos. Unter den Übungen der Seminaristen bestand eine darin, daß sie von ihnen selbst verfaßte und zuvor der Kritik unterworfene Predigten an öffentlichen Orten hielten. Dayka, der schon zuvor in ungrischer Sprache gepredigt hatte, hielt im Juli 1791 eine teutsche Predigt in der Kirche der Serviten. P. Leo Maria Szájcz, ein hyperorthodoxer Pater, war gegenwärtig, erzürnte sich heftig über die vorgetragene, irrige Lehre und klagte ihn an. Er verlangte, daß der angeklagte Dayka seine Behauptungen zurücknehme und um Verzeihung bitte. Dayka wollte dies nicht thun, sondern nahm und erhielt seinen Abschied. Da nun seine Mutter nicht mehr lebte, mußte er nicht, wohin er seine Zuflucht nehmen sollte. Doch kaum erfuhr sein Freund Bodnár, der auch aus dem Orden ausgetreten war und vorher zu Fünfkirchen, jetzt in dem königl. Gymnasium zu Leutschau ein öffentlicher Professor war, in Szikszó, was mit ihm vorgegangen war, als er ihn nach Leutschau führte und mit ihm Wohnung und Kost theilte. Allein die edelste Freundschaft sah sich genöthigt, die dem Unglücklichen geöffnete Wohnung nach kurzer Zeit, aus Edelmuth, wieder zu schließen; denn Dayka, der mit der Tochter des Hausherrn Bekanntschaft gemacht hatte, eilte durch unbedachtsame Liebe in sein Verderben und verschloß sein Ohr jeder Warnung. Damals wurden die Lehestühle der ungrischen Sprache an der königl. Gymnasien eröffnet. Dayka berathschlagte mit Bodnár, ob er sich um eine solche Professur bewerben sollte, und als er die Zustimmung seines Freundes erhalten hatte, reichte er eine Bittschrift ein und bat um Anstellung an dem Leutschauer Gymnasium. Zu spät dachte Bodnár daran, daß dies wegen seiner Liebschaft gefährlich sei, und bewog Dayka, um einen Tausch des Anstellungsortes zu bitten. Dayka folgte seinem Freunde, aber es war zu spät. Am 11. März 1792 wurde er als Professor der ungrischen Sprache im königlichen Gymnasium zu Leutschau eingeführt, am 12. August feierte er seine Hochzeit. Im Herbste des Jahres 1793 erhielt er in demselben Gymnasium die Professur der ersten grammatikalischen Klasse. Am 21. Dec. 1795 trat er in dem Gymnasium zu Ungvar die Professur der Rhetorik an.

gesprochen, und es gibt wenige Kaschauer, die nicht in allen drei Sprachen, oder doch in zweien bewandert sind.

Der Waitzner Domherr Georg Aloys Szerdahelyi, königl. Rath der Studiencommission bei der königl. ungrischen Statthalterei, erzählte einst, daß Dayka in dem für diese Professur gehaltenen Concurs (einmal ließ er sich auch für eine Professur der Metaphysik examiniren und blos aus Unüberlegtheit erhielt er sie nicht —) sich so betrug, daß er die Censoren mit ungewöhnlicher Hoffnung erfüllte. Dayka kann, sagte dieser Gelehrte, ohne Zweifel unter die besten Köpfe gerechnet werden; schade, daß er zu sehr Dichter ist.

Dayka brachte von Leutschau nach Ungvár eine zerrüttete Gesundheit und ein verwundetes Herz. Der Arzt ermüdete in seiner Kur; der Kranke ließ sich nach Kaschau führen und erwartete von seinem ehemaligen Erhalter Hilfe. Allein jetzt waren auch Viczay's Bemühungen vergeblich. Er kehrte nach Ungvar ebenso krank zurück, als er weggegangen war, und starb daselbst an der Auszehrung.

Am besten hat der magyarische Literator Kazinczy Dayka nach seinem Umgang mit ihm geschildert. Nur weniges davon heben wir hier aus. „Es war Gesetz unter uns, und so wollte es Dayka, daß einer des anderen Werke vorlas und nie seine eigenen. Bei solchen Gelegenheiten lauerte er meinen Tönen und Mienen den Beifall oder Tadel ab. Sein titkos bú (der geheime Kummer) und sein esdeklés (Flehen), die ich jetzt zum erstenmal sah, entzückten mich. Ich empfand, daß dies der süßeste Gesang sei, der je — und bis jetzt! — magyarisch gesungen wurde. Freund, sagte ich ihm, das ist ein italiänischer, nicht magyarischer Gesang. Ausonische Gluth ist darin, so heiß wie Italiens Klima. Im Gefühl seines Verdienstes, ohne Schlauheit und Verstellung, die mit seinem schönen Geiste unvereinbar war, hörte er sein Lob und seine Bewunderung und war in sich gesenkt. „Warte nur, sagte er, gleichsam aus einer langen Ruhe erwacht, da nun einmal der Anfang gemacht ist! Ich weiß, was mich das kostet. Noch einige solche Stücke und ins Feuer mit allen meinen übrigen Arbeiten. Was ist alles übrige neben diesen!" — „Nach einem halben Jahrhundert, fuhr er fort mich zu unterbrechen, wird auch dies so unlesbar seyn, wie jetzt Hallers Gedichte neben den neuen Meisterstücken der teutschen Literatur. Aber uns bleibt der Ruhm, den Weg gebrochen zu haben, und die gerechte Nachwelt wird begreifen, was sie uns verdankt."

„Eines meiner Stücke war ich genöthigt selbst zu lesen, weil es nicht rein abgeschrieben war. So wie Sully mit dem Ehecontract seines königlichen Freundes verfuhr, nahm er die Feder, ohne ein Wort zu sagen, durchstrich es und gab nicht zu, daß ferner davon die Rede sei. Ebenso verfuhr ich mit ihm, als er seine Übersetzung der Musarion in scandirten, zweizeiligen Alexandrinern vorzulesen anfing. Das leichte Stück hatte allen Zauber in den knappen Zeilen verloren. Dayka war in dieser Versart nicht glücklich, was auch aus seiner unvollendet gebliebenen Clelia erhellt.

„Die erste Nachricht, die ich von ihm seit dem 14. December jenes Jahres, der mir seinen letzten Brief

brachte, vernahm, war, daß er nicht mehr lebe. Da alles, was ich von seiner Hand besaß, mir verloren gegangen war, brannte ich vom Verlangen, seine Schriften zu erhalten. Der Dichter Virág in Ofen, der ein von Dayka's Hand geschriebenes Exemplar seiner Gedichte besaß, sandte es mir, ohne meine Wünsche zu kennen, zum Geschenk. Dies kostbare Geschenk setzte mich in den Stand, der Herausgeber seiner Poesien zu werden. Was von Dayka's Gedichten für den Druck geeignet war, gab ich heraus. Fünf bis sechs Stücke ließ ich weg, theils wegen ihres Gegenstandes, theils wegen unausfüllbarer Lücken und nicht vollendeter Ausarbeitung. In seinen lateinischen Gedichten brachte ich keine Veränderung an; nur war die Descriptio veris so unleserlich geschrieben, daß ich vieles suppliren oder durch andere suppliren lassen mußte.

Seine magyar. und latein. Gedichte erschienen unter dem Titel: Ujhelyi Dayka Gábor Versei. Öszve szedte 's Kiadta barátja Kazinczy Ferencz. (Gedichte des Gabriel Dayka von Ujhely. Gesammelt und herausgegeben von seinem Freunde Franz von Kazinczy.) Pesth bei Trattner 1813. XLVIII und 243 S. 8. mit Kpf. Dabei befindet sich sein Bildniß, gestochen von Gerstner, mit dem Motto: Hunc tantum populo monstrarunt fata. Virg. *(Rumy.)*

DAYMIEL, Stadt in dem Portido de Ciudad Real der spanischen Provinz Mancha mit 2700 Einwohnern. *(H.)*

DAYTON, Hauptort der Grafschaft Montgomery in dem nordamerikanischen Freistate Ohio. Er liegt an der Mündung des Mad in den Bigmiami und hat, außer den Grafschaftsgebäuden, 2 Kirchen, 1 Akademie mit einer Bibliothek von 250 Bänden, 1 Bank, ein Postamt, über 100 Häuser und im J. 1815 823 Einwohn., mit der Ortschaft aber im J. 1810 1746 Einw. Der Mad treibt hier viele Sägemühlen und andere umgehende Werke, und in der Nähe findet man Mauersteine, Quadern und Kalk im Überflusse. *(Leonhardi.)*

DAZILLE, Jean Barthelemi, Oberwundarzt der königlich-französischen Marine seit 1755, ein Schüler von Ant. Petit. Er verlebte 28 Jahre auf den französischen Kolonien zu Guiana, Canada, Cayenne, St. Domingo, Isle de France ꝛc., und starb zu Paris 1812, beinahe 80 Jahre alt. Die Resultate seiner Beobachtungen enthalten die auf höhere Veranlassung herausgegebenen Schriften: Observations sur les maladies des nègres. Par. 1776. 1792. 8. Observations générales sur les maladies des climats chauds. Ib. 1785. 8. Observations sur les tétanos, sur la santé des femmes enceintes et sur les hôpitaux d'entre les tropiques. Ib. 1788. 1792. 8. Aus langer Erfahrung theilt der Verfasser in diesen Schriften mit Klarheit viele nützliche Belehrungen mit *). *(Baur.)*

DAZINCOURT, Joseph Jean Baptiste, französischer Schauspieler, bekannter unter diesem Namen, als unter seinem eigentlichen Familiennamen Albouy, ward den 11. Dec. 1747 zu Marseille geboren. Dem Geschäft seines Vaters, eines dortigen Kaufmanns, vermochte er wenig Interesse abzugewinnen. Um so erwünschter kam ihm die Stelle eines Sekretärs bei dem Marschall von Richelieu, dem er bei dem Ordnen der Materialien zu seiner Lebensbeschreibung behilflich war. Bald aber führte ihn seine Neigung zur Bühne, nachdem er auf einigen Liebhabertheatern als Komiker mit Beifall aufgetreten war. Er ward Schauspieler zu Brüssel und bildete sich dort durch den trefflichen Unterricht des Directors Dhannetaire. Mit Beifall debütirte Dazincourt auf dem Theatre françois in Paris als *Crispin* in den Folies amoureuses und in einigen andern komischen Rollen. Mitglied der genannten Bühne ward er im J. 1776. Die Königin Marie Antoinette rief ihn im J. 1785 von Paris nach Trianon, wo er ihr Unterricht in der Declamation ertheilte und ein Gesellschaftstheater errichtete. Bei dem Ausbruch der französischen Revolution trafen ihn harte Schicksale. Er ward eilf Monate hindurch seiner Freiheit beraubt. Erst im J. 1799 gelang es ihm, das französische Theater neu zu organisiren. Im J. 1807 ward er Professor der Declamation am Conservatorium, und bald nachher von Napoleon zum Director der Hofschauspiele ernannt. Ein Wechselfieber beschleunigte den 18. März 1809 seinen Tod.

Ausgezeichnet war Dazincourts Spiel vorzüglich in komischen Rollen, obwol im Ganzen mehr kunstgerecht als glänzend. Besonders gelang ihm die Darstellung des Figaro. Seine Sprache war rein, sein Vortrag natürlich. Die Trauer um seinen Verlust war um so größer, da er auch als Mensch durch Herzensgüte und andere liebenswürdige Charakterzüge sich allgemeine Achtung erworben hatte. Als Schriftsteller ward Dazincourt durch seine Notice sur Préville. Paris 1800. 8. bekannt. Die Memoires de Dazincourt, welche ebendaselbst 1810 in 8. gedruckt wurden, sind mittelmäßige Compilation, an welcher er schwerlich einen Antheil gehabt hat †). *(Heinr. Döring.)*

DEÁKI, slawisch Deakowcz, Diakowce, großes magyarisches Dorf in Niederungern diesseits der Donau, Presburger Gespanschaft im äußeren Bezirk, den Benedictinern vom St. Martinsberg gehörig, 5 Stunden von Tyrnau, mit einer eigenen kathol. Pfarre und Kirche, 950 kathol., 600 reform. und 10 evangel.-lutherischen Einwohnern, einer weitläufigen Meierei, welche hier die Benedictiner vom St. Martinsberg i. J. 1784 anlegten, fruchtbarem Ackerboden, in welchem viel Flachs und Hanf gebaut wird. Das hier vorbeifließende Flüßchen Penna ist reich an Hechten, Karpfen und andern Fischen. Im

*) Ersch's gel. Frankr. Biogr. univ. T. X. (von Renauldin).

†) S. Gallerie historique des Contemporains. Bruxelles 1818. T. IV. p. 138. sq. Conversationslexikon mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten. Bd. 2. S. 166. Baurs neues histor. biograph. literar. Handbuch. Bd. 6. S. 283. Lebensfrosts histor. biograph. Handwörterbuch. Bd. 2. S. 198. ff.

J. 1663 wurde hier ein armes, unschuldiges, altes Weib von Soldaten als eine Hexe verbrannt *). (*Rumy.*)

DEÁKOVÁR, Diakovár, Deakovo, Jakovár, Jakobsstadt, bischöflicher Marktflecken im Königreich Slavonien, Veröczer Gespanschaft, Deakovarer Bezirk, zum vereinigten Deakovarer oder Bosnier und Sirmier Bisthum gehörig, der Sitz des Deakovarer und Sirmier kathol. Bischofs (jetzt Emrich Karl von Raffay), mit einem Domkapitel, einem geistlichen Seminarium, einer Kathedralkirche, einem Franciskaner Kloster, einer Reuterkaserne, einer Wohnung des Veröczer Comitats- und Deakovarer-Bezirksstuhlrichters, einem Postwechsel auf der Straße nach Eszek, 1630 Einwohnern, worunter 26 Juden, die übrigen Katholiken. Die meisten Häuser sind schlecht gebaut, und die Mehrzahl der Einwohner lebt vom Ackerbau und von der Viehzucht. (*Rumy.*)

DEAKOVARER, Diakovarer oder Bosnier, römisch-kathol. BISTHUM, gestiftet vom Könige Koloman im J. 1238 [1]), ist seit 1773 mit dem Sirmier Bisthum, welches der Kalotschaer Erzbischof, mit Einwilligung des Papstes Gregors X., im J. 1229 gründete, kanonisch vereinigt. Der gegenwärtige Bischof Emrich Karl von Raffay ist ein ausgezeichneter Prälat und Beförderer der Wissenschaften. Diese vereinigte bischöfliche Diöcese hat vier Archidiakonate: den Kathedralarchidiakonat mit dem Deakovarer, Eßeker und Kopaniczer District; den Broder Archidiakonat mit dem Broder District; den oberen Sirmier Archidiakonat mit dem Vinkoviczer und Tovarniker District, und den unteren Sirmier Archidiakonat mit dem Peterwardeiner, Mitroviczer und Possavaner District. In dieser bischöflichen Diöcese sind: 5 wirkliche, 6 Ehrendomherren, 5 Abteien, 2 Propsteien. Der Kathedralarchidiakonat hat in dem Deakovarer District 9 Pfarren und 47 Filialgemeinden mit 25854 Selen; in dem Eßeker District 6 Pfarren und 11 Filialgemeinden mit 29321 Selen; im Kopaniczer District 7 Pfarren und 11 Filialgemeinden mit 16682 Selen. Der Broder Archidiakonat hat im Broder District 11 Pfarren und 46 Filialgemeinden mit 20323 Selen. Der obere Sirmier Archidiakonat hat im Vinkoviczer District 13 Pfarren und 17 Filialgemeinden mit 28465 Selen; im Tovarniker 9 Pfarren und 22 Filialgemeinden mit 26536 Selen. Der untere Sirmier Archidiakonat hat im Peterwardeiner District 7 Pfarren und 15 Filialgemeinden mit 23543 Selen; im Mitroviczer District 12 Pfarren und 84 Filialgemeinden mit 113286 Selen und im Possavaner District 6 Pfarren und 14 Filialgemeinden mit 15433 Sel. In Bosnien stehen jetzt keine Gemeinden mehr unter dem Diakovarer Bischof, sondern der Papst ernennt stets den ältesten Guardian von den drei in Bosnien liegenden Franciskanerklöstern zum Bischof über Bosnien, der als solcher aus der Kasse der Congregatio de propaganda fide zu Rom eine Besoldung von 100 Dukaten empfängt. Zu den Haupteinkünften des Deakovarer Bischofs gehört die Herrschaft Deákovár. (*Rumy.*)

DEÁKOVARER, oder Jakovarer, HERRSCHAFT in Slavonien, dem Deakovarer römisch-katholischen Bischof, mit Einschluß des Marktfleckens Deakovar, gehörig. Sie stößt gegen Morgen theils an die sirmische Herrschaft Stustar, theils und hauptsächlich an den Bezirk des Broder Regiments, von welchem dieselbe auf der Mittagsseite durch den Fluß Bich (Bitsch) oder Bosznt in einer beträchtlichen Strecke abgeschnitten wird. Auf der Nordseite strömt die fischreiche Vuka vorbei, welche die Diakovarer Herrschaft von den Herrschaften Eszek und Valpo scheidet. Die Kette hoher Berge, die ganz Slavonien der Länge nach durchschneidet, zieht sich durch diese Herrschaft hindurch, welche aber auch an feuchtbaren Fluren, Viehweiden und Wiesen keinen Mangel hat. Ungeachtet sie 40 Dörfer enthält, so liegen doch noch sehr viele Bauernhöfe einzeln in den Gebirgen und Wäldern zerstreut, woraus mancherlei üble Folgen entstehen, weil die Bauern sich selbst überlassen, von ihren Vorgesetzten und Geistlichen zu entfernt sind und selbst von ihren Nachbarn keine Hilfe erhalten können. (*Rumy.*)

DEAL (51° 13′ Br., 16° 15′ L.), Marktflecken in der engl. Grafschaft Kent, am Meere, oder vielmehr an den Dünen, zwischen den Vorgebirgen Nord- und Südforeland gelegen, mit einer Kirche und mehren Bethäusern, einem Marinehospital, Arbeitshaus, Zollhaus und Schiffsmagazin, einer Buchhandlung und Lesebibliothek, 1302 meistens von Backsteinen erbauten Häus. und 6811 Einwohnern, welche gute Seeleute sind. Deal hat keinen Hafen, aber einen trefflichen, durch die Dünen geschützten Landungsplatz; die Forts Sandown-Castle oberhalb der Stadt, Deal und Walmer-Castle unterhalb derselben, vertheidigen die Küste. — Nach Camden landete hier Julius Cäsar bei seinem ersten Einfall in die britische Insel. (*Leonhardi.*)

Dean s. Fliegeneiland.

DEAN, Great- oder Mickel-D., Marktflecken und Kirchspiel in der engl. Grafschaft Glocester mit 133 Häus. und 566 Einwohnern, welche Wollenzeuge und Nägel verfertigen; es ist der Hauptort des großen Wal-

---

*) Das Weib widersetzte sich einem Soldaten, der zur Obstzeit in ihren Garten eingestiegen war und darin noch unreifes Obst aß. In der Nacht bekam er ein fürchterliches Bauchgrimmen. Er erzählte dies seinen berauschten Kameraden. Diese erklärten das Weib für eine Hexe und verbrannten es brevi manu, ohne einen Hexenproceß inquisitorisch anzustellen, auf der Stelle.

1) Der Name Bosnier Bisthum rühret daher, weil der Diakovarer Bischof, der vor Zeiten Bischof über ganz Bosnien, Kroatien und Slavonien war, in Bosnien residirte und von daher, von den Türken verjagt, im J. 1739 nach Slavonien kam. Sein Kirchensprengel wurde ungemein klein, da in Kroatien das Agramer Bisthum errichtet wurde und die Gemeinden in Bosnien sich von ihm trennten. Deswegen wurde im J. 1773 das sirmische Bisthum mit dem sogenannten Bosnischen oder Deakovarer vereinigt. Vukovár in Sirmien gehört zum Fünfkirchner Bisthum in Ungarn, und ein beträchtlicher Theil von Slavonien gehört zum Kirchensprengel des Agramer Bischofs in Kroatien. Der Deakovarer Bischof hat unbeträchtliche Einkünfte, von welchen er, — wie alle römisch-katholischen, ungrischen Bischöfe jährlich 25 Proc. zur Erhaltung der Festungen erlegen muß, von welcher Steuer die griechischen Bischöfe befreit sind. Das Domkapitel zu Deákovár ist am 8. Jan. 1777 errichtet worden, aber mit sehr mäßigen Einkünften für die Domherren dotirt.

des Dean Forest, zwischen den Flüssen Wye und Severn, wo die besten Eichen zum Schiffsbau wachsen. (*H.*)

DEANE, John, geb. in England um 1750, blühte zu London 1780 und starb daselbst um 1798. Dieser geschickte Kupferstecher lieferte Bildnisse und geschichtliche Darstellungen in schwarzer Kunst mit gleich glücklichem Erfolg. Wir gedenken von ihm der vier Evangelisten, große Figuren in Kniestücken nach Rubens und Jordaens, sehr gr. Fol., des heil. Antonius von Padua und des Jesuskindes, welches auf einem offnen Buche steht nach Morillo. Gr. Fol. (*A. Weise.*)

DEARBORN, in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) Grafschaft des Stats Indiana, im N. an die Grafsch. Franklin, im NO. an Ohio, im SO. an Kentucky, im S. an die Grafschaft Switzerland, im W. an die Grafschaft Ripley grenzend, und 1820 mit 11468 Einwohnern. Der Ohio trit aus dem State Ohio auf die Grenze des Stats und empfängt den Tanner, Houghelane und Loughery, die den Boden des fruchtbaren, aber noch stark bewaldeten Landes tränken. Der Hauptort der Grafschaft ist Lawrenceburgh am Ohio. — 2) Grafsch. des States Illinois, im N. an das uneingetheilte Land, im O. an die Grafsch. Caldwell, im S. an die Grafsch. Bond und Madison, im W. an die Grafsch. Pike grenzend. Im W. strömt der Illinois, dem der Sanguemon mit dem Maniton, Wolfshead, Janvanong und Sugar zugehen. Sie ist 1820 errichtet und Hauptort derselben (das Fort) Dearborn oder Chicago (Br. 41° 53″ 11‴) am südlichen Ufer des Chicago, wo sich dieser Fluß in den Michigan mündet und einen Hafen für Boote bildet. Aus diesem Flusse führet ein Trageplatz nach dem Fox, einem Zuflusse des Illinois. (*Leonhardi.*)

DEBA in Mesopotamien, wird blos von Ptolemäus (5, 18.) erwähnt als ein Ort am Tigris, in der Nähe von Sapphe (Djezire). Mannert macht darauf aufmerksam, daß dieser Ort seiner Lage wegen nicht könne unwichtig gewesen seyn, weil er wahrscheinlich zum Übergangspunkte auf der Straße von Nesibis nach Assyrien gedient hat. Es läßt sich vermuthen, daß Deba in der Nähe der Furth gelegen habe, welche sich zwischen Djezire und Eski-Mosul findet; die einzige Stelle, wo der Tigris zwischen dem erstgenannten Orte und Mosul durchwatet werden kann *). Eski Mosul selbst, welches Mannert (Geogr. der Gr. und R. V. S. 331.) vergleicht, liegt für die Position beim Ptolemäus zu südlich. (*Tuch.*)

DEBA, 1) Fluß in der spanischen Provinz Alava, der nach Guipuzcoa geht. — 2) Villa in der Landschaft Montaña in der spanischen Provinz Burgos, am Flusse gleiches Namens. (*H.*)

DEBANDADE, Zerstreuung, ist diejenige Art des Angriffes, welche auf den Grundsätzen des Einzelgefechtes beruhet, indem die Reuterei auseinander geht und den Feind umringend, ihn von allen Seiten anfällt, daher sie bei den Teutschen auch den Namen der Schwarmattake erhalten hat. Bei den Franzosen hingegen heißt sie Attaque en Fourageurs. (*v. Hoyer.*)

*) S. Kinneirs Reise durch Kleinasien, Armenien und Kurdistan. Weimar 1821. S. 394. vergl. mit S. 416. Es ist dies unstreitig dieselbe Stelle, wo Alexander vor der Schlacht bei Gaugamela über den Tigris ging.

DEBEMDORF, ein Dorf im königl. baierschen Landgerichtsbezirk Cadolzburg vom Rezatkreise, mit 32 Feuerstellen, bemerkenswerth wegen eines Lustschlosses mit einem Garten und einer Eremitage, über dessen Lehn- und Allodialeigenthum ein noch nicht rechtskräftiger Streit mit dem herrschaftlichen Fiscus vorliegt, und weshalb auch die Bierbrauerei daselbst, welche früherhin für herrschaftliche Rechnung von Beträchtlichkeit war, gegenwärtig ruht. Im J. 1756 erkaufte die markgräfl. ansbachische Lehnherrschaft den Ort von dem kurcölnischen Kammerherren und Vasallen Georg August Karl von Diemar. (*Fenkohl.*)

DEBENHAM, Kirchspiel und Marktflecken in der engl. Grafschaft Suffolk, mit 392 Häusern und 1535 Einw., auf einem Berge am Flusse Deben, welcher sich in der Nähe von Harwich in die Nordsee ergießt. Der Ort ist gut gebaut und das Kaufhaus ein ansehnliches Gebäude. Auch ist hier eine Freischule. (*H.*)

DEBES, Lukas Jakobson, ein dänischer Prediger auf der Insel Falster im J. 1623 geboren. Er war viele Jahre Propst und Prediger zu Thorshavé, einer kleinen Stadt auf der Insel Strömoe, der größten in der Faröergruppe, und starb den 16. Sept. 1676. Mit vielem Fleiß untersuchte er die natürliche Beschaffenheit der merkwürdigen Inselgruppe, die ihm sein Amt zur Wohnung anwies, und beschrieb das Erforschte in einem Werke, das in Hinsicht auf Kritik und Geschmack sehr unbefriedigend ist, aber doch auch viel, vorher unbekanntes Merkwürdige und noch jetzt Beachtenswerthe enthält: Färöa reserata: Färönis segerrouske indbijgeris beserivelse. Copenh. 1673. 8., teutsch: Natürliche und politische Historie (und Beschreibung) der Inseln Faröe, aus dem Dänischen, nebst (Thormond) Torfäus Faröische Geschichte, aus dem Latein. übersetzt durch C. G. Mengel. Kopenh. 1757. 8., mit Kupfrn. Engl. von Sterpin. London 1676. 12. Was Debes sonst schrieb, hat keine Bedeutung mehr *). (*Baur.*)

DEBEZ (de Bez) Ferrand, Rector der hohen Schule zu Paris, wo er ums Jahr 1528 geboren war. Er lehrte zuerst die Humaniora in seiner Vaterstadt und zu Nimes, erhielt im J. 1571 die angezeigte Würde und starb im J. 1581. Er gerieth als geheimer Begünstiger des Protestantismus in Untersuchung, wurde aber freigesprochen. Von seinen Schriften sind zu bemerken: Poesies. Par. 1548. 4. Institution puérile en vers. Nimes 1553. 8. In omnium regum franconiae et franco-galliae res gestas a Pharamundo usque ad Franciscum primum compendium. Par. 1577. fol. Suppl. 1578. 4., beide zusammen in der Ausg. Par. 1583. 4. Epitres heroiques, amoureuses aux Muses etc. Ib. 1579. 8.; es

*) Götting. gel. Anz. 1757. S. 667. Biogr. univ. T. X. (von Malte-Brun). Halleri bibl. bot. T. I. 592.

sind 6 Heroiden in zehnsilbigen Versen, wovon die erste an Gott selbst gerichtet ist *). *(Baur.)*

Debitcommission, Debitiren, Debitor, Debitum s. Schuldenwesen.

DEBLAI und REMBLAI, das Ausschachten der Gruben und Anschütten der Wälle bei dem Erdbau der Schanzwerke muß gegen einander im richtigen Verhältniß stehen, um nicht zu unnützen Arbeiten verleitet zu werden und zuviel zu bekommen, oder durch zu wenig erlangte Erde sich in Verlegenheit gesetzt zu sehen. Hiezu ist eine Berechnung und Vergleichung des Profils der Gräben und der erhöheten Walltheile nach stereometrischen Grundsätzen nöthig, um aus den zu letztern nöthigen Massen die Dimensionen der erstern zu bestimmen. Wenn die Wälle, wie gewöhnlich, Futtermauern bekommen, wird der Inhalt derselben für die Ausführung von dem Inhalte des Erdbaues abgezogen; die Ausschachtung darf jedoch deshalb nicht verringert werden, weil man Raum für die Grundmauern und zur Arbeit hinter denselben bekommen muß; zuletzt wird der Überschuß zur Anschüttung des bedeckten Weges mit verwendet. Böhm (Anleit. zur Kriegsbaukunst. 1776. 4.) gibt ein Beispiel von der vollständigen Berechnung eines Polygons der sogenannten ersten Vaubanschen Befestigungsart mit Brillons, von der man leicht eine Anwendung auf jede andere Befestigungsweise machen und den Inhalt des Profils durch die Länge der Magistrale vermehren kann, um den ganzen Bedarf an Mauerwerk und Erde zu finden. Die Berechnung läßt sich aber auf zweierlei Weise führen: 1) indem man die Wälle als drei- oder vierecktige Prismen ansieht, deren Grundflächen die Profile der Wälle, Gruben u. sind und deren Summe den Inhalt des ganzen Festungstheiles anzeigt. 2) Nach Guldins Regel: durch Multipliziren des Profiles mit dem Wege, welchen sein Schwerpunkt durchläuft, um die körperliche Figur zu bilden. Dieser Weg besteht aus der Summe der einzelnen Linien, durch ihre Zahl getheilt; z. B. wenn das Festungswerk ein Ravelin wäre, jede Face 432′ auf der Feuerlinie lag, mit einem vorspringenden Winkel von 60°, so hat man

a) die Feuerlinie . . . . 432′
b) die obere Linie der äußern Böschung . . . . 463′
c) die untere Linie derselben . 473,5′
d) die innere, untere Linie der Böschung . . . . 428,5′
e) die hintere, obere Linie des Auftrittes . . . . 421,6′
f) die untere Linie desselben . 411,2′
g) die hintere Linie des Wallganges 385,2′
h) die untere Linie der hintern Böschung . . . . 371,4′

$$\frac{3386{,}4'}{8} = 423{,}3'$$

den von dem Profile zurückgelegten Weg auf einer Seite des Ravelins. Nun wird aber das Profil gebildet:

1) von dem Dreieck der äußern Böschung = $39\frac{1}{2}$
2) dem Trapez der hintern Brustwehrböschung bis auf den Horizont . . . = $18\frac{1}{2}$
3) dem Trapez der Brustwehr und des Wallganges unter ihr . . . . . = 332
4) dem Parallelogramm des Auftrittes = 46
5) dem Trapez seiner Böschung . . . = 57
6) dem Parallelogramm des Wallganges = 124
7) dem Dreieck der hintern Böschung desselben . . . . = 32

zusammen 648 Quadratfuß, wodurch der Inhalt des Ravelins 3809 Schachtruthen wird. Die Futtermauern hatten bei 10′ unterer und 5′ oberer Dicke und $30\frac{1}{2}$′ Höhe, im Profil $228\frac{1}{4}$ Quadratfuß; das Fundament ist 33 Quadratfuß, gibt bei einer äquirten Länge jeder Face von $\frac{483{,}5+468}{2}$ = 475,75 für den Inhalt der Futtermauer 1731 Schachtruthen. Dazu die Contrescarpenmauer (24′ hoch, 2′ stark mit $\frac{1}{6}$ Böschung), deren Abrundung vor der Ravelinspitze (wo sie wegen des Winkels von 60° einen Bogen von 120° macht) 129,79′ beträgt. Das Doppelte der Face ist = 952′, daher der Inhalt dieser Mauer 721 Schachtruthen; die Strebepfeiler an der innern und äußern Grabenmauer $68\frac{1}{2}$ Schachtruthen und der Ravelingraben selbst 9256 Schachtruthen; zusammen $11776\frac{1}{2}$ Schachtr. Erde, wovon 3809 Schachtr. abgezogen, $7967\frac{1}{2}$ Schachtr. zu Aufschüttung des Glacis bleiben. Wenn die Beschaffenheit der Ortslage die Futtermauern des Hauptwalles und der Cavaliere über den Erdhorizont erhebt, wird der Inhalt von der aufzuführenden Erdmasse abgezogen, weil sie in der Erde keines Raumes bedürfen, als insofern sie mit ihrem Grunde in derselben stehen. Die unterirdischen Gewölbe hingegen, Kasamatten und Poternen, müssen bei der auszugrabenden Erde mit in Anschlag gebracht werden. Die Ausgrabung bekommt eine der Festigkeit des Erdbodens entsprechende Abdachung, oder Stufen von 1 Fuß Breite und etwa 2 Fuß Höhe. Während man nach dem Abstecken der Befestigung den Graben aushebt, wird die Erde sogleich nach den Orten gebracht, wo sie liegen bleiben soll; denn es ist dem Fördern der Arbeit entgegen, die ausgegrabene Erde niederzulegen und mehrmals weiter zu schaffen. Man sondert sie zugleich nach ihrer Beschaffenheit ab, um die reine Gartenerde zu dem Aufplacken der Brustwehren zu bewahren, die schlechtere zu den Wallgängen u. dergl. zu verwenden, die größern Steine aber zu dem Mauerwerk zu bestimmen. Wenn die Böschung keine besondere Bekleidung bekommt, muß sie, den Lehrbüchern zufolge, in guter Erde 45°, oder ihrer Höhe gleich, in lockerer Erde $38\frac{1}{2}$° oder $\frac{5}{4}$ ihrer Höhe, endlich in losem Sande $33\frac{1}{2}$°, oder $\frac{3}{2}$ der Höhe bestimmt werden, doch können bei sehr festem Boden Ausnahmen und eine geringere Böschung statt finden. Deshalb angestellte Versuche gaben nachstehendes Resultat:

Wallhöhen.	Böschung. in festem Boden.	Böschung. in lockerem Sande.
12 Fuß	6 Fuß	9 Fuß
18 —	12 —	18 —
24 —	20 —	27 —

*) Biogr. univ. T. X. (von Weiß). Adelungs Zus. z. Jöcher s. v. Dez.

Wallhöhen.	Böschung.	
	in festem Boden.	in lockerem Sande.
30 Fuß	28 Fuß	36 Fuß
36 —	36 —	46 —

Die aufgeschüttete Erde wird mit Handrammen lagenweise zu 1 Fuß Höhe festgestampft; das Zusammensetzen derselben beträgt in diesem Falle nachher nur 1/10 der Höhe, anstatt die blos mit der Schaufel aufgeworfenen Brustwehren bis auf 1/16 ihrer Höhe niedersinken. Torfmoor widersteht nach dem Austrocknen der Stückkugel gar nicht. (*v. Hoyer.*)

Deblathaim s. Diblathaim.

Debonnaire (Aloysia) s. Barclaja. Thl. 7. S. 368.)

DEBORA, die gefeierte Heldin in Israel, lebte zur Zeit, als die Israeliten, noch im steten Kampfe um den Landesbesitz mit den Insassen begriffen, allmälig erst anfingen, ihre politischen Verhältnisse zu einem geregelten State zu ordnen. Anarchie und Abfall vom gemeinsamen Cultus (Jud. 5, 6 — 8.) zerstückelten die Streitkräfte wie die Nationaleinheit, durch welche allein Israel stark war, und beugten das Volk 20 Jahre hindurch unter den harten Scepter des Canaaniterkönigs Jabin von Hazor, bis Debora, die Prophetin, als Richterin auftrat auf dem Gebirge Ephraim (4, 4. 5. 5, 7.). Sie weckte den erstorbenen Heldengeist, wählte Barak aus dem Stamme Naphtali zum Führer und sammelte um sich die Patrioten, von denen freilich nur Naphtali, Sebulon (4, 6.), Ephraim, Benjamin, Manasse und Issaschar (5, 14 ff.), mit Ausschluß von Ruben, Gilead, Dan und Ascher (5, 16. 17.) es wagten sich der bedeutenderen Macht des Jabin, dessen Feldherr Sisera war, zu widersetzen. Debora selbst zog mit gegen die Feinde. Am Bache Kischon beim Berge Tabor kam es endlich zum entscheidenden Treffen, welches unter Beiwirkung günstiger Umstände [1]) Israel von der Knechtschaft befreiete. Sisera selbst entkam nur mit Mühe zu Fuße, fiel aber in Jaels Zelte durch Meuchelmord.

Diesem Siege verdanken wir eins der erhabensten Lieder, welche uns im Blüthenkranz althebräischer Lyrik aufbewahrt sind, das sogenannte Lied der Debora [2]). Es athmet ganz den Geist seiner Zeit und muß aus diesem beurtheilt werden. Lob Gottes, welcher seinem zu ihm bekehrten Volke zur Vernichtung der Feinde Beistand leistete, Lob der Heldenmüthigen, welche entschlossen den Freiheitskampf über sich nahmen, begeistertes Lob der Jael, welche dem wehrlosen, schlafenden Sisera den Nagel durch die Schläfe bohrte: dies sind die Grundgedanken des Liedes, in denen sich genau der jüdische Charakter abspiegelt in seiner ganzen unbiegsamen Starrheit, wo es auf eine Ausgleichung menschlicher Regungen und menschlicher Rechte mit den Rechten Gottes und seines geheiligten Volkes ankommt. Das Vaterland des Liedes ist (was schon der Ort der Begebenheit wahrscheinlich macht) das nördliche Palästina, und im Rhythmus der sogenannten Stufenlieder [3]) schließt es sich als Volkslied näher an die ungekünstelte Volkssprache an. Ob dieses Lied in gegenwärtiger Gestalt wirklich von der Debora herrühre, ist eine Frage, zu deren Beantwortung die Kritik keinen sichern Haltpunkt gewinnen kann. Nur soviel scheint als entschieden angenommen werden zu müssen, daß dieses Lied in eine sehr frühe Zeit gehört, was man einige Zeit in Zweifel gezogen hat [4]). Dafür spricht aber schon die ganze Beschaffenheit des Liedes, wenn man es mit erweislich späteren Produkten vergleicht, welche einem früheren Dichter untergeschoben sind, wie Gen. 49. Ex. 15. Deutr. 32. 1. Sam. 2. Ferner specielle Züge im Gedichte selbst. Dahin gehört die Angabe der 40000 in Israel (V. 8. vergl. mit Ex. 12, 37. 38. Num. 1, 46. 47.); die Erwähnung eines Jael neben Samgar (V. 6.) und der Merositen (V. 23.); die Theilnahme der Stämme Ephraim rc. am Kampfe (V. 14. 15.), wo 4, 6. 10. blos Sebulon und Naphtali genannt werden; die Erwähnung der Mutter des Sisera (V. 28.) Alle diese Angaben setzen noch eine genauere Bekanntschaft mit der Begebenheit selbst voraus, und es läßt sich kein Grund denken, weshalb sie von einem späteren Dichter sollten eingeschoben seyn. Zwar macht der Parallelismus mit Ps. 68. in mehren Stellen [5]) das Alter des Liedes verdächtig. Hier ist aber gewiß der Psalm die Nachahmung, da der Psalmist unfehlbar in einer sehr späten Zeit lebte, und die Annahme eines gemeinsamen Originals [6]) mit den anderweitigen Spuren des hohen Alters des Liedes der Debora und mit der ganzen Situation unverträglich ist. Noch unsicherere Zeichen später Abfassung sind die sprachlichen Annäherungen zum Aramaismus. Diese sind theils Eigenheiten der gesammten Dichtersprache, theils gehören sie, wie Schin relativi, der Volkssprache des nördlichen Palästina an [7]).

Eine andere Debora war die Amme der Rebekka, welche in der Nähe von Bethel begraben wurde. Gen. 35, 8. (*Tuch.*)

Deboros s. Doberos.

DEBOT (Deboude, Debode), wahrscheinlich Parembole der Alten, Ort am Nile oberhalb Assuan, in Nubien. Mitten im Dorfe auf dem linken Nilufer liegen die Überreste eines Tempels, in dessen Säulen man eine Nachahmung des Tempels zu Philä erkennt. Drei hohe Propylone, die in verschiedenen Distanzen hinter einander liegen, führen zur 60 Fuß breiten Façade des Tempels, welchen ein Porticus mit 4 Säulen bildet deren beide mittlere andere Capitale haben, als die äußern. Aus

1) S. Jud. 5, 20. 21. vergl. mit 4, 15., was Josephus Antiq. V. 5, 4. richtig von einem Unwetter versteht, welches in seiner Richtung günstig für die Israeliten war. 2) Jud. Cap. 5. Brauchbare Commentare schrieben Schnurrer in den dissert. philolog. crit. 1787 und *Hollmann* commentarius philol.-criticus in carmen Deborae. 1818.

3) Gesenius in der A. L. Z. 1812. Nr. 205. de Wette Commentar über die Psalmen. S. 43 ff. Hollmann a. a. O. S. 8. 9. 4) Hartmanns Hebräerin. Th. 1. S. 220. Früher auch de Wette in der Einleitung. Vergl. über den ganzen Streitpunkt Hollmann a. a. O. S. 5—8. 5) Vergl. Jud. 5, 4. 5. mit Ps. 68, 8. 9.; Jud. 5, 16. mit Ps. 68, 14.; Jud. 5, 19. 24. mit Ps. 68, 14. 6) A. L. Z. 1819. Nr. 90. 7) Dieser Gegenstand ist erledigt durch Ewald im Commentare zum Hohenliede. S. 18 — 20., woselbst die Aramaismen aufgehoben sind.

dem Porticus führt eine Pforte in den Pronaos, von welchem der ganze Tempel sich der Länge nach 70 Fuß tief durch mehre Gemächer erstreckte, die theils ohne, theils mit Sculpturen versehen sind. Im hintersten Adyton sind zwei kleine Monolithentempel, sehr sorgfältig und künstlich aus einem Granitblocke gearbeitet und ganz vollkommen erhalten; der größte von ihnen ist 12 Fuß lang, 8 Fuß tief und 8 Fuß hoch, mit einem geflügelten Globus über der Thür. Der größte Theil des Tempels ist sehr schlecht erhalten. (*Burckhardt* Travels in Nubia. p. 126.) (*L. F. Kämtz.*)

DEBOYNE, eine zu der Gruppe der Louisiade gehörige Insel in Australien, unter 10° 39′ 5″ S. Br., 170° 4′ 48″ L. im W. von S. Aignan gelegen (s. Louisiade). (*Leonhardi.*)

DEBRAEA nannten Römer und Schultes (Syst. I. p. 4.) zu Ehren des baierschen Gesandten am russischen Hofe, des Stifters und Präsidenten der Regensburger botanischen Gesellschaft, Gabriel Grafen de Bray, eine Pflanzengattung, welche Rudge (Fl. gui. p. 7.) zuerst unter dem übel gewählten Namen Erisma bekannt gemacht hat. Da aber schon zwei Jahre vor jenen Schriftstellern (1816) Graf Sternberg dem Grafen de Bray eine wohlbegründete Pflanzengattung Braya (s. d. Art.) gewidmet hatte, so ist der Name Ditmaria *Spr.* vorzuziehen (s. d. Art.). (*A. Sprengel.*)

DEBRETZIN, Debretzinum, Debreczen, Debreczin, eine der größten und volkreichsten, königlichen Freistädte (letzteres seit 1715), an der nördlichen Grenze des Biharer Comitats im Königreiche Ungern, unter 39° 16′ 55″ östl. L. und 47° 31′ 40″ nördl. Br., in einer weiten, fast unabsehbaren, zum Theil wol sandigen und wasserarmen, aber gegen Süden hin auch ungemein fruchtbaren Ebene, 16¾ Meile von Pesth, 18½ Meile von Kaschau entfernt. Sie hat mehr ein ländliches als städtisches Ansehen und entbehrt der Bequemlichkeiten viele, die man in einer großen Stadt zu haben pflegt. Dafür weiden auf ihrer gesegneten Umgegend Tausende von Ochsen, Schweinen und Schafen und gedeihen der Weizen, der Tabak, der Hirse und das Heidekorn (Buchweizen) in vorzüglichster Güte und großer Menge. Jedoch auch als Stadt ist sie, nach Pesth, die erste Erwerb- und Handelsstadt des Landes. Es befinden sich daselbst mehre Manufakturen und Fabriken, besonders in groben, wollenen Zeugen, Leder und Seife; viele Handwerker, vorzüglich Gärbermeister, Drechsler für Tabakspfeifenmundstücke, Töpfer für Tabakspfeifen, deren jährlich an 12 Millionen Stücke geliefert werden, und Zischmenmacher, über 500 Meister. Die vier großen Jahrmärkte werden aus allen Gegenden der Monarchie wie dee benachbarten Lande so stark besucht, daß sie zu den größten Sehenswürdigkeiten Ungerns gehören [1]). Die Stadt zählt 4000 Häuser und 42000 Einwohner, von welchen sich 38500 zur reformirten, die übrigen zur katholischen Kirche bekennen. Die erstern haben zwei Pfarrkirchen und ein berühmtes Collegium mit sieben Professoren für die höhern Wissenschaften und einer Bibliothek von 20000 Bänden; die letztern eine Pfarrkirche, ein Piaristenkloster und ein Gymnasium. Auch ist hier der Sitz der Districtual-Gerichtstafel vom Kreise jenseit der Theiß, eines Ober-Provincial- und Kriegscommissariats und eines Hauptdreißigstamts. Die ungrische Sprache herrscht hier allgemein und wird in vorzüglichster Reinheit gesprochen. Auf dem Landtage des Jahres 1830 wurde der Stadt die alte Portenanzahl, nämlich 45, belassen und sie entrichtet davon an jährlicher Kriegscontribution 30982 Gulden C. M. ohne den Werbungsbeitrag. (*Gamauf.*)

An Holz hat Debreczin zwar keinen Mangel (die Stadt hat schöne Buchen- und Eichenwälder, die schon seit vielen Jahren nach einer guten Waldordnung in 32 Holzschläge eingetheilt sind), aber weil das Holz für die Bedürfnisse der starken Bevölkerung nicht hinreichen würde und einen beträchtlichen Preis hat, so heizen die Einwohner meistens mit Stroh und Rohr ein und bedienen sich des Holzes nur zum Bauen, zur Verfertigung von Hausgeräthen und auf dem Herde [2]). Weil in der Nähe von Debreczin keine Steinbrüche sind, so sind die Gebäude nur von Ziegeln, Backsteinen und Holz aufgeführt. Bei der Stadt ist eine Salpetersiederei. Der Boden um Debreczin ist sehr stark mit mineralischem Laugensalz (ungrisch Székső) geschwängert, welches hervorschwitzt und die Oberfläche des Bodens in der Gestalt einer feinen, weißlichen Erde bedeckt und von Zeit zu Zeit vor Sonnenaufgang gesammelt wird, woraus die Seifensieder zu Debreczin eine Lauge bereiten, deren sie sich bei dem Sieden der berühmten Debrecziner Seife bedienen, die wegen ihrer Weiße und Leichtigkeit berühmt ist, mit der Marseiller Seife verglichen werden kann, stark verführt und von einigen Ärzten auch zu officinellem Gebrauche verordnet wird [3]). — Aus der Geschichte von Debreczin sind folgende Thatsachen anzuführen. Im J. 1567 wurde hier auf einer Synode die Augsburgische Confession verworfen und die Helvetische eingeführt, nachdem bald nach Luthers und Zwingli's Reformation fast alle Einwohner sich zum Protestantismus gewendet hatten. Der Debrecziner Prediger Dévay, anfangs ein eifriger An-

1) Das Treiben und Leben zu dieser Zeit ist in Debreczin ungemein groß, so daß es zum Sprichworte geworden ist: wer einer Weinlese in der Hegyallya (bei Tokay) und einem Debrecziner Jahrmarkt nicht beiwohnte, hat von Ungern nichts gesehen. Man sieht auf diesen Debrecziner Jahrmärkten größtentheils ein orientalisches, nomadisches Leben und wird zugleich an die türkischen Bazars erinnert. Der Absatz ist vorzüglich mit Getreide, Vieh, Tabak, Speck und andern ungrischen Landesprodukten, wie auch mit türkischen Produkten und Waren ungemein stark. Die Ordnung und strenge Polizei, welche auf diesen Jahrmärkten gehandhabt wird, ist lebenswerth. 2) Jeder Bürger erhält zu seiner Nothdurft Holz, nach dem Verhältnisse seines Contributionsquantums. Wer 6 fl. contribuirt, bekommt eine Klafter. Die Waldungen werden gut erhalten und gewähren angenehme Spaziergänge. 3) Dieses ungrische Natrum oder széksó hat zuerst Dr. Gabriel Pázmándy in einer eignen Abhandlung (Idea Natri Hungariae Veterum Nitri analogi. Viennae 1770. 76 p. 8.) beschrieben. Später erschienen darüber Aufsätze in den Pariser Memoires des sciences, in den Abhandlungen der Berliner Akademie, von Ruckert in dem patriotischen Wochenblatt für Ungern u. s. w. Man findet es auch am Neusiedler- (Fertô) und Palitscher See und an verschiedenen andern Orten in Ungern in Menge.

hänger Luthers und einer der ersten und vorzüglichsten Verbreiter von Luthers Reformation in Ungern (deswegen der ungrische Luther genannt), später aber ein Anhänger Zwingli's, trug das meiste dazu bei. Schon Schwartner bemerkte in seiner Statistik von Ungern, daß dem schwermüthigen Charakter der Magyaren mehr Zwingli's und Calvins als Luthers Lehrbegriff und Kirchenreform zusagte. Lange Zeit, bis zum Anfang des 18. Jahrh., waren in Debreczin beinahe gar keine Katholiken. Unter Leopold I. wüthete auch in Debreczin (wie zu Eperjes) der berüchtigte Graf Caraffa ganz nach Willkür, ohne Auftrag der Regirung, mit spanischer Tortur und machte sich unter andern das grausame Vergnügen, ihm verdächtige Debrecziner Bürger durch bleierne Gewichte an den Füßen des in der Luft schwebenden Körpers zum Geständniß zu bringen. Deswegen wird auch noch heut zu Tage der derbe magyarische Fluch, in welchem der Name Caraffa's vorkommt, „Beste lélek Caraffia," nirgend so häufig als in Debreczin gehört. Unter den in Debreczin gedruckten Werken zeichnet sich als eine besondere Eigenheit der magyarischen Sprache aus eine im Jahr 1766 gedruckte Elegie vom Professor Varjas (spr. Warjasch), welche keinen andern Vokal enthält als e. Im J. 1770 war Kaiser Joseph II. in Debreczin, und sein Andenken blieb den Einwohnern unvergeßlich. (*Rumy*.)

Debris s. Garamantae.

DEBRÖ, ein ungrisches Dorf im Hevescher Comitat des Königreichs Ungern, nicht weit von der bischöflichen Stadt Erlau, zum Unterschiede von Unterdebrö, das daneben liegt, Oberdebrö genannt, dessen Bewohner jenen gelben Tabak in vorzüglicher Güte und Menge bauen, aus welchem der berühmte Debröer Schnupftabak bereitet wird. (*Gamauf*.)

DEBSTEDT, ein Kirchdorf im herzogl. Bremenschen Amte Bederkesa, in dessen Bezirke sich die Überreste der Pipinsburg befinden, die entweder von Pipin selbst oder von Karl dem Großen errichtet, und im letztern Falle von diesem nach seinem Vater genannt wurde. Nahe dabei ist ein großes, steinernes Denkmal, Bülzebedde genannt, welches die Benachbarten für das Grab eines berühmten alten Heerführers jener Zeit ausgeben. (S. Johann Vogt in Pratje's Altem und Neuem Bd. 8. S. 335 fgg.) (*Schlichthorst*.)

DEBURE, (de Bure), Guillaume François, Buchhändler zu Paris, wo er im Januar 1731 geboren war und den 15. Juli 1782 starb, rühmlich bekannt als Bibliograph und Herausgeber einiger bibliographischen Werke, die bei manchen fast unvermeidlichen Unvollkommenheiten zu den besten in ihrer Art gehören. Zuerst gab er unter dem Namen Rebude ein Museum typographicum, seu collectio, in qua omnes fere libri rarissimi notatuque dignissimi accurate recensentur. Par. 1755. 12. heraus, ein höchst unvollkommener, jugendlicher Versuch auf 43 Seiten, von dem nur 12 Exemplare gedruckt wurden. Nach langer Vorbereitung erschien sein (systematisch geordnetes und überhaupt bequem eingerichtetes) Hauptwerk: Bibliographie instructive, ou traité de la connoissance des livres rares et singuliers. Paris 1763—1768. Vol. VII. 8. Damit ist zu verbinden: Supplement à la bibl. instr., ou catalogue des livres du cabinet de M. L. J. Gaignat. Ib. 1769. Vol. II. 8. und die von Née de la Rochelle bearbeitete Bibl. instr. tom. X., contenant une table destinée à faciliter la recherche des livres anonymes qui ont été annoncés par Mr. Debure etc. Ib. 1782. 8. Debure hat durch dieses Werk zur Verbreitung bibliographischer Kenntnisse in Frankreich sehr viel beigetragen, und weder die Kritiken Merciers de St. Léger (in den Mém. de Trévoux 1763 und einzeln), noch die Verunglimpfungen des Abbé Rive konnten sein Verdienst schmälern. Unter den Katalogen ansehnlicher Bibliotheken, die er herausgab, schätzt man besonders den Catalogue des liv. de Mr. Girardot de Préfond. 1757. 8. und Cat. de la bibl. de feu Mr. le duc de la Valière. 1767. Vol. II. 8. *) (*Baur*.)

Deca. Mehre Zusammensetzungen damit s. unter Deka.

Decacera, *Blainville* (Mollusca) s. Decapoda.

DECACNEMOS (Paläozoologie), von δέκα — κνημός (zehn — Haarschweif). In Beziehung auf die zehn gefranzten Arme hat der Leipziger Joh. Heinr. Linck schon im Jahre 1733 das später von Leach unter dem Namen Alecto (nicht Alecto Lamouroux's), und von de Lamarck unter dem Namen Comatula aufgestellte Geschlecht von Stelleriden genannt, welches nämlich Linné wieder mit Asterias verbunden hatte. Ref. hat diese Benennung in einem frühern Werke beibehalten, gesteht jedoch zu, daß diese Benennung insofern unpassend erscheinen könne, als die durch Theilung der fünf Hauptarme entstandenen zehn Arme sich an ihrer Wurzel sogleich noch weiter theilen können, wie es bei Comatula multiradiata *Lamk*. (Genus Caput Medusae *Linck*.) wirklich der Fall ist. Schweigger, Miller, Leuckart, Goldfuß u. A. haben sich seitdem Mühe gegeben, durch Zergliederung lebender Arten den organischen Bau dieses Geschlechts noch vollständiger darzulegen und es als eine vermittelnde Zwischenform zwischen den Stelleriden und Stylastriten zu bezeichnen, letzterer Autor aber noch insbesondere, die fossilen Arten vollständiger zu sammeln und zu beschreiben, welche wir daher, da sie beim Artikel Comatula übergangen worden, hier nachtragen.

Char. gen. Corpus orbiculare; Abdomen membranaceum, orificiis oris centrali, ani excentrico proboscideo praeditum; in dorso columnae non radicatae, rudimentum brachiis auxiliaribus obvallatum. Brachia decem marginalia simplicia vel palmata et digitata, tentaculis articulatis pinnata. Sulci brachiorum serrati, cute obtecti.

Lebende Arten haben Lamarck acht, Leach und Rüppell noch zwei andere in sehr verschiedenen Meeren gefunden. Fossile besitzen wir fünf aus dem lithographischen Kalke der Juraformation im Pappen-

*) Ersch's gel. Frankr. s. v. Bure. Biogr. univ. T. X. (von Beuchot). Eberts bibl. Lex. Derselbe in Hermes Bd. 5. S. 144.

heimischen und am Libanon, und Defrance gedenkt noch einer bisher nicht beschriebenen Art, welche in den Kreide- und Tertiärformationen zugleich vorkäme.

Wie diese Thiere im lebenden Zustande ihre Arme mit dem untern Theile aufgerichtet tragen, so finden wir sie auch im fossilen Zustande und zwar gewöhnlich mit allen ihren Theilen erhalten, nur daß jene Richtung zu häufigem Zerbrechen der Arme Veranlassung gegeben, die dann oft unregelmäßig über einander liegen. Da die Thiere im Leben außer Hornsubstanz aus kohlensaurem und etwas phosphorsaurem Kalke bestehen, so ist ihre vollständige Erhaltung durch diese Zusammensetzung begünstigt worden. Der Bauch aber ist von mehr häutiger Beschaffenheit, daher sich diese Seite in der Regel nicht so gut aus dem Gesteine ablöst als die entgegengesetzte.

A. Species brachiis auxiliaribus longis sparsis.

1) *C. pennata.* C. brachiis simplicibus; tentaculis aequalibus, tetragonis, elongatis alternis; brachiis auxiliaribus filiformibus longissimis.

Collini in Comment. elect. Palat. vol. III. p. 103. tf. IV. fig. 6. Knorr Merkwürd. vol. I. tab. XI. fig. 1. tab. XXXIVa. fig. 1. vol. II. u. tab. L. 1.

Pentacrinites vel *Caput Medusae.* Walch Naturg. I. 145. 181. Schröt. Einleit. III. 377. No. 19.

Ophiurites pennatus v. Schlth. Petreff. 326. tb. XXVIII. fig. 1—4. Germar in Keferst. Teutschl. IV. u. 89 ff.

Comatulithes mediterraneaeformis von Schlth. Nachtr. II. 47. *Krüg.* Nat. I. 181. Germar a. a. O.

Comatula mediterraneaeformis. Holl Petrefakt. 387.

Comatula pinnata. Goldf. Petref. 203—204. tb. LXI. fig. 3.

Groß, doch der Körper ist verhältnißmäßig sehr klein und gewöhnlich noch verdeckt durch die zerbrochen über ihn her liegenden Untertheile der bis 6 Zoll langen Arme, deren oberer Theil dann gerade ist. Die Hilfsarme haben gegen 2 Zoll Länge und bestehen aus langen, walzigen, am obern Ende verdeckten Gliedern, nebst dünneren, fadenförmigen, kurzgliederigen Armen. Der Kelch ist an der Bauchseite mit fünf Rippengliedern, mit ähnlichen Furchen und Gelenkflächen, wie bei C. mediterranea versehen. Darauf folgen die zweiten Rippenglieder. Die Schulterglieder tragen jedes zwei dünne, borstenförmige Arme. Armglieder halbwalzig, 1 Linie lang und dick, innen an beiden Rändern der Furche mit einer verlängerten Spitze, an deren Basis die Gelenkflächen zum Ansatze der Tentakeln sind. Diese sind 1½ Zoll lang, wechselständig, jedoch oft 1—2 Glieder überspringend, borstenförmig, in der Mitte der Arme am längsten, aus langen, fast vierseitigen Gliedern gebildet, an deren innerer Seite nämlich die Fortsetzung der Armfurche, an den drei andern ebenfalls schwache Furchen sind.

In den Samlungen zu Heidelberg, Bonn, v. Münsters zu Baireuth, v. Schlotheims zu Grätz, Florenz u. s. w. Aus dem lithographischen Kalke der Juraformation zu Solenhofen.

2) *C. breviciliata Ehrenb.* Diese Art, welche Ehrenberg vom Libanon mitgebracht, habe ich im Berliner Museum gesehen. Sie ist weder beschrieben noch untersucht, gehört jedoch, wenn ich nicht irre, mit der vorigen Art, der sie im Habitus gleicht, in dieselbe Abtheilung. Sie findet sich ebenfalls mit Seefischen und Ophiuren in einer dem Pappenheimer ganz ähnlichen Gesteinart, wol auch aus gleicher Formation.

B. Species brachiis auxiliaribus minutis, ad costas quinque radiantes affixis.

3) *C. tenella.* C. brachiis simplicibus; tentaculis aequalibus oppositis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. tenella. Goldf. Petref. 204. taf. LXII. fig. 1.

Astrophyton (Euryale) minutum. Bronn in v. Leonh. Zeitschr. 1828. S. 614.

Klein, der Körper stets nur von der Rückenseite sichtbar, verhältnißmäßig gegen die Arme groß, 1 Linie breit, über die Gesteinfläche hervorstehend und durch fünf erhabene Rippen in Felder abgetheilt, welche gewölbt und in der Mitte gekielt sind. Die Rippen laufen von einer kreisförmigen Fläche des Mittelpunktes (entsprechend der Insertionsstelle des Stieles) aus und sind von beiden Seiten mit sehr zarten, fadenförmigen, aber selten sichtbaren Hilfsarmen besetzt. Die fünf Arme sind 6—8 Linien lang, sitzen am Ende dieser Rippen und haben nur ein Armglied, wonach ein verlängert dachförmiges Glied die zwei Hände trägt. Arme und Hände mit walzig-dreiseitigen, an den Enden verdeckten und an jeder der zwei Seitenflächen durch eine tiefe Längenfurche ausgehöhlten Gliedern versehen, wovon die innere Seite nie sichtbar ist. Am obern Ende jedes Arm- und Fingergliedes sind gewöhnlich zwei gegenüber stehende, borstenförmige Tentakeln, doppelt so lang als das Glied selbst.

In den Samlungen zu Heidelberg, zu Bonn, Gr. v. Münsters zu Baireuth u. s. w. Wird mit C. pennata gefunden.

4) *C. pannulata.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevibus geminatis a basi, aliisque longissimis filiformibus a medio ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

Bajeri oryt. nor. tab. VIII. fig. 4. Suppl. tab. VII. fig. 2—6. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 2—9.

Decactis? Walch Naturg. I. p. 145—147. II. u. 293.

Parkins. org. rem. III. tab. I. fig. 15.

< *Asteriacites filiformis.* v. Schlth. Taschenb. VII. 68.

< *Ophiurites filiformis.* v. Schlth. Petref. 326.

Asteriacites pannulatus. — — 325.

Ophiurites decufilatus. (v. Schlth. ib. 326?) Germar in Kef. Teutschl. IV. u. 89 ff.

Euryale Bajeri. *König* ic. sect. no. 27.

Comatula pectinata. Goldf. Petref. 205. tab. LXII. fig. 2. (non *Ast. pectinata Linn.*).

Kleine Art, jedoch mit erbsengroßem, 1½ Linien breitem Körper, welcher zuweilen mit der Bauchfläche er-

scheint. Arme oft emporgerichtet und zwischen dem fünfeckigen Mund (?) und der Peripherie des Körpers eingefügt. Auch hier bemerkt man eine kleine, runde Scheibe in dessen Mittelpunkt, von welcher fünf Rippen über den Körper ausgehen, mit sehr zarten, fadenförmigen Hilfsarmen besetzt. Arme gegen 1 Zoll lang. Arm- und Handglieder ebenfalls wie bei C. tenella, doch an der untern Hälfte alle nur mit gepaarten, pfriemenförmigen Tentakeln, so lang als diese Glieder selbst, die der obern mit aussetzend-alternirenden, langen, borstenförmigen Fingern, deren Enden bis gegen die Spitze der Hand reichen und welche ohne Tentakeln sind. Enden der Arme gewöhnlich in einen Ring zusammengerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Schlotheims, v. Münsters u. s. w. Wird mit voriger Art gefunden [1]).

5) *C. filiformis.* C. brachiis simplicibus; tentaculis brevissimis gemmatis aliisque longissimis filiformibus a basi ad apicem usque brachiorum alternis; brachiis auxiliaribus brevissimis, costis quinque dorsalibus affixis.

C. filiformis. Goldf. Petref. S. 205. tab. LXII. fig. 3.

> *Ophiurites filiformis?* v. Schloth. Petrefakt. 326.

Größe, Körper, Arme, Hilfsarme, Tentakeln wie bei der vorigen Art, nur daß die langen, fadenförmigen Finger schon am ersten Handgliede beginnen, dann abwechselnd bis zu deren Mitte auf jedem dritten, und von da bis zur Spitze auf jedem zweiten Gliede stehen. Die Mitte des Rückens mit den von da auslaufenden Rippen erscheint wie eine erhabene, sternförmige Scheibe. Das Ende der Arme ist gewöhnlich ringförmig eingerollt.

In den Samlungen zu Bonn, v. Münsters zu Baireuth u. s. w. Vorkommend mit voriger Art.

Der von Defrance in Kreide und Tertiärgebirgen aufgeführten Art haben wir schon oben gedacht. Auch in Luyds Samlung glaubte man Reste aus diesem Geschlechte bemerkt zu haben, was sich aber nach Parkinson nicht bestätigt [2]). (*H. G. Bronn.*)

DECACTIS (Zoologie, Paläozoologie), Zehnstrahl, nannte Linck eine lebend gefundene, zehnstrahlige Asterie, die er sogar zu einem eignem Geschlechte erhob. Bajer und Walch aber rechneten irrig zu demselben Geschlechte, ihrer zehn Arme wegen, die im Solenhofer Juralalkschiefer vorkommenden Comateln, namentlich mit Beziehung auf die Abbildungen bei *Bajer* monum. tab. VII. fig. 3. u. Knorr Merkwürd. I. tab. XI. fig. 7. (Comatula pectinata *Goldf.*), die aber zu Lincks Genus Decacnemos gehören, worüber dieser Artikel zu vergleichen ist *). (*H. G. Bronn.*)

DECADIA. Eine von Loureiro gestiftete Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linné'schen Klasse und wahrscheinlich aus der natürlichen Familie der Eläocarpeen. Char. Der Kelch dreiblättrig, stehenbleibend, mit rundlichen, ungleichen Blättchen; zehn, meist gesägte, fast gleiche Corollenblättchen; die Staubfäden an der Basis der Corollenblättchen eingefügt, mit rundlichen, zweilappigen Antheren; der Griffel fadenförmig, mit dicker Narbe; die kleine Steinfrucht steht über dem Kelche und hat eine dreifächerige Nuß. Die einzige bekannte Art, *D. aluminosa* Lour. (Fl. coch. p. 385, Arbor aluminosa Rumph. amb. III. p. 160. t. 100., Arbor Bobu dicta Burm. zeyl. p. 26.), in den Wäldern von Cochinchina und auf den moluckischen Inseln einheimisch, ist ein mäßig hoher Baum mit eiförmig-ablangen, gesägten, glatten Blättern und weißen, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden Blüthentrauben. Die Cochinchinesen, welche diesen Baum Deung-sé nennen, bedienen sich seiner Rinde und Blätter anstatt des Alauns beim Rothfärben. (*A. Sprengel.*)

DECANUS heißt im Allgemeinen der Vorsteher von zehn Personen. An diese Anzahl kehrte man sich nachher nicht genau, und belegte mit diesem Namen auch den Vorsteher eines geringeren oder größeren Personals, sei es, daß er dessen Anführer oder Vorgesetzter, oder

---

1) Wir glaubten den ältern Schlotheimschen Namen, obschon er ohne Beschreibung und Diagnose gegeben worden, deswegen wieder herstellen zu müssen, weil Lamarcks Com. Mediterranea (C. fimbriata *Mill.*) von Linné schon Asterias pectinata genannt worden war. 2) Litteratur. *Joh. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 55 u. 68. *Bajer* Oryctographia Norica. *Bajer* Monimenta rerum petrificatarum, praecipue Oryctographiae Noricae supplementi loco adjungenda. Norimb. 1757. fol. tab. VII. Knorr Samlung von Merkwürdigkeiten der Natur und den Alterthümern des Erdbodens. Nürnberg. fol. Vol. I. (1755) tab. XI. u XXXIV a; vol. II. u. tab. I. t. Walch Die Naturgeschichte der Versteinerungen. I. 1773. fol. 145—147. 181. II. u. (1769). fol. 104 ff. 298. 301. Schröter Vollständige Einleitung in die Kenntniß der Steine und Versteinerungen. Altenburg. 4. III. (1778). S. 377. *C. Collini* Description de quelques Encrinites etc. in Historia et Commentationes Academiae electur. Palatinae scientiarum. vol. III. phys. (Mannh. 1775. 4.) p. 69—105. tab. 1—IV. *Parkinson* Organic remains of a former world. 1811. 4. vol. III. v. Schlotheim in v. Leonhard Taschenbuch f. Mineralogie. 1813. VII. 68. *Leach* Zoological Miscellanies. London. 8. II. (1815). 61. *de Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans vertebres. Paris. II. (1816). 530—535. v. Schlotheim die Petrefaktenkunde auf ihrem jetzigen Standpunkte. Gotha. 8. I. (1820). 325—327. tab. XXVIII. fig. 1—4; Nachtrag II. (1823) 45—51. *Parkinson* Oryctology. London 1822. 8. p. 101. *Miller* A natural history of the Crinoidea. Bristol 1822. 4. p. 125—133. (beschreibt dieses Genus noch nicht im Detail). *Defrance* Tableau des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 102. (*König*) Icones fossilium sectiles. Centuria prima. (London 1825). no. 27. Krüger Urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche. Quedl. u. Leipz. 1825. I. 180—161. H. G. Bronn System der urweltlichen Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 67. Germar über die Versteinerungen von Solenhofen, in Kefersteins Teutschland rc. Weim. IV. u. (1826) 89—107. F. S. Leuckart Einiges über das Asteroidengeschlecht Comatula, in Heusingers Zeitschr. f. organ. Physik. III. 1828. S. 375—391 u. 476—480. H. G. Bronn Notiz über die Verstein. des lithograph. Kalkes im Pappenheimischen; in v. Leonhards Zeitschrift 1828. S. 608—616. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 386. Goldfuß Abbildung u. Beschreibung der teutschen Petrefakten. Fol. 3. Liefr. 1831. S. 201—205. tab. LXI—LXII.

*) Vergl. *J. H. Linck* de stellis marinis liber singularis. Lips. 1733. fol. p. 41. *Bajer* monimenta rerum petrificatarum etc. Norimb. 1757. tab. VII. fig. 3. Walch die Naturgeschichte der Versteinerungen rc. II. u. (1796. Fol.) 293—295.

nur der Leiter ihrer Angelegenheiten und Geschäfte war. Beim Militär war Decanus (δέκαρχος) eben das, was Decurio; Dekanie und Dekurie waren gleichbedeutend. Am oströmischen Kaiserhofe hießen eine Art von Hofbedienten, deren man sich zur Ausführung von allerhand Aufträgen bediente, Dekane, wahrscheinlich weil Dekane von der Leibwache zu diesem Amte genommen wurden (*Cod. Justin.* XII, 27, leg. 1. 2. *Cod. Theod.* VI, 33. 1.). Dekane hießen zu Constantinopel auch die Vorsteher der Gesellschaft, welche die Beerdigungen und Leichenbegängnisse zu besorgen hatte (*Cod. Justin.* I, 2. leg. 4. 9. *Justin. Novell.* 59.). Im mittelalterlichen Latein hießen Dekane die Richter in minder wichtigen Streitigkeiten unter zehn Familien, die den engsten Kreis der damaligen bürgerlichen Ordnung ausmachten. So bei den Angelsachsen, welche in Tithings und Hundrede (das Hundred aus zehn Tithings bestehend) eingetheilt waren. Der Vorsteher des Hundred hieß Hundredar, der Vorsteher des Tithing Borsholder; Decanus Friborgi (der zehn Freibürger, freien Hausväter) heißt er in den Gesetzen Eduard des Bekenners. — Derselbe Titel wurde nachmals auch zur Bezeichnung einer kirchlichen Würde gebraucht. Was in den Klöstern bei den Mönchen der Prior, das war in den Stiftern bei den Kanonikern der Dekan, der Vorsteher des Kapitels.

Davon sind die Domdechanten noch übrig. Von den Stiftern ging dann dieser Titel auf die Universitäten über, bei denen ihn der jedesmalige Vorsteher einer Fakultät führt (s. Domstifter und Universitäten). Dekan eines Bischofs (Decanus episcopi oder ruralis) heißt der Geistliche, welchen in einem Bezirk der Bischof zu seinem Stellvertreter, als Aufseher über die Geistlichen, ernennt. In England heißt der Bischof von London Dekan des Erzbischofs von Canterbury. Auch in protestantischen Ländern ist sonst der Titel Dekan übrig, und so viel als in andern Ländern ein geistlicher Inspector oder Superintendent.

Dekane nannte man auch in der ägyptischen Astrologie 36 Untergötter, nach der Eintheilung des Thierkreises in 36 Theile. Jedes Zeichen war nämlich in 3 Theile, jeder von 10 Graden, eingetheilt, und in jedem solchen Gradtheile regirte einer von jenen Göttern. Bei Firmicus (2, 4.), Origenes u. A. werden die Namen derselben verschieden angegeben. Nach ihnen wurde bei der Geburt das Prognostikon gestellt. (S. *Dupuis* orig. de tous les cultes VII. 89—150. *Salmas.* de annis climact. 842.) (*H.*)

DECAPITANI, Carl' Antonio, gestorben als Pfarrer zu Viganò am 7. Sept. 1820 im 49. Jahre seines Alters, galt für einen Kenner der Landwirthschaft. Unter mehren Schriften, die er über den Landbau herausgegeben hat, zeichnet sich besonders sein Werk, betitelt: Sull' agricoltura particolarmente dei paesi di collina. Discorsi teoretico-pratici ad uso dei possidenti, dei fittajuoli e dei contadini. Milano, b. Silvestri. 1815. 8 Bände. in 8. aus. Die darin enthaltenen Lehren, die oft auf eigenen Versuchen beruhen und namentlich in Betreff der Seidenzucht wichtig sind, beziehen sich zunächst auf die Umgegend seines Wohnorts, die sogenannte Brianza, einen hügelreichen Theil des Mailändischen. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DECAPODA, *Ferussac* (Mollusca). Die zweite Familie der Cephalopoden nach Orbigny, ausgesondert aus der Gattung Sepia Linné's, entsprechend den Cephalopodes non testacés, Sépiolés oder Sepiaires Lamarck's; den Decacera Blainville's, umfassend die Familie Sepiolidea und Sepiidea Leach's. — Die Kennzeichen sind folgende: Der Körper ist im Allgemeinen in die Länge gezogen, cylinderförmig; er ist von einem dicken Sack umgeben, der mit flossenartigen Ausbreitungen Behufs des Schwimmens versehen ist, die nach Gestalt und Stellung sehr abändern. Der deutlich gesonderte Kopf hat oben zehn Arme, von welchen acht aufsitzen, die borstenartig verdünnt, kürzer als bei der Familie Octopoda und ihrer ganzen innern Länge nach mit Saugnäpfen besetzt sind; die beiden andern Arme sind viel länger, gestielt, stehen außer der Reihe und haben meist nur auf ihrem breitern Endtheil Saugnäpfe, sie können im Zustande der Ruhe in den Leibessack zurückgezogen werden. Bei mehren Gattungen findet sich im Innern des Rückens ein knorpel- oder kalkartiges Schalenrudiment. Orbigny theilt (Annales des Sciences naturelles VII. 147.) diese Familie folgendermaßen ein.

A. Mit partiellen Flossen, welche entweder nach hinten zu oder fast auf dem Rücken stehen.

a) Die Flossen am Schwanze (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Cranchia, *Leach.*

b) Die Flossen seitlich nach dem Rücken; von einander entfernt. (Familie: Sepiolidea, *Leach*). Gattung: Sepiola, *Leach.*

c) Die Flossen am Körperrande seitlich stehend, dreieckig oder rhomboidal (Fam. Sepiidea, *Leach*).

1) Die Masse der gestielten, manchmal auch der aufsitzenden Arme mit Saugnäpfen und hornigen Krallen besetzt. Gattung: Onychotheutis, *Lichtenstein.*

2) Die Saugnäpfe an einem Theile ihres Umkreises mitunter mit Zähnen oder Höckern besetzt, doch sind keine Krallen vorhanden. Gattung: Loligo, *Lesueur.*

B. Die Flossen erstrecken sich am ganzen Sack herab (Familie: Sepiidea, *Leach*). Gattung: Sepiotheutis, *Blainville.* (*D. Thon.*)

DECAPODA, *Latreille* (Crustacea). Eine Ordnung der Krebse, oder wie man sie in der neuern Zeit genannt hat, der Crustaceen, in der Section Malacostraca, von den meisten Systematikern angenommen, aber mehr oder weniger abweichend eingetheilt. Sie umfaßt diejenigen Thiere, die man vorzugsweise Krebse nennt, und unterscheidet sich durch folgende Kennzeichen. Der Kopf eng mit dem Bruststück (Thorax) verbunden, unter einer gemeinschaftlichen Schale (Schild, test oder carapace der Franzosen), welche an den Seiten die Kiemen bedeckt; die Augen stehen auf einem beweglichen Stiel; vier, meist borstenartige Fühler, von denen die mittlern in zwei oder drei Fäden getheilt sind; zehn Füße; die eigentlichen Kiefern und die Kieferfüße bilden zusammen sechs Paar, die unter einander sehr ab-

weichend gestaltet sind; alle eigentlichen oder Haupteingeweide liegen unter dem Rückenschilde.

Der Kopf ist kaum durch etwas anderes von dem Leibe oder Rumpfe unterschieden, als durch Fühler, Augen, Mund. Der mit demselben ganz verwachsene Leib hat Ähnlichkeit mit dem Thorax der Insekten, indem an ihm die eigentlichen Füße (Gangfüße) befestigt sind, er umschließt aber die Haupteingeweide, indem der Hinterleib, wie bei den Insekten, aus Ringen bestehend, nur den hintern Theil des Darmkanals enthält, an ihm auch nur Afterfüße sitzen.

Die Fühler sind aus zahlreichen Gliedern zusammengesetzt, stehen sehr beweglich am vordern Theile des Kopfes, aber in keiner Beziehung zum Munde. Sie liegen in einer Reihe neben einander, daher der Ausdruck mittlere und äußere, oder seitliche. Die letzteren liegen bald außerhalb, bald innerhalb der Augen, oder sitzen auch unter diesen. Jeder Fühler besteht aus Stiel und Faden. Jener besteht aus drei oder vier Stücken, sehr verschieden in Gestalt und Länge, oft mit blattartigen Anhängseln versehen. Die Glieder des Fadens sind alle gleichförmig gebildet. An der Basis der äußern Fühler sitzt ein kleiner, rundlicher oder fast dreieckiger Körper, der bei den Brachyuren (kurzschwänzigen) steinartig, bei den Macrouren (langschwänzigen) etwas häutig ist (siehe unten Gehör). Baster hat noch an den Fühlern des Hummers eine Menge kleiner Öffnungen bemerkt, deren Zweck man nicht kannte (siehe unten Geruchssinn). Die äußern Fühler sind in der Regel länger, oft viel länger als die innern, welche meist ganz kurz sind.

Es finden sich nur zwei zusammengesetzte Augen vor, auf deren oberer Fläche man zahlreiche Facetten bemerkt (Rösels Insektenbelustigung. III. t. 55. f. 4.). Sie sitzen, wie angegeben, auf beweglichen Stielen, welche in einer eigenen Grube liegen, meist einfach cylindrisch und bald nur so lang als das Auge, bald sehr viel länger sind. Bei einigen Brachyuren sind die sehr langen Augenstiele an den Seiten eines Vorsprungs des vordern Kopfrandes eingesetzt und passen in eine Querfurche dieses Vorsprungs, wie bei Gonoplax, Gelasimus, Podophthalmus. Manchmal reichen die Stiele über die Augen hinaus, so daß diese an ihrer Seite sitzen, und der vorragende Theil endigt dann in eine Spitze oder in einen Haarbüschel ꝛc. Die Augen selbst sind in der Regel mehr oder weniger kugelig.

Der Mund liegt immer an der untern Kopfseite, und die ihn constituirenden Haupttheile bewegen sich wie bei den Insekten seitlich. Die Theile zeigen hinsichtlich der Größe und Form viele Abweichungen, und einige der äußersten gleichen oft ganz Füßen, deren Stelle sie auch zum Theil vertreten. Am Munde ist zuerst die Mundöffnung (ouverture buccale der Franzosen) zu beachten, welche theils ein regelmäßiges Viereck, theils ein Trapezium oder Dreieck darstellt.

Die Brachyuren haben 1) eine querstehende, mit dem vordern Rande der Mundöffnung zusammengelenkte Oberlippe (Lefze); 2) ein paar Mandibeln oder zur Seite liegende, dicke, starke, zusammengedrückte, innen schneidende Stücke, welche auf ihrer Rückenseite, nahe am Punkte ihrer Einlenkung, einen Anhang oder Palpe, aus drei Gliedern bestehend, tragen; 3) eine dünne, blätterige, gespaltene Zunge, welche gegen die hintere Basis der Mandibeln gestellt ist; 4) ein erstes Paar häutiger Kiefern (Maxillen), welche tief gelappt und am Rande gefranzt sind, keine Palpen haben und auf der untern Fläche der Kiefern aufliegen, im Allgemeinen aber den bei den käferartigen Insekten vorkommenden Maxillen sehr ähnlich sind; 5) ein zweites Paar solcher palpenlosen Kiefern, welche auf den erstern liegen, gleichfalls häutig abgestutzt und gefranzt sind; 6) ein drittes Paar häutiger Kiefern (erstes Paar Hilfskiefern Savigny, innere Kieferfüße Desmarest), außen mit einer Palpe (Palpus flagelliformis *Fabricius*) versehen, welche aus einem langen Stiele besteht, auf dessen Ende ein kleines, gebogenes, borstenartiges, vielgliederiges Stück steht; 7) ein viertes Paar Kiefern (zweites Paar der Hilfskiefern Savigny, mittlere Kieferfüße Desmarest), welche aus einem ziemlich schmalen, zusammengedrückten, nicht häutigen, wie die Füße aus sechs Gliedern bestehenden Stamm und einer äußern, peitschenförmigen Palpe bestehen, der der vorigen Kiefern ähnlich, aber deutlicher; 8) ein letztes Paar, Freßwerkzeuge (äußere Kiefern Fabricius, äußere Kieferfüße Latreille, Pedipalpen Leach), welche, wie die vorigen, aus zwei Theilen bestehen, von welchen der innere, hornartig zusammendrückt, in sechs Glieder getheilt ist, von denen das zweite und dritte viel größer als die übrigen, die letztern aber klein sind; der äußere Theil ist eine Palpe, der der beiden vorhergehenden Kieferpaare ähnlich.

Savigny betrachtet diese drei paar äußere Kiefern als zu Freßwerkzeugen modificirte Füße, und stützt sich hinsichtlich dieser Meinung darauf, daß die Palpen, mit denen sie versehen sind, den fadenförmigen Organen analog seien, wie man sie an den vordern Füßen mehrer Entomostraceen findet, daß die beiden äußern derselben ganz wie eigentliche Füße gegliedert sind und auch aus ebenso viel Stücken bestehen, daß ferner die Basis derselben ganz wie die der eigentlichen Füße als Ansatzpunkt für die Kiemen dient ꝛc. Nach demselben Naturforscher würden daher alle echten Crustaceen sechzehn Füße haben und unter einander nur in der Zahl derjenigen abweichen, welche die Stelle von Kiefern vertreten *).

Bei den Krabben (kurzschwänzige Krebse, Gattung Cancer, Podophthalmus etc.) sind die äußern Kieferfüße immer sehr deutlich. Sie schließen den Mund unten und bedecken den ganzen Raum der Mundhöhle. Das zweite Stück ihres innern Stammes, das größte von allen, legt sich meistens mit seinem innern Rande gegen den entsprechenden des entgegengesetzten Stückes,

*) Um nicht zu weitläufig zu werden, müssen wir die weitere Ausführung dieser Analogien übergehen und auf den Aufsatz in Savigny's Werk Bd. III. verweisen sowie auf Carus Urtheile des Knochen- und Schalengerüstes ꝛc. hinsichtlich der Sache selbst auf die Abbildung zu Art. Crustacea.

aber manchmal stehen diese beiden Stücke auch aus einander und lassen einen dreieckigen Raum zwischen sich. Das dritte Stück ist viel kleiner, bald viereckig, bald dreieckig, trapezoidal oder länglich, und seine Spitze oder innerer Rand hat eine Ausrandung für das Gelenk des vierten Gliedes, mit welchem es an den beiden letztern angeheftet ist.

Das zweite und besonders das dritte Glied der äußern Kieferfüße sind diejenigen, welche am meisten hinsichtlich der Form abändern und deshalb am gewöhnlichsten zur Unterscheidung der Gattungen der Brachyuren benutzt werden. Fast die meisten Schriftsteller nennen erstes Glied dasjenige, welches wir hier, nach Savigny, als das zweite bezeichnet haben, und zweites das, welches wir drittes nannten. Dieser Unterschied im Zählen der Glieder kommt daher, daß das gedachte erste Glied sehr klein und oft mit dem folgenden verwachsen ist und deshalb leicht dem Beobachter entgeht.

Bei den Makrouren weichen die Mandibeln und die beiden ersten echten, häutigen, gelappten Kiefern wenig von den eben beschriebenen Formen ab; aber die Kieferfüße, besonders die des äußersten Paares, sind lang, prismatisch, stark, die letzten Glieder derselben fast so stark, als das zweite und dritte, und die Ähnlichkeit dieser Theile mit den eigentlichen Gangfüßen ist unbestreitbar. Bei den Gattungen Pasiphaë und Mysis dienen sie ganz deutlich als Gangfüße.

Außer dem Munde, den Augen und den Fühlern ist der Kopf mehrer Dekapoden, oder richtiger gesagt, der Theil der Schale, der ihm angehört, mit mancherlei Verlängerungen versehen, denen man, je nach ihrer Gestalt, verschiedene Namen gegeben hat. Bei Brachyuren und Makrouren ist der Theil des Schildes zwischen den Augen mehr oder weniger verlängert und erhält den Namen Schnabel (rostrum). Dieser ist bald mehr, bald weniger groß, bald sehr lang und kegelförmig und ungespalten, wie bei der Gattung Leptopodia, bald sehr lang, kegelförmig und gespalten, wie bei Macropodia, oder kurz und gespalten bei der Gattung Maja, bei andern, z. B. Palemon und Peneus, sehr zusammengedrückt, sehr lang, auf beiden Seiten sägezähnig, dagegen kurz und scharf stachelig, wie bei Astacus und Palinurus.

Bei der Gattung Anceus ist der Kopf der Männchen mit zwei großen Verlängerungen versehen, welche Mandibeln ähnlich sind, obgleich sie die Funktion derselben nicht haben. Der Kopf des männlichen Branchipus hat ebenfalls zwei große, bewegliche Verlängerungen, deren Form ziemlich denen der Mandibeln des Lucanus cervus gleicht, die aber dazu bestimmt sind, das Weibchen bei der Begattung zu erfassen, zu welchem Endzweck zugleich zwei spiralförmig zusammengewundene, trompetenförmige, zwischen und unter jenen liegende Organe dienen. Die ersten jener beiden Verlängerungen finden sich zwar auch bei den Weibchen, doch viel einfacher und nicht so groß, und die beiden andern fehlen.

Wenn der vordere Rand des Kopfes nicht so schnabelförmig verlängert ist, so wird der Raum, welcher die Augen von einander trennt, Stirn (frons) und manchmal Schild (clypeus) genannt. Die Stirn ist besonders bei den Krabben und andern Brachyuren merkwürdig, wo sie bald gerade, bald bogenförmig, bald ganzrandig, gelappt, ausgerandet oder gezähnt ist. Dieser Theil endigt sich meistens an den Seiten am innern Rande jedes Augenbogens oder der Höhle, in welcher das Auge liegt, manchmal aber breitet er sich bis an die vordern Winkel der eigentlichen Schale; wenn nämlich die langestielten Augen in einer Furche lagern, welche unter seinem Rande hinläuft, dann trit die Mitte, wie bei den Gattungen Gonoplax, Gelasimus und Ocypode nach vorn vor und bekommt ungefähr das Ansehen, wie das Schild bei der Käfergattung Goliath.

Der Körper der Dekapoden besteht, wie wir schon angegeben haben, aus einem vordern Theil, dem eigentlichen Körper, an welchem auch die Gangfüße sitzen, und einem hintern Theil, dem Hinterleib, gewöhnlich Schwanz genannt.

Der eigentliche Körper besteht unten aus verschiedenen Stücken, oben aber nur aus einem einzigen, welches Schild oder Schale (testa) genannt wird.

Diese Schale bedeckt den ganzen Körper der Brachyuren, unter den der Hinterleib eingebogen ist. Sie ist fest in zwei Punkten ihrer Mitte mit Anhängen der untern oder Bruststücke verbunden, welche sie gleichsam wie Pfeiler stützen, oder den Stücken zu vergleichen sind, welche bei Geigen den obern und untern Bogen auseinander halten; der ganze untere und vordere Theil hängt fest mit den Mundtheilen und den vordern Abschnitten der untern Körperseite zusammen, aber an den Seiten ist die Verbindung der Stücke so weit aufgehoben, daß zwei Spalten entstehen, welche in die Höhlungen führen, in denen die Kiemen liegen. Die allgemeinen Formen dieser Schale sind nach den Gattungen sehr verschieden; derselbe Fall gilt in Bezug auf die Wölbung der Schale, welche vom fast Flachen bis zu einem Kugelabschnitt steigt. Ihren Umkreis hat man zur Erleichterung der Beschreibung in verschiedene Gegenden eingetheilt: 1) Vorderrand oder Stirn heißt der zwischen den beiden Augen befindliche Rand; 2) seitliche Vorderränder werden diejenigen genannt von den Augen bis an einen Vorsprung der Schale, welcher Seitenwinkel heißt; 3) Seitenränder nennt man sie überhaupt, wenn dieser Winkel nicht vorhanden oder so weit nach vorn gerückt ist, daß die beiden Seiten der Schale fast gerade und unter einander parallel sind; 4) seitliche Hinterränder, der Theil an jeder Seite, der sich vom Seitenwinkel bis an den Hinterrand erstreckt; 5) Hinterrand, das hintere Ende der Schale, welches in einer Querlinie unmittelbar an das erste Hinterleibsglied anstößt.

Jeder dieser verschiedenen Ränder ist je nach Gattung und Art auf mannigfaltige Weise geformt, bald ausgerandet, gezähnt, gefaltet, mit Spitzen versehen &c.; ebenso sind die Seitenwinkel bald mehr oder weniger verlängert, haben eine verschiedene Richtung und verschwinden bei kugelförmigen Thieren ganz.

Der Gesamtumriß der Schale hat ebenfalls verschiedene Formen. Er ist mehr oder weniger kreisförmig, nach Länge oder Breite oval, halbkreisförmig, viereckig, trapezoidal, dreieckig, herzförmig ꝛc. Die Oberfläche ist bald glatt, selbst glänzend, bald chagrinartig körnig, runzelig, warzig, stachelig, mit allerlei sonderbaren Auswüchsen besetzt ꝛc.

Wie unregelmäßig auch die Erhöhungen der Schale an sich seyn mögen, so sind sie doch, namentlich bei den Brachyuren, dergestalt eigenthümlich vertheilt, daß die verschiedenen Erhöhungen, welche sich auf dem Schilde finden, einem bestimmten, unter ihm liegenden Eingeweide entsprechen, worüber das Nähere sich in den Erklärungen zu den zum Artikel Crustacea gehörigen Abbildungen findet. Diese Stellen weichen je nach den verschiedenen Gattungen in der Bildung ab. Bei einigen verschwinden sie fast ganz, sind kaum zu unterscheiden, indessen sie bei andern sehr stark hervortreten. Hauptsächlich ist es die Magengegend, welche bei der größern Anzahl sehr entwickelt ist und auf derselben Querlinie, wie die vordern Lebergegenden, erscheint, bei einigen Gattungen aber, z. B. Inachus, Maia ꝛc. springt sie nach vorn vor und trägt dazu bei, dem Körper eine dreieckige Form zu geben. Die Gegend der Geschlechtstheile ist im Allgemeinen auch sehr deutlich entwickelt und verlängert sich fast immer nach dem Mittelpunkte der Magengegend, eine Art Spitze bildend, welche diese in zwei Theile zu theilen scheint. Ebenso wird auch die Herzgegend beständig sichtbar und immer an derselben Stelle, nämlich etwas hinter dem Mittelpunkte des Schildes, und nur bei der Gattung Dorippe grenzt sie an den hintern Rand des Schildes, indem sie die hintere Lebergegend verdrängt. Die Kiemengegenden zeichnen sich bei einigen nicht aus, indessen sie bei andern in starker Wölbung hervortreten, ja sogar die hintere Lebergegend, und bei der Gattung Gecarcinus die vordere Lebergegend verdrängen, und bilden bei der Gattung Ixa an jeder Seite des Körpers eine ausgedehnte, cylindrische oder kegelförmige Verlängerung. — Die Lebergegenden bilden nie einen besonders merklichen Vorsprung, ja sie zeichnen sich oft durch ihre Abplattung aus.

Die Makrouren oder langschwänzigen Dekapoden haben ebenfalls ein Schild, welches indessen meist etwas cylindrisch ist; doch zeigt es sich bei einigen mehr oder weniger platt, z. B. bei Scyllarus, Ibarus, Eryon. Oft sieht man auch auf dem Schilde eine nach hinten sich biegende Querlinie, welche gleichsam Brust und Kopf sondert, und hinter derselben zwei parallele Längslinien (vergl. die angezogene Tafel zum Artikel Crustacea). Jene vordere Hälfte deckt nicht blos den Kopf, sondern auch die Magen- und vordere Lebergegend. Zwischen den beiden hintern Furchen liegen aber, mehr oder weniger streng geschieden, die Geschlechtsgegend, die Herzgegend und hintere Lebergegend, und auf jeder Seite der Längsfurchen hinter der Querlinie liegen die Kiemengegenden. — Diese Sonderungen leiden aber je nach den verschiedenen Gattungen mancherlei Abweichungen, die wir, um nicht zu weitläufig zu werden, einzeln nicht aufführen können [1]).

Bei denjenigen Makrouren, bei welchen die sehr dünne und biegsame Schale wie hornartig erscheint, sind diese Gegenden nicht mehr zu unterscheiden, wie z. B. bei Palaemon, Penaeus, Cringon etc.

Auf der untern Seite des Körpers ist die Schale in deutliche Segmente gesondert, und diese Segmente bestehen wieder aus einzelnen Stücken.

Bei den Brachyuren zeigt diese Seite eine mehr oder weniger ausgedehnte Fläche, welche sich dem Brustpanzer der Schildkröten ziemlich vergleichen läßt. Auf der Mitte befindet sich eine mehr oder weniger breite Furche, die nach vorn mehr oder weniger verlängert ist, bei den Weibchen aber in der Regel größer ist, als bei den Männchen.

Diese untere Seite oder das Brustschild besteht aus zwei Arten Stücken; die mittleren, welche viel größer sind als die andern, kann man als Bruststücke, die andern als Seitenbruststücke bezeichnen. Zwischen diesen Stücken und den Seiten- und untern Rändern des eigentlichen Schildes liegen die Füße.

Das erste Brustschild ist sehr groß; sein vorderer Rand schließt an der hintern Seite die Mundhöhle, und an ihm sitzt das äußerste Paar der Kieferfüße; sein hinterer Rand ist in der Mitte eingedrückt und gibt meistens das Ende der Mittelfurche des Brustschildes ab; seine Seitenränder nehmen die Gliederung des ersten Fußpaares oder die Scheeren auf, zwei mehr oder weniger tief eingedrückte Querlinien zeigen, daß dieses Stück selbst aus drei andern, mit einander verwachsenen besteht.

Das zweite und dritte Stück sind schmal, dehnen sich sehr nach den Seiten aus und sind folglich Querstücken; ihre Seitenwand ist bald zugerundet, bald eckig, bald nach vorn, bald nach hinten gerichtet, und das hinterste ist bei dem Weibchen von zwei Öffnungen durchbohrt, welches die Geschlechtslöcher sind. Das vierte hat dieselbe Gestalt, aber mehr Breite, das fünfte oder letzte und hinterste ist schmäler als die übrigen, und dient, verbunden mit dem hintern Rand des Rückenschildes, zur Gliederung für den ersten Ring des Hinterleibes.

An jeden Seitenrand dieser Stücke setzt sich die Gliederung der vier hintern Fußpaare an, und an der Basis von diesen befinden sich die kleinen, *seitlichen* Bruststücke, welche an den Enden der eigentlichen Bruststücke ansitzen und den einspringenden Winkel einnehmen, welchen diese zwischen sich offen lassen.

Die Form aller dieser seitlichen Bruststücke ist, je nach den Gattungen, sehr verschieden, und sie weichen hinsichtlich der Lage unter einander bei einer und derselben Art ab.

Oft sind alle Stücke des Brustschildes sehr wenig von einander zu unterscheiden, besonders bei den Männchen, und scheinen nur ein einziges zu bilden. Bei ei-

---

1) Vergl. darüber *Desmarest* consideration sur les Crustacés. p. 20 sq.

nigen erscheint das Brustschild sogar vollständig hohl, mit erhabenen Rändern, gleichsam wie das Grundstück einer Büchse, zu welcher der Schwanz den Deckel bildet; diese Bildung zeigt sich besonders merkwürdig bei dem Weibchen der Gattung Leucosia. Bei der Gattung Dorippe finden sich zwei große, ovale, schräge, an den Rändern gefranzte Öffnungen, eine zu jeder Seite am untern und seitlichen Rande der Schale, an der Basis und nach außen des äußern Paares der Kieferfüße, die vor den Kiefern liegen und dazu dienen, das Wasser in diese eintreten zu lassen. Bei derselben Gattung liegt die Mittelfurche des Bruststückes weit hinten und erreicht nach vorn nur das zweite der Bruststücke.

Bei den Makrouren findet dieselbe Lage der eigentlichen und Seitenbruststücke statt, aber alle sind weniger entwickelt, weniger deutlich, besonders die mittleren, und die Mittelfurche verschwindet. Mitunter ist das letzte Bruststück von den andern isolirt und beweglich.

Es ward schon bemerkt, daß der Name Schwanz (cauda) dem hintern Theile des Körpers, dem eigentlichen Hinterleibe gegeben wird. An seiner untern Seite sitzt der After, mitunter auch Kiemenfüße, am Ende desselben befinden sich oft verschiedene Anhänge, welche meist zum Schwimmen bestimmt sind.

Bei den Brachyuren, welche davon den Namen führen, ist dieser Theil klein und besteht höchstens aus 7, mindestens aus 4 Segmenten oder Ringen. Diese sind platt gedrückt, an den Rändern schneidend und bestehen aus zwei tafelförmigen Stücken, einem obern und einem untern. Sie ändern ab in Zahl, Länge und Breite, je nach den Gattungen, Arten, selbst nach dem Geschlecht, sind aber bei dem Weibchen immer breiter, als bei dem Männchen. Bei dieser Abtheilung der Dekapoden ist auch der Schwanz beständig unter den Körper eingebogen und bedeckt die Längsrinne des Brustschildes. In dieser Vertiefung, einer Dose gleichsam, liegen zur Legezeit bei dem Weibchen die Eier, bei dem Männchen aber liegt der Schwanz ganz in gedachter Rinne. Bei beiden Geschlechtern aber ist der letzte Schwanzring zugerundet oder dreieckig und hat keine Schwimmanhänge. Nur bei einigen Gattungen, z. B. Albunea, Hippa, welche den Übergang zu den Brachyuren bilden, finden sich einige Spuren solcher Schwimmanhänge.

Die Makrouren empfingen diesen Namen (μακρός lang) von ihrem langen Schwanze. Dieser ist bei ihnen bald weich und ohne deutliche Ringe, wie z. B. bei Pagurus, bei andern sehr hart und sehr muskulös, z. B. bei Astacus, Palaemon ꝛc.

Die Paguren oder sogenannten Eremitenkrebse stecken ihren weichen Schwanz immer in verschiedene Schneckenschalen, um ihn gegen äußerliche Verletzungen zu sichern, und die Spiralformen dieser Schalen nehmen ihm die Symmetrie, indem er sich nach ihnen drehen muß. Die Anhänge am Ende desselben sind hakenförmig und dienen dazu, ihn in der Schale zu befestigen. Der Schwanz der andern Makrouren ist fast immer zweimal so lang, als der Vorderleib; an seiner Wurzel ist er nach der Richtung des letztern ausgestreckt, das Ende aber ist eingekrümmt und mit fünf einfachen oder doppelten Blättchen versehen, welche, fächerförmig ausgebreitet und gleichzeitig wirkend, den Dienst von Flossen versehen. Der Schwanz besteht aus 7 Ringen. Ihre obere Fläche ist gewölbt, halb cylindrisch oder halb elliptisch, die untere aber fast flach. Ihre Länge, d. h. die Ausdehnung von vorn nach hinten, ist oben weit bedeutender als unten; ihre Größe mindert sich von vorn nach hinten; die Seitenränder sind bald zugerundet, bald eckig. Bei manchen Gattungen sind sie der Gestalt nach unter einander gleich, bei vielen aber, z. B. Penaeus, Palaemon, bemerkt man, daß beim zweiten die Seiten bei weitem mehr entwickelt sind, als die Mitte, und dieselben lappenförmig den vorhergehenden sowie den nachfolgenden Ring bedecken. Diese Leibesringe sind an jeder Seite mit einem ziemlich kleinen, einfachen Anhängsel versehen, After- (d. h. falscher) Fuß genannt, der dazu bestimmt ist, den Eiern als Befestigungspunkt zu dienen.

Die eigentlichen Glieder sind bei diesen Thieren entweder Gang- oder Schwimmfüße. Ihre Zahl, Stellung und Functionen ändern verschiedentlich ab, denn bei einigen treten sie mit zu den Freßwerkzeugen über, bei andern werden sie Athmenwerkzeuge. Die eigentlichen Füße sind immer größer, fester, weniger veränderlich in ihren Formen, als die übrigen, besonders als die Kiemenfüße. Die eigentlichen Füße haben immer sechs Glieder und heißen, je nach ihrem Bau, Füße schlechthin oder Scheren.

Ein Fuß im engern Sinne besteht 1) aus einem Hüftstück, welches kurz und unterhalb ausgerandet, an den Seiten des Körpers zwischen den Seitenbruststücken eingefügt ist, dergestalt jedoch, daß seine Axe fast der Mitte eines Flügels der Bruststücke entspricht; 2) aus einem zweiten, ebenfalls kurzen Stücke, mit dem ersten gliedernd, welches man analog mit dem ähnlichen Gliede der Insekten Trochanter nennen kann; 3) aus einem Stücke, welches das längste von allen — der Schenkel —; 4) aus dem Schienbein, welches zwar kürzer als voriges, aber so lang als die beiden ersten zusammengenommen; — 5) aus dem Metatarsus, welcher viel länger als das Schienbein; 6) aus einem letzten Gliede, dem Tarsus, mit Unrecht mitunter Klaue genannt, welchen Namen es nur bekommen sollte, wenn es spitziger und härter und mehr durchscheinend wird.

Die Scheren weichen von den eigentlichen Füßen in ihrer Zusammensetzung nur darin ab, daß das vorletzte Glied etwas mehr als die vorigen aufgeschwollen ist und sich unterhalb des letztern nach vorn verlängert, auf diese Weise einen unbeweglichen Finger bildend, und daß dieses letzte Glied, diesem Anhange an Länge gleichend, so eingelenkt ist, daß es sich von oben nach unten bewegen kann, wie eine Schere. Man nennt dann dieses Glied den Daumen oder den beweglichen Finger, und Hand beide Finger zusammen, Hand-

wurzel das vorhergehende oder vierte Glied, und Arm das dritte.

Bei den Brachyuren finden sich zwei Scheren, welche dem vordern Fußpaar angehören; nur bei der Gattung Pactolus sind die beiden ersten Fußpaare einfach, und nur die beiden letzten haben kleine Scheren. Sie sind meist größer, besonders aber dicker, als die eigentlichen Füße, obgleich diese sie manchmal viel an Länge übertreffen. Bei einer großen Anzahl Gattungen sind sie unter einander gleich, bei einigen aber ist eine standhaft größer als die andere, und bei manchen Arten ist es beständig die einer und derselben Seite. Bei manchen Arten gründet sich diese Verschiedenheit auf den Geschlechtsunterschied. Manchmal sind die Scheren auch übermäßig schwach und lang, oder im Gegensatz sehr kurz und verborgen. Die Hand selbst ist bald cylindrisch, bald aufgeschwollen, bald mehr oder weniger zusammengedrückt, manchmal läuft ihr oberer Rand in einen mehr oder weniger gezähnelten Kamm aus ꝛc. Ebenso verschieden ist ihre Oberfläche, glatt, körnig, warzig, stachelig, behaart und so fort. Auch die beiden Finger sind einander theils gleich, theils von verschiedener Größe, theils gerade oder gekrümmt, und ihre innern Ränder sind mitunter mit Erhabenheiten besetzt, welche dann Zähne genannt werden. — Von der Bedeutung der Scheren in Bezug auf das Geschlecht wird unten mehr die Rede seyn.

Die eigentlichen Füße weichen von einander in Länge, Stellung und in der Form des letzten Gliedes ab. Im Allgemeinen werden sie paarweise von vorn nach hinten kleiner, so daß die nach den Scheren kommenden die größten sind; aber bei einigen Gattungen ist auch das zweite oder dritte Paar größer als die übrigen. Die Seekrabben haben größere Füße als die Landkrabben, auch stehen sie bei ihnen mehr horizontal, einige haben das letzte, oder die beiden letzten Paare viel kürzer als die übrigen, gleichsam verkümmert und dergestalt gestellt, daß sie auf den Rücken zu liegen kommen, welches besonders bei der Gattung Dromia der Fall ist. Bei der Gattung Lithodes sind die beiden letzten Füße so schwach und so klein, daß man sie aufzufinden kaum im Stande ist.

Die Landkrabben und diejenigen, welche an den Küsten leben, haben das letzte Fußglied wenig gebogen, kegelförmig und stark; diejenigen, welche mehr schwimmen als laufen, haben dasselbe Glied besonders an den hintern Füßen, stark platt gedrückt, oval und an den Rändern gefranzt; die vorletzten Glieder nehmen an diesem Bau mehr oder weniger Antheil, und bei einer Gattung sind sogar alle Füße auf diese Weise gebildet.

Die Füße der Makrouren sind im Allgemeinen denen der Brachyuren ähnlich, nur viel länger, und bei ihnen ist in der Regel das erste Paar stärker als die übrigen und scherenförmig; manchmal ist es indessen auch das zweite, welches die Scheren bildet und welches dann größer ist; manchmal haben die zwei und drei vordern Paare Scheren, bei andern fehlen die Scheren ganz, ja es kommt sogar vor, daß der eine Fuß scherenförmig, der andere desselben Paares einfach ist, und bei solchen Arten ist dann die Handwurzel oder das vierte Glied sehr verlängert und vielgliedrig.

Die Füße stehen bei den Dekapoden bald auf zwei parallelen Linien, bald auf zwei Bogen, deren hohle Seiten gegen einander gerichtet sind, bald auf zwei schiefen, nach vorn zusammenlaufenden Linien; welche Verschiedenheiten sämtlich von der Bildung und Ausdehnung der Bruststücke abhängen.

Außer den wahren Füßen haben die Dekapoden unter dem Schwanze auch noch fünf Paar Afterfüße, deren bereits oben gedacht wurde.

Was die Anatomie und Physiologie der Crustaceen betrifft, so ist der Bau ihrer harten Körpertheile, oder wenn man sich des Ausdruckes lieber bedienen will, ihres äußern Skelettes bereits im Vorigen auseinander gesetzt.

Die Muskeln der Crustaceen überhaupt bestehen wie bei den Insekten aus unzusammenhängenden Fasern, welche weder durch Zellgewebe vereinigt, noch durch Aponeurosen eingehüllt werden, sie sind zahlreich und liegen alle innerhalb der harten Theile, im Allgemeinen sich auf ausdehnende und beugende beschränkend. Wir können hier in ein umständliches Detail über den Muskelbau uns nicht einlassen und bemerken nur, daß die Muskeln der Fußwurzeln der Brachyuren sehr kräftig sind und in einer Art von Fächern liegen, die sich innerhalb der senkrechten Scheidewände befinden, welche die verschiedenen Bruststücke von einander trennen; daß die Schwanzmuskeln der Makrouren sehr entwickelt und complicirt sind, eine ziemlich dünne Rücken- und eine sehr dicke Bauchmasse bilden, welche alle beide aus drei Ordnungen deutlicher Fibern bestehen.

Was das Nervensystem betrifft, so ist die obere Fläche des Gehirns in vier Lappen getheilt, von welchen die mittlern, jeder am vordern Rand, den Sehnerven abgeben, der geradenweges in den Augenstiel geht, wo er sich in eine Menge Fäden theilt, von denen ein jeder an die Facetten der Hornhaut des Auges geht. Die untere Seite des Gehirns gibt vier andere Nerven für die Fühler ab, welche verschiedene Zweige nach den benachbarten Theilen schicken; vom hintern Rande gehen zwei starke, verlängerte Nervenstränge ab, welche seitlich den Ösophagus umfassen und sich unten vereinigen. Bei den Brachyuren hat diese Vereinigung nur in der Mitte des Rückenschildes statt, und das Rückenmark erscheint dann ringförmig und achtmal größer als das Gehirn, aus dem Ringe aber entspringen von jeder Seite sechs Nerven, von denen der vordere sich nach den Mundtheilen, die übrigen nach den Füßen begeben. Vom hintern Rande geht ein anderer Nerv aus, der sich, ohne besondere Ganglien zu bilden, als ein einfacher Nervenstrang in den Schwanz zieht. Bei den Makrouren gibt jeder Nervenstrang, bevor sich beide unter dem Ösophagus vereinigen, in der Mitte seiner Länge einen starken Nerven ab, der sich nach den Mandibeln und ihren Muskeln begibt. Nach der Vereinigung bilden sie ein erstes Ganglion, welches Nerven nach den Kiefern und Kieferfüßen schickt. Dann in ihrer ganzen Länge genähert, bilden sie nach und nach zwölf andere Ganglien,

von denen die fünf ersten jeder einen Nerven nach den betreffenden Fußpaaren, die sechs andern in den Schwanz abgeben. Bei Pagurus finden sich einige Ganglien weniger, und diese Thiere scheinen also den Übergang von den Brachyuren zu den Makrouren zu machen. Serres will sogar Spuren des großen sympathischen Nerven gefunden haben.

Was den Gesichtssinn anbelangt, so ist derselbe bei mehren stark und wol am stärksten bei den Landkrabben entwickelt, indem es eine bekannte Thatsache ist, daß diese sich schon eilig auf die Flucht begeben, wenn sie den Feind nur noch in großer Entfernung erblicken. Wie schon bemerkt sind die Dekapoden nur mit zusammengesetzten Augen versehen. Von außen zeigen diese eine Menge kleiner, sechsseitiger Facetten, die schwach gewölbt sind, deren Substanz sehr durchscheinend und in der Mitte dicker als an den Rändern ist. Über ihren innern Bau gibt Blainville [2]) nach seinen Untersuchungen bei Palinurus folgendes an: Ihr Inneres ist mit einer Art Pigment oder schwarzen Gefäßhaut bekleidet, welche man als eine wahre Choroidea ansehen muß. In der That ist sie deutlich in der Mitte jeder solchen Hornhautfacette mit einem kleinen Loch durchbohrt, welches man als Pupille betrachten kann. Von dieser Öffnung geht eine kleine, häutige Verlängerung als sehr kurze Röhre ab, welche sich an die entsprechende Wölbung einer großen, fast gelatinösen, durchsichtigen Masse ansetzt, welche unzweifelhaft als Glaskörper oder Krystalllinse angenommen werden muß. Blainville konnte sich nicht darüber vergewissern, ob diese Masse durch die Verlängerung ihrer sehr durchscheinenden Umhüllung in ebenso viele Theile getheilt ist, als kleine Röhren vorhanden sind, er hat nur gefunden, daß diese Glasmasse auf der einen Seite gewölbt, auf der andern ausgehöhlt, unmittelbar auf einem starken Ganglion oder einer Anschwellung des Endes des Sehnerven aufsitzt, auf welchem sich ebenso viele Vertiefungen zu finden schienen, als kleine Sehröhren vorhanden waren.

Cuvier hat an den Augen des Krebses die Organisation mit der eben angegebenen nicht übereinstimmend gefunden. Nach ihm tritt der Sehnerve durch den Stiel des Auges in einen cylindrischen Kanal hindurch, welcher dessen Axe einnimmt. Am Mittelpunkt der Augenwölbung angelangt, bildet er einen kleinen Knopf, von welchem nach allen Richtungen sehr feine Fäden auslaufen, welche in einiger Entfernung auf die Choroidea treffen, die mit der Hornhaut fast concentrisch ist, und dieses wegen der Fäden wie bürstenartig aussehende Ende des Sehnerven als eine Kappe umhüllt. Der ganze Zwischenraum zwischen der Choroidea und der Hirnhaut ist wie bei den Insekten durch weißliche, dichtstehende Fäden erfüllt, welche sich senkrecht von einer zur andern begeben, und deren an die Hornhaut stoßendes Ende mit einem schwarzen Pigment überzogen ist. Diese Fäden sind die Fortsetzung derjenigen, welche das knopfförmige Ende des Sehnerven abgeben und welche die Choroidea durchbohrt haben.

Nach Müller [3]) zeigen die zusammengesetzten Augen 1) eine Hornhaut mit viereckigen Facetten, 2) durchsichtige, den Glaskörper darstellende, mit Pigment umhüllte Kegel, 3) für jeden Kegel einen Nervenfaden, welcher aus dem Kopfe des Sehnerven kommt. Die Vereinigung dieser letztern Fäden bildet das, was man die Netzhaut zu nennen pflegt.

Strauß-Dürkheim (Considerations générales sur l'anatomie comparée des animaux articulés) betrachtet diejenigen Theile als Krystalllinsen, welche andere die Facetten der Hornhaut genannt haben. Die Glaskörper, welche Müller als Hauptorgan ansieht, hat er nicht auffinden können.

Versuche mancherlei Art haben bestätigt, daß die Dekapoden allerdings mit einem Gehörsinn versehen sind, bei den Makrouren aber hat man auch das Organ desselben entdeckt. Es liegt in der Schale im untern Theile am ersten Glied der äußern Fühler und besteht bei den Gattungen Astacus und Squilla in einer in die Dicke der Schale versenkten Höhle, welche einen kleinen, eiförmigen, aus einer dünnen Haut bestehenden Sack umschließt, der von weißer Farbe und von einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt ist, und zu dem ein sehr feiner Nerv geht. Die äußere Mündung liegt an einer dicken, weißen Haut, welche eine Öffnung von ähnlicher Form verschließt, die sich am hintern Theil eines Höckers der Schale befindet, wodurch also gewissermaßen ein Trommelfell dargestellt ist. Bei den Brachyuren findet sich dieselbe Höhle, aber entweder gar kein Vorsprung oder nur ein geringer, der aber dann ganz steinartig ist, und an welchem die hintere Öffnung mit dem Trommelfell nicht vorhanden ist.

Es ist wol fast nicht zu bezweifeln, daß die Dekapoden Geruchssinn besitzen, und man hat denselben meistentheils in den Fühlern gesucht, in welchen sich nach Baster, wie wir oben bemerkten, verschiedene Öffnungen befinden, doch ist dies noch keineswegs bestimmt entschieden. Robineau-Desvoidy (Recherches sur l'organisation vertebrale des Crustacés etc. Paris 1828.) hält die mittlern Fühler für die Organe des Geruchs und den Fühlern der Insekten analog. Den Sitz des Organes weist er an dem Flußkrebs oder Hummer in folgenden Angaben nach. An der obern Seite des Wurzelgliedes der mittlern Fühler befindet sich ein Kanal, der nach außen mündet (Basters Löcher?). Dieser Kanal liegt schräg von außen nach innen, von vorn nach hinten und etwas von oben nach unten. Er geht unter einer Platte weg, die außen von einer gefranzten, contractilen Haut bedeckt ist, welche die äußere Öffnung hermetisch schließen kann und daher auch Veranlassung dazu gibt, daß man die wahre Stelle dieses Organes nicht leicht auffindet. Im Innern des Wurzelgliedes findet sich ein knochiger oder knorpeliger Ap-

2) Principes d'Anatom. Compt. tom. 1. p. 455.

3) Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes. Bonn, 1826.

parat, der innen mit einer Haut ausgekleidet ist und den Nerven aufnimt. Er correspondirt mit dem übrigen Theil des Fühlers, der sich in cartilaginöse Fäden endigt.

Was den Gefühlssinn dieser Thiere betrifft, so kann derselbe schon wegen der harten Schale nur sehr unbedeutend seyn und nur zur Zeit der Häutung, wo die Schale eben noch ganz dünn ist und nicht erhärtet, zeigen sie sich empfindlich, so wie manche, die Paguren, an dem hintern, schwachhäutigen Theile ihres Körpers.

Übrigens besteht die Schale der Dekapoden nach Blainville aus mehren, über einander liegenden Lagen. Bei Palinurus unterschied er 1) eine erste, innere Lage welche faseriger als die übrigen, durchscheinend und deutlich belebt ist und das innere Blatt für diejenigen Theile bildet, welche sich nicht mit einer harten Schale überziehen; 2) eine zweite, mehr cartilaginöse Lage von Opalfarbe, welche etwas dicker ist und ebenfalls noch den häutigen Theilen angehört; 3) eine dritte, noch dickere Lage, mit weniger dichtem Gewebe, in welcher sich die Kalktheilchen niederschlagen, welche der Schale ihre Festigkeit geben; 4) eine letzte, ganz äußere Lage, welche aus einer färbenden Materie oder dem Pigment und einem Oberhäutchen besteht. Nach dem nämlichen Anatomen dringen die drei letzten Lagen der Bekleidung bis in die Höcker des Kopfes und namentlich in dessen Stachelfortsätze bis zu einer gewissen Entfernung von der Spitze vor, wo dann die dritte Lage aufhört und man nur noch eine stärkere und härtere Epidermis sieht. In den Fühlern ist die erste Lage viel dünner, die zweite dagegen viel dicker, auch die dritte ist etwas stärker und die vierte ist es noch mehr im untern Theile des Fühlers, wo sie fast eine Membran bildet. Bei den Paguren bemerkt man besonders, daß die kalkführende Lage von der Haut unabhängig ist, vielmehr als eine eigene Haut besteht und bei dem Hautwechsel den obern, färbenden Theil mit hinwegnimt.

Über den Hautwechsel selbst findet man das Nöthige in dem Artikel Crustacea angegeben.

Was die Ernährung der Dekapoden betrifft, so ward der Bau der Freßwerkzeuge oben genügend erörtert, und es ist hier nur noch der Bau der übrigen innern Organe nachzuholen.

Der Magen der Brachyuren und Makrouren liegt oberhalb, etwas nach vorn über dem Munde und nimt einen bedeutenden Platz unter der Schale ein (man vergleiche die zu dem Artikel Crustacea gehörenden Tafeln). Er ist sehr weithäutig, und seine Wände werden durch cartilaginöse Bogen selbst dann ausgespannt erhalten, wenn nichts in dem Magen enthalten ist. Seine Gestalt ist die eines Trapeziums, dessen Ecken lappenförmig zugerundet sind, und von denen sich die größern vorn befinden. Inmitten der obern Wand findet sich eine cartilaginöse, vorspringende Gräte, welche nach innen einen ersten Zahn oder eine knochige, längliche, an der innern Seite befestigte Platte abgibt, die gegen den Pylorus gerichtet ist und hinten in einen Höcker endigt. An dieses hintere Ende gliedert sich eine zweite, nach hinten gerichtete Gräte, welche einfach gespalten ist, und von welcher jeder Ast eine andere, nach vorn gerichtete aufnimt, welche nach außen das seitliche Ende der ersten Gräte erreichen. Auf diesen beiden seitlichen Gräten liegen die beiden größten Magenzähne, sie bestehen aus einer festen Masse, sind länglich, haben eine flache Krone, welche in die Quere gefurcht ist, und deren Ungleichheiten und Furchen je nach den Arten verschieden sind. Auf dem Punkte der Vereinigung der Quer- und Seitengräte jeder Seite entspringt eine andere, welche etwas kleiner als die vorige ist, etwas nach vorn und unter dem vordern Ende der vorigen steht, sie ist mit drei oder fünf spitzigen, zurückgebogenen Zähnen besetzt. Die kleinen Zähne dienen nach Cuvier dazu, die Nahrung, welche aus dem Munde kommt, zu erfassen und sie zwischen die größern zu bringen, welche sie zermalmen. Nahe am Pylorus hinter und zwischen den großen Zähnen findet sich ein eiförmiger, fleischiger Vorsprung, der Pylorus selbst aber ist durch eine kammartige Erhöhung in der Mitte in zwei Halbkanäle getheilt.

Hinter dem Magen verfolgt der Darmkanal seinen Weg ziemlich gerade nach dem After. Er hat gegen die Mitte eine Anschwellung, in welcher sich eine Klappe befindet, und von welcher ein sehr langer Blinddarm ausgeht. Er endigt immer an der untern Seite des letzten Schwanzringes.

Die Leber, ein sehr umfangreiches Organ, vergrößert sich noch zu manchen Jahreszeiten, namentlich bei den Krabben und eigentlichen Krebsen. Sie liegt unter dem Magen, dem Herzen und den Generationsorganen und füllt bei der Gattung Pagurus fast die ganze Schwanzwurzel. Sie hat keine bestimmte Gestalt, da sie nicht wie bei höhern Thieren in eine eigene Haut eingeschlossen ist. Sie besteht aus einer unzähligen Menge kleiner, ästig an einander gefügter Blinddärme, welche eine braune, bittere Flüssigkeit enthalten, deren Hauptausführungsgänge hinter dem Magen münden. Nach Lund (Isis 1829. S. 13. 102.) öffnet sich bei Cancer maenas außer der Leber in den Mastdarm ein langer, in viele Buchten gewundener Blinddarm, wie bei vielen Insekten; dann gibt es außer diesen noch zwei drüsenförmige Körper, welche in den Pylorus einmünden. Wenn man sie von diesem aus verfolgt, so sieht man, daß jeder nur einen langen Kanal bildet, der in einen Knäuel zusammengerollt ist, welchen man aber leicht entwickeln kann.

Die Nahrung der Dekapoden besteht übrigens in animalischen Substanzen und zwar in solchen, welche mehr oder weniger verdorben sind, weshalb man sie auch leicht mit Aas fängt.

Was den Kreislauf in diesen Thieren betrifft, so herrschen darüber sehr abweichende Ansichten, und man kann darüber ein bestimmtes Endresultat noch nicht feststellen, da jede der verschiedenen Meinungsangaben immer wieder auf eigenen Untersuchungen beruht, und also neue Untersuchungen nöthig sind, um zu bestimmen, wer von den mit diesem Gegenstande beschäftigt gewesenen Anatomen recht gesehen hat. Wir können daher, um den gegenwärtigen Zustand der Kenntniß in die-

ser Sache so darzulegen, wie es sich in einem encyklopädischen Werke geziemt, nichts weiter thun, als die verschiedenen Ansichten kürzlichst vorlegen.

Die ersten Angaben über den Kreislauf finden sich bei Willis (De anima brutorum. Amstelodami 1674), dann bei Cuvier (vergleichende Anatomie, übersetzt von Meckel) und bei Succow (anatomisch-physiologische Untersuchungen über Insekten und Krustenthiere. I. Hft.).

Bojanus (Isis XI. S. 1230. tab. 9. fig. 3. 4.) konnte das von Succow angegebene, doppelte Gefäßsystem und namentlich die zwei ins Herz tretenden Venen nicht finden, doch fand er am Herzen des Flußkrebses sechs arteriöse Gefäßstämme, drei vorn, zwei unten, einen hinten. Ein siebenter Stamm, ebenfalls hinten, hart unter dem Ursprunge der hintern Schlagader, gewöhnlich rechts, selten links liegend, schien ihm der einzige venöse zu seyn. Derselbe steigt aus dem Brustkiel auf und ist nur Fortsetzung eines Stammes der vordern Mittelarterie, aus deren ursprünglichen Zweigen er entsteht. In seinem Laufe nimt er paarweise aus den Fußwurzeln (wie es scheint auch aus den Kiemen) eintretende Äste auf, und zuletzt steigt er gegen das Hintertheil des Herzens, um sich da einzusenken. Ehe er aus dem Brustkiel aufsteigt, trit zu ihm noch ein beträchtlicher Ast aus dem Schwanze, welcher, den Nervenstrang begleitend, vom Ende des Schwanzes dünne anfängt und nach und nach stärker wird. Bojanus erklärt ausdrücklich, daß dieses eben genannte Schwanzgefäß nicht zu den Kiemen führe.

Später, im Jahre 1825, machte Lund (Isis XVI. 593.) folgende Angaben über den Kreislauf beim Hummer bekannt. — Im Herzen befinden sich sechs Spalten, welche mit einer Klappe versehen zu seyn scheinen, zwei sehr lange oben, eine an jeder Seite, zwei kleinere unten. — Vom Herzen gehen sieben Gefäßstämme aus, drei vorn, zwei unten und zwei hinten; da die beiden letztern aus einer einzigen Öffnung entspringen, so kann man sie wol als einen einzigen betrachten. Von den vordern Stämmen gibt der mittelste Zweige ab nach dem Magen, den Augenmuskeln, Augen und dem Gehirn. Die beiden seitlichen gehen nach dem Brustkasten, nach den Eierstöcken (oder bei den Männchen nach den Hoden), nach den hintern Kaumuskeln, theilen sich dann und geben eines Theils strahlenförmig nach dem Magen, die andern Zweige aber an die Kaumuskeln, Mandibeln, Seitenfläche des Magens, an die sogenannte grüne Drüse und in die großen und keinen Fühler. Die beiden untern Stämme verbreiten sich auf die Leber. Am hintern Ende des Herzens erhebt sich eine membranöse Blase (Audouins Zwiebel?), durch einen kleinen Hals von der Herzhöhlung geschieden; aus derselben entspringen zwei große Stämme, der eine, der große Schwanzstamm, läuft oben über den Darm weg, der zweite theilt sich in zwei Hauptzweige, von welchen der eine nach hinten läuft, der andere in den Brustkanal sich senkt, beide aber Zweige an die Kiemen abgeben. — Die Kiemen sind lange, pyramidenförmige Röhren, welche auf ihrer Oberfläche ganz dicht mit feinen Seitenröhren besetzt sind. Die Röhre der Kiemen ist mit einer fleischartigen Masse angefüllt, worin man beim Durchschneiden zwei Öffnungen sieht. Wenn man in diese bläßt, so dehnt sich die scheinbare Fleischmasse in zwei weite Kanäle aus, welche den ganzen Kiemencylinder ausfüllen. Die Blätter, welche zwischen den Kiemen stehen, sind gleichfalls mit einer ihrer Form entsprechenden Fleischmasse ausgefüllt, welche aufgeblasen sackförmig erscheint. Der Gefäßzweig, welcher von dem Fuße ausläuft oder, mit andern Worten, der nach den Kiemen geht, verbreitet sich der Länge nach in den Wänden dieser beiden Kanäle der Kiemenröhre und sendet von da aus äußerst feine Äste in die Seitenröhren der Kiemen. Auch in den gedachten Kiemenblättern verbreiten sich die Gefäße in den Wänden der sackförmigen Membran.

Nach den eben vorgetragenen und seinen eigenen, besondern Angaben weicht nun Lund in folgenden Punkten von der Ansicht früherer Anatomen ab: 1) hinsichtlich der Verbindung der vordern Seitenstämme, der Gefäße mit den Kiemen, wie dies Willis (S. 18.), Treviranus (Biologie IV. S. 242.), Succow (S. 58.) annehmen, da weder er noch Bojanus eine solche Verbindung auffanden; 2) hinsichtlich der unmittelbaren Verbindung des Herzens mit den Kiemen, von welcher Cuvier (Übersetzung IV. S. 244.) sagt: „wenn man eine von den großen Kiemenvenen einspritzt, dringt die Masse mit Leichtigkeit ins Herz." Lund bemerkt hierüber, daß wenn auch seine eigenen Untersuchungen (vgl. dessen spätere Angaben unten) zu einem ähnlichen Resultat zu führen schienen, doch dagegen zu erinnern wäre: die zwei weiten Kanäle in den Kiemen könnten keine Blutgefäße seyn; denn

1) sind sie dazu zu weit. Das Gefäßsystem des Hummers in dessen zwei und vierzig Kiemen und zehn großen Kiemenblättern würde dann in gar keinem Verhältniß zu denen des ganzen Körpers stehen, es würde sich vielmehr verhalten wie 94 zu 7.

2) Der Kanal, welcher in die Kiemenblätter eingeht, erweitert sich zu einem der Form des Kiemenblattes entsprechenden Sack, noch aber kennt man keine Blutgefäße, welche auf solche Weise endigten.

3) Da zwei Kanäle vorhanden sind, so müßte der eine Arterie, der andere Vene seyn (wie Audouin will, siehe unten); dies kann aber nicht der Fall seyn, da schon durch das Bauchgefäß eine Verbindung zwischen Herz und Kiemen besteht, die Verzweigung des Bauchgefäßes aber auf keine Weise in einen dieser Kanäle übergehen (?).

Hieraus ergibt sich nun weiter, daß für den kleinen Kreislauf nur ein Glied gegeben ist, über den großen ist aber Folgendes zu erinnern. Willis hält die nach vorn gehenden Gefäßstämme für Arterien, das Schwanzgefäß und den hinabsteigenden Stamm für Venen. Treviranus nimt jene für Venen, diese für Arterien, welche Bestimmungen sich als grundlos erweisen. Cuvier hält die drei vordern Gefäße und das große Schwanzgefäß für Arterien, das hinabgehende für die Venen, welche Bestimmung ebenso wenig eine genaue

Kritik aushält. Hienach würden alle Eingeweide des Rumpfes, die Fühler, die Muskelschichten des Schwanzes nur Arterien enthalten. Demzufolge wäre also vom großen Kreislauf ebenfalls nur das eine Glied gegeben. Wo soll man das fehlende suchen? Unter den bekannten Gefäßstämmen, das Bauchgefäß ausgenommen, ist keins, das nach Lage und Größe die Füße mit Zweigen versehen könnte; diejenigen aber, welche das Bauchgefäß dahin und in die Scheren sendet, sind zu ansehnlich, als daß dann die venösen hätten ohne Injection bleiben sollen. Man müßte also zur Vervollständigung ein zweites Herz annehmen, welches noch Niemand beobachtete. Aus diesen Gründen kann man keinen doppelten Kreislauf annehmen. Man findet aber bei den Crustaceen niederer Organisation ein vollkommenes Rückengefäß, wie bei den Insekten; sollten, fragt Lund, die Kiemenröhren nicht dazu dienen, die von den Kiemen abgesonderte Luft in den vermeintlichen Circulationsapparat zu führen? Da Ähnliches bei den Onisciden und Arachniden Statt findet, so scheint es ihm, daß man eine Trachealrespiration annehmen müsse. Demnach erklärt er sich dafür, daß alle Gefäßstämme arteriös seien, daß die andere Hälfte des Gefäßsystems fehle und statt deren freie Saftbewegung Statt finde, wie diese schon Leuwenhöck beobachtet haben will, und daß das Hummerherz den Übergang in ein dem Rückengefäß der Insekten analoges Organ bilde.

Gegen diese Annahmen Lunds behauptet Treviranus (Zeitschrift für Physiologie III. S. 150.), daß bei den Crustaceen eine doppelte Circulation Statt finde.

Sehr umständlich haben nun Audouin und Milne Edwards (Annales des sciences naturelles 1827.) den doppelten Kreislauf zu beweisen gesucht und mit Abbildungen erläutert und geben eine weitläufige Beschreibung, von der wir Nachstehendes als das Wichtigere auszugsweise mittheilen.

Die Kiemen liegen unter den Seitengegenden des Kopfes und Brustschildes. Jede ist pyramidenförmig und zeigt zwei große, der Länge nach gehende, durch die Mittellinie gesonderte Gefäße, welche durch das Kiemengewebe mit einander in Verbindung stehen. Der eine dieser Gefäßstämme hat seinen Platz immer auf der innern Seite der Kieme (dem Körper zugewendet), der andere liegt nach außen, entweder auf der äußern Seite oder im Innern der Masse des Organs. Um zu ermitteln, welcher von beiden Arterie, welcher Vene sei, verfuhren die genannten Naturforscher auf folgende Weise.

So wie man an Maja squinado eine Kieme durchschnitt, so floß Blut heraus. Es ward nun mittelst einer Glasröhre das innere Kiemengefäß ausgezogen, dasselbe blieb hernach fortwährend leer, indessen das äußere Gefäß auf gleiche Weise behandelt, fortwährend nachblutete. Derselbe Versuch ward an mehren andern Arten wiederholt. Das äußere Gefäß empfängt daher das Blut, welches in das Respirationsorgan kommen soll, dieses Blut ist also Venenblut, das innere Gefäß empfängt sein Blut aus dem äußern, welches auf dem Wege durch die Haargefäße Arterienblut geworden ist. Das äußere Gefäß kann daher als zuführendes, das innere als ausführendes betrachtet werden.

Es war nun das fortleitende Gefäß, das ins Herz mündende, zu ermitteln. Zu dem Ende ward ein Majaherz blos gelegt und in das äußere Gefäß Luft geblasen; es trat keine Luft ins Herz und der Herzschlag blieb sich gleich. Durch das innere Gefäß Luft eingeblasen, drang diese ins Herz, aber nicht in die entgegengesetzte Kieme, bewirkte jedoch ungleiche Herzschläge.

Da folglich das äußere Gefäß nicht ins Herz mündet, so geht daraus hervor, daß das Venenblut, welches in die Kiemen dringt, nicht aus dem Herzen kommt, sondern daß das Herz das Arterienblut aus den Kiemen empfängt. Es drang aber eingespritzte schwarze Flüssigkeit durch einen besondern Kanal auf derselben Seite ins Herz. Aus diesem letztern aber drang eingespritzte Flüssigkeit nicht in die Kanäle der Kiemen an seiner Seite, noch weniger in die der entgegengesetzten. Die Flüssigkeit, die sich im äußern Gefäße der Kiemen befindet, kommt also nicht aus dem Herzen. Wird durch das äußere Gefäß eine schwarze Flüssigkeit eingespritzt, so dringt diese weder in die Arterien noch ins Herz, sondern durch alle äußern Gefäße der Kiemen in einen sackartigen Behälter, welcher in einem halbkreisförmigen Raume nahe an der Basis der Seiten zwischen der Einfügung der Kiemen und der Articulation der Füße liegt und sich als gewundener Kanal mit zarten Rändern sinusartig aufgetrieben zeigt. Von da aus waren auch die Füße, die innern Bogen des Brustschildes nebst der Lebersubstanz injicirt. In einem Falle trat die Injection auch auf die andere Seite. Aus alle diesem geht hervor, 1) daß das Kiemenblut durch die äußern Gefäße in dieselben geführet wird; 2) daß das Blut von da, indem es durch die Kiemenplatten dringt, in die innere Seite der Kiemen und das innere Gefäß geht; 3) daß von der innern Kiemenseite das Blut nach dem Herzen dringt, indem es durch jene Kanäle der Seiten geht; 4) daß also alle Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen stehen, jene genannten Kanäle ausgenommen, Arterien sind, welche das Blut in alle Theile des Körpers bringen; 5) daß das Blut, welches allen Theilen Nahrung brachte, also venös geworden ist, in die äußern Gefäße der Kiemen gelangt, in Arterienblut verwandelt wird, und durch die Sinus zurück ins Herz gelangt und von da seinen Kreislauf aufs neue beginnt. Dieser Kreislauf ist aber dem der Mollusken sehr analog.

Außer diesem Allgemeinen ist über das Besondere und mancherlei Abweichung noch Folgendes zu bemerken.

Das Herz ist bei den Brachyuren mehr sternartig als bei den Makrouren, es liegt über der Leber und auf den Zeugungsorganen. Im Innern zeigt es eine große Menge Muskularbündel und Fasern, die sich verschiedentlich durchkreuzen und kleine Kammern über den Mündungen der Arterien bilden, so zu sagen, ebenso viele kleine Herzröhrchen, welche während der Dilatation alle leicht unter sich communiciren, bei der Contraction aber für jedes Gefäß eine kleine Zelle zu bilden scheinen.

welche die demselben bestimmte Blutquantität abmißt. Im Innern bemerkt man bei Brachyuren und Makrouren acht Öffnungen. Die beiden Eingänge der Vasa branchio-cardiaca oder des Stammes der gedachten Sinus, welche das Blut aus den Kiemen empfangen, nehmen die Seiten und untern Theile ein, sind sehr weit und zeigen eine doppelte Klappe. Die Sternalarterie kommt bei den Makrouren nicht wie bei den Brachyuren aus der untern Herzfläche, sondern aus einer zwiebelförmigen Anschwellung hervor, die hinter diesem Organ unter seiner hintern Spitze sich befindet und sich in die obere Arterie des Hinterleibes fortzusetzen scheint. Willis fand das Gleiche am Krebs, Swammerdam fand bei Paguros diesen Bau nicht, auch scheint er bei Palaemon nicht vorhanden zu seyn.

Das Arteriensystem ist im Allgemeinen bei Brachyuren und Makrouren gleich vertheilt. Die Augenarterie, d. h. diejenige, welche ins Auge geht, und die Willis die Carotis nennt, scheint bei Palaemon mit einem kleinen Ästchen sich bis in den Schnabel fortzusetzen. Die Fühler oder Lateralarterien weichen bei den Makrouren dadurch ab, daß sie sich an den Seiten senken. Sie liegen nämlich erst an der Oberfläche über der Leber, dann gehen sie nach unten. Sie geben auch weniger Zweige in die Tegumentarmembranen als bei den Brachyuren, weniger an die Magenmuskeln und den Magen selbst, es gehen von ihnen aber Zweige in die innern Fühler. Die Leberarterien bilden nicht wie z. B. bei Maja eine Vereinigung auf der Mittellinie, um hinten einen Ast abzugeben, sondern sie bleiben auf ihrem ganzen Wege getrennt. Die Sternal- oder Brustbeinarterie gibt bald hinter jener gedachten, zwiebelartigen Anschwellung die obere Abdominalarterie ab. Diese liegt unter dem Gewölbe der Schwanzringe und gibt links und rechts einen Ast ab. Nach jener ersten Zweigabgabe dringt die Sternalarterie nach unten, geht am Verdauungsschlauch und den Zeugungsorganen hin und bildet zuletzt die untere Abdominalarterie. Die eigentliche Sternalarterie geht aber ins Brustbein und an die eigentlichen und Kiefernfüße.

Das Venensystem der Makrouren weicht wegen des Baues der harten Theile ab, indem nämlich, wie oben beschrieben wurde, der plattenförmige Theil des Brustschildes eine kielförmige Gestalt annimt. Es findet sich z. B. bei dem Hummer unabhängig von den venösen Säcken oder Sinus, die an den Seiten des Körpers liegen, noch ein Mittelsinus vor, der sich von einem Ende des Brustschildes zum andern erstreckt und in der Mittelfurche desselben im Sternalkanal lagert. Die Lateralsinus, die wegen der zwischen ihnen stehenden, nicht durchbrochenen Wände mit einander nicht communiciren, gehen in diese mittlere Longitudinalvene oder Sinus aus, durch welche also beide mit einander in Verbindung stehen. Die Venen sind an sich bei den Makrouren weniger ausgebildet als bei den Brachyuren, denn die Einspritzung dringt durch ihre Wände (siehe unten Lunds Angabe) in die umgebenden Theile. Die zuführenden Gefäße der Kiemen liegen bei den Makrouren nicht an der äußern Seite der letztern, sondern in der dichten Masse des Organs.

Lund hat späterhin alle Beobachtungen und Angaben Audouins und Milne Edwards von neuem einer Prüfung unterworfen, ihre Versuche an Thieren derselben Art wiederholt, dabei aber Manches anders gefunden, wie aus den nachstehend auszugsweise mitgetheilten Beschreibungen desselben hervorgeht.

Von den zwei Gängen in den Kiemen liegt nach ihm bei den Brachyuren einer an jedem Rande des Körpers der Kieme, bei den Makrouren einer am innern Rande, der andere neben ihm in der Mitte. Der innere, d. h. der dem Körper am nächsten liegende, ist sowol bei den Brachyuren als Makrouren mit einer eigenen Haut ausgefüttert; der äußere besitzt bei den Brachyuren keine solche Haut und liegt bei den Makrouren in einem Parenchym, welches die ganze Kieme vom innern Gange an ausfüllt. Beide Röhren, wie die obigen Beobachter wollen, als Arterie und Vene anzusehen, dagegen streitet außer den bereits oben angeführten Gründen noch ihre Verbindung. Wenn man nämlich beim Maja squinado einen Gang mit Quecksilber ausspritzt, so trit das Quecksilber erst in die Blätter der Kiemen, spannt diese aus und dringt dann erst von ihnen aus in den andern Gang. Dieser Versuch ward mehrmals wiederholt. Einem Palinurus quadricornis ward eine Kieme durchschnitten; das Blut floß kräftig, nach Stillestand floß es von neuem, wenn man den Schwanz aufhob, was wol für ein freies Strömen desselben spricht, indem dasselbe, in Gefäße eingeschlossen, dem Gesetze der Schwere kaum so gehorchen würde. Zuletzt zeigte sich bei diesem Versuche ein einzelner Blutstropfen, der bald vor bald zurücktrat, was offenbar von einem Drucke abhing. Es ist aber nicht anzunehmen, daß das Herz das Blut mit solcher Gewalt durch die Arterie und Venen treibe, es rührt vielmehr dieser Druck von den oben erwähnten, zwischen den Kiemen liegenden Blättern her, welche das Thier in beständiger Bewegung erhält und damit auf die Kiemen wirkt. Statt dieser Blätter haben die Makrouren lange, elliptische. Daher aufs neue Blutung bei jeder Bewegung der Füße. Der Rhythmus, nach welchem diese Blätter bewegt werden, stimmt sogar mit dem der Bewegung des Herzens überein, so daß man sie wol als einen Stellvertreter der rechten Herzkammer betrachten kann.

Es muß nun die Frage aufgeworfen werden, wie kommt das Blut aus allen Theilen des Körpers zu den Kiemen zurück? Das venöse System, welches die genannten Beobachter sogar mit seinem Herzen abbilden, konnte Lund nicht auffinden. Er spritzte den äußern Kiemengang mit Quecksilber und Gyps ein, die Masse verbreitete sich längs der untern Fläche des Körpers in die Füße u. s. w., ohne die geringste Spur von Gefäßen, worin sie enthalten. Damit man hiebei nicht etwa an ein Extravasat denke, darf man nur auf andere Weise den Versuch wiederholen, indem man Luft einbläst, worauf dann das ganze Thier sich aufbläst. Dem zufolge ist das von Audouin und Edwards angegebene Gefäßsystem wol nicht anzunehmen.

Nach dem eben genannten soll ferner der innere der beiden Kiemengänge oder Sinus unmittelbar ins Herz durch eine große Öffnung in dessen Seiten einmünden und außer dieser Öffnung und den sieben Arterienmündungen keine andere im Herzen seyn. Lund räumte früher, wie oben erwähnt wurde, Cuviers desfallsige Behauptung ein, seine neuern Untersuchungen aber bewiesen ihm, daß der fragliche Übergang nicht existire, wol aber sind die von Audouin geleugneten Öffnungen vorhanden und zwar bei den Makrouren in der Art, wie es vom Hummer angegeben wurde, bei den Brachyuren liegen vier oben, zwei auf den Seiten, und alle sind innen mit Klappen versehen, die Flüssigkeiten zwar eindringen, aber nicht austreten lassen. Nimt man bei Maja squinado den Rückenschild weg, so sieht man an der Schalenwand, auf welcher die Kiemen eingefügt sind, riemenförmige Leisten von deren Basis aufsteigen, deren jede einen Gang für die aus der Kieme strömenden Flüssigkeiten bildet, diese Ströme aber treten in folgenden Behälter ein. Unter dem Herzen nämlich breitet sich eine Membran aus, die auf Leber und Eierstock, bei den Männchen auf den Hoden liegend, sich quer über nach den Seiten, wo sie sich anheftet, ausspannt. Eine andere ähnliche Membran geht über dem Herzen, an dasselbe in der Mitte seiner obern Fläche angeheftet, gleichfalls nach den Seiten hin, vorn und hinten mit der untern Membran sich einigend, so daß das Ganze einen großen, geschlossenen Sack bildet, in dessen Mitte das Herz liegt. Dieser Sack ist immer mit Flüssigkeit gefüllt, welche frei von einer Seite zur andern treten kann. Einspritzungen gehen nach der tiefer liegenden Seite und in deren Kiemen hinab. Dasselbe geschieht auch, wenn Herz und Arterien nicht eingespritzt sind, ist daher wol ein Beweis gegen die unmittelbare Verbindung zwischen dem innern Kiemengang und dem Herzen; denn wenn dies der Fall wäre, so müßten die Kiemen der entgegengesetzten Seite nur dann eingespritzt werden können, wenn die Injection das Herz, das ganze arterielle und venöse System des Körpers und das arterielle der Kiemen durchlaufen hätte, was doch nicht statt findet. Wie aber das Ergebniß vorliegt, läßt sich die Sache leicht erklären. Durch den innern Kiemengang läßt sich auch der Herzbehälter aufblasen, durch den äußern nicht, wol aber der Körper und dann wird jener nur mitgehoben, durch den innern Gang aber läßt sich auch das Herz nebst den Arterien, wie angegeben wurde, füllen.

Da Audouin und Milne Edwards hinsichtlich der sechs großen Einrisse, welche Lund als im Herzen vorhanden angibt, diesen einer Augentäuschung beschuldigen, so liefert derselbe nun folgende, nähere Beschreibung des Herzens. Auf der obern Fläche des Hummerherzens sieht man an der Basis der flügelförmigen Ausbreitungen auf jeder Seite eine lange, wellenförmige Längsritze, welche bis in die Herzhöhle dringt, so daß man hineinsehen kann, woran jedoch manchmal eine Membran (Klappe?) hindert. Der hintere Theil der untern Herzfläche ist mit einer rectangulären Scheibe bedeckt, die mit dem Fuße einiger Gasteropoden eine auffallende Ähnlichkeit hat. Wenn man die vordere Ecke derselben zurückschlägt, so erblickt man zwei Einrisse derselben Art, die aber kürzer sind. An der Seite des Herzens sieht man einen dritten Einriß, welcher gerade in die Höhle dringt. In diesem ist eine deutliche Klappe, welche bei großer Ausdehnung wie eine Blase hervortritt. Lund injicirte die innere Kiemenröhre; die feinen Röhrchen der Kiemen füllten sich auf beiden Körperseiten, man konnte die Flüssigkeit durch die feine Haut unterm Schwanze frei herumfließen sehen, das Herz war ebenfalls mit den beiden hinten ausgehenden Stämmen gefüllt. Lund fragt nun, wozu alle diese Einrisse im Herzen, durch welche die gefärbte Flüssigkeit von den Kiemen aus eindringt, diene, und bemerkt noch, daß Audouin und Edwards den Übergang der Arterien in die Venen nicht nachgewiesen haben, und daß sie überhaupt mehre Punkte, hinsichtlich welcher die Organisation der Crustaceen mit derjenigen der Insekten übereinstimmen, unbeachtet gelassen haben. Hinsichtlich der weitern Ausführung dieser Bemerkungen und der desfallsigen Angaben müssen wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf Lunds Abhandlungen in der Isis 1829 und 1830 verweisen.

Was die Respiration anbetrifft, so bezieht sich manches von demjenigen, was über die Circulation gesagt wurde, hieher, und es ist nur noch einiges nachzutragen.

Bei den Brachyuren liegen die Kiemen an der Wurzel der Füße unter dem seitlichen und untern Rande des Schildes, sie sitzen auf zwei festen, schrägen Platten des Innern des Körpers, deren Bestimmung ist, oben die Fächer zu schließen, in welchen sich die ersten Muskeln der Füße finden. Das Wasser dringt zu ihnen durch eine Spalte am hintern Rande des Schildes und strömt durch eine vorn am Mund liegende Öffnung wieder aus. Die eigene Lage der letztern bei Dorippe ward oben bemerkt. Jede Kieme ist blos unten befestigt, ihre Spitze nach oben und innen gerichtet. Sie bestehen aus einem cartilaginösen Stamm, auf welchem zahlreiche, weiche, häutige Blätter sitzen, welche durch eine Mittelfurche in zwei Längsmassen getrennt sind und in perpendiculärer Richtung zum Stamm der Kiemen auf einander geschichtet sind. In der Furche befinden sich die beiden oben mehr erwähnten Röhren. An jeder Seite befinden sich sieben Kiemen, von denen fünf zu den eigentlichen Füßen, zwei zu dem ersten und zweiten Paar der Kieferfüße gehören. Sie werden beständig durch zwei lange, dünne, cartilaginöse, biegsame Blätter gerieben, welche an der Wurzel der Kiefern, eins oben das andere unten, ansitzen und welche die schon oben angedeutete Function zu haben scheinen, durch einen Druck das Wasser wieder aus den Kiemen zu treiben und die Circulation zu befördern. Die Kiemen der Makrouren haben statt der Blätter cylindrische, ziemlich kurze, büschelförmig zusammenstehende Fäden. Sie sind auch zahlreicher, denn man zählt an jeder Seite zwei und zwanzig, in fünf Hauptgruppen von vier Stück, welche der Wurzel der vier ersten Füße und der äußern Kieferfüße entsprechen, eine einzelne Kieme steht ganz vorn am zweiten Paar der Kiemenfüße, eine andere, ebenfalls einzelne, am letzten oder fünften Fußpaar. Die gedachten Hilfsblätter theilen die Gruppen der Kiemen, und in je

der Gruppe ist die äußerste Kieme an der Wurzel des Blattes befestigt und wie diese beweglich, indessen die andern keine eigenthümliche Bewegung haben. Zwei ähnliche Blätter ohne Kiemen sitzen am vordern Kieferfuß und an der letzten eigentlichen Kiefer. Die beiden gedachten Öffnungen zum Ein- und Auslassen des Wassers sind hier ebenfalls vorhanden. Manche Brachyuren sind noch mit einem eignen Apparat zur Bewahrung der Feuchtigkeit beim Luftathmen außer dem Wasser versehen, worüber der Art. Gecarcinus zu vergleichen.

Was die Organe der Fortpflanzung betrifft, so ward deren Beschreibung bereits genügend in dem Artikel Crustacea gegeben, und wir haben hier nur das nachzutragen, was in neuerer Zeit Rathke über die Entwickelung des Flußkrebses mitgetheilt hat (Untersuchungen über die Bildung und Entwickelung des Flußkrebses. Leipzig 1829. Fol. m. ill. u. schwarzen Kupf. 12 Rthlr.).

Im Eiergang zeigt sich das Ei anfangs als mehr linsenförmiges, dünnhäutiges, mit wässeriger Flüssigkeit gefülltes Bläschen. Später bildet sich um dasselbe eine stärkere Haut und zwischen beiden eine undurchsichtige, mit sehr kleinen, weißen Kügelchen gefüllte Flüssigkeit, das Eigelb. Das innere Bläschen, von Rathke Purkinje's Bläschen genannt, wächst kaum, bleibt durchscheinend und legt sich nach und nach fast dicht an eine Seite des äußern an. Nach sechs Monaten wird das äußere Bläschen gelb, dann orangefarben und endlich dunkelbraun, wobei die Kügelchen im Eigelb sich vermehren. Endlich verschwindet das Purkinjische Bläschen, und der Keim erscheint anfangs als schwache, weißliche Wolke auf dem Eigelb, endlich als weißtrüber Fleck, geronnenem Eiweiß ähnlich, ungefähr ein Sechstheil der Oberfläche des Eigelbs einnehmend. Die äußere Blase wird immer dünner, indessen das Eigelb an Umfang zunimt. Endlich sprengt das Ei die Hüllen, in denen es lag, trit in die Höhle des Eierstocks und von da nach und nach in den Eiergang, wo es mit dem Eiweiß und einer zweiten äußern Haut umgeben wird. Nach dem Austreten, wo die Eier als kleine Kugeln an den Schwimmfüßen des Hinterleibes befestigt sind, bestehen sie aus dem schwärzlichen Eigelb, welches den größern Theil seiner Masse bildet, aus dem Keim, der als weißliche Lage auf demselben erscheint, aus der Dotterhaut, welche beide umhüllt, aus der diese letztere umschließenden Lederhaut, aus dem Eiweiß und aus der ungleichen, äußern Haut, mittelst welcher das Ei befestigt ist. In der ersten Bildungsperiode, d. h. vom Legen oder außerhalb Erscheinen desselben und den ersten Spuren einzelner Organe, kommen folgende Veränderungen in demselben vor. Der Keim zeigt sich nämlich nach und nach als eine Vereinigung weißer, am Rande unregelmäßig gezähnelter Ringe mit einem dunklern Mittelpunkt, welche indessen nach und nach wieder verschwinden, während die Haut des Keimes sich fast gleichförmig auf dem Eigelb verbreitet, dasselbe als schwache Wolke umhüllt, sich in einem Punkte verdickt, sich in demselben ganz zusammenzieht und von neuem einen weißen Fleck, den Keimfleck, — blastoderma — bildet. Dieser wächst bald in die Breite, wird elliptisch, und man sieht in seiner Mitte eine kleine, hufeisenförmige Furche, deren Enden sich nach wenigen Tagen vereinigen, wodurch eine Ellipse entsteht. Der innere Raum derselben wird nach und nach tiefer und bildet einen kleinen, unten weitern Sack. Während dies geschieht, vergrößert sich der Keimfleck, und man sieht zwei ziemlich nahe stehende, neblichte Punkte, welche mit dem einen Ende der Ellipse einen Triangel bilden, erscheinen. Sie vergrößern sich schnell, werden keulenförmig und verbinden sich in eine Herzform. Nun sieht man die ersten Spuren der Organe erscheinen, welche entweder aus dem Grunde des Sacks oder aus der Masse, die den Keimfleck umgibt, besonders aus dem herzförmigen Fleck sich entwickeln. Um Genauigkeit in die Beschreibung zu bringen, werde jener Theil die Centralmasse, die den Umfang des Keimflecks mehr oder weniger durchscheinende äußere Masse der pheripherische Theil genannt, und Mittellinie heiße der größte Durchmesser der Öffnung des Sackes. Die letztere vergrößert sich nach und nach, und der Grund desselben vereinigt sich ebenso mit dem übrigen Keimfleck, indessen der andere Theil des Umfangs seiner Öffnung frei bleibt und eine halbmondförmige Falte darstellt, deren Enden mehr und mehr sich von einander entfernen. Hierauf erscheint in der Mitte eine kleine, warzenförmige Hervorragung mit eingedrückter Spitze, zum Theil von dem übrig gebliebenen Rande des Sackes bedeckt, welche die erste Spur des hintern Körpertheils ist. In der vordern Hälfte des mittlern Theils des Keimflecks erscheinen zur Seite der Mittellinie, ziemlich weit von einander liegend, die ersten Spuren der Mandibeln als zwei schräg liegende, kleine Streifen, und ehe diese erscheinen, sieht man weiter nach vorn zwei Paar andere, welche die Spuren der Fühler sind, gleichzeitig aber zeigt sich zwischen den beiden äußern Fühlern auf der Mittellinie ein Punkt, der Anfang der Lefze. In diesem Zeitraume konnte Rathke weder eine Spur von Nerven, noch vom Gefäßsystem entdecken, aber der Keimfleck hat so viel Umfang gewonnen, daß er nun schon ein Viertheil der Oberfläche des Eigelbes einnimt.

Die zweite Entwickelungsperiode beginnt mit der Erscheinung einzelner Organe und geht bis zur Bildung des Herzens. Während derselben breitet sich der Centraltheil des Keimflecks, zugleich sich verdickend, ungefähr über den achten Theil des Eigelbs aus, aber der peripherische Theil wächst noch schneller, bedeckt schon vor dem Ende der Periode die ganze Oberfläche des Eigelbs und scheint sich mit ihr an dem der Centralmasse entgegengesetzten Punkte zu vereinigen. Der Keimfleck bildet dann eine ganz dünne, kaum bemerkbare Hülle um das Eigelb. Jetzt entwickeln sich nach und nach die innern Fühler und spalten sich, denen noch schneller die äußern voraus eilen und sich mit ihnen schräg nach außen und vorn richten. Auch die Mandibeln entwickeln sich weiter und spalten sich. Die Lefze, anfangs als äußerst kleine Warze erscheinend, rückt weiter nach hinten, eine ringförmige Verbindung um sie herum füllt sich bald, indessen bleibt immer noch auf der Mittellinie eine kleine, nach und nach tiefer werdende Höhlung, der Anfang der künftigen Mundöffnung. Nachdem sich die vordern Fühler gezeigt haben, erscheinen auch die Spuren der Augen als kleine,

sich verlängernde Anschwellungen, welche zuletzt frei nach außen aus dem Keimfleck hervortreten, und an welchen das eigentliche Auge vom Stiel schon durch einen kleinen Einschnitt gesondert erscheint. Der kleine Hinterleibshöcker, von dem vorhin die Rede war, nimt nun die Gestalt eines länglichen Blättchens an, dessen vorderes Ende frei und zugerundet ist, indessen das hintere noch mit dem Mitteltheil vereinigt bleibt. Er rückt bis nach der Lefze vor und vergrößert sich; seine äußere Fläche, an der Dotterhaut liegend, ist gewölbt, die obere, mit dem Keimfleck in Verbindung stehende, concav. Die kleine Vertiefung, jetzt am Ende des Blättchens, höhlt sich schnell zum After aus und öffnet sich nun in den Darmkanal. Der After steht in diesem Zeitraume derjenigen Seite entgegengesetzt, welche er später einnehmen soll. Es entwickeln sich nun auch die eigentlichen und Hilfskiefern. Beim erwachsenen Krebs finden wir deren fünf Paar, hier aber zeigen sich zuerst nur drei Paar als kleine Querstreifen, von der Mittellinie ausgehend. Später erscheint das vierte Paar (die zweiten Kieferfüße) in der Krümmung, welche den vordern Theil des Körpers vom hintern trennt. Dann kommen auch die Kiefern des fünften Paares (die äußern Kieferfüße) zum Vorschein, welche aber sonderbarer Weise auf der obern Fläche des Hinterleibshöckers liegen. Wenn die Kiefern ihre Entwickelung angefangen haben, so verlängert sich der Hinterleibshöcker nach hinten und legt sich mit dem übrigen Keimfleck in eine Fläche, während die hintere Fläche dieser Verlängerung nach unten gebogen bleibt. Der Bau der Kiemen verändert sich nun vielfach im Einzelnen, welche Veränderung wir jedoch speciell nicht angeben können. In dem Zeitraume, wo das fünfte Kieferpaar erscheint, zeigen sich auch die ersten Spuren der Gangfüße und zwar zuerst die vordern, ebenfalls als kleine Streifen und auf der obern Fläche der Hinterleibsverlängerungen. Je mehr diese Füße sich ausbilden, um so mehr dehnt sich die Krümmung nach dem hintern Theile des Eies, und es erscheinen am eingekrümmten Theile derselben die Spuren der Schwanzflosse. Zuletzt bemerkt man auf der untern Seite, welche später dazu bestimmt ist, die obere zu werden, die Andeutung von sechs Querringen. Die Querfalte an der Wurzel der Hinterleibsverlängerung verschwindet zwar nach und nach, erscheint aber gegen die Mitte dieses Zeitraums von neuem, nimt bedeutend an Größe zu und bildet den ersten Ansatz der Seitenstücke des Schildes. Zugleich verdickt sich der peripherische Keimfleck zwischen den Augen und fängt an den vordern Theil des Schildes zu bilden, auch bemerkt man jetzt zuerst die Entwickelung des Darmkanals, von welchem indeß weiter hinten die Rede seyn wird. Auch das Herz fängt an gegen das Ende dieser Periode sich zu bilden, in der Gegend, wo Vorder- und Hinterleib sich vereinigen, und scheint aus dem peripherischen Theile des Keimflecks zu entstehen. Man unterscheidet nämlich an diesem Theile des Keimflecks zwei deutliche, doch innig mit einander vereinigte Häute, die äußere sehr zart und dick. In dieser letztern entsteht auf der Mittellinie eine nach und nach sich erweiternde Vertiefung, welche eben das Herz bildet, welches anfangs einer kleinen, länglichen, hinten stumpfen, abgeplatteten Blase gleicht. Es zeigen sich nun auch die Spuren der Blutgefäße als hohle Kanäle im innern Blatt des Keimflecks, welches das Schild darstellt; der eine derselben geht vom hintern Theile nach unten, der andere nach vorn an das Kopfende. In einiger Entfernung von diesem Gefäß entsteht ein anderes, was seine Richtung nach vorn nimt und in der Mitte des Schildes blind endet. Diese Gefäße sind, wie **Rathke** ausdrücklich bemerkt, keine Verlängerung des Herzens und erweitern sich erst bedeutend, ehe irgend eine Verästelung sich zeigt. Fast gleich nach seinem Entstehen beginnt auch das Herz seine schlagende Bewegung, ist aber nur noch mit einer wässerigen Flüssigkeit gefüllt, in der man noch keine Kügelchen bemerkt.

Was die Entwickelung des Nervensystems betrifft, so fiel dessen Beobachtung sehr schwer wegen der tiefen Lage der Ganglienkette, und war eine vollständige Vorstellung nicht davon zu erhalten, sondern nur Folgendes zu bemerken. An der obern Fläche des Theils des Keimflecks, welche **Rathke** die Bauchplatte nennt und auf welcher die Glieder entstehen, befindet sich eine längliche Anschwellung und an jeder Seite derselben kleine Höcker, welche die Muskeln der Glieder bilden, in der Mitte aber eine Längsrinne. In dem mittleren Theile dieser Anschwellung (Sternalkanal **Audouins**) bildet sich der Nervenstrang des Vorderleibes oder Schildes, anfangs aus 11 Paaren kleiner Punkte bestehend. Das erste Paar gehört den Mandibeln, die fünf folgenden den Kiefern, die übrigen den Gangfüßen. Vor dieser doppelten Reihe unterscheidet man die Fäden am Ösophagus und das Kopfganglion, doch wenig deutlich. Vom Nervensystem des Hinterleibs konnte **Rathke** nichts entdecken.

Eine dritte Entwickelungsperiode erstreckt sich von der Bildung des Herzens bis zur Erscheinung der als Speicheldrüsen angesehenen Organe. In dieser wächst die Abdominalportion des Keimflecks sehr schnell, nach und nach die Gestalt eines Kugelsegmentes annehmend; die Augen vergrößern sich, die Fühler gleichfalls und erscheinen in drei Glieder getheilt, die äußern Fühler werden bald länger als die innern. Lefze, Mandibeln, Kiefern, Füße bilden sich weiter aus. Der Hinterleib wird bedeutend groß, konisch und zeigt auf seiner obern Fläche 6 Einschnitte, auch entwickeln sich an jedem Ringe mit Ausnahme des ersten und letzten 2 griffelförmige Verlängerungen, die ersten Spuren der Bauchfüße.

Wichtig ist nun die Entwickelung der Kiemen, von denen schon vor dem Erscheinen des Herzens sich Spuren zeigten. Sie bestehen anfangs aus Verlängerungen in Gestalt dreieckiger Platten, welche mit ihrer Wurzel oberhalb der Vorderfüße festsitzen, und von denen die zuerst erscheinen, welche den Kieferfüßen angehören; die weitere Ausbildung findet an der Spitze statt, welche sich verlängert. In der Mitte der Periode bemerkt man auf jeder solchen Platte eine Spalte, welche vom äußern Rande bis an die Wurzel reicht, sie in zwei ungleiche Hälften theilend, von denen die kleinste cylindrisch, nach außen gerichtet, die andere, dreieckige, die größere ist. An dem Cylinder entstehen zwei Reihen einfacher Striche, welche sich später als Kiemenfäden entwickeln. Gegen

das Ende dieser Entwickelungsperiode zeigen sich am äußern Rande der Wurzel jedes der vier ersten Füße zwei in runde, glatte Griffel sich verlängernde Höcker, deren Oberfläche gegen das Ende der Periode ungleich wird, sich mit kleinen Warzen bedeckend, welche sich später ebenfalls in Kiemenfäden umbilden. An der Wurzel des fünften Paares bildet sich um dieselbe Zeit, so wie auf dem innern Kieferfuß, nur eine Kieme, auf dem äußern dagegen zwei. Anfangs liegen diese Kiemen alle an der untern Seite des Embryo, bald aber richten sie sich auf und bergen sich unter dem Schilde.

Was dies betrifft, so haben wir früher gesehen, daß die zur Bildung des Schildes bestimmte, peripherische Portion des Keimfleckes anfangs an jeder Seite eine Verdickung zeigt, welche nichts weiter ist, als die Ansätze der Seitentheile, die nun sich entwickeln, so daß ihre vordere Partie sich nach vorn ausdehnt, indessen die hintere sich nach den hintern Füßen verlängert und sich unten mit der der andern Seite verbindet. Wo die Seitenstücke des Schildes über die Bauchplatte gehen, zeigt sich erst eine kleine Spalte, welche bald eine beträchtliche Breite erhält. Der eine Rand dieser Rinne verbindet sich mit der seitlichen Verdickung des Schildes, der andere mit der Haut des Keimflecks, der ihr gegenüber liegt, so daß nun der Embryo die Gestalt einer unten offenen Höhle bekommt, welche nach und nach tiefer und schmäler wird.

Der Darmkanal entwickelt sich auf folgende Weise. Auf der äußern Fläche des mittlern Theiles des Keimflecks erscheint eine äußerst feine Haut, welche sich verdickt und von dem Munde bis an das Ende des Schwanzhöckers reicht. An jedem dieser beiden Punkte entsteht eine nach außen gerichtete Anschwellung, welche hohl wird, sich verkürzt und einen kleinen, senkrechten Kanal bildet, von denen der eine zum Magen, der andere zum After wird. Der übrige Theil der Haut, von der wir eben sprachen, wird nun um vieles größer und bildet eine Art Schlauch um das Eigelb, der in seinem Grunde zwei trichterähnliche Vertiefungen zeigt, welche sich in den Magen und in den Darmkanal öffnen. Endlich dehnt sich diese Membran so weit aus, daß sie das Eigelb ganz umhüllt, selbst aber noch von keinem Fleck bedeckt bleibt.

Nachdem sich der angegebene Sack gebildet hat, entwickeln sich gegen das Ende dieser dritten Periode noch drei andere Häute, welche den Magen ausbilden helfen, welche Veränderung wir jedoch ins Einzelne nicht verfolgen können, ebenso wenig als die bedeutenden, denen der Magen jetzt unterliegt. Wir bemerken blos, daß der andere Cylinder, der sich hinter dem Magen zum Darmkanal bildete, zu gleicher Zeit wächst, und daß der Theil des Sackes, der zwischen seinem vordern Ende und dem Magen steht, sich stark verkürzt, so daß er die beiden Hälften des Darmkanals an einander bringt. Kurz nach der ersten Erscheinung des Herzens fängt die Leber an sich zu bilden. An dem Punkte, wo der Darmkanal sich mit dem Sacke verbindet, entwickeln sich zwei kleine Anhänge auf der Oberfläche mit warzigen Anschwellungen, welche sich in die Lebergefäße umwandeln, die in der vierten Periode gelblich erscheinen.

In dieser dritten Periode vereinigen sich die zwölf vordern Nervenganglien paarweise, während die zu den Brustfüßen gehörigen noch getrennt bleiben. Auch bildet sich der Sternalkanal zur Umfassung des Nervensystems. Gegen das Ende dieser dritten Periode zeigen sich auch an den Seiten des das Eigelb umfassenden Sackes die Speicheldrüsen in Gestalt kleiner Blättchen.

Die vierte Periode reicht von dieser Entwickelung bis an das Ausschliefen des Krebses aus seinen Häuten. In dieser Zeit wächst besonders der Magen mehr als alle andern Theile, namentlich in seiner vordern Hälfte, und füllt den größten Theil der Eingeweidehöhle; der Darmkanal bildet sich vollständiger aus, das Eigelb verschwindet zum Theil, der dasselbe umgebende Sack steht mit dem Darmkanal nur durch eine kleine Öffnung in Verbindung, ist indessen aber so groß, daß er den Magen gleichsam in einer seiner Falten versteckt. In dieser Zeitperiode entwickeln sich die einzelnen Glieder nach und nach vollständig. Nach der Geburt sind die Bedeckungen des jungen Krebses noch weich und biegsam, die Glieder sind gegen den Körper gelegt und dieser auf sich selbst zurückgebogen; wenn er sich aber ausstreckt und die Bedeckungen hart werden, so gleicht er in seiner Bildung ganz dem der erwachsenen, wenigstens bemerkt man keine bedeutenden Unterschiede, wol aber weicht sein innerer Bau ab, weshalb man nun noch eine fünfte Entwickelungsperiode annehmen kann. In dieser entwickelt sich namentlich das Knochengerüste des Magens; die vier vordern Nervenganglien, so wie das fünfte und sechste Paar vereinigen sich unter einander, so daß die erstern eine größere Masse, die beiden letztern ein Centralganglion bilden. Jetzt fangen auch erst die Zeugungstheile an sich zu zeigen. Hoden und Eierstöcke erscheinen zuerst in dem Sacke des Eigelbs, und nur erst weiterhin gelangen aus demselben die ausführenden Gefäße und der Eiergang an die äußere Fläche des Körpers; beide öffnen sich nach außen aber erst dann, wenn der junge Krebs einen Zoll lang ist.

Dies über die Entwickelung des Flußkrebses, welche man in Beziehung der Bildung der Jungen zu den Erwachsenen als normal bezeichnen kann. Nicht so verhält es sich aber mit andern Dekapoden, denn in der neuern Zeit hat Thompson (Zoological Researches. Vol. 1. part. 1. Cork. 1830. pag. 9.) die merkwürdige Entdeckung gemacht, daß Zoea Taurus, bis jetzt als eigene Art angenommen, sich auffallend in seiner Gestalt verändere, und das Auskriechen der Eier des Cancer Pagurus bestätigte ihm, daß jenes Thier nicht die Larve von letzterem sei, indem die Eier ihm nur Zoea Taurus statt des erwarteten Pagurus lieferten. — Von den Crustaceen niederer Ordnung ist es schon bekannt, daß auch nach dem Ausschliefen aus dem Ei ihre Gestalt Veränderungen unterliegt.

Was die Verbreitung der Dekapoden betrifft, so beschränkt sich dieselbe ziemlich auf die Gegenden zwischen den Wendekreisen; doch gehen die eigentlichen Krabben, namentlich Portunus, Inachus, Cancer bis an die Polarkreise. Was den speciellen Aufenthalt derselben anlangt, so sind der größere Theil derselben Wasserthiere. Manche Brachyuren, welche weit von der

See auf dem Lande leben, sind indessen genöthigt, zur Zeit der Fortpflanzung das Meer zu suchen, welche Thatsache wol auch dafür sprechen möchte, daß die Jungen eine andere Gestalt haben. Über die Züge der Brachyuren zum Meere vergl. die Artikel Crustacea und Gecarcinus. Manche der Brachyuren verlassen die süßen Wasser nicht. Was die Arten betrifft, die sich im Meere aufhalten, so leben die meisten an den Ufern, theils im Sande, der abwechselnd der Ebbe und Fluth ausgesetzt ist, theils mehr oder weniger tief unter der Wasserfläche, theils in Felsenritzen und Löchern, theils auch zwischen Korallen. Diejenigen Arten, welche in der hohen See leben, namentlich die kleinern, finden sich häufig im schwimmenden Seetang. Einige der Seekrabben aus der Gattung Pisa leben in Muscheln, namentlich in der Gattung Pinna. Die auf dem Lande lebenden Brachyuren graben sich Höhlen in die Erde und tragen die ausgegrabene Erde auf dem Rücken weg. Die Makrouren kommen nie eigentlich ans Land, sondern leben nur allenfalls in Uferhöhlen u. dergl., mit Ausnahme der Gattung Pagurus, welche ihren Hinterleib in Schneckenhäuser stecken und mit diesen auf dem Lande herumziehen.

Was die Bewegungen dieser Thiere an sich betrifft, so besteht dieselbe im Laufen und Schwimmen oder in beidem. Die Brachyuren sind vorzugsweise Läufer. Mit der nämlichen Leichtigkeit gehen sie vor- und rückwärts, rechts und links und in allen möglichen schiefen Richtungen, ja sie besteigen sogar eine senkrechte Höhe, wenn diese nur nicht ganz glatt ist. Dabei laufen einige so ganz außerordentlich schnell, daß ein Mensch sie einzuholen oft nicht im Stande ist. Die schwimmenden aber sind im Wasser ebenso schnell, als die andern auf der Erde. Die Makrouren bedienen sich ihrer Gangfüße nur unter dem Wasser und schwimmen in diesem rückwärts mit Hilfe ihres fächerförmigen Schwanzes.

Von dem Instinkt dieser Thiere läßt sich im Allgemeinen nicht viel sagen. Nur die Krabben zeigen sich hinsichtlich ihrer Feinde sehr vorsichtig und wissen ihnen meist durch schnellen Lauf zu entgehen. Manche graben sich auch schnell in den Sand, andere bedienen sich ihrer Scheren zur Vertheidigung, in welchen manche eine ausgezeichnete Stärke besitzen, so z. B. Pagurus Latro, von dem in Freycinets Reise erzählt wird, daß, wenn er sich fest geklammert und man ihm einen Stock in die Schere gibt, ein Kind sich an diesen hängen könne. In demselben Werke wird erzählt, daß man von Cancer Grapsus *Linné* auf Felsen der Insel Guam eine Menge abgehäutete Schalen fand, welche der Gewalt der Winde widerstanden hatten. Das Männchen von Gelasimus Marionis *Desmarest* benutzt seine große Schere dazu, um, wenn es sich bei Gefahr in seine Höhle zurückbegibt, wohin immer das Weibchen zuerst flüchtet, den Eingang der Höhle damit zu stopfen und sie zu vertheidigen. Von der Nahrung der Dekapoden war bereits oben die Rede.

Was das Verhältniß der Geschlechter zu einander betrifft, so halten sich dieselben selten anders als zur Zeit der Paarung zusammen; überhaupt leben diese Thiere wenig gesellig. Einigen Unterschied der Geschlechter haben wir schon oben angegeben, näheres hat man bei den einzelnen Gattungen zu suchen. Was die Jungen betrifft, so haben sich dieselben keiner besondern Vorsorge der Alten zu erfreuen.

Der größte Nutzen dieser Thiere besteht darin, daß sie als Speise dienen. Die durch Religionsgebräuche in ihrer Nahrung beschränkten Völker rechnen sie zu den Fastenspeisen. Vorzugsweise sind es die größern Arten, welche in dieser Beziehung gesucht sind, namentlich aber gewähren die Landkrabben, wenn sie auf ihren Wanderungen in zahlloser Menge erscheinen, eine willkommene Nahrung. Manche Arten werden auch eingesalzen und mit diesen namentlich ein starker Handel von Frankreich nach der Levante getrieben. Kleinere Arten dienen als Fischköder. Wir lassen nun die vollständigste Eintheilung der Dekapoden, wie solche Latreille (*Cuvier* regne animal. ed. 2. IV. p. 30 seq.) gibt, folgen.

Erste Familie. Decapoda brachyura (Kleistagnatha *Fabricius*). Der Schwanz kürzer als der Rumpf (tronc, *Latr.*), am Ende ohne Anhängsel oder Flossen, im Zustande der Ruhe nach unten in eine Grube unter der Brust eingeschlagen. Bei dem Männchen ist er dreieckig und nur an seiner Basis mit drei oder vier Anhängen versehen, von denen die obern größer, hornförmig sind; bei dem Weibchen ist er zugerundet und gewölbt [4]). Auf der untern Seite stehen vier Paar doppelter, behaarter Fäden, welche dazu bestimmt sind, als Eierträger zu dienen, und den Schwanzschwimmfüßen der Makrouren analog sind. Mehre solcher Fäden sind auch bei dem Männchen vorhanden, aber nur als Rudimente. — Die Geschlechtslöcher (vulves, *Latr.*) sind zwei unter der Brust zwischen dem dritten Fußpaare stehende Öffnungen. Die Fühler sind klein, die mittlern, meist in einem Grübchen unter dem vordern Schalenrande befindlich, endigen in zwei sehr kurze Fäden. Die Augenstiele sind meist länger als bei Decapoda macroura. Die Ohrenröhre ist fast immer steinartig. Das erste Fußpaar endigt in eine Schere. Die Kiemen stehen in einer Reihe und haben die Gestalt von pyramidalen Zünglchen, die aus einer Menge kleiner, mit der Axe parallel auf einander geschichteter Blättchen bestehen. Die Kieferfüße sind im Allgemeinen kürzer und breiter als bei andern Dekapoden, die beiden äußern bilden eine Art Lippe. Das Nervensystem weicht von dem der Makrouren ab (s. oben). — Diese ganze Familie entspricht der Daldorf-Fabricius'schen Gattung Cancer.

Section 1. Pinnipedes. Die Füße sitzen an den Seiten der Brust und sind unbedeckt, das letzte Fußpaar hat das letzte Fußglied sehr platt, ruderförmig (Schwimmfüße) (es ist ei- oder kreisförmig und immer breiter als dasselbe Glied der übrigen Füße, selbst wenn

4) Die Zahl der Schwanzringe, meist sieben, weicht nach dem Geschlecht ab und ist bei dem Weibchen geringer. Leach hat dies bei seinen Abtheilungen benutzt, Latreille bemerkt aber, daß dies Kennzeichen einmal nicht wichtig genug sei, andererseits gegen die natürliche Ordnung streite, auch ist es gegen die Regeln der Systematik, Abtheilungen auf ein Kennzeichen zu gründen, was nach dem verschiedenen Geschlechte verschieden ist.

diese Schwimmfüße wären). Sie entfernen sich oft von den Küsten und gehen in die hohe See. Hieher gehören folgende Gattungen.

Matuta *Fabr.* — Polybius *Leach.* — Portumnus *Leach.* — Orithya *Fabr.* — Podophthalmus *Lamarck.* — Portunus *Fabr.* — Thalamita *Latreille.* — Lupa *Leach.* — Carcinus *Leach.* — Platyonichus *Latr.*

Section 2. Arcuata. Die Füße sitzen an den Seiten der Brust, sind unbedeckt und endigen in eine Spitze oder einen kegelförmigen, mitunter zusammengedrückten Tarsus, nie aber in eigentliche Schwimmfüße. Die Schale ist breit, vorn zirkelförmig abgeschnitten, hinten zusammengezogen und abgestutzt; die Scheren sind bei beiden Geschlechtern gleichförmig gebaut; der Schwanz hat die nämliche Zahl der Ringe wie bei Portunus, denen sie auch, mit Ausnahme der Tarsen, gleichen.

Gattungen sind: Cancer *L.* — Clorodius *Leach.* — Carpilius *Leach.* — Xantho *Leach.* — Perimela *Leach.* — Atelecyclus *Leach.* — Thia *Leach.* — Mursia *Leach.* — Hepatus *Latr.*

Section 3. Quadrilatera. Schale fast viereckig oder herzförmig, die Stirn meist verlängert, eingebogen, oder doch sehr geneigt, eine Art Kopfschild bildend. Der Schwanz besteht bei beiden Geschlechtern aus sieben in ihrer ganzen Breite deutlich gesonderten Segmenten. Die Fühler sind meistens sehr kurz, die Augen der meisten stehen auf langen oder dicken Stielen. Mehre Arten leben am Lande, andere im süßen Wasser. Sie laufen sehr schnell.

Gattungen: Eriphia *Latr.* — Trapezia *Latr.* — Pilumnus *Leach.* — Telphusa *Latr.* (sonst Potamophilus. — Potamobia *Leach.* — Potamon *Savigny.*) — Trichodactylus *Latr.* — Melia *Latr.* (Name schon lange an Pflanze vergeben!) — Gonoplax *Leach.* — Macrophthalmus *Latr.* — Gelasimus *Latr.* (Uca *Leach.*) — Ocypode *Fabr.* — Mictyris *Latr.* — Pinnotheres *Latr.* — Uca *Latreille.* — Cardisoma *Latr.* — Gecarcinus *Leach.* — Plagusia *Latr.* — Grapsus *Lamarck.*

Sect. 4. Orbiculata. Die Schale etwas kugelig oder rhomboidal, oder eiartig, immer sehr fest; die Augenstiele sind immer kurz oder nur wenig verlängert; die Scheren von ungleicher Größe, je nach dem Geschlechte (beim Männchen größer); der Schwanz hat nie sieben vollständige Segmente; die Mundhöhle wird nach ihrem Ende enger, und das dritte Glied der äußern Kieferfüße hat immer die Gestalt eines länglichen Dreiecks. Die hintern Füße gleichen den vordern, von denen keine sehr lang sind.

Gattungen. Corystes *Latr.* — Leucosia *Fabr.* — Ixa *Leach.* — Iphis *Leach.* — Nursia *Leach.* — Ebalia *Leach.* — Arcania *Leach.* — Ilia *Leach.* — Persephona *Leach.* — Myra *Leach.* — Phylira *Leach.* —

Sect. 5. Trigona. Schale meist dreieckig oder etwas eiförmig, vorn in eine Spitze oder eine Art Schnabel verengt, meist sehr uneben oder rauh, die Augen seitlich stehend. Das Epistom oder der Raum zwischen den Fühlern und der Mundhöhle ist immer fast viereckig, oder so lang oder doch fast so lang als breit. Die Scheren sind, wenigstens beim Männchen, immer groß und lang. Die denselben folgenden Füße sind bei einer großen Anzahl sehr lang, und manchmal haben selbst die beiden letzten eine von den vorhergehenden verschiedene Form. Das dritte Glied der äußern Kieferfüße ist fast immer viereckig oder sechseckig, wenigstens bei denjenigen, bei welchen die Füße von gewöhnlicher Länge sind. — Die Zahl der Schwanzsegmente ändert ab, mehre haben in beiden Geschlechtern sieben, bei andern Gattungen, wenigstens bei den Männchen, ist die Zahl geringer.

Gattungen. Parthenope *Fabr.* — Lambrus *Leach.* — Eurynoma *Leach.* — Mithrax *Leach.* — Acantonyx *Latr.* — Pisa *Leach.* — Naxia *Leach.* — Lissa *Leach.* — Chorinus *Leach.* — Pericera *Latr.* — Maja *Leach.* — Micippe *Leach.* — Stenocionops *Leach.* — Camposcia *Leach.* — Halimus *Latr.* — Hyas *Latr.* — Libinia *Leach.* — Doclaea *Leach.* — Egeria *Leach.* — Leptopus *Lamarck.* — Hymenosoma *Leach.* — Inachus *Fabr.* — Eurypode *Guérin.* — Achaeus *Leach.* — Stenorhynchus *Lam.* (Macropodia *Leach.*) — Leptopodia *Leach.* — Pactolus *Leach.* — Lithodes *Latr.*

Sect. 6. Cryptopoda. Die Füße mit Ausnahme der beiden ersten sind ganz unter ein bogenförmiges Gewölbe zurückziehbar, welches die hintern Enden der Schale bilden. Die Schale selbst ist halbzirkelförmig oder dreieckig. Der obere Rand der Scheren ist mehr oder weniger erhaben und kammförmig gezahnt. Bei denjenigen Arten, wo diese am größten sind, bedecken sie den Vorderkörper.

Gattungen. Calappa *Fabr.* — Aethra *Leach.*

Sect. 7. Notopoda. Die vier oder zwei hintersten Füße stehen höher als die andern, oder scheinen auf dem Rücken zu sitzen und nach oben gerichtet. Bei denjenigen, wo sie in einen spitzigen Haken endigen, bedient sich das Thier derselben meist, um allerhand fremde Körper, als Schneckenschalen, Alcyonien etc. damit zu fassen, mit denen es sich bedeckt. Der Schwanz hat bei beiden Geschlechtern sieben Glieder.

Gattungen. Homola *Leach.* — Thelxiope *Rafinesque.* — Dorippe *Fabr.* — Dromia *Fabr.* — Dynomene *Latr.* — Ranina *Lamarck.* — ? Symethis *Fabr.*

Zweite Familie. Decapoda macroura. (Exochnatha *Fabr.*). Sie haben am Ende des Schwanzes meist an jeder Seite Anhänge, welche eine Flosse bilden; der Schwanz selbst ist so lang als der Vorder- oder eigentliche Körper, oft noch länger, ausgebreitet, unbedeckt und nur am hintern Ende eingebogen. Unter demselben stehen meist und bei beiden Geschlechtern fünf Paar After- (falsche) Füße, von denen jeder in zwei Blätter oder Faden ausläuft. Dieser Schwanz besteht immer aus sieben Gliedern. Die Geschlechtsöffnungen des Weibchens liegen im ersten Gliede des dritten Fußpaares. Die Kiemen bestehen aus blasigen Pyramiden, sind gebartet und behaart (bald reihen-, bald büschelweise zusammengehäuft). Die Fühler sind meist lang, vorstehend; die Augenstiele kurz. Die äußern Kieferfüße sind oft schmal, lang, palpenförmig und bedecken die übrigen Mundtheile

nicht ganz. Die Schale ist schmal und mehr in die Länge gezogen, als bei den Krebsen der vorigen Familie, und läuft an der Stirn gewöhnlich in eine Spitze aus. Die hieher gehörigen Crustaceen sind lauter Wasserthiere und die meisten von ihnen leben in der See.

Ein Theil derselben nähert sich hinsichtlich der Verhältnisse, Form und des Gebrauchs der Füße, von denen die ersten oder wenigstens die zweiten die Gestalt von Scheren haben, sowie durch die Lage der Eier unterm Schwanz deutlich den vorigen Crustaceen. Sie bilden die vier ersten Sectionen.

Die übrigen haben ganz schwache Füße, die fadenförmig oder riemenförmig und außen mit einem Anhang oder Ruder versehen sind, wodurch ihre Zahl sich gleichsam verdoppelt. Es sind Schwimmfüße und keiner derselben läuft in eine Schere aus. Die Eier liegen zwischen den Füßen, nicht unterm Schwanze. — Hieher die fünfte und sechste Section.

Sect. 1. Anomala. Die zwei oder vier ersteren Füße sind immer viel kleiner als die übrigen. Unterm Schwanze sitzen nie mehr als vier Paar falsche oder Afterfüße. Die seitlichen Flossen am Schwanzende oder dem Rücken, welche die Stelle derselben vertreten, sind ganz zur Seite gerückt und bilden mit dem letzten Ringe keine fächerförmige Flosse. Die Augenstiele sind meist viel länger, als bei den folgenden Sectionen.

Gattungen. Albunea *Fabr.* — Hippa *Fabr.* (Emerita *Gronov.*). — Remipes *Latr.* — Birgus *Leach.* — Pagurus *Fabr.* — Coenobita *Latr.* — Prophylax *Latr.* — Glaucothoë.

Sect. 2. Locustae. Nur vier Paar Afterfüße. Das hintere Ende der Schwanzflosse ist fast immer häutig oder weniger fest, als der übrige Schwanz. Der Stiel der mittleren Fühler ist immer viel länger, als die zwei auf ihm sitzenden Fäden, und mehr oder weniger gebogen oder knieförmig; die seitlichen sind nie von Schuppen begleitet und bestehen bald nur in einem Stiel, der erweitert, platt, kammförmig ist, bald sind sie groß, lang, gehen in eine Spitze aus und sind mit Stacheln besetzt. Alle Füße sind unter einander fast ähnlich und laufen in eine Spitze aus; die beiden ersteren sind nur etwas stärker; ihr vorletztes Glied und das der beiden hinteren ist höchstens einzähnig, ohne jedoch mit den letzten eine vollkommen zweifingerige Hand zu bilden. Der Raum auf der Brust zwischen den Füßen ist dreieckig, das Schild ist fast viereckig oder etwas cylindrisch, ohne Stirnverlängerung (d. h. zugespitzten oder lanzenförmigen Schnabel).

Gattungen. Scyllarus *Fabr.* — Thenus *Leach.* — Ibacus *Leach.* — Palinurus *Fabr.*

Sect. 3. Astacini. Von der vorhergehenden durch die Gestalt der beiden vorderen und öfters auch der beiden darauf folgenden Füße unterschieden, welche sich in eine zweifingerige Hand (in eine Schere) endigen. Bei einigen sind die beiden oder vier letzteren viel kleiner als die vorhergehenden, wodurch sie den Anomalen ähnlich werden; aber die fächerförmige Flosse am Ende des Schwanzes und andere Charaktere entfernen sie von denselben. Das Schild verschmälert sich vorn, und die Stirn tritt mehr oder weniger schnabelförmig vor.

Gattungen. Galathea *Fabr.* (Calypso, später genannt Janira *Risso*). — Munida *Leach.* — Grimotea *Leach.* — Aeglea *Leach.* — Porcellana *Lam.* (Pisidia *Leach*). — Monolepis *Say.* — Megalopus *Leach.* (Macropa *Latr.*) — Gebia *Leach.* — Thalassina *Latr.* — Callianossa *Leach.* — Axius *Leach.* — Eryon *Desmarest.* — Astacus *Gronov.* — Nephrops *Leach.*

Sect. 4. Carides (Salicoques). Die mittleren Fühler stehen über den seitlichen (nicht auf einer Linie mit denselben); der Stiel dieser letzteren ist ganz mit einer großen Schuppe bedeckt. Ihr Körper ist gebogen (wie buckelig) und weniger hart als bei den vorhergehenden Crustaceen. Die Stirn ist immer nach vorn in eine Spitze verlängert, meist schnabelförmig oder als zugespitztes Blatt zusammengedrückt, an beiden Rändern gezähnt. Die Fühler stehen immer vor, die seitlichen sind meist sehr lang und dann borstenförmig, die mittleren endigen bei vielen in drei Fäden. Die Augen sind einander sehr genähert. Die äußern Kieferfüße, schmäler und viel länger als gewöhnlich, gleichen Palpen oder Fühlern. Die Mandibeln der meisten sind gegen das Ende verschmälert und gebogen. Eins der ersten Fußpaare ist oft auf sich selbst gebogen oder erscheint so gleichsam doppelt. Die Schwanzringe sind seitlich erweitert oder breiter. Das äußere Blatt an der Endflosse des Schwanzes ist immer durch eine Nath in zwei Theile getheilt (wie man dies auch bei den letztern Crustaceen der vorigen Section bemerkt), das ungleiche Paar der Mitte oder eigentlich der letzte Schwanzring ist lang, gegen das Ende verschmälert und hat unten Reihen kleiner Stacheln. Die Afterfüße, an der Zahl fünf Paar, sind lang und meist blätterig.

Gattungen. Penaeus *Fabr.* — Vielleicht Sicyonia, Sergestus, Acetus *Milne Edwards.* — Atya *Leach.* — Crangon *Fabr.* — Processa *Leach.* (Nica *Risso*). — Hymenocera *Latr.* — Gnathophyllum *Latr.* — Pontonia *Latr.* — Alpheus *Fabr.* — Hippolyte *Leach.* — Autonomea *Risso.* — Pandalus *Leach.* — Palaemon *Fabr.* — Lysmata (sonst Melicerta) *Risso.* — Athanas *Leach.* — Pasiphaë *Savigny.*

Sect. 5. Schizopoda. Bildet den Übergang zur Ordnung Stomapoda. Die Füße alle ohne Scheren, sind sehr schwach, riemenförmig, mit einem mehr oder weniger langen Anhang, der auf ihrer äußern Seite, nahe an ihrer Wurzel entspringt. — Sie sind nur Schwimmfüße. Zwischen ihnen liegen die Eier, nicht unterm Schwanze. Die Augenstiele sind sehr kurz. Die Stirn tritt schnabelförmig vor. Die Schale ist schwach, der Schwanz endigt flossenförmig. Alle sind klein und Seethiere.

Gattungen. Mysis *Latr.* — Cryptopus *Latr.* — Mulcion *Latr.* (*D. Thon.*)

DECAPTERYGII (Pisces). In Bloch's Systema Ichthyologiae ed. *Schneider.* Berol. 1801. die zweite Klasse der Fische. — Kennzeichen zehn Flossen. Sie zerfallen in die Ordnungen Jugulares, thoracici, abdominales. Vgl. d. A. Ichthyologie. (*D. Thon.*)

Decaspermum *Forst.* — S. Nelitris *Gärtn.*

DECASPORA *R. Br.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Epacrideen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfspaltig, mit zwei Stützblättchen versehen; die Corolle glockenförmig, mit bärtigem Saume; die Staubfäden aus der Corolle hervorragend; fünf unter dem Fruchtknoten stehende, an der Basis mit einander verwachsene Schüppchen; die Beere zehnkörnig. Die beiden bekannten Arten wachsen als Sträucher mit ährenförmigen, nickenden, rothen Blüthen und violetten Beeren in Van Diemens Land: 1) D. disticha *R. Br.* (Prodr. fl. N. H. p. 548., Cyathodes *Labill.* nov. holl. t. 82., Trochocarpa *Spr. syst.*) mit lanzettförmigen, zugespitzten, nervenreichen, fast zweizeiligen, offenstehenden, wie die Zweige unbehaarten Blättern und in den Blattachseln stehenden Blüthen. 2) D. thymifolia *R. Br.* (l. c., Trochocarpa *Spr.*) mit eiförmigen, meist zugespitzten, unten dreinervigen, gestielten Blättern, feinbehaarten Zweigen und am Ende der Zweige stehenden Blüthen. (*A. Sprengel.*)

DECASTADIUM, Stadt auf der Südwestküste von Bruttium (Kalabrien), auf der Küstenstraße (Anton. Itin.); nach Einigen das heutige Castidia, nach Andern St. Anna. (*H.*)

Decatiren s. Tuch.

DECATUR. 1) Grafschaft des nordamerikanischen Stats Alabama, im N. an Tennessee, im O. an Jackson, im S. an das Land der Cherokesen, im W. an Madison grenzend, gebirgig, aber im Tennesseethale vom Flint und Paint gut bewässert und daher, der erst begonnenen Cultur nicht ungünstig. — 2) Township in der Grafschaft Brown in Ohio mit 30 Häusern und einem Postamte. — 3) Townsh in der Grafschaft Otsego in Newyork mit 902 Einwohnern. (*Leonhardi.*)

Deceates s. Deciates.

Decebalus s. Dacia (in den Nachträgen zu D.).

Decelia s. Dekeleia.

DECEMBER ist der Name des zwölften Monats in unserm Kalender, welcher seine Entstehung dem Umstande verdankt, daß die Römer, von welchen wir unsern Kalender erhalten haben, ursprünglich das Jahr mit dem März anfingen und so lange nur zehn Monate im Jahre zählten, bis die daraus entstehende Verwirrung darauf führte, noch den Januar und Februar hinzuzufügen. Ovid schreibt diese Verbesserung des Kalenders erst dem Könige Numa Pompilius zu, Fast. I. 43 sq., welcher zugleich die Zahl von 30 Tagen, die Romulus allen Monaten gab, außer dem März, Mai, Julius (ursprünglich Quintilis genannt) und October, denen von jeher 31 Tage zugetheilt waren, der glücklichen Vorbedeutung wegen mit der untheilbaren Zahl 29 vertauschte. Als der Dictator Julius Cäsar statt des ursprünglichen Mondjahres ein Sonnenjahr einführte, erhielt der December, gleich dem Sextilis (später Augustus genannt), 31 Tage, wogegen der Februar die unglückliche Zahl von 28 Tagen behielt, welche Numa ihm als dem letzten Monate des Jahres zugetheilt hatte. Als man unter den Decemvirn den Februar zum zweiten Monate machte, ward der December wieder der letzte Monat des Jahres, obwol erst mit dem Anfange des siebenten Jahrhunderts der Stadt Rom der erste Januar der bestimmte Anfangstag des Consulates wurde. Seit jener Zeit hat der December immer als letzter Monat des Jahres gegolten, wenn man gleich im Mittelalter das neue Jahr mit dem Christtage begann, von dessen Feier am 25. December dieser Monat auch Christmonat, sowie früher Heiligmonat von den Weihnachten genannt ward. Die Weihnachten oder geweihten Nächte scheinen bei unsern heidnischen Vorfahren ein Fest zur Feier des Winter- und Jahranfanges am 21. December gewesen zu seyn, an deren Stelle nach der Einführung des Christenthums der Christtag trat. Zur Verlegung des Christtages auf den 25. December wurde man durch mehrerlei Gründe bestimmt. Einmal wurde dadurch das Zusammentreffen des Christtages mit den römischen Saturnalien verhütet, an welchen man seit des Kaisers Caligula Zeit fünf Tage lang, vom 19ten bis 24sten December, zum Andenken des goldenen Zeitalters unter des Saturnus Herrschaft schwelgte; dann konnte man das Beschneidungsfest auf den ersten und das Fest der Erscheinung auf den sechsten Januar verlegen, welches einerseits der Feier des Mithrasfestes bei den Persern analog war, andererseits den sechsten Tag des Januars heiligte, wie der sechste December dem heiligen Nicolaus und Knecht Ruprecht geweihet war. Nach Plinius H. N. XVI, fin. betrachteten die Druiden Galliens den sechsten Tag jedes Mondwechsels als den Anfang des Monates und größerer Zeitabschnitte; und hierin ist vielleicht der Grund zu suchen, warum auch das Michelsfest unserer heidnischen Vorfahren zur Feier des Herbstbeginns auf den sechsten Tag nach Herbstes Anfang fiel. Ganz anders waren die Monatstage bei den Griechen nach den Bestimmungen des Hesiodos Op. et D. 770 sq. geordnet. (*Grotefend.*)

DECEMBRIO, December, Decembrino, auch del Zimbre, Uberto, aus Vigevano im Mailändischen, war bei dem nachmaligen Papst Alexander V. und dem Herzog Johann Maria Visconti von Mailand Secretair und starb im J. 1427. Er lebte mit dem berühmten Griechen Emanuel Chrysoloros in vertrauter Freundschaft und hinterließ handschriftlich mehre Schriften, philosophische und politische Abhandlungen, Übersetzungen aus dem Griechischen und lateinische Gedichte, wovon aber nichts gedruckt worden ist. (*Baur.*)

DECEMBRIO, Angelo, des vorigen Sohn, zu Vigevano geboren, verband ebenfalls mit dem Geschäftsleben die Liebe zur alten Literatur. Er stand an dem Hofe der Herzoge von Mailand in besonderem Ansehen, kam unter andern als Gesandter nach Rom zu dem Papste Julius II. und hinterließ mehre Schriften, von denen aber erst lange nach seinem Tode nur eine gedruckt wurde: De politia literaria lib. VII. Basil. 1562. 8.; vorher sehr fehlerhaft Aug. Vind. 1540. fol.; eigentlich ein Samlung von mancherlei philologischen und literarischen Bemerkungen, nach Art der Noct. Attic. des Aulus Gellius. Mehre Gelehrte sprechen mit besonderer Achtung von seinen Kenntnissen und der gemeinnützigen Anwendung derselben *). (*Baur.*)

*) Unus eorum, qui tenebris capita extollere ausi sunt.

DECEMBRIO, des vorigen Bruder, erhielt seine beiden Vornamen Pier Candido (Petrus Candidus) zu Ehren des damaligen Bischofs von Novara, Pietro di Candia, der später als Alexander V. den päpstlichen Thron bestieg, bei welchem sein Vater Secretär war. Nach vollendeten Studien trat er selbst als Secretär in die Dienste des Herzogs von Mailand Philipp Maria Visconti, nach dessen Tode die in mehrfache Parteien getheilten Mailänder [1]) ihn an den König von Frankreich und andere Fürsten sandten, um Hilfe zu begehren. Als die Stadt sich dem Sieger Franz Sforza ergab, wanderte er nach Rom, wo er bald Segretario apostolico des Papstes Nicolaus V. ward. Als auch dieser starb, erhielt er ein ähnliches Amt bei dem Könige Alfons von Neapel (*Apostolo Zeno* Dissert. Voss. I. Artic. 40.), der ihn bei sich zu behalten wünschte. Immer aber sehnte er sich nach Mailand zurück, wo er auch wenige Monate nach seiner Rückkehr starb. Er gehört mit zu den fruchtbarsten Schriftstellern; denn die auf seinem schönen Grabmal befindliche Inschrift gedenkt 127 von ihm geschriebener Bände [2]). Sie sind meistens historischen Inhalts, doch befinden sich darunter mehre Übersetzungen und sogar einige Dichtungen [3]). Eine große Menge von ihm geschriebener Briefe wird auf mehren öffentlichen Bibliotheken in Italien aufbewahrt, namentlich auf der Ambrosiana zu Mailand. Aus dieser letzten Samlung führt Giambattista Corniani (J Secoli della letteratura italiana dopo il suo risorgimento. Brescia MDCCCV. Volume II. p. 179.) eine Stelle an [4]), wo dem Verfall der wahren christlichen Religion, die nicht blos in Worten und äußerem Gepränge bestehe, die harten Schicksale zugeschrieben werden, welche Italien und die Kirche erduldet hatten. Der durch seine vielseitige Gelehrsamkeit nicht weniger als durch seine Tugenden allgemein geachtete Mann, geb. zu Pavia 1399, starb in Mailand den 12. Nov. 1477. — Es wäre eine undankbare, ohnehin dem fleißigsten Bibliographen noch nicht gelungene Mühe, die Titel jener 127 Schriften erforschen zu wollen; doch wird es nicht unangemessen seyn, einige hier anzuführen. Außer den Übersetzungen der Ilias und der sieben Bücher der Cyropädie Xenophons ins Lateinische und den italiänischen der Commentare Cäsars, der ersten Dekade des Livius, der Geschichte Alexanders von Curtius, erschien von ihm: 1. Alexandrinus Appianus a Candido ling. lat. patrono romanus. (Veneiiis.) Vind. de Spira 1472. in fol. Ebert (bibliogr. Lexikon) sagt, daß diese erste lateinische, später mehrfach wiederholte Ausgabe schön und selten sei, die Übersetzung selbst aber dunkel und schwülstig, doch nicht ohne kritischen Werth. 2. La comparatione di Caio Julio Cesare imperadore maximo et d'Alexandro magno .... ordinata da Pt. Candido etc. Florentiae, apud Sanctum Jacobum de Ripoli. 1478. 3. Die Lebensbeschreibungen von Philipp Maria Visconti, Franz Sforza und Niccolo Piccinini, die in *Muratori* Scriptor. Rer. ital. XX. abgedruckt stehen und deren schönen lateinischen Styl Wachler (Handbuch der Geschichte der Literatur 1822. II. S. 226.) rühmt. In der ersten wird des Suetonius Weise glücklich nachgeahmt [5]), die zweite ist in Hexametern geschrieben [6]). Von der Vita Francisci Petrarchae et commentaria in italicam ejusdem poesin weiß man blos aus Decembrio's hinterlassenen handschriftlichen Briefen, daß sie gedruckt wurden. Unter seinen nicht gedruckten Schriften sind viele Übersetzungen aus dem Griechischen ins Lateinische, von Diodor von Sicilien, Plato, Xenophon, Aristoteles; ferner: Peregrinae historiae lib. III. Grammaticon et de proprietate verborum latinorum; Catonis Uticensis, Phocionis Atheniensis, et Titi Quinti Flaminii vitae; mit griechischen Charakteren 1437 von Decembrio's eigener Hand geschrieben. De humani animi immortalitate. De vitae ignorantia. Homeri vita in latinum translata u. v. a., die sich unter den Handschriften der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand und der laurentianischen zu Florenz befinden. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

---

saepe rari judicii scriptor — sagt G. Barthius ad Claudiani IV. Cons. Honor. 195. p. 602., und Bronckhusius ad Tibull. I. El. IV. 77. nennt ihn unum ex primis illis literarum renascentium sospitatoribus. Vergl. Fabricii bibl. lat. med. T. II. 47. Camusatus ad Ciaconii bibliothecam 861. Saxii Onomast. T. II. 462.

1) Interea Mediolanenses varie inter se fluctuabant. Erant, quibus vivendi cum Principe consuetudo inerat, Franciscum veluti Philippi filium, et afflictis rebus succurrere potentem magnopere laudabant. E contra, quibus mercatorum familiaritas et usus aderat, Venetos ut divinos quosdam homines praeponendos dictitabant. Nihil in medio consulebatur; sed ut vulgo mos est, studia in contraria incerti scindebantur. Sic confosis civium voluntatibus plebs omnium ignorans libertatis dumtaxat nomen sibi adsciverat, et nullo salubri consilio perducta est..... Non publica munera e populo rite gubernari; non divites onera conferre.... Boni praeterea officiis exuti, nec sibi aut aliis prodesse utiles, silentio languebant; plebs vero inter spem metumque conjecta onus tolerabat, dominatus dumtaxat nomine exultans. *Decemb.* in vita Francisci Sfortiae. Rerum italic. script. T. XX. 2) In der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand. S. *A. L. Millin.* Voyage dans le Milanais etc. Paris 1817. I. p. 164. 3) S. *Ginguené.* Histoire littéraire d'Italie. Milan. MDCCCXX. Tome III. p. 396.

4) Ludimus cum eo, qui deludi non potest, et sub verborum velamine Dei filium colimus, quem factis abnegamus. De curia vestra et curiae praesidentibus romanae loquor, quorum vita jam undique patens et ab omnibus explodi tur.... Deus bone, quae patientia tua est, vel potius, quae stultitia nostra, cum Christi hostes debellare contendimus ex virtute nostra ac potentia, qui Christianae legi adversi vivimus, monitaque contemnimus? Quid plane vita nostrorum Praesulum ostendit, quibus nihil otio et deliciis est antiquius etc.? Codex epist. ambros. 104. — Von diesen zahlreichen noch vorhandenen Briefen sagt Ginguené a. a. O. Ce qu'on doit le plus regretter de lui, dans ce qui n'a pas été publié, ce sont ses Lettres que l'on conserve manuscrites en très — grand nombre dans plusieurs bibliothèques d'Italie. Elles ne pourraient que jeter un nouveau jour sur l'histoire politique et littéraire de ce siècle.

5) Egli scrisse l'accennata due vite ad imitazione di quella de' Cesari, tessuta da Svetonio, dicendone il bene, e non dissimulandone il male. *Corniani* l. c. II. p. 178.

6) La seconde est en vers héxamètres; et il y faut chercher, comme dans tous les poëmes de cette espèce, moins la poésie que les faits. *Ginguené* l. c.

DECEM PAGI, ein kleiner Ort in Gallia belgica, im Gebiete der Mediomatrici an der Mosel; jetzt Dieuze in Lothringen zwischen Metz und Sarburg (Amm. Marc. 16, 2. Tab. Peuting. und Anton. Itin.). (*H.*)

Decemprimi, Decemprimatus s. Decuriones.

DECEMVIRI, Zehnmänner. Unter diesem Namen finden wir in Rom mehre Magistrate, sowol höhere als niedere, ordentliche, ständige wie außerordentliche, bei denen sämtlich die Zehnzahl der mit einer solchen Würde bekleideten Personen oder des Collegiums, das sie bilden, das Charakteristische ist.

I. Als die bedeutendsten und einflußreichsten und auch zugleich am frühesten erscheinen die Decemviri legibus scribendis, eine außerordentlicher Weise zum Behuf der Gesetzgebung angeordnete und mit den ausgedehntesten Vollmachten ausgestattete Commission, die zugleich den Charakter einer obersten Regirungsbehörde annahm und aus zehn Gliedern zusammengesetzt war. Die nähere Veranlassung zu Errichtung einer solchen Behörde (woraus sich zugleich am besten ihr Wirkungskreis und ihre Bedeutung erkennen läßt), war folgende. Während in den ersten Jahrhunderten Roms die Rechtspflege in den Händen der Könige war, sowie wir solches mit dem älteren Königthum allerwärts, in Griechenland so gut wie in Rom, verbunden sehen, die Könige demnach die oberste richterliche Gewalt ausübten, so war mit der Abschaffung des Königthums die richterliche Gewalt, gleich den übrigen mit dem Königthume verbundenen Gewalten — denn in diesen Zeiten erscheint in den Staten des Alterthums nirgends die richterliche Gewalt von der administrativen oder executiven getrennt oder ausgeschieden — auf die jährlichen, aber mit gleicher Machtvollkommenheit begabten Nachfolger der Könige, auf die Consuln, übergegangen [1]), welche weniger wol nach geschriebenen Gesetzen — wir denken hier an die Leges regiae [2]), deren Inhalt freilich, zunächst was das Strafrecht betrifft, höchst problematisch bleibt, und denen wir in dieser Beziehung keineswegs ein großes Gewicht beilegen können [3]) — als nach dem (freilich nicht schriftlich aufgezeichneten) Herkommen, nach der bestehenden Sitte, nach Brauch, das Recht sprachen, wobei zugleich die priesterliche Bedeutung der consularischen Würde in Betracht kommt, da nach den im Alterthume herrschenden Begriffen das Recht als ein Ausfluß der höchsten göttlichen Gewalt (des Zeus) erscheint, die Vollstreckung des Rechts, die Verwaltung und Erhaltung desselben auf Erden aber zunächst den Dienern der göttlichen Gewalt, den Priestern, oder den Söhnen des Zeus, den Königen, zukommt. Denn es unterliegt bei näherer Betrachtung keinem Zweifel, daß die römischen Magistrate mehr oder minder einen priesterlichen Charakter haben [4]), der noch in manchen ihrer Verrichtungen, in den ihnen zustehenden Auspicien und Augurien, verschieden selbst nach dem verschiedenen, höheren oder niederen Grade dieser Würden hervortrit und allein so manche in der Geschichte der römischen Magistrate vorkommende Erscheinungen aufzuklären vermag; wie denn, um nur dies anzuführen, der langwierige und hartnäckige Kampf der Plebejer mit den Patriciern um Theilnahme oder vielmehr um Zulassung zu diesen Würden, welche die patricische Priesterkaste als ihr Eigenthum betrachtete und deren Theilung mit den Plebejern als Profanation ansah, nur daraus sich erklären und gehörig würdigen läßt.

Daß diese dem regirenden Stande Roms angehörenden, höchsten Richter nach dem Herkommen zwar das Recht gesprochen, aber doch mit natürlicher Berücksichtigung ihres Standes, und daß demnach von einer Gleichheit der Rechtspflege keine Rede seyn konnte, wird für den, welcher den Charakter und das Wesen der römischen Republik in den ersten Zeiten nach Vertreibung der Könige, zunächst die ausschließliche Herrschaft der Patricier, erkannt hat, kaum einer weiteren Bemerkung bedürfen; und wenn wir auch nicht absichtliche Willkür in der Bevortheilung der Patricier zum Nachtheil der Plebejer den patricischen Richtern beimessen dürfen, so liegt doch in der ganzen Einrichtung der Rechtspflege und in der Natur der Sache selber eine Begünstigung des bevorrechteten Standes, der jeden Gedanken an Gleichheit der Rechtspflege und des Rechtsstandes der verschiedenen Bürger Roms ausschließt. Der Patricier stand vor seinem patricischen Richter ganz anders, als der arme Plebejer, dem der Richterspruch und das Machtgebot der beiden jährlichen Statthalter weit drückender und beschwerlicher erscheinen mußte, als das eines bleibenden Königs. Wohl fühlten die Tribunen, diese Vertheidiger und Beschützer des plebejischen Standes, diesen Mißstand, diese Ungleichheit, welche die Quelle steter Klagen und steter Unzufriedenheit war, und welche für die Plebejer ein stetes Hinderniß war, zur Gleichheit mit den übrigen Bürgern des Stats auch nur einigermaßen zu gelangen und aus der niederen, gedrückten Stellung sich zu erheben, so lange die richterliche Gewalt in die Hände der beiden patricischen Oberhäupter des Stats gelegt war, die nicht nach festen Satzungen, sondern nach dem unsichern, vielfacher Deutung fähigen Herkommen alle zwischen Patriciern und Plebejern obwaltenden Streitigkeiten zu entscheiden hatten, die namentlich in dem Strafrecht, durchaus nicht an feste Bestimmungen gebunden, nach bloßer Willkür verfuhren und wol in einem und demselben Falle, nach den Umständen und nach der Person des Strafwürdigen, auf ganz verschiedene Weise verfuhren. In diesem unsichern und schwankenden Rechtszustande, der von den Patriciern nur zu ihrem Vortheil benutzt werden mochte, zum offenbaren Nachtheil der Plebejer, an dessen Erhaltung daher den Patriciern in ihrem eigenen Interesse ebenso

1) Vergl. *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. X, 1.

2) S. die Untersuchung von Dirksen in dessen Versuchen zur Kritik und Ausleg. d. Quellen d. R. R. VI. S. 234. ff. und anderes in meiner römisch. Literaturgesch. §. 169. Not. 5—7. der zweiten Ausg.

3) Mehr Gewicht scheint Niebuhr röm. Gesch. II. S. 315. 316. Zweit. Ausg. darauf zu legen.

4) Man bemerke den Satz des J. Laurentius Lydus, womit er seine Schrift De magistratibus eröffnet: *ἱερέας γενέσθαι τὸ πρὶν τοὺς ὕστερον ἄρχοντας τοῦ Ῥωμαίων πολιτεύματος, οὐδεὶς τῶν πάντων ἠγνόησε.* S. Creuzer röm. Antiqq. §. 128. S. 171. d. zweit. Ausg.

viel gelegen seyn mochte, als den Plebejern an dessen Entfernung und Beseitigung, keineswegs aber, wie ein neuerer Forscher [5]) behauptet, vorzugsweise in der Verschiedenheit der Rechte, die den einzelnen Stämmen, Geschlechten und Corporationen herkömmlich eigen waren (obwol auch dies nicht ganz verworfen werden darf), suchen wir den Grund des Übels und der Beschwerden der Plebejer, sowie der Foderungen ihrer Schutzbehörden, der Tribunen, die das Volk auf seine natürlichen Rechte aufmerksam zu machen suchten [6]).

So wird es uns denn wenig befremden, wenn im Jahr 292 u. c., als die Consuln mit der Armee ins Feld gezogen waren, C. Terentilius Arsa oder Harsa [7]) mit einer Rogation gegen die übermäßige Gewalt der beiden jährlichen Statsoberhäupter, der Consuln, auftrat und die Errichtung einer demnächst zu wählenden Commission von fünf Gliedern vorschlug, welche sich mit näherer Bestimmung der Grenzen der consularischen Macht befassen sollte [8]). Der heftige Widerspruch [9]), den dieser Vorschlag von Seiten der Patricier fand, gibt hinreichend zu erkennen, wie die Patricier die Sache betrachteten, aber auch, wie sie bisher das Regiment geführt haben mochten. Wohl hatten sie die Bedeutung einer solchen Rogation erkannt. Man besprach sich hin und her, auch von Seiten der Tribunen, bei welchen natürlich Einhelligkeit der Stimmen und Einigkeit in Bezug auf diese Rogation gefodert wurde; es erfolgte endlich ein Aufschub der Rogation, womit zugleich, wie wol zu vermuthen, eine Entfernung oder Beseitigung der Rogation beabsichtigt war, da auch die Consuln aus dem Felde zurückberufen wurden. Aber schon im nächsten Jahre ward der Vorschlag von neuem wieder aufgenommen. Auch jetzt wieder bot der Senat alles auf, einen solchen Vorschlag zu beseitigen, wie man dies aus Livius [10]) Bericht, der zweifelsohne älteren Quellen entnommen ist, ersehen kann. Aller Orten her wurden schreckliche Prodigien gemeldet und ein drohender Kampf mit den Volskern, Hernikern und Äquern angekündigt; lauter Mittel, angewendet, um die Plebejer zu beschäftigen, sie wo möglich von jener Rogation abzuziehen und aus Rom für den Augenblick zu entfernen; obwol den Tribunen des Senats wahre Absichten nicht verborgen blieben. Es erfolgten alsbald heftige Kämpfe im Innern Roms und selbst blutige Streitigkeiten, von welchen Livius [11]) den nähern Bericht liefert; er zeigt zur Genüge, mit welcher Hartnäckigkeit der römische Adel sich in dem Besitz der unumschränkten, blos auf Herkommen gegründeten, und durch keine festen, gesetzlichen und allgemein giltigen Bestimmungen geregelten, höchsten Regierungsgewalt zu erhalten suchte, ohne auch nur im mindesten nachgeben zu wollen; aber wir sehen auch andererseits daraus die gewaltige Gährung, zu welcher das durch die Tribunen erregte Volk gebracht war, das ebenso wenig gesonnen war, in der bisherigen gedrückten Lage länger auszuharren. Bereits im J. 297 u. c. hatte sich der Senat zu einer Vermehrung der Tribunen verstanden [12]), ob aus reinen Absichten oder aus bloßer Statsklugheit, wollen wir hier nicht untersuchen und entscheiden. Endlich verstand man sich [13]) im Jahr 300 u. c. von Seiten des Senats und des Volks zur Abfassung allgemein giltiger, rechtlicher, gesetzlicher Bestimmungen, denen alle Bürger des Stats, ohne Unterschied des Standes, unterworfen seyn sollten. Der Beschluß scheint, wie auch Niebuhr [14]) ganz richtig bemerkt, nur ganz allgemein gefaßt gewesen zu seyn. Daß die Patricier das Recht, solche Bestimmungen abzufassen, für sich allein in Anspruch nahmen und keine Zulassung der Plebejer dazu verstatteten, war zu erwarten und erklärt sich hinreichend aus dem ganzen Charakter und der Stellung dieses Standes. Es beliebte vorerst eine Commission von drei Senatoren — denn dies waren sie doch muthmaßlich, wenn auch gleich Livius dies nicht ausdrücklich bemerkt — Sp. Posthumius Albus, A. Manlius und P. Sulpicius Camerinus nach Griechenland abzuschicken, wo sie die berühmten Gesetze des Solon abschreiben und zugleich die Institutionen der andern griechischen Staten kennen lernen sollten [15]).

Man ist in neuern Zeiten vielfach bemüht gewesen, diese Angabe von Absendung einer Gesandtschaft nach Griechenland in Zweifel zu ziehen [16]), ebenso wie man die Aufnahme griechischer, zunächst athenisch-solonischer Bestimmungen in die römische Gesetzgebung der zwölf Tafeln, wie sie durch diese Gesandtschaft veranlaßt worden, bezweifelt, ja gänzlich verworfen hat. Aber wir glauben mit Niebuhr [17]), diese beiden, gemeiniglich mit einander verbundenen Punkte, von einander trennen zu müssen. An der Richtigkeit der auch sonst beglaubigten Angabe des Livius, der sie gewiß aus älteren Quellen entlehnt hat, zu zweifeln, ist durchaus kein gerechter Grund vorhanden, wir müßten sonst mit gleichem Rechte hundert andere Angaben verwerfen, die man noch nicht bisher bezweifelt hat und auch vernünftigerweise nie wird bezweifeln können. Wir wollen auch Niebuhr [18]) zugeben (was vielleicht, bei näherer

5) Niebuhr röm. Gesch. II. S. 316. zweit. Aufl.

6) *Dionys. Halicarn.* Antiqq. Romm. X, 1. und daselbst zunächst die Worte: *ἐταράττετο γὰρ αὖθις ὑπὸ τῶν δημάρχων ἀναδιδασκόμενος, ὅτι πολιτειῶν κρατίστη τοῖς ἐλευθέροις ἐστὶν ἰσηγορία· καὶ κατὰ νόμους ἠξίουν διοικεῖσθαι τά τ' ἰδιωτικὰ καὶ τὰ δημόσια· οὔπω γὰρ τότ' ἦν οὔτ' ἰσονομία παρὰ Ῥωμαίοις, οὔτ' ἰσηγορία* (s. unten Not. 19.), *οὐδ' ἐν γραφαῖς ἅπαντα τὰ δίκαια τεταγμένα κ. τ. λ.* Man vergleiche damit die von Terentilius Behufs seiner Rogation angeführten Gründe über die Behandlung der Plebejer bei Livius III, 9.

7) Terentilius Harsa ist nach Niebuhr II. S. 313. Note 614. die richtige Schreibung dieses Namens bei *Livius* III, 9.

8) „Legem se promulgaturum, heißt es in der Rede dieses Tribunen bei *Livius* III. 9, ut quinque viri creentur legibus de imperio consulari scribendis."

9) *Livius* a. a. O.

10) Buch III. Kap. 10.

11) S. Buch III. Kap. 11 ff.

12) S. Niebuhr röm. Gesch. II. S. 338 ff.

13) *Livius* III, 31 fin.

14) Röm. Gesch. II. S. 343.

15) Livius eigene Worte III, 31. am Schluß lauten: „jussique inclutas leges Solonis describere et aliarum Graeciae civitatum instituta, mores, juraque noscere." Vergl. *Dionys Halic.* Antiqq. Rom. XI, 52 fin.

16) Das pro und contra über diese Angabe s. in den Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 4. S. 341. der zweiten Ausgabe.

17) Röm. Gesch. II. S. 344 ff. zweit. Ausg.

18) Ebendas. II. S. 344.

Betrachtung, die uns hier fern liegt, nicht so unbedingt zugegeben werden dürfte), daß zwischen den Gesetzen des Solon und den Bestimmungen der Zwölftafelgesetze keine Ähnlichkeit Statt finde; wenigstens keine solche, die auf unmittelbare Ableitung des einen aus dem andern führen könnte, daß also da, wo eine scheinbare Ähnlichkeit sich finde, dieselbe meist Gegenstände betrifft, aus deren Wesen eine Art allgemeiner Einerleiheit hervorgeht, oder die auf einem unendlich weiter verbreiteten Rechte beruhet. Wenn es demnach nicht Zweck und Absicht der Sendung seyn konnte, nach Athens Gesetzen, also nach einem fremden Vorbilde die eigenen Gesetze zu bilden und ein in dem langen Herkommen wenigstens sattsam begründetes Landrecht zu ändern; so lag es doch andrerseits sehr nahe, zu erkennen, wie in dem bedeutendsten und blühendsten State Griechenlands jene Gleichheit der Rechte und Stände [19]), die man jetzt auch in Rom von Seiten des Volks und ihrer Wortführer, der Tribunen, so dringend verlangte, jene Vereinigung der in ihren Rechten gänzlich getrennten Theile der Nation zu Stande gekommen war, durch welche Mittel, auf welchem Wege dies bewirkt worden, um davon eine zweckmäßige Anwendung auf Rom zu machen, wo eine schroffe Scheidewand die zu einem Ganzen zu verbindenden Körper der Nation von einander trennte. Auf diese Weise wird es gewiß einleuchtend, wie gerade Athen Hauptgegenstand einer solchen Reise werden mußte, bei welcher allerdings auch Kenntniß der Institutionen anderer griechischen Staten, wahrscheinlich der Dorischen, gewonnen und auch wol die in Italien angesiedelten dorischen Städte berücksichtigt werden sollten. Athen stand damals in seiner höchsten Blüthe, es war die Zeit des Perikles und Cimon, etwa ein Jahrzehent vor dem Beginn des peloponnesischen Kriegs, und bei dem regen Verkehr, der zwischen den griechischen Städten Italiens und dem Mutterlande herrschte, bei dem lebhaften Handel Athens, selbst mit den Produkten attischer Industrie, nach Italien und den dort angesiedelten Griechen, war gewiß auch zu den Römern die Kunde dieses blühendsten aller griechischen Staten gelangt, der diese Blüthe aber seinen politischen Einrichtungen, jener Gleichheit des Rechtszustandes aller einzelnen Statsbürger verdanke, und darum konnte Athen und die Kenntniß attischer Institutionen allerdings Hauptzweck der Sendung bilden.

Im Jahre 302 u. c. (452 v. Chr.) kehrte die Gesandtschaft nach Rom zurück, wo indessen eine Ruhe eingetreten war, die nach der Rückkehr der drei Abgeordneten bald durch heftige Foderungen der Tribunen an den Senat unterbrochen wurde, endlich einen Anfang zu der früher beschlossenen Gesetzgebung zu machen. Noch immer zögerte man, so lange es ging, bis endlich die Wahl einer Commission von zehn Gliedern zu Stande kam, welche, auf die Dauer eines Jahres mit höchster Machtvollkommenheit bekleidet, so daß alle andern Magistrate während dieser Zeit cessirten, und ohne alle Responsabilität in letzter Instanz entscheidend (sine provocatione), mit der Abfassung geschriebener Gesetze, also einer festen Gesetzgebung, beauftragt wurde. Die Aufnahme von Plebejern in diese Commission, so lebhaft sie auch anfangs gefodert und eine Zeitlang bestritten worden war, ward doch am Ende aufgegeben; es ist auch in der That kaum glaublich, daß auf friedlichem Wege die streitenden Parteien zu einem solchen Resultate gelangt wären, wenn die Plebejer ihren ursprünglichen Antrag auf eine aus beiden Ständen zu gleichen Theilen zusammengesetzte Commission nicht aufgegeben und die Besetzung dieser Stellen den Patriciern ausschließlich überlassen hätten, jedoch mit dem ausdrücklichen (und durch das Cessiren der Tribunen nun nöthig gewordenen) Vorbehalt, daß weder die in den vorhergehenden Kämpfen durch die Plebejer errungene Lex Icilia über die Vertheilung der Ländereien des Aventinischen Berges unter die Plebejer, noch die andern Leges sacratae abgeschafft werden sollten [20]).

Dies sind die so berühmt gewordenen *Decemviri legibus scribendis;* die Namen der in diese höchste Gesetzgebungs- und Regirungscommission durch die Wahl der Centurien Berufenen finden sich bei Livius und Dionysius [21]): Appius Claudius, T. Genucius, P. Sestius, L. Veturius, C. Julius, A. Manlius, Ser. Sulpicius, P. Curiatius, T. Romilius, Sp. Posthumius; wir finden darunter die beiden auf das nächste Jahr erwählten Consuln (denn das Consulat cessirte ja gleich den übrigen Magistraten), ferner den einen der beiden Consuln für das verflossene Jahr, dann die drei nach Griechenland abgeordneten Gesandten; die vier übrigen waren vielleicht ebenfalls zu andern, jetzt aber cessirenden, Ämtern für das nächste Jahr bestimmt gewesen, und traten dafür nun in das neu errichtete, oberste Regirungs- und Gesetzgebungscollegium ein, oder sie hatten zunächst vorher in bedeutenden Ämtern gestanden. Plebejer waren keine unter dem Collegium, wie bereits oben angedeutet worden; denn noch hatten die Patricier das Recht der ausschließlichen Besetzung aller Behörden und Obrigkeiten der Republik; um so weniger konnte von ihnen verlangt werden, daß sie jetzt, bei der Errichtung einer so bedeutenden, den ganzen Stat leitenden Behörde dieses Recht aufgeben möchten, das in dem innersten Wesen des Patriciats und in dem oben berührten, priesterlichen Charakter der Magistrate Roms begründet lag. Auch darf es uns nicht befremden, wenn wir diese neu errichtete Commission mit der höchsten Gewalt, der richterlichen wie der administrativen, bekleidet sehen, alle bisherigen Magistrate aber so lange gänzlich aufhören; es lag dies in dem Geiste solcher Einrichtungen im Alterthume und zeigt sich uns ebenso gut in Griechenland, in Athen zunächst und an andern Orten, weil man die Vorlage schriftlicher Gesetze und die Einführung einer neuen Gesetzgebung als eine außerordentliche Maßregel betrachtete, die daher

---

19) Dies ist die bei den griechischen Schriftstellern oftmals erwähnte *ἰσηγορίη, ἰσονομίη,* auch *ἰσοκρατίη;* s. oben die Stelle des Dionysius Note 6. und meine Bemerkungen zu *Herodot.* III, 80. 142. V, 37. 92. §. 1.

20) S. *Livius* III, 32. nebst Niebuhr röm. Gesch. II. S. 349. 21) S. *Livius* III, 32. am Schluß; *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. XI, 56.

auch eine momentane Entfernung der gewöhnlichen, ordnungsmäßig bestehenden Magistrate nach sich zog [22]). Wenn daher auch in Rom die Plebejer sich darein fügten, in dieser höchsten, mit unumschränkter Machtvollkommenheit begabten Regirungsbehörde, welche die Mittel zur Gleichstellung der einzelnen, bisher getrennten Stände der Nation durch Vorlage von neuen, für alle gleich giltigen, gesetzlichen Bestimmungen auffinden sollte, nur Patricier zu sehen; so hatten die Plebejer darum noch gar nicht ihre Rechte aufgegeben, da das gesamte Volk in den Centuriatcomitien die von dem Regirungscollegium der Zehner vorgelegten Gesetze entweder genehmigen oder verwerfen konnte und damit in dem vollen Genuß seiner legislativen Vorrechte blieb. Was die Plebejer verlangten [23]), war Vorlage einer Gesetzgebung, welche die erfoderlichen Bestimmungen eben sowol über das, was wir Stats- und Privat- oder Civilrecht nennen, als insbesondere über das Strafrecht (weil hier der Klagen gegen der Patricier Willkür besonders viele waren) enthalten sollte. Eine möglichste Gleichstellung und Verbindung der Stände, so wie eine Beschränkung der unumschränkten, fast absolut monarchischen Gewalt der beiden jährlichen patricischen Oberhäupter des Stats, der Consuln, sollte damit gewonnen und ein allgemeines Landrecht für das gesamte römische Volk, für alle Stände, für alle Römer ohne Unterschied gegeben werden. Auch deuten die Alten bereits auf diese Gründe hin, indem sie bald den einen, bald den andern Punkt mehr hervorheben.

Die Leitung des Ganzen bei dieser neuen Behörde führte eigentlich nach Livius Zeugniß [24]) Appius, ein Mann, der aus einem Feinde des Plebs und eifrigen Vertheidiger der Rechte der Aristokratie nun ein warmer Volksfreund geworden war; sein persönlicher Einfluß herrschte in allem vor, er galt, wie Niebuhr [25]) sich ganz richtig ausdrückt, für die Sele der ganzen Decemviralregirung. Im übrigen bestand unter diesem Zehnercollegium die Einrichtung, daß einer abwechselnd das Präsidium führte, *custos urbis* oder *praefectus urbi* genannt, von zwölf Lictoren umgeben als zeitliches Oberhaupt der Republik [26]). Muthmaßlich war die Dauer dieses Präsidiums auf fünf Tage festgestellt, wie solches bei dem Interregnum der Fall gewesen [27]). Die übrigen Glieder hatten jeder nur einen Amtsdiener bei sich und saßen als Schöffen vor Gericht. Mit vieler Mäßigung, so berichten die Alten [28]), führten sie ihr Amt und verwalteten die Regirung; einträchtig unter einander wiesen sie begründete Beschwerden des Plebs nicht von sich ab, sondern suchten zu helfen, wo sie konnten, und benutzten die ihnen überwiesene Jahresfrist zur Aufstellung einer Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, die unter zehn Abschnitte gebracht, auf ebenso vielen Tafeln öffentlich ausgestellt und zur allgemeinen Kunde gebracht, dann aber vom Senat, von den Curien und Centurien genehmigt, auf zehn eherne Tafeln eingegraben und zu Jedermanns Kenntniß auf dem Comitium angeschlagen wurden. Wegen der im folgenden Jahre noch nachträglich hinzugefügten beiden Tafeln (s. unten) wird diese Gesetzgebung gemeiniglich mit dem Namen der **zwölf Tafeln** bezeichnet. Über den Inhalt derselben, über das Verhältniß derselben zu früheren, unter dem Namen der *Leges regiae* bekannten, gesetzlichen Bestimmungen, über die Quellen, woraus der Inhalt der Zwölftafelgesetze und die einzelnen darin enthaltenen Bestimmungen geflossen, können wir uns hier keine nähere Erörterung erlauben, da dies anderswo zu erwarten ist [29]); wol aber möge es uns erlaubt seyn, auf die Wichtigkeit und hohe Bedeutung dieser von dem Zehnercollegium zu Stande gebrachten Gesetzgebung für die römische Republik hinzuweisen. Sonst hätte Livius [30]) die Gesetze der zwölf Tafeln nicht als die Quelle des gesamten römischen Rechtes in seiner weitern Ausbildung betrachten, oder der Redner Crassus dieselben über die Schriften aller Philosophen setzen können [31]). Daß den Zehnern bei diesem Geschäft ein gebildeter Grieche, **Hermodorus** aus Ephesus, hilfreiche Hand geleistet [32]), ist eine Angabe, welche, wie auch Niebuhr [33]) anerkennt, durchaus nichts an und für sich Unwahrscheinliches enthält, zumal da diesem Fremdling in Rom sogar die seltene Ehre einer Statue zu Theil ward. Worin freilich sein Antheil und seine Mitwirkung bestanden, dürfte im Einzelnen schwerlich nachzuweisen seyn, so sehr es auch im Allgemeinen wol sich annehmen läßt, daß die thätige Mitwirkung eines so gebildeten Griechen, eines Philosophen, welcher des Heraklitus Freund gewesen, von großem Vortheil für die Gesetzgebungscommission der Zehner war.

Da die am Ablaufe des Jahres von den Decemvirn aufgestellten und von Senat und Volk genehmigten zehn Tafeln keineswegs genügend oder alles das zu enthalten schienen, was zu bestimmen nöthig war, so entstand das Verlangen einer neuen Wahl der Decemvirn für das nächste Jahr zur Vollendung der bereits so glücklich begonnenen Gesetzgebung [34]). Mit vieler Schlauheit wußte Appius Claudius, der selbst bei der Wahl der neuen

22) Vergl. C. F. **Hermann** Lehrbuch d. griech. Statsalterth. §. 53. Note 5. 23) S. **Niebuhr** röm. Gesch. II. S. 315 ff. 24) *Livius* III, 33: „regimen totius magistratus penes Appium erat favore plebis: adeoque novum sibi ingenium induerat, ut plebicola repente omnisque aurae popularis captator evaderet, pro truci saevoque insectatore plebis." 25) Röm. Gesch. II. S. 377. 26) Vergl. *Livius* III, 36. **Niebuhr** a. a. O. II. S. 352. Laur. Lyd. de magistr. I, 34. 27) S. **Niebuhr** röm. Gesch. II. S. 353. 28) Vergl. *Livius* III, 33. 34. u. insbesondere *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. X, 57. u. daselbst unter andern die Worte: „ἰδόντες δ' ἄριστα τὸν ἐνιαυτὸν ἐκεῖνον ἡ Ῥωμαίων πόλις ὑπὸ τῆς δεκαρχίας ἐπιτροπευθῆναι." *Cicer.* De republ. II, 36. 29) Vergl. über diese Punkte die Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 2 ff. der zweit. Ausg. 30) Buch III. Kap. 34: „qui nunc quoque (d. h. in der Zeit des Augustus) in hoc immenso aliarum super alias acervatarum legum cumulo fons omnis publici privatique est juris." 31) S. *Cicero* de orat. I, 44. — Bei *Tacitus* Annal. III, 27. heißen diese Gesetze „finis aequi juris." S. die Erörterungen des Favorinus bei *Gellius* N. Att. XX, 1. 32) S. die Nachweisungen in meiner röm. Lit. Gesch. §. 170. Note 1. 33) Röm. Gesch. II. S. 349. 34) S. *Livius* III, 34. und daselbst die Worte: „Vulgatur deinde rumor, duas deesse tabulas; quibus adjectis, absolvi posse velut corpus omnis Romani juris. Ea exspectatio, quum dies comitiorum appropinquaret, desiderium decemviros iterum creandi fecit. Jam plebs, praeterquam quod consulum nomen, haud secus quam regum perosa erat, ne

Decemvirn präsidirte, nicht blos die Stimmen der Wählenden für seine Person zu gewinnen, sondern auch es dahin zu bringen, daß die Wahl der übrigen Glieder auf lauter Männer fiel, die ihm entweder ganz ergeben, oder doch leicht für seine Pläne zu gewinnen waren. Ihre Namen gibt Livius an: M. Cornelius Maluginensis, M. Sergius, L. Minucius, Q. Fabius Vibulanus, Q. Poetelius, T. Antonius Merenda, K. Duilius, Sp. Oppius Cornicen, M. Rabulejus [35]. Nun aber nahm das Regiment der Zehner bald einen ganz andern Charakter an; Appius, der auch jetzt die Sele des Ganzen war und bisher durch tückische Milde das Volk zu täuschen gewußt, gab jetzt diese Rolle auf und begann die entgegengesetzte zu spielen. Schon das Auftreten der Zehner des Jahres 304 u. c. war ganz verschieden von dem des Jahres 303 [36]. Mit zahlreichen Lictoren gleich einer Art von Wache umgeben, erschienen sie auf dem Forum, wie wenn sie, gleich Tyrannen, durch diese Art von bewaffneter Macht Schutz und Schirm für eine ungesetzliche, willkürliche Despotie gegen das Volk suchen wollten. Dieses unerwartete Auftreten von zehn Tyrannen flößte dem Volke, das durch das Cessiren aller andern Magistrate, selbst der tribunicischen Schutzbehörde, jedes Schutzes beraubt und ohne alle Appellation vor dem Richterspruche der Zehner war, Schrecken und Angst ein; selbst die Patricier theilten diese Angst, da die unumschränkte Macht und das königliche Auftreten einer solchen oligarchischen Behörde, die in ihrem Benehmen rücksichtslos und ohne alle Mäßigung verfuhr, ihnen ebenso gefährlich erscheinen mußte. So verstrich der größte Theil des Jahres, die beiden noch fehlenden Tafeln wurden den zehn andern hinzugefügt und ihre Genehmigung durch die Centuriatcomitien gegeben. Jetzt hatte die Commission der Zehner nichts mehr zu thun, als sich aufzulösen und die außerordentlicher Weise ihnen verliehene Gewalt in die Hände des Volks, von dem sie ihnen verliehen worden, zurückzugeben, da der Zweck erreicht war und der Stat einer solchen außerordentlichen Behörde nicht mehr bedurfte. Mit gespannter Erwartung sah man dem Tage zur Wahl der Consuln für das nächste Jahr entgegen und damit der Wiedereinsetzung der constitutionellen Behörden; die Plebs insbesondere erwartete sehnlichst die Wiederherstellung des Tribunats, welches für die Plebejer von ähnlicher Bedeutung war, als für die Patricier das Consulat, jetzt aber, bei dem Druck und der Despotie, welche das Zehnercollegium ausübte, doppelt nothwendig erschien, wenn das Volk nicht gänzlich unterliegen und in eine schlimmere Lage als zuvor versetzt werden sollte. Indessen verfloß das Jahr 304 u. c., ohne daß von einer Wahl der Consuln oder der übrigen Magistrate die Rede war, die Decemvirn legten ihr Amt nicht nieder, während von außen Feinde der Republik, Sabiner, Äquer u. A. ihre Angriffe und Streifzüge in das Gebiet der Stadt erneueten. Nur durch Gewalt vermochten die Zehner eine Truppenaushebung zu erzwingen und so ein Heer aufzubieten, das aber, wegen schlechter Anführung, mehrfache Niederlagen von Seiten der Feinde erlitt. Die von den Decemvirn unternommene Ermordung des Siccius Dentatus [37], eine That, die bald allgemein bekannt wurde, erregte ebenso bald allgemeinen Unwillen bei dem Heere, und als gar Appius Claudius, das Haupt der Zehner, die edle Virginia, die Tochter eines römischen Hauptmanns L. Virginius von guter Erziehung, nachdem seine Anträge fruchtlos geblieben, ihrem Vater entziehen wollte, indem er sie durch einen Richterspruch als Sklavin, als Leibeigene erklärte, um sie so zu einem Opfer seiner Lüste machen zu können, ohne des von der Armee herbeigerufenen Vaters, ohne des Bräutigams Icilius und anderer Zeugen Ausspruch zu hören: da ermordete auf offenem Markte der Vater die eigene Tochter, um wenigstens ihre Ehre vor schmählicher Entehrung durch den Tod zu retten, und rief, das blutige Messer in die Höhe haltend, das Volk zur Rache auf, eilte dann zur Armee auf dem Algidus, die, alsbald zur Empörung gegen die tyrannische Macht der Zehner geneigt, den heiligen Berg und darauf den aventinischen Berg besetzte und dadurch die Zehner zwang, ihre usurpirte Gewalt niederzulegen, oder sie vielmehr in die Hände des Senats und Volks zurückzugeben [38]. So mußte eine ähnliche That, wie die der Lucretia, Rom von der Tyrannei einer oligarchischen Behörde, der Zehner, wie früher von der Tyrannei eines Einzelnen befreien! Nachdem zuerst Appius, zum Nachgeben genöthigt, freiwillig vom Decemvirat abzutreten sich bereit erklärt hatte, faßte der Senat den Beschluß, die Zehner sollten unverzüglich ihr Amt niederlegen und neue Volkstribunen durch den Pontifex Maximus erwählt werden, zugleich für die Urheber und Theilnehmer des Aufstandes Amnestie eintreten [39]. Man sieht, daß es dem Senat vor allem daran gelegen seyn mußte, das aufgeregte Volk, von dessen Unzufriedenheit und der dadurch erregten Gährung alles zu befürchten war, zu beschwichtigen. Daher die Bestimmung der Wahl der Tribunen, noch ehe nur von Wiederherstellung der consularischen Gewalt die Rede war. Unter dem Volke verbreitete sich bald allgemeine Freude, die Ruhe ward hergestellt, das Volk eilte zu den Comitien, welche durch den erwähnten Pontifex — andere Behörden, welche die Wahl hätten leiten und dirigiren können, gab es noch nicht wieder — präsidirt wurden. Hier fiel die Wahl auf die Anverwandten der gemordeten Virginia und auf die Haupturheber der ganzen Bewegung, die den Sturz des Zehnercollegiums veranlaßt hatte, wie A. Virginius, L. Icilius (der Bräutigam der ermordeten Virginia), P. Numitorius, ihr Oheim und einige andere [40]. Alsbald ward auch durch

tribunicium quidem auxilium, cedentibus invicem appellationi decemviris, quaerebat." 35) *Livius* III, 35 fin. 36) *Livius* III, 36. *Dionys. Halic.* Antiqq. Romm. XI, 22. *Cicero* De republ. II, 36.

37) S. die ausführlichere Erzählung bei *Dionysius* Halic. Antiqq. Romm. XI, 26 ff. 38) Das Nähere bei *Livius* III, 44 ff. Dionysius a. a. O. XI, 28 ff., nebst Niebuhr röm. Gesch. II. S. 383 ff. der zweiten Ausg. 39) Der Senatsbeschluß lautete nach *Livius* III, 54: „Ut decemviri se primo quoque tempore magistratu abdicarent; Q. Furius pontifex Maximus tribunos plebis crearet; et ne cui fraudi esset secessio militum plebisque." 40) S. *Livius* III, 54 fin.

einen Interrex zur Wahl der neuen Consuln geschritten, welche auf die beiden Freunde des Volks, die zur gütlichen Beilegung der letzten Unruhen so viel geleistet hatten, auf den L. Valerius und M. Horatius fiel [41]), die auch augenblicklich nach der erfolgten Wahl ihr Amt antraten, und nun durch mehre von ihnen ausgehende Verfügungen die wiederhergestellte Volksfreiheit zu befestigen und die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse zu verhüten suchten. Um jeden Betrug und Verfälschung öffentlicher Urkunden und Beschlüsse für die Zukunft unmöglich zu machen, bewirkten sie die Aufbewahrung der Senatsbeschlüsse in dem Tempel der Ceres unter Aufsicht der Ädiles Plebeji, indem früherhin solche Beschlüsse durch der Consuln Willkür wol unterdrückt oder entstellt worden waren [42]). Appius stirbt bald darauf im Gefängniß, in welches er wegen der gegen ihn von Seiten der Tribunen erhobenen Anklage gebracht war; dasselbe begegnete dem Spurius Oppius, als er nach seiner Verurtheilung in das Gefängniß zurückgebracht war; die übrigen entzogen sich der gerichtlichen Verurtheilung durch ein Exil; ihr Vermögen, sowie das der beiden gestorbenen, fiel dem Stat anheim [43]). Dies war das Schicksal des Zehnercollegiums.

II. *Decemviri stlitibus judicandis*, d. i. litibus judicandis nach der hier beibehaltenen alterthümlichen Form *stlis* für *lis* [44]), eine aus zehn Gliedern zusammengesetzte Justizbehörde, welche, wie schon der Name andeutet, mit der Entscheidung von Prozessen und streitigen Rechtsfällen beauftragt war. Nach einer Angabe des Pomponius [45]) würde die Errichtung dieser Behörde, die immerhin zu den Magistratus minores gehört, gleichzeitig mit der Errichtung der *triumviri capitales* [46]), also um 467 u. c. fallen, welche zunächst, ebenfalls als Magistratus minores, mit der Vollstreckung der durch richterlichen Spruch angeordneten Strafen, gleich den Eilfmännern zu Athen, beauftragt waren, aber nebenbei selbst eine gewisse Art von Gerichtsbarkeit führten. Die große Anzahl von Prozessen, die unmöglich durch den einen Prätor entschieden werden konnten, die übermäßige Anhäufung der Geschäfte scheint Veranlassung zu Gründung dieser eigenen Behörde gewesen zu seyn, die mithin als ein untergeordneter Zweig der prätorischen Amtsgewalt erscheint, von dem Centumviralgericht aber wohl unterschieden werden muß, welches sie nach einer spätern Verfügung des Augustus [47]) zu versammeln hatten, was bisher Sache des gewesenen Prätors gewesen war, und dessen einzelne Abtheilungen oder Senate, wie wir jetzt zu reden pflegen, sie präsidirten. Um so weniger können wir der Ansicht [48]) beipflichten, welche in diesen Zehnern keinen ständigen Magistrat anerkennen will, sondern sie als eine außerordentlicher Weise in besondern Fällen und für diese zusammenberufene Commission betrachtet, die keineswegs unter die niedern Magistrate gerechnet werden dürfe, da diese Zehner vielmehr Richter gewesen; was indeß mit der bestimmten Äußerung des Pomponius, den wie doch schwerlich des Irrthums zeihen dürfen, in Widerspruch steht. Leider mangeln uns freilich nähere Angaben über die Grenzen und Befugnisse dieser Zehner, besonders in der früheren Zeit, da sie schwerlich nicht als bloße Assessoren oder Rathgeber dem Prätor zur Seite gestellt waren, sondern ihre eigene Jurisdiction besaßen. Denn aus einzelnen in den Schriften der Alten vorkommenden Fällen sehen wir, daß sie z. B. über die Frage der Freiheit einzelner Bürger entschieden, also über Civität und Freiheit [49]) und insbesondere auch über manche Präjudizfälle. Fünf Senatoren und fünf Ritter bildeten das Collegium, das schwerlich einen besondern Präsidenten hatte, sondern in dieser Hinsicht unter den Prätor gestellt war. Wenn aber in einer alten Inschrift ein Fabius Ruminalis Mag. (d. i. Magister) Decemvirûm angeführt wird, so möchten wir lieber an das demnächst anzuführende geistliche Collegium der Zehner denken. Sonst kommen auf Inschriften diese Decemviri nach den Quästoren vor [50]).

III. *Decemviri sacris faciundis*, ein geistliches Collegium, anfänglich nur aus zwei Patriziern bestehend, welche lebenslänglich und mit Befreiung vom Kriegsdienst und andern öffentlichen Leistungen die Aufsicht über die sibyllinischen Bücher führten, aber ohne Erlaubniß der beiden andern, von Seiten des Stats ihnen beigegebenen Senatoren dieselben nicht nachschlagen durften [51]), wobei offenbar kein anderer Grund war, als Betrug und Verfälschung bei einer auf den Gang der Statsereignisse so sehr einwirkenden Sache zu verhüten. Späterhin erscheinen sie in der Zehnzahl, als nämlich die Tribunen Licinius Calvus und Sextus Lateranus mit dem Vorschlag auftraten, diese Zehner zum Theil aus den Patriziern und zum Theil aus den Plebejern zu erwählen [52]), und noch später erscheinen sie in der Zahl von funfzehn. Ihr Geschäft war, in einzelnen bedenklichen Zeiten die sibyllinischen Bücher nachzuschlagen, wie z. B. zur Zeit der Pestilenz oder bei unerwartet eingetretenen Prodigien [53]) u. dergl. m., um daraus die Mittel zur Abwendung der drohenden Gefahr anzugeben; aber wir sehen sie auch mit Anordnung der apollinischen Festopfer [54]), Bestimmung der Supplicationen oder Betfeste [55]) und ähnlichen Ceremonien beschäftigt. Muthmaßlich hatten sie einen Vorsteher, der, wie solches auch bei andern ähnlichen Collegien der Fall war, den Namen Magister führte; siehe kurz zuvor.

---

41) *Livius* III, 55. 42) *Livius* III, 55. am Schluß. 43) *Dionys* Halic Antiqq. XI, 46. vergl. mit *Livius* III, 51. ff. 44) S. *Festus* s. v. nebst den Auslegern zu *Cicer.* De Legg. III, 3. § 6. 45) I, 2. §. 29. De origg. Jur.: „Deinde cum esset necessarius magistratus, qui hastae praeesset, decemviri in litibus judicandis sunt constituti. Eodem tempore et triumviri capitales" 46) S. über diesen Magistrat Creuzers Abriß d. röm. Antiqq. §. 154. S. 228. zweite Ausg. 47) *Sueton* Aug 36. vergl. mit *Plin.* Epp. V, 21. §. 2. 48) S. *Bach* Histor. jur. II, 1. §. 25. p. 102. und dagegen *Heineccius* Syntagma Antiqq. IV, 6. §. 9 p. 662 — Siccama de Judic Centumvir. c. 9. 10 *Sigonius* De judic. I, [illegible]. 49) S. z. B. *Cicer.* pro Caecin. 33. pro Dom. 29. vergl. Orat 46. 50) S. bei *Pitiscus* in dem Lex. Antiqq. Rom. s. v. *J. C. Orelli* Collect. Inscript. T. I. nr. 153. 51) *Dionys* Halic IV, 61. 52) S. *Livius* VI, 42. Ein *Decemvir sacris faciundis* in einer Inschrift bei J. C. Orelli Inscript. Coll. T. I. nr. 554. 53) S. B. bei *Livius* VII, 27 XXI. XXXI, 12. 54) *Livius* X, 8. 55) *Livius* XXXVII, 3.

IV. *Decemviri agris dividundis*, eine Commission von zehn Männern mit Vertheilung und Anweisung der Ländereien einer Colonie unter die einzelnen dahin abgehenden Colonisten und mit allen zur Anordnung und Begründung der Colonie erfoderlichen Einrichtungen beauftragt; eben darum aber keine ständige Behörde, sondern eine für den momentanen Zweck der Gründung und Einrichtung einer Colonie errichtete Commission, die daher auch, wenn der Zweck, der sie ins Daseyn gerufen, erreicht war, wenn alle Einrichtungen der neu angelegten Colonie beendigt waren, von selbst aufhörte. Die Zahl der Glieder einer solchen Commission hing natürlich ab von der Größe und von dem Umfang der neu anzulegenden Colonie und dem daraus hervorgehenden größern oder geringern Geschäftskreis der Commission. Daher bald Triumviri agris dividundis oder coloniae deducendae, und diese am häufigsten, vorkommen, bald Quinqueviri, bald Septemviri, ja selbst Vigintiviri [56]. Der *Decemviri* oder Zehner bei Vertheilung eroberter Landstriche oder Statsdomänen gedenkt Livius mehrmals, z. B. XXXI, 4. XLII, 4. Auf einer Inschrift kommt auch ein *Decemvir agris dandis assignandis* [57] vor, auf einer andern ein *Decemvir in vao Novanensi* [58]. (*Bähr.*)

DECENNALIA. Mit diesem Namen wurde in der römischen Kaiserzeit ein alle zehn Jahre gefeiertes Fest bezeichnet, dessen Veranlassung in des Augustus Politik zu suchen ist, welcher die von ihm durch die Unterdrückung der Republik begründete Monarchie anfänglich nur als eine freiwillig übernommene Oberaufsicht und Leitung des Ganzen darstellen wollte, um so den Übergang von einer freien Verfassung zu einer absolut monarchischen dem Volke minder fühlbar zu machen und weniger von seiner schroffen Seite darzustellen, das Volk selbst aber dadurch immer mehr und mehr an die neue Form der Dinge, die freilich unter den jetzigen Verhältnissen als nothwendig erschien, zu gewöhnen und zugleich den großen Haufen durch Vergnügungen zu fesseln. Augustus hatte die höchste Gewalt nur auf zehn Jahre übernommen, und darum ließ er nach Ablauf dieser Frist jedesmal von neuem diese Würde auf weitere zehn Jahre sich übertragen; und diese feierliche Übernahme war mit einem Feste verbunden, das eben daher den Namen Decennalia führte. Das Ganze war, im politischen Sinne betrachtet, nur eine leere Form, eine Farce und Komödie; der Hauptzweck wol Belustigung des großen Haufens, der, wie überall in großen Hauptstädten, solche Zerstreuung durch Lustbarkeiten jeder Art sucht und dadurch zu gewinnen ist. Daher blieb auch das Fest bei den folgenden Kaisern, selbst nachdem jene Formalität der Übertragung der höchsten Gewalt auf weitere zehn Jahre längst weggefallen war; und so soll nach des Eusebius Versicherung noch Constantin der Große seine Decennalien gefeiert haben, wie denn unter andern auch von dem Kaiser Gallienus sein Biograph Trebellius Pollio uns berichtet, daß er dieses Fest mit neuer Pracht und ungewöhnlichem Pompe gefeiert. S. die Hauptstelle bei Dio Cass. LIII, 13. p. 506 E. nebst Rossini Antiqq. Romm. V, 22. (*Bähr.*)

Decentius s. Magnentius.

DECEPTION, eine zu der Südshetlandsgruppe gehörige kleine Insel mit heißen Quellen, vulkanischen Steinarten und einem guten, ringsum von Felsen geschützten Hafen, dessen Eingang nur 200 Klafter breit ist. (*H.*)

DECETIA, Stadt in Gallia Lugdunensis im Gebiete der Äduer (Caes. B. G. 7, 33), nach d'Anville jetzt Decise an der Loire. S. Wesseling zu Anton. Itin. p. 367. (*H.*)

DECHALES, Claude François Milliet, ein Jesuit, machte sich um die Wissenschaften besonders durch einen vollständigen Curs. Mathematic. fol. 1674. verdient, worin er zuerst die Artillerie, die Baukunst, das damit verbundene Behauen der Steine (la coupe des pierres) und die Befestigungskunst unter die Zahl der mathematischen Wissenschaften ordnete, wie nach ihm auch Wolff im J. 1710 und alle spätere Mathematiker thaten. Von ihm ist auch eine Pyrotechnie, eine Art de fortifier, de défendre et d'attaquer les places. 12. 1595. und l'Art de naviguer, démontrée par principes et confirmée par plusieurs observations. 4. 1677. (*v. Hoyer.*)

DECHARGE, das Abfeuern des Geschützes oder kleinen Gewehres, das, wenn es auf einmal von einem ganzen Trupp oder Bataillon geschieht, den Namen einer General-Decharge bekommt. Voûte en décharge, hinten offene Gewölbe in der Kriegsbaukunst, entstanden durch das Überwölben der Strebepfeiler, zuerst von Speckle, einem alten teutschen Kriegsbaumeister, angewandt und von mehren andern nach ihm empfohlen. Der innere Raum unter dem Gewölbe ward alsdann bisweilen leer gelassen und zu Vertheidigungskasematten benutzt, oder auch mit Erde ausgefüllt. Man findet diese Bauart in vielen alten Festungen, von denen wir nur Ivrea, Pignerol, die Citadelle von Spandau, Vercelli, Verua nennen wollen. Der genug bekannte General Carnot hat sie wieder aus der Vergessenheit hervorgezogen und zur Vertheidigung benutzt, indem er hinter der Futtermauer drei verschiedene Lagen Gewölbe über einander setzt und durch sie die Strebepfeiler verbindet. Diese Gewölbe lehnen sich jedoch hinten an die unter 45° abfallende Böschung des Erdwalles, und haben blos durch Seitenthüren unter einander Gemeinschaft. Ihre Frontmauer, bei der kein Erddruck wirksam ist, wird senkrecht aufgeführt und mit Schießlöchern versehen, ist jedoch darum nicht weniger der Zerstörung durch die feindliche Breschbatterie ausgesetzt, welche das Kleingewehrfeuer aus den Gewölben weder zu bauen hindern, noch zum Schweigen bringen kann. Diese Bauart gewährt daher gegen die gewöhnlichere, mit bloßen Strebepfeilern, nur geringen Vortheil, und ist deshalb mit den Defensivkasematten auf keine Weise zu vergleichen. (*v. Hoyer.*)

Dechiffrirkunst s. Entzifferungskunst.

DECIA GENS. Das decische Geschlecht war ein plebejisches Geschlecht in Rom von hohem Ruhm und gro-

56) Vergl. *Rossini* Antiqq. Romm. VII, 47. Creuzer Abriß der röm. Antiqq. §. 17. S. 251. 57) S. J. C. *Orelli* Inscriptt. Coll. T. I. nr. 544. 58) Ebendas. T. I. nr. 129.

ßem Ansehen. Es zerfiel in mehre Familien, die Calpurnii, Mures und Subulones; doch hat die Familie der Mures vor allen andern Deciern Nobilität erlangt. Sie ist es, von der Juvenal in der achten Satire V. 254. die ewig denkwürdigen Worte sagt:

Plebejae *Deciorum* animae, plebeja fuerunt
Nomina: pro totis legionibus hi tamen, et pro
Omnibus auxiliis, atque omni pube Latina
Sufficiunt Dis infernis, terraeque parenti;
Pluris enim *Decii*, quam qui servantur ab illis.

Wir wollen hier nur in der Kürze an die drei großen Männer dieses Geschlechts erinnern, welche in 3 Generationen hintereinander die Vorfechter und durch ihre entweder wirklich ausgeführte oder doch beabsichtigte Devotion die Retter Roms wurden. Der Ahnherr dieses Geschlechtes, wenigstens der Begründer der Nobilität desselben, war Publius Decius Mus. Zuerst wird P. Decius Mus uns genannt als Quinquevir mensarius im Jahr Roms 403, zugleich mit vier andern sehr achtbaren Männern, C. Duilius, M. Papirius, Q. Publilius und Ti. Ämilius. Diese Commission der Fünfmänner ward niedergesetzt, um die immer mehr überhand nehmende Schuldennoth der Plebejer zu mildern. Solche Schuldner, die bei wirklichem Vermögen nur Mangel an baarem Gelde hatten, erhielten solches zur Befriedigung des Gläubigers aus der Statskasse gegen Bürgschaft. Wer keinen Bürgen stellen konnte, aber Eigenthum hatte, dem ward dasselbe durch die Fünfmänner abgeschätzt und der Gläubiger mußte dasselbe zu dem von ihnen bestimmten Preise annehmen. Durch große Gerechtigkeit erwarben sich die Fünfmänner allgemeine Liebe, und der Zweck der Einrichtung ward erreicht. Im ersten Samniterkriege im Jahre Roms 412 war Decius Legionstribun im Heere des Consuls A. Cornelius Cossus. Während der andere Consul M. Valerius Corvus auf dem Berge Gaurus mit dem samnitischen Heerbann siegreich kämpfte, war der Consul Cornelius mit seinem Heere von Capua aufgebrochen, um über Saticula nach Beneventum in Samnium vorzudringen. Der Weg dahin führte über mehre Berggründe, welche, parallel neben einander fortlaufend, durch tiefe Thäler von einander getrennt sind. Plötzlich sah sich der Consul (s. Cornelia gens) auf allen Seiten von dem samnitischen Landsturm umringt, welcher schon im Rücken der Römer eine Stellung einzunehmen begann, um so die Einschließung derselben zu vollenden. Da kein anderer Ausweg für die Römer war, als daß sie auf demselben Wege den Rückzug wieder zu gewinnen suchten, auf dem sie gekommen waren, so ersah der Legionstribun P. Decius Mus, während die übrigen Führer durch Schrecken und Verwirrung gelähmt waren, eine felsige Höhe, welche im Rücken der Römer den Weg beherrschte. Mit den Hastaten und Principes seiner Legion besetzte er im schnellen Laufe dieselbe, und mit jeglichen Waffen, die der Zufall darbot, die Samniter von oben herab bekämpfend, auch zu wiederholten Malen die Samniter förmlich angreifend, brachte er es dahin, daß der Consul Zeit gewann, sein Heer wieder über den Berg zurück nach der Ebene zu führen. Decius, der unter unaufhörlichen Kämpfen sich bis zur Nacht gehalten hatte, mußte nun auch an seinen Rückzug denken. In der zweiten Nachtwache, als die Samniter (es war kein geordnetes Kriegsheer) alle in tiefen Schlaf versunken lagen, stiegen die Römer in der Stille von der Höhe herab und schritten durch die schlafenden Reihen der Feinde hindurch. Als sie in der Mitte waren, wurden sie entdeckt; doch da erhoben die Römer alle ein furchtbares Schlachtgeschrei, das die Samniter lähmte und den Römern es möglich machte, glücklich bis in die Nähe des feindlichen Lagers zu gelangen. Dort aber machten sie Halt, weil es sich nicht ziemte, daß so tapfere Männer im Dunkel der Nacht zurückkehrten. Am Morgen zog das ganze Heer den Kommenden entgegen, um den Decius mit den Seinigen im Triumph ins Lager zurückzuführen. Der Consul Cornelius rühmte laut des Decius Verdienst. Dieser aber verlangte statt der Worte Thaten; man müsse die bestürzten Feinde angreifen. Die Legionen wurden wieder gegen die Samniter bergan geführt, die Haufen derselben geschlagen und zersprengt, viele getödtet und sodann das samnitische Lager nach einem großen Blutbade erobert. Decius wurde durch Ehrengeschenke belohnt, wie noch keiner vor ihm. Er erhielt, außer andern gewöhnlichen Ehrenzeichen, eine goldene Krone, hundert Rinder und darunter einen ausgezeichneten weißen Stier mit vergoldeten Hörnern; die Krieger erhielten die doppelte Portion für immer, jeder zwei Kleider und einen Ochsen. Das Heer schenkte dem Decius eine Krone von Gras und eine gleiche weiheten ihm seine Gefährten. Den Stier opferte Decius dem Mamers. Die hundert Rinder schenkte er seinen Kriegern, und jeder Krieger des übrigen Heeres gab den Soldaten des Decius ein Pfund Korn und ein Quart Wein (cf. Liv. VII. 34—37.).

Im dritten Jahre nachher, A. U. 415, als der große Latinerkrieg ausbrach, sehen wir den P. Decius Mus schon mit dem Consulate geehrt, das er mit den P. Manlius Torquatus bekleidete. Die Latiner nämlich, stolz auf ihr Bündniß und auf ihre Verbindung mit Capua, wollten das Band der Abhängigkeit zerreißen, das sie bisher an Rom gefesselt hatte. Sie verlangten, daß wenn Rom das Haupt des latinischen Bundes seyn wollte, dann der latinische Adel die Hälfte des römischen Senates bilden, daß 27 latinische Tribus zu den 27 römischen Tribus errichtet werden, und einer der Consuln aus den Latinern gewählt werden sollte. Die Römer aber, welche sich zu dem Gedanken eines latinischen Volksthums nicht erheben konnten, wiesen diese Foderung mit Unwillen zurück, und so war der Krieg unvermeidlich. Es mußte dieses der gefährlichste Krieg werden, den Rom je geführt hatte, zumal, da seit dem Aufstande des römischen Heeres im Jahre 413 die Kriegszucht in demselben sehr gesunken war. Deshalb ward sofort Friede mit den Samnitern geschlossen, ja es wurden dieselben bewogen, mit den Römern gegen die vereinigten Latiner und Campaner sich zu verbinden. Das latinisch-campanische Heer stand in der Nähe von Capua. Während ein römisches Heer unter dem Befehle des Prätors die Stadt schützte, zogen die Consuln mit 4 Legionen in Eilmärschen, einen großen Bogen beschreibend, durch das Land der Marsen, Peligner und Samniter nach Campanien. Die Latiner, durch

das Ungewöhnliche der Unternehmung geschreckt, blieben stehen, erwartend, wohin die Römer ihren Angriff richten würden, statt daß sie hätten gegen Rom ziehen und die römische Ebene zum Kampfsplatz machen sollen. Bei Veseris, in der Nähe des Vesuvs, standen sich die Heere gegenüber, und hier war es, wo der Sohn des Consuls Manlius, weil er gegen das Verbot der Consuln sich mit der Reuterei in ein einzelnes Gefecht eingelassen hatte, mit dem Tode büßte, damit durch ein so großes Beispiel die Kriegszucht im römischen Heere befestigt würde. Keinem der Streitenden war die Bedeutung des großen bevorstehenden Kampfes verborgen; böse Träume schreckten die Consuln, und diese thaten das Gelübde, sich für das römische Heer dem Tode zu weihen. Das Opfer verkündigte dem Decius Unglück; er antwortete, das schade nichts, da sein College glücklich geopfert habe. Am Tage der Schlacht nun, als auf dem linken Flügel, den Decius befehligte, die Hastaten auf die Principes zurückwichen, ließ Decius den Pontifex M. Valerius die Formel der Devotion (vergl. Liv. VIII, 9. und dazu die Ausleger) sich vorsprechen, betete sie im Feierkleide mit verhülltem Haupte auf einem Schwerte stehend. Dann schwang er sich aufs Pferd und sprengte in der Toga in die feindlichen Reihen. Beiden Heeren erschien er als ein überirdisches Wesen, als ein Geist des Verderbens, der sich unter die latinischen Legionen stürze. Entsetzen ging vor ihm her, und als er von Geschossen durchbohrt niedersank, wichen die Latiner. Doch auch Manlius hatte einen harten Stand. Erst nachdem er die Triarier in die Schlachtlinie hatte einrücken lassen, erklärte sich der Sieg für Rom. Nun aber erfolgte eine allgemeine Flucht und ein unsägliches Blutbad. Kaum ein Viertheil des latinischen Heeres soll entkommen seyn. Des Decius Leichnam ward erst am Tage nach der Schlacht gefunden und dann herrlich bestattet. Die Campaner übergaben sich sogleich nach der Schlacht den Römern, die Latiner erst, nachdem in einer neuen Schlacht bei Trifanum der latinische Landsturm aufs Haupt geschlagen worden war (vergl. Liv. VIII, 1—12. Niebuhr röm. Gesch. 2ter Th. 1ste Ausgabe).

Publius Decius Mus, ein Sohn des Vorigen. Er bekleidete im Jahre 442 sein erstes Consulat, in welchem er aber ungeachtet des großen Samniterkrieges keine Gelegenheit erhielt, sich auszuzeichnen, indem er wegen einer schweren Krankheit in Rom zurückbleiben und seinem Collegen M. Valerius allein den Krieg gegen die Samniter überlassen mußte. Als nun auch noch ein etruskischer Krieg drohte, ernannte er für denselben den C. Julius Bubulcus zum Dictator (Liv. IX, 29.). Jedoch im Jahre 445 begleitete Decius, um den früher ihm verweigerten Ruhm nachzuholen, als Legat den Dictator Papirius Cursor, und befehligte zugleich mit dem M. Valerius die römischen Ritter in der großen Schlacht bei Longulä gegen die Samniter (Liv. IX, 40.). Der Tapferkeit des Decius und Valerius ward zum großen Theile der Sieg zugeschrieben, und deshalb machte in den nächsten Comitien das Volk den Valerius zum Prätor, den Decius aber zum Consul und gab ihm den Fabius Maximus zum Collegen. In diesem seinem zweiten Consulate 446 erhielt Decius die Oberanführung im etruskischen Kriege. Er besiegte die Tarquinienser und Valsinienser und schreckte das ganze etruskische Volk so sehr, daß es um Frieden und Bündniß mit Rom den Consul anflehte. Dieses verweigerte Decius, doch schloß er unter günstigen Bedingungen einen Waffenstillstand auf ein Jahr ab. So ward Etrurien damals durch ihn wieder beruhigt, und selbst als plötzlich die Umbrer sich erhoben hatten gegen Rom, so gelang es der Wachsamkeit des Decius, den größten Theil der Etrusker von der Theilnahme am Kampfe abzuhalten. Vor allen Dingen war dieses Consulat wichtig wegen der engen und vertrauten Freundschaft, die während desselben zwischen dem Decius und Fabius sich anknüpfte und während der ganzen übrigen Lebenszeit des Decius unerschüttert blieb. Im J. 448 ward Decius zum Magister equitum des Dictators P. Cornelius Scipio ernannt (Liv. IX, 44.), jedoch nur zur Haltung der Wahlcomitien, indem die beiden Consuln durch den Krieg verhindert worden waren, nach Rom zu kommen. Im Jahre 450 ward Decius mit seinem Freunde Q. Fabius Max. zum Censor ernannt (Liv. IX, 46.). Die curulische Ädilität des Cn. Flavius, eines Mannes aus dem niedrigsten Stande, der die Geheimnisse des Civilrechtes, die allein im Besitz der Nobilität waren, ausgeplaudert und die Fasten öffentlich aufgestellt hatte, erregte große Verwirrung in Rom. Adel und Gemeine standen mit großer Erbitterung einander gegenüber. Die Weisheit und Eintracht aber des Fabius und Decius stellten die Ruhe wieder her. Sie vereinigten den ganzen Stadtpöbel in die vier städtischen Tribus. Dieses erwarb dem Fabius den Beinamen Maximus. Im Jahre 454, als die Tribunen Q. und Cn. Ogulneus das Gesetz vorgeschlagen hatten, daß zu den vier patricischen Auguren und vier patricischen Pontifices auch noch vier Pontifices und fünf Auguren aus der Plebs hinzugewählt werden sollten, und App. Claudius Cäcus heftig widersprach, erklärte sich Decius für das Gesetz (Liv. X, 7.) und bewog durch sein Ansehen und das Gewicht seiner Worte das Volk, es anzunehmen, und Decius selbst ward einer der neu erwählten Pontifices. Immer höher stieg nun die Bewunderung und die Liebe des Volkes für den Decius; als im J. 457 ein besonders gefährlicher Krieg drohete, indem die Samniter mit den Galliern, Etruskern, Umbrern und Apuliern sich verbündet hatten, verlangte das Volk in Rom einstimmig den Fabius Maxim. zum Consul. Dieser entschuldigte sich mit seinem Alter; doch mußte er nachgeben, nahm aber das Consulat nur unter der Bedingung an, daß Decius sein College würde (Liv. X, 13.). So erhielt Decius sein drittes Consulat, und beide Consuln führten dann den Krieg mit großem Glücke. Decius erkämpfte einen Sieg bei Maleventum und verheerte dann 5 Monate lang das samnitische Land. Nach Verlauf des Consulats mußten Decius und Fabius im Jahre 458 den Krieg als Proconsuln fortführen (Liv. X, 16.). Auch jetzt erwarb sich Decius großen Ruhm. Als das samnitische Heer, von Gellius Egnatius angeführt, Samnium verließ und nach Etrurien zog, um die Etrusker zu den Waffen zu rufen, wandte sich Decius gegen die festen Städte der Samniter und eroberte

in kurzer Zeit die Hauptstädte derselben, Murgantia, Romulea und Ferentinum, wobei die Römer eine ungeheure Beute machten. Doch der Hauptschlag sollte im folgenden Jahre 459 fallen. Schon frühzeitig war nach Rom die Kunde gekommen, daß jetzt endlich Egnatius seine große Absicht erreicht und Etrusker, Umbrer und Gallier zu den Waffen gerufen habe, um sich mit den Samnitern zu verbinden. Ängstliche Briefe kamen vom App. Claudius nach Rom, der nur mit Mühe gegen die täglich zunehmende Anzahl der Feinde in seinem Lager sich hatte halten können. Rom brauchte wieder einen Fabius; doch auch dieses Mal nahm dieser das Consulat nur unter der Bedingung an, daß er den Decius zum Collegen erhielte (Liv. X, 22.). Fabius und Decius führten ihre Legionen nach Etrurien und vereinigten sich mit dem Heere des Appius, das dadurch eine bedeutende Stärke erlangte. Aber die Zahl der Feinde war übergroß; 140,000 Mann sollen von den 4 Völkern gegen Rom unter den Waffen gestanden haben; das römische Heer mochte dagegen etwa nur 40000 M. stark seyn. Der Anfang des Feldzuges war für die Römer keineswegs glücklich, vielmehr erlitten sie einen fast unerhörten Verlust, indem eine römische Legion unter dem Proprätor L. Scipio bei Clusium von den Galliern umzingelt und bis auf den letzten Mann niedergehauen wurde. Doch beugte dieser Verlust die Römer nicht nieder, sondern sie rüsteten neue Heere, um die Hauptstadt zu decken, und die Consuln gingen über die Appenninen, um einen Angriffskrieg gegen die Feinde zu führen. Bei Sentinum in Umbrien trafen die Römer auf die gesamte Kriegsmacht der vier Völker, die in zwei besondern Lagern aufgestellt waren (Liv. X, 27.). Gallier und Samniter füllten das eine Lager, Etrusker und Umbrer das andere. Gegen eine so ungeheure Übermacht zu streiten, wäre Verwegenheit gewesen; doch wußten die Consuln die Feinde zu trennen. Schon früher hatten sie den Proprätoren Fulvius und Posthumius den Befehl ertheilt, von Rom aus in Etrurien und Umbrien einzubrechen und dort mit aller möglichen Wuth Verheerungen anzurichten. Bei dieser Nachricht bereueten sogleich die Etrusker und Umbrer, ihr Land Preis gegeben zu haben; sie trennten sich von den Galliern und Samnitern und eilten zum Schutze ihres Landes zurück. Sofort führten die Consuln ihre Legionen in den Kampf, und eine glückliche Vorbedeutung erhob den Muth der Römer. Decius stand mit seinen Legionen auf dem linken römischen Flügel den Galliern gegenüber, Fabius auf dem rechten gegen die Samniter. Fabius gebot den Seinigen, nur vertheidigungsweise sich zu verhalten, um die Hauptkraft auf den letzten entscheidenden Augenblick zu versparen; der jüngere und feurigere Decius hingegen bot sogleich zu Anfang der Schlacht alle Kraft seiner Legionen gegen die Gallier auf, und da die ersten Angriffe seiner Legionen den Feind nicht zurückwarfen, so setzte er sich an die Spitze seiner Reuterei, schlug damit die Reuterei der Feinde und drang weiter in die gallischen Reihen vor. Plötzlich stürmten die gallischen Schlachtwagen daher; die Rosse der Römer wurden scheu, kehrten um und brachten das Fußvolk in Verwirrung; das gallische Fußvolk, den Augenblick benutzend, drang nach. Da erkannte Decius, daß es Zeit sei, daß auch er das Schicksal seiner Familie erfüllte. Durch den Pontifex M. Livius ließ er sich und die feindlichen Schaaren den unterirdischen Göttern und der Mutter Erde weihen, bestieg dann sein Roß und stürzte sich in die gallischen Geschwader, wo er bald von Geschossen durchbohrt niedersank. Die Götter halfen schnell. Die Römer hielten inne in der Flucht, die Gallier in der Verfolgung; Erstarrung hatte diese gelähmt. Zugleich kam auch Hilfe vom Heere des Fabius, und unter Anführung der Legaten Scipio und Marcius griffen die Römer die geschildeten Reihen der Gallier an und brachen sie. Nun griff auch Fabius, der nach dem Untergange seines Collegen des Sieges gewiß war, die Samniter an, und diese, im Rücken von der römischen Reuterei bedroht, flohen in ihr Lager zurück. Während nun Fabius mit den Legionen die Samniter dahin verfolgte, ließ er die Gallier durch seine Reuterei umgehen, unter welche sich die Principes der dritten Legion gemischt hatten. So mußten denn auch die Gallier weichen. Das samnitische Lager ward erstürmt, und was noch Widerstand leistete, niedergehauen. Hier verlor auch der wackere Egnatius das Leben. Der Verlust der Feinde belief sich auf 25000 Mann, der der Römer auf 8200, von denen allein 7000 auf den linken Flügel kamen, den Decius angeführt hatte. Des Decius Leichnam ward erst am folgenden Tage unter einem Haufen von Leichen hervorgezogen. Er wurde auf das Feierlichste vom Heere bestattet, und Fabius hielt ihm die Lobrede. Nie hatten bis dahin die Römer in einer größeren Schlacht gekämpft; doch ward durch dieselbe die Kraft der Samniter und ihrer Verbündeten gebrochen, und wenige Jahre nachher wurden die Samniter Unterthanen der Römer.

P. Decius Mus. Ein Sohn des Vorigen, war Consul mit dem P. Sulpicius Saverio im Jahre Roms 475. Beide Consuln führten das Heer gegen den König Pyrrhus, und bei Asculum in Apulien trafen die Heere auf einander. Da eine entscheidende Schlacht bevorstand, so wagte keins der beiden Heere über den Fluß, der beide Heere trennte, zu gehen. Auch schreckte die Epiroten das absichtlich verbreitete Gerücht, daß Decius deshalb zum Consul erwählt worden sei, damit er auf gleiche Weise, wie sein Vater und Großvater, den unterirdischen Göttern sich weihend, den Römern den Sieg mit der Vernichtung des Pyrrhus gewönne. Pyrrhus, der seine Krieger belehrt hatte, daß Decius nicht schrecklich sei, wenn sie ihn nicht tödteten, und deshalb denselben zu tödten verbot, schickte Abgeordnete ins römische Lager und ermahnte die Römer, nicht solchen Thorheiten sich hinzugeben, die gegen ihn keinen Erfolg haben würden; wenn Decius lebendig in seine Hände käme, so möchte er Schlimmeres noch leiden müssen, als er selbst gewünscht hätte. Die Consuln antworteten darauf: die Römer vertrauten ihren Waffen. Dem gemäß ließen sie dem Pyrrhus die Wahl, ob er ungehin-

dert von den Römern über den Fluß gehen wolle, um mit den Römern zu kämpfen, oder ob er auf seinem Ufer die Römer erwarten wolle. — Den letzteren Vorschlag nahm Pyrrhus an, und die Römer gingen vom Pyrrhus ungehindert über den Fluß. Nun entbrannte eine gewaltige Schlacht, die um so blutiger wurde, als unter Pyrrhus Oberbefehl außer den Epiroten und Tarentinern auch noch Samniter, Bruttier, Lucaner und Salentiner stritten. Bis zum Untergang der Sonne dauerte der Kampf; als der Tag sich neigte, kehrten beide Heere, ohne den Sieg erfochten zu haben, in ihre Lager zurück. Am folgenden Tage soll der Kampf erneuert worden seyn, und es heißt, daß an diesem Tage die Römer den Sieg erfochten hätten, nachdem 20000 Mann vom Heere des Pyrrhus erschlagen und der König selbst verwundet worden wäre, wogegen die Römer nur 5000 Mann verloren hätten. Nach anderen Nachrichten war der Kampf am zweiten Tage ebenso unentschieden wie am ersten, sowie auch der Verlust auf beiden Seiten gleich war, weshalb denn auch Pyrrhus gesagt hätte, daß wenn er noch einmal auf solche Weise über die Römer siegen müßte, er verloren seyn würde. Das wahrscheinlichste aber ist, daß nur an einem Tage bei Asculum gekämpft wurde, und daß keins von beiden Heeren einen entscheidenden Sieg gewann, daß beide gleichviel und soviel einbüßten, daß Pyrrhus sich genöthigt sah, den Feldzug aufzugeben und sich nach Tarentum zurückzuziehen, und daß die römischen Consuln, nicht im Stande den Pyrrhus zu verfolgen, ihre Legionen in die Städte Apuliens vertheilen mußten, um dort Winterquartiere zu machen. Auch ist gewiß, daß die römischen Consuln keinen Triumph feierten, sowie es auch gewiß zu seyn scheint, daß P. Decius sich den unterirdischen Göttern nicht geweiht und auf diese Weise, als der dritte seines Geschlechts, einen siegbringenden Tod gefunden hat; obschon nicht geleugnet werden kann, daß er die Absicht, sich gleichfalls zu weihen, gehabt habe. Die römischen Geschichtsbücher wissen von dieser dritten Devotio nichts, und wenn Cicero an einigen Stellen (Tusc. Qu. I, 37. Fin. II, 19.) von dem Opfertode dreier Decier spricht, so hat er, was den dritten Decier anbelangt, wol nur den Willen für die That genommen. —

Decius Jubellius. Dieser Decius Jubellius scheint ein geborner Campaner gewesen zu seyn und mit dem römischen Geschlechte der Decier in keiner Verbindung zu stehen; denn das Geschlecht der Jubellier wird als ein adeliges Geschlecht in Capua mehrmals genannt. Als zu Anfang des Krieges der Römer mit Pyrrhus die Einwohner von Rhegium Unterstützung und Schutz von den Römern verlangten, so ward ihnen eine Legion Campaner unter Anführung des Decius Jubellius als Besatzung gesandt. Doch da Pyrrhus die Rheginer nicht angriff, so verfiel gar bald die Kriegeszucht unter der Besatzung und diese, sowie ihr Anführer, geriethen auf den Gedanken, sich der reichen und üppigen Stadt zu bemächtigen. Weil die Römer durch den Krieg mit Pyrrhus genugsam beschäftigt waren, so glaubte Decius dieses ungestraft wagen zu können; nöthigen Falls hoffte er auch von den Mamertinern in Messana, die auf ähnliche Weise sich der Stadt Messana bemächtigt hatten und deren Beispiele er nur folgte, Hilfe und Unterstützung zu erlangen. Das Vorhaben ward ausgeführt, die vornehmsten Einwohner von Rhegium wurden bei einem Gastmale, das Decius gab, überfallen und getödtet, zugleich auch die übrigen Bürger der Stadt von den Soldaten entweder getödtet oder vertrieben. Die Reichthümer derselben theilten die Mörder unter sich, sowie ihnen auch die Weiber, Töchter und Sklaven derselben in die Hände fielen. Ein solcher Gräuel verlangte Ahndung von Seiten der Römer; jedoch wurden diese durch die Kriegsereignisse 10 Jahre lang gehindert, die beabsichtigte Rache an den Mördern zu nehmen. So hatten sich denn die Campaner dort festgesetzt, ein förmliches Statswesen eingerichtet, sogar Kriege mit den benachbarten Städten angefangen und unter anderen Kroton erobert und zerstört. Den Decius freilich ereilte die Rache. In einer Empörung, die zu Rhegium ausbrach, ward er aus der Stadt vertrieben und nach Messana zu fliehen genöthigt, und an seine Stelle ward M. Cäsius, sein Schreiber, zum Anführer gemacht. Decius erhielt freilich wegen der großen Reichthümer, die er mitbrachte, die Prätorwürde zu Messana; jedoch da er an einer Augenkrankheit litt und einen berühmten Arzt deshalb zu Rathe zog, der, was Decius nicht wußte, ein geborner Rheginer war, so wurde er von diesem, der für die Leiden seiner Vaterstadt Rache nehmen wollte, gänzlich seiner Augen beraubt. Im Jahre 483 erhielt dann der Consul **Genucius** den Befehl, Rhegium zu erobern und es den alten Einwohnern, soviel ihrer noch am Leben wären, wieder zu geben. Aber die campanische Legion, von vielen Überläufern und heimathlosen Leuten, und durch die Mamertiner verstärkt, wehrte sich lange mit Verzweiflung, und die Römer litten selbst durch Hunger bei der langwierigen Belagerung. Bei dieser Gelegenheit aber unterstützte Hiero, König von Syrakus, die Römer mit Zufuhren aller Art, und gab ihnen damit den ersten Beweis seiner freundlichen Gesinnung gegen die Römer.

Endlich ward die Stadt mit Sturm erobert nach einer blutigen Schlacht, in der die meisten der Schuldigen das Leben verloren. Dreihundert von ihnen wurden gefangen und nach Rom geführt. Auch Decius ward von den Mamertinern ausgeliefert und mit den übrigen Gefangenen in einen Kerker geworfen, die endlich nach vielen Leiden mit dem Beile hingerichtet. Doch hatte Decius sich selbst vorher im Kerker getödtet. Rhegium ward den vertriebenen Einwohnern wieder zurückgegeben. —

C. Messius Quintus Trajanus **Decius** (s. Aurel. Vict. epit. 29.) war geb. 201 nach Christi Geb., gelangte zur kaiserlichen Würde im Jahre 240 nach Chr. Geb. (im Jahre Roms 1002.) und fiel in der Schlacht gegen die Gothen gegen Ende des Jahres 251 (J. R. 1004). Das Charakterbild dieses ausgezeichneten Mannes ist durch die Gunst oder Ungunst der Parteien sehr

verwirrt oder entstellt worden, so daß es schwer ist, über seinen Werth ein Urtheil zu fällen; auch würde es ebenso mißlich seyn, ihn zu vertheidigen als zu verdammen, da seine Geschichte sich in nur sehr unbedeutenden Trümmern bei geistlosen und dürftigen Schriftstellern erhalten hat, und wir kaum den Zusammenhang seiner Thaten wissen, noch weniger aber die Beweggründe derselben durchschauen können. Einige Zeilen bei Aurelius Victor, bei Eutropius, Orosius und Jornandes und gelegentliche Anführungen bei Ammianus Marcellinus sind alles, was wir bei römischen Schriftstellern von ihm lesen; von den Griechen haben etwas weitläufiger über ihn Zosimus und Zonaras gehandelt, aber ersterer nur in der Einleitung im Vorbeigehen, der andere nach seiner Weise zusammenziehend und ohne Sinn für das wahrhaft Bedeutende oft das aller Unwichtigste ausführend. Auch findet sich über ihn eine nicht unwichtige Stelle bei Syncellus. Die Kirchenschriftsteller erwähnen freilich den Decius häufig genug wegen der 7ten Christenverfolgung, die unter ihm und auf seinen Befehl Statt fand, aber doch nur in dieser Beziehung allein, so daß von daher auf seine übrigen Thaten kein Licht geworfen wird.

Der Kaiser **Decius** war geboren zu Budalia, einem Flecken in der Nähe von Sirmium [1]), und stammte aus einem angesehenen Geschlechte [2]); er war Senator in Rom zur Zeit des Kaisers Philippus Arabs. Von seinen früheren Lebensverhältnissen wissen wir nichts, doch hatte er ohne allen Zweifel durch Glück und Auszeichnung im Kriege die hohe Ehrenstufe erreicht, auf welcher wir ihn stehen sehen, und das Ansehen sich erworben, welches er beim Senate und dem Kaiser genoß; denn er wird uns geschildert als ein Mann, der mit allen Gaben und allen Tugenden geschmückt war, als ein ebenso gefälliger, freundlicher und zuvorkommender Bürger, als tapferer Kriegsmann [3]). Als gegen den Kaiser Philippus die Legionen des Orients sich empörten und einen gewissen Jotapianus (oder Pacatianus) zum Kaiser machen wollten, die Legionen in Mösien und Pannonien aber den Marinus mit dem Purpur bekleideten, und Philippus in der größten Besorgniß den Senat auffoderte, entweder ihm gegen die Anführer Hilfe zu verschaffen oder, wenn man mit seiner Herrschaft unzufrieden wäre, ihn abzusetzen; so erhob sich, da alle Übrigen schwiegen, der Senator Decius, sprach dem Kaiser Muth ein und versicherte ihn, daß beide Aufstände in kurzer Zeit in sich selbst zusammenfallen und ein Ende finden würden. Dieses geschah; Jotapianus wurde schnell besiegt und Marinus, der nur ein Tribun war und von seinen Soldaten nicht geachtet wurde, bald darauf erschlagen. Durch diese Vorhersagung, die der Erfolg bestätigt hatte, gewann Decius ein großes Ansehen bei Philippus, und da die mösischen und pannonischen Legionen sich noch immer widerspenstig bezeigten, so übertrug Philippus dem Decius den Oberbefehl über dieselben mit dem Auftrage, die Schuldigen zu bestrafen und die Ruhe in diesen auch von den Feinden hart bedrängten Provinzen wieder herzustellen.

Decius verweigerte zwar die Annahme des Oberbefehls, indem er erwiederte, daß dieses weder zu des Philippus noch zu seinem eigenen Besten gereichen werde; doch Philippus zwang ihn dazu mit Gewalt, und Decius mußte gehorchen. Als Decius bei den mösischen Legionen angelangt war, geschah, was er vorhergesehen hatte. Um nicht von Decius bestraft zu werden, zwangen die Legionen ihn, ihr Mitschuldiger zu werden; sie kamen ihm mit dem Purpur entgegen und nöthigten ihn mit gezogenem Schwerte zur Annahme desselben. Decius, um sein Leben zu retten, gab dem Willen der Soldaten nach, schrieb aber sogleich ins Geheim an den Philippus, berichtete das Geschehene und beschwor ihn, ohne Sorgen zu seyn und ihm zu vertrauen; sobald er nach Rom zurückkehren werde, wolle er alsobald die Insignien der Herrschaft wieder ablegen. Aber Philippus glaubte dem Decius nicht, sondern zog ein großes Heer zusammen und, obschon alt und schwach, stellte er sich selbst mit seinem Sohne an die Spitze dieses Heeres, um den Decius zu bestrafen (nach einer andern Nachricht ließ er den Sohn als Regenten statt seiner in Rom zurück). Decius nun zum Kampfe gezwungen, zog mit geringerer Macht, aber vertrauend auf sein Feldherrntalent und die Tapferkeit seiner Soldaten, dem Philippus entgegen. Bei Verona kam es zur Schlacht; Philippus ward selbst getödtet, sein Heer geschlagen und zerstreut, und Decius zog bald nachher als Sieger in Rom ein. Auch der jüngere Philippus fand entweder in der Schlacht oder in Rom seinen Tod (Herbst 249.). Decius nahm sogleich seinen Sohn **Q. Herennius Etruscus Messius Decius** zum Mitregenten an, und verband sich aufs genaueste mit dem Senator **Valerianus**, dem nachherigen Kaiser, den er vom Senate zum Censor ernennen ließ (Zonaras nennt ihn sogar seinen Mitregenten), und dem er den Auftrag gab, während er gegen die Gothen ins Feld zog, die Ruhe in Rom zu erhalten und durch die Ausübung einer strengen Censur die Würde des Reichs wieder herzustellen. Decius selbst blieb, wie es scheint, nur kurze Zeit in Rom, um den Bau einiger öffentlichen Gebäude anzuordnen und früher angefangene einzuweihen; und nachdem er dann heftige Edikte gegen die Christen erlassen hatte, zog er, von seinem Sohne begleitet, mit seinem Heere gegen die Feinde des Reichs. Die Verfolgung der Christen, welche nun begann, und welche vielen ausgezeichneten Bischöfen (denn auf diese erstreckte sich die Verfolgung fast nur allein) Verbannung, Gefängniß oder den Märtyrertod brachte, wird von den christlichen Schriftstellern jener Zeiten aus dem Hasse des Decius gegen den Philippus, welcher letztere ein Christ gewesen seyn soll, hergeleitet. Aber theils war höchst wahrscheinlich Philippus kein Christ gewesen, theils thut man

1) *A. Victor* epit. 29. nennt den Ort Bubalia; da er aber de Caes. 29. sagt, es sei ein Vicus bei Sirmium gewesen, und nach Antonini Itinerar. S. 268. Wess. ein Ort Budalia 8 Millien von Sirmium entfernt gelegen hat, so ist die Lesart bei Eutrop., Budalia, gewiß die richtige. 2) *γένει προέχων.* Zos. I, 21. 3) *A. Victor.*

auch überhaupt darin dem Decius gewiß Unrecht; daß er es mit dem Philippus redlich gemeint hatte, scheint aus obiger Darstellung (die aus einem christlichen Schriftsteller, der sonst des Decius Freund nicht ist, Zonaras, genommen ist) gewiß zu seyn; es wird dieses auch dadurch bestätigt, daß Decius den Bruder des Philippus, Priscus, an der Spitze der Legionen in Macedonien ließ, wofür dieser ihm nachher schlecht lohnte. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Decius ohne nähere Kenntniß des Christenthums bei seinem Streben, den römischen Stat zu reformiren (einem Streben, das nach dem eben gefeierten, tausendjährigen Secularfeste des Reiches sehr begreiflich war), die Ausrottung des Christenthums für nöthig hielt, wenn der alte Stat in seiner Kraft und Ständigkeit wieder aufblühen und aufleben sollte. Er wollte und versuchte also dasselbe, was ein Jahrhundert später der Kaiser Julianus noch einmal und mit noch ungünstigerem Erfolge begann; und daß bei der Vergleichung zwischen beiden das Urtheil zu Gunsten des Decius ausschlagen muß, wird daraus hervorgehen können, daß Decius, selbst ein Heide und das Christenthum für eine den Stat verwirrende, verfassungswidrige Sekte haltend, ein größeres Recht hatte, das noch herrschende Heidenthum restauriren zu wollen, als Julianus, selbst als Christ erzogen in dem schon christlichen Rom, die Befugniß für sich sehen konnte, dem Weltgeist zum Trotz eine schon verlebte und erstorbene Religion wieder in ein Scheinleben zurückzurufen.

Über die kriegerischen Unternehmungen des Decius herrscht großer Widerspruch unter den Schriftstellern. Offenbar haben die uns vorliegenden, die von Decius berichten, aus zwei ganz verschiedenen Quellen geschöpft. Zosimus und Zonaras haben denselben Gewährsmann, den sie beide aber auf verschiedene Weise abgekürzt haben, und welchem sie in den Hauptsachen folgen, obschon sie beide ganz entgegengesetzte Interessen haben, indem der erste ein ebenso eifriger Heide ist, als der andere ein eifriger Christ. Aus derselben Quelle hat wahrscheinlich auch Aurelius Victor geschöpft, sowie auch Ammianus Marcellinus, hinsichtlich dessen es sehr zu bedauern ist, daß der Theil seiner Geschichte, welcher die Gothenkriege behandelte, verloren gegangen ist. Jornandes aber, der am ausführlichsten ist, hat eine ganz andere Quelle gehabt, und wir zweifeln nicht, daß diese der Athenienser Dexippus war, der, selbst Feldherr gegen die Gothen, ein ausführliches und umfassendes Geschichtswerk, das von Vielen benutzt worden ist, über den gothischen Krieg geschrieben hat, von dem wir aber nur leider noch einige Bruchstücke besitzen. Die Nachrichten des Jornandes nämlich stimmen am genauesten mit dem überein, was wir bei Syncellus (Tom. I. pag. 705. der Bonner Ausgabe) über die Thaten des Decius lesen, wobei Syncellus sich ausdrücklich auf den Dexippus beruft.

Zosimus und Zonaras erzählen nun Folgendes: die Gothen waren über den Tanais (soll wol Donau heißen) gegangen, und plünderten das benachbarte Thracien und die Gegenden am Bosporus. Decius zog gegen sie, schlug sie in allen Schlachten, nahm ihnen die gemachte Beute wieder ab und beabsichtigte, sie ganz einzuschließen und zu vernichten, weshalb er seinen Unterfeldherrn, den Senator Trebonianus Gallus, den Gothen in den Rücken an die Donau schickte, um ihnen die Pässe zu verlegen. Die Gothen versuchten Unterhandlungen mit dem Decius, um freien Abzug zu erhalten, aber vergebens. Jedoch Gallus war ein Verräther; er wollte des Decius Tod, um selbst die Krone zu gewinnen. Deshalb rieth Gallus heimlich den Gothen, sich in drei Treffen vor einem großen und tiefen Sumpfe aufzustellen. Decius griff die Gothen an und schlug ihr erstes Treffen in die Flucht, darauf auch das zweite. Aber bei der Verfolgung gerieth er in den Sumpf, indem er sein unbändiges Roß nicht hatte aufhalten können, ward abgeworfen und fand in diesem Sumpfe mit seinem Sohne und einem großen Theile seines Heeres entweder vom Schlamme erstickt oder durch die Pfeile der Gothen seinen Tod. — Jornandes dagegen erzählt also: die Gothen unter Anführung des Ostrogotha waren zur Zeit des Kaisers Philippus im Zorne darüber, daß dieser ihnen die im Frieden mit ihm ausbedungenen Jahrgelder verweigert hatte, über die Donau gegangen und in Mösien eingebrochen, gegen sie ward der Senator Decius abgesandt. Dieser wollte die Kriegszucht bei den Legionen wieder herstellen und entließ zur Strafe dafür, daß die Legionen die Barbaren hatten über die Donau gehen lassen, alle älteren Soldaten des Kriegsdienstes, der damals so einträglich war, daß er selbst die Barbaren anlockte, sich in großen Schaaren für die römischen Legionen anwerben zu lassen. Durch seine Erscheinung und seinen Ruf und den Nachdruck, mit welchem er verfuhr, schreckte Decius die Gothen, welche über die Donau zurückwichen. Als aber Decius nach Rom heimgekehrt war, nahm Ostrogotha die entlassenen römischen Krieger in sein Heer auf, verband sich mit anderen, den Gothen verwandten Stämmen und machte einen neuen Einfall in Mösien und Thracien, drang vor bis Marcianopolis, das er belagerte und erst, nachdem die Einwohner ein ungeheures Lösegeld ihm bezahlt hatten, wieder verließ. Aber mit seiner Beute in der Heimath wieder angelangt, erregte Ostrogotha den Neid der Gepiden, welche gerade damals stolz waren auf den Sieg, den sie unter Anführung ihres Königes Fastida über die Burgundionen erfochten hatten. Es kam zwischen Gothen und Gepiden zum Kriege; eine große Schlacht bei Galtis am Fluße Aucha ward geschlagen, in der die Gothen Sieger waren. Dieser bürgerliche Krieg zwischen Gothen und Gepiden befreite für eine Zeitlang das römische Reich von diesem Feinde, welcher sonst bei der Empörung des mösischen Heeres unter Marinus und der darauf folgenden Verwirrung des Reiches sehr gefährlich hätte werden müssen. Bald auch starb Ostrogotha, und es folgte ihm Cniva. Zugleich aber hatte nun auch Decius die Kaiserwürde erhalten, ein Mann, wie ihn der Drang der Umstände verlangte. Cniva nämlich, auf den bürgerlichen Krieg im römischen Reiche die Hoffnung großer Eroberung bauend, war-

mit 70000 Mann über die Donau gegangen und in Mösien eingebrochen. Schnell rückte ihm Decius mit der Hauptstärke der Legionen entgegen. Eniva belagerte Eusiesium, ward aber von dort durch des Decius Unterfeldherr, Trebonianus Gallus, vertrieben. Darauf wandte er sich gegen Nikopolis, eine Stadt, die Trajan nach Besiegung des Decebalus am Flusse Jatrus im heutigen Bulgarien angelegt hatte. Als Decius ihm hiehin nachfolgte und ihn plötzlich überfiel, wich Eniva nach einem Verluste von 3000 Mann aus, ging über den Hämus und belagerte Philippopolis. Decius, um die wichtige Stadt zu decken, in welcher Priscus, des Philippus Bruder, dem er nicht allzusehr trauen mochte, befehligte, zog ihm nach, indem er in Mösien auf der andern Seite des Gebirges den Gallus mit einer Heeresmacht zurück ließ und den Tribun Claudius, den nachherigen Kaiser, zum Schutze Achaja's in den Thermopylen aufstellte. Aber als Decius zu Beroëa, am südlichen Fuße des Hämus, angelangt war und seinen Schaaren Zeit zur Erholung gewähren wollte, überfiel ihn Eniva und tödtete oder versprengte den größten Theil seines Heeres. Decius rettete sich mit wenigen Trümmern seiner Legionen übers Gebirge zum Gallus. Während er hier aber ein neues Heer sammelte, setzte Eniva die Belagerung von Philippopolis fort und eroberte dasselbe endlich nach einem Blutbade, in dem 100,000 Menschen ihren Tod fanden. Priscus, der Befehlshaber, scheint den Gothen die Stadt geöffnet zu haben, denn er wird seitdem als ihr Bundesgenosse gegen den Decius genannt. Nachdem Decius sein Heer wieder ergänzt hatte, zog er gegen die siegestrunkenen Gothen. In der ersten Schlacht (nach Dexippus bei Forum Thenbronium) ward des Decius Sohn, der Cäsar Decius, durch einen Pfeilschuß getödtet. Als die Krieger den Kaiser trösten wollten, sprach er: an einem Manne liegt nicht viel! — Doch hatte den Kaiser, obschon er Fassung zeigen wollte, der Tod des Sohnes tief erschüttert; er war, wie es scheint, Sieger im vorigen Kampfe gewesen; dennoch suchte er nun Rache an dem Feinde zu nehmen. Bei Abrutum in Mösien traf er auf die Gothen. Zu ungestüm vordringend, ward er von den Gothen umzingelt und erschlagen. Die Stätte war noch zu Jornandes (oder Cassiodorus) Zeit Decii ara genannt. Decius war der erste römische Kaiser, der von Feindeshand fiel, gewiß zum Unglücke des Reiches, das in ihm eine große Stütze gefunden hätte. Alle Schriftsteller rühmen die Weisheit seiner Verwaltung, und auch im Innern scheint, obschon Aurelius Victor einen sonst unbekannten Aufstand des Julius Valens erwähnt, unter ihm Ruhe und Einheit gewesen zu seyn. Den Purpur erhielt nun Trebonianus Gallus (von dessen Verrätherei übrigens Jornandes und Syncellus nichts wissen) der sofort mit den Gothen einen Frieden schloß. Die Gothen behielten die gemachte Beute, bekamen Lebensmittel auf ihrem Rückzuge bis zur Donau geliefert, und die Zusicherung eines jährlichen Geldzinses. Gallus aber nahm des Decius zweiten Sohn Hastilianus zum Mitregenten an, welcher aber bald nachher ermordet wurde. — Die christliche Legende, welche übrigens viele wunderbare Ereignisse in die Zeiten des Decius setzte, läßt den Decius ein ganz anderes Ende finden. Nach ihr starb am 27. Tage nach dem Märtyrertode des Sixtus und Laurentius, als Decius und Valerianus in einer Sänfte sitzend auf neuen Mord der Heiligen sannen, Valerianus plötzlich, von den Dämonen ergriffen, in des Decius Gegenwart. Decius eilte in seinen Palast zurück, ward jedoch hier gleichfalls von den Dämonen gefaßt und starb nach dreitägiger Qual in den Armen seiner Gattin Triphonia. Doch mag die Legende selbst zusehen, wie sie diesen Ausgang des Decius mit der verbürgten Geschichte reimen will. Das unerhört unglückliche Ende des Kaisers aber, das derselbe im Sumpfe oder durch die Geschosse der Feinde fand, haben die meisten späteren christlichen Geschichtschreiber als eine Strafe der Gottheit, die den *Θεομάχος* ereilte, betrachtet.

(*Dr. U. J. H. Becker*)

DECIANI, Francesco, aus Udine, gest. daselbst am 28. Febr. 1818 in der Blüthe des Alters. Seine Landsleute ehrten ihn als gewissenhaften Beamten, sie schätzen ihn als Schriftsteller. Man hat von ihm: 1) Saggio sulla felicità. Udine 1809. in 8., voll jugendlichen Feuers. 2) Orazione letta nell' Accademia aquilejese di Udine. Padova 1812, in welcher er diesem gelehrten Vereine, dessen Präsident er war, die Skizze einer Literargeschichte des Friauls vorträgt. 3) Novelle. Padova, b. Bettoni 1812. 8., ausgezeichnet von Seiten des Styls und der Erfindung. Nach dem Urtheil eines Kenners *) sichern sie dem Verfasser eine Stelle unter den ersten italiänischen Novellenschreibern. 4) Epistola. Udine 1813. in 8., worauf Giovanni Bertoldi, an den sie gerichtet ist, durch seine Risposta all' epistola di Francesco Deciani in morte dell' avvocato Antonio Liruti. Udine 1813. antwortete. 5) La Pace, poemetto pubblicato nel passaggio di S. M. l'Imperatore. Udine 1816. in 4. und 6) Vita dei Giambatista Porta. Sie stehet abgedruckt in der von Bettoni veranstalteten Samlung der Vite e Ritratti di illustre Italiani. Padova 1812. in 4. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DECIANUS, Tiberius, geboren 1508 zu Udine im Friaul, aus Patriciergeschlecht, advocirte zuerst daselbst, nachmals zu Venedig. Vicenza und zuletzt in Padua. Nach des Hieronymus Cagnolus Tode (1551) *erhielt er* dessen Lehrerstelle, las mit sehr vielem *Beifalle und* starb daselbst den 7. Febr. 1581. Er schrieb *Consilia*, Responsa und tractatus criminales. Am wichtigsten möchten seine Zusätze zu des Albericus von Rosate juristischem Wörterbuch, Dictionarium genannt, seyn, die sich schon, mit seinem Namen bezeichnet, in der Ausgabe, Venedig 1573, so wie in den ferner daselbst erschienenen Ausgaben von 1581 und 1601, vorfinden. Indessen urtheilt doch Renazzi (Elem. jur. crim. praef.) auch über die Tractatus criminales (Venet. 1580. cura *Brederodii*. Francof. 1581. 1591. 1613. fol.) günstig, indem er sagt: Vir certe dignus meliori saeculo.

---

*) Im da Rio'schen Giornale dell' italiana letteratura

Quamvis enim vitio temporum, quibus floruit, ignora et scientias, unde jurisprudentia criminalis vera sua de ivat principia: tamen agnovit eam aptius, quam tum fieret, repeti debere et a capite accessi, quod ex doctrinis, quae tunc regnabant in scholis, primo libro sui operis praestitit. (*Panciról.* de claris leg. interpret. L. II. n. 259. *Tiraboschi* Storia della liter. T. VIII. Lib. II. c. 4. §. 9.) (*Spangenberg.*)

DECIATES (*Plin.* H. N. 3, 5.) oder Deceitae (Δεκιῆται b. Strab., Δεκιῆται bei Polyb., *Deceates* b. Flor. 2, 3.), Völkerschaft in Gallia Narbonensis auf dem schmalen Küstenstriche am mittelländischen Meere bis an Varus (Var), mit der Hafenstadt Antipolis (Antibes). Bei Mela (2, 5.) scheint von einer Stadt *Deciatum* die Rede zu seyn, und da Steph. Byz. Δεκιῆτον aufführt, so konnten *Deciates* die Einwohner von Decietum seyn. (*H.*)

Decidius Saxa s. Saxa.

Decima s. Zehent.

DECIMA (Decime), ist in der Musik das zehnte diatonische Intervall des Grundtons oder der Prime, auch Tonica genannt, folglich die Terz über der Octave des Grundtons. In den meisten Fällen kann sie geradehin als Terz mit der Zahl 3 bezeichnet werden, weil sie harmonisch nicht anders als die Terz behandelt wird. Die ausdrückliche Angabe der Decime wird gebraucht, wenn die vorhergegangene None (die jedoch auch eine über die Octave gesetzte Secunde in diesem Falle ist) sich einen Ton höher, also in die Decime, auflösen soll. Es geschieht demnach um möglichster Deutlichkeit willen. Dasselbe gilt im doppelten Contrapunkte, wenn auf die genaue Höhenangabe der Intervalle etwas ankommt. Dennoch überschreiben die meisten Lehrer ihre Auseinandersetzungen dieses Gegenstandes: „Vom doppelten Contrapunkte in der Terz oder Decime," wenn sie auch die Umkehrungen der Intervalle in folgenden Zahlen ausdrücken:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.
10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Der Unterschied der eigentlichen Terz und eigentlichen Decime besteht sich also nur auf den Abstand vom Grundtone. Dieser Abstand wird aber nicht eher angegeben (die Intervalle werden nicht eher über die Octave hinausgeführt, sollen es auch nicht der unnützen Erschwerung wegen), als bis auf die Lage des Intervalls, hier der Terz über der Octave, etwas ankommt. — Zuweilen wird auch ein Orgelregister Decima, gewöhnlich aber Terz genannt, was unter dem Art. Orgel zu erklären ist.

Decima tertia, oder Terzdecime, wird die dreizehnte Stufe, vom Grundtone an gerechnet, genannt, also die Sexte über der Octave. Von diesem Intervall gilt dasselbe, wie vom vorigen. Die ältern Harmonisten, welche die Sexte bald als Consonanz, bald als Dissonanz ansehen, bedienen sich des Ausdrucks Terzdecime und schreiben die Zahl 13, wenn sie dieselbe, als Dissonanz oder als Vorhalt behandelt, anzeigen wollen. Sie geht dann einen Ton tiefer. Im doppelten Contrapunkte ist nothwendig von ihr die Rede, und die Umkehrung der Intervalle ist folgende:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13.
13. 12. 11. 10. 9. 8. 7. 6. 5. 4. 3. 2. 1.

Decima quarta, Quartdecime, ist die Septime über der Octave, oder die vierzehnte Stufe vom Grundton an gezählt. Nur im doppelten Contrapunkte ist die Angabe nöthig; die Umkehrung der Intervalle macht sich nach dem vorigen jeder von selbst. Der genauere Unterricht von diesen Intervallen gehört in die Lehre vom doppelten Contrapunkte. Man führt auch noch die

Decima quinta auf. Sie ist als funfzehnte Stufe nichts weiter als die Octave der Octave, welche nicht einmal im doppelten Contrapunkte eine eigene Lehre erfodert. Diese Bezeichnung ist nur höchst selten, im Grunde gar nicht nöthig. Sie hat nur historische Bedeutung. (*G. W. Fink.*)

DECIMA (DALLA), Angelo, Graf, geb. auf Cephalonien den 12. Febr. 1752, gest. den 14. Febr. 1825 zu Padua als Professor an der dortigen hohen Schule. Schon als Zögling der Somasker unter dem berühmten Stellini zeigte er die entschiedenste Neigung für die Arzneikunde und die Mathematik. Um sich in beiden Fächern zu vervollkommenen, unternahm er, nachdem er im Jahre 1775 Doctor der Medizin geworden war, eine wissenschaftliche Reise durch Italien. Sie führte ihn über Mailand, Pavia, Florenz nach Rom, und hatte zur Folge eine engere Befreundung mit Boscovich, den Gebrüdern Gregor und Felix Fontana und andern Gelehrten. Bei seiner Rückkehr erhielt er nach einander die Lehrstellen der Arzneimittellehre, der Geologie, der Pathologie, der Hygieia und der allgemeinen Therapie, und lehrte mit dem glücklichsten Erfolge. Mit gründlichem Wissen verband er alle Eigenschaften eines edlen Charakters und einen unermüdlichen Eifer für das Beste seiner Zuhörer *). Seine Mitgliedschaft bei den ersten italiänischen gelehrten Vereinen bethätigte er in den Schriften derselben durch zahlreiche Aufsätze, wovon wir nur anführen wollen: Sugli accidenti del moto di più corpi fra loro uniti per mezzo di verghe inflessibili ed obbligati a marciare per due scanalature fra loro inclinate (Memoria dell' Accademia di scienze, lettere ed arti di Padova 1809. Vol. I.) und Intorno gli accumulamenti aeri o gazosi del corpo umano (Nuovi Saggi della C. R. Accademia di Scienzi, lettere ed arti di Padova 1817. Vol. I.). Auch verdankt man ihm eine mit wichtigen Zusätzen bereicherte italiänische Übersetzung von Linné's und von Cullen's Materia medica. Die letzte erschien zu Padua 1800 in sechs Octavbänden. Seine eigenen Werke sind: 1) De facultatibus remediorum recte investigandis specimen. Venetiis 1813. in 8. 2) Trattato di Geologia. Venezia 1816. in 8.; ein Compendium. 3) Discorsi pronunziati dal sig. co. Angelo Dalla Decima Rettore Magnifico nell' J. R. Università di Padova nell' occasione della collazione generale de' gradi accademici della stessa Università alla fine dell' anno scolastico 1817. Padova 1817. in 4. 4) Istituzio-

*) Vergl. Necrologia del prof. Angelo conte Dalla-Decima in da Rio Giornale dell' Italiana letteratura. Padova 1826. Tomo LXIII. p. 142—148.

ni di Patologia generale. Padova 1819—1823. Vier Octavbände. Von dieser umfassenden Schrift befinden sich weitläufige Auszüge in da Rio Giornale dell' Italiana Letteratura. Padova. Tomi L—LX. Mit seinen Collegen G. A. Bonato und V. L. Brera gab er gemeinschaftlich heraus: Osservazioni sopra i Funghi mangerecci, estese con approvazione della facoltà medica dell' J. R. Università di Padova. Padova 1815. in 8.
(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Decimalbruch s. Dekadik.

DECIMALEINTHEILUNG ist die Eintheilung eines Ganzen in Brüche, welche zum Nenner zehn oder eine Potenz von zehn haben. So theilen z. B. die Feldmesser die rheinländische Ruthe gewöhnlich in zehn Decimalfuß, jeden Fuß wieder in zehn Decimalzoll u. s. w., so daß dann die Quadratruthe hundert Decimalquadratfuß, der Quadratfuß hundert Decimalquadratzoll u. s. w. enthält (vergl. Duodecimaleintheilung). Die Rechnung mit benannten Zahlen wird in der That sehr erleichtert, wenn die kleineren Einheiten und ihre Vielfachen lauter Decimalbrüche von den größeren Einheiten sind, indem dann alle die Multiplicationen und Divisionen, welche sonst nöthig sind, um die Ganzen auf ihre Theile, oder Vielfache der Theile auf Ganze zu reduciren, erspart werden. Dieser Vortheil, und manche andere damit zusammenhängende, entspringt aus der Übereinstimmung der Decimaleintheilung mit dem fast bei allen jetzt bekannten Völkern in Sprache und Schrift üblichen dekadischen Zahlensysteme, und würde, wenn wir nach einem Zahlensysteme von anderer Grundzahl die Zahlen auszusprechen und zu schreiben gewohnt wären, auch bei derjenigen Eintheilung benannter Zahlen Statt finden, welche nach ebendieser Grundzahl gemacht würde, z. B. bei der Duodecimaleintheilung der Ruthe u. s. w., wenn wir nach einem Zahlensysteme von der Grundzahl zwölf alle Zahlen ausspräche und schrieben. — Wegen ihres bequemen Gebrauchs hat man in neuerer Zeit, besonders in Frankreich, die Decimaleintheilung bei allen Maßen, Gewichten und Münzen, und sogar auch bei dem Zeitmaße einzuführen gesucht (vergl. die Art. Mass, Gewicht u. s. w.). So theilen z. B. die französischen Mathematiker den vierten Theil des Kreisumrings in hundert gleiche Theile, welche sie Decimalgrade oder genauer Centesimalgrade, auch wol schlechthin Grade nennen; einen solchen Grad theilen sie dann wieder in hundert gleiche Theile, welche Legendre u. a. Minuten nennen u. s. w. (vergl. Sexagesimaleintheilung und Grad). (*Gartz.*)

Decimalgrad, Decimalmass, Decimalminute, s. Decimaleintheilung.

DECIMALRECHNUNG ist die Rechnung mit dekadisch ausgedrückten Zahlen (vergl. Dekadik und Zahlensystem.) (*Gartz.*)

Decimalsecunde s. Decimaleintheilung u. Secunde.
Decimalsystem s. Decimaleintheilung u. Dekadik.
Decimalzahl s. Dekadische Zahl.
Decimanorum colonia s. Narbo Martius.

DECIMANUS oder Decumanus, eigentlich ein Adjectivum, abgeleitet von Decima oder Decuma [1]), d. i. der Zehnten des Ertrags, welcher als Pacht von den an einzelne Privaten zur Bebauung und Benutzung überlassenen Statsländereien oder Domainen an den römischen Statsschatz abgeliefert wurde. Daher ein solches Stück Feld oder Land ager decumanus [2]) genannt wird, und das Zehentgetreide selber, das davon eingeliefert wird, frumentum decumanum, auch blos decumanum [3]). Aber Decumanus (sc. homo) oder in der Mehrzahl Decumani [4]) bezeichnet diejenigen, welche gegen eine an den Statsschatz zu zahlende Summe die Einziehung dieser Zehnten einzelner Ländereien an sich gebracht hatten, und welche demnach eine Klasse der Publicani (s. den Artikel) bilden, die nach dem im römischen Reiche eingeführten Finanzsystem durch ähnliche Steigerungen oder Pachten die verschiedenen Gefälle des Stats an sich gebracht, indem dieser, durch eine von ihnen zu entrichtende Summe befriedigt, diesen Generalpächtern die einzelnen Gefälle überließ. Die Theilnahme an solchen großen Pachten gehörte mit zu den Handels- und Geldspeculationen der reichen Römer, zunächst des Standes, in welchem der meiste Geldreichthum herrschte, der Equites, welche zugleich das zur Ausführung solcher Unternehmungen erfoderliche baare Geld durch Verbindungen der Einzelnen oder Handelscompagnien und Associationen, wie wir dies zu nennen pflegen, stets in Bereitschaft halten konnten. Während die Equites auf diese Weise ihr Vermögen bedeutend zu vermehren und sich auf eine oft unglaubliche Weise zu bereichern wußten, ward aber auch andererseits ein solches Verfahren höchst drückend für die, welche solche Zehnten zu leisten hatten, da es die Quelle von unzähligen Bedrückungen jeder Art war und öftere Streitigkeiten, ja selbst Empörungen veranlaßt hat.

Endlich sagt man auch Decumana [5]) nämlich porta, um damit in den römischen Lagern das dem Hauptthor oder der Porta praetoria, aus welcher die Legionen gegen den Feind auszogen, entgegengekehrte, hintere Thor, durch welches die Verbrecher zur Strafe geführt wurden und zugleich aller Unrath aus dem Lager entfernt ward, zu bezeichnen. Der Name rührt daher, weil dies Thor hinter den zehnten Manipeln der Legion stand. (*Bähr.*)

DECIMATIO. Eine von den militairischen Strafen, welche schon früher in der römischen Republik vorkommt und aus der furchtbaren Strenge der älteren römischen Kriegsdisciplin abzuleiten ist, die dann beibehalten und selbst in das neuere Kriegsrecht aufgenommen worden ist. Hatten nämlich mehre Soldaten oder eine ganze Heeresabtheilung sich eines gleichen Vergehens

1) S. *Heinecc.* Syntagm. Antiqq. Append. Lib. I. §. 60. vergl. §. 115. 2) Z. B. *Cicer.* in Verr. III, 6. 3) S. *Heinecc.* l. l. §. 115. und daselbst *Burmann* De vectigg. 2. 4) S. z. B. *Cicer.* in Verr. III, 8. II, 13. III, 48. II, 71. cap. 9. *Ascon.* in *Cicer.* Oratt. p. 29. *Burmann* De vectigg. cap. 9. 5) S. *Vegetius* I, 23: „Decumana porta quae appellatur, post praetorium est, per quam delinquentes milites educuntur ad poenam." Vergl. *Lipsius* De Milit. Rom. V, 5.

schuldig gemacht, wie z. B. der Meuterei, des Verlassens des Postens im Angesicht des Feindes u. s. w., ohne daß es möglich war, die eigentlich Schuldigen, die Hauptschuldigen auszumitteln, oder auch, weil alle an der Schuld Antheil hatten, so ließ man die Schuldigen zusammentreten und wählte durch das Loos den zehnten Mann aus, welcher dann das Vergehen mit dem Leben büßen mußte [1]). Dies hieß Decimatio und war nach Versicherung des Plutarch [2]) und Anderer altrömische Sitte, obwol im Ganzen in der frühern Zeit wenige Beispiele vorkommen, in der spätern Zeit aber schon öfters sich finden. Das erste Beispiel gab der Consul Appius Claudius im Jahre 282 u. c. [3]). Ein anderes Beispiel der Art gab Antonius in dem Kriege gegen die Parther, wo er, unzufrieden mit dem Betragen einer Legion, die Centurionen zweier Cohorten enthaupten und die Gemeinen decimiren, d. h. den zehnten Mann hinrichten ließ. Von Domitius Calvinus wird in Spanien, fünf Jahre nach Cäsars Tode, etwas Ähnliches berichtet. Auch unter dem Kaiser Augustus [4]) und später noch unter den Antoninen kommen Fälle vor, wo diese Strafe in Anwendung gebracht wurde; selbst Maximin soll dieselbe bei der thebanischen Legion angewendet haben, als sie sich weigerte, zur Ermordung der Christen hilfreiche Hand zu leisten. Immerhin wird aber uns diese Strenge der römischen Disciplin nicht befremden, wenn wir bedenken, wie z. B. der Consul Manlius den eigenen Sohn enthaupten ließ, weil er ohne seine Erlaubniß den Feind angegriffen hatte [5]), oder wenn wir lesen, welche Strafe die Legion traf, welche nach Rhegium als Besatzung geschickt, um diese Stadt gegen Pyrrhus zu vertheidigen, sich der Stadt bemächtigt, die Einwohner gemordet oder verjagt und hier eine Art von unabhängiger, militärischer Republik errichtet hatte [6]). Als später die Römer die Stadt wieder einnahmen, ward die ganze Legion von viertausend Mann gefangen nach Rom abgeführt und hier enthauptet, indem man einen Tag um den andern funfzig aus dem Gefängniß auf das Forum schleppte, wo sie unter dem Beile des Lictors fielen, bis niemand von den viertausend mehr übrig war [7]).

(*Bähr.*)

DECIMIUS. 1) **Numerius Decimius**, zu Bovianum wohnhaft, der Vornehmste und Reichste in ganz Samnium, führte in dem Kriege gegen Hannibal, im J. R. 535, den Römern 8000 Mann zu Fuß und 500 zu Pferde zu und kam mit diesen Truppen eben zu rechter Zeit, und zwar dem Hannibal im Rücken, an, um eine Schlacht zum Vortheil für die Römer zu entscheiden. (Liv. 22, 24.) — 2) **Cajus Decimius Flavus**, rettete als Oberster ebenfalls im Kriege gegen Hannibal das römische Heer, gegen welches Hannibal die Elephanten hatte aufführen lassen, durch seinen Muth und seine Geistesgegenwart. (Liv. 27, 14.) Im J. R. 567 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 39, 32.) und im folgenden Jahre ihm die Rechtspflege in Rom übertragen (das. 38.); er starb aber noch in diesem Jahre (das. 39.). — 3) **Cajus Decimius** ging zu der Zeit, als der makedonische König Perseus sich gegen die Römer zum Kriege rüstete und die Römer vielerlei freundliche und feindliche Vorkehrungen trafen, als Gesandter nach Kreta, um über die Anzahl der zu bewilligenden Truppen zu unterhandeln. (Liv. 42, 35.) Im J. R. 582 wurde er zum Prätor erwählt (Liv. 42, 11.) und erhielt im folgenden Jahre die Rechtspflege über die Fremden (das. 15.). Im J. R. 584 ging er als Gesandter nach Ägypten, um den von Antiochos, König von Syrien, gegen Ptolemaios und Kleopatra begonnenen Krieg beizulegen. (Liv. 44, 19.) Wie geeignet er zu einem Gesandten war, beweist sein Benehmen bei den Rhodiern, wo er es bewirkte, daß die Strafe für deren Handeln zum Vortheil des Perseus nur die Häupter der Anstifter, und nicht alle traf. (Liv. 45, 10.) — 4) Ein **Lucius Decimius** war vor Ausbruch des Kriegs mit Perseus unter den Bevollmächtigten, welche nach Griechenland gingen und Corcyra besetzten; er wurde sodann an den illyrischen König Gentius gesendet, um diesen von einem Bündniß mit Perseus abzubringen (Liv. 42, 37.), kehrte jedoch unverrichteter Sache zurück, und nicht ohne den Verdacht, daß er sich habe bestechen lassen (das. 45.). — 5) Ein **Marcus Decimius** kommt ebenfalls in jener Angelegenheit mit Perseus vor, als Gesandter nach Kreta und Rhodus, um die Freundschaft mit diesen zu erneuern. (Liv. 42, 19.) — 6) Ein **Cajus Decimius**, welcher Quästor gewesen und zu Cercina in Afrika mächtig war, kommt als Gegner Cäsars im afrikanischen Kriege vor. (B. Afr. 34.)

(*H.*)

DECIMOLE gehört unter die verzierenden, unregelmäßigen Tacteintheilungen, wenn nämlich irgend eine Tactnote anstatt 8 geregelter Unterabtheilungen 10 erhält, also z. B. ein Viertel 10 Zweiunddreißigtheile statt der gewöhnlichen 8. Über eine solche Notenfigur wird eine 10 gesetzt, was des Überblicks wegen nie zu unterlassen ist. In ältern Zeiten findet man dergleichen Eintheilungen gar nicht; in unsern Tagen sind sie nichts Ungewöhnliches; namentlich sind sie in vielen Bravoursätzen sowol für den Gesang als für Instrumente angewendet worden. Man ist jetzt in den Zeiten herrschender Verzierungen an allerlei olen sehr reich geworden; wir haben Quintolen, Sextolen, Septolen rc. In einfache Musik, vorzüglich in einfache Gesänge gehören sie freilich (die Sextolen ausgenommen und die Triolen,

1) S. *Cicero* pro Cluent. 46. *Polyb.* VI, 36. nebst *Lipsius* de milit. Rom. V, 18. *Lebéau* „Des delits et des peines militaires" in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. Tom. XLII. pag. 279 seq. 2) In Vit. Crass. 10. pag. 548. Damit stimmen auch die Zeugnisse des Dionysius von Halikarnaß und des Appianus, welche Pitiscus im Lex. Antiqq. s. v. Decimatio anführt, überein. 3) S. *Liv.* II, 59. Die Belege zu dem Folgenden finden sich bei *Lebéau* a. a. O. 4) Vergl. *Sueton.* Vit. Aug. 24. 5) *Livius* VIII, 7. 6) *Livius* Epit. XII. XV. und anderes, was *Lebéau* p. 281. citirt. 7) Die Strafe des Decimirens war noch bis zum 17. Jahrhunderte üblich. Gewöhnlich ward dem Obersten, auch wol den Offizieren, das Leben abgesprochen, von dem Regimente aber der — durch das Loos bestimmte — zehnte Mann erschossen. So geschahe es in dem Treffen bei Leipzig 1642 dem Reuterregimente Madlol, wo die überlebenden ehrlos fortgejagt wurden. Die mildern Sitten der spätern Zeit haben diese Strafe abgeschafft, die auch jetzt noch oft genug verdient, wenn auch nicht ausgeübt wird.

über welche unter ihren Artikeln nachgelesen werden muß) gar nicht. (*G. W. Fink.*)

Decisio, Decisum s. Rechtsentscheidung.

Decius s. Decia gens.

DECIUS oder de Dexio, war der von einem mailändischen Dorfe genommene Zuname einer lombardischen Familie, die über dreihundert Jahre in Mailand blühte und von deren Gliedern folgende eine Erwähnung verdienen:

1) Tristan de Dexio, der Vater, der sich beständig am Hofe des Franz Sforza und dessen Söhne aufhielt.

2) Lancelot d. D., der eheliche Sohn des Tristan, Schüler des Alexander Tartagnus, lehrte zu Tessino, Pisa und Pavia die Rechte mit großem Beifall; er starb 1500.

3) Philipp d. D., unehelicher Sohn des Tristan, geb. 1454. Sein Vater ließ ihm in der Absicht, ihn gleichfalls an dem Hofe der Sforza anzubringen, eine sorgfältige Erziehung geben; indessen begab sich Philipp, wegen der in Mailand herrschenden Pest, zu seinem Bruder nach Tessino, auf dessen Zureden er im 17. Jahre seines Alters unter Jason Mainus und Jacob Puteus die Rechte studirte. Schon hier zeigte sich sein außerordentliches Talent im Disputiren, welches er in dem Maße ausbildete, daß es einen Concurrens, wie er war, selten gegeben haben mag und selbst Jason Mainus, sein Lehrer, ihn scheute. Von da begleitete er seinen Bruder nach Pisa, wo er selbst im 21. Jahre den Lehrstuhl der Institutionen erhielt; dann dort entlassen, nach Siena, wo er gleichfalls römisches und kanonisches Recht lehrte. Im Jahre 1494 begab er sich nach Rom, ward von Innocenz VIII. zum Auditor der Rota designirt und mit den Weihen des ersten Grades versehen. Da jedoch seine uneheliche Geburt bekannt wurde, so konnte er in den Gerichtshof nicht eintreten, sondern mußte Rom wieder verlassen. Er begab sich wiederum nach Siena, dann nach Pisa und hierauf nach Padua und Pavia, wo er das kanonische Recht lehrte. Der König von Frankreich, welcher mit dem Papst Julius II. bekanntlich in größtem Hader lebte, reclamirte ihn, als seinen Unterthan, von Padua und bewog ihn, nach Tessino zu kommen. Bald darauf wurde von dem Könige eine Synode zu Pisa zusammenberufen, worauf auch Philipp erscheinen mußte. Hier behauptete er, daß ein Concilium auch durch etliche wenige Kardinäle giltiger Weise berufen werden könne, weshalb Papst Julius II. ihn nebst den übrigen in Bann that. Bei der Eroberung von Tessino verlor er den größten Theil seines Vermögens und seiner Bibliothek; er floh daher nach Frankreich, wo er zum Parlamentsrath zu Grenoble ernannt wurde. Von da begab er sich als Lehrer der Rechte nach Valence. Diese damals sehr herabgekommene Universität soll er wieder gehoben und gegen 400 Zuhörer angelockt haben. Nach des Papsts Julius Tode befreiete ihn Papst Leo X., sein ehemaliger Schüler, vom Bann, berief ihn auch nach Rom als Professor des kanonischen Rechts. Jenen Ruf schlug Philipp aus, um den König von Frankreich nicht zu erzürnen. Nach dessen Tode erhielt er 1514 einen Ruf nach Pisa, aber König Franz, Ludwigs Nachfolger, litt die Annahme nicht, sondern versetzte ihn nach Tessino. Wie aber Kaiser Maximilian Mailand erobert hatte, so wurde er von den Mailändern nach Pisa berufen, wo er einige Jahre vor seinem Tode das Gedächtniß völlig verlor und im 80. Jahre seines Lebens, 1531 am 13. Oct. zu Siena verstarb. Seine Leiche wurde nach Pisa gebracht. Er hatte eine uneheliche Tochter, die jedoch als Citherspielerin ein ausschweifendes Leben geführt haben soll, so sehr der Vater sie liebte und für sie sorgte.

Er schrieb: Lecturas supra Decretalia, Digesta et Codicem, einen Commentar de regulis juris, Consilia ac Responsa u. s. w. Man wirft diesen Schriften vor, daß in ihnen die Rechtsstellen häufig auf sehr gezwungene Weise interpretirt werden, und daß sie falsche Allegationen enthalten; indessen werden die Consilia ac Responsa noch hie und da von Geschäftsmännern benutzt. (*Pancirol.* de clar. leg. interpr. L. II. c. 135.) (*Spangenberg.*)

DECIZE, Decise (46° 50′ 24″ Br. 21° 6′ 18″ L.), Stadt in dem Bezirk Nevers des franz. Dep. Nièvre, auf einer Insel der Loire, über welche eine Brücke führt, hat einen Blechhammer, 158 Häuser und mit dem Kirchspiele 2468 Einw. Hier sind gute Steinkohlen- und Mühlsteinbrüche. (*H.*)

DECK, Verdeck. Jeder Boden eines Schiffes wird in der Seesprache Deck genannt. Diese Decke sind nicht ganz eben oder horizontal, sondern in der Mitte des Schiffes der Länge nach erhöht oder gewölbt, welches einen zweifachen Nutzen hat, indem dadurch der Rücklauf der Kanonen vermindert und ihr an Bord Ziehen erleichtert wird; auch wird dadurch der Ablauf des Wassers befördert, wozu die Speigaten dienen, meist runde, öfters aber auch viereckige Löcher in dem Winkel, den die Verdecke mit dem Bord machen, durch welches sie eingehauen und mit Kupfer oder Blei ausgefüttert sind. Außer der angezeigten mittlern Erhöhung sind die Decke vorn und hinten höher als in der Mitte, welches man das Springen derselben nennt. (*Braubach.*)

DECKE, in der Baukunst, ist entweder: a) Decke eines Hauses s. Dach, oder b) Decke, Bedeckung einer freistehenden Mauer s. Mauerdeckel, oder c) Decke eines Saales, Zimmers u. s. w. Letztere ist eigentlich die innere, wagerechte Raumabtheilung eines Gebäudes im Geschosse, welche jedesmal zur Bedeckung aller Arten von senkrechten Raumabtheilungen eines Geschosses und zugleich zum Fußboden des darüber liegenden Geschosses dienen muß. Diese wagerechte Raumabtheilung wird der Form nach auf drei verschiedene Weisen bewirkt, wodurch drei Hauptarten von Decken entstehen, nämlich: 1) gewölbte Decken, das sind aus hohlen (concaven) Flächen gebildete s. Gewölbe; 2) halbgewölbte Decken, d. i. aus hohlen und geraden Flächen zusammengesetzte, s. weiter unten Nr. 12., so wie auch im Art. Gewölbe die Abtheilung Spiegelgewölbe; 3) gerade Decken, Plafonds. Letztere sind nach Art ihrer Construction wieder zweierlei, nämlich:

Keildecken, welche wie die steinernen Gewölbe aus keilförmig zugerichteten Steinen gemacht werden und daher auch im Art. Gewölbe unter dem Namen gerader Gewölbe oder scheitrechter Gewölbe vorkommen; dann Balkendecken, die in technischer Hinsicht den Hauptgegenstand des vorliegenden Artikels ausmachen.

Der Hauptkörper der Balkendecken ist der Grund des oberen Fußbodens, die Balkenlage, s. Gebälke. Die verschiedene Behandlung dieses Hauptkörpers zur Erhaltung einer zweckmäßigen Decke, und besonders die in dieser Absicht bei den unteren Theilen der Balken vorkommende Ausbildung veranlassen eine große Mannigfaltigkeit von Deckenwerken, von welchen wir die in Anwendung gekommenen hier anzeigen, ihre Construction deutlich und auf ihren vortheilhaften Gebrauch aufmerksam machen.

No. 1. Ganze Blockdecken, Trahmdecken sind aus dicht neben einander gelegten Balken bestehende Gebälke, deren untere Fläche ohne alle weitere Zurichtung zur Decke dient. Man bediente sich ihrer sonst sehr häufig zu Kellerdecken, um die kostbarere Construction der Gewölbe zu vermeiden, und noch werden sie hier und da, besonders in holzreichen Gegenden, z. B. im baierschen Untermainkreise, gebraucht, dann an vielen Orten Teutschlands auf dem Lande in Bauernwohnungen zu Gemüse- und Gartenkellern angebracht. Allein außerdem, daß diese Balkenkeller zur Erhaltung der Produkte nicht so gut sind wie die steinernen Gewölbe, so gewähren sie auch einem darüber liegenden Geschosse nicht den Vortheil eines gesunden, trockenen und warmen Fußbodens. Überdies stockt und fault das Holz leicht über solchen halbfeuchten Orten, und man muß einen so unzweckmäßigen Gebrauch dieses jetzt fast in allen Theilen Europa's schonungswürdigen Materials als eine Verschwendung des gemeinen Gutes ansehen. Dahingegen gehören die Blockdecken zu den zweckmäßigsten Decken über Gefängnissen, indem sie die größte Sicherheit gegen den Ausbruch der Verhafteten gewähren. Übrigens kann man diese Art von Decken querüber schindeln, spriegeln und rohren, sonach in aller Sicherheit mit Stuck bewerfen und folglich zu einem schönen Plafond ausbilden.

No. 2. Halbe Blockdecken, eingeschobene Blockdecken, Dobeldecken, Dübeldecken werden aus schwächerem Blockholze gemacht, welches zwischen die Deckenbalken also eingeschoben wird, daß es mit den Unterflächen derselben eine Ebene bildet. Dieses Ausdobeln geschieht entweder nach der Breite oder nach der Länge der Balkenfächer. Bei der ersten Verfahrungsweise werden die Füllhölzer a b, wie wir in Fig. 1. A durch einen Querdurchschnitt und in Fig. 1. B in dem Grundrisse eines Theiles der oberen Ansicht einer solchen Decke anschaulich machen, vermittelst Spunden bei ihren Enden a und b in die nach der Länge c d der Deckenbalken an den Seiten derselben ausgestoßenen Nuthen eingeschoben. Die Haltbarkeit einer solchen Decke beruhet theils auf der Stärke des Spunden, theils, und hauptsächlich, auf dem unter der Nuth stehenden Balkenholze, auf welchem der Spunden aufliegt. Bei Balken, die vielen Splint haben, und Füllhölzern, die gleichfalls nicht von gutem Holze sind, ist also die Standhaftigkeit eines solchen Deckenwerkes gefährdet. Man schlägt daher vor, die Balken c d, Fig. 2. A und B mit abgedachten Seitenflächen zuzuhauen, das ist, oben bei d, Fig. 2. A schmäler als unten bei c zu machen und die Füllhölzer a b wie Keile zwischen dieselben einzulegen. Freilich muß diese Arbeit fleißig und genau passend ausgeführt und alles Dobelholz hinlänglich fest eingetrieben werden, damit nach dem Verputze einer solchen Decke kein Senken der Dobelhölzer erfolge, wodurch nothwendigerweise Risse in dem Verputze entstehen müßten. Auch ist für eine solche Anordnung zu bedenken, daß bei diesem Verfahren die Deckenbalken gegen die Ökonomie der Baukunst und gegen die statischen Gesetze der Festigkeit verschnitten und geschwächt werden. — Wird aber das Füllholz nach der Länge der Deckenbalken eingelegt, so ist man zu keiner Schwächung der Balken weder durch Ausnuthen noch Verhauen derselben genöthigt; denn man nimt aufgeschnittenes Holz von solcher Länge, daß es mit seinen Enden a und b auf Mauerlatten g h oder Wandschwellen i k aufliegen kann, wie die geometrische Horizontalansicht Fig. 3. B eines solchen Deckenwerkes von oben deutlich macht. Dieses Füllholz wird nach der Länge der Deckenbalken auf der Zulage mit eingepaßt, und seine aufgeschnittenen Seiten a a Fig. 3. A nach unten gelegt, wodurch es mit den Unterflächen der Hauptbalken bündig wird. Oben können diese Hölzer, wie im Querdurchschnitte Fig. 3. A gesehen wird, von ungleicher Höhe seyn. Da nun solches aufgeschnittenes Holz gewöhnlich 4 bis 5 Zoll hoch und in der aufgeschnittenen Seite etwa 7 Zoll breit ist, so würde es über Zimmerräumen von etwa 14 Fuß schon nicht mehr mit der für eine Decke erforderlichen Sicherheit frei liegen. Man muß daher von oben quer über die Balken etwa alle 7 Fuß Riegel e f einlassen und die Füllhölzer an diese Riegel vermittelst kreuzweis d. i. in entgegengesetzten Richtungen durch sie getriebener, hölzerner Nägel anheften, wie der Querdurchschnitt Fig. 3. A hinlänglich deutlich macht. Unten werden diese Nägel, so weit sie durchreichen, weggestämmt und auseinander gekeilt. Auch diese Decken bedürfen der Verschalung nicht, um ihnen für bessere Zimmer den gehörigen Verputz oder eine weitere architektonische Ausbildung und Verzierung zu geben. Aber für die Dobelhölzer muß man gutes und vorzüglich trockenes Holz wählen, sonst könnten die hölzernen Nägel stocken, das Heruntersacken der Füllhölzer und dadurch Risse im Deckenverputze veranlassen.

Nr. 3. Offene Balkenfächerdecken sind, wenn der obere Fußboden auf seiner Grundlage, dem Gebälke, als hinlängliches Deckenwerk erkannt und eine weitere Deckenbildung an den untern Theilen der Balken für überflüssig erachtet wird. Bei dieser Art von Decken sind die Unterlagen des obern Fußbodens oder überhaupt die Balkenlagen von unten sichtbar. Von ihrer Anordnung hängt es daher ab, ob solche Decken blos über gemeinen Stallungen oder andern der Veredelung entrückten Raumabtheilungen, oder aber über solchen brauchbar

sind, die eine Kunstausbildung fodern. Die einfache gewöhnliche Balkenlage wird als Decke über Stallungen und über den Zimmerräumen gemeiner Bauernwohnungen mit großem Vortheile benutzt. Der darüber angebrachte Fußboden ist in solchen Fällen hinlänglich, eine sichere Bedeckung zu gewähren, und wenn man denselben aus quer über die Balken und dicht neben einander gelegten, geklöbten oder auch nur etwas behauenen, kienenen, elsenen oder birkenen Stangen verfertigt, die Fugen zwischen diesen mit Strohlehm verstreicht, oder sie selbst mit Lehmstroh umwickelt und einen tüchtigen Lehmschlag darüber bringt; so hat man nicht nur allein oben einen guten ökonomischen und feuersichern Boden, sondern auch für unten eine leichte, dichte, warmhaltende und zugleich eine der wohlfeilsten Decken. Eine Anschauung hiezu ist weiter unten bei Nr. 7. angezeigt. Solche Decken werden auch gestreckte Windel- oder Wickeldecken genannt, und halten in Bezug auf die darauf verwendete Arbeit das Mittel zwischen ganzen und halben Wickeldecken. Man kann sie unterwärts mit Lehm gerade streichen und mit der ganzen vorstehenden Balkenlage weißen. Allein für solche Raumabtheilungen, an welche der Kunstsinn Foderungen macht, sind dergleichen Decken nicht anwendbar, weil die unveränderte, gewöhnliche einfache Balkenlage ebenso wenig wie die gewöhnliche doppelte Balkenlage, wo nämlich in gewissen Fällen schwächere Balken zur Unterlage des Fußbodens quer über die gewöhnliche Balkenlage ebenfalls in gewöhnlicher Lage angebracht sind, einer schönen architektonischen Ausbildung fähig ist. Auch findet man in den Denkmälern der Alten keine Spur, daß man je versucht habe, die untere Ansicht dieser gewöhnlichen Balkenskelette zu verzieren. Aber die Kreuzbalkenlagen, sowol der Hauptbalken als auch der aus schwächeren Balken über der einfachen Balkenlage angebrachten, oder von Unterzügen unterstützten, sind der architektonischen Ausbildung vorzüglich fähig und daher als offene Balkenfächerdecken in allen Fällen, selbst bei den strengsten Kunstansprüchen, brauchbar; denn ihre untern Ansichten bilden vertiefte, viereckige Felder, welche schon durch Anbringung eines einzigen, einfassenden, architektonischen Gliedes ein gefälliges und reiches Ansehen erhalten, durch fortgesetzte zweckmäßige Gliederung aber sich in der größten Mannigfaltigkeit ausbilden und auf das reichste verzieren lassen. Um uns kurz zu fassen, legen wir folgende Anschauungen als Typen für Construction, architektonische Ausbildung und Verzierung zum Grunde: Fig. 4. A. ist der Durchschnitt, und Fig. 4. B. die untere geometrische Ansicht eines solchen einfachen Kreuzbalkendeckenwerkes mit einfacher architektonischer Ausbildung; Fig. 5. A. und B. ist dasselbe mit einer reichern Ausbildung und zweckmäßigen antiken Verzierung; Fig. 6. A. ist der Durchschnitt, und Fig. 6. B. die untere Horizontalansicht eines aus schwächeren Zimmerstücken zusammengesetzten und über der einfachen Balkenlage liegenden Rostdeckenwerkes mit einfacher architektonischer Ausbildung; Fig. 7. A. und B. ist dasselbe mit reicherer Ausbildung und eben solcher antiken Verzierung. Aus diesen Typen kann man sich die große Mannigfaltigkeit leicht entwickeln, welche theils durch Veränderung der Balkenentfernungen und Abwechselung in Lage der Unterbalken oder Unterzüge für Größe, Form, Verhältniß und Eintheilung der Felder und Balkenfriese, theils durch Abwechselung der Bauglieder und Art der Verzierung für den Charakter solcher Decken bewirkt werden kann.

Bei den Alten war diese Art Deckenwerk ganz vorzüglich im Gebrauche. Sie führten es in Holz und in Stein aus, und man findet in den Resten der auf uns gekommenen Bauwerke mehr oder weniger erhaltene Überreste, Trümmer und Spuren, sowie in den bekannten Samlungen griechischer und römischer Denkmäler Abbildungen davon, auf welche wir zur weitern Kenntniß derselben hinweisen müssen. Griechen und Römer scheinen einen besondern Gefallen daran gehabt zu haben, diese Deckenart gar reich auszubilden und zu verzieren. Die untere Ansicht der Balken pflegten sie als Bänder oder Friese a. a. (siehe die vorhin angezeigten Figuren) mit dem mannigfaltigsten Schnitzwerke zu versehen und an den Stellen, wo sie sich kreuzten, schön verzierte Schraubenköpfe b. b.... anzubringen. Die Seiten c. c.... der Balken theilten sie rings um die Vertiefungen in Streifen ab, oder brachten an denselben stark hervorragende Gesimßchen d. d.... an. Die Vertiefungen selbst aber füllten sie mit einer Hauptzierde e aus dem idealischen Pflanzenreiche aus, welche die neuere Architektur eine Rosette nennt und deren mehr als hundert Arten in unbeschreiblicher Mannigfaltigkeit zum Gebrauche hat (s. im Art. Verzierung). Die Römer nannten diese Art Deckenwerk lacunar, wegen der von den Balken gebildeten Vertiefungen, und auch laquear wegen der scheinbaren Verschlingung derselben. Von ihr trugen sie diese Benennung endlich auf alle andere Decken, selbst auf die gewölbten Decken über, welche diese Construction und ihre Verzierung in Steinbildnerei oder in Weißwerk, oder auch nur in Malerei darstellten.

Alle bis hieher beschriebenen Arten von Balkendecken, sowie auch mehre der noch zu erwähnenden lassen sich in Stein sowie in Holz ausführen. Nicht nur allein die Griechen und die Römer haben sie, wie wir bereits anzeigten, in ersterem Materiale dargestellt, sondern schon die uralten Völker, die Ägypter, bedienten sich der steinernen Balken zu ihrem Deckenwerke, wie fast alle ihre noch übrig gebliebenen Bauwerke beweisen, und die Abbildungen bei Pocoke, Norden und in der *Description de l'Egypte* anschaulich machen. Ihre steinernen Deckenbalken sind aber natürlicherweise bei weitem kürzer als unsere hölzernen. Sie werden von einer großen Menge Säulen gestützt, und ein jeder reicht von einer Säule zur andern. Quer über sie sind andere den unteren ganz gleiche Balken aufgelegt, und die Fächer zwischen diesen mit dicken Steinplatten angesetzt, welche mit den Oberseiten der Balken bündig einen ebenen Fußboden bilden. Selbst in den vorhistorischen Denkmälern Indiens sieht man wenigstens schon den Unterbalken unter der Decke von einem Pfeiler zum andern reichend, wenn auch nicht aufgelegt, doch in der Steinmasse des Felsens mit diesen ältesten Bauwerken ausgehauen.

Nr. 4. **Stülpdecken, eingeschobene Decken**

heißen die offenen Balkenfächerdecken, wenn die Fächer mit Bretern ausgestülpt, das ist, zwischen die Balken bessere oder geringere Breter eingeschoben werden. Das Einschieben dieser Füll- oder Deckenbreter geschieht auf zweierlei Weise: entweder werden an die Seiten der Deckenbalken a. b. Latten c. (man sehe den Längendurchschnitt Fig. 8. A. und den Querdurchschnitt Fig. 8. B.) befestigt, die Breter d auf diese Latten aufgelegt und die Fugen mit Strohlehm verstrichen, welches Verfahren bei solchen Deckenbalken angewandt wird, die man durch das Falzen nicht schwächen darf; oder es werden an die Seiten der Deckenbalken statt dieser Latten Falzen, nach dem Längendurchschnitt Fig. 8. C., ausgestoßen und die Breter d in die Falzen so über und unter einander geschoben, daß sie sich gegenseitig um 1½ Zoll decken. Bei diesem Verfahren muß an einer Seite jedes Deckenbalkens ein Einschnitt e bis auf die Tiefe des Falzens hinab gemacht werden, durch welchen man die Schubbreter auf die Falzen bringen kann. Um eine noch dichtere Verbindung der Deckenbreter und zugleich ein besseres Aussehen einer solchen Decke zu bewirken, werden dieselben an den Seiten, wo sie über einader greifen, vermittelst Spunden und Nuth, nach dem vergrößerten Längendurchschnitte Fig. 8. E. zusammengefügt, wodurch vertiefte und erhöhete Felder f und g in der unteren Ansicht der Decke entstehen, die der architektonischen Ausbildung günstig sind. Man darf nur den unter den oberen Bretern vorstehenden Rand c der untern mit einem Gliederhobel abstoßen und in die untern den obern Schubbretern befindlichen leeren Falzen f ebenso gegliederte Holzstücke, wie der Querdurchschnitt Fig. 9. A. bei f zeigt, einpassen; so hat man nicht nur den Zweck einer architektonischen Formbildung auf eine einfache und leichte Weise erreicht, sondern auch eine nothwendige weitere Befestigung zu Stande gebracht, indem nun die oberen Schubbreter, die sonst lediglich auf ihren Spunden ruhen müßten, an ihren beiden Enden von den eingepaßten Holzstücken f unterstützt werden. Fig. 9. B. zeigt die untere Ansicht einer solchen Decke mit einfacher architektonischer Ausbildung. Man wird bei ihrer Anschauung gleich wahrnehmen, welche angenehme Abwechselung von Schatten und Licht die vertieften Felder f mit den erhöheten g und mit den unteren Balkenflächen h hervorbringen, und wie schön sich diese mannigfaltigen Felder durch passende Verzierungen in Schnitzwerk oder durch Farben und Vergoldungen veredeln lassen. Doch eine saubere Aushobelung und ein Anstrich mit Ölfarbe sind schon hinlänglich, solchen Decken eine edle Wirkung zu verschaffen. Alle diese eingeschobenen Decken können zwischen den Schubbretern und den Fußbodenbretern mit einem zweckmäßigen Stoffe ausgefüllt werden. Sie sind leicht, warmhaltend, dauerhaft, und also in aller Hinsicht sehr brauchbar, freilich auch, besonders die zuletzt beschriebenen, kostbar, da sie einen Aufwand von sehr gutem Holze fodern.

Nr. 5. **Ganze Windeldecken, Wickel-, Welger-, Wellerdecken, gestackte Decken** sind in unsern Zeiten das gemeinste, fast überall übliche, wohlfeile Deckenwerk. Wir haben seine Construction in einem Durchschnitte Fig. 10., quer über die Deckenbalken genommen, deutlich gemacht. Es werden hiebei 2½ bis 3 Zoll über der Unterkante der Balken nach ihrer ganzen Länge Falzen eingehauen, und in diese Falzen sogenannte Stackhölzer a b, das sind 1 bis 2 Zoll dicke und 3 bis 4 Zoll breite Hölzer, am besten von Kienenholz, eingepaßt, mit Lehmstroh umwunden und so dicht als möglich neben einander getrieben. Alsdann wird alles von unten mit vorzüglich gutem, nicht zu magerem Lehm der Unterfläche der Balken gleich verstrichen, wodurch sich ein ganz ebenes, gerades Deckenfeld bildet. Dieses Deckenfeld läßt sich mit Kalk oder Gyps abweißen, zur architektonischen Ausbildung aber durch Berohrung und Bewurf vorbereiten. Die Absicht, eine solche ganz ebene Decke ohne den weiteren Holzaufwand für eine Verschalung zu erhalten, hat die Erfindung der ganzen Windeldecken veranlaßt. Um solche Decken oder den Fußboden darüber recht wärmehaltend zu machen, werden die Balkenfächer mit Lehm und Schutt, nach der Regel den Oberkanten der Balken zu gleich, ausgefüllt. Die Balken dürfen aber bei solchen Decken keinen Splint mehr an den Kanten haben; denn sonst kann es leicht geschehen, daß das unter den Falzen gebliebene wenige Holz schon durch das Eintreiben der Stackhölzer abgespalten und durch die Last der Ausfüllung das Ablösen derselben befördert wird, was das Einsinken und bald gar das Herabstürzen von Deckenfeldern zur Folge hat. Diese Decken erfodern auch unter den Windeldecken die meisten Kosten, Arbeit und Zeitaufwand.

Nr. 6. **Halbe Windel- oder Wickeldecken** wurden durch die eben bei den ganzen Wickeldecken zuletzt bemerkten Umstände veranlaßt. Sie unterscheiden sich von diesen dadurch, daß man die Falzen nicht nahe bei den Unterkanten der Deckenbalken, sondern nach dem Querdurchschnitte Fig. 11. 3 Zoll unter den Oberkanten derselben einhaut, und die Stackhölzer a b, zu denen man hier besser dicke Bretstücke oder Schwarten nimt, nicht mit Lehmstroh umwickelt, sondern, nachdem sie in die Falzen dicht neben einander getrieben sind, nur ihre Fugen mit Lehm verstreicht, alsdann den noch über den Schwarten bleibenden geringen Raum der Balkenfächer zuerst mit dünnem Lehmstrohe, und darauf mit trockenem Schutte mit den Oberkanten der Deckenbalken bündig ausfüllt. Dieses Deckenwerk gehört eigentlich auch zu den offenen Balkenfächerdecken. Es ist unter den Wickeldecken das wohlfeilste und kostet die wenigste Arbeit und den geringsten Zeitaufwand, ist aber dem Zusammenhalten der Wärme in den Zimmern nicht so günstig, wenn nicht über der Unterfläche der Balken Verschalung erfolgt und so die Wickeldecke in eine gestackte und verschalte Decke umgewandelt wird. Allen erwähnten, bei den Wickeldecken vorkommenden, der Ökonomie des gemeinen Häuserbaues nachtheiligen Umständen zu entgehen, hat man die unter folgender Nummer angezeigten Decken aufgebracht, nämlich

Nr. 7. **Gestreckte Windel- oder Wickeldecken**, welche oben unter offenen Balkenfächerdecken beschrieben und in Fig. 12. durch einen nach der

Länge der Balken vorgestellten Durchschnitt versinnlicht sind.

Nr. 8. **Verschalte Decken**, **Breterdecken** heißen alle gerade Balkendecken, deren Balkenskelett durch Breter verblendet wird, welche man quer über die Unterflächen der Balken aufnagelt. Wir haben ihre Construction in einem Querdurchschnitte Fig. 13. A. und der unteren Ansicht der Decke Fig. 13. B. anschaulich gemacht und mit folgenden Buchstaben erklärend bezeichnet: a die Deckenbalken, b die unten angeschlagenen Breter oder die Verschalung, c die Nägel, d die Berohrung und der Anwurf mit der einfachsten architektonischen Ausbildung, e das Deckengesimß, f die für die Ausfüllung der Balkenfächer zwischen die Deckenbalken eingeschobenen Beetstücke, g die mit Lehm und Schutt auszufüllenden Räume, h die Breter, welche den oberen Fußboden bilden. — Die ganzen Windeldecken, um ihnen mehr Haltbarkeit zu geben, die halben Windeldecken, um sie wärmehaltender zu machen, und diese, sowie auch alle andere Decken, für die man ein schönes, gerades und ebenes Deckenfeld erhalten will, werden als verschalte Decken vollendet. Die architektonische Ausbildung der ebenen Decken geschieht am einfachsten und gemeinsten durch Begrenzung der Deckenform, welche natürlicherweise von der Grundform des darunter befindlichen Zimmerraumes abhängt, das ist, durch Einfassung des ganzen Deckenfeldes mit einem einzigen Baugliede i, Fig. 13. A und B, welches die Decke vermittelst eines der einfachsten Deckgesimße e, nämlich einer Schattenkehle, einem Rundstäbchen und Leistchen, mit dem Friese der Zimmerwände, dem obersten Theile derselben, verbindet. Je nachdem es nun der Charakter des Zimmers verlangt, trit an die Stelle des einfachen Leistchens i ein zusammengesetztes l, Fig. 13. C, oder ein Rundstab m Fig. 13. D, oder eine Zusammensetzung mehrer Bauglieder zu Gesimßchen n, o, p, q, wodurch sich zugleich jedesmal das vertiefte Band r rings um die Deckenform als eine weitere Bereicherung der architektonischen Ausbildung gestaltet. Aus diesen Typen ersieht man, wie durch ihre fernere Zusammensetzung, oder durch ihre Wiederholung nach derselben, oder nach andern Richtungen eine reichere Einfassung oder auch eine Eintheilung in mehre große Felder bewirkt wird. Alle diese Gliederungen werden in Weißwerk (Stukkaturarbeit) oft auch durch bloße Abbildung derselben in Licht- und Schattenzeichnung ausgeführt. Endlich erfolgt auch die architektonische Ausbildung der ebenen Decken, der geraden sowol als der gewölbten, nach dem Beispiele der Alten, durch Nachbildung der vertieften viereckigen Felder, welche bei den offenen Balkenfächerdecken durch Construction der Kreuzgebälke veranlaßt werden. Diese werden mit ihrer ganzen eigenthümlichen architektonischen Ausbildung und Verzierung in Weißwerk sowol als in Schatten- und Lichtzeichnung nachgeahmt, und haben auch allerdings den Anlaß zu derjenigen Deckenausbildung gegeben, wo sich diese vertieften Felder nicht mehr als rechtwinkliche Vierecke darstellen, sondern entweder nach der Grundform des Schiefecks oder jener des Sechsecks, des Achtecks, des Kreises, oder nach irgend einer andern Figur gebildet erscheinen. Die Deckenflächen sind dann bald nach einer dieser Grundformen, bald nach mehren zugleich, und in einer mannigfaltigen Ordnung mit einander verbundenen, abgetheilt. Auch diese Art von Deckenausbildung haben die Alten schon ausgeführt, wie neben andern die mannigfaltigen Deckenwerke dieser Art in Weißwerk zu Palmyra beweisen (Siehe *Wood* the Ruins of Palmyra und **Hirt** in der Baukunst nach den Grundsätzen der Alten). Mit ihr erreicht die architektonische Ausbildung der Decken zugleich ihren höchsten Grad, und man wird fühlen, daß diese Deckenwerke ein höchst angenehmes Spiel für das Auge bilden und bei einer Folge von Raumabtheilungen, wo man dieselben Formen nicht immer wiederholen, sondern durch Mannigfaltigkeit ergötzen will, glückliche Anwendung finden. Nur muß man sie mit Besonnenheit anwenden und, nach der Warnung eines unserer verdientesten heutigen Lehrer der Architektur, dergleichen in der Construction ungegründete Nachahmungen nie da gebrauchen, wo der Ernst der Kunst die Nachbildung der Wahrheit fodert.

Nr. 9. **Lattendecken** heißen solche, die man für den oben erwähnten Zweck der verschalten Decken der Ersparniß der Breter und der Berohrung wegen erfunden hat, und also die Balken, statt sie mit Bretern zu verschalen, mit Latten bekleidet. Solche Decken werden nach zwei verschiedenen Verfahrungsweisen angefertigt. In dem nach der Länge der Balken vorgestellten Durchschnitte Fig. 14. werden Latten a, die oben ganz schwach, nach unten aber etwas abgeschrägt und also breiter sind, dergestalt quer über die Balken gelegt, daß zwischen jeder nur ein Raum b von etwa einem Zolle bleibt. Dann wird Gyps zwischen diese Latten geworfen, welcher sich so fest in den Zwischenräumen b anhängt, daß auch die unter den Latten angeworfene Gypsfläche mit gehalten wird. Nach dem Längendurchschnitt Fig. 15. werden gewöhnliche 1½ bis 2 Zoll breite und 1 Zoll dicke Latten a ebenfalls quer unten über die Balken genagelt, daß 1 Zoll Zwischenraum b zwischen jeder bleibt. Diese Zwischenräume werden mit Mörtel, der mit Haferstroh vermischt ist, ausgestopft, und noch etwas Mörtel darauf gegossen. Alsdann werden die unten durchhängenden Strohhalmen mit der Maurerkelle abgehauen und von unten Mörtel, der mit Kälberhaaren vermischt ist, angetragen. Wenn dieser Anwurf trocken ist, folgt ein anderer von bloßem Mörtel, der, um schneller zu halten, mit Gyps vermischt seyn kann.

Nr. 10. **Vertäfelte Decken** werden aus den verschalten gebildet, wenn auf die Fugen a, Fig. 16. A und B, welche da, wo die Breter zusammenstoßen, und da, wo sie neben einander liegen, entstehen, Latten oder Leisten b aufgenagelt, und durch dazwischen angeschlagene ähnliche Querlatten c gleichseitig viereckige oder länglich viereckige Felder an der Deckenfläche gebildet werden. Diese Latten können eine reichere architektonische Ausbildung durch Gliederhobel und Verzierung durch Schnitzwerk und Vergoldung, sowie die

Felder mannigfaltige Bildnereien durch Sculptur und Malerei erhalten. — Außer den bis hieher beschriebenen Balkendecken gibt es auch:

Nr. 11. **Ausgemauerte Balkendecken.** Für diese müssen nach dem Querdurchschnitte Fig. 17. die Balken a auf beiden Seiten von oben nach unten schräg zugehauen, und wenn die Ausmauerung b mit Ziegel- oder Lehmsteinen geschehen soll, nicht wol über 2 Fuß, höchstens 2½ Fuß im Lichten auseinander gelegt werden. Diese Decken sind dauerhaft und dicht und wurden mit gebrannten Ziegeln schon in alten Zeiten gebraucht, wie man, nach dem Zeugnisse Gilly's in dessen Landbaukunst, bei Abbrechung eines uralten Hauses zu Stargard in Pommern gefunden hat. Sie sind aber schwer und kosten einen großen Aufwand an Balkenholz. Neuerdings hat man die Ausmauerung der Deckenfelder mit Schlacken, wobei so enge Balkenweiten nicht nöthig sind, versucht und bewährt gefunden, wovon man das Verfahren in Holzers Beiträgen zu dem Baue der Deiche ꝛc. Berlin 1825. S. 50 ff. beschrieben findet. Endlich

Nr. 12. **Ausgewölbte Balkendecken**, wo nach Fig. 18. die Balken a... in geringen Entfernungen von einander und übereck gelegt und ihre Zwischenweiten mit kleinen Gewölben überspannt werden, und nach Fig. 19. die Balken a in 9 Fuß weiter Entfernung liegen, an ihren Seiten 2 Zoll tiefe Einschnitte b b einen Zoll hoch über ihren Unterkanten ihrer ganzen Länge nach erhalten, dazwischen flache Gewölbe aus doppelt über einander auf ihre flachen Seiten in Gyps gelegten Ziegeln eingespannt und die Seiten c der Gewölbe hintermauert werden. Die zuerst beschriebene Art ist ebenfalls schon uralt und wurde in der Burg Oldersum in Ostfriesland gefunden. — Die Espinschen und Gillyschen Decken sind keine ausgewölbten Balkendecken, sondern reine Gewölbe, siehe sie also im Art. Gewölbe.

Die weitere technische Ausbildung der Deckenflächen erfolgt in den oben erwähnten Fällen durch den Verputz, siehe den Art. Bewerfen in unserer Encyklopädie Sect. I. Thl. IX. S. 384 ff.; die artistische oder architektonische Ausbildung aber durch Anbringung der Bauglieder und der daraus entstehenden Felder und Gesimße, und endlich durch die Verzierung. Von der architektonischen Ausbildung der Decken ist oben unter Nr. 3. 4. 8. und 10. das Nöthige erinnert worden. Die vollendete Ausbildung erfolgte aber durch Verbindung der Decke mit den Umfassungswänden des Zimmers vermittelst eines Deckenhauptgesimßes, das höchst einfach, wie e Fig. 13., oder reicher zusammengesetzt seyn kann, und sich in dieser Hinsicht theils nach der Construction der Decke selbst und ihrer daraus entspringenden architektonischen Ausbildung, theils nach der Ausbildung der Wände zu richten hat, um als ein schönes Mittelglied und harmonischer Übergang zu erscheinen. Die Anordnung und technische Ausführung aller Arten von Gesimßen sind im Art. Gesimse und aller Arten architektonischer Verzierung im Art. Verzierung abzuhandeln.

Hier bleibt nur noch übrig, diejenigen Verzierungen im Allgemeinen anzudeuten, die für Deckenwerke schicklich sind.

Die erste und einfachste Verzierung ist die Farbe. Diese hat man für Deckenwerk immer so zu wählen, daß nicht nur die Reflexion des Lichtes sowol wegen Erhellung des Innern, als wegen des Effectes der an den Decken vorkommenden Bauglieder und Bildnereien befördert, sondern auch das Gefühl der Leichtigkeit der Decke in dem darunter Wandelnden erregt und erhöhet wird. Hiezu sind außer der theilweisen oder gänzlichen Vergoldung, wodurch der Decke zugleich der Charakter des höchsten Reichthums gegeben wird, alle hellere Farben vorzüglich geeignet. — Die eigenthümliche Verzierung der Bauglieder, welche die architektonische Ausbildung der Decken, wie oben gezeigt wurde, bewirken, ist der zweite Grad der Deckenauszierung (s. Verzierung). Der dritte Grad ist die Ausfüllung der vertieften Felder mit Rosetten, wovon oben Nr. 3. unter offenen Balkenfächerdecken, und der vierte Grad die Darstellung bildlicher Gegenstände in den flachen Feldern (s. oben Nr. 8. verschalte Decken und Nr. 10. vertäfelte Decken).

Die Gegenstände, welche sich zu bildlichen Darstellungen an den Decken vorzüglich eignen, sind vordersamst alle natürlichen Erscheinungen am Himmel und in den Wolken, die Sonne, der Mond, die Sterne, die Wirkungen des Aufganges und des Niederganges u. s. w., welche dann besonders wirksame Vorstellungen für Deckenmalerei werden. Die einfachste Art dieser Deckenverzierung ist das blaue Deckenfeld, mit goldenen Sternen in einer architektonischen Ordnung bestreut, welches eine besonders erheiternde, einfach große und edle Wirkung hervorbringt. Schon die Völker des Alterthums haben von dieser edeln Deckenverzierung Gebrauch gemacht. Denn sie sah man an der Decke eines Saales im Palaste oder Grabmale des Osymandias (Diodor. Sicul. libr. I. sect. 2. cap. 20); sie sieht man heute noch in der Portike des Tempels zu Hermontis und in andern Denkmälern Ägyptens. Auch die Erzeugnisse des Pflanzenreiches eignen sich zu edeln und angenehmen Deckenverzierungen. Die Zweige der Bäume und die Blüthen über unsern Häuptern geben uns eine natürliche Veranlassung, sie an unser Deckenwerk zu versetzen. Mit Blumen oder Blättern in einer regelmäßigen Anordnung leicht bestreuete Deckenfelder, großes kräftiges Blätterwerk in gut geformten Gruppen oder wohlgeordneten Zügen, besonders wenn sie durch die Sculptur in Weißwerk ausgeführt sind, gewähren immer den befriedigendsten Anblick. Selbst das Thierreich bietet manchen Gegenstand dar, der mit jenen in eine schöne Verbindung gebracht werden kann. Hieraus entwickeln sich die sogenannten **Arabesken** und **Grotesken** (s. Grotesken), mit welchen schon die Alten ihre Decken verziert haben, wie die schönen Überreste unter den Trümmern von Hadrians Villa zu Tivoli und in den Bädern des Titus zu Rom beweisen (*Ponce* Arabesques antiques des Bains de Livie etc. et Description des Bains de Titus etc.

Pl. 5. 8. 11. 17. 18. 35. 37. 38. 41. 54 — 58.). Auch diese werden in Weißwerk und in Malerei, und oft in beiden vereint ausgeführt. Ja das Zelt der Naturvölker und die Bedeckung oben offener Gemächer mit Teppichen geben Veranlassung, die Decken mit Nachbildung von Tuch und Faltenwerk auszuzieren. Auch hievon sieht man ein musterhaftes Beispiel in einer Runddecke in den genannten Bädern des Titus (auch abgebildet in Hirts Baukunst nach den Grundsätzen der Alten, Pl. I. Fig. IV.). Endlich eignen sich zu bildlichen Darstellungen am Deckenwerke theils solche Gegenstände, welche die Phantasie als Sinnbilder an den Himmel setzt, theils solche, welche man sich als höhere Wesen über uns oder als Erscheinungen in der Luft und über den Wolken denkt. Zu den ersten rechnen wir im Geiste der Alten die Sinnbilder und Vermenschlichungen der Sonne, des Mondes, des Auf- und Niederganges beider, der Gestirne, der Nacht, des Schlafes, der Träume, der Winde und der Jahreszeiten; zu den andern Erscheinungen der Götter, Scenen auf dem Olympos, Apotheosen großer Männer und Helden rc., welche sich alle auch im Geiste unserer Zeit und unserer Religion in Erscheinungen von Engeln und von anderen höheren Wesen, in Himmelsfahrten, Verklärungen christlicher Helden und großer Männer des Vaterlandes anwenden lassen. Aus solchen Darstellungen, wenn sie für Deckenwerk in Malerei ausgeführt werden, entstehen die Deckengemälde.

Die Deckengemälde erscheinen entweder als einzelne leichte Figuren und kleinere bildliche Vorstellungen in den durch die Bauglieder oder durch die Lage und Züge des Ornamentes gebildeten kleineren und größeren Feldern, und gehören dann mehr zu der Art Verzierung, die wir Arabesken und Grotesken nennen (s. weiter oben); oder sie stellen sich als große bildliche Vorstellungen dar, welche oft das ganze Deckenfeld, oft den bedeutendsten Theil desselben einnehmen, und sind dann eigentliche Deckengemälde, Deckenstücke, Plafonds. Die eigentlichen Deckengemälde kommen aber nach zwei für Anordnung und Zeichnung höchst verschiedenen Methoden zur Ausführung; nach der einen Art werden die bildlichen Darstellungen an der Decke so angeordnet und gezeichnet, als befänden sich dieselben an vertikalen Wänden. Bei ihrer Anschauung bleibt daher der Gedanke an das Simswerk, den Rahmen, der sie einschließt, folglich auch an das Daseyn der Decke und ihres Ornamentes fest. Allein nach der andern Art wird die Decke gänzlich hinweggedacht, und die Aussicht in einen höhern Oberbau, oder in die freie Luft, oder gar in den Himmel wird geöffnet. Die bildlichen Vorstellungen müssen demnach so gezeichnet werden, als würden ihre Urbilder selbst in dieser Höhe von unten gesehen. Hiebei hat nun die Architektur für die Deckenausbildung nicht mehr zu sorgen. Sie hat höchstens nur die Wahl der Gegenstände zu leiten, damit die Malerei von der Phantasie nicht hingerissen wird, Gegenstände über unseren Häuptern zu zeigen, deren Daseyn in dieser Höhe oder in der Luft nicht möglich ist. In allem Übrigen ist hier die Deckenausbildung ein reiner Gegenstand der Malerkunst, zugleich aber auch ihre höchste und schwierigste Aufgabe, welche die größten Talente in Anspruch nimt und den größten Aufwand von Kräften erfodert; der Zeichner und Maler solcher Deckenstücke muß nicht nur mit den großen, für Wandgemälde überhaupt und für Behandlung der Farben an den Decken besonders nöthigen Kenntnissen und Erfahrungen ausgerüstet seyn, sondern hier vorzüglich noch die Wissenschaft der mathematischen Perspective in ihrem ganzen Umfange und eine große Fertigkeit und Gewandtheit in allen Theilen ihrer Anwendung besitzen. Vor Allem hat er bei der ersten Anordnung eines solchen Deckengemäldes darauf acht zu geben, daß das Gemälde, welches die Aussicht in die höheren Regionen bilden soll, von dem bestimmten tiefen Standpunkte aus mit einem Anblicke übersehen werden kann, und keine in demselben darzustellenden Gegenstände aus dem nach den Grundsätzen der Perspective bestimmten Gesichtskreise fallen. Wenn daher das Deckenfeld für die Höhe des Standpunktes zu lang oder zu breit oder zu weit ist; so muß sein Scharfsinn die zweckmäßigen Mittel dagegen zu ergreifen wissen, welche außer andern hauptsächlich darin liegen, das Deckenfeld bildlich oder architektonisch abzutheilen und durch mehre Öffnungen die Aussicht in die höheren Räume aufzuschließen. — Von der Deckenmalerei haben geschrieben: Lairesse in seinem großen Malerbuche im 10. Buche, 1. bis 9. Kap. im 3. Bande der Ausgabe von 1785, G. H. Werner in der Anweisung, alle Arten von Prospecten rc. von selbst zeichnen zu lernen, Erfurt 1781. 8. *Armenini* in Veri Precetti della Pittura. Lib. III. cap. IV. Venet. 1688. 4.

Daß die Alten die eigentlichen Deckengemälde, sowie sie die neuere Kunst in Anwendung brachte, gar nicht kannten, dürfen wir mit Gewißheit aussprechen. Zwar erfahren wir von Euripides (Jon. v. 1128 — 1168.) daß die Griechen die oben offenen Tempelräume mit künstlich gewebten Teppichen überspannten, auf denen Sonne, Mond, Nacht, Morgenröthe sinnbildlich dargestellt waren, und von Plinius (Histor. natural. XXXV, 40.), daß die Griechen erst spät angefangen haben, die Decken zu malen, und daß Pausias, ein Zeitgenosse Alexanders, der erste hierin gewesen sei. Allein es ist ebenso gewiß, daß diese Malerei nie über die Grenzen der Arabesken heraustrat, und daß eben jene künstlich gewirkten Teppiche das Muster für die nachherigen Arabesken wurden; denn unter den vielen Überresten von gemalten Decken, selbst in den prachtvollen Sälen und Gewölben, welche unter dem Namen der Bäder des Titus bekannt sind, findet man keine einzige, deren Malerei sich aus den oben bezeichneten Grenzen verliert. Auch war es dem Kunstsinne der Alten ganz zuwider, die Deckenmalerei so weit zu treiben, daß sie den Charakter einer Verzierung verloren, geschweige das Daseyn einer nothwendigen Construction durch die Idee vernichtet hätte; und aus Plinius nehmen wir sogar ab, daß die großen Darsteller der Götter und Menschen in Griechenland es unter ihrer Würde hielten,

ihre erhabene Kunst zur Verzierung der Gebäude zu gebrauchen. Die Arabeskenmalerei an den Decken währte auch die ganze Römerzeit und bis in das christliche Mittelalter hinein fort. In ihr haben sich schon im zweiten christlichen Jahrhunderte die Personen aus den Geschichten des alten und neuen Testamentes und die Bilder aus der christlichen Symbolik neben den leichten Bildungen aus der griechischen Mythologie und nach diesen, als ihren Mustern gestaltet. Die ungemein vielen gemalten Decken aus dem 1ten bis in das 10te christliche Jahrhundert, welche in allen Katakomben Italiens gesehen werden, die Musivgemälde aus dem 4ten Jahrh. in dem Gewölbe der Kirche der heil. Constantia zu Rom, die Musivgemälde, welche das Chorgewölbe in der Kirche Santo Clemente zu Rom verzieren und viele andere sind alle wahre Arabesken. Und obgleich schon im 4ten Jahrh. Scenen aus der Geschichte des Christenthums in den gewölbten Decken erscheinen, so haben diese doch, selbst bis in das 15te christl. Jahrh. hinein, mehr oder weniger und immer etwas von dem Charakter der Arabesken fest gehalten. Man sieht es deutlich in den Musivgemälden aus dem 4ten Jahrh. in den Nischendecken von Santa Constantia, und aus der alten Peterskirche von Rom, man findet es in den Musivgemälden aus dem 7ten Jahrh. in dem Chorgewölbe der Kirche der heil. Agnes außerhalb der Mauern Roms, in jenen aus dem 9. und 13. Jahrh., welche die Chorgewölbe von Santa Maria Maggiore verzieren, und aus dem 12. Jahrh. in dem Chorgewölbe von Santa Maria Trastevere zu Rom. Fast noch bestimmter zeigen jenen Charakter die Frescogemälde, wovon die berühmtesten an der gewölbten Decke der untersten Kapelle in der Kirche del Sacro Speco zu Subiaco, welche der Grieche Stammatiko im 14. Jahrhunderte gemalt hat, das im 15. Jahrh. von Johann von Fiesole in Fresco gemalte Deckengewölbe der Kapelle Nikolaus V. im Vatikan, und das Deckengewölbe der Kapelle della Passione in der Kirche Santo Clemente zu Rom, ebenfalls im 15. Jahrh. von Thomas Masaktio gemalt. Selbst als in ebendiesem Jahrhunderte die großen bildlichen Darstellungen die Decken einnehmen mußten, haben die großen Meister, die sich dieses gefallen ließen, die Idee der Verzierung einer architektonischen Construction niemals aus den Augen verloren: Als Michel-Angelo das Gewölbe der sixtinischen Kapelle malte, paßte er seine großen Compositionen den in dem Gewölbe angebrachten Lucken an, und theilte die ganze Decke in große Felder, deren jedes ein dort oben zur Verzierung befestigtes Gemälde erscheint. Die Deckengemälde Raphael's in den Sälen des Vatikans und in der Loggia des Farnesischen Palastes stellen ebenfalls nichts anderes als in Deckenfeldern zur Verzierung eingepaßte Gemälde vor, und die letztgenannten hat der Künstler noch mit solchen Zierrahmen eingefaßt, die an der Decke mit Nägeln befestigt scheinen, damit bei ihrer Anschauung ja niemand vergesse, daß sie als vertikal aufgestellte Gemälde zu betrachten sind. Gleiches hat Giulio Romano in seinen zahlreichen Deckengemälden beobachtet, wie uns alle Plafonds im herzoglichen Palaste zu Mantua, und im Palaste del Te in der Gegend dieser Stadt anschaulich machen, das einzige ausgenommen, welches den Vater der Götter im Kampfe gegen die hinaufstürmenden Giganten vorstellt, in welchem die Schöpfungskraft des Künstlers in ungezügelter Kühnheit ihren eigenen Weg genommen, und fast alle architektonische Construction im ganzen Saale in der Idee zernichtet hat. Auch die Musivgemälde in der Kuppel der Peterskirche zu Rom sind in verschiedenen Deckenabtheilungen ausgeführt, deren Einfassungen selbst dem befangensten Auge das Daseyn nothwendiger architektonischer Construction nicht entgehen lassen. Auf diese Weise sind fast alle Deckengemälde bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts hinein angeordnet. Alle stellen ihre Bilder nicht als wirkliche von dem tiefen Standpunkte aus gesehene Gegenstände dar, sondern als Bilder, die der ihnen bestimmten vertikalen Aufstellung entrückt, und in den Deckenabtheilungen zur Verzierung befestigt sind.

Doch schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., um das Jahr 1472, war Melozzo von Forli der erste, welcher von dieser Ansicht abwich, und in seinem Deckengemälde, mit welchem er an dem Kugelgewölbe der Kirche der heil. Apostel zu Rom die Himmelfahrt Christi vorstellte, die Figuren so zeichnete, als würden ihre Urbilder wirklich in dieser Höhe von unten gesehen. Er wird daher für den Erfinder der Verkürzungen gehalten, und die Bruchstücke des gedachten Werkes, welches im Jahre 1702 abgebrochen wurde, sieht man jetzt auf der Treppe des Quirinalischen Palastes aufgestellt. Die großen Meister der nächsten Zeit nahmen aber, wie wir eben gesehen haben, diese Ansicht nicht in ihre Deckengemälde auf, und der vortreffliche Correggio suchte die Idee der hinweggenommenen wirklichen architektonischen Decke durch eine fingirte Decke mit dem Style der Arabesken zu vereinigen, und stellte uns davon in dem Frauenkloster Santo Paolo zu Parma in einem Saale, den er im Jahre 1519 für die Äbtissin malte, ein schönes Muster auf: das hohe Rundgewölbe des Saales verwandelte seine Kunst in eine hohe Rebenlaube von Gitterwerk mit frischen Trieben, Blüthen und Früchten prangend. Die sechszehn Abtheilungen dieses Laubgewölbes treffen oben beim Scheitel an eine kreisrunde Öffnung, durch welche man den Himmel und an demselben den Mond erblickt. Sechszehn ovale Öffnungen in der Hälfte des Rebengewölbes lassen die Luft und Gruppen von Knaben in mannichfaltigen angenehmen Bewegungen, als Genien mit Attributen, erscheinen. Unter diesen, am Anfange des Gewölbes sind sechszehn halbrunde Lucken oder Nischen angebracht, welche mit allegorischen Figuren in Weißwerk verziert sind. — Erst über hundert Jahre nach Melozzo folgte ihm Hannibal Caracci in seinen Deckengemälden in der Galerie des Farnesischen Palastes zu Rom. Zwar sind diese Gemälde ebenfalls noch, wie es üblich war, in Deckenabtheilungen eingerahmt: allein der Künstler glaubte an vielen Gegenständen derselben Verkürzungen

anbringen zu müssen, weil sie wirklich in der Natur von dem tiefen Standpunkte aus also gesehen würden. Seine Ansicht wurde aufgenommen und weiter verfolgt. Die Wissenschaft der mathematischen Perspective bildete sich aus, unterstützte die Malerkunst, und bald war die alte Anordnung der Deckengemälde meistens verlassen und die andere Methode ihrer Ausführung stand in ihrer Vollendung da. Das erste große Muster dieser Art ist die Decke des Hauptsaales im Palaste Barberini zu Rom. Sie stellt den Triumph der Ehre vor, und der Maler hat in seiner Composition beobachtet, in den Zwischenräumen der Gruppen hinaufstrebende Theile eines höheren Oberbaues blicken zu lassen. Es ist das Werk Peters Beretini von Cortona aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und wird von allen Kennern der Kunst für das vollendeste Gemälde dieser Art gehalten, das bis jetzt noch von keinem erreicht worden ist. — Der Bau der Kuppeln, welcher in dieser Zeit angefangen hatte sich in allen Theilen Europas zu verbreiten, erleichterte diese neue Art von Deckenmalerei und erweiterte ihr Feld ungemein. Allein die ungezügelte Phantasie der Maler fand in diesem weiten Felde Gelegenheit, im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts, die größten Ausschweifungen zu begehen und die abgeschmacktesten und widersinnigsten Dinge in die höheren Regionen zu versetzen. Wir finden daher für nothwendig, die Vorschrift eines der tiefsten Kunstkenner der alten und neuen Zeit zu wiederholen, daß immerhin der besonnene Architekt nicht nur allein die Wahl und das Maß der bildlichen Darstellungen an den Decken zu leiten, sondern auch ihre Stellen zu bestimmen und sich allen Ausschweifungen, in welche sich die Malerkunst, durch Farbenwirkung hingerissen, besonders auf den Baugliedern und anderen wesentlichen Theilen der Architektur verlieren könnte, mit Kraft zu widersetzen hat. Ich aber halte überhaupt für das Räthlichste, in aller Deckenverzierung dem bewährten Kunstsinne der Alten, dessen weiter oben im Anfange dieser historischen Übersicht mit einigen näher bestimmenden Worten gedacht ist, treu zu bleiben.

Indessen ist die Musivmalerei schon bei ihnen von den Fußboden und Wänden auch an die Decken übergangen. Nach dem Berichte des älteren Plinius (Histor. nat. XXXVI, 64.) geschah dieses kurz vor seiner Zeit, wahrscheinlich unter der Regirung des Kaisers Claudius (*Seneca* in Epist. 86, wo er von Glasmosaik spricht; vergl. *Plinius* XXXVI, 25.). Doch Überreste von solchen Decken sind uns nur aus den spätern Zeiten des römischen Kaiserreiches bekannt geworden. Dergleichen sind in dem Gewölbe der Kirche oder des Grabmales der heil. Constantia zu Rom, und in der Kapelle oder dem Grabmale der Kaiserin Galla Placidia zu Ravenna. Dieser Gebrauch wurde auch nach dem Verfalle der römisch-griechischen Kunst gleich von der byzantinischen Architektur aufgenommen, wie die Kuppeldecke von Sancta Sophia in Konstantinopel bezeugt, und dauerte das ganze Mittelalter durch fort, wie noch in mancher Basilike und Taufkapelle gesehen wird (s. etwas weiter oben). Die neuere Kunst brachte diese Art Malerei an den Decken zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Unter ihren Werken sind die ausgezeichnetsten, die Kuppeldecke im Dome zu Siena von Dominico Beccafumi in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gemacht, und die Kuppel in der Peterskirche zu Rom im Anfange des 17. Jahrh. von mehren ausgeführt, unter denen sich besonders Paolo Rosetti und Francesco Zucchi auszeichnen. (*Th. Alfr. Leger.*)

Decke s. Dakke.

Deckel, versteinte, s. Oporculites.

Deckengemälde und Deckenstück s. Decke.

DECKENPFRONN, ein evangelisches Pfarrdorf im Oberamte Calw und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg, mit 1070 Einwohnern. (*Memminger.*)

DECKER, Thomas, engländischer dramatischer Dichter zur Zeit Jakobs I., wird als Verfasser von 12 Dramen aufgeführt, von denen er aber 4 in Gemeinschaft mit Webster, Rowley und Ford verfertigte. Von diesen sind 10 Lustspiele, ein Trauerspiel und ein historisches Schauspiel. Zwei von diesen Lustspielen (Fortunatus und der zweite Theil von The honest Whore) sind nicht in Akte abgetheilt. Es fehlte ihm nicht an Talent; dennoch machte er eigentliches Aufsehen nur mit dem gegen seinen Zeitgenossen Ben Johnson gerichteten Stücke, der ihm in seinem Poetaster unter dem Namen Crispin seine Geißel hatte fühlen lassen. Decker schrieb dagegen seinen Satyromasti oder The untrussing the humorous poet (1602), worin er seinen Gegner unter dem Namen Horace junior, zur großen Belustigung des Publikums, nicht weniger geißelte. Decker lebte noch um 1638. (*H*)

DECKER, Adolf, ein holländischer Schiffslieutenant, aus Strasburg gebürtig, wohnte 1623, unter dem Admiral Jakob l'Hermite, der berühmten (sogenannten Nassauischen) Expedition in die Südsee bei, welche die Absicht hatte die Spanier zu bekriegen und ihnen Peru zu entreißen, diese Absicht aber nicht erreichte. Der Admiral starb auf diesem Seezuge und seine Flotte kam im Sommer 1626, nachdem sie die Erdkugel umschifft hatte, nach Holland zurück. Decker blieb mit seiner Mannschaft zu Batavia und kam erst im Mai 1628 wieder nach Amsterdam. Man hat von ihm einen mit Einsicht, in guter Ordnung, klar und lehrreich abgefaßten Bericht von den Schicksalen dieser viel Aufsehen erregenden großen Expedition unter dem Titel: Diurnal der Reise der nassauischen Flotte, unter Jakob l'Hermite, um die ganze Welt. Strasb. 1629. 4. Lat. in der Samlung der Brüder de Bry, Hist. Amer. T. XI. et Ind. orient. T. XII. mit Kpf. Franz. in Recueil de voyages de la comp. des Ind. orient. T. V. p. 1. Engl. in der Samlung von Harris. 1. Bd. 2. Thl. 11. *). (*Baur.*)

*) Eine ausführliche Nachricht von dieser Expedition, nach Harris, findet man in der allgem. Welthist. Halle, 27. Bd. S.

Decker, Jeremias, s. Dekker.

DECKHERR, Johann, ein berühmter Statsrechtslehrer, war 1650 zu Strasburg geboren, wo sein Vater, Friedrich, Professor der Rechte war *). Er studirte auf der hohen Schule seiner Vaterstadt, wurde schon in seinem 22. Jahre Doctor der Rechte, im folgenden Advocat bei dem Reichskammergericht und 1675 Procurator bei demselben. Als Ludwig XIV. die Pfalz verwüsten ließ, verlor er bei der Zerstörung der Stadt Speier durch Brand seine Bibliothek und starb ums Jahr 1694 in Armuth. Alle teutschen Statsrechtslehrer rühmen ihn als einen der gelehrtesten und gründlichsten Bearbeiter ihrer Wissenschaft, und beklagen sich nur über die Dunkelheit seiner Schreibart **). Seine Schriften sind in folgender Ordnung erschienen: Conjectura juris publici. Amst. 1686. 12. De scriptis adespotis pseudepigraphis et suppositiis. Ib. 1686. 12. mit einem lateinischen Briefe von Bayle über anonyme Schriften; wieder abgedruckt in Placii theatr. anonymorum. Hamb. 1708. Vol. II. fol., herausgeg. von J. A. Fabricius. Vindicia pro veritate et justitia rei jurisque cameralis in notis et animadversionibus ad Jac. Blumii processum cameralem. Frf. 1688., und relectiones vindiciarum 1691. 4.; Wetzl. 1723. 4.; Pütter nennt dieses Werk ein wahres Meisterstück. Consultationum forensium lib. II. Frf. 1691; 1697. Wetzl. 1725. 4. Monumenta lectionis cameralis antiquae, quae continet Caspari et Werneri Kochiorum, Joach. Mynsingeri et Conr. ab Offenbach notas ad O. C. Frf. 1691.; Wetzl. 1720. 4. Rerum in camerae senatu judicatarum duodecenalis periodus ab anno 1666 — 1678. Frf. 1678.; Spirae 1698.; Wetzl. 1725. 4. Liber singularis relationum, votorum et decisionum cameralis judicii. Spir. 1681.; Wetzl. 1724. 4.; sind Proberelationen, von dem Kammergerichts-Advocaten Mertloch gesammelt, mit einer Vorrede von Deckherr. Er gab auch Leimbachs Informativproceß mit Anmerk. heraus ***). (*Baur.*)

DECKNETZ, Deckgarn, auch Tyrass, nennt man ein Netz, welches über Redhühner, Wachteln oder Lerchen, welche fest in der Getreidestoppel oder Wiesen liegen, hinweggezogen wird, um diese damit zu bedecken und sie dann bei dem Auffliegen zu fangen. Bei dem Hühner- und Wachtelfange bedient man sich eines gut und fest vorstehenden Hühnerhundes, um die Stelle zu wissen, wo das mit dem Netze zu überziehende Thier liegt, welcher so abgerichtet seyn muß, daß er sich kurz vor demselben niederlegt (Couche macht). Zwei Jäger ziehen dann das aus festem Zwirne gestrickte Garn über den Hund hinweg und lassen dasselbe auf die Stoppel ꝛc. fallen, wo dann die auffliegenden Hühner oder Wachteln sich in dasselbe verwickeln und wobei es zuweilen gelingt, ein ganzes Volk Hühner zu fangen. — Zum Tyrassiren der Lerchen, denn mit diesem Ausdrucke bezeichnet man die Fangart, wählt man sternhelle, ruhige Nächte, oder auch solche, wo der Mond schwach scheint, um damit die Haferstoppel zu überziehen. Es wird dabei von gutem Erfolge seyn, wenn die Lerchen vorher auf den Ort, welcher mit dem Nachtnetze überzogen werden soll, in gleicher Art wie bei dem Fange mit den Tag- oder Klebgarnen zusammengetrieben werden. Drei mit dem Geschäfte bekannte Männer begeben sich dann sobald es ganz Nacht ist, an Ort und Stelle und schlagen das Deckgarn im Oberwinde aus. Sodann ergreift der eine die auf der linken, der andere die auf der rechten Seite eingebundene Tragstange, mittelst welcher das Netz vorn etwas gehoben wird, und beide ziehen dasselbe scharf aus, um sich mit dem Winde in Bewegung zu setzen und das Netz über die Stoppel zu schleifen, was desto rascher geschiehet, je heller die Nacht ist. Der dritte Gehilfe hat eine, in dem hintern, auf der Stoppel schleifenden Garnsaume eingeknüpfte Leine in der Hand, um das zu starke Schleifen oder gar Hängenbleiben des Netzes zu verhindern. Sobald die durch das Geräusch des schleifenden Garnsaumes, welcher deshalb auch der Wecker heißt, aufgejagten Lerchen gegen das Netz fliegen, geben sich die beiden Fänger, welche das Garn tragen, durch Pfeifen ein Zeichen, um dasselbe augenblicklich fallen zu lassen. Man gehet dann auf die Stellen zu, wo sich die gefangenen Lerchen durch ihr Flattern merken lassen, tödtet sie durch das Eindrücken des Kopfes und löset sie aus.

Das Deckgarn auf Hühner und Wachteln wird spiegelich gestrickt, mit einer Masche angefangen, welche ¾ Zoll von einem Knoten zum andern weit ist, wo dann auf beiden Seiten jedesmal zugenommen wird, bis es 8 Klaftern breit ist; alsdann wird auf der einen Seite mit einer Masche ab-, auf der andern mit einer Masche zugenommen und so fort gestrickt, bis es die Länge von 7 Klaftern hat. Endlich wird auf jeder Seite wieder eine Masche abgenommen und so lange fortgestrickt, bis es wieder nur eine Masche wird. Auf diese Art bekömmt der Tyraß einen Saum von doppelten Maschen. — Gewöhnlich wird derselbe 60 Fuß breit und 40 Fuß lang gemacht, wiewol man ihn sonst auch wol 60 Fuß lang und 90 Fuß breit hatte. — Überhaupt aber wird diese Fangmethode bei Hühnern und Wachteln immer seltener angewendet, je mehr man in der neuern Zeit die Schießgewehre vervollkommenet hat.

Das Nachtnetz für Lerchen hat etwa dieselbe Größe wie der Hühnertyraß und wird aus starkem Zwirne über

219—237. Biogr. univ. T. X. (von Eyriès). *Meusel* bibl. hist. Vol. III. P. II, 121.

*) Glückselig geführter Lebenslauf Fr. Deckherrs, J. V. Doctorandi. Straßb. 1681. 4. **) Estor sagt von ihm: Erat rei cameralis peritissimus, sed obscuri ingenii. Der Freiherr von Cramer: Er war überhaupt ein geschickter Mann und von großem judicio. Sein Styl aber ist dunkel; gleichwol war er fast der geschickteste Cameralist. Er hat äquitable Principia, besonders auch quoad religionem. Pütter sagt, seinen Schriften gebühre eine vorzügliche Stelle, da er alles, was er in ihnen abhandle, fast bis auf den Grund erschöpfe und mit sehr bewährten Erfahrungen bestärke; obgleich seine bis zur Dunkelheit körnichte Schreibart manche Leser bald abzuschrecken bald zu ermüden pflege. — Was Ludolf, Hennings, Struv und andere Rechtsgelehrte von Deckherrs Schriften halten, hat Moser in seiner Biblioth. juris T. II, 590. u. T. III, 873. und 1188. angezeigt. ***) Leipz. Magaz. für Rechtsgel. von Günther und Otto. 1. J. 1786. S. 410. Pütters Lit. der Statsr. 1. Thl. 273. Fahrenbergs Lit. d. Reichskammerger. 103. ff.

ein Strickholz von 1½ Zoll Breite gestrickt. Man macht mit einer Masche den Anfang, und wenn man herumgestrickt hat und eine Masche zugegeben, bis es 6 Klaftern lang ist, dann wird 2 Klaftern lang auf einer Seite zugegeben und auf der andern abgenommen. Ist dies geschehen, so wird auf beiden Seiten abgenommen, bis man eine Masche behält, und so ist das Netz 6 Klaftern lang und 4 breit. Rings um das Netz wird eine schwache Leine gezogen und auf beiden Seiten eine 2 Zoll starke, glatte Stange von Kiefern oder Fichten eingebunden, um das Garn daran heben oder tragen zu können. (*Pfeil.*)

Declamation s. die Nachträge zu D.

Declaration s. Declariren.

DECLARATIONSGESUCH. Ist die in einem richterlichen Erkenntnisse enthaltene Entscheidung dunkel oder zweideutig, so daß die Partei, welche dasselbe erwirkt hat, nicht beurtheilen kann, ob ihr durch diese Entscheidung eine Beschwerde zugefügt worden sei oder nicht, so muß dieselbe, um dieses auszumitteln, erst um Erklärung (Declaration) bitten, bevor sie Rechtsmittel gegen das Erkenntniß verfolgt. Dieses geschieht mittelst eines Declarationsgesuchs, welches bei demselben Richter angebracht werden muß, welcher das Erkenntniß abgegeben hat. Rathsam ist es, mit demselben eventuell für den Fall, daß die Entscheidung in dem Sinne erläutert werde, welchen die Partei fürchtet, Rechtsmittel gegen das Erkenntniß einzulegen, um sich die Interpositionsfrist während der Zeit, daß die Erläuterung erfolgt, offen zu halten. Das eventuell eingelegte Rechtsmittel nennt man wohl ein blindes Rechtsmittel [ubi a futuro gravamine appellatur *)]; indessen ist es dieses deshalb nicht, weil, im Falle das Rechtsmittel zur Anwendung kommt und wirklich verfolgt wird, die Beschwerde vor der Einlegung des Rechtsmittels schon zugefügt war. (*Spangenberg.*)

DECLARIREN kommt als Kunstausdruck in der Handelssprache vor und heißt, die Waren, welche bestimmt sind, von einem Orte zum andern transportirt zu werden, in einem Verzeichnisse, die Declaration, speciell angeben, damit die Steuerbehörde die von ihnen zu entrichtende Abgabe genau zu berechnen und zu erheben in den Stand gesetzt werde. Gewöhnlich geschieht die Erhebung dieser Abgabe an einer Zollstätte, welche die ihr unterliegenden Waren auf ihrem Wege passiren müssen. Die nähere Einrichtung des Verzeichnisses wird theils durch die Gattung der darin aufgeführten Waren, theils durch die Art, die davon zu erhebende Abgabe zu berechnen, bedingt. Bald wird das Gewicht, bald das Maß, bald die Zahl der Stücke, bald der Geldwerth einer Ware angegeben. Außerdem muß das Verzeichniß aber auch die Namen des Absenders, des Empfängers, dessen, der den Transport übernommen hat, des Abgangsortes und des Ortes, wohin die Ware adressirt ist, den Tag der Absendung und, zur Vermeidung von Verwechselungen, die Nummern oder Zeichen, womit die einzelnen Collis versehen sind, enthalten. (*Eiselen.*)

DECLIEUXIA. Diese von Kunth (Humb. Bonpl. et K., nov. gen. III. p. 352.) aufgestellte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Rubiaceen (Gruppe der Coffeaceen) und der ersten Ordnung der vierten Linné'schen Klasse, ist so genannt worden nach dem französischen Gärtner Declieux, welcher zuerst Kaffeepflanzen von den Mascarenhas nach Martinique brachte und, als auf der Überfahrt Wassermangel eintrat, sich von seinem Trinkwasser so viel abdarbte, daß er die Pflanzen begießen und erhalten konnte. — Char. Der Kelch vierspaltig; die Corolle trichterförmig, mit regelmäßig-vierspaltigem Saume und bärtigem Rachen; die Staubfäden auf dem Saume, oder zwischen den Lappen der Corolle eingefügt, mit linienförmigen, am Rücken befestigten Antheren; der Griffel mit gespaltener, spitzer Narbe; die Steinfrucht zusammengedrückt, zweiförmig, mit fast lederartigen, einsamigen Körnern. Die 28 bekannten Arten sind als Sträucher, Staudengewächse, selten als Kräuter in der heißen und warmen Zone von Amerika einheimisch. Sie haben aufrechte Zweige, meist ungestielte, gegenüberstehende und wirbelförmige Blätter, kleine Afterblättchen und am Ende der Zweige stehende, dreitheilige, mit Stützblättchen versehene, gabelig getheilte, weiße Doldentrauben. Humboldt und Bonpland fanden nur eine Art, *D. chiococcoides* H. B. et K. (l. c. t. 281., Houstonia fruticosa W. Ms. Röm. et Sch. syst.) in Neu-Andalusien; Hänke eine (*D. mexicana* Cand. prodr. IV. p. 479.) in Mexiko; die übrigen wurden von Martius (Mart. et Zuccarin. in R. et Sch. mant. 3. p. 111.), Pohl (Cand. l. c.) und Chamisso (Cham. et Schl. Linn. IV. p. 4—13.) in Brasilien entdeckt. Zweifelhaft ist *D. psychotrioides* Cand. (l. c. p. 481.), welche Patris in Cayenne und Hänke in Mexiko fand. Chamisso und Schlechtendal rechnet Knoxia brasiliensis Spr. unter dem Namen *D. herbacea* hieher; nach Martius bildet diese Pflanze vielleicht eine neue Gattung. (*A. Sprengel.*)

DECLINATION ist die grammatische Bezeichnung für die Abwandlung der Nennwörter, welche zwar nicht so mannigfaltig ist, als die Conjugation, oder die Abwandlung der Vollwörter, aber auch nicht so einfach, als es scheint. Sie ist nicht nur in verschiedenen Sprachen sehr verschiedenartig, sondern auch in einer und derselben Sprache meist so vielfach, als es die Arten des Nennwortes sind, so daß die Unterscheidung einer Declination des Substantives und Adjectives nicht immer ausreicht, sondern auch jedes andere Nennwort noch manche Eigenthümlichkeit hat. Selbst wenn man den Namen der Declination nur auf die Zahl- und Fallform der Substantive beschränkt, ohne Rücksicht auf die Motive des Geschlechtes und die Steigerung der Adjective, auf die Zeit- und Verbalformen der Infinitive und Participe, auf die mancherlei Zahl-, Person- und Sachverhältnisse der Zahl-, Person- und Deutewörter zu rechnen, sind doch die Arten der Abwandlung meist so verschieden, daß auch bei der Aufzählung mehrer Declinationen noch allerlei Anomala und Heteroklita, d. h. abweichend

*) Cap. 2, 13. X. (II. 28.) *de appellat.* Clem. 3. (II. 12.) *eod.*

und verschiedenartig declinirte Wörter übrig bleiben. Die rohste Art der Declination findet sich in den einsylbigen Sprachen, welche die Abwandlung der Begriffe eines Nennwortes nur durch vor- oder nachgesetzte Wörter andeuten. Ebendieses thun auch einige mehrsylbige Sprachen, wie die malayische und mantschurische, wovon jene die am meisten hervorstechenden Casus durch Präpositionen, den Plural aber durch Verdoppelung bezeichnet, z. B. orang orang für Männer oder Menschen, diese hingegen zur Bezeichnung des Plurals und verschiedener Fallformen von allerlei Postpositionen einen solchen Gebrauch macht, daß man sie mit den Endungen unserer Sprache vergleichen kann. Wie die letztere Sprache sich dem Charakter der occidentalischen nähert, so kann man erstere als das Vorbild der sogenannten orientalischen Sprachen betrachten, in welchen die Präpositionen zu proklitischen Vorsätzen werden, mithin auch die Possessiv-Pronomina, welche die malayische Sprache den Substantiven nachsetzt, wie rumoh ku, mein Haus, durch Enklisis zu solchen Endungen sich gestalten, wie man sie in der hebräischen Sprache findet. Weit roher erscheint in dieser Hinsicht die tagalische Sprache auf den Philippinen, welche keine Possessiv-Pronomina hat und die verschiedenen Casus nur durch viererlei Form eines Artikels bezeichnet, welchen in der Mehrzahl das Wort manga beigefügt wird, wie ang mang tavo, die Menschen.

Wie mannigfaltig die Declination bei vorgesetzten Partikeln werden könne, zeigen die semitischen Sprachen, besonders die arabische, welche außer den besondern Pluralformen für das männliche und weibliche Geschlecht noch 25 andere Formen hat, um eine größere oder kleinere Menge zu bezeichnen, welches man den gebrochenen Plural nennt. Auf eine andere Weise hat die japanische Sprache, welche die Casus durch nachgesetzte Partikeln bezeichnet und so wenig ein Geschlecht unterscheidet, daß sie das natürliche Geschlecht der Thiernamen nur durch ein vorgesetztes wo für das männliche, und me für das weibliche Geschlecht andeuten kann, die Declination sehr vervielfacht. Denn die Complimentensucht der Japaner hat mit Ausnahme des Vocativs, welchen das Wort icani vorgesetzt wird, die nachzusetzenden Partikeln nach dem Stande der Sprechenden so unterschieden, daß es zweierlei Partikeln des Genitivs und Dativs, dreierlei des Ablativs und fünferlei des Nominativs und Accusativs gibt, welche den viererlei Partikeln des Plurals noch nachgesetzt werden. Die Adjective erleiden außerdem noch mancherlei Veränderungen in Verbindung mit Substantiven und Verben; am mannigfaltigsten sind jedoch die persönlichen Pronomina, da man nach der Würde des Sprechenden oder des Gegenstandes 8 Wörter für die erste, 13 bis 14 für die zweite und 6 für die dritte Person unterscheidet. Wieder auf eine andere Weise verfährt die Quichua-Sprache in Peru, welche ebenfalls kein Geschlecht unterscheidet, und mit Ausnahme des Vocativs, welchem a oder ya vorgesetzt wird, und des Duals, welchen der Vorsatz purap oder purapnin andeutet, die Fallformen durch Endungen bezeichnet, die auch der allgemeinen Pluralendung cuna angehängt werden. Wenn Zahlwörter vor den Substantiven stehen, braucht man gar keine Pluralform zu setzen, und zur Andeutung eines collectiven Sinnes wird das Wort verdoppelt; gleichwol gibt es sieben Endungsarten des Plurals, durch deren Zusammensetzung noch sieben andere Ausdrucksweisen des Plurals entstehen. Denn zu der allgemeinen Pluralendung cuna kommen noch sechs andere, deren eine bei Theilen eines Ganzen, zwei, wenn mehre unter einander etwas thun, drei bei Adjectiven im Falle einer Vergleichung üblich sind. Die Adjective werden, die Steigerungsformen und andere Endungen abgerechnet, durch welche eine Verneinung, Ähnlichkeit, Bestimmung oder Geschicktheit wozu bezeichnet wird, nicht weiter declinirt, außer wenn sie substantivisch gebraucht werden; in diesem Falle wird aber selbst der Genitiv weiter fortdeclinirt, welcher oft des Adjectivs Stelle vertritt. Die Possessiv-Pronomina werden, wie die Pluralendung, zwischen die Substantive und ihre Casusendungen eingeschoben.

Die zuletzt angeführte Bemerkung zeigt, daß die persönlichen Beziehungen ebensowol bei enklitischen Anhängseln, als bei proklitischen Vorsätzen der Fallformen durch besondere Endungen bezeichnet werden können; merkwürdig ist es aber, daß die Sprache der Wotjaken in Sibirien den Substantiven nicht nur besondere Possessiv-Pronomina vorsetzt, sondern diesen auch, wie den damit verbundenen Substantiven, verschiedene Endungen gibt, so daß daraus sechs verschiedene Declinationen entstehen, deren noch größere Vervielfachung die Geschlechtslosigkeit der Substantive verhütet, z. B. munam Pi, mein Sohn, Gen. mitlam Pilen; tunad Pied, dein Sohn, Gen. tunad Piedlen; solen Pies, sein Sohn, Gen. solen Piesten; milaem Pimii, unser Sohn, Gen. milaem Pimülen; tülaed Pidii, euer Sohn, Gen. tülaed Pidülen; soäsien Pisü, ihr Sohn, Gen. soislen Pisülen u. s. w. Im Esthnischen werden die Possessiv-Pronomina durch den Genitiv des Personal-Pronomens ausgedrückt; dasselbe geschieht zum Theil auch im Finnischen und Lappischen, zum Theil gebraucht man aber durch alle Casus kleine Pronominal-Anhänge, von welchen man im Finnischen auch die Personalendungen der Vollwörter ableitet, so wie sie bei Infinitiven die Nothwendigkeit der Handlung bezeichnen, z. B. gehen mein für ich muß gehen. Dieserwegen können jene Pronominalanhänge bei Verben nicht, wie im Hebräischen, den Accusativ bezeichnen, sondern es müssen in diesem Falle die Pronomina auf gewöhnliche Weise durch alle Casus declinirt werden. Im Ungrischen trit bei Plural-Substantiven zwischen diese und den Pronominalanhang ein i, und oft wird dem Substantive noch das Personal-Pronomen auf eine ganz eigene Weise nebst dem bestimmten Artikel vor- und nachgesetzt. Wenn man z. B. Mi Atyánk für unser Vater spricht, so scheint es, als wäre von miénk, welches der Genitiv von mi oder mink (wir) ist, die erste Hälfte dem Nennworte Atya (Vater) vor, die andere nachgesetzt; doch sagt man auch blos Atyank, ohne den Vorsatz mi, wie atya miénk im Vocativ, wogegen im Nominativ noch der Artikel à (vor Vocalen az) vortrit,

z. B. à te neved, *dein Name*, von nev, *Name*, und tied, *dein*, welches hier wieder getheilt scheint, wiewol in à te orszagod, *dein Reich*, die Endung verschieden lautet, wie tied az orszag, *dein ist das Reich*. Auch Präpositionen setzt man zwischen, wie mi ellenünk, *wider uns*, von ellen, *wider*; wogegen man auch blos nékünk spricht für minékünk, *uns*, im Dativ des Plurals. Wie die Casusendungen gebildet werden, sieht man aus à mi vetkeinkot, *unsere Fehler*, von vetek, *Fehler*, im Acc. Pl. Vetket.

So mannigfaltig sich die Possessiv-Pronomina mit den Substantiven verbinden, so vielgestaltig wird die Declination durch die verschiedene Behandlung der *Artikel*. Wie auch eine gebildete Sprache den Artikel gänzlich entbehren könne, lehrt die *lateinische* Sprache; wie jedoch die Sprache durch Einführung des Artikels noch weit vollkommener werde, zeigt die *griechische*. Wie diese, hat die *teutsche* Sprache den Nennwörtern besondere Artikel vorgesetzt, aber die Declination der Beiwörter danach verschieden behandelt, und dafür auf andere Endungen der Beiwörter und Hauptwörter, welche die Sprache ursprünglich mit der lateinischen und griechischen gemein hatte, so wenig Werth gelegt, daß die *englische* Sprache sie fast gänzlich abgeworfen hat, indem sie die Fallformen nur durch Präpositionen unterscheidet. Eben dieses haben die *Töchtersprachen des Lateinischen* bei der Einführung des Artikels gethan, so daß sie außer der verschiedenen Plural- und Geschlechtsbezeichnung die Declinationen nur nach dem verschiedenen Gebrauche des Artikels unterscheiden. Mit einer sonst sehr ähnlichen Declinationsweise verband die alte *keltische* Sprache die Eigenthümlichkeit eines Lautwechsels zu Anfange der Wörter, welche man in keiner andern europäischen Sprache bemerkt, aber noch in allen Zweigen des Keltischen, im Irischen, Galischen, Wälischen, Cornischen und Bretonischen, mehr oder weniger findet. Die *baskische* Sprache hat nichts der Art, dagegen eine andere Eigenthümlichkeit, daß sie durch Anhängung des Artikels aus den Genitiven neue Nominativformen bilden kann, welche sie nicht nur durch alle Fall- und Zahlformen declinirt, sondern auch bis zu einer auffallenden Länge auszudehnen im Stande ist. Übrigens hat die baskische Sprache zwei verschiedene Arten zu decliniren, mit oder ohne Artikel, welchen sie zwischen den Wortstamm und die Endung setzt. Wahre Casus mit verschiedenen Endungen hat sie nur drei, den Nominativ, Genitiv und Dativ, weil der Accusativ und Vocativ dem Nominativ gleich sind, und was man unter dem Namen des Ablativs aufzählt, eigentlich nur Zusammensetzung des unveränderten Stammwortes mit einer angehängten Postposition sind; dabei besitzt aber die baskische Sprache einen besondern Nominativ für den Fall, wenn das Subject als handelnd dargestellt wird. Von der Unterscheidung eines status constructus und status absolutus liefert die *hebräische* Sprache ein Beispiel, und daß der Artikel den Nennwörtern auch angehängt werden kann, zeigt die *dänische* Sprache. Ebendieses thut die *albanische* Sprache vermittelst besonderer Endungen der verschiedenen Geschlechts- und Zahlformen, während die Adjective die Casuszeichen noch vorsetzen. Noch andere Eigenthümlichkeiten in Hinsicht des Artikels werden von mehren *afrikanischen* Sprachen angemerkt.

Was schon Varro von der *ägyptischen* Sprache behauptet, daß sie nur einen Casus habe, weil diese höchstens durch gewisse Vorsätze bezeichnet wurden, scheint auch von der *madagaskarischen* Sprache zu gelten, in welcher sich weder für die Zahl-, noch für die Geschlechtsformen irgend eine Flexion der Nennwörter zeigt, ob man gleich die Sprache wegen des Reichthums in der Bezeichnung rühmt. So haben auch in der *Loango-* und *Kakongo-Sprache* die Substantive, welche gewöhnlich auch die Stelle der Adjective vertreten, eigentlich keine Formen für Genus, Numerus und Casus, sondern drücken letztere durch Artikel aus, welche insofern den schwersten Theil der Sprache ausmachen, als nicht jeder Artikel bei jedem Substantive stehen kann. Manche Artikel stehen bei einem Theile der Wörter vorn, bei andern hinten, oder derselbe Artikel bezeichnet vorstehend diesen, nachstehend einen andern Casus. Nicht minder schwierig ist der Gebrauch der an die Substantive angehängten Artikel in der als außerordentlich sanft, fließend und biegsam gerühmten *Kongo-Sprache*, in welcher sich nach Maßgabe der Artikel, welche sie im Singular und Plural annehmen und nach Maßgabe der Anfangsbuchstaben der Substantive, welche sich, so wie in der madagaskarischen Sprache nach den Vorsätzen, so hier nach der Anfügung der Artikel oft ändern, die Substantive in acht Klassen theilen. Dabei haben die Eigennamen und die Benennungen der Menschen und Thiere keine Artikel, wenn sie mit Verben verbunden sind; dagegen haben die Namen für Menschen und Thiere ganz eigenthümliche Artikel, wenn sie mit dem Seinsworte oder mit Adjectiven, welche immer hinter dem Substantive mit zwischengesetztem Artikel oder Demonstrativ-Pronomen stehen, in Verbindung gebracht sind. Etwas Ähnliches bemerkt man in der *Yarura-Sprache* des südlichen Amerika, welche in der Ebene zwischen der Meta, die auf dem linken Ufer in den Orinoko, und zwischen dem Casanare, der auf dem linken Ufer in die Meta fällt, gesprochen wird. Die Substantive können den Unterschied des Geschlechts, wie in vielen andern Sprachen, nur durch den Beisatz *Mann* oder *Weib* unterscheiden; den Numerus aber, für welche die *brasilische* Sprache ebenso wenig als die *karaibische*, eine andere Unterscheidung als durch den Beisatz *viele* oder *alle* hat, unterscheidet sich für die abhängigen Fallformen dadurch, daß an dieselben das Pronomen der dritten Person, gleichwie eine Art Artikel, hinten angehängt wird; die Casus werden außerdem noch durch Postpositionen bezeichnet. Eine Eigenthümlichkeit mehrer *amerikanischen* Sprachen ist der Unterschied der Männer- und Weibersprache, welche unter andern auch beim Pronomen sichtbar wird. Außer den verschiedenen Wörtern im Munde des einen und andern Geschlechts hat die *Moxa-Sprache* auch andere Demonstration bei abwesenden, andere bei gegenwärtigen Personen und Sachen.

Die ebenerwähnte Moxa-Sprache zeichnet sich, wie

die Maipurische, durch einen besondern Gebrauch der Personwörter aus, welcher angeführt zu werden verdient. Die Personwörter der Moxa-Sprache sind: nuti ich, piti du, ema in der Männersprache und egni in der Weibersprache er, f. esa sie, biti wir, eti ihr, eno sie. Sobald aber dieselben den Verben oder auch den Adjectiven bei ausgelassenem Seinsworte zur Bezeichnung der Personen vorgesetzt werden, erscheinen sie in der einfachen einsylbigen Form, welche zugleich vor Substantiven die Stelle der Possessiv-Pronomina vertrit, so daß nu ich oder mein, pi du oder dein, bi wir oder unser, e ihr oder euer bedeutet; nur die dritte Person wird durch ti sowohl für er und sein, als für sie und ihr bezeichnet und im Plural trit die Endung ono ans Wort, welche auch die erste und zweite Person des Plurals annehmen können. Daß dieses ti für er dieselbe Sylbe sei, welche den übrigen Personwörtern angehängt wird, zeigt der Umstand, daß bei den Verben die dritte Person auch durch ma, im Plural na, wie in der erwähnten Männersprache, bezeichnet wird. Auch führt Hervas das weibliche suiya ihr Vater und männliche maiya sein Vater von piiya dein Vater an, woher das Vaterunser mit biya beginnt. Übrigens lautet auch der Vocal der Pronominal-Vorsätze bei den Verben nach Moden und Conjugationen, deren zwei auf ro und co sind, verschieden, und die Possessive hängen für sich allein stehend der kürzern Form der Sylbe jèe an, z. B. nujèe meinig, pijèe deinig, majèe in der Männersprache und nijèe in der Weibersprache seinig, f. sujèe ihrig, bijèe oder bijèenò unserig, ejèe oder ejèenò eurig, najèe oder najèenò ihrig. Hiemit stimmen die Personwörter der maipurischen Sprache zusammen, als: naja ich, pia du, ia er, f. juga sie, naja wir, nia ihr oder sie für beide Geschlechter der Mehrzahl, nebst den für sich allein stehenden Possessiven: nuche meinig, piche deinig, juche ihrig (sein wird in Bezug auf eine bestimmte Person nicht ausgedrückt); uaiche, veche oder uajùche unsrig, niche eurig und ihrig; man darf nur den Wechsel des h und j, und die spanische Aussprache des bi als ui nicht übersehen. Vor Substantiven stehen sie in folgender Abkürzung: nuàni mein Sohn, piàni dein Sohn, àni sein Sohn, f. juàni ihr Sohn, vaàni unser Sohn, niàni euer und ihr Sohn; und gerade so lauten die Vorsätze der Verbe, bei denen ebenfalls die dritte Person des männlichen Geschlechts in der Einzahl unbezeichnet bleibt. Indem man nun diesen Vorsätzen noch die Sylbe ca vorsetzte, so entstanden daraus die Personwörter: canà ich, capi du, che er, f. cau sie, cavi wir, cani ihr und sie. Hieraus erklärt sich die Endung männlicher Substantive auf chè, wie tumèteche Knabe, und weiblicher auf cau, wie capecau, alte Frau. Die Substantive enden sonst den Plural auf ne oder tepè; wenn aber das Substantiv mit einem Possessive zusammengesetzt ist, auf ni oder ani.

Man sieht aus dem bisher angeführten zur Genüge, wie verschiedenartig der Begriff der Declination in verschiedenen Sprachen sei, und man wird es nun um so leichter sich erklären, wie die teutsche Declination bei aller ursprünglichen Verwandtschaft mit der griechischen und lateinischen dennoch allmälig einen ganz verschiedenen Charakter angenommen hat. Während die griechische Dichter- und lateinische Rednersprache, um desto mehr Freiheit in veränderter Wortstellung zu gewinnen, die Verschiedenheit der Declination von der äußern Form des Wortes abhängig machte, hielt die teutsche Denkersprache fester an der Bedeutung des darin enthaltenen Begriffes, und gab den fremden und heimischen Wörtern, den Eigen- und Gemeinnamen, den ursprünglichen Adjectiven und Substantiven eine mehr oder weniger verschiedene Declination, sowie sie die Adjective selbst, ohne alle Rücksicht auf die Wortform, blos nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Artikels verschieden declinirt. Nur das hat die teutsche Sprache mit der lateinischen und griechischen in Hinsicht auf die Declination gemein, daß sie gleich ihnen zwischen Stamm- und Sproßformen unterscheidet, obgleich wieder in der teutschen Sprache der Umlaut in der Mehrzahl ein besonderes Unterscheidungszeichen der Stammform ist, in der lateinischen und griechischen Sprache dagegen bei der Sproßform, gerade wie bei der Conjugation, ein bleibender Charaktervocal an die Stelle des veränderlichen Bindevocales trit. Die Stammform schied zuerst nur ein persönliches Geschlecht vom sächlichen aus, welches die Sproßform wieder in ein männliches und weibliches theilten. Als Muster der Stammdeclination ist das Fragwort zu betrachten, welches griechisch τίς, τί, oskisch pis, pit, lateinisch quis, quid, ostgothisch hwas, hwa für hwata, altnordisch hvar, hwat, hochteutsch wer, was, lautet, und dem als Demonstrativ griechisch ἴς, ἴ, lateinisch is, id, ostgothisch is, ita, althochteutsch ir, iz, neuhochteutsch er, es entspricht. Von dem letztern Worte bildete sich im Ostgothischen der Plural eis, ija, und daß dieser im Griechischen und Lateinischen ursprünglich ähnlich lautete, beweiset das uralte Zahlwort τρεῖς, τρία, umbrisch tris, trija, welches man als Muster der Stammform für den Plural ansehen darf, wie δύω, lateinisch duo für den Dual. Eben dieser Dual ist ein Beweis, daß man ursprünglich nur drei Casus unterschied, indem der Accusativ und Locativ dem Nominative, der Genitiv aber dem Dative gleichlautete. Der Ablativ der lateinischen Sprache ist nur eine Nebenform des Dativs, wozu sich noch ein Vocativ auf i, pl. is gesellte, wie im Ostgothischen und andern altgermanischen Sprachen ein Instrumentalis; daß aber der Genitiv von allen Casusformen zuletzt sich bildete, zeigt nicht nur das vielfältig Abweichende seiner Formen, sondern auch der Mangel desselben in den lateinischen und teutschen Personwörtern, wo man das Possessiv zu seiner Ergänzung benutzt. Auch gebrauchte man nach Homer die älteste Form des Dativs auf φι zuweilen für den Genitiv.

6) Den Gleichlaut des Nominativs, Accusativs und Vocativs hat noch das sächliche Geschlecht erhalten, wie der Plural der Stammform in der lateinischen Sprache; und weil auch der Plural teutscher Wörter jene Casus nicht unterscheidet, so lauten dieselben Casus auch im Singulare des weiblichen Geschlechts, wel-

ches die Sproßform offenbar den Plural des sächlichen Geschlechts nachgebildet hat, durchaus einander gleich. Nur in diesen gleichen Casusformen schied man das sächliche Geschlecht vom männlichen, den Dativ und Genitiv bildete man für beide Geschlechter gleich. Auf die Unterscheidung eines Accusatives vom Nominative scheinen zuerst die Personenwörter geführt zu haben, deren Geschlechtslosigkeit außer dem obengenannten Demonstrative, welches zur Bezeichnung der dritten Person gebraucht wurde, ihren alten Ursprung verräth. Als die ältesten Formen dieser Personenwörter muß man, nach den ältesten Personenformen griechischer Verba zu schließen, μὶ und σὶ oder τὶ, im Plural μίς und σίς oder τίς betrachten; denn daß das älteste Zeichen des Plurals sowol als des Singulars im männlichen Geschlechte ein ς war, davon haben sich die Spuren in allen der hier berücksichtigten Sprachen erhalten. Wenn das sächliche Geschlecht der griechischen Sprache schon auf ein σ ausging, so verlängerte man im männlichen Geschlechte den vorhergehenden Selbstlaut, welches dann auch für den Plural vor is die Form eis erzeugte, woraus durch verschiedenen Vorsatz im Griechischen die Pluralformen ἡμεῖς und ὑμεῖς hervorgingen. Der Umstand, daß die Lateiner ihre Pluralformen nos und vos aus den griechischen Dualformen νώ und σφώ bildeten, beweist für das ältere Dasein des Duals; die teutschen Pluralformen wir und ihr entstanden aus dem ostgothischen weis und jus, deren Dual wit und git lautete. Erwägt man nun die Gleichheit des Dativs und Accusativs in den Pluralformen uns (vermuthlich aus uins entstanden) und euch für juch; so darf man wol annehmen, daß man bei der ersten Ausscheidung des Accusativs denselben den Dativ gleich bildete, bis man anfing, von zwei verschiedenen Formen, die eine für den Dativ, die andere für den Accusativ zu bestimmen, wie im Ostgothischen mis für mir, mik für mich, thus für dir, thuk für dich, obwol die Teutschen für sis und sik noch blos sich sagen. Daß die Griechen ebenso ursprünglich μαί, σαί, τ-αί zugleich als Dativ und Accusativ von den ältesten Formen μὶ, σὶ, τ-ὶ gebrauchten, beweisen ihre reflexiven Verba. Die Lateiner bildeten daraus ihre Accusative me oder mehe, te und se, vor welchen sie darauf die Dative mi oder mihi, tibi, sibi ebenso unterschieden, wie die Griechen ἐμίν, τίν, ἴν, und im Plural ἄμμιν, ὔμμιν, σφίν oder ἄμμι, ὔμμι, σφὶ von ἐμέ, τὲ oder σὲ und ἕ, ἄμμε, ὔμμε, σφέ, obwol sich noch νίν oder μίν als Accusativ für alle Geschlechts- und Zahlformen erhalten hat, und in der Sproßform der Substantiv ν das Zeichen des Accusativs, wie ι des Dativs ward.

Das griechische Schluß-ν wurde im Lateinischen zu m, welches auch die Sproßformen des sächlichen Geschlechts statt des ursprünglichen d oder t annahmen; und die Lateiner ließen auch die Stammform der Accusative auf m ausgehen, welches sich vor dem s des Plurals ebenso verlor, wie im Griechischen ας aus αν und ους aus ον ward. Die ostgothische Sprache bildete von den Accusativen des Singulars ahman, gagukon, hairto, welchen die Dative ahmin, gagukon, hairtin in den drei verschiedenen Geschlechtern beiwörtlicher Substantive entsprachen, die Accusative und Nominative des Plurals ahmans, gagukons, hairtona. Diese letztere Neutralform wählten die Griechen zum persönlichen Accusative des Singulars in der Stammform, wie τίνα von τίς, woraus wieder der Dativ τινὶ und der Genitiv τίνος für die ursprünglichen Formen τέο und τέος hervorgingen. Hieraus erklärt sich die Entstehung der griechischen Declinationen, aus welchen sich wieder die lateinischen leicht ableiten lassen, indem man für die Stammdeclination im Singular die Formen ος, ι, ν, für die Sproßdeclinationen dagegen die Formen ος, ι, α wählte, welchen man für die männlichen Wörter ein ο oder ω, für die weiblichen ein α vorsetzt. Die Lateiner, die auch in der Stammdeclination is für ος eintreten ließen, bezeichneten auch den Genitiv durch i, vor welchem sie in den männlichen Formen das o, wie im Dativ umgekehrt das i wegließen; die Griechen wählten dagegen für die weiblichen Formen auf α zum Zeichen des Genitivs ein ς, welches man auch in dem lateinischen Worte familias findet. Statt dieses einfachen ς herrscht in den lateinischen Demonstrativen und Relativen, sowie in dem Zahlworte unus die Endung ius vor, welche den äolischen Genitiven ἐμοῦς, τεοῦς, ἑοῦς, oder den dorischen ἐμέος, τέος etc. entsprechen. Es wäre möglich, daß man hier beiderlei Casuszeichen des Genitivs ιο und ος vereinigt habe; am besten leitet man jedoch die Casuszeichen ος und ι aus den Adverbialformen auf die Frage woher? und wo? ab, da die dorisch-äolische Form ἄλλοθα leicht in alius, ἄλλοθι oder alibi in alii übergehen konnte. Für diese Ansicht sprechen wenigstens die homerischen Formen ἐμέθεν, σέθεν, ἕθεν, und die lateinischen Formen mihi, tibi, sibi, nebst der epischen Endsilbe φι oder φιν, aus welcher im Lateinischen zuerst die Pluralformen nobis, vobis mit angehängtem s, dann die Dative auf bus, wie quibus für queis hervorgingen. Wenn sich aber die griechischen Pluralformen τίνες, τίσι für τίνοι oder τέοις, und τίνας vom Singular durch den Zusatz eines ς unterscheiden, so haben dagegen die Genitive τίνων oder τέων zum Beweise ihres spätern Ursprungs ein ν erhalten.

Die teutschen Casusformen wer, weß, wem, wen mögen gleichen Ursprung mit den lateinischen quis, cujus, cui, quem gehabt haben, da sich ihre geringen Abweichungen leicht durch Lautwechsel erklären lassen; nur die Pluralformen die, derer, denen, die, welche wol eigentlich sächlichen Geschlechts sind, scheinen aus dem Singulare auf eine eigenthümliche Weise ausgebildet zu seyn, wie denn auch die Declination der Adjective im Hochteutschen unserer Sprache eigenthümlich ist. Während die teutschen Adjective als Prädicate gar nicht, und als Attribute, je nachdem schon eine Bestimmung vorangegangen oder nicht, verschieden declinirt werden; haben die Griechen und Lateiner die Declination der Adjective den Substantiven analog gebildet, und sie gleich diesen nach Stamm- und Sproßform unterschieden. Die Stammform der griechischen und lateinischen Adjective unterscheidet nur ein persönliches und sächliches Geschlecht, welche noch dazu den Genitiv und Dativ, sowie im Lateinischen auch den Ablativ mit einander gemein ha-

ben, und zumal in der lateinischen Sprache, oft selbst den Nominativ und Vocativ des Singulars nicht unterscheiden. Beide Geschlechter der Stammform gehörten daher einer und derselben Declination an, sowie auch bei einigen lateinischen Adjectiven auf ris, re, durch Metathesis geschaffene Form auf er, welche man allmälig als blos männlich zu betrachten anfing. Die Griechen schoben aber in viele Adjective dieser Art eine weibliche Form auf α ein, welche im Lateinischen nur der Sproßform angehört, wenige Pronomina, wie is, ea, id abgerechnet, welche auch den ganzen Plural, wie den Accusativ des Singulars, nach der Sproßform umgestalteten, oder wie bei qui, quae, quod auf willkürliche Weise Stamm- und Sproßform durch einander mengten. Daß jene weibliche Form auf α aus der Mehrzahlsendung des sächlichen Geschlechts hergenommen ward, lehrt die ähnliche Verfahrungsweise der teutschen Sprache in er, sie, es; die Griechen gaben aber der weiblichen Endung einen Umlaut, indem sie entweder γλυκία in γλυκέη oder γλυκεῖα umschufen, oder τα mit σα vertauschten, so daß πάντα zu πᾶσα, ἑκόντα zu ἑκοῦσα, χαρίεντα zu χαρίεσσα u. s. w. wurde. In der Sproßform unterschied man, da das sächliche Geschlecht nur für die drei gleichen Casus eine abweichende Endung erhielt, vorzüglich das männliche und weibliche Geschlecht, und gab jenem mit dem sächlichen den Charaktervocal o, diesem α. So bildeten sich aus den Adjectiven auf ος, α, ον, lateinisch us, a, um, die erste und zweite Declination, wie aus der Stammform die dritte hervorgegangen war. Die Griechen ließen jedoch bei vielen Adjectiven die männliche Form ος zugleich als weiblich gelten, und bildeten umgekehrt auch in der ersten Declination männliche Formen auf ας oder ης. Da übrigens der Comparativ lateinischer Adjective der Stammform, der Superlativ dagegen der Sproßform angehört, so erkennt man daraus des letztern spätern Ursprung. Die Griechen, welche im Comparativ neben der Stammform auf ων, ον auch die Sproßform auf τερος einführten, declinirten doch die Superlative beider Formen auf στος und τατος nach der Sproßform.

Wie man bei den griechischen und lateinischen Adjectiven eine Stamm- und Sproßform unterscheiden muß, so auch bei den teutschen **Substantiven**, bei welchen sich die Stammform, wo es möglich ist, durch den Umlaut im Plurale kenntlich macht, während der Singular beider Formen völlig gleich lautet, da sich dessen Declination nur nach den Geschlechtern unterscheidet, indem das Femininum, mit Ausnahme der aus dem Plural des Neutrums entlehnten Artikel **die** und **der**, gar nicht, das Neutrum aber, mit Ausnahme des dem Nominative gleichen Accusatives, ganz wie das Masculinum flectirt wird. Im Plural ist die Declination aller drei Geschlechter gleich; nur bildet sich der Nominativ bei jedem Geschlechte nach der Stamm- und Sproßform verschieden. Bei beiden liegt das männliche Geschlecht zum Grunde, dessen Pluralendung daher nur e, sowol mit als ohne Umlaut ist; denn die Endung en gehört nur den aus Adjectiven hervorgegangenen Substantiven an, welche man mit den übrigen nicht in eine Klasse bringen darf, obwol es einzelne **Anomala** gibt, wie **Herz** und **Schmerz**, die im Plural eine Adjectivendung annehmen. Da sich nun dem Obigen zufolge in der Stammform nur das sächliche, in der Sproßform aber das weibliche Geschlecht durch eine besondere Endung ausscheidet, so hat das sächliche Geschlecht neben der Stammform auf er eine Sproßform auf e, das weibliche Geschlecht dagegen neben der Stammform auf e eine Sproßform auf en, wodurch sich zugleich ergibt, daß die Endungen auf en spätern Ursprunges sind, wie die Endung ον für o in dem sächlichen Geschlechte griechischer Adjective. Daß man diese einfache Theorie der teutschen Substantivdeclination, nach welcher der Singular die Geschlechter, der Plural aber noch eine Stamm- und Sproßform unterscheidet, wovon im männlichen Geschlechte sowol die Stamm- als Sproßform auf e, im weiblichen Geschlechte aber die Stammform auf e, die Sproßform auf en, und im sächlichen Geschlechte die Stammform auf er, die Sproßform auf e ausgeht, so lange verkannt hat, ist blos dem Umstande zuzuschreiben, daß es außer den schon erwähnten Anomalen auch **Heterogenea** gibt, welche im Plural das Geschlecht verändern, und daher eine scheinbar abweichende Endung annehmen, wie **Männer**, **Götter**, **Geister**, die man ihres Singulars wegen für männlichen Geschlechts hielt, da sie doch ihrem Begriffe nach, worauf die teutsche Verstandessprache vorzügliche Rücksicht nimt, eben sowol sächlichen Geschlechts sind, als **Weiber** und **Menscher** im gemeinen Provincialgebrauche. Auch gibt es scheinbare Sproßformen, die dennoch im Plural als Stammformen behandelt werden, wie die Zusammensetzungen mit **thum**; aber alle diese scheinbaren Anomalien stoßen die oben angegebene Unterscheidung der Stamm- und Sproßform, die vielmehr eine Menge scheinbarer Willkürlichkeiten unter eine feste Regel bringt, nicht um. (*Grotefend.*)

Declination und Declinationskreis s. Abweichung.

DECLINATORIUM. Ein Instrument, welches dient, den Winkel einer Ebene mit dem Horizonte (ihre Neigung) und ihren Winkel mit der Mittagsfläche (ihre Abweichung) zu bestimmen.

Es ist dasselbe ein Halbkreis (Fig. 10. Gnomonik, s. Thl. II.) in seine Grade getheilt, auf einer Tafel ABCD, welche dick genug seyn muß, um sie mit Sicherheit an eine Ebene zu legen. Um die Neigung einer Ebene IK gegen den Horizont KL zu finden, befestigt man an einem Stifte F einen Faden mit einem Gewichte, und legt die Seite CD an IK so, daß der Faden den Rand des Kreises berührt. Der spitze Winkel EFG, den der Faden FG mit EF macht, ist alsdann die gesuchte Neigung IKL. — Man kann sie auch durch eine Setzwage mit einem Gradbogen finden.

Um die Abweichung einer Ebene KL von der Mittagsfläche GH zu bestimmen, befestige man am Stifte F ein bewegliches Lineal FG, dessen Mitte auf FE zu liegen kommt, und welches am Ende G eine Boussole trägt, deren Nordpunkt über der Mitte des Lineals ist. Alsdann legt man AB an die schief stehende Fläche und stelle an den Rand BD eine Setzwage, um der Tafel die horizontale Lage zu geben; dies geschieht, wenn der Faden des Loths sich an die Lothrechte des Instruments an-

legt. Zuletzt dreht man das Lineal so lange hin und her, bis die Spitze der Nadel den Grad ihrer Abweichung von Norden zeigt, und also die Mitte des Lineals in der Mittagsfläche liegt; alsdann gibt der spitze Winkel AFG den Bogen des Horizonts zwischen seinen Durchschnitten mit der Mittagsfläche und der Ebene. Aus diesem Bogen und der Neigung der Ebene läßt sich ihr Abweichungswinkel finden; er ist nämlich der dritte Winkel eines sphär. rechtw. Dreiecks, in welchem eine Seite (jener Bogen) und die anliegenden Winkel bekannt sind. — Ist die Ebene senkrecht auf dem Horizonte, so ist jener Bogen auch ihre Abweichung. (S. d. Art. Gnomonik.)

Zusatz. Wenn man eine Tafel mit einem darauf senkrechten Stifte horizontal an eine Ebene legt, und den Stiftsschatten, Mittags nach einer die wahre Zeit zeigenden Uhr auf der Tafel bemerkt, so ist der Winkel zwischen dieser Schattenlinie und jener anliegenden Seite der Tafel die Abweichung der Ebene, wenn diese vertical ist, oder er gibt den vorhin genannten Horizontbogen, wenn die Ebene geneigt ist. (*Raupach.*)

DECODON, *J. F. Gmel.* Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Salicarien und der ersten Ordnung der zehnten Linné'schen Klasse. Char. Der Kelch halbkugelig, glockenförmig, ohne Stützblättchen, mit fünf aufrechten Lappen, deren Buchten hornförmig verlängert und offenstehend sind; fünf Corollenblättchen wechseln mit den aufrechten Kelchlappen ab; von den zehn Staubfäden sind fünf bedeutend länger als die übrigen; der Fruchtknoten ungestielt, fast kugelig, dreifächerig; die Kapsel vom Kelche bedeckt; die Samen sehr klein, ungeflügelt. Diese Gattung unterscheidet sich von Nesaea Commers. nur durch das Zahlenverhältniß; indem bei Nes. die Zahl 4, bei Dec. die Zahl 5 vorherrscht. Die einzige bekannte Art, D. verticillatus *Elliott.* (Sketch. I. p. 543., D. aquaticus *J. F. Gmel.* syst. 677., Lythrum verticillatum *L.* sp., Anonymos aquatica *Walt.* car., Nesaea verticillata *Humb.* B. et K. nov. gen.), wächst in den Sümpfen von Nordamerika als ein perennirendes, feinbehaartes Kraut mit gestielten, lanzettförmigen, gegenüberstehenden oder dreizähligen Blättern, vielblumigen an der Basis mit zwei Stützblättchen versehenen Blüthenstielen und wirbelförmig-zusammengehäuften, purpurrothen Doldentrauben. (*A. Sprengel.*)

Decompositio s. Zersetzung.

DECOMPOSITA oder mehrfach zusammengesetzte Wörter bestehen eigentlich, wie das Wort Decompositum selbst, nur aus zwei Theilen, wovon jeder aber schon vorher zusammengesetzt seyn kann; so daß vier oder noch mehr Wörter mit einander zusammengesetzt erscheinen. So ist zwar das Wort Decompositum aus drei Präpositionen de, con und pot für ποτὶ oder πρὸς, und dem Participe situs für θετὸς erwachsen; aber zuerst ging des Particips Zusammensetzung mit der in Vergessenheit gerathenen Präposition pot in ein einfaches Particip von pono für posino über, dann ward dessen Zusammensetzung mit con noch einmal mit de zusammengesetzt. Nur durch Zusammenstellung oder Opposition gleichartiger Begriffe kann ein Wort aus drei oder mehr Theilen zugleich erwachsen, wie Quintilians I, 5, 67. Suovetaurilia aus sue, ove, tauro, und die roth-schwarz-goldene Fahne der neuesten Zeit; aber bei der eigentlichen Zusammensetzung oder Composition verschiedenartiger Vorstellungen treten immer nur zwei Theile zusammen, deren einer den andern näher bestimmt, sei es, daß ein einfaches oder ein zusammengesetztes Wort zu einem andern einfachen oder zusammengesetzten Worte tritt, wie in Hof-Baurath und Wegbau-Rath, Abend-Mahlzeit und Abendmahl-Zeit für Zeit des Abendmahls. Nur selten ist die Art der Zusammensetzung gleichgiltig, wie in Abendsonnenschein, welcher sich gleich gut als abendlichen Sonnenschein oder als den Schein der Abendsonne erklären läßt: in den *meisten* Fällen entspringt aus der verschiedenen Zusammensetzungsart gleicher Wörter ein so wesentlicher Unterschied der Bedeutung, daß es die Deutlichkeit erfodert, die Art der Zusammensetzung durch Verbindungsstriche anzudeuten, wie wenn man einen Landbau-Meister von einem Land-Baumeister, oder einen Oberfeld-Jäger von einen Ober-Feldjäger unterscheiden will. Hier leisten die Verbindungsstriche dem Auge, was die verschiedene Art der Betonung dem Ohre sagt: doch da der Ton gar mannigfaltig seyn kann, die Verbindungsstriche aber sich immer gleich sind, so ist die Verdeutlichung für das Ohr durch den Ton viel größer, als die, welche die Verbindungsstriche dem Auge gewähren, wie in splitter-fasel-nackt und Mutter-Gottes-Bild nur der Ton andeutet, daß in dem ersten Worte splitter ein neuer Zusatz zu faselnackt, im letztern aber Bild zu Mutter Gottes sei, welche Redensart hier als einfaches Wort genommen wird. Die Verbindungsstriche deuten meist nur heterogene Bestandtheile der Zusammensetzungen, wie in Großherzoglich-Meklenburg-Schwerinscher General-Feld-Zeugmeister, während der Ton die Art der Zusammensetzung näher bestimmt, wie in Ober-Hof-Marschall-Amt, wiewol es sich nicht leugnen läßt, daß durch den langen Gebrauch eines Wortes die Betonung auch unrichtig werden könne, wie in funkel-nagel-neu, wo man eigentlich Funkelnagel zu einem Ganzen verbinden sollte, statt das Wort ebenso, wie splitter-fasel-nackt zu betonen. Wenn ganze Redensarten zu einfachen Substantiven erhoben werden, so fallen die Verbindungsstriche weg, man mag das Ganze wie ein einzelnes Wort schreiben, z. B. Saufaus, Springinsfeld, ein Denkanmich, Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, oder in getheilten Worten darstellen, z. B. der Gott sei bei uns. Auf die letzte Weise pflegte der Grieche ganze Sätze durch den Artikel zu Einem Begriffe zu erheben, auf jene Weise aber ohne alle Verbindungsstriche selbst die längsten Wörter zu schreiben, die durch besondere Bindevocale in ein Ganzes verschmolzen waren, wie *ὀλεσιαυλοκάλαμος λαλοβαρυπαραμελορυθμοβάτας* bei Athen. XIV, 8., oder das auch von Voß in der Übersetzung nachgeahmte 76sylbige Wort am Ende der Ekklesiazusen bei Aristophanes. Wie schon der Gebrauch der Composition in verschiedenen Sprachen sehr verschieden ist, so sind es noch mehr die Decomposita. Während die rohern Sprachen Nordamerikas die Zusam-

mensetzungen der Begriffe in solchem Maße lieben, daß sie den Ableitungsformen asiatischer und europäischer Sprachen gleichen, war in der gebildeten lateinischen Sprache die Composition so beschränkt, daß Decomposita fast nur mit Präpositionen gebildet werden konnten, und die Versuche des Pacuvius, Wörter, wie *repandirostrum*, *incurvicervicum* pecus, Quint. 1, 5, 62. in die Sprache einzuführen, keinen Beifall fanden. Die romanischen Sprachen haben durch Abwerfung vieler unterscheidender Flexionen die Composition noch mehr beschränkt, wogegen es in der einsylbigen Sprache der Chinesen schon die Verdeutlichung des Gesagten erfodert, allerlei Composita zu bilden, selbst da, wo in gebildeteren Sprachen ein ganz einfaches Wort zur Bezeichnung des Begriffes hinreicht. Sowie die Chinesen ihre Schriftzüge aus mehren Charakteren so zusammensetzen, daß der zusammengesetzte Schriftzug eine Art von Definition des bezeichneten Begriffes enthält, wie z. B. der Schriftzug fuh für höchste Glückseligkeit aus den Charakteren schin, Geist, ji, eins, kuh, Mund, und tien, angebauetes Feld, gleichsam höchstes Besitzthum in Einheit des Gedankens und Wortes; so fügen sie zu Fuh, Vater, noch das Wort tschin, Verwandtschaft, um durch die Zusammensetzung Fu-tschin die Verwechselung mit irgend einem andern ähnlich lautenden Worte zu vermeiden. Ja! da es ihnen an aller Flexion der Wörter gebricht, so müssen sie durch Composition und Decomposita alles ersetzen, was mehrsylbige Sprachen durch Derivation erreichen. So fügen sie z. B. zu go oder ngo, ich, das Zeichen des Genitivs tié, um durch die Zusammensetzung ngo tié das Possessivum mein zu bezeichnen; mithin können sie, da sie den Plural wir durch ngo men, ich, ander, ausdrücken, das Possessivum unser nur durch das Decompositum ngomen tié bezeichnen: und auf ähnliche Weise bilden die Japanesen den Genitiv tons taschi no, der Herren, von tono taschi, Herren. (*Grotefend.*)

DECOPPET, Abraham Louis, geb. zu Chateau-d'Dex den 4. April 1706, gest. als Dekan und Pfarrer in Älen (Aigle) im schweizerischen Kanton Waadt den 10. Aug. 1785. Schon während seiner akademischen Studien zu Lausanne und Genf entwickelte sich sein Hang zur Arznei- und Kräuterkunde. Nach seiner Ansicht sollte jeder Landpfarrer medicinische Kenntnisse besitzen, um in ihrem ganzen Umfange die Pflichten eines Standes zu erfüllen, dessen Muster er selbst war. Die große Menge der in seinem Kirchsprengel vorhandenen Cretinen [1]), deren Namen er vom Wort Chrétien ableitete, lenkte seine Aufmerksamkeit auf diese Geschöpfe. Er sah den Mephitism der Luft als die nächste Ursache des Übels an, sowie er dafür hielt, daß Schmutz und eine unordentliche Lebensart es hauptsächlich verbreiten. Darum rieth er, die Kinder auf den Bergen erziehen zu lassen, wo reinere Luft als in den dumpfen Thälern webet, die scheußlichen Gestalten dem Blicke der Schwangern zu entziehen, und empfahl den Eltern Reinlichkeit und gute Sitten. Seine Vorliebe für die Botanik beurkundete er durch Anlegung eines Gartens, in welchem er seltene, vorzüglich Alpenkräuter zog, durch zahlreiche Excursionen auf die nahen Berge [2]), seinen Umgang und späterhin seinen Briefwechsel mit Haller, zu dessen unsterblicher Historia stirpium er wichtige Bei- und Nachträge lieferte [3]), endlich durch die mit dem Arzte Ricou in Bex gemeinschaftlich herausgegebenen in den Mémoires de la Société oeconomique de Berne. 1764. P. II. p. 127—147 abgedruckten Essai d'une collection de noms vulgaires ou patois des principales plantes de la Suisse usités dans la partie française du Pays-de-Vaud. — (Vergl. Eloge de *M. Decoppet* in Hist. et Mém. d. l. Société des sciences physiques de Lausanne. Tom. II. p. 73 u. 85.; *Bridel* Conservateur Suisse. Lausanne 1817. T. VIII. p. 362.) (*Graf Henckel v. Donnersmarck.*)

1) *G. de Razoumowsky*, Voyage minéral. dans le Gouvernement d'Aigle. Lausanne 1784. p. 133.

Decoration s. Verzierungskunst.

DECORTIREN, nennt man das Abziehen eines gewissen Theiles (½ Procent) von dem Preise einer Ware, wozu im Handel der Käufer berechtigt ist, wenn er nach geschlossenem Kaufe erklärt, gleich bezahlen zu wollen, und also auf den Vortheil, erst nach einem Monate die Zahlung zu leisten, welchem zu gewähren allgemein kaufmännischer Gebrauch ist, verzichtet. Der Abzug an der Rechnung, der auf diese Weise gemacht wird, heißt Diskort. (*Eiselen.*)

DECOSTEA. Diese sehr zweifelhafte Pflanzengattung von unbekannter natürlicher Verwandtschaft und aus der fünften Ordnung der 22sten Linné'schen Klasse, haben Ruiz und Pavon so genannt (Fl. per. p. 259.) nach dem damals lebenden Professor der Botanik zu Perpignan, Decoste-Sarradel. — Char. Die männlichen Blüthen bestehen aus einem fünfzähnigen Kelche, einer fünfblätterigen Corolle und fünf Staubfäden. Die weiblichen haben einen fünfzähnigen Kelch, keine Corolle und drei Griffel. Die einsamige Steinfrucht ist mit dem Kelche und den Griffeln gekrönt. Die einzige Art, welche sich bei Ruiz und Pavon genannt findet, *D. scandens* ist ein kletternder, chilesischer Strauch mit herzförmigen, an der Basis gezähnten und dornigen Blättern. (*A. Sprengel.*)

DECRES, Denis, Herzog, war nach der Biographie des hommes vivans zu Chateau-Vilain in der Champagne 1762, nach der Biogr. nouvelle des Contemporains aber zu Chaumont im Departement der obern Marne am 22. Juni 1761 geboren. Er stammte aus einer sehr angesehenen Familie, aus welcher schon mehre Mitglieder sich im Seedienst ausgezeichnet hatten, dem auch er sich seit seinem achtzehnten Jahre widmete, und worin auch er schon als Seekadet sich auszeichnete. In der für den Grafen von Grasse so unglücklichen Schlacht am 13. April 1781 waren mehre französische Schiffe schon in der Gewalt der Engländer, und eins, aller seiner Maste beraubt, würden sie so eben genommen haben,

2) „Incredibile est, quantum montium vir venerabilis *A. L. Decoppet* emensus sit. *Alb. v. Haller*, Hist. stirp. indigenar. Helvetiae. Praefat. p. XVII. 3) Mém. de la Soc. des phys. de Lausanne. I. p. 83. II. p. 263. *Reynier* Mém. pour servir à l'hist. nat. de la Suisse. Tome I. p. 214, 216. M. G. v. Haller Bibliothek der Schweizergeschichte. I. S. 315. Nr. 1695. Nr. 1700. II. S. 243. Nr. 912.

wenn nicht der junge Decrès sich in ein Boot geworfen und unter dem Feuer der feindlichen Flotte ihm ein Schlepptau zugebracht hätte, mittelst dessen es von einer Fregatte glücklich fortbugsirt wurde. Im J. 1786 war er Schiffslieutenant und diente zu Anfange der Revolution in Indien, wo er als Major eine Schiffsdivision befehligte. Nach seiner Rückkehr im J. 1793 ward er verhaftet und irrte flüchtig umher bis zur Zeit der Expedition nach Ägypten, bei welcher er als Contre-Admiral die Beobachtungsescadre in der Schlacht von Abukir befehligte. Er wendete sich hierauf nach Malta, zu dessen Vertheidigung er 17 Monate lang mit seiner Escadre wirkte, dann aber, um die Vorräthe der Besatzung nicht zu erschöpfen, sich zum Abzug entschloß. Im Angesicht der feindlichen Escadre machte er den Wilhelm Tell segelfertig und stürzte sich mitten in jene hinein. Wenn gleich umringt und endlich gefangen genommen, nöthigten doch der Muth und die Tapferkeit, womit er sich aufs Äußerste vertheidigte, dem Feinde Achtung ab. Nachdem er ausgewechselt worden, wurde er zum Präfekten des vierten Seearrondissement zu Lorient ernannt, und am 1. Oct. 1802 zum Seeminister. Im J. 1804 wurde er Viceadmiral, Chef der zehnten Cohorte, Großofficier der Ehrenlegion, Präsident des Wahlcollegiums der obern Marne und 1805 Generalinspector der Küsten des mittelländischen Meeres; zum Herzog aber ward er erst im J. 1813 ernannt. Mit seinem Ministerium wurde man sehr unzufrieden, besonders seit seiner Weigerung die zu Domingo geschlossenen Verträge zu erfüllen, wobei es jedoch ungewiß ist, ob er dies aus eigenem oder auf Napoleons Betrieb gethan, an welchen er stets die größte Anhänglichkeit bewies. Zum Vorwurfe hat man ihm auch gemacht, daß er in allen Zweigen des Seewesens eine zu große Ökonomie eingeführt habe, um dem Kaiser große Summen für einen Nothfall aufzusammeln. Dabei darf man aber doch nicht übersehen, daß während seiner Verwaltung 93 Linienschiffe und 60 Fregatten erbaut wurden, und daß die Arbeiten bei Cherburg und im Hafen von Antwerpen große Summen erfoderten. Er blieb Napoleon getreu, als dieser nach Elba ging, erhielt im Jahre 1815 sein Ministerium wieder und die Pairswürde, verlor aber beides nach der Rückkehr der Bourbons, und zog sich seitdem in den Schoos seiner Familie zurück. Ein Dunkel schwebt noch über seinem unglücklichen Ende. Am 23. Nov. 1820 entladete sich eine in seinem Zimmer angelegte und bis in sein Bett geleitete Höllenmaschine, die zwar ihren Zweck verfehlte, weil ein Brandgeruch ihn vor der Entladung erweckt hatte, wodurch er aber doch so stark verwundet wurde, daß er an den Folgen davon am 7. December starb. Man vermuthet, daß sein Kammerdiener der Thäter gewesen, der aber selbst zum Fenster hinausgeschleudert wurde, und bis an seinen, zwei Tage nach der Explosion erfolgtem, Tod auf seiner Aussage beharrte, daß zwei Männer ihn zum Fenster hinausgestürzt hätten. *(H.)*

Decrescendo s. musikalische Farbengebung.

DECRETALEN oder Decretalbriefe (decretales epistolae) heißen die vom Papste erlassenen Antwortschreiben auf Rechtsfragen, welche ihm über Gegenstände der Kirchendisciplin zur Entscheidung vorgelegt worden; oder, wie schon Gelasius I. auf der römischen Kirchenversamlung vom J. 494 sich ausdrückte: Epistolae, quas beatissimi papae diversis temporibus ab urbe Romana pro diversorum patrum consultatione dederunt [1].

Die Gewohnheit solcher Consultationen war für bürgerliche Rechtsangelegenheiten bereits bei den alten Römern üblich [2], und erhielt sich bis zum Untergange des römischen Reichs [3]. Um so natürlicher war es, daß man sich ihr auch im kirchlichen Leben anschloß, und den schon seit den apostolischen Zeiten, zur Erhaltung der Verbindung und Gemeinschaft unter den zerstreueten Gemeinden und Particularkirchen gepflogenen Briefwechsel dazu benutzte [4], sich durch Sendschreiben zugleich über kirchliche Streitfragen gegenseitig zu belehren. In dergleichen Fällen wandte man sich begreiflich immer nur an die angesehensten Bischöfe, und wenn die Fragen besonders wichtige Gegenstände betrafen, am liebsten an den Bischof zu Rom [5]. Dieser nahm ja in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht gleich von Anfang an eine vor den übrigen Bischöfen ausgezeichnete Stellung ein, und stand außerdem (worauf hier vorzugsweise Gewicht gelegt werden muß) in dem wohl begründeten Rufe einer ganz besondern Orthodoxie. Auch pflegte der erwähnte Briefwechsel, wenn er sich nicht auf einzelne Particularkirchen beschränkte, hauptsächlich gerade durch den römischen Bischof vermittelt zu werden [6].

So geschah es, daß eben die Lehrbriefe der Oberhirten zu Rom für das Kirchenrecht bald von ganz besonderem Einfluß wurden. — Gesetzliche Auctorität hatten sie indessen ursprünglich keinesweges; sie galten vielmehr bloß als unvorgreiflicher guter Rath [7]. Daher sagt auch unter andern Papst Gelasius in dem schon oben citirten Texte nur: „Decretales epistolae *venerabiliter* suscipiendae sunt.“ Auch deutet die Vorrede der, dem Anfange des siebenten Jahrhunderts angehörenden, Isidorischen Samlung ausdrücklich darauf hin, daß das Ansehn der römischen Lehrbriefe nur auf der Voraussetzung beruhe, die römische apostolische Kirche werde nach den von den Vätern überlieferten Regeln regirt und diese Disciplin sei in jenen enthalten [8]. — Wie hoch man indessen die Decretalen der Päpste bereits seit dem fünften Jahrhundert geachtet habe, läßt sich namentlich daraus abnehmen, daß sie in den gleichzeitigen Quellensamlungen, die doch zugleich lediglich auf den praktischen Gebrauch berechnet waren, neben den Canonen der Concilien zusammengestellt wurden. Förmliche Gesetzeskraft erlangten sie jedoch gleichwol noch lange nicht. Der Papst war nämlich noch nicht das, was er späterhin wurde [9], und obwol er nach einer gesetzgebenden Ge-

1) *Gratiani* Decret. Part. I. Dist. 15. can. 3. §. 16. 2) *Cicero* Topica cap. 17. in fin. 3) *Justiniani* Institut. Lib. I. Tit. 2. §. 8. 4) J. N. Lang Äußere Kirchenrechtsgeschichte (Tübingen 1827) §. 22. Note e. 5) L. T. Spittler Geschichte des kanonischen Rechts bis auf die Zeiten des falschen Isidorus. Halle 1778. S. 157 ff. 6) Lang a. a. O. §. 58. Note y. 7) Vergl. übrigens C. F. Eichhorn Grundsätze des Kirchenrechts (Göttingen 1831). S. 83. 84. Lang a. a. O. §. 58. Note z. Spittler a. a. O. S. 160. 8) Eichhorn a. a. O. S. 125. 9) Eichhorn a. a. O. S. 140 ff.

walt schon längst eifrigst gestrebt hatte, war es ihm in den fränkischen Zeiten doch noch nicht möglich, das Ziel selbst wirklich zu erreichen. Bedeutende Fortschritte machte er inzwischen bereits seit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts, und fand dabei vornehmlich an den pseudo-isidorischen Decretalen eine Hauptstütze. In diesen wird dem Papst Damasus I. unter andern folgendes in den Mund gelegt: „Omnia decretalia et cunctorum decessorum nostrorum constituta, quae de ecclesiasticis ordinibus et canonum provulgata sunt disciplinis, ita a vobis et ab *omnibus episcopis* ac *cunctis generaliter sacerdotibus* custodiri debere mandamus, ut, *si quis in illa commiserit, veniam sibi deinceps noverit denegari* [10]. — Es kam nur darauf an, daß diese Decretalen für echt ausgegeben, und (insbesondere durch Aufnahme in die gangbaren Samlungen der kirchenrechtlichen Quellen) überall vorbereitet wurden; wie konnte dann ein orthodoxer Christ, da Aussprüche, wie der vorstehende, sich schon bei den Päpsten des vierten Jahrhunderts fanden, die Gesetzeskraft der römischen Decretalen immer noch in Frage stellen?

Seit dieser Zeit (d. h. seit dem Ende des neunten Jahrhunderts) begann aber auch das System des päpstlichen Primats sich immer bestimmter auszubilden und jene Hierarchie zu entwickeln, worauf die streng monarchische Organisation der Kirche während der Periode beruhte. Je deutlicher dieser Monarchismus ins Leben trat, desto schwächer wurde insonderheit die Wirksamkeit der Concilien, und faßten die Synoden noch Beschlüsse, so geschah es bald nur, um das zu sanctioniren, was ihnen von dem römischen Hofe vorgeschrieben worden [11]. Dennoch concentrirte sich die allgemeine kirchliche Gesetzgebung zuletzt, d. h. seit dem zwölften Jahrhundert lediglich in der Hand des Oberbischofes zu Rom, und an der förmlichen Gesetzeskraft der Decretalbriefe war begreiflich nun nicht mehr zu zweifeln.

Im Gegentheil wurde das Kirchenrecht seitdem fast nur durch Decretalen fortgebildet; welche mithin für das Kirchenrecht ganz das wurden, was die Constitutionen der römischen Kaiser einst für die weltlichen Angelegenheiten gewesen waren. Nicht mit Unrecht unterscheidet man sie daher, gleich diesen kaiserlichen Constitutionen, auch in *Constitutiones speciales* — Mandata, Decreta, Rescripta, — und *Constitutiones generales* — Edicta [12].

Vornehmlich zeichneten sich als Gesetzgeber aus: Gregor VII. († 1085) [13], Innocenz II. († 1143), Alexander III. († 1181), Innocenz III. († 1216), Honorius III. († 1227), Gregor IX. († 1241), Innocenz IV. († 1254), Bonifacius VIII. († 1303), Clemens V. († 1314) und Johann XXII. († 1334) [14]

Jedoch blieben die Decretalen nur bis zur ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Träger und Stützen des sich fortbildenden Kirchenrechts. Auch hatte dies seinen sehr natürlichen Grund theils in der (wenn gleich nur factischen) Abgeschlossenheit des inmittelst entstandenen und bereits so vollständigen Corpus juris canonici, theils aber auch (und zwar vorzugsweise) in der immer mehr seitdem gefährdeten Machtvollkommenheit der Päpste. — Besonders hörten nunmehr die allgemeinen Constitutionen der Päpste mit der Zeit fast ganz auf, und von denjenigen, welche noch erlassen worden sind, haben viele, die sogar noch aus der Zeit des Mittelalters herrühren, niemals allgemeine Giltigkeit erlangt [15]. Waren allgemeine Kirchengesetze zu erlassen, so gingen sie, wie die Concilien zu Kostnitz, Basel und Trient beweisen, seit dem funfzehnten Jahrhundert weniger vom Papste, als von den auf einer ökumenischen Synode versammelten Bischöfen aus.

An eine Gesetzgebung des römischen Stuhles, wie sie von den oben genannten großen Päpsten des zwölften und dreizehnten Jahrhundert ausgeübt worden war, ist daher längst nicht mehr zu denken; um so weniger aber für die gegenwärtigen Zeiten, da sich ohnehin auch das gegenseitige Verhältniß zwischen Kirchen- und Statsgewalt seit den letzten Jahrhunderten von Grund aus geändert hat. Vielmehr pflegt sich der Papst, nach vorgängiger Rücksprache und Unterhandlung mit den bezüglichen Regirungen, zunächst auf Anordnung und Erhaltung der kirchlichen Verhältnisse der einzelnen Länder zu beschränken [16].

Dies Alles spricht sich auch in denjenigen päpstlichen Constitutionen der neuesten Zeit, welche den Decretalen im eigentlichen Sinne angehören, deutlich genug aus. Solche Constitutionen und Rescripte gelten gegenwärtig nicht mehr als eigentliche Gesetze; der auf eine Anfrage ertheilte Ausspruch des Papstes ist vielmehr, ganz wie es in der frühern Zeit der Fall war, wieder blos als ein unvorgreiflicher guter Rath zu betrachten, welcher, um mit Gelasius zu sprechen, ehrfurchtsvoll (venerabiliter) aufzunehmen ist, dessen Befolgung aber gleichwol lediglich dem Ermessen des Anfragenden überlassen bleibt. — Dieser Satz, dessen Richtigkeit sich aus dem Obigen von selbst ergibt, spricht sich auch in den vorhandenen Lehrbriefen selbst unverhohlen aus. Sie enthalten nämlich nicht dictatorische Gebote oder Verbote, sondern meist nur wissenschaftliche Begründungen, Entwicklungen und Erklärungen der bereits vorhandenen Quellen des Kirchenrechts, mithin weniger Gesetze als Gutachten. Einen recht deutlichen Beleg liefert hiezu ein im Jahre 1744 von Papst Benedict XIV. an den Erzbischof von St. Domingo erlaßenes Rescript. Der Bischof hatte beim Papste darüber angefragt, ob Kinder, die im Ehebruch erzeugt worden, durch nachfol-

10) *Gratiani* Decret. Part. II. Caus. 25. quaest. 1. can. 12.
11) Eichhorn a. a. O. S. 169.
12) Vergl. z. B. Decretal. Gregorii IX. Lib. I. Tit. 2. cap. 13.
13) Merkwürdig ist es, daß sich von den Decretalen dieses Papstes in den Decretalensamlungen nur wenig, ja fast nichts findet.
14) Vgl. den zweiten und dritten Index J. H. Böhmers hinter seiner Ausgabe des Corpus juris canonici. Tom. II. p. 506 seq.

15) Vergl. z. B. über die Extravagantes communes. J. W. Bickell über die Entstehung und den heutigen Gebrauch der beiden Extravagantensamlungen (Marburg 1825). S. 71 ff. — Sogar solche Verordnungen, die sich auf besondere Länder beziehen, sind in diesen Ländern öfters nicht recipirt worden. Vergl. z. B. Bickell a. a. O. S. 75.
16) Vergl. z. B. Grundsätze des gemeinen Kirchenrechts von C. A. v. Droste-Hülshoff. (Münster 1828). Bd. I. S. 263 ff.

gende Ehe ihrer Eltern legitimirt würden. Benedict antwortet in der gedachten Decretale hierauf, und zwar ganz in der oben erwähnten Form wissenschaftlicher Darlegung, wobei er außerdem im Eingange seines Rescriptes ausdrücklich bemerkt, daß er nicht ex auctoritate apostolicae sedis, sondern lediglich als Doctor privatus respondire[17].

Seit der Zeit des fünften Jahrhunderts fing man auch an, die päpstlichen Decretalen zu sammeln[18].

Unter denjenigen Männern, welche sich in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet haben, verdient den ersten Platz der Abt Dionysius Exiguus († 536); nicht gerade deshalb, weil er der erste gewesen wäre, der die Decretalen der römischen Bischöfe compilirt hätte (denn schon vor ihm sind diese Rechtsquellen neben den Synodalschlüssen gesammelt worden): sondern vornehmlich deshalb, weil sein Werk[19], welches in der Zeit 499 — — 514 entstanden ist, sich ebensowol durch bestimmtere Ordnung des Stoffes, als größere Vollständigkeit der Materie auszeichnet, auch in der abendländischen Kirche Jahrhunderte lang die Auctorität eines Rechtsbuches genossen hat. — Wie Dionysius in der an den römischen Presbyter Julian (welcher ihn zur Abfassung der Compilation aufgefodert hatte) gerichteten Vorrede seiner Samlung selbst sagt, hat er alle auf die Kirchendisciplin Bezug habende Decretalen der römischen Bischöfe, deren er nur habhaft werden konnte, compilirt und unter gewissen Titeln, jedoch chronologisch, zusammengestellt. Zugleich läßt er hinter seiner Vorrede ein Verzeichniß dieser Titel folgen, wonach er aufgenommen hat die ihm zu Gebote stehenden Decretalen von Siricius († 398), Innocenz I. († 417), Zosimus († 418), Bonifacius I. († 422), Cölestin I. († 432), Leo I. († 461), Gelasius I. († 496), und Anastasius II. († 498).

Die Decretalensamlung des Dionysius[20] bildet gegenwärtig den zweiten Theil seines Gesamtwerkes, in dessen erstem Theile die dionysische Samlung der Synodalschlüsse enthalten ist. Doch hatte sie ursprünglich ihr selbständiges Daseyn, wie unter anderm sich aus den Vorreden ergibt, welche Dionysius zu jeder Samlung besonders geschrieben hat. — Späterhin wurde seine Compilation der Decretalen durch Zusätze bereichert, und gerade auf solche vermehrte Handschriften stützen sich die Ausgaben sämtlich, die wir zur Zeit darüber besitzen; sie sind nach Hadrianischen Handschriften angefertigt worden, d. h. nach solchen, denen dasjenige Manuscript zum Grunde liegt, welches Papst Hadrian I. Karl dem Großen 774 zum Geschenk machte[21]. Die älteste Ausgabe ist 1525 zu Mainz von Joh. Wendelstein besorgt worden und führt den Titel: Canones Apostolorum, veterum conciliorum constitutiones, decreta pontificum antiquiora etc. — —

Eine zweite, besonders wichtige Samlung ist diejenige, welche in den Manuscripten dem Isidorus, Bischof von Sevilla, zugeschrieben wird[22]. Doch ist völlig unbekannt, was Isidor selbst dafür gethan habe; denn kaum dürfte es zu bezweifeln seyn, daß dieser Samlung eine andere zum Grunde liege, die schon in den spanischen Concilienschlüssen von 563 erwähnt wird, und im Laufe der Zeit durch Nachträge vermehrt worden war. Wie es scheint, beschränkt sich das Verdienst Isidors, auf größere Vervollständigung und zweckmäßigere Anordnung des Materials. So, wie das Werk aus den Händen dieses Bischofs hervorgegangen ist, fällt es übrigens in die Zeit von 633 und 636, da die neuesten Stücke darin dem zuerstgenannten Jahre angehören, in dem zuletzt genannten aber Isidor verstorben ist. Mit dem Dionysischen Gesamtwerke stimmt es darin überein, daß es in zwei Theile zerfällt, von denen der zweite, was gerade für uns hier von Wichtigkeit wird, den päpstlichen Decretalen gewidmet ist.

Bei weitem das Meiste in diesem zweiten Hauptstücke ist aus Dionysius entlehnt. Doch finden sich auch anderweitige Decretalen darin, deren Mehrzahl an die Obern der spanischen Kirche ergangen ist[23]; sie sind, unter Beobachtung der chronologischen Ordnung, welche auch in dieser Samlung wie bei Dionysius herrscht, gehörigen Orts eingeschaltet worden.

An und für sich betrachtet, würde daher die Isidorische Compilation der Decretalen fast blos den Werth einer stark vermehrten Ausgabe des Dionysischen Werkes haben. Dennoch ist sie in historischer Beziehung von ungleich größerer Wichtigkeit geworden; freilich aber zunächst nur durch die unechten Zusätze und Interpolationen, welche um die Mitte des neunten Jahrhunderts darin eingeschaltet wurden. Dergleichen Zusätze erhielt die Samlung Isidors zwar schon früher; doch waren sie, wie z. B. ein Strasburger Codex vom Jahre 787 bezeugt[24], meist echt und unschuldiger Natur.

Anders verhält es sich dagegen mit den vorher erwähnten Verfälschungen[25]. Diesen liegt eine *bestimmte*,

---

17) Bullarium magnum edit. Luxemb. Tom. XVI. pag. 260. sq 18) *I. H. Böhmer* De decretalium pontificum Romanorum variis collectionibus et fortuna; abgedruckt als einleitende Abhandlung vor dem zweiten Bande von Böhmers Ausgabe des canonischen Rechtsbuches. 19) Über ähnliche, der Dionysischen Compilation gleichzeitige Samlungen vergl. Fratrum *Ballerinorum* Tractat. de antiquis tum editis tum ineditis collectionibus canonum ad Gregorium usque. pag. 107. 114. 116. (in der von den Ballerini veranstalteten Ausgabe der Opera Leonis Magni. Tom. III.) In dem Appendix eben dieses Bandes findet sich eine, übrigens nicht für Gallien sondern für Italien (Eichhorn a. a. O. S. 114. Not. 47.) bestimmte Samlung dieser Art abgedruckt. 20) Vergl. über das Dionysische Werk z. B. *Böhmer* l. c. §. 4. sq. Spittler a. a. O. S. 145. ff. Eichhorn a. a. O. S. 110. ff. Vergl. auch die folgende Note.

21) *J. C Rudolph* Nova commentatio de codice canonum, quem Hadrianus Carolo M. dono dedit. Erlang. 1777. 22) Vergl. hierüber *Böhmer* l. c. §. 7. seq. Spittler a. a. O. S. 208. ff. Eichhorn a. a. O. S. 116. ff. *C. de la Serna Santander* Praefatio historica critica in veram et genuinam collectionem veterum canonum ecclesiae Hispanae. *Bruxell.* a. reipubl. Gall. VIII. 23) Vergl. hierüber die beiden Inhaltsverzeichnisse mit einander, die sich finden bei Spittler a. a. O. S. 145. ff. und 208. ff. 24) Notices et extraits des manuscrits de la bibliotheque nationale. Tom. VII. P. 2. pag. 173. seq 25) *Böhmer* l. c. §. 9. seq. *Ballerini* l c.

zum Vortheil des Papstes und der Kirche gereichende Absicht zum Grunde; die Absicht nämlich, die Kirche von der weltlichen Macht loszureißen, und ausschließlich unter den Einfluß des Papstes zu bringen. Zwar leugnen dies Manche und stellen den Betrug als etwas sehr unschuldiges dar; indessen dürfte, zumal nach den von Eichhorn neuerdings darüber gemachten Bemerkungen, die Absichtlichkeit der Fälschungen sich mit Grund wol nicht mehr bezweifeln lassen.

Die Verfälschung des echten Isidorischen Werkes selbst besteht in einer Masse von interpolirten oder ganz erdichteten Decretalen[26]), worin den Päpsten von Clemens I. († 100.) bis Siricius († 398.) über die Unabhängigkeit der Kirche und die Macht des römischen Bischofes Aussprüche und Ansichten, die erst seit dem fünften Jahrhundert allmälig in Umlauf gekommen waren, untergeschoben worden, zugleich aber mit solchen Übertreibungen, wie sie früher (d. h. vor der Verfälschung der Isidorischen Samlung) noch Niemand gewagt hatte. Ein Beispiel davon ist schon oben angeführt worden. Denn wenn in dem S. 301. mitgetheilten Decretalbriefe dem Papste Damasus I. die Worte in den Mund gelegt werden: „*Omnia* decretalia ab *omnibus* episcopis et *cunctis generaliter* sacerdotibus (ita) custodiri debere mandamus, ut, si quis in illa commiserit, *veniam* sibi deinceps noverit *denegari*“; so ließ man ihn etwas aussprechen, was Papst Leo der Große nur gegen diejenigen Bischöfe geltend zu machen gewagt hatte, welche zugleich seinem Patriarchensprengel angehörten, also in einer besondern Subjection zu ihm standen[27]).

Daß diese Stücke unecht seien, ist selbst von Kardinälen, wie Baronius und Bellarmini, eingeräumt worden und wird gegenwärtig auch von den starresten Anhängern der römischen Curie nicht mehr bestritten. Dagegen galten sie das ganze Mittelalter hindurch für echt[28]). Gerade dies war es nun, was sie in historischer Hinsicht von so besonderer Wichtigkeit macht. Die Päpste wurden nämlich bei der immer bestimmtern Durchführung ihres Papalsystemes dadurch unglaublich unterstützt, und würden dieses System entweder gar nicht oder doch nicht sobald, als es wirklich geschah, zur practischen Anwendung haben bringen können, hätten sie nicht jene Decretalen auf ihrer Seite gehabt, wodurch sie in den Augen des gläubigen Publikums gegen jede Mißdeutung möglichst gesichert wurden.

Zum Unterschiede von der echten Samlung Isidors, pflegt man die verfälschte Compilation mit dem Namen der Pseudoisidorischen zu belegen. Seinen Grund hat dies darin, daß die Vorrede folgendermaßen beginnt: „Incipit praefatio S. Isidori episcopi. Isidorus Mercator (al. Peccator) servus Christi etc.“[29]).

Von der echten Samlung Isidors besitzen wir erst seit kurzem eine Ausgabe; sie ist zu Madrid erschienen. Der erste Theil, d. h. die Samlung der Concilienschlüsse war bereits 1808 im Druck vollendet, der zweite, also die Decretalensamlung, hingegen erst 1821. Das Ganze wurde auch erst in dem zuletzt genannten Jahre mit einer Vorrede des Fr. Ant. Gonzalez, öffentlich bekannt gemacht; der erste Theil unter dem Titel: Collectio canonum ecclesiae Hispanae ex probatissimis et pervetustis codicibus nunc primum in lucem edita; — der zweite Theil unter dem Titel: Epistolae decretales ac rescripta Romanorum pontificum. — Das Pseudoisidorische Werk ist dagegen viel früher und zwar vollständig gedruckt, im ersten Bande der 1523, 1524 zu Paris herausgekommenen Samlung Merlins, wovon 1530 zu Cöln und 1535 zu Paris Nachdrucke erschienen sind. —

Was die übrigen, gleichzeitigen und spätern Samlungen betrifft, wie z. B. die von Regino von Prüm, Burchard von Worms und Ivo von Chartres[30]), worin, nach systematischer Ordnung, neben den übrigen weltlichen und kirchlichen Quellen des Kirchenrechts insbesondere auch die Decretalen der Päpste auszugsweise mitgetheilt worden; so werden sie hier ebenso übergangen wie das Gratianische Decret, worin die Decretalen gleichfalls stark benutzt sind. Dagegen sind die nach Gratians Decret erschienenen, auf päpstliche Decretalen sich zunächst beschränkenden Samlungen hier wieder näher zu beschreiben.

Die beiden ältesten darunter fallen gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts. Die eine dieser Samlungen führt den Titel: Appendix ad concilium Lateranense III., und findet sich in den gewöhnlichen Ausgaben der Conciliensamlungen abgedruckt[31]); die andern den Titel: Decretales Alexandri III. in concilio Lateranensi III. generali anno MCLXXIX. celebrato editae, und ist aus einer Kasselschen Handschrift von J. H. Böhmer zum Druck befördert worden[32]). — Zwischen beiden Compilationen[33]), die übrigens von unbekannten Verfassern herrühren, findet der engste materielle Zusammenhang Statt, und die zweite ist im Grunde nichts weiter als eine verbesserte Recension der erstern. Sie enthalten, außer den Canonen des dritten Lateranensis

---

pag. 214. seq. Spittler a. a. O. S. 220. ff. *J. A. Theiner* De pseudoisidoriana canonum collectione. Vratislav. 1827. F. Walter Lehrbuch des Kirchenrechts. §. 83. ff. Eichhorn a. a. O. S. 148. ff.

26) Lehrreich ist das Verzeichniß bei Spittler a. a. O. S. 223. ff., besonders wenn man es mit dem Verzeichniß vergleicht, welches Spittler S. 208. mittheilt.

27) *Leonis Magni* epistol. ad episcopos per Campaniam, Picenum etc. — constitutos; in Operib. Tom. I. pag. 616. (edit. Ballerin.)

28) Lang a. a. O. §. 115. Not. 5.

29) Spittler a. a. O. S. 222.

30) Vergl. z. B. Lang a. a. O. §. 116—120. §. 143—148.

31) z. B. *Harduin* Collect. concil. Tom. VI. P. II. pag. 1693. seq. *Mansi* Concil. collect. Tom. XXII. pag. 248. seq.

32) Im zweiten Bande seines Corp. jur. can. Append. pag. 186. seq.

33) Vergl. über diese beiden Samlungen: *J. H. Böhmer* De decretor. pontificum Romanor. variis collectionib. §. 18. (oben Note 17.); besonders aber: *Augustin Theiner* De Romanor. pontificum epistolar. decretalium antiquis collectionib. et de Gregorii IX. decretalium codice. Lips. 1829. pag. 5—9. Vergl. auch J. W. Bickells Recension des Theinerschen Werks in der allgem. Lit.-Zeitung von 1830. Nr. 129.

schen Concils und einigen Satzungen anderer Synoden, fast nur Decretalen Alexanders III. Zwar finden sich darin auch Lehrschreiben früherer und späterer Päpste, z. B. Gregors VII., Eugens III., Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. Doch sind diese der Zahl nach gering; besonders soweit sie den Vorgängern Alexanders III. angehören. — Die Decretalen werden bald blos auszugsweise, bald ihrem ganzen Umfange nach darin mitgetheilt, öfters auch in mehre Stücke zerlegt. Dabei halten sich die Compilatoren (was ebenso, wie das Vorstehende, auch von den Verfassern der späten, weiter unten näher zu charakterisirenden Decretalensamlungen gilt), nicht strenge an die Worte des Urtextes selbst; erlauben sich vielmehr bald größere, bald geringere Abänderungen, wovon indessen manche Abweichungen gewiß auch auf Rechnung ungenauer Abschreiber der Handschriften zu setzen sind.

Wie schon bemerkt machen beide Compilationen im Grunde ein und dasselbe Werk aus. Auf den ersten Anblick scheint dem zwar nicht so zu seyn. So z. B. besteht die ältere Samlung aus 50 Theilen mit 571 Abschnitten oder Kapiteln; die jüngere aus 65 Titeln mit 438 Kapiteln. Ferner sind im ersten Theile des ältern Werks die Canonen des dritten Lateranensischen Concils mitgetheilt, was dagegen von den ersten Titeln der zweiten Compilation nicht gilt. Auch ist am Ende dieser zweiten Samlung (Tit. 57—65.) eine Reihe von Titeln enthalten, welche über das Eherecht ausschließlich handeln; wogegen eine solche Zusammenstellung am Schluß der ersten Compilation und überhaupt in dem gesamten Werke ganz fehlt. Dergleichen Abweichungen der beiden Samlungen von einander kommen auch sonst noch vor, und das eine Werk scheint daher auf den ersten Anblick mit dem andern nicht näher verwandt zu seyn. Wirklich aber scheint es auch nur so. Dazu geben gleich die angeführten beiden Abweichungen einen Beleg. Die in dem ersten Theile der ältern Samlung enthaltenen Canonen des Lateranensischen Concils fehlen nämlich ebenso wenig in der zweiten Samlung, als die eherechtlichen Texte der zweiten Compilation in der ersten; die Satzungen der gedachten Synode sind vielmehr in den ersten zwölf Titeln des jüngern Werkes untergebracht worden, und was das am Ende dieser jüngern Compilation sich vorfindende Eherecht betrifft, so kommen die dazu gehörigen Texte in der ältern Samlung zwar ebenfalls vor, freilich aber an verschiedenen Stellen zerstreut, nämlich in Theil 5. 6. 9. 12. 18. 32. 45.

Die angeführten beiden Beispiele bezeugen übrigens zugleich das Bestreben des Verfassers der zweiten Samlung, das von seinem Vorgänger mitgetheilte Material zweckmäßiger zu ordnen, und wirklich verdient daher seine Arbeit den Namen einer verbesserten Recension. Eine vermehrte Ausgabe kann sie dagegen nicht genannt werden; denn 112 Kapitel der ältern Compilation sind daraus weggelassen und nur 32 Kapitel dafür neu hinzugefügt worden.

Auf diese Decretalensamlungen folgt zunächst die Compilation des Bernardus von Pavia [† 1213][34]. — Bernardus selbst gab diesem Werke, welches um das Jahr 1190 entstanden ist, den Titel: Breviarium extravagantium, und zeigt damit zugleich an, daß es einen Nachtrag zum Gratianischen Decrete bilden sollte. Auch war es gerade die Betrachtung, daß das Decret Gratians nach den vielen, seit Innocenz II. erlassenen, derogatorischen Decretalen sowol für den Hörsaal als die Gerichtshalle nicht mehr ausreichte, wodurch Bernardus zur Veranstaltung seiner Samlung bestimmt wurde.

Er schloß sich dabei dem Gratianischen Decrete insofern an, als er im Ganzen dieselben Quellen benutzte, welche Gartian benutzt hatte; er nahm nämlich in seine Compilation auf: Excerpte aus den Kirchenvätern, Satzungen der Concilien, vor allem aber päpstliche Decretalen; weniger jedoch solche, die schon aus den frühern Zeiten (seit Gregor dem Großen) herrührten, aber bei Gratian fehlten, als vielmehr solche, die erst seit Gratian (besonders von Alexander III.) erlassen waren. Dagegen wich er in der äußern Anordnung seines Breviars von Gratian völlig ab; die einzelen Kapitel stellte er nämlich, unter Beifügung der gehörigen (nicht selten übrigens unrichtigen) Inscriptionen, in Titeln, denen er zugleich die ihrem Inhalte entsprechenden Rubriken vorsetzte, zusammen, und zerlegte daneben das gesamte Werk in fünf Bücher. Wie es scheint schwebte ihm bei dieser Anordnung des Ganzen die Einrichtung des Justinianeischen Codex vor Augen.

Das Material entlehnte er aus den verschiedenen, ihm zu Gebote stehenden, ältern Samlungen, z. B. aus der Samlung des Burchard von Worms und Ivo von Chartres. Vieles nahm er unter andern auch aus dem Werke Gratians; das meiste jedoch aus den vorher beschriebenen beiden Decretalensamlungen, von denen er indessen die jüngere vorzugsweise benutzt hat. Auch hat er sich meist an die Ordnung dieser letztern Compilation gehalten, woraus er ohnehin auch fast alle Inscriptionen entlehnt hat. — Über das nähere Verhältniß des Bernardschen Breviars zu den ältern beiden Decretalensamlungen gibt die synoptische Tabelle vollständige Auskunft, welche Augustin Theiner seiner trefflichen Schrift als Accessio prima beigefügt hat[35].

Dieses Breviar Bernards erlangte, obwol nur Privatarbeit, doch bald eine außerordentliche Auctorität. Überall wurde es sowol bei den Vorlesungen als in den Gerichten gebraucht. Bernardus selbst fertigte darüber eine Summa an und bald darauf folgte ein ähnliches Werk unter dem Namen: Glossa. Auch schrieben viele andere Glossatoren darüber. So geschah es, daß über dem Breviar die beiden frühern Decretalensamlungen bald ganz vergessen wurden und die ältern Canonisten die Compilation Bernards geradezu als die prima (decretalium) compilatio bezeichneten.

---

34) *J. H. Böhmer* l. c. §. 13. *J. C. Koch* De breviario extravagantium Bernardi Circae; in dessen Opuscul. jur. etc. No. I. (Giess. 1774.). *Aug. Theiner* l. c. pag. 5—12.

35) *Theiner* l. c. pag. 41—46.

Die älteste Ausgabe ist von Anton Augustinus 1576 zu Ilerda veranstaltet worden[36].

An das Breviar des Bernardus Papiensis schlossen sich zunächst die Compilationen von Gilbertus, Alanus, Rainerius Pomposianus und Bernardus Compostellanus an[37]. Doch werden diese Samlungen der Decretalen hier übergangen, weil die erste, zweite und vierte nicht bis auf unsere Zeiten gekommen sind, die dritte aber, welche uns zwar erhalten ist[38], nur untergeordnete Bedeutung hat. Sie besteht übrigens aus 41 willkürlich zusammengereihten Titeln, worunter 123 Decretalen von Innocenz III. aus dessen ersten Regirungsjahren mitgetheilt sind.

Wichtig wird dagegen wieder die Compilation des Petrus Beneventanus, welche auf unmittelbare Veranlassung des Papstes Innocenz III. veranstaltet, auch förmlich publicirt und mit Gesetzeskraft bekleidet wurde[39]. Es ist dies die erste Decretalensamlung, von welcher solches gilt. Veranlassung zu diesem Werke gaben die bei Innocenz darüber erhobenen Klagen, daß so viele Decretalen unter seinem Namen in Umlauf gesetzt waren, die von ihm gar nicht erlassen worden. Daher trug dieser Papst (1198—1216.) dem Petrus von Benevent auf, aus den echten Regesten der ersten zwölf Jahre seines Pontificats eine neue Samlung zu veranstalten. Diesem Auftrage gemäß legte Petrus natürlich die Regesta selbst zum Grunde; doch hat er sicherlich auch die Samlungen seiner beiden Vorgänger benutzt; ob die des Bernardus Compostellanus, darüber läßt sich weil dieses Werk untergegangen ist, freilich nicht urtheilen. Daß er hingegen die Compilation des Rainerius Pomposianus zu Rathe gezogen habe, dürfte um so weniger zu bezweifeln seyn, als sich fast alle Kapitel dieser Samlung in seinem Werke wiederfinden. — Was übrigens die äußere Anordnung des Materials betrifft, so hielt sich Peter von Benevent streng an das Bernardsche Breviar an; er hat wie dieser fünf Bücher unterschieden und jedes Buch in Titel zerlegt, welche den Titeln Bernards fast durchgängig entsprechen. —

Der nächste Nachfolger des Petrus von Benevent war, als Decretalensamler, Joannes Wallensis[40]. Dieser entschloß sich zu einer neuen Compilation, weil Petrus von Benevent sich auf die Lehrbriefe Innocenz III. beschränkt hatte, und samlte daher, außer den von Bernardus Papiensis übergangenen Decretalen Alexanders III., die Sendschreiben der spätern Päpste bis auf Innocenz III., also die Decretalen Lucius III., Urbans III., Gregors VIII., Clemens III. und Cölestins III. — Er schloß sich dabei in der äußern Anordnung seines Werkes ebenso genau, als Petrus Beneventanus, dem Breviar des Bernard von Pavia an, nach dessen Vorgange er auch verschiedene Excerpte aus den Concilien und Kirchenvätern aufnahm. — Übrigens unterzog er sich der Arbeit aus eigenem Antriebe; auch hat seine Samlung die Autorität einer förmlichen Gesetzsamlung späterhin nicht erlangt. Sie wurde aber gleichwol in den Vorlesungen gebraucht und in den Gerichten benutzt. — Den Stoff entlehnte Joannes Wallensis vorzugsweise aus den Compilationen des Gilbertus und Alanus, und (wie es scheint) aus den beiden ältesten Decretalensamlungen.

Obwol das Werk des Petrus Beneventanus älter ist, als das des Joannes Wallensis[41], so wird doch das erste (in Bezug auf das Breviar des Bernardus Papiensis, welches, wie schon oben bemerkt worden, mit dem Namen der prima compilatio belegt wird) bei den ältern Canonisten als die tertia, und das letztere als secunda compilatio bezeichnet. Inzwischen erklärt sich dieser scheinbare Anachronismus hinlänglich daraus, daß Joannes ältere Decretalen gesammelt hat, als Petrus.

Beide Werke haben die älteste Ausgabe mit dem Breviar des Bernardus Papiensis gemeinschaftlich. — Die Compilation des Petrus von Benevent beschränkte sich auf die von Innocenz III. während der ersten zwölf Jahre seiner Regirung erlassenen Decretalen und reichte also nur bis zum Jahre 1210. Nun ist aber kein Papst als kirchlicher Gesetzgeber so thätig gewesen als gerade Innocenz III. Sehr natürlich also, daß bald eine neue, übrigens von unbekannter Hand angefertigte, Samlung derjenigen Decretalen dieses Papstes erschien[42], welche erst nach dem vorher bezeichneten Jahre publicirt worden waren. Zugleich sind in dieser Compilation die Satzungen der im Jahre 1215 unter Innocenz gehaltenen, vierten Lateranensischen Kirchenversamlung nebst einigen ältern Decretalen enthalten, welche von Petrus Beneventanus übergangen waren. Der äußern Form nach stimmt dieses Werk mit denen des Bernard von Pavia, Petrus von Benevent und Joannes von Wallia ebenfalls überein; auch schließt es sich an die Samlungen dieser Männer bei den ältern Canonisten als Compilatio quarta an. Übrigens ist es nur eine Privatarbeit, die auch niemals in Gesetzeskraft getreten, indessen sowol bei den Vorlesungen als den gerichtlichen Entscheidungen benutzt worden ist. Wie es scheint, ist diese Compilation erst nach dem Tode Innocenz III. erschienen. Die älteste Ausgabe fällt mit der Editio princeps der andern drei Compilationen zusammen.

Die letzte Decretalensamlung, von welcher noch nähere Rechenschaft gegeben werden muß, ist endlich die

36) Unter dem Titel: Antiquae collectiones decretalium, gab Ant. Augustinus außer unserer Compilatio prima auch die weiter unten zu beschreibenden Collectiones secunda, tertia und quarta zuerst darin heraus. 37) *Theiner* l. c. p. 13—15. 38) Sie ist herausgegeben von St. Baluzius als Prima collectio decretalium Innocentii III. und befindet sich hinter dem zweiten Buche der von Baluzius edirten Briefe von Innocenz III. pag 543. Tom. I. 39) *Theiner* l. c. p. 15—17. *J. C. Koch* de Innocentii III. P. R. collectione decretalium prima, inter antiquas tertia; in dessen Opusc. jur. can. Nr. 2. 40) *J. H. Böhmer* l. c. §. 14. *Theiner* l. c. p. 17—19.

41) *Theiner* l. c. pag. 18. 19. vergl. mit pag. 8. Note 43. 42) *Theiner* l. c. pag. 20. *Böhmer* l. c.

von Honorius III. [1216—1227] [43]). Sie enthält außer den Decretalen dieses Papstes noch die von Friedrich II. „pro libertate ecclesiarum et clericorum, confusione Patarenorum, testamentis peregrinorum et securitate agricultorum" erlassenen Constitutionen. Auch diese Samlung stimmt der äußern Einrichtung nach mit den vier frühern Samlungen, an die sie sich als Compilatio quinta anschließt, überein; wie diese zerfällt sie in fünf Bücher und die einzelnen Bücher in Titel, welche den Titeln der ältern Samlungen entsprechen. Verfaßt ist sie auf ausdrücklichen Befehl des Honorius, und demnächst auch förmlich publicirt worden, wie es scheint gegen Ende des Jahres 1226. Doch ist sie weder lange in Gebrauch geblieben, noch überall in Gebrauch gekommen, weil Honorius bald darauf mit Tode abging und sein Nachfolger Gregor IX. gleich nach Besteigung des päpstlichen Stuhls den Entschluß einer (auch schon im Jahre 1234 publicirten) neuen Compilation faßte, worin er außer seinen eignen Decretalen die in den ältern Compilationen enthaltenen zu einem Ganzen vereinigen ließ [44]). Dies war der Grund, weshalb die Compilatio quinta auch mehr als die frühere, vernachläßigt und kaum glossirt worden ist. Nicht einmal der Name dessen, welcher sie redigirt hat, ist der Nachwelt aufbewahrt worden.

Die älteste Ausgabe ist von J. Cironius besorgt, und erschienen unter dem Titel: Quinta compilatio epistolarum decretalium Honorii III. Tolos. 1645. — Die spätern Decretalensamlungen des Mittelalters sind hier zu übergehen, weil sie integrirende Bestandtheile des Corpus juris canonici ausmachen und also unter dem Artikel Kanonisches Rechtsbuch näher zu beschreiben sind. Bekanntlich sind es folgende: 1) Die Decretalensamlung Gregors IX. — 2) Die Samlung Bonifacius VIII. — 3) Die Samlung Clemens V. — 4) Die Samlung der Extravaganten Johanns XXII. — und 5) Die Samlung der Extravagantes communes.

Übrigens haben sich auch in den neuern Zeiten verschiedene Gelehrte als Samler der aus dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung herrührenden Constitutionen der Päpste verdient gemacht; zuvörderst nämlich der Kardinal Antonio Carafa. Seine Samlung geht bis zum J. 1073 und ist 1591 von Antonius de Aquino in zwei Foliobänden herausgegeben. — Eine andere Samlung beabsichtigte P. Coustant. Sie sollte enthalten die Epistolae Romanor. pontific. a S. Clemente I. usque ad Innocentium III. Allein sie ist unvollendet geblieben und der erste 1721 zu Paris erschienene Band geht nur bis zum Jahre 430. — Ebenso ist das Werk von C. T. G. Schönemann nicht vollendet worden, welches bis auf Leo den Großen († 461) fortgeführt werden sollte. Was (Göttingen 1796. 1801.) davon erschienen ist, ist ein bloßer Abdruck der Samlung Constants. Schönemann hat nur einige kleine Anmerkungen nebst einer zu Constants Zeit noch unbekannten epistola Anastasii I. hinzugefügt.

Die in den Samlungen des Mittelalters nicht enthaltenen Verordnungen sind, besonders soweit sie die neuern Zeiten betreffen, in folgenden Werken zu finden: 1) Bullarium magnum Cherubinorum. Dieses Werk erschien zuerst 1586 zu Rom in einem Foliobande und reichte bis Sixtus V., veranstaltet durch Laertius Cherubini. Dann erschien es, bis zu drei Bänden vermehrt, ebendaselbst 1617, und wurde hienächst bis zum Ende des 17. Jahrhunderts fortgesetzt. Es bildet zugleich die Grundlage der beiden spätern Samlungen. Diese sind: 2) Bullarium magnum Romanum a Leone M. usque ad Benedictum XIV. Luxemburgi 1727—1758. Es besteht aus 19 Foliobänden. 3) Bullarum, privilegiorum ac diplomatum amplissima collectio; opera et studio Caroli Cocquelines. Romae 1733—1748. Es besteht aus 14 Theilen (Tomi), welche 28 Foliobände ausmachen. (*Dieck.*)

Decretum s. die Nachträge zu D.

Decretum Gratiani s. Gratianus.

DECSANE (spr. Detschane), Decsansky (spr. Detschansky). Eine serbische Sage erzählt, daß dem Könige Decsansky sein grausamer Vater die Augen ausgerissen und auf dem Stadtthore aufgehängt habe. Der blinde Decsansky ging nun einst vor der Stadt spatziren. Da erblickte ihn ein Erzengel, erbarmte sich seiner, verwandelte sich in einen Adler, nahm seine Augen von dem Stadtthore weg und gab sie ihm mit den Worten „odeci ocsi!" (da sind die Augen!) zurück. Decsansky sah wieder mit den in die Augenhöhlen eingesetzten Augen und ließ zum Andenken die Stadt Decsane anlegen. (*Rumy.*)

DECSY (spr. Detschi), Samuel, Doctor der Philosophie und Medizin, gest. den 25. Jan. 1816 im 71. Lebensjahre, war ein um die magyarische Literatur verdienter Mann. Er war zu Rimaszombat in der Gömörer Gespanschaft von reformirten Eltern geboren und studirte auf teutschen und holländischen Universitäten Philosophie und Medizin. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland faßte er den Vorsatz, demselben durch die Herausgabe einer magyarischen Zeitung in Wien und durch die Abfassung magyarischer Werke zu nützen. Er gab 27 Jahre lang den Magyar Kurir, theils allein, theils in Verbindung mit Daniel Pänczél heraus. Durch zu viele Anstrengung schwächte er seine Gesundheit, was ihn aber nicht abhielt, den Magyar Kurir bis zu seinem Tode mit rastloser Thätigkeit zu redigiren. Jungen Landsleuten, die nach Wien kamen, erwies er viele Gefälligkeiten und ertheilte ihnen guten Rath. Seine im Druck erschienenen Werke sind, außer dem Magyar Kurir: 1) Ἰατρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος, hoc est: Medicus Philosophus Deo aequalis, effatum Hippocratium commentatione academica illustratum. Trajecti ad Viadrum 1777. p. 57. 4. 2) Osmanografia, az-az: a' Török Birodalom természeti, erköltsi, egyházi, polyári 's hadi al-

43) *J. A. Riegger* de collectione decretalium Honorii III. in dessen Opuscul. (Friburg. 1773.) pag. 223 seq. *Theiner* l. c. pag. 20—2.. 44) Für das Verhältniß der Decretalensamlung Gregors IX. zu den ältern Compilationen sowol, als für das gegenseitige Verhältniß dieser letztern unter einander wird ganz besonders lehrreich die synoptische Tabelle bei *Theiner* l. c. pag. 46—70. Über eine in dieser Tabelle, ohne Schuld des Verfassers, entstandene Verwirrung vergl. *Theiner* pag. 79.

lapottyának és a' Magyar Királyok ellen viselt nevezetesebb hadakozásainak summás leírása. (Osmanographie, das heißt kurzgefaßte Beschreibung des natürlichen, sittlichen, kirchlichen, politischen und Kriegszustandes des türkischen Reichs und ihrer mit den ungrischen Königen geführten Hauptkriege.) 3 Theile mit 2 Charten. Wien 1788. 378, 442 und 772 S. Zweite vermehrte Ausgabe 1789 (fand sehr viele Leser). 3) Pannoniai Feniksz, avagy hamvából feltámadott Magyar nyelv. (Pannonischer Phönix, oder die aus ihrer Asche entstandene magyarische Sprache). Wien 1790. 274 S. 8. 4) A' Magyar szent Koronának és ahoz tartozó tárgyaknak historiája. (Geschichte der heiligen ungrischen Krone und der dahin gehörigen Gegenstände). Wien 1792. 589 S. Mit vielen Kupfern. (fand auch sehr viele Leser). 5) Magyar Almanak 1794 esztendőre, mellyben minden Europai egyházi 's világi Fejedelmeknek Közönségesen, Különösen pedig a' Két Magyar Hazában Közönséges hivatalokat viselő Hazafiaknak neveik fel vagynak irattatva. (Ungrischer Almanach auf das Jahr 1794, in welchem die Namen aller europäischen, geistlichen und weltlichen Fürsten im allgemeinen, insbesondere aber der in Ungern öffentliche Stellen bekleidenden Landsleute verzeichnet sind. Wien. 486 S. 8. (der erste Versuch eines Statskalenders in magyarischer Sprache). 6) Magyar Almanak 1795 esztendőre, a' Polynesiának históriájával együtt. (Ungrischer Almanach 1795, mit einer Geschichte von Polynesien). Wien. CXLIV und 304 S. 8. 7) Magyar Almanak 1796 esztendőre, a' Hollandiai Respublika Utrekti szövetségén épült első alkotmánnyának és constitutiójának rövid le rajzolásával együtt. (Ungrischer Almanach auf das Jahr 1796, samt kurzer Schilderung der durch das Utrechter Bündniß gestifteten Verfassung der holländischen Republik). Wien. LVIII und 292 S. 8. Die Fortsetzung dieses ungrischen Almanachs unterblieb. (*Rumy.*)

DECUMARIA. Eine von Phil. Conr. Fabricius (Hort. helmst.) zuerst so genannte Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Philadelphern und der ersten Ordnung der 12. Linneschen Klasse (früher zu der 11. Klasse gerechnet). Char. Der Kelch glockenförmig mit 7- bis 10zähnigem Saume; 7 bis 10 ablange Corollenblättchen; zahlreiche, fadenförmige Staubfäden mit Zwillingsantheren; ein cylindrischer Griffel mit schildförmiger, vielstrahliger Narbe; eine vielfächerige, klappenlose Samenkapsel, mit Griffel und Narbe gekrönt; die Samen in ein Häutchen gehüllt. Die einzige bekannte Art, *D. barbara* L. (Lam. ill. t. 403, D. radicans Mönch. meth., D. Forsythia Michx. am., Forsythia scandens Walt. car., D. sarmentosa Bosc. Act. soc. hist. nat. Par. I. p. 76. t. 13.) ist ein in den Wäldern Carolina's und Virginiens einheimischer Strauch mit eiförmig-ablangen, etwas gesägten Blättern und weißen, wohlriechenden Doldentrauben. Er klettert oft an Bäumen in die Höhe und erstickt diese bisweilen, wo er üppig wächst, daher der Trivialname. (*A. Sprengel.*)

DECUMATES AGRI. Die einzige Stelle der Alten, in welcher von den Dekumaten-Äckern die Rede ist, steht Taciti Germania cap. 29, wo nach Erwähnung der Bataver und Mattiaken, als den Römern unterthäniger, germanischer Völker auf der Rheininsel und dem rechten Rheinufer, es heißt: „doch unter die Völker Germaniens möchte ich nicht auch die zählen, welche die Dekumaten-Äcker bebauen, obschon sie jenseit des Rheins und der Donau sich angesiedelt haben. Gallisches Gesindel, aus Dürftigkeit kühn, besetzte den, unsicheren Besitz gewährenden Boden. Nachdem später der Grenzwall gezogen und die Schanzen weiter hinaus gerückt worden sind, gelten sie nun als Vorland (sinus) des Reichs und als Theil der Provinz." Es ist auffallend, daß keiner der spätern Schriftsteller, selbst nicht einmal Tacitus in den Annalen und Historien, so weit wir sie besitzen, dieser Dekumaten-Äcker wieder erwähnt, obschon häufig Gelegenheit dazu war, da er den limes transrhenanus mehrmals nennt; noch auffallender ist es, daß das Wort Decumas überhaupt, mit Ausnahme dieser Stelle, bei den Lateinern gar nicht vorkommt. Deshalb möchte es, um zuvörderst von dem Namen zu sprechen, gewagt erscheinen, denselben, wie gewöhnlich geschieht, durch Zehentäcker, Zehentland u. s. w. zu übersetzen, als wenn Tacitus geschrieben hätte: agri decumani, welches allerdings einen Landbesitz bezeichnen würde, für dessen Bebauung und Benutzung der Inhaber dem Eigenthümer als Landesherrn den Zehenten zu bezahlen hätte. Wir halten es daher für gerathener, bis die Bedeutung von Decumas, als eine appellative, erwiesen worden ist, dasselbe für ein Nomen proprium zu halten, und nach der Bedeutung desselben nicht weiter zu fragen. — Die Gegend, in welcher wir die Dekumatenäcker zu suchen haben, kaum nicht zweifelhaft seyn. Jenseit des Rheins und der Donau und zwar auf der teutschen Seite dieser Ströme, müssen sie nach des Tacitus Worten liegen, also ohne Zweifel in dem Winkel, den der Rhein um die Quellen der Donau bildet und insbesondere nördlich von dem oberen Laufe der Donau bis nach dem Mittelrheine hin. Auch wird sich die Stelle noch genauer ausmitteln lassen. Da Tacitus die Bewohner der Dekumatenäcker nach den Batavern und Mattiaken nennt, von Norden nach Süden fortschreitend, so müssen sie südlicher als letztere gewohnt haben und da die Wohnsitze der Mattiaken wegen der aquae Mattiacae (Wisbaden) bekannt genug sind, so haben wir dieselben am Main, oder zwischen Main, Rhein und Donau zu suchen. Auf der andern Seite können sie nicht allzu weit abwärts von der Donau gewohnt haben. Die erste suevische Völkerschaft, die Tacitus an der Donau nennt, sind die Hermunduren, welche einestheils mit den Chatten an der fränkischen Saale zusammenstießen (Annal. XIII, 57.), anderntheils auch das Donauufer unmittelbar berührten und mit den Römern in so freundlichem Verkehre standen, daß sie Erlaubniß hatten, ohne weiteres über die Donau zu kommen und die Städte Rhätiens zu besuchen. (Germ. 41.) Weiter abwärts werden aber an die Donau noch gesetzt: Narisker, Markomannen und Quaden. (Germ. 42.) Da also der Punkt, wo die Hermunduren die Donau berührten, gewiß zwischen Regensburg und Ingolstadt zu setzen ist, so wird für die Dekumanenäcker nur das große

Dreieck übrig bleiben, dessen eine Seite die Donau von Regensburg an bis zu ihrer Quelle bildet, die andere der Rhein bis nach Mainz, die dritte eine Linie von Mainz bis nach Regensburg. Dieses, aus obigem hervorgehende Resultat wird noch dadurch bestätigt, daß weder Strabo, noch Tacitus, noch Ptolemäos in diese Gegenden die Wohnsitze namhafter Völkerschaften setzen, und daß erst späterhin, als die germanischen Völkerschaften in großen Bünden die römischen Grenzwälle zu durchbrechen anfingen, die Allemannen in diese Gegenden eindrangen und sich hier ansiedelten.

Um nun genauer der Entstehung dieser räthselhaften Ansiedelung gallischen Gesindels auf unzweifelhaft germanischem Boden nachzuspüren, so möchte sich darüber folgendes ergeben. Seit dem 5. Jahrhunderte v. Chr. Geb. hatte die Gallier ein gewaltiger Drang nach auswärtigen Eroberungen ergriffen, deren sie auch bedurften, um die überhand nehmende Volksmenge abzuleiten. So ward Oberitalien mit gallischen Ansiedlern überschwemmt und durch diese die alte Macht der Etrusker gebrochen; so auch Germanien, von welchem der ganze Strich zwischen der Donau und den Alpen (wo dieser nicht früher schon von den rhätischen Völkern besetzt war) und ein großer Theil Landes sogar zwischen dem Main und der Donau in den Besitz dieser Gallier gerieth. Jedoch nicht überall erhielten sich die Gallier in diesen Sitzen; außer einigen Stämmen, die sich am Fuße der Alpen ansiedelten, blieben wol nur die Bojer in dem Lande wohnen, das sie erobert und nach sich benannt hatten (Böheim), bis auch diese späterhin der Macht der Markomannen weichen mußten; das übrige Land fiel bald wieder an seine alten Herren zurück. Im Einzelnen können wir dieses wechselseitige Drängen und Treiben der germanischen Nationen nicht verfolgen; nur ist ein anderes historisches Factum noch bekannt. Fast zur selbigen Zeit, in welcher die Bewohner Nordteutschlands, vielleicht durch den Cimbernkrieg angeregt, in großen Schaaren über den Rhein gingen und dort nach Vertreibung der Gallier sich ansiedelten (was zu der Entstehung des Namens Germanen Veranlassung gab (Tac. Germ. 2.), drangen die Helvetier, auch ein gallisches Volk, über den Rhein vor nach Germanien und setzten sich fest in dem Lande um die Quellen der Donau und des Neckar. Hier behaupteten sie sich nicht nur, sondern sie dehnten unter unaufhörlichen Kämpfen mit den Germanen ihr Gebiet allmälig bis an den Main aus. Dieses erzählen Tac. Germ. 28. und Caes. B. G. I, 1. — Die teutschen Völkerschaften, welche auf diese Weise von den Helvetiern verdrängt wurden, werden uns zwar nicht genannt; doch leidet es keinen Zweifel, daß sie zu dem Stamme gehörten, der späterhin Sueven genannt wurde. Dieses Vordringen der gewaltigen und durch Tapferkeit vor allen andern Galliern sich auszeichnenden Helvetier erfoderte aber und bewirkte von Seiten der Germanen kraftvollere Anstrengungen, und wurde ohne Zweifel die Veranlassung zur Bildung des sogenannten großen Suevenbundes, von dem uns Cäsar so große Dinge erzählt, die ihm zum Theil auch noch Tacitus nacherzählt, obschon damals der Suevenbund längst eine Antiquität geworden war. In dem großen Kampfe nun zwischen den 100 suevischen Gauen und den verbündeten Helvetiern und Bojern ward die ganze Landstrecke, welche dieselben von Teutschland inne gehabt hatten, zur Wüste gemacht, indem der Streit um der Verdrängung oder Vertilgung der Feinde geendet hatte, und so entstanden die helvetische und die bojische Wüste, von denen noch Strabo und sogar Ptolemäos erzählen. Dieses waren denn auch die Wüsten, deren sich die Sueven bei Cäsar rühmen (B. G. IV, 3.) und von denen sie behaupteten, daß sie in einem Umkreise von 600 röm. Meilen, d. h. 120 t. M. einen Theil ihrer Grenzen bildeten. Diese Kämpfe mochten beendigt seyn in dem Jahrzehend, welches dem Auftreten Cäsar's in Gallien vorherging, und mochten auch wiederum Ursache seyn, daß die Helvetier, indem sie ihre überflüssige Volkszahl nicht mehr nach Germanien ableiten konnten, sich genöthigt sahen, dieselbe in Gallien sich Wohnsitze suchen zu lassen, so wie auch wiederum die suevische Übermacht und der Schrecken, der vor ihrem Namen herging, dem Ariovist und seinem Kriegsgeleite Gelegenheit gab, in Gallien die große Rolle zu spielen, aus der er nur mit Mühe von Cäsar wieder verdrängt wird. Jedoch die Niederlage des Ariovist bei Vesontio, die allmälige Unterwerfung der Gallier und der Belgier, die schreckliche Niedermetzelung der Usipeter und Tenkterer, die mehrmaligen Versuche Cäsars, über den Rhein zu gehen und in Germanien einzudringen, die Verbindungen, welche er mit einzelnen germanischen Völkern schloß u. s. w., schreckten die Sueven und hielten sie von einem weiteren Vordringen zurück, und so geschah es, daß die sogenannte helvetische und bojische Wüste wirklich eine lange Zeit öde und unbebauet liegen blieben. Letztere besetzten nun freilich nicht lange nachher Hermunduren (cf. *Dio Cassius* fragm. libri LV. ed. Morelli.), Naasker und Markomannen; erstere aber, welche der römischen Herrschaft näher lag und in einem langen, spitzen Keil sich in den Römern unterworfene Länder hineinschob, wurde von den suevischen Völkern, zumal da das Land großentheils von rauhen Gebirgen bedeckt war, nicht wieder besetzt. So geschah es denn, daß Gallier, die in den zerstörenden Kriegen Cäsars heimathlos geworden waren, oder späterhin dem drückenden römischen Joche zu entgehen trachteten, über den Rhein gingen und in der helvetischen Wüste eine Zuflucht suchten. Auch mögen sich späterhin, nachdem Drusus und Tiber die Rhätier und Vindelicier bezwungen hatten, Flüchtlinge aus Rhätien dahin gezogen haben. Sehr mißlich und zweifelhaft waren allerdings diese Ansiedelungen, denn sie waren verloren, wenn es den Germanen in den Sinn kam, sich wieder weiter südlich auszudehnen; doch da dieses nicht geschah, und auch der fruchtbare Boden in den Thälern des Neckars und seiner Nebenflüsse die Ansiedelungen begünstigte und immer neue Einwanderer anlockte, so erwuchsen dieselben im Ablaufe eines halben Jahrhunderts zu einem nicht unbedeutenden Völkchen, das der Aufmerksamkeit der Römer nicht mehr entgehen konnte. Die Wichtigkeit dieses Landstriches für die Römer ward noch vermehrt, seitdem die Römer unter des Augustus Herrschaft die Alpenvölker unterjocht und vertilgt, Helvetien

bezwungen und von der äußersten Grenze Pannoniens an alles Land nördlich von den Alpen bis zur Donau besetzt hatten (A. 15 und 14 vor Chr.) und darauf durch Drusus nicht nur das ganze linke Rheinufer durch Castelle befestigt, sondern auch der Versuch gemacht wurde, ins Innere von Teutschland bis an die Weser und Elbe vorzudringen (18 bis 9 vor Chr.). Seitdem Rhätien eine römische Provinz geworden war und hier eine bedeutende Anzahl volkreicher Colonien aufblühete, und auf gleiche Weise auch am Rhein 2 germanische Provinzen entstanden mit zahlreichen Städten und starken Besatzungen, so war es unumgänglich nöthig geworden, eine leichtere und nähere Verbindungslinie zwischen diesen Provinzen zu erhalten zu gegenseitiger Unterstützung und zu schnelleren Zusammenwirken nach einem Plane; es mußte möglich seyn, von Augusta Vindelicorum (wenn dieses damals schon wirklich angelegt wurde) unmittelbar und ohne feindliches Land zu berühren, nach Moguntiacum zu gelangen, ohne den großen Umweg über den Bodensee durch die Schweiz und das Elsaß zu machen. Daher leidet es keinen Zweifel, daß Drusus schon das Land zwischen der oberen Donau und dem Mittelrhein, d. h. die agri Decumates, besetzte, Wege bahnte, Castelle anlegte und den Limes zu ziehen begann, welcher späterhin zu einer so großen und starken Vertheidigungslinie zwischen der Donau und dem Rheine geworden ist, daß die Überreste davon noch heute zu Tage sichtbar sind. Auch sagt dieses ausdrücklich *Florus* IV, 12. 27., invisum atque inaccessum in id tempus Hercynium Saltum patefecit, und von den 50 Castellen, von deren Anlegung am Rheine entlang (per Rheni ripam) durch Drusus unmittelbar vorher gesprochen ist, wird auch wol ein Theil an diesem Limes zu suchen seyn. Sogar von der Straße, welche an der südwestlichen Seite des Grenzwalles entlang ging, haben sich stellenweise noch unverkennbare Spuren erhalten. Was Drusus begonnen hatte, wurde von Tiberius, seinem Nachfolger, fortgesetzt, so wie vom Domitius Ahenobarbus und M. Vinicius, welche letztere sich besonders große Verdienste um die Begründung der römischen Herrschaft in Germanien erworben, und um die Zeit der Geburt Chr. war gewiß das Werk des Limes vollendet. Zu welcher von beiden Provinzen, ob zu Rhätien oder zu Germania superior, das Dekumatenland gehört habe, ist zweifelhaft; am wahrscheinlichsten möchte es seyn, daß es zu beiden gehörte und daß die Castelle, welche zunächst den Rhätiern lagen, von dort aus besetzt wurden, so wie die übrigen von Germanien aus. Eigentlich aber wurde es wol zu keiner von beiden Provinzen gerechnet, was man theils aus den Ausdrücken: *sinus* imperii et pars provinciae *habetur*, schließen möchte, indem Tacitus hier offenbar verlegen ist, mit welchem Worte er das Verhältniß der agri Decumates zum römischen Reiche bezeichnen soll, theils daraus, daß er an einer andern Stelle (Germ. cap. 3.) dies Land *Confinium* Germaniae Rhaetiaeque nennt. Überhaupt scheinen die Römer zu Tacitus Zeit dieses Land noch sehr wenig gekannt zu haben und da die Gestalt desselben auf der Peutingerschen Tafel sehr verschoben ist, so möchte man sich in Rom, wo man die Geographie des Reichs nur aus dem Orbis pictus des Agrippa (dessen Abbild die Peut. Tafel ist) studirte, von diesem Sinus Imperii keine rechte Vorstellung machen, und obschon zahlreiche kriegerische Vorfälle, Märsche, Kämpfe u. s. w. an einer Befestigungslinie vorfallen mußten, die von Regensburg bis Mainz eine Ausdehnung von 60 r. Meilen hatte, so ward doch alles, was am Limes geschah, von den Geschichtschreibern so dargestellt, als wenn es entweder am Rhein oder an der Donau vorgefallen wäre. — Über den Limes selbst haben wir sehr genaue und gründliche Untersuchungen, die, wenn sie denselben auch noch nicht ganz verfolgt haben, doch den bei weitem größten Theil desselben nachweisen; nämlich J. Ant. Buchner Reise auf der Teufelsmauer, Regensburg 1818—21. 2 Theile. Prescher historische Blätter. Stuttgard 1818. und J. F. Knapp römische Denkmäler des Odenwaldes. Heidelberg 1813. u. s. w., und daß auch diese Untersuchungen ihre Verfasser nicht getäuscht haben, geht daraus hervor, daß durch eine nicht unbedeutende Anzahl von Inschriften, die man in der Nähe des Limes entdeckt hat, so wie durch zahlreiche Münzen, die noch jährlich gefunden werden, diese Schanzen und Steinmauern sich als wirklich römische legitimiren. Das Nähere muß man bei den angeführten Schriftstellern selbst suchen; einen Auszug, der alles Wesentliche enthält, findet man in Wilhelm's verdienstlichem Werke: Germanien und seine Bewohner. Weimar 1823. S. 290—317, und wir wollen hier nur kurz und im Allgemeinen die Richtung desselben angeben. Der Limes beginnt an der Donau, 3 M. oberhalb Regensburg an der Mündung der Altmühl, und läuft zuerst 12 Meilen weit in nordwestlicher Richtung fort, durchschneidet zweimal die Altmühl, bis 1 M. über Gunzenhausen hinaus; dann wendet er sich plötzlich wieder gegen Südwest und der Donau zu und geht an Dinkelsbühl und Elwangen vorbei bis zum Zusammenfluß der Leine und des Kocher und von dort über die Höhe zur Rems über Gemünd bis nach Lorch, welches wahrscheinlich unter dem Namen Lauriacum selbst ein Castell auf dem Limes war. Von Lorch wendet er sich in einem rechten Winkel fast gegen Norden und geht in gerader Linie über Welsheim, Murhard, Meinhard, an Öhringen vorbei über den Kocher an die Jaxt bei Jaxthausen, von dort über Hausen und Mudau bis an den Odenwald. Bisher bestand der Limes immer aus einer Mauer von Steinen, die mit Mörtel verbunden waren, die Mauer ist zum Theil noch 8 bis 10 Fuß hoch und hat auf der Seite nach Germanien einen tiefen Graben, der an manchen Stellen sich sogar jetzt noch erhalten hat. Alle halbe Stunden stand in der Mauer ein Thurm von beträchtlichem Umfange und in größeren Entfernungen lagen Castelle, deren Spuren in Lorch, Welsheim, Murhard, Meinhard und Jaxthausen noch sichtbar sind. So wie der Limes den Odenwald berührt, hört die Mauer auf; von hier an bestand er nur aus einer Reihe von Castellen, die von Mudau bis nach Obernburg an den Main führten und unter einander wol nur durch eine Pfahlhecke verbunden waren, da die Nähe von Mainz stärkere Verschanzungen für unnöthig machten. Von Obernburg an machte nun der Main die Grenze bis nach Hanau; von

dort aus aber ging wieder der Limes über Nidda nach Homburg an der Höhe, und von dort über Langenschwalbach nach Ems über den Taunus und dann weiter bis zum Siebengebirge und bis zur Sieg.

Der Anbau der agri Decumates war im Laufe des 1. Jahrhunderts nach Chr. wahrscheinlich nur unbedeutend, obschon gewiß damals auch schon römische Städte sowol auf dem rechten Rheinufer zwischen Basel und Mainz lagen, als auch in dem fruchtbaren Neckarthale und auf dem Limes selbst. Jedoch in den unruhigen Zeiten des Reichs seit der Regirung des Claudius waren diese Ansiedelungen allmälig in Verfall gerathen. Trajan erst, der ehe er den Thron bestieg, längere Zeit an dem Rheine und der Donau verweilte, stellte diese Städte wieder her (urbes trans Rhenum in Germania reparavit Eutrop. VIII, 2.), so wie auch insonderheit Hadrian es sich sehr angelegen seyn ließ, die verfallenen Grenzwälle wieder zu erneuern (in plurimis locis, in quibus barbari non fluminibus, sed limitibus dividuntur, stipitibus magnis, in modum muralis sepis, funditus jactis atque connexis, barbaros separavit. Ael. Spart. Hadrianus 12.). Die folgenden Kaiser wandten noch mehr Mühe auf den Anbau dieser Gegenden, was sich daraus ergibt, daß fast alle Denkmäler, die sich hier noch erhalten haben, die Namen des M. Aurelius, Antoninus Pius, des Sept. Severus u. s. w. tragen; und es wird nicht ohne Grund vermuthet, daß die Ansiedler in diesen Gegenden vorzüglich Veteranen waren, welche nach der Vermuthung Savigny's (D. Rechtsgesch. I. S. 64) eine Art von Militärgrenze bildeten (Lampr. Alex. Sev. 58.), obschon es durchaus unerweislich ist, daß das Land von der Colonisirung durch Veteranen (Dig. Lib. XXI. Tit. 2. de evictionibus, 11.) den Namen agri Decumates erhielt. Vielmehr sind die Bewohner und Bebauer desselben nach Tacitus Gallische Einwanderer, und hätte ein bedeutender Theil der Ansiedler aus Römern bestanden, so würde Tacitus nicht in Versuchung gekommen seyn, dieselben den Germanen zuzuzählen. — Bis in die Zeit des Alexander Severus und des Maximin stieg fortdauernd die Blüthe dieses Dekumatenlandes; dann aber begannen mit immer steigender Heftigkeit die Angriffe der Allemannen, eines Bundes suevischer Völker, der seit den Zeiten des Alexander Sev. zuerst in diesem Theile Germaniens auftrit. Zu Valerians Zeit (253) war schon ein großer Theil des Landes von den Allemannen erobert; freilich vertrieben die tapfern römischen Feldherrn Posthumus und nach dessen Ermordung Lollianus, dieselben wieder, aber nach Aurelian's Tode (275) kehrten die Allemannen mit erneuerter Wuth zurück und eroberten das ganze Land, so wie den benachbarten Theil Galliens. Der Kaiser Probus schlug noch einmal die Barbaren wieder zurück, tödtete in Gallien 400,000 Allemannen, welche das Land verwüsteten, trieb die übrigen über den Rhein und schlug sie über den Neckar und über die rauhe Alp, und drang sogar bis in das feindliche Land vor, wo er zur Sicherung des römischen Gebiets noch neue Vertheidigungslinien anlegte, in welchen er einen Theil seiner Legionen zurückließ (Vopisc. Probus 13.); aber nach dem baldigen Tode des tapferen Kaisers (282) ging alles wieder verloren. Die Allemannen drangen aufs neue vor, überwältigten die Römer und besetzten das Land, das ihnen seitdem nicht wieder entrissen wurde. Nun verschwand der limes transrhenanus, ohne daß wir die genauern Umstände kennen, und die Allemannen breiteten sich auch über das Elsaß, Vindelicien und Rhätien aus. Zwar zog gegen sie der Cäsar Constantius Chlorus zu Diocletian's Zeit, indem er von Mainz aus bis an die Donau vordrang (294), doch schon 2 Jahre nachher erschienen die Allemannen aufs neue verheerend in Gallien und Helvetien und setzten diese verheerenden Einbrüche, oft sogar bei der Verwirrung des römischen Reichs mit den Römern selbst im Bunde, fort, bis 355 der Cäsar Julianus gegen sie zog und die Allemannen in der Schlacht bei Straßburg schlug. In Folge dieses Sieges versuchte Julianus mehremale in das allemannische Land vorzudringen, doch getrauete er sich nicht allzuweit in ihre Wälder, sondern begnügte sich damit, Frieden und Verträge mit ihren Kriegsfürsten abzuschließen. 378 erschien noch einmal Kaiser Gratian in Allemannien, dessen Gaue er durchzog, um einen Frieden zu erzwingen, doch blieben die Allemannen im Besitze des Landes, das von ihnen seitdem den Namen Allemannien oder Suevien (Schwaben) erhielt.

Von den römischen Städten und Castris innerhalb der agri Decumates sind folgende die wichtigsten: Castellum Valentiniani am Neckar bei Manheim, Lupodunum (Ladenburg bei Heidelberg), Solicinum (Schwetzingen), in dessen Nähe der Berg Pirus (Königstuhl oder Heiligenberg bei Heidelberg, vielleicht auch der Melibocus), Sanctio (Seckingen), Aurelia Aquensis oder Aquae (Baden), von Caracalla angelegt oder benannt, Bibium (Iffizheim), Tarodunum (bei Freiburg, vielleicht Zähringen); außerdem noch mehre Städte, deren Überreste man noch zu Durlach, Ettlingen, Breisach (der Kaiserstuhl), Badenweiler u. s. w. sieht. Ferner Tenedo (Thiengen), Juliomagus (Blumeck an der Wutach), Brigobannis (Breunlingen), Arae Flaviae (Rotweil), Samulocenae (Mühlen), Grinario (Siegmaringen), Alma (?), Brentia (Brenz), Rhiusiana (?), Alcimoennis (?); ferner standen Castelle oder Städte bei Marbach am Neckar, bei Canstadt, Tübingen, Neustadt am Kocher, bei Lorch, Welsheim, Murhard, Mainhard, Ohringen, Jaxthausen u. s. w. Mehre Spuren römischer Straßen finden sich, die zum Theil noch brauchbar sind, besonders über die Rauhe Alp; Trümmer römischer Tempel, z. B. des Mercurius zu Obrigheim am Neckar, des Apollo zu Großbottar, der Diana Abnoba zu Mühlenbach an der Kinzig, andere noch bei Canstadt und Heilbronn. Noch liegt eine von den Römern ausgehauene Granitsäule 31⅞ F. lang und 4½ F. breit auf dem Felsberge im Odenwalde u. dergl. m. — Vergl. auch noch J. Leichten Schwaben unter den Römern 1825.

(*Dr. U. J. H. Becker.*)

DECURIONES [1]). Mit diesem Namen bezeichnete man in Rom die Glieder der höchsten Regirungsbe-

---

1) S. *Sigon.* De antiq. juri ital. II, 4. v. Savigny

hörde, welche nach dem Muster des römischen Senats in den mit freier städtischer Verfassung begabten römischen Municipien und Colonien in Italien angeordnet war; das Collegium selber ward mit den Ausdrücken Ordo, Ordo Decurionum bezeichnet, wofür später auch der Ausdruck Curia und für Decuriones der Ausdruck Curiales in ganz gleichem Sinne und mit ganz gleicher Bedeutung vorkommt [2]). An der Spitze dieses erblichen Senats standen, wie in Rom die beiden Consuln, so hier Duumviri, mit gleichen Rechten begabt, ja selbst mit eigener Jurisdiction [3]) und, anfänglich wenigstens, vom Volke erwählt, das in den einzelnen Municipien und Colonien, wie in Rom, die souveraine Gewalt besaß und ausübte, daher Gesetze gab und die verschiedenen Behörden durch Wahl bestellte. Wenn aber später die Theilnahme des Volks an solchen Wahlen verschwindet und die Bestellung der einzelnen Behörden auf diese Senate [4]) überging, so ist dies der Analogie gemäß und ganz dem gleich, was in der römischen Kaiserstadt selber seit der Kaiserzeit geschah. Es leitete der Senat der Decurionen die ganze innere Verwaltung dieser kleinen Städte, die wir als ebenso viele kleine Republiken Italiens betrachten dürfen, er hatte mit uneingeschränkter Gewalt die gesamte Polizei, städtische Administration, Verwaltung der städtischen Einkünfte u. dergl. m. in seiner Hand und genoß daher mit Recht eines großen Ansehens und Einflusses [5]), zumal als nur Decurionen zu den verschiedenen städtischen Magistraten bestellt werden konnten; der Stand des Decurionen war darum mit vieler Ehre und Würde verbunden; was aber freilich nur so lange bestehen konnte, als die freie Verfassung dieser kleinen Stadtrepubliken und ihre freie Verwaltung unangetastet blieb und die Despotie der Kaiser das freie öffentliche Leben noch nicht zerstört hatte, was leider bald nach den Zeiten des Augustus und Tiberius der Fall war, wo durch den alles unterdrückenden Despotismus der Kaiser die Würde des Decurionen weder einflußreich noch ehrenvoll bleiben konnte. Der Stand der Decurionen war unter den christlichen Kaisern, wie man aus vielen im Codex Theodosianus [6]) enthaltenen Bestimmungen ersieht, bereits so herabgesunken, daß man alles aufbot, sich dieser sonst so hoch gestellten und so ehrenvollen Würde zu entziehen und dieselbe von sich abzuwenden, als eine lästige, dem Stande des einzelnen Privaten höchst nachtheilige Verpflichtung, weshalb es auch nicht an Verordnungen der Kaiser in dem bemerkten Codex fehlt, welche zum Eintritt in den Stand der Decurionen gewissermaßen nöthigten. Der Grund lag in den mannigfachen Lasten, die statt des früheren Ansehens und der Ehre, wovon jetzt keine Rede mehr seyn konnte, mit dem Stand des Decurio durch die Willkür der Kaiser verbunden waren, welche sich ganz der innern Verwaltung der Städte bemächtigt und entweder selbst oder durch ihre Statthalter sich beständige Eingriffe in dieselbe erlaubten. Man gebrauchte die Decurionen zur Erhebung und Eintreibung kaiserlicher Steuern, sie waren für alles verantwortlich, selbst für Nachlässigkeit, Untreue u. dergl. m., sie mußten sogar Ausfälle in den Steuern decken, Grundstücke, welche von ihren Eigenthümern der allzu hohen Steuern wegen verlassen waren, übernehmen und die Steuern entrichten. Dieses und Ähnliches mußte allerdings die Würde eines Decurio zu einer höchst beschwerlichen, mit Aufwand jeder Art verbundenen Last herabsetzen und erklärt uns hinreichend ebenso wol das Streben der Einzelnen, sich diesen lästigen Verpflichtungen zu entziehen (die natürlich um so lästiger wurden, je mehre sich derselben entzogen), als die dagegen angewendeten Zwangsmittel. Demungeachtet erhielten sich diese Senate mit dem Schein einer freien städtischen Verfassung bis in das Mittelalter herab und diese ihre Fortdauer ist für die Erhaltung der römischen Verfassung in verschiedenen Städten Italiens während des Mittelalters von bedeutendem Einfluß gewesen [7]). Noch bemerken wir, daß die Glieder solcher Senate oder die Decurionen einen bestimmten Vermögenscensus besitzen mußten [8]) und daß ihre Zahl [9]) regelmäßig auf hundert sich belaufen haben mag, deren Namen in ein Verzeichniß, Album genannt, eingetragen waren und zwar nach Rang und Stellung geordnet. Voran standen die Ehrenmitglieder Patroni genannt, dann die wirklichen Mitglieder oder Decuriones, und zwar nach dem Range der Ämter, welche sie bekleideten, und da, wo dies nicht der Fall war, nach dem Dienstalter. In mehren Städten waren auch die zehn ersten Stellen (Decemprimi) ausgezeichnet und damit nicht blos höherer Rang, sondern selbst gewisse Privilegien verbunden, insofern sie eine ausgezeichnete Klasse der Decurionen waren, keineswegs aber ein besonderes Collegium oder eine Art von engerem Ausschuß. Die Direction des Senats führte in der Regel der erste unter den Decurionen, so wie sie im Album eingetragen waren; er führte den Namen Principalis und war vollkommen das, was wir unter dem Director eines Collegiums uns vorstellen [10]). Noch besitzen wir ein Album der Stadt Canusium [11]) vom Jahr 223 n. Chr., worin die Decurionen der Reihe nach namentlich aufgeführt werden, und was in dieser Beziehung höchst wichtig ist, um Stellung, Anordnung und Stufenfolge der einzelnen Decurionen kennen zu lernen. (*Bähr.*)

DECURSIO. Dieser Ausdruck bezeichnet eine bei den römischen Heeren eingeführte Übung, die zwar schon in älterer Zeit geherrscht haben mag, aber durch August und Hadrian (vergl. Veget. 1, 9. III, 4.) eine regelmä-

---

Gesch. d. röm. Rechts im Mittelalter. I. S. 16 ff. Creuzer röm. Antiqq. §. 209. S. 318. Vergl. §. 82. S. 116 ff. 2) v. Savigny a. a. O. I. S. 18. 19. 3) Ebendas. S. 20 ff. 4) Ebendas. S. 20 ff. das Nähere. 5) Daher z. B. Ausdrücke wie amplissimus ordo oder splendidissimus, sanctissimus, nobilissimus von dem Senat der Decurionen auf Inschriften und in Stellen der Alten. S. *Heinecc. Synt. Antiqq.* I. App. p. 125. — 6) S. den ganzen Titel De decurionibus XII, 1. Creuzer a. a. O. §. 82. S. 116 ff. v. Savigny I. S. 23 ff.

7) Vergl. die Nachweisungen bei Creuzer §. 82. S. 118. 8) Vergl. Plin. Ep. I, 19. 9) S. v. Savigny I. S. 68 ff. 10) Ebendas. S. 58. 11) S. *Fabretti* Inscr. C. 9. p. 598. *Spangenberg.* Antiq. Rom. Monum. Legall. (Berol. 1830.) pag. CXI.

stigere Form erhielt und selbst unter dem Namen Ambulatio vorkommt. Dreimal des Monats mußte das Fußvolk mit den Waffen in Reihe und Glied ausrücken und in einer bestimmten Zeitfrist (etwa 6½ Stunden nach unserem Maß) eine Strecke von 10 Millien in einem bestimmten militärischen Schritt hin und her zurücklegen, wobei besonders auf Erhaltung der Ordnung während des Marsches, Beobachtung von Reih und Glied gesehen wurde. Eine von Danville gemachte Berechnung zeigt hinsichtlich der Schnelligkeit des Marschirens eine vollkommene Übereinstimmung mit dem durch das französische Militärreglement vom 14. Mai 1754 vorgeschriebenen Marsch der Soldaten. S. Lebeau, sur les exercices militaires in den Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XXXV. p. 260. sq. — Livius gebraucht dafür auch den Ausdruck Decursus, s. Glossar. Livian. cur. Ernest. p. 186. coll. 185. (*decurrere*).

Dann wird aber auch Decursio gesagt von verschiedenen Festaufzügen gegen Heere oder einzelner Heeresabtheilungen bei feierlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei Leichenbegängnissen ausgezeichneter Männer und ähnlichen festlichen Veranlassungen. S. G. G. Schwarz Observatt. ad Nieupoort. Antiqq. Rom. p. 366. vgl. mit Lipsius zu Tacit. Annall. II, 7. (*Bähr.*)

Decussorium s. Trepanation.

DEDAN, Daden, ein Stamm, der in den verschiedenen Geschlechtregistern des A. T. verschieden abgeleitet wird, theils von Râma, dem Sohne des Kusch (Gen. 10, 7. 1. Chron. 1, 9.), theils im zweiten Gliede von Abraham mit der Ketura (Gen. 25, 3. 1. Chron. 1, 32.). Hieraus schloß Bochart, welchem Michaelis [1] u. a. folgen, daß es zwei verschiedene Stämme dieses Namens gegeben haben müsse, was aber durch jene doppelte Angabe in den Geschlechtsregistern nicht hinlänglich verbürgt ist, da dergleichen Differenzen auch bei anderen Völkerschaften vorkommen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es nur ein Stamm war, dessen verschiedene Niederlassungen jene doppelte Abstammungsangabe veranlaßt haben. Auf jeden Fall hat man aber zwei verschiedene Niederlassungen anzunehmen, die sich durch Ort und Lebensweise wesentlich unterschieden. Die eine, welche man gewöhnlich als die Linie von der Ketura angibt, muß als Nomadenstamm im nördlichen Arabien, in der Nähe von Idumäa, gewesen seyn. Deutlich ist dies durch die wiederholten Zusammenstellungen Dedans mit Edomitern und Stämmen des wüsten Arabiens (Jerem. 25, 23. 49, 8.), und besonders aus Ezechiels Drohung (25, 13.): Edom solle zur Wüste werden, von Theman bis Dedan. Eusebius und Hieronymus geben Dedan sogar als Stadt an, deren Lage sie ungefähr auf 4 röm. Meilen nördlich von Phana (d. i. Phunon in Idumäa Num. 33, 42.) bestimmen [2]. Wesentlich unterscheidet sich von diesen die zweite Niederlassung, welche zuverlässig mit den Abkömmlingen Râmas gemeint ist. Schon Râma, d. i. Rhegma (vergl. die griechischen Übersetzer) des Ptolemäus und Stephanus Byzantinus am persischen Golf, mit welchem auch sonst Dedan in der Bibel (Ezech. 38, 13.) zusammengestellt wird, führt auf den Ort, wo diese zweite Niederlassung gewesen sei. Es kann kaum bezweifelt werden, daß man Dedan in dem arabischen Daden zu suchen habe, nach Bochart a. a. O. (welchem auch Rosenmüller a. a. O. S. 160. folgt) am Südostrande von Arabien [3]), besser auf den Bahreininseln selbst, wofür sich schon Michaelis erklärte [4]). Hier, dem Meerbusen von Kotheif, dem alten gerrhäischen Mittelpunkte des Handelsverkehrs zwischen dem Orient und Occident, gegenüber, bildeten sich die Dedaniten zu einem Handelsvolke und sie werden daher öfters neben anderen, im Alterthume berühmten, Handelsvölkern genannt Ezech. 38, 13. Sie standen mit dem phönizischen Welthandel in Verbindung, und sie sind es, welche Elfenbein, Ebenholz und kostbare Teppiche [5]) auf die tyrischen Märkte bringen Ezech. 27, 15. 20. Daß diese indischen Produkte sollten durch indische Fahrzeuge zu den Dedaniten gebracht seyn, ist mit nichts zu beweisen, und man hat keinen Grund zu bezweifeln, daß die Dedaniten diese Handelsartikel durch eigene Schifffahrt in ihr Vaterland brachten, und von hier aus durch Caravanen (Jes. 21, 13.) zu den Stapelplätzen

1) *Bochart* Phaleg lib. IV. cap. 6. p. 248.; *Michaelis* spicilegium geographiae Hebraeorum exterae T. I. p. 201.; Hartmann Aufklärungen über Asien. Thl. 2. S. 43. und 69.; Rosenmüller Handbuch der bibl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 84. und 160. 2) *Cellarius*, notitia orbis antiq. Tom. II. p. 682.

3) S. dagegen schon Büsching: Asien. S. 561. ff.
4) S. noch Hartmann a. a. O. S. 69. Mannert Geogr. der Griechen und Römer. VI, 1. S. 118. vgl. mit 124. (2. Ausgabe). Daden ist nicht Cathema, wie Assemani will, sondern eine der drei Bahreininseln (bei d'Anville u. a. Deraan genannt), und zwar die größte von ihnen, welche vorzugsweise auch Bahrein genannt wird. Bei syrischen Schriftstellern kommt sie öfters unter dem Namen Dirin (Assemani bibl. orient. Th. 3. S. 513. Thl. 4. S. 744.) vor, welcher erst aus dem Arabischen corrumpirt zu seyn scheint, zumal sich auch Dadian findet (Assem. Thl. 4. S. 184.). Gegenwärtig heißt sie Awal, und so auch schon in Abulfedas Geographie (in Büschings Magazin. Thl. 5. S. 297.). Unmöglich ist aber dieser Name so alt, daß man daraus könnte mit Brehmer (Entdeckungen im Alterth. Thl. 1. S. 182.) das Avalites emporium bei Ptolemäus für eine Colonie der vergessenen Avarier erklären. Früher war hier der Sitz eines nestorianischen Bischofs und noch Abulfeda, welcher den Durchmesser der Insel auf zwei Tagereisen angibt, rechnet über 300 Dörfer auf derselben, spricht von der berühmten Perlenfischerei, von Weinbau, Palmen, Citronen, einem reichlichen Ackerbau und Weideplätzen. Dieser frühere Wohlstand ist aber jetzt sehr herabgesunken, so daß Awal nur noch eine Stadt und wenige Dörfer enthält. Überhaupt vergl. den Art. Bahrein; Niebuhr Beschreibung von Arabien. S. 329. ff.; Tanner in Asiatic Journ. Bd. 6. S. 464.; Ritter Erdkunde, Thl. 2. S. 160. ff.; Hassel Handbuch der neuesten Erdbeschreibung. IV. Abtheil. 2. Bd. S. 480. ff.; Heerens Ideen. Thl. 1. 2. S. 215—230.; Brehmer a. a. O. S. 168—170. Ob man endlich diese Bahreininseln mit dem Tylus der alten Schriftsteller combiniren könne, darüber ist vielfach untersucht worden. S. Heeren a. a. O.; Brehmer a. a. O. S. 174. ff. Mannert a. a. O. Thl. 5. S. 545. ff. (2. Ausg.) Der Gegenstand bedarf aber immer noch eigener Untersuchungen. 5) Sehr merkwürdig, daß noch aus späterer Zeit bei Assemani Thl. 3. S. 145. ff. eine Altardecke erwähnt wird, welche auf der Insel Dirin gewebt war. Sollten diese Teppichwebereien Produkte einheimischer Industrie gewesen seyn!

des alten Handels weiter führten [6]). Heerens Lieblingsansicht, daß die Phönicier selbst am persischen Golf, namentlich auf den Bahreininseln, sollten Besitzungen gehabt haben, wird wol nicht mit Unrecht von Mannert [7]) in Anspruch genommen. Über die Caravanenstraße als tester Zeit vom Ostufer Arabiens haben wir keine sichere Nachricht, vielleicht aber doch eine Andeutung in der angeführten Stelle des Jesaias, wo sich die von Feinden gedrängten Caravanen der Dedaniten in der Wüste verbergen müssen, und von dem befreundeten Stamme Thema [am Westrande von Nedjed [8])] Speise und Trank erhalten. Hierin liegt doch wol, daß dieser Weg durch die Wüste ein außergewöhnlicher war, und dadurch gewinnt die Vermuthung, daß man sich sonst gerade westlich durch Nedjed nach der Gegend von Mekka wandte, wo sich diese Caravanenstraße mit einer anderen nach Damaskus vereinigt. Dieselbe Straße von Hadjar nach Mekka kennt noch Edrisi im Mittelalter (Clim. 2. P. 5.), und nach Seezens [9]) Berichten ist sie noch jetzt besucht. (*Tuch.*)

DEDDINGTON, Marktflecken und Kirchspiel in der engländ. Grafschaft Oxford, unweit des Birminghams und Oxfordkanals, mit 274 Häus. und 1404 Einwohn., welche 1 Wochen- und 2 Jahrmärkte unterhalten. Der Ort ist ziemlich gut gebaut und hat, wegen des hier gebrauten guten Ale, den Beinamen Drunken-Deddington erhalten. — In der Nachbarschaft (zu Clifton und Aston) sind zwei besuchte Mineralquellen. (*Leonhardi.*)

DEDEKIND, Friedrich, aus Neustadt gebürtig, studirte Theologie zu Wittenberg und ward daselbst 1550 Magister. Seit 1551 bekleidete er eine Predigerstelle zu Neustadt. Im J. 1575 ward er Pastor zu Lüneburg. Er starb als Inspector der sämtlichen Kirchen im Bisthum Lübeck den 27. Februar 1598. Sein poetisches Talent entwickelte Dedekind in seinem Grobianus, Frankfurt 1549. 8. Rein moralisch war die Tendenz dieses, in elegischem Versmaße geschriebenen Gedichts, welches nach acht Auflagen in lateinischer Sprache zum letztenmal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt ward. Dedekind stellte zum Schein grobe Sitten dar, um ihre Häßlichkeit anschaulich zu machen. Auch mehre teutsche Bearbeiter fand dies Gedicht. Dergleichen Übersetzungen lieferten Caspar Scheidt (Worms 1551. 4. 2te Aufl. Ebend. 1567. 8.) W. Helibach (1567 ohne Angabe des Druckorts. 8.) und W. Scherffer [Brieg 1640. 8. 2te Auflage. Ebend. 1708. 8.] *). Ermuntert durch den Beifall, den dies Gedicht fand, schrieb Dedekind noch einige andere verwandten Inhalts, ebenfalls in lateinischer Sprache, unter andern Grobianus et Grobiana, de incultis moribus et inurbanis gestibus. Francf. 1554. 12. und in mehren Auflagen, zum letztenmal zu Bremen 1704. in 8. gedruckt.

Doch nicht blos in lateinischer, auch in teutscher Sprache versuchte Dedekind sein poetisches Talent; dahin gehören sein Neuchristlich Spiel von einem bekehrten Papisten, sein flüchtig gefallener und wieder erlöseter Leonhard, sein Ehebetrug und ähnliche dramatische Produkte. Zu einem geistlichen Spiel, das er 1590 unter dem Titel: Christlicher Ritter herausgab, entlehnte er den Stoff aus einem Briefe des Apostels Paulus an die Epheser. Das Stück hat eine moralische Tendenz. Der Held wird durch Paulus, einen Mönch Franciscus, durch das Gewissen, den Glauben, die Liebe, die Hoffnung und andere allegorische Personen, von dem rohen und sündhaften Soldatenleben wieder zur Buße und Gottesfurcht bekehrt, während Beelzebub, nebst drei andern Teufeln und zwei Zechbrüdern sich diesem christlichen Werke nach allen Kräften widersetzen **). (*Heinr. Döring.*)

DEDEKIND, Constantin Christian, lebte als fürsächsischer Steuersecretär in der Mitte des 17. Jahrh. Als Dichter führte er den Namen Concordia. Die Ehre, zum kaiserlichen Poeten gekrönt zu werden, verdankte er hauptsächlich seinen geistlichen Liedern, welche in den heil. Myrrhenblättern (Dresden 1665. 12.), in der Davidischen Herzenslust (Leipz. 1680. 8.) und in andern von ihm herausgegebenen Samlungen erschienen †). Geistlichen Inhalts sind auch die meisten seiner Schauspiele und Opern, wie überhaupt die religiöse Poesie seinem Talent am meisten zugesagt zu haben scheint. Seinen Himmel auf Erden, d. i. Gott als Mensch im Freudenspiele der Geburt Christi dargestellt, findet man, nebst seinem sterbenden und siegenden Jesus, in Dedekinds neuen geistlichen Schauspielen, bequemet zur Musik. (Dresd. 1670. 8. 2. Auflage. Ebend. 1676. 8.) Fast ohne allen Werth ist die Charakterzeichnung in diesen und andern dramatischen Produkten Dedekinds. Man wäre versucht, sie für Parodien der dramatischen Mysterien im 15. Jahrh. zu halten. Durch Weitschweifigkeit ermüden die Gespräche, welche Gott der Vater, Christus, mehre Engel, Teufel und andere allegorische Personen führen. Aber für Aug' und Ohr ist wenigstens durch rasche Handlung und durch zahlreiche Recitative und Arien gesorgt. In Dedekinds heiliger Ar-

6) S. Hartmann S. 88. Heeren S. 237. 7) a. a. O. Thl. 6. 1. S. 118. 123. 8) Rosenmüllers Handb. der bibl. Alterthumsk. Bd. 3. S. 29. 30. Gesenius Commentar zu Jesaia. Thl. 1. S. 674. 9) S. Heeren a. a. O. S. 712.

*) Ins Engländische wurde das Gedicht übersetzt unter dem Titel: *Friderik Dedekinds* Grobianus, or the compleat Booby, an ironical Poem, in three Books; done into English from the Original Latin by *Royer Bull.* London, printed for *T. Cooper.* 1739. 8.

**) S. Jöchers Gelehrtenlexikon. Thl. 2. S. 63. Flögels Geschichte der römischen Literatur. Bd. 3. S. 309. ff. Gottscheds nöthiger Vorrath zur Geschichte der teutschen dramatischen Dichtkunst. Thl. 1. S. 125. 208. 210. Kochs Compendium der teutschen Literaturgesch. Bd. 1. S. 160. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 6. S. 16. ff. Heinr. Dörings Galerie teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 1. S. 214 ff. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 9. S. 437. 473. Raßmanns literar. Handwörterbuch verstorbener Dichter rc. S. 24.

†) Tägliche Übung mächtig wahrer Gottseligkeit in lehr- und geistreichen Gesängen u. s. w. Dresden 1683. 8. Salomons, Königs in Israel, lehrvolle Schriften in Gesängen verfasset rc. Ebend. 1696. 8. u. a. m.

heit über Freud und Leid der alten und neuen Zeit, in musikbequemen Schauspielen angewendet (Dresd. 1676. 8.) findet man seine übrigen, jetzt längst vergessenen dramatischen Dichtungen; die versündigten und begnadigten Eltern, Adam und Eva; dem wundersamen Isaak und großgläubigen Abraham; Simson; den Stern aus Jakob und Kindermörder Herodes u. a. m. ††). (*Heinr. Döring.*)

DEDHAM, Hauptstadt der Grafschaft Norfolk des nordamerikan. Freistats Massachusetts, an der Vereinigung der Flüsse Charles und Neponset, mit 1 Rathhaus, worauf die County-Courts gehalten werden, 6 Kirchen, 1 Akademie, 2 Druckereien, 1 Bank, 1 Postamt, 1 Gefängniß und 2172 Einwohnern, welche 2 Papier-, 2 Säge-, 2 Walk- und 1 Lohmühle, auch 1 Drathzug unterhalten. — Sie ist der Sitz des Bischofs der protestant episcopal church in the eastern diocese of the united states; auch erscheint hier eine Zeitung (Vergl. Hassel Erdbeschr. der V. St. v. N.A. Weimar 1823. S. 806.). (*Leonhardi.*)

Dedi s. Dedo.

DEDICATIO. Mit diesem Worte bezeichneten die Römer den feierlichen Akt der Einweihung eines öffentlichen, zunächst dem Cultus gewidmeten Gebäudes. Es wird zwar zwischen der Dedicatio und Consecratio, sowie zwischen dedicare und consecrare ein Unterschied gemacht [1]), indem man dieses blos auf die Weihe von Privatgebäuden und Privatanlagen, jenes aber auf öffentliche, dem Cultus bestimmte Gebäude beziehen will; und in der That läßt sich auch im Allgemeinen ein solcher Unterschied annehmen, nur darf er nicht auf alle Fälle im Einzelnen als unumstößlich angewendet werden, indem es sich leicht aus Ciceros klassischer Stelle [2]) über diesen Gegenstand nachweisen ließe, daß hier wenigstens Consecrare und Dedicare von einem und demselben Gegenstande gesagt wird, von einem speciellen Unterschied hier also nicht die Rede seyn kann. Und wer wollte auch die Grenzen des Sprachgebrauchs so scharf abmarken? Darum kann ebenso wenig von einem Unterschied der Art die Rede seyn, daß die Dedicatio, — keineswegs aber die Consecratio und in Folge einer Lex, öffentlich geschehen dürfe, da auch dasselbe von der Consecratio vorkommt [3]).

War die Aufführung eines öffentlichen Gebäudes, zunächst eines der Götterverehrung bestimmten, beschlossen, so wurde zuerst durch die Augurn der dazu erfoderliche Platz bestimmt und dann heimlich geweihet, was die Alten mit dem Ausdruck inaugurare [4]) bezeichnen, und was mit mehren Feierlichkeiten verbunden war. Ein Magistrat brachte ein Opfer und legte dann den Grund mit einem großen Steine [Lapis auspicalis [5])]; woraus unter Andern auch die heutige Sitte der feierlichen Grundsteinlegung abzuleiten ist. Nun wurde der Bau des Ganzen ausgeführt und war er vollendet, so erfolgte die Dedicatio und zwar durch einen der höhern Magistrate, welcher dazu von Seiten des Senats, an welchen deshalb stets ein eigner, förmlicher Antrag gestellt werden mußte, durch einen Beschluß der Volksversammlung beauftragt war [6]). Die Handlung war im Ganzen eine religiöse, denn sie gab dem Gebäude, auf welches sie sich bezog, den Charakter der Heiligkeit, Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit [7]), und darum konnte auch ein solches, durch die Dedicatio den Göttern zugesprochenes, geheiligtes Gebäude keineswegs mehr von Privaten in Anspruch genommen oder zu irgend einem andern Zwecke benutzt werden; es wäre dies als Frevel, als Sünde gegen die Gottheit betrachtet worden, wenn ein solches Göttergut, selbst dann, wenn es zerstört oder zerfallen war, Privatgut geworden und in ungeweihete Hände gerathen wäre; dies war nur möglich, wenn eine Evocatio vorher statt gefunden, d. h. eine feierliche Ceremonie, wodurch das den Göttern feierlich früher durch die Dedicatio übergebene Gut, ihnen gleichsam wieder abgenommen und sie selbst den Besitz dieses Guts aufgegeben und dasselbe verlassen hatten [8]). Diese Handlung der Evocatio war aber eben daher so gut eine öffentliche Handlung als die Dedicatio. Wenn wir dabei eigene, vom Senat und Volk dazu bestimmte Magistrate thätig sehen, so erklärt sich dies hinreichend aus dem anderwärts (s. den Artikel Decemviri) bemerkten priesterlichen Charakter der römischen patricischen Magistrate. Indessen erschienen bei der feierlichen Weihe oder Einsetzung, die mit dem Ausdruck Dedicatio bezeichnet wurde, immerhin auch die Pontifices, welche ja in Rom die höchste geistlich-kirchliche Statsbehörde bildeten. Die zu dieser Feierlichkeit erwählten Magistrate, gewöhnlich zwei [Duumviri dedicandis templis [9])] begaben sich in Begleitung des Pontifex Maximus, eines Pfeifers und eines dritten, der gleichsam als Zeuge die ganze Handlung beobachtete, nebst einem Herold in den fertig gebauten Tempel, wo, nachdem der Herold Stille geboten, der Magistrat, indem er die Pfosten des Tempels mit der Hand ergriff [10]), die feierliche Einweihungsformel, die ihm der Pontifex vorsagte [11]), (eine auch bei

---

††) S. *Neumeisteri* Specimen dissertat. hist. crit. etc. p. 27. Dietmanns kursächsische Priesterschaft. Thl. S. 538. Wetzels Hymnopoiographia. Thl. 1. S. 167. ff. Gottscheds nöthigen Vorrath zur Geschichte der teutschen dramatischen Dichtkunst. Thl. 1. S. 219. 228. 237. Dunkels histor.-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten. Bd. 2. Thl. 1. S. 43. ff. Richters Lexikon geistlicher Liederdichter. S. 50. Jördens Lexikon teutscher Dichter und Prosaisten. Bd. 6. S. 15. ff. Heinr. Dörings Galerie teutscher Dichter und Prosaist. Bd. 1. S. 213. ff. Bouterweks Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. Bd. 10. S. 325. ff. Raßmanns literar. Handb. verst. Dichter. S. 68.

1) s. Ernesti in der Clav. Cic. s. v. Consecratio und das daselbst Angeführte nebst Creuzer zu Cic. De nat. Deorr. II, 28. p. 297. 2) *Cicero* Pro Dom. 45—56. 3) Vgl. Ernesti a. a. O.

4) Vergl. z. B. *Cicero* pro Dom. 53. 5) s. die Inschrift bei *Guther*. De Iur. Pontif. III, 5. 6) s. *Cicer.* ad Attic. IV, 2. Pro Dom. 52. 53. 7) s. *Heinecc.* Syntagm. Antiq II, 1. §. 2. p. 558. 8) s. Heineccius a. a. O. 9) s. z. B. *Livius* VII, 28. XXII, 33. XXXV, 41. 10) *Cic.* pro Dom. 47. *Valer. Max.* V, 18. *Liv.* II, 8. *Senec.* De Consol. ad Marc. 18. *Phil. Public.* 14. 11) Dies ist das Verba praeire bei *Liv.* IX, 46. *Varro* De Ling. Lat. V, 7.

ähnlichen religiösen Handlungen, wie z. B. die Devotio vorkommende Sitte), nachsprach [12]), unter Begleitung der Tibia, und zwar laut und vernehmlich: was ebenfalls bei andern religiösen Handlungen ausdrücklich gefodert wurde. Noch haben sich solche Formeln oder Gebete, die bei diesem feierlichen Akt ausgesprochen wurden, erhalten [13]). Nachdem die Ceremonie beendigt war, erfolgten Opfer, auch wurden feierliche Spiele bisweilen dem Volke gegeben [14]), Lustbarkeiten und Freudenbezeugungen verschiedener Art. Oftmals wurde dann auch eine Inschrift an den Tempel gesetzt, welche Jahr und Tag der Dedication sowie die Namen derer die den Tempel gelobt oder dessen Aufbau angeordnet hatten, oder derjenigen, welche die Dedication aus Auftrag des Senats und Volks vorgenommen hatten. Von welcher Wichtigkeit dies letztere war und wie es als ein besonderes Souveränitätsrecht des Volkes betrachtet wurde, sehen wir auch aus dem Umstand, daß dieses Recht der Ernennung der zu dieser Handlung bestimmten Magistrate mit den andern Souveränitätsrechten späterhin auf die Principes oder Kaiser überging, in deren Rechten das jus consecrandi ausdrücklich vorkommt. Ganz verschieden davon ist freilich die Consecratio Imperatorum [15]), d. h. die Weihung oder Seligsprechung verstorbener Kaiser, die nun als Gottheiten (Divi) Gegenstand der Verehrung des Volks wurden. Auch dies war mit besondern Ceremonien und Feierlichkeiten verbunden. Der auf Inschriften mehrmals vorkommende und viel besprochene Ausdruck sub ascia dedicare bezieht sich auf die der äußern Ausschmückung wegen bei Grabmalen angebrachte Überkleidung mit weißen Marmorplatten oder Tüncherwerk [albarium] [16]). *(Bähr.)*

Dedicatio s. Zueignungsschrift.

DEDINOWO, ein großes Kirchdorf im kolomnischen Kreise der Stadt Moskau in Rußland, am linken Ufer der Oka. Hier werden fast alle Fahrzeuge und Strußen gebaut, welche zur Fahrt auf der Oka, und besonders zur Fortschaffung des Korns aus den obern Gegenden nach Moskau gebraucht werden. Auch sind hier zwei Jahrmärkte, wo mit Lebensmitteln, Kleinkram und Getreide ein einträglicher Handel getrieben wird. *(J. C. Petri.)*

DEDO oder Dedi (auch Theodo) ist zusammengezogen aus Theoderich, Dietrich. Unter dem Namen Dedo kommen aber mehre historisch merkwürdige Personen vor. 1) Dedo aus dem Buzizischen Hause (s. diesen Artikel), war ein Sohn des Grafen Dedo, oder Dietrichs, oder Theodorichs (gest. 982), Grafen von Wettin, Burgherrn von Zörbig. Dedo war von Kindheit an bei seinem Anverwandten, dem Markgrafen Rigdag zu Meißen im Dienst, und stand wegen seines heldenmüthigen Geistes und seiner Tapferkeit in großem Ansehn. Er kämpfte gegen den Kaiser Otto III., führte die Böhmen bis in das Stift von Zeitz, verheerte die Umgegend und nahm seine eigene Mutter, Judith, Gräfin zu Merseburg, gefangen. Nachher söhnte er sich mit dem Kaiser aus, und erhielt, nachdem Graf Bio zu Merseburg in einem Treffen gefallen, dessen Grafschaft, die sich in das Mannsfeldische hinein erstreckte. Nachher brachte er das Burgwart Zurbici (Zörbig), welches seine Vorfahren als Reichslehn inne gehabt, für sich und seinen Bruder Friedrich erb- und eigenthümlich an sich. Er vermählte sich mit Thietburg, des Markgrafen der nördlichen Grafschaft, der heutigen Mark Brandenburg, Dietrichs Tochter (Dithmars Chronik, B. 6.). In der Chronik des Petersberger Mönches (p. 201. ed. Mader) heißt sein Vater egregiae libertatis vir, d. i. Niemandes Lehnsmann, ein Dynast, wonach er nicht Graf von Wettin hätte seyn können, weil er als solcher des Kaisers Lehnsmann gewesen wäre, (vergl. Buzizisches Haus Nr. 7.), wofern man nicht der Vermuthung Weiße's beistimmt, welcher sagt: „ungeachtet des gräflichen Titels war die Grafschaft Wettin von jeher eine bloße Herrschaft oder Dynastie des wendischen Geschlechts der Buzizier, das später von der Burg Wettin, nicht weit von Halle, seinen neuen Namen angenommen hatte, der, nach damaliger Sitte allmälig auch auf das Land überging [1]). Dedo blieb in einer Fehde mit dem Markgrafen Wernezo (Werner) 1009, und hinterließ einen Sohn. — 2) Dedo II., welcher vom Kaiser Heinrich II. seines Vaters Grafschaft und alle Lehen erhielt, und nach dem Tode seines Oheims Friedrich auch die Grafschaft Eilenburg und die Regirung des Gaues Susli (Seuselitz?). Außer einer Tochter Hilda hatte er mit Mathildis, Schwester des Markgrafen von Meißen Eckards II., sechs Söhne erzeugt: Friedrich, Dedo, Thimo, Gero, Konrad und Rigdag. Im J. 1034 ward er von Eckards Soldaten umgebracht (Annal. Hildesh. ad a. 1034). — 3) Dedo III. war zweimal vermählt, zuerst mit Oda, der Witwe des Grafen Wilhelm des ältern von Weimar [2]), und nachmals mit Adela, der Witwe des Markgrafen Otto von Meißen, gebornen Gräfin von Löwen aus Brabant. Mit ihr erzeugte er Heinrichen, Grafen von Eilenburg und Konrad. Seine Gemahlin bewog ihn, alle Güter, die ihr voriger Gemahl besessen, in Anspruch zu nehmen. Er fiel daher 1069 in Thüringen ein und besetzte Beichlingen und Burgscheidungen; Heinrich IV. aber brach gegen ihn auf, und er sah sich, da beide festen Plätze genommen waren, genöthigt, sich dem Kaiser zu ergeben. Seiner Haft wurde er bald entlassen, verlor aber einen großen Theil seiner Güter.

12) Von diesem Hersagen der Einweihungs- oder Gebetsformel wird daher der Ausdruck Dedicatio selber abgeleitet, indem dadurch etwas der Gottheit feierlich zugesagt, als Eigenthum zugesprochen wurde. Daher auch Isidorus De Origg. VI, 19.: „omne quod deo datur, aut dedicatur aut consecratur. Quod dedicatur, dicendo datur, unde et appellatur." Daher selbst fanum abgeleitet, a Fano sive a Fando, bei Festus s. v. mit dem die Angabe des Grundes enthaltenden Zusatz: „dum pontifex dedicat, certa verba fatur." 13) Z. B. bei *Livius* l. 10. Vergl. *Gruter.* Inscript. p. XXIII, 12. und CCXXIX. 14) Vergl. *Suetan.* Tit. 7. *Ner.* 31. 15) Vergl. *Rossini* Antiq. Rom. III, 18. 16) S. meine Nachweisungen in Creuzer's röm. Antiq. §. 313. S. 474. 2. Ausg.

1) Weiße Geschichte der kursächs. Staten. I. 62. 2) Über diese doppelte Vermählung s. Ritters älteste Meißnische Geschichte. S. 178 fgg.

Nach dem Tode des letzten Markgrafen aus dem Hause Anhalt, Odo's II., der ohne Erben verstarb, wurde er Markgraf in der Lausitz. Ob er Markgraf von Meißen gewesen, oder nur die Vormundschaft für den minderjährigen Ekbert II. aus dem Hause Braunschweig geführt habe, ist noch nicht völlig aufgeklärt. Nachdem aber Ekbert im Jahre 1090, auf Anstiften von des Kaisers Schwester Adelheid, Äbtissin zu Quedlinburg, in einer Mühle zu Eisenbüttel war ermordet worden, folgte ihm nach des Kaisers Ausspruch und mit dessen Belehnung Dedo's Sohn Heinrich von Eilenburg in Meißen und der Lausitz, und nach dessen frühzeitigem Tode vergab der Kaiser die Mark Meißen an Heinrichs Oheim Thimo von Wettin [3]). Als dieser kurz darauf in einer Schlacht sein Leben verlor, führten dessen Söhne, Dedo und Konrad den markgräflichen Titel fort. — 4) Dedo, Thimo's Sohn, Markgraf zu Landsberg, war mit Bertha, der Tochter des Grafen Wiprecht von Groitsch vermählt, mit welchem sein Bruder Konrad um die Markgrafschaft Meißen kämpfte, weshalb er auch Jahre lang von seiner Gemahlin getrennt lebte. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder besaß er die Grafschaft Wettin, die sich bis nach Halle und über Löbejün nach dem Anhalt-Köthenschen hin, von da nach Bitterfeld und Niemegk, mit Einschluß von Brehna, und über Delitzsch bis in die Gegend von Eilenburg erstreckte. Dedo gründete im J. 1124 auf dem Lauterberge (mons serenus) bei Halle ein Kloster des heil. Petrus für Augustinermönche, von welchem der Berg selbst in der Folgezeit den Namen des Petersberges erhalten hat. Der Bau hatte begonnen, als Dedo eine Wallfahrt nach Palästina begann, und sein Bruder Konrad vollendete den Bau des Klosters, in welchem er nach einem thatenreichen Kriegerleben sich selbst als Mönch einkleiden ließ, und in dessen Kirche er bald darauf (1157) beigesetzt wurde. Sein Bruder Dedo erkrankte und starb auf seiner Rückreise von Palästina im J. 1124. Seine Tochter Mechthilde wurde mit Roland, Grafen zu Babenberg vermählt. — 5) Dedo, der Dicke, ein Sohn des vorbenannten Konrad, der bald als der Fromme, bald als der Reiche, bald als der Große bezeichnet wird, und der Luitgardis, einer Schwester Kaiser Konrads III., war durch die Erbtheilung seines Vaters Graf zu Rochlitz und durch Zahlung von 4000 Mark an den Kaiser, Markgraf in der Lausitz. Bertha, seines Oheims Dedo Gemahlin erzog ihn, nahm ihn an Kindesstatt an und vermachte ihm die Grafschaft Groitsch (1144). Er war Schirmvogt des Stifts Naumburg und Zeitz und der Klöster zu Bosau und Pegau, stiftete auch selbst das Kloster Altenzelle, und scheint überhaupt an geistlichen Angelegenheiten den meisten Antheil genommen zu haben. Im Jahre 1190 als er mit Kaiser Heinrich VI. eine Reise nach Apulien machte, wollte er sich die Beschwerden derselben dadurch erleichtern, daß er sich den Leib aufschneiden und das Fett herausnehmen ließ, starb aber an dieser Operation. (Vergl. die Artikel: Meissen, Petersberg, Wettin.)

Außer diesen werden noch als von Wittekind, als Stammvaters des Geschlechts der Grafen von Wettin, angeführt ein Urenkel desselben, Dedo, Sohn des Grafen Friedrichs, der im Treffen zu Ebsdorf 876 blieb. Dedo selbst, Graf zu Rochlitz, blieb in einem Treffen gegen die Slaven 925. (*Mencken* Script. rer. germ. II. 756.)

Eines Dedo, an welchen nach des Vorigen Tode die Grafschaft Rochlitz gekommen seyn soll, wird sodann gedacht, muthmaßlich als eines Sohnes von Ditmar, dem Bruder Friedrichs. Er war in der Schlacht gegen die Hunnen bei Schkölen im J. 933. In dem Streite zwischen dem Herzog Ludolf und dessen Vater, dem Kaiser Otto, stand er anfänglich auf des ersteren, dann auf des letzteren Seite. Als Sohn Ditmars wäre er ein Bruder Dietrichs gewesen.

Dedo, Sohn des Pfalzgrafen zu Sachsen Friedrichs und der Agnes, Tochter des Meißnischen Markgrafen Dietrichs, erhielt vom Kaiser Heinrich III. die sächsische Pfalzgrafenwürde. Das Bergschloß Gosek an der Saale zwischen Naumburg und Weißenfels war damals die Residenz der Pfalzgrafen zu Sachsen. Nach Friedrichs Tode brach Dedo nebst seinen Brüdern das alte Bergschloß ab und erbaueten an dessen Stelle ein Benedictinerkloster (s. Gosek). Dedo wurde 1050 von einem Geistlichen bei dem Dorfe Pölde im Fürstenthum Grubenhagen erstochen. Ein natürlicher Sohn von ihm, Friedrich, wurde Abt zu Gosek. (*H.*)

Dedschial s. Deggial.

DEDUCTIO (röm. Alterth.) in mehrfachem Sinne vorkommend, gleichwie das Verbum *deducere*, wovon es abgeleitet ist, und welches z. B. von jungen vornehmen Römern aus den höhern Ständen gebraucht wird, welche, um in die Rechts- und Statswissenschaft praktisch eingeführt und zu ihrem künftigen Beruf als Redner und Statsmänner gebildet zu werden, wenn sie die Vorstudien der Philosophie gemacht hatten, an einen angesehenen bedeutenden Juristen und Advocaten sich anschlossen, um unter seiner Anleitung für die Praxis sich zu bilden, wie wir dies z. B. von Cicero wissen, der auf diese Weise in seiner Jugend dem berühmten Juristen und Advokaten Scävola übergeben, d. h. zu ihm geführt wurde, *deducebatur* [1]). Dann aber wird der Ausdruck selbst von der Braut gesagt, die in das Haus ihres Bräutigams als Gattin feierlich eingeführt wird, ferner beim Seewesen von Schiffen, die nach Sitte der Alten, nach vollendeter Fahrt ans Land gebracht, hier im Trocknen aufbewahrt und dann für eine neue Fahrt ins Meer hinabgezogen wurden. Letzteres hieß *deducere*, jenes *subducere* (unter die Walzen, auf welchen die Schiffe lagen, das Schiff ans Land bringen). Daher der Grammatiker Servius [2]) *deducere* durch *in mare mittere* und *subducere* durch *in terram trahere* erklärt. Dann aber auch kommt der Ausdruck *Deductio* im juristischen Sinne vor, in Bezug auf eine Formalität, durch welche man den bestrittenen Besitzstand

3) Weiße a. a. O. I. 54 fgg.

1) *Cic.* Lael. s. de amicit. I. 2) Zu *Virgil.* Aen. I, 561; vergl. III, 71. S. auch *Virgil.* Aen. IV, 397. Suet. Calig. 47.

einer Sache, zunächst einen Fundus andeuten wollte, worüber nun erst der Proceß vor dem Prätor geführt und dessen Spruch abgewartet werden sollte [3]. Auch bei Testamenten kommt *Deductio* oder *Deducta* [4]) vor, wo es auf den Abzug einer bestimmten Summe geht. (*Bähr.*)

Deductio s. Beweis, Beweisführung. (Hier in publicistischer Hinsicht.)

DEDUCTIONEN [1]) sind rechtliche Ausführungen, also Schriften, deren Tendenz dahin geht, die Rechtsbeständigkeit einer streitigen Angelegenheit überzeugend darzuthun. Aus diesem allgemeinen Begriffe folgt denn von selbst, daß Deductionen gleichmäßig stats- und privatrechtliche Verhältnisse erörtern, und wiederum aus beiden Theilen des Rechts sich mit Gegenständen eines jeden einzelnen Zweigs beschäftigen können. Allein allerdings denkt man bei jenem Worte hauptsächlich an eine Bearbeitung publicistischer Controversen, und in diesem Sinne machen Deductionen namentlich einen für Geschichte und Rechtskunde gleich wichtigen Bestandtheil unserer teutschen Literatur aus. Denn einen der glänzendsten Mittelpunkte der gelehrten Thätigkeit unserer frühern Reichspublicisten bildeten gerade ihre mannichfachen Deductionen; in geschichtlicher Hinsicht aber sind die meisten und zum Theil wichtigsten Urkunden für allgemeine und specielle teutsche Geschichte erst auf Veranlassung jener rechtlichen Erörterungen dem Druck übergeben worden [2]). Der Gebrauch solcher Deductionen beginnt schon früh; man kann es dahin gestellt seyn lassen, ob gerade Lupold von Bebenburg [3]) der erste teutsche Deductionenschriftsteller gewesen; gewiß ist, daß Schriften, welche man ihres ganzen Inhalts halber nach dem gesagten als Deductionen betrachten muß, bereits im 15. Jahrhundert vorkommen [4]).

Man begreift, daß es, ebenso wenig wie bei andern juristischen Schriften, in Ansehung der Deductionen an der Bildung einer Reihe theoretischer Regeln hat fehlen können, die man bei der Anfertigung derselben empfohlen. Aber ebenso leuchtet ein, daß dergleichen Regeln, wenn ihnen überhaupt eine practische Bedeutsamkeit soll beigelegt werden können, sich immer in sehr allgemeinen Grundzügen werden halten müssen. „So wie man — bemerkt ein jene Grundsätze zusammenstellender Gelehrter [5]) — einem Autor nicht vorschreiben kann, wie er seine Dissertationen ausarbeiten soll, ebenso schwer fällt es, den Deductionen gewisse und beständige Regeln zu setzen." Hier greifen Umstände und Verhältnisse der mannigfachsten Art ein; der Zweck, den man erreichen will, ist überall von Einfluß; die Personen, welche in Betracht kommen, werden eigene Gestaltungen herbeiführen müssen. Demungeachtet bleiben jedoch gewisse normative Andeutungen nicht ausgeschlossen, wie solche namentlich der größte Deductionen-Meister Teutschlands uns überliefert hat [6]). Sie werden sich hauptsächlich auf Form und Einrichtung beziehen.

Hiebei kommt nun vor allem in Betracht, daß Deductionen bald die Gestalt eines Schreibens, bald einer Bittschrift, eines Promemoria oder eines wahrhaft gerichtlichen Actenstücks haben, und daß sie im letztern Falle ebenso wol die Stelle einer Klage-, Exceptions-, Replik-, Duplik-, Triplik-, Quadruplikschrift vertreten, als den Character einer Probations-, Salvations-, Reprobations-, Impugnations- oder einer Läuterungs-, Appellations-, Revisions-, Restitutions- und Supplikationsschrift annehmen können, wonach denn auch die individuellen Bezeichnungen sich eigenthümlich gestalten [7]). Nach diesen Verschiedenheiten richtet sich denn natürlich zunächst die Verschiedenheit äußerer Anreden und anderweitiger Courtoisie; das einmal hergebrachte Kanzleiceremoniel bildet hier genau zu beobachtende Schranken. Aber eben wegen der wiederkehrenden Hemmungen dieser letztern erscheint es immer, wo irgend thunlich, zweckmäßig, die an bestimmte Persönlichkeiten gerichteten Deductionen mit einem besondern Schreiben zu begleiten, um in der Deduction selbst in der Form eines Memorandum sich freier bewegen zu können. Bei dieser wird dann regelmäßig die Trennung des faktischen oder geschichtlichen Stoffs und die juristische Entwickelung, die Sonderung zweier Haupttheile bestimmen, wodurch indessen keinesweges als unerläßliche Regel geboten wird, jene Sonderung so durchgreifend vorzunehmen, daß in der historischen Entwickelung kein Rechtsgrund angedeutet werden dürfte. Dies kann unter Umständen vielmehr sehr sachgemäß seyn; denn der geschichtliche Theil einer Deduction ist überhaupt dazu bestimmt, das Feld deutlich zu bezeichnen und zu begrenzen, auf welchem operirt wird und operirt werden soll. Geht man aber von diesem Gesichtspunkt aus, so muß bei jener historischen Auseinandersetzung alles ungehörige und überflüssige, wodurch nur die Sachlage verrückt wird, vermieden werden; es muß die Proceßgeschichte bewandten Umständen nach einen besondern Platz finden; es sind insbesondere am Schluß die Fragen deutlich und bestimmt anzugeben, um deren Beantwortung und Feststellung es sich überhaupt handelt, oder es ist, mit andern Worten, der eigentliche

---

3) *Cic.* pro Caecin. 7. 10. nebst *Ernesti* in der Clav. Cic. s. v. deduc. p. 24. 26. (T. XVIII. P. II.) *Schütz.* 4) *Cic.* De Legg. II. 20. 21. nebst Ernesti in der Clav. Cic. s. v Partitio (T. XIX. P. II.) p. 162. *Schütz.*

1) Agrippa Ellstranus über rechtliche Ausführungen oder sogenannte Deductionen, in den Dresdner gelehrten Anzeigen von 1769. Nr. 19. 20.; vermehrt in v. Holzschuher Deductionsbibliothek. Bd. 1. S. 466—482. — *Ge. Ern. Lud. Preuschen* de litigantium studio iudicia omniumque animos praeoccupandi praesertim praeoccupationis libellis ac deductionibus. Marburg 1752. 4. — Scheidemantel Repertorium des teutschen Stats- und Lehenrechts. Th. 1. S. 661. 2) Lünigs teutsches Reichsarchiv ist großentheils durch sie allein möglich geworden. 3) Pütter Literatur des teutschen Statsrechts. Th. 1. S. 69. — Eichhorn teutsche Stats- und Rechtsgeschichte. Th. 3. S. 27 fgg. 4) Dahin gehört z. B. das in Lehmann Speyerscher Chronik Lib. VII. c. 105. in einer teutschen Übersetzung befindliche Manifest des Kurfürsten Dietrich von Mainz gegen den Grafen Adolf von Nassau vom Jahre 1462.

5) v. Beck Versuch einer Statspraxis. (Wien 1778). S. 147. 6) Pütter Anleitung zur juristischen Praxis. §. 95—123. S. 83—96. der 3ten Aufl. von 1765. — Vergl. Justi Anleitung zu einer guten teutschen Schreibart (Leipzig 1769. 8.) S. 606—630. 7) Man spricht z. B. von rechtsbegründeten Vorstellungen, Informationen, Erörterungen, Ausführungen, Bedenken, Gutachten, Abfertigungen, Beantwortungen, Darstellungen u. s. w.

status caussae et controversiae zu fixiren, wobei es indessen nach Befinden sehr der Klugheit angemessen seyn kann, die Streitfragen nicht immer nackt und kahl hinzustellen, sondern vielmehr die ganze Darstellung so einzurichten, daß jene Fragen dem Leser ohnedies klar vor Augen treten. — Was sodann die eigentliche Rechtserörterung, also den zweiten Theil einer Deduction, betrifft, so sind hier, wie bei den Gründen eines jeden rechtlichen Urtheils, eben sowol die zur Seite als die entgegenstehenden Argumente zu berücksichtigen; ob getrennt von einander, ob die sogenannten Zweifelsgründe voran, dies ist ebenso Sache der eigenen Beurtheilung, wie es derselben stets überlassen bleibt, zu untersuchen, ob nicht gewisse Zweifel ganz zu verschweigen, oder doch nur so zu erwähnen sind, daß sie sich mehr vermuthen lassen, als geradezu ausgedrückt werden. Jedenfalls muß aber aus dem Gesagten als Schluß das gewonnene Resultat gezogen werden, sei es nun in der Form einer Bitte, oder in der Einkleidung einer rechtlichen Überzeugung, oder einer juristischen Ansicht und Meinung. In beiden Theilen der Deduction sich einer einfachen, sich nicht in unendliche Perioden verlierenden Schreibart zu befleißigen, die Übersicht des Ganzen durch zweckmäßige Eintheilungen, Überschriften, Inhaltsanzeigen und Absätze, vielleicht auch durch Marginalien und Summarien zu erleichtern, ferner Anmerkungen unter dem Text, namentlich in ungedruckten Deductionen, möglichst zu vermeiden, die Rubriken endlich oder den Titel des Ganzen sachgemäß einzurichten — dies alles sind Regeln, welche sich um so gewisser empfehlen, wenn man bedenkt, daß gerade Deductionen meist Männern in die Hände kommen, welche durch ihre ganze Bildung an Reinheit der Schreibweise gewöhnt und ihrer ganzen Stellung nach die Gegenstände ihrer Thätigkeit möglichst übersichtlich sich vorgetragen zu sehen lieben, weshalb denn auch nach Pütter's Beispiel bei besonders schwierigen und weitläufigen Ausführungen, zugleich in einem kürzern Aufsatze das wesentliche wiederholt zusammenzufassen, sehr angemessen seyn dürfte. Im übrigen darf nicht unbemerkt bleiben, daß die freie Selbständigkeit eines Deducenten dann meistentheils eine beschränktere seyn wird, wenn ihm die Widerlegung einer Gegenschrift obliegt. Hier wird die letztere dem erstern von selbst den Weg vorzeichnen, welcher zu verfolgen ist. Es würde jedoch falsch seyn, wenn man dies als unverrückbare Regel betrachten wollte; einen in sich verwirrten Gegner in seinen Irrgängen und auf seinen Abwegen zu folgen, würde zu immer größern Verwickelungen führen; hier eine eigne Bahn sich zu ebnen und in diese den Gegner hinein und mit sich fort zu ziehen, führt vielmehr sicherer zum Ziel, ohne irgendwie den Vorwurf der Regellosigkeit zu begründen. — Eine besondere Aufmerksamkeit dürfte endlich noch den Beilagen zu widmen seyn. Hier eine gehörige Auswahl zu treffen und eine Beschränkung der Masse eintreten zu lassen, ist ebenso empfehlenswerth, als eine bestimmte Ordnung der Aufeinanderfolge zu beobachten und durch besondern Druck oder Schreibung die besonders wesentlichen Stellen auszuzeichnen. Für geringfügig wird dergleichen nur derjenige halten, den die Erfahrung noch nicht belehrt, wie großes Gewicht einerseits gerade Geschäftsmänner auf Wahrung jener scheinbaren Geringfügigkeiten legen und wie ungemein andrerseits dadurch der behagliche, oft entscheidende Eindruck einer Arbeit gefördert wird.

Bei weitem die Mehrzahl der vorhandenen Deductionen existirt vereinzelt; viele sind, gar nicht dem Druck übergeben, ein Besitzthum der Archive [8]. Um so schätzbarer ist der Samlerfleiß eines Lünig [9]) und Holzschuher mit seinem Fortsetzer [10]), welche in ihren „Deductionsbibliotheken" Nachweisungen der vorhandenen Deductionen zu geben bemüht gewesen. Als Samlungen, worin eine Reihe von Deductionen aufgenommen worden, genügt es, neben einigen ohne Nennung des Autor erschienenen [11]), für Teutschland an die bekannten Werke von Lünig [12]), Moser [13]), Leucht [14]) und Reuß [15]) zu erinnern, insbesondere aber auf Pütter's, jedem Publicisten unentbehrliche „auserlesene Rechtsfälle" [16]) zu verweisen. Ihm blieben während eines langen Lebens die rechtlichen Verhältnisse kaum einer teutschen Herrschaft fremd; das unbegrenzte Vertrauen großer und kleiner, weltlicher und geistlicher Potentaten und Republiken wandte sich vorzugsweise ihm zu; aber es bewährten sich auch bei ihm nicht Moser's Klagen über schlecht bezahlte wichtige Dienstleistungen [17]); denn Pütter wurde, nicht ohne einigen

---

8) Versuch einer Anzeige von einigen vorzüglichen größern und kleinen, öffentlichen und Privatdeductionssamlungen, in v. Holzschuher Deductionsbibliothek. Th. 1. S. 513—540. 9) Bibliotheca curiosa deductionum. Leipzig 1717. 8. 2. Ausg. von Gottl. Aug. Jenichen unter dem Titel: Bibliotheca deductionum, anjetzo in eine geschicktere Ordnung gebracht. Leipz. 1745. 8. 10) Deductionsbibliothek von Teutschland nebst dazu gehörigen Nachrichten. Bd. 1. 2. Frankf. und Leipz. 1778. 79. Der Verfasser, Christoph Sigmund Holzschuher von und zu Harlach, Vestenbergsgereuth und Thalheim, hat sich auf dem Titel nicht genannt. — Den 3. und 4. Band, Nürnb. 1781 u. 83, hat Joh. Christ. Siebenkees besorgt. 11) Collectio nova actorum publ. J. R. G. oder Samlung der in den J. 1750—53 in Teutschland zum Vorschein gekommenen Deductionen. Th. 1—8. Nürnb. 1751—53. 8. — Neueste Samlung auserlesener Deductionen. Th. 1—3. Gießen 1778. Fol. 12) Grundfeste europäischer Potentaten-Gerechtsame, worin durch auserlesene Deductionen dargethan wird, wie es um aller Potentaten hohe iura, Ansprüche und Präcedenzstreitigkeiten beschaffen sei. Leipz. 1716. Fol. — Selecta scripta illustria. Leipz. 1723. Fol. 13) Samlung der neuesten und wichtigsten Deductionen in teutschen Stats- und Rechtssachen. Th. 1—9. Frankf. u. Leipz. 1752—64. 4. 14) Ant. Faber europäische (alte) Statscanzlei (begonnen von Chr. Leop. Leucht [† 1716], fortges. von C. J. Feußel und J. K. König. Th. 1—115. und 9 Th. Register. Nürnb. 1697—1750. — Desselben neue (vom 41. Th. an: fortgesetzte neue) europäische Statskanzlei. Th. 1—55. und 2 Th. Register. Ulm 1761—68. 15) Deductions- und Urkundensamlung. Bd. 1—15. Ulm 1785—99. 8. — Teutsche Reichskanzlei. Th. 1—56. Ulm 1783—1803. 8. 16) Auserlesene Rechtsfälle aus allen Theilen der in Teutschland üblichen Rechtsgelehrsamkeit in Deductionen, rechtlichen Bedenken, Relationen und Urtheilen, theils in der Göttingischen Juristenfakultät, theils in eigenem Namen ausgearbeitet. Bd. 1—4, jeder in 3 Theilen. Götting. 1768—1809. Fol. 17) Lebensgeschichte Johann Jakob Mosers. Th. 3. S. 59 folg. — Von ihm hieß es einmal in den Göttingischen gelehrten Anzeigen, vielleicht aus Pütter's Feder, er besitze weder die Neigung noch die Gabe, Reichthum zu erwerben.

Ärger gleich berühmter Collegen [18]), ein wohlhabender, ja ein reicher Mann. (*Pernice.*)

DEDUCTORES, kommen in einer Schrift des Quintus Cicero über das römische Wahlwesen und die Bewerbung um die öffentlichen Ämter vor (De petit. consulat. 9., vergl. Plin. Ep. IV, 17.), als Leute, die gleich den Clienten und ähnlichen Freunden und Anhängern eines bedeutenden Mannes in Rom an diesen sich anschließen, und ihm insbesondere dadurch ihre Achtung und Verehrung bezeugen, daß sie ihn täglich bei seinem Ausgang auf das Forum oder die Curie begleiten und sein Gefolge und damit auch sein Ansehen vermehren. Daher in der bemerkten Stelle der Deductor und dessen Verpflichtung höher gestellt wird als der Salutator, der kein weiteres Geschäft hat, als täglich in der Frühe seinen Patronus zu besuchen und zu begrüßen. Auch das Verbum deducere, wovon deductor abgeleitet ist, kommt in diesem Sinn ehrenvoller, auszeichnender Begleitung, die man bedeutenden und angesehenen Männern erweist, mehrmals bei Cicero vor; z. B. pro Muren. 34. Cat. maj. 18. ad Familiarr. X, 12. In einer Inschrift bei Sestini Class. gent. p. 66. findet sich auch *deductor* als Führer einer Colonie in dem Sinne, in welchem sonst Triumviri coloniae deducendae und ähnliche Magistrate vorkommen. (*Bähr.*)

DEE, Name mehrer Flüsse: 1) in England, welcher in Merionethshire aus zwei von den Höhen zwischen Dolgelly und Dinasmouthy herabkommenden Quellenflüssen im Pimble-Meer zusammenströmt, die Grafschaft Denbigh durchfließt, bei Chester den neuen Kanal speist und sich, 16 engl. Meilen nordwestlich von dieser Stadt bei Air-Point, zwischen Flint und Cheshire, durch eine weite Mündung in das irische Meer ergießt; — 2) in Südschottland, welcher in zwei Quellenflüssen, Deugh und Kenn entspringt, die bei Newgalloway den Namen Dee annehmen. Er durchströmt den Kenmoreloch und Loch Dee und mündet ungefähr 5 engl. Meilen unter Kircudbright in den Solway-Frith; — 3) in Mittelschottland, der auf dem Grampiangebirge an der Grenze von Inverneß entspringt, ganz Aberdeen und einen Theil von Mearns, wo er bei Strachan den auf dem Mount Battok entspringenden Dye aufnimt, durchfließt und unterhalb Aberdeen in das teutsche Meer fällt. In diesem Flusse wird ein sehr ergiebiger Lachsfang betrieben; — 4) Küstenfluß in der County Louth der irischen Provinz Leinster, welcher sich in die Dundalkbai mündet. An demselben liegt die Stadt Atherdee oder Ardee. (*Leonhardi.*)

DEE, lat. Devus, John, Mathematiker und Astrolog, ein Wundermann seiner Zeit, Sohn eines reichen Weinhändlers zu London, wo er den 3. Julius 1527 geboren war. Mit vorzüglichen Talenten und großer Lernbegierde kam er in seinem 16ten Jahre in das Johanniscollegium zu Cambridge, und studirte außer den alten Sprachen besonders die mathematischen Wissenschaften mit ebenso viel Eifer als Erfolg. Diese Studien setzte er, nachdem er 1547 Baccalaureus geworden, in Holland fort, kam bald wieder nach Cambridge zurück und beschäftigte sich mit astronomischen Beobachtungen, um den Einfluß der Gestirne auf die sublunarische Welt und ihre Herrschaft über die Schicksale der Menschen zu erforschen. In Löwen, wohin er sich 1548 begab, wurde er wie ein Orakel verehrt, und in Paris hatte er als Lehrer der Geometrie und Commentator des Euklid großen Zulauf. Das freie Leben einer öffentlichen Bedienung, die ihm angeboten wurde, vorziehend, kehrte er wieder nach England zurück, wurde aber unter der Königin Maria nicht allein der Religion wegen verfolgt, sondern auch der Zauberei wegen angeklagt und ins Gefängniß geworfen. Ein günstigeres Loos versprach er sich nach der Thronbesteigung der Königin Elisabeth, die ihm schon vorher Beweise ihres Wohlwollens gegeben hatte, und der er in einer besondern Schrift, nach den Regeln der Astrologie, den Tag anzeigte, der zu ihrer Krönung der glücklichste wäre. Da er aber für seine Bemühung die erwartete Belohnung nicht erhielt, so verließ er sein Vaterland von neuem und begab sich 1563 durch Holland und Teutschland zu dem Kaiser Maximilian II. nach Ungern. Diesem dedicirte er sein bald darauf im Druck erschienenes Werk: Monas hieroglyphica, mathematice, magice, cabbalistice, anagogice explicata, ad regem romanum Maximilianum. Antw. 1564. 4.; ein seltsames Gemisch von kabbalistischen Träumen und größtentheils selbst erdachten pythagoräischen Grillen, vermittelst derer er die Siegel des Hermes und die alten Hieroglyphen enträthseln und aus denselben die ganze wahre bisher verborgen gewesene himmlische Weisheit kund machen wollte. Als Schlüssel zu diesem geheimnißvollen Werke ist zu betrachten seine: Propaedeumata aphoristica de praestantioribus quibusdam naturae virtutibus, welche er schon 1558. 12. hatte drucken lassen, 1567 und 1573. 4. aber verbessert herausgab. Die Königin Elisabeth, der er nach seiner Rückkunft aus Ungern, wo er nicht die günstigste Aufnahme gefunden zu haben scheint, sein Werk überreichte, versprach für ihn zu sorgen und gab ihm die Anwartschaft auf die Dechanei zu Glocester, die er aber niemals erhielt. Da es ihm an Kenntnissen und Erfahrungen nicht fehlte, und er auch ganz vernünftig urtheilte, sobald es nicht auf sein Lieblingsfach, die geheime und mystische Weisheit kam, so gebrauchte ihn die Königin nicht nur als Astrologen, sondern auch bei mehren wichtigen Geschäften, wie z. B. bei der Reform des Kalenders. Seine schriftlichen Ausarbeitungen über diesen Gegenstand, sowie seine historisch-geographische Beschreibung der von den Engländern in verschiedenen Welttheilen entdeckten Länder, befinden sich handschriftlich in der Cottaschen Bibliothek. Als 1572 der berühmte Komet im Gestirne der Cassio-

---

18) Wir denken hiebei namentlich an Heyne's Sticheleien in seinen akademischen Gelegenheitsschriften. — Noch nach Pütters Tod schrieb er, freilich nicht ganz im Einklange mit der Todesanzeige in den Göttingischen Anzeigen von 1807. St. 138, am 10. Sept. 1807 an Langer: „Pütter, der alles der Universität und seine Deductionen und Bücher der Bibliothek zu verdanken hat, starb, ohne dieser das geringste Legat zu hinterlassen, so wie den Armen nichts, den Witwen nichts; und hinterläßt doch entfernten lachenden Erben ein Vermögen von 120 bis 130000 und darunter 12000 baar und in Kapitalien: Seine Memoria wird wol unterbleiben.“ Vergl. Ebert Überlieferungen. Bd. 1. St. 2. Seite 8.

peia erschien, gab er 1573 seine Schrift De stella admiranda in Cassiopeia asterismo coelitus demissa ad orbem usque Veneris heraus, die den Beifall der größten Astronomen erhielt. Zu Heinrich Billingsleys englischer Übersetzung des Euklid, die öfters unter seinem Namen vorkommt, schrieb er Anmerkungen und eine Vorrede, die manches Brauchbare von dem Nutzen der mathematischen Wissenschaften enthält. Zu seinem Unglück gerieth er in die Bekanntschaft eines gewissen Eduard Kelley, eines Apothekers oder Advokaten, dem man wegen Falschmünzerei und anderer Vergehungen die Ohren abgeschnitten hatte. Dieser listige Betrüger, der große Kenntnisse in der Chemie und den magischen Wissenschaften zu besitzen vorgab, wußte den zur Schwärmerei hinneigenden Dee zu bereden, in seiner Gesellschaft an Erfindung des Steins der Weisen und andern geheimen Künsten und Erfindungen zu arbeiten. Kelley sprach viel von Erscheinungen der Geister, mit welchen er in vertrauter Verbindung lebe, und durch deren Dienst er, vermittelst einer krystallenen Kugel, die Geheimnisse der göttlichen Weisheit erforschte. Das Geistercitiren und Teufelsbannen nahm den 22sten December 1581 seinen Anfang und dauerte mehre Jahre fort. Dee hielt davon sehr genaue Tagebücher, von denen sich eines handschriftlich in dem Museum zu Oxford befindet, das andere aber, aus mehren einzelnen Heften bestehend, von Meric Casaubon zum Druck befördert wurde, unter dem Titel: True and faithful relation of what passed for many years between J. Dee and some spirits: with a preface by Mer. Casaubon. Lond. 1659. Fol. mit Kupfern und Portraits; sehr selten. Zu den beiden Krystallguckern gesellte sich 1583 ein vornehmer Pole, Albert Lasky oder Lasko, Woiwode von Siradien, der durch den Ruf von der Weisheit der Königin Elisabeth nach England gelockt ward. Diesem sagten die Geister durch den Krystall, daß er König von Polen und der Moldau werden würde, daher Dee und Kelley mit ihm heimlich England verließen, um ihr Vorhaben, dem Lasky die Krone aufzusetzen, zu vollziehen. Sie kamen den 3ten Februar 1584 zu Lask, dem Stammschlosse ihres Beschützers, in der Woiwodschaft Siradien in Großpolen an, und begaben sich von da nach Krakau. Die gehoffte Königskrone wurde dem Lasky nicht zu Theil, und die beiden Krystallgucker und Teufelsbanner wanderten nunmehr nach Prag, wo damals der Kaiser Rudolph II., ein großer Beförderer der mathematischen Wissenschaften, aber auch ein Liebhaber der Astrologie und geheimen Weisheit, der unaufhörlich von Gauklern und Betrügern hintergangen wurde, seine Residenz hatte. Sie fanden eine geneigte Aufnahme, da sie dem leichtgläubigen, oft in Geldnoth sich befindenden Monarchen, von ihren chemischen Versuchen, dem Geheimniß des Steins der Weisen und der außerordentlichen Kraft ihres Krystalls Wunderdinge zu erzählen wußten. Da aber die kaiserlichen Minister die Betrügereien durchschauten, so brachten sie es, in Verbindung mit dem päpstlichen Nuntius, dahin, daß die Gaukler Prag verlassen mußten. Sie begaben sich wieder nach Krakau, wo ihnen Lasky den Zutrit bei dem Könige Stephan verschaffte. Allein auch dieser war des Gaukelspiels bald müde, und Dee irrte lange mit seinem Freunde in Polen, Böhmen und Sachsen umher, wußte sich bei mehren Großen Gehör zu verschaffen, gerieth aber allmälig in die bitterste Armuth, aus der ihn endlich die Königin Elisabeth zog, die ihn 1589 nach England zurückrief. Außer einigen mäßigen Geldsummen, die sie ihm schenkte, verlieh sie ihm, entweder aus Mitleiden oder andern geheimen Ursachen, die Präfektur des Collegiums von Manchester, wo er sein reichliches Auskommen hatte und in Ruhe sieben Jahre verlebte. Nach dem Tode der Königin wandte er sich 1604 an ihren Nachfolger Jakob I., um sich von dem Verdachte der Hexerei und Teufelsbannerei, der auf ihm ruhte, zu reinigen. Armuth und Krankheit verbitterten die letzten Jahre seines Lebens, und er war eben wieder im Begriff, einer himmlischen Eingebung zufolge, sein Vaterland zu verlassen, als er im September 1607 starb. Dee war, nach Leibnitz Vermuthung [1]), kein Betrüger, sondern ein Betrogener. Er hatte viel von geheimer und hoher Weisheit gehört und gelesen, und aus der Kabbala gelernt, daß der Umgang mit Geistern einer der höchsten Grade der geheimen Philosophie sei. Diese Stimmung wußte Kelly listig zu benutzen, und wahrscheinlich stand er mit Dee's Gattin im Bunde, um die feurige Einbildungskraft des zur Schwärmerei hinneigenden Mannes immer mehr zu erhitzen. Über seinen moralischen Charakter und seinen ganzen Wandel lauten die Urtheile der Zeitgenossen sehr günstig. Er lebte unsträflich, nüchtern und mäßig, blieb sich immer gleich, war wohlthätig gegen die Armen, sehr religiös und gegen Jedermann gefällig und verträglich. Oft pflegte er zu sagen: Qui non intelligit, aut discat, aut taceat. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn die Königin Elisabeth zuweilen bei geheimen Verhandlungen und in fremden Ländern als Spion gebraucht hat. Außer den angeführten Schriften ist nur wenig und unbedeutendes von ihm gedruckt worden, aber die Zahl der Handschriften, die in der Cottonschen und Ashmolischen Bibliothek von ihm verwahrt werden, beläuft sich über 50. Sie haben zum Theil die Astronomie und Geographie, meistens aber die Astrologie und andere Zweige der geheimen Weisheit zum Gegenstande. Sein sogenanntes Testament ließ Ashmole in seinem Theatro chymico abdrucken [2]). — Dee hinterließ einen Sohn, **Arthur Dee**, der den 14. Julius 1579 zu Mortlac in der Provinz Surry geboren war. Als vierjähriger Knabe begleitete er seinen Vater auf dess-

1) In einem Briefe in J. D. **Grubers** Prodromus commercii epistolici Leibnitz. p. 1365. 2) *J. Dee* account of his life and studies for half an hundred years, in dem Appendice ad J. Glastoniens. chronica, herausgegeben von Th. **Hearne**. Oxford 1726. 8. Th. 2. Nr. 4. S. 497. *Th. Smithi* vita J. Dee, in dessen Vitis erudit. et illustr. viror. Lond. 1707. 4. *Beckenhout*, biograph. history. T. I. 428. Mém. pour servir à l'hist. des hommes illustr. T. I. Mém. de Niceron. T. I. 355—367. (Adelungs) Geschichte der menschlichen Narrheit. 7. Th. 1—81.

sen Wanderungen nach Polen und Böhmen, und ward schon damals dessen Gehilfe bei den mystischen Arbeiten und dem Forschen nach dem Stein der Weisen. Nachdem er mit seinem Vater 1592 nach England zurückgekommen war, besuchte er die Westminsterschule und studirte zu Oxford die Arzeiwissenschaft, jedoch nur kurze Zeit; denn bald fing er in London und, da ihm dies als einem Ungeprüften verboten wurde, in Manchester zu praktiziren an. Als um diese Zeit der Czar von Rußland den König Jakob I. von England ersuchte, ihm einen geschickten Arzt zu senden, entschloß sich Dee dahin zu gehen, und war nun 14 Jahre lang czarischer Leibarzt zu Moskau. Da er mit sehr guten Zeugnissen und Empfehlungen des russischen Hofes nach England zurückkam, so nahm ihn Karl I. unter seine Leibärzte auf. Nach dem Tode desselben begab er sich nach Norwich, theilte seine Lebenszeit zwischen dem Krankenbette und dem Schmelztiegel, verarmte über dem Bestreben Gold zu machen und starb zu Norwich im September 1651. Das einzige Buch, welches er drucken ließ, hat den Titel: Fasciculus chymicus, obstrusae hermeticae scientiae ingressum, progressum, coronidem explicans. Basil. 1629. Par. 1631. 8. Engländisch von E. Ashmole: Chymical collections etc. Lond. 1650. 8. [3]).

(*Baur.*)

DEELEN, van (Dirk, d. i. Diederich, nach Andern — wol weniger richtig, — Theodor), ein ausgezeichneter holländischer Perspektivmaler im 17ten Jahrhundert, und insbesondere in der zweiten Hälfte desselben. Er war geboren, nach einigen 1607 zu Alkmaar, nach andern 1635 zu Heusden. Er lebte wenigstens eine Zeitlang an dem letzteren Orte, nachher aber in späteren Jahren zu Armuiden in Zeeland, wo er auch einige Zeit Bürgermeister war, sodann wohnte er daselbst als Privatmann, wahrscheinlich bis an seinen Tod, dessen Jahr nicht bekannt ist. Als Maler blühete er vorzüglich um das Jahr 1670. Er war in seiner Kunst ein Schüler von Franz Hals, Maler zu Haarlem, der vorzüglich schöne, kräftige und höchst ähnliche Portraits verfertigte. (S. dies. Art. II. Sect. 1. Thl. S. 323.) Van Deelen wählte indeß zur Übung seiner Kunst andere Gegenstände, und beschäftigte sich vorzüglich mit dem Perspektivmalen von Aus- und Ansichten; insbesondere malte er Kirchen, Paläste mit Säulen und andere reiche Architektur. Seine Gemälde, als sehr verdienstlich, fanden einen vorzüglichen Beifall und machten ihn hochberühmt. Sein Zeitgenosse Kornelius de Bie (s. dies. Art. I. Sect. X. Thl. S. 105) preiset ihn mit einer besondern Begeisterung als einen ausgezeichneten Geist und vortrefflichen Künstler.

Von van Deelen's Gemälden sind in und außer Holland noch mehre schätzbare Originale vorhanden. — Sie wurden in Holland in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, zu 40 bis 50 holländischen Gulden und noch theurer verkauft. So galt unter andern, bei einem öffentlichen Gemäldeverkauf zu Amsterdam, im Jahre 1746 am 25. Mai, ein van Deelensches Stück, das Innere einer Kirche vorstellend, 160 Gulden. Dieses Gemälde, 1 Fuß und ½ Zoll hoch, 2 Fuß 2 Zoll breit, ist von jeher für das schönste gehalten, das man in dieser Art findet. Bei einer andern Auktion von Gemälden, ebenfalls zu Amsterdam am 10ten August 1785, kam ein vorzüglich schönes Stück von van Deelen vor, 15 Zoll hoch und 21 Zoll breit, vorstellend ein prächtiges Gebäude mit einem runden Gewölbe und einer Durchsicht auf einen offenen Platz, und auf diesem wieder ein anderes großes Gebäude, mit einer schönen perspektivischen Aussicht in einen Garten mit Lauben und andern Gegenständen. Auf dem Vorgrunde stehen ein Herr und eine Dame, die einen Hund bei sich haben, auch mehre Säulen und andere Zierrathen, — das Ganze eine sehr kunst- und effektvolle Architektur. — In Teutschland, in der vormaligen Herzogl. Braunschweigischen Bildergalerie zu Salzdahlum, einer Samlung von hohem Range, die 929 Stücke enthielt, und jetzt, nachdem das herzogl. Schloß daselbst während der Königl. Westphälischen Regirung abgebrochen worden, zu Braunschweig in dem dortigen Museum aufbewahrt wird, befanden sich drei schöne Gemälde von van Deelen; das eine auf Holz gemalt, vorstellend einen Prospekt von zwei Lustschlössern, mit einem grünen, bedeckten Gange vor demselben und verschiedenen Personen im Platz, 1 Fuß 2 Zoll hoch und 1 Fuß 6 Zoll breit; das andere, auf Leinwand gemalt, die innere Ansicht einer gewölbten Kirche, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll breit; und endlich das dritte, ebenfalls auf Leinwand, die Abbildung eines großen, mit Architekturarbeit prächtig verzierten Saals, mit zwei Personen an einem Tische sitzend, auf dem ein brennendes Licht steht, 2 Fuß 8 Zoll hoch und 2 Fuß 5 Zoll breit. — Sodann ist in der Kaiserl. Gemäldegalerie zu Wien auch jetzt noch ein kostbares van Deelensches Gemälde befindlich, ein großes Architekturstück auf Leinwand gemalt. Es stellt ein prächtiges Säulengebäude vor, mit einem rückwärts anliegenden Garten, der zur allgemeinen Belustigung offen ist und worin sich viele Figuren zeigen. Es ist sehr schön und mit des Künstlers Namen versehen *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deene s. Gheeraerts.

DEENSEN, 1) ein den Grafen Görz von Wrisberg zugehöriges adeliges Gericht und Dorf mit 29 Häusern

3) *Wood* Athenae Oxon. T. II. 141. *Eloy.* dict. de la medicine. (Adelung) a. a. O. 81—85.

*) Quellen: *Corn. de Bie*, het gulden Cabinet van de edel vry Schilder Const. Antwerp. 1661. p. 281. — *A. Houbraken*, Groote Schouburgh der Nederlantsche Konstschilders III. Deel. Amsterd. 1721. p. 308. — Füßli's allgem. Künstlerlexikon, 1. Th. Zürich 1779. S. 195. — *Ger. Hoet*, Catalogus van Schilderyen in Holland verkogt. s'Gravenh. 1752. I. Deel, p. 129. 324 u. a. II. Deel, vorzüglich S. 187 u. a. — *Catalogus* van een Kabinet met Konstige Schilderyen, het welk verkogt zal worden 1785 d. 10. Augost te Amsterdam. p. 27. — Verzeichniß der herzogl. Bildergalerie zu Salzthalen (von Ch. N. Eberlein). Braunschw. 1776. S. 147. 172. — Gemälde der k. k. Galerie (von Joseph Rosa) Wien 1796. II. Abth. S. 193.

und 204 Einw., im Umfange des Amtes Lauenstein der Provinz Kalenberg des Königreichs Hannover. — 2) Deensen unter dem Solling, worin die bekannten Sollinger Steinbrüche geöffnet sind, mit dem v. Campe'schen Rittergute, 92 Häusern und 959 Einw., Geburtsort des berühmten Pädagogen Joach. Heinr. Campe. (Vgl. Thl. XV. S. 47.) *(Leonhardi.)*

DEEP, Name mehrer kleinen Flüsse in Nordamerika. — Deep-Creek, Dorf mit einem Postamte in der Grafschaft Pasquotank des Stats Nordcarolina an dem gleichn. Flusse. — Deep-Hole, Hafen, s. Wellfleet. *(H.)*

DEEPING-MARKET oder MARKET-DEEPING, Marktflecken in der engl. Grafschaft Lincoln, an dem nördlichen Ufer des Welland, in dem Deeping-Fen, mit 150 alten und schlechtgebauten Häusern und 1016 Einwohner, welche einen Wochen- und fünf Jahrmärkte unterhalten. — In der Nähe liegen die Dörfer East- und West-Deeping. *(Leonhardi.)*

DEER in Nordamerika: 1) eine der in dem Bostonhafen gelegenen Inseln, mit 12 Einwohnern. 2) Name mehrer kleinen Flüsse. 3) Township mit 674 Einwohnern an dem gleichnamigen Flusse, in der Grafschaft Alleghany des Stats Pennsylvania. — Deer-Creek, Name zweier Ortschaften an dem Deer, einem Nebenfluß des Scioto, mit 453 Einw. (Grafsch. Pickaway) und 255 Einw. (Grafsch. Madison) des States Ohio. *(H.)*

Deer s. Derr.

DEERFIELD, Name mehrer Ortschaften in den vereinigten Staten von Nordamerika: 1) an des, in der Grafschaft Bennington in Vermont entspringenden, gleichnam. Flusses Mündung in den Connecticut, mit 1 Kirche, 1 Akademie, 1 Postamte und 1570 Einw. in der Grafschaft Franklin des Stats Massachusetts. Im S. erhebt sich das Gebirge Sugar-Loaves; — 2) in der Grafschaft Rockingham des Stats Newhampshire mit 2393 Einw.; — 3) in der Grafschaft Cumberland, an der Grenze von Salem, in Newjersey, mit 1 Postamte und 1889 Einw.; — 4) in den Grafschaften Portage (Postort mit 394 Einw.), Roß (970 Einw.), Warren (1181 Einw.) und Morgan des Stats Ohio. *(Leonhardi.)*

DEERING 1) Township in der Grafschaft Hillsborough des Stats Newhampshire in Nordamerika mit 1563 Einw. — 2) s. Deeringia. *(H.)*

DEERINGIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Amaranteen und der ersten Ordnung der fünften Linnéschen Klasse hat Robert Brown (Prodr. fl. N. H. p. 413.) so genannt nach dem Arzte zu Nottingham Karl Deering (er hieß eigentlich Döring), einem gebornen Teutschen, der sich aber seit 1720 in Nottingham niedergelassen hatte, wo er 1749 starb. Er war ein Freund von Dillenius und hinterließ: A catalogue of plants naturally growing etc. in England, especially about Nottingham; Nottingham 1738. 8. und Historical account of the town of Nottingham; Ib. 1751. 4. — Char. Der Kelch fünftheilig, von zwei oder drei Bracteen unterstützt; die Staubfäden an der Basis breit, unter einander verwachsen, mit zweifächerigen Antheren; der Griffel sehr kurz oder fast fehlend, mit drei Narben; die dreilappige, viel- oder dreisamige Beere enthält an der Basis die mittelst der Nabelstränge befestigten Samen. Es sind nur zwei Arten dieser Gattung bekannt: D. celosioides *R. Br.* (l. c., Bot. mag. 2717.); ein niederliegender Strauch mit eiförmigen Blättern, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden grünlich-weißen Blüthenähren, drei Stützblättchen und vielsamigen rothen Beeren. In Neuholland. — 2) D. indica *Spr.* (Syst. veg., Celosia baccata Retz. obs.), ein Staudengewächs mit aufrechtem Stengel, herzförmigen, lang zugespitzten Blättern, in den Blattachseln und am Ende der Zweige stehenden Blüthentrauben, zwei Stützblättchen und dreisamigen Beeren. — Die Pflanze, welche Adanson Deringa nannte, ist Myrrhis canadensis *Moris.* *(A. Sprengel.)*

DEER-ISLAND, kleine bewohnte Insel in der Passamaquoddibai, zur Grafschaft Washington des States Maine in Nordamerika gehörig, mit einen kleinen Hafen. — Deer-Isle, eine zur Grafschaft Hancock des States Maine gehörige Insel im Südosten der Penobscotbai; sie ist durch das Edgemoggin-Reach vom Festlande getrennt, etwa eine QM. groß, hügelig und hat den Southeastharbour und eine Ortschaft, welche 1510 Einw. im Jahre 1810 zählte. Zu derselben gehören Isle Haute, Little-Deer und Seal, die mit Deer-Isle eine Township ausmachen. — Deer-Park, Township in der Grafschaft Orange des Stats Newyork, mit 1 Postamte und 1230 Einw. — Deer-Spring, Ortschaft in der Grafschaft Madison des Stats Newyork mit 1070 Einwohnern. *(Leonhardi.)*

DEES, Dionysiopolis, Desium (sonst auch Dyesch), Marktflecken in dem Großfürstenthum Siebenbürgen, Inner-Solnoker Gespanschaft, unterm Zirkel, Deescher Bezirk. — Die sehr alte und in schönem Geschmacke weitläufig erbaute Hauptkirche und die Menge von Ruinen mancher Art, welche man in den Umgebungen von Deesch findet, lassen mit Recht vermuthen, daß hier einst ein bedeutender Ort gestanden. Diese Vermuthung wird noch durch eine Urkunde König Karl Roberts vom J. 1310 bestätigt, die eines hier befindlichen Augustinerklosters gedenkt, von welchem jetzt keine Spur mehr vorhanden ist und den Ort selbst villa Deesvar nennt. Das Mährchen, daß die ersten ungarischen Heerführer, entzückt von der reizenden Gegend, als sie zuerst hieher kamen, ausgerufen hätten: Deus, Deus, Deus, liceat hac tellure potiri, und daß von diesem wiederholten Ausrufe Deus der Ort seinen Namen Deesch erhalten habe, wird noch von manchem in der Geschichte Unerfahrnen geglaubt. Den Ursprung desselben hat eine alte, im J. 1758 wieder erneuerte Inschrift auf einem viereckigen Thürmchen in den Ruinen des benachbarten Schlosses Ovár (einst Déesvár) veranlaßt, welches noch jetzt den Namen Chagvarok Réspalno (Kapelle der Ungarn) führt. Heut zu Tage gehört dieser Flecken zu den Taxalörtern als ein oppidum nobilium, und hat seinen eignen Magistrat. Hier ist auch der Sitz des Komitats-Officialats und eine k. Salzlegstadt, aus welcher das Steinsalz auf der Samosch weiter nach Ungarn verführt wird, auch befindet sich hier ein Franziskanerkloster. Der Flecken liegt

in einer sehr reizenden Gegend, ist wohlgebaut und ziemlich volkreich. Die Einwohner nähren sich theils durch Handwerke, theils durch Feld- und Weinbau.
(*v. Benigni.*)

DEESAKNA oder Okna, Dorf im Großfürstenth. Siebenbürgen Inner-Solnoker Gespanschaft, unterm Kreis, Deescher Bezirk. — Liegt eine halbe Stunde von Dées zwischen Gebirgen und hat zwei ergiebige Steinsalzgruben, aus welchen jährlich über 40000 Centner Steinsalz über Nagy Banga nach Ungarn versendet werden.
(*v. Benigni.*)

Defensio, Defension f. Vertheidigung.

DEFENSIONAL, eidsgenössisches, so werden in der Schweiz Verkomnisse der Cantone genannt, welche das Verhältniß bestimmten, nach welchem jeder einzelne Stat des Bundes zur allgemeinen Landesvertheigung beitragen sollte, immer jedoch so, daß er sein Contingent selbst zu unterhalten hatte; denn von einer allgemeinen Bundeskasse war in der Eidgenossenschaft bis 1798 keine Rede, die alten Bundesbriefe bestimmten über die Zahl von Kriegern, welcher jeder Bundesgenosse zu liefern habe, durchaus nichts; die Größe der Gefahr und der Eifer für das allgemeine Beste dienten allein zur Richtschnur. Mehr Regelmäßigkeit war während der Gefahren des Schwabenkrieges 1499 entstanden, wo die Tagsatzungen das Contingent eines jeden Ortes und die Vertheilung derselben auf die verschiedenen bedroheten Punkte bestimmten. Ebendieses fand einige Male während der italienischen Kriege im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts statt. Indessen waren diese Bestimmungen doch jedes Mal nur für den Augenblick getroffen, und gaben keinen Maßstab für die Zukunft. Die erste für dauernd verabredete Bestimmung wurde 1647 zu Wyl im St. Gallischen gemacht, wo sich ein eidgenössischer Kriegsrath versammelte, als die Einnahme von Bregenz durch die Schweden, und hierauf die Belagerung von Lindau die Besitzung der nordöstlichen Grenzen nöthig machte, und die Furcht vor den Schweden die innern katholischen Cantone, die sich sonst jedem Zusatze zu den alten Bundesbriefen widersetzten, nachgiebiger gemacht hatte. Der Abscheid dieses Kriegsrathes bestimmt die Zahl der Truppen, die jeder Ort zu liefern habe, nimt aber nicht ausschließend auf die damals freilich nicht genau bekannte Bevölkerung Rücksicht; vielmehr erkennt man deutlich das Mißtrauen der katholischen Orte, welches sie zu verhältnißmäßig größern Anstrengungen vermochte, um das Übergewicht der reformirten Orte zu verhüten. Indessen war doch diese Übereinkunft schon ein Schritt zu Erzielung größerer Einheit in dem losen Statenbunde. Sie wurde dann bei spätern Gelegenheiten, wo äußere Gefahren das Gefühl der Nothwendigkeit besserer Anstalten erweckten, meistens zum Grunde gelegt. Besonders war dies der Fall 1668, als die Franzosen plötzlich die Freigrafschaft Burgund (Franche-Comté besetzten, deren Neutralität in den Kriegen Frankreichs und Spaniens die Eidsgenossen durch oft erneuerte Traktate gesichert zu haben glaubten. Der bald nachher erfolgte Aachner Friede verschaffte zwar Spanien den Besitz der Freigrafschaft wieder; aber die Anmaßungen Ludwigs XIV. hatten die Eidsgenossen in solche Bewegung gebracht, daß das Defensional nähere Bestimmungen erhielt, wodurch die Contingente mehrer Orte erhöhet, ein erster, zweiter und dritter Auszug angeordnet und auch die Vertheilung der Befehlshaberstellen unter die verschiedenen Cantone bestimmt wurde. In letzterer Rücksicht zeigte sich freilich wieder neben einer Rangsucht auch die Religionseifersucht. Der erste Auszug, der aus 13400 Mann bestehen sollte, wurde in zwei Corps getheilt; das eine sollte zwei Anführer von Zürich und Luzern, das andere von Bern und Uri erhalten; und ebenso waren die untern Grade nach dem Range der Cantone und der Religion besetzt; zu der Idee eines allgemeinen obersten Heerführers, der in der Zeit der Noth frei aus allen Cantonen sollte gewählt werden, konnte man sich damals noch nicht erheben. Doch suchte man diesem Mangel einigermaßen durch ein Mittel abzuhelfen, welches die Erfahrung freilich bald als unzulänglich, ja sogar als sehr hinderlich erwiesen hätte. Man ertheilte dem Kriegsrathe, zu welchem jeder Ort eine Civil- und eine Militärperson abordnen sollte, außerordentliche Vollmachten, selbst zu Abschließung des Friedens, doch unter Vorbehalt der Ratification, ohne zu bedenken, wie sehr durch einen solchen Kriegsrath die Operationen der Feldherren gehindert werden. Dagegen enthielt dieser neue Defensional zweckmäßige Bestimmungen über die Bewaffnung, die Gerichtsbarkeit u. s. w. — Indessen machte jetzt schon der Canton Schwyz gegen die Ratification dieses Vertrages Schwierigkeiten, schickte aber doch 1674 sein Contingent nach Basel zu Beschützung der Grenzen. Im J. 1677 sagte sich dann die Landesgemeinde zu Schwyz förmlich von dem Defensional los, und erklärte, sich blos an die Bestimmungen der alten Bundesbriefe halten zu wollen. Durch boshafte Mißdeutungen und verfälschte Abschriften hatte der gewesene Landvogt im Toggenburg, Schorno von Schwyz, den Verdacht erregt, daß die Freiheit der demokratischen Orte dadurch beschränkt werde. Noch hielten die übrigen Orte, mit Ausnahme des katholischen Theiles von Glaris, welcher von Schwyz her bearbeitet wurde, an dem Defensional fest; allein im folgenden Jahre fanden die Umtriebe dieser Partei auch in Uri und Obwalden Eingang, und die Landesgemeinden sagten sich auch vom Defensional, und damit auch von Contingenten zu Beschützung der Grenzen bei Annäherung einer Gefahr los, indem die alten Bundesbriefe die Hilfe erst im Falle wirklichen Angriffes geboten. Um diejenigen Magistratspersonen dieser Orte, welche für das Defensional gestimmt waren, vor persönlichen Angriffen zu sichern, sahen sich die übrigen Orte genöthigt, die Siegel der abtretenden von der Urkunde abzulösen und zurückzuschicken. Allmälig traten auch noch Nidwalden, Zug und Appenzell, Inner-Rhoden von dem Defensional zurück; die übrigen Orte hingegen betrachteten dasselbe fortwährend als gültig. Die letzten Schwierigkeiten über dasselbe entstanden im Jahre 1792, als beim Ausbruche des französischen Revolutionskrieges die Besetzung der Baseler Grenzen zu Erhaltung der Neutralität nöthig wurde. Die übrigen Orte ha-

ten den 12. Mai Basel vorläufig Hilfe versprochen; nur Uri, Schwyz und Obwalden verweigerten noch die Zustimmung und blieben bei der zweideutigen Zusicherung getreuen Aufsehens stehen. Jetzt traten auch die Gesandten von Nidwalden, Zug, katholisch Glaris und Appenzell Inner-Rhoden wieder zurück. Indessen sandten die übrigen Orte ihre Contingente nach Basel, und da man zuletzt übereinkam, des Defensionals bei dieser Sache weiter keine Erwähnung mehr zu thun, sondern diese Grenzbewachung als eine freiwillige Übereinkunft zu betrachten, so sandten endlich auch die übrigen Orte ihre Contingente, doch Schwyz zuletzt und nur nach mehrmals erneuerten Auffoderungen. — Durch die schweizerische Statsumwälzung vom J. 1798 wurde das Defensional dann gänzlich aufgehoben, und indem hierauf die Mediationsverfassung und der dermalige Bundesvertrag vom J. 1815 das Kriegswesen der Leitung einer Centralbehörde unterwarfen, hat dasselbe eine den jetzigen Zeiten angemessenere und genauere Organisation und größere innere Kraft gewonnen. (*Escher.*)

DEFENSIONER, war eine Art Landwehr, welche 1613 in Sachsen aus Eingebornen errichtet ward, blos zur innern Vertheidigung des Landes bestimmt, denn für den Krieg ward das Heer durch freie Werbung zusammengebracht, wie es damals allgemein üblich war. Die Defensioner bestanden aus 2 Regimentern zu Fuß, jedes von 8 Kompagnien zu 520 Mann, und aus 2 Kompagnien Ritterpferde, zu 930 und 690 Mann; sie betrugen mit den 1344 Mann der Dresdener Besatzung 11284 und bildeten das stehende Heer des Kurfürsten, dessen Stärke nachher, im J. 1635, über 50,000 Mann gestiegen war. (*v. Hoyer.*)

DEFENSIV-KASAMATTEN, Vertheidigungsgewölbe, sind in einer Festung diejenigen bombenfest gewölbten Räume, welche zugleich zum Gebrauch der Geschütze oder des kleinen Gewehres eingerichtet, zu einer nachdrücklichen und sichern Gegenwehr Gelegenheit geben. Am öftersten finden sie sich unter den Flanken der Bollwerke, zu niederer und sicherer Bestreichung des Grabens; so bei Dürer, Marchi, Castriotto, Busca u. A. Der General Chasseloup hat bei der neuen Befestigung von Alexandria in Piemont in der Flanke der Grabenscheere (Tenaille) drei gewölbte Geschützstände angebracht, zu Bestreichung des Grabens vor den Bastionen, ohne von den Contrebatterien getroffen zu werden, weil sie durch 9′ weite gewölbte Vorscharten, in einer vorn an der Flanke befindlichen Erdmasse gedeckt sind, die von der Kasamatte durch eine Art Vorhof geschieden wird. Eine andere, gewöhnliche Stelle der Defensivkasamatten ist die Contrescarpe in der Ausrundung der vorspringenden Winkel, um durch Rückenfeuer den trocknen Graben zu vertheidigen, oder auch als Hauptgalerien zu Verbindung der, unter dem Glacis vorgetriebenen Minenäste. Sie werden aber hier leicht von dem Belagerer eingenommen und zu Unterstützung des Übergangs über den Graben benutzt, gegen den sie eigentlich wirken sollen. Besser erfüllen sie ihren Zweck in der Kehle vorgelegter Werke, um hier gegen die Umgehung und Erstürmung zu dienen. Sie sind zu dem Ende mit Schießlöchern für das kleine Gewehr versehen, 3 Fuß von einander und 7 Fuß äußerlich über dem Erdboden, damit der Angreifer nicht durch sie hinein schießen kann. Die Breite der Galerie muß wegen bequemen Gebrauch des Gewehres 6 Fuß, ihre Höhe 7 bis 8 Fuß seyn. Eine geringere Breite und Höhe hindert das Laden und Einbringen des Gewehres, obgleich man häufig nur 4′ breite, 5½ Fuß hohe Galerien findet, die den Mangel an Kenntniß der Vertheidigung bei ihrem Erbauer beurkunden. Immer bleibt ihnen die Unbequemlichkeit des Pulverdampfes, sobald sie in der Erde liegen und nur auf einer Seite Öffnungen haben können; dieser Nachtheil verschwindet aber in dem Falle, wo sie als Bären oder als Verbindungsgalerien quer über den Graben laufen und zu beiden Seiten mit Schießlöchern durchbrochen sind. Hier sind sie mit Einschnitten oder Versatzfalzen in den Seitenwänden versehen, um Balkenstücken einzulegen und dadurch den Gang gegen das Eindringen des Feindes barrikadiren zu können.

In ältern Festungen finden sich auch zuweilen unter den Facen der Bollwerke Defensivkasematten mit Geschützscharten; man hat aber diese Bauart seit dem 17. Jahrhundert aus unbekannten Gründen verlassen, des evidenten Nutzens ungeachtet, den eine gesicherte Geschützaufstellung hier zu gewähren vermag. Seitdem man nämlich den, bei richtigem Gebrauch des Mörsers so außerordentlich wirksamen, Bombenwurf mit dem Enfilirschusse zu vereinigen gelernt hat; bleibt dem Belagerten auf dem Walle des angegriffenen Bollwerks keine brauchbare Kanone, um sich dem Baue der für die Festung so gefährlicher Brechbatterie entgegen zu setzen, bestimmt, jener den Garaus zu machen. Die Kriegsbaumeister haben sich deshalb viel Mühe gegeben: durch Stärke der Futtermauern, durch Überwölben der Strebepfeiler; selbst durch Verbinden derselben mit senkrechten Mauern (Cöhorn) oder durch übermäßige Dicke des Walles die Kraft der Trägheit desselben zu erhöhen und das Niederfällen desselben durch das feindliche Geschütz zu verzögern. Fast keiner fiel darauf, jene früheren Gewölbe unter den Bollwerksfacen — wie sie sich an den ehemaligen Befestigungen von Dresden, am Schlosse Sonnenstein, in Küstrin und an einigen andern Festungen aus dem 16. Jahrh. in Teutschland und Italien finden — wieder, mit Anwendung auf den bessern und vermehrten Gebrauch des Geschützes, in das Leben zu rufen, bis es von Montalembert geschahe, den seine vielfache Kriegserfahrung dazu berechtigte (er hatte funfzehn Feldzügen und neun Belagerungen beigewohnt, und eine große Anzahl Festungen mit Sorgfalt untersucht); obgleich ihn die französischen Ingenieure für einen überspannten Kopf erklärten. Von dem unumstößlichen Grundsatze ausgehend: „daß 2 oder 3 Geschütze allezeit eins zum Schweigen bringen", stellte er ein Befestigungssystem auf, das ganz aus Defensivkasamatten bestand und überall auf ein überlegenes Kanonenfeuer gegen die möglichen Aufstellungen des

Belagerers berechnet war. Nun ist außer allem Zweifel: daß, auf eine Entfernung von 15 und 70 Ruthen mit 6—10 schweren Kanonen beschossen, keine Brech- oder Contrebatterie zu erbauen möglich ist, obgleich es ein österreichischer Ingenieur behauptet (öster. Milit. Zeitschr. Bd. 2. vom Jahr 1824.) und die französischen Ingenieure in ihrem Streite mit dem Marq. v. Montalembertes stillschweigend annehmen (Mémoires sur la fortificat. perpendic. par plusieurs offic. du Corps royal du Genie 4. 1786.). Ja, käme diese Batterie auch zu Stande, darf doch die ihr überlegene Geschützaufstellung in der Defensivkasamatte ohne Bedenken den Kampf mit ihr beginnen, da sie wegen des, durch die Reduits beschränkten Raumes nur 6 Kanonen aufstellen kann und gegen die Kasamatte der Unterstützung durch Bomben entbehret. Wird nun dem Belagerer auf diese Weise das Öffnen des Walles unmöglich, kann auch kein Sturm und keine Eroberung der Festung Statt finden. Die von den Franzosen gegen diese Kasamatten gemachten Einwürfe, 1) daß sie durch die Erinnerung an die Gefahr den Muth der Besatzung schwächen; 2) daß sie durch Einschießen der Frontmauer bald unbrauchbar werden; 3) daß schon der Rauch sie unbewohnbar macht; 4) daß sie keine Geschützbewegungen zulassen; und 5) daß sie die Baukosten bedeutend erhöhen; sind theils unstatthaft, theils durch die Erfahrung hinreichend widerlegt. Es läßt sich daher auch erwarten: daß diese Anwendung der Kasamatten, bei dem so allgemein gewordenen Hohlbau, sich bald weiter verbreiten und wesentlich zur Verstärkung der Festungen beitragen werde.

Den Defensivkasamatten sind endlich noch die gemauerten Reduten und Caponieren, sowie die Donjeons und Vertheidigungsthürme beizuzählen, von den a. a. O. geredet wird.

Die nothwendigen Eigenschaften aller, zur Vertheidigung mit Geschütz bestimmten Gewölbe sind: 1) Sicherheit gegen den Bombenschlag; 2) freier Abzug des Pulverdampfes; 3) nöthiger Raum zur Geschützbedienung; 4) Standfestigkeit und 5) möglichste Trockenheit. Die Mathematiker haben zwar die nöthige Stärke der Gewölbe nach Verschiedenheit der Wölbungslinie zu finden gesucht (*Prony*, Architectura hydraulica 4.; Maillard, Mechanik. der Gewölbe 8.); nach der Erfahrung ist jedoch bei jedem halbkreisförmigen oder Tonnengewölbe eine Stärke von 3 Fuß nöthig; wenn sie nicht durch die Fallkraft der unter Elevation darauf geworfenen Bomben zerschmettert werden sollen. Liegen jedoch diese Gewölbe, wie es häufig der Fall ist, mit ihrem äußern Schluß 3 Fuß unter der Erdfläche; bedarf es nur einer geringern Stärke von 2 Fuß zur Sicherheit gegen den Bombenschlag. Flache (gedrückte) Gewölbe leisten jenen nicht genugsamen Widerstand, der überwölbte (gebürstete) gothische Bogen hingegen, dessen Höhe größer als der Halbmesser ist, besitzt eine noch größere Standfestigkeit als der Halbkreis; er gewähret daher dieselbe oder eine noch größere Sicherheit als dieser. 2) Zur Abführung des Pulverdampfes ist es am vortheilhaftesten, die Geschützkasamatten entweder hinten ganz offen zu lassen oder wenigstens mit hinreichend großen Öffnungen zu versehen; vorausgesetzt, daß sie weit und hoch genug sind, um die Dröhnung bei dem Abfeuern des Geschützes zu schwächen. Rauchfänge helfen nichts; in sehr hohen Gewölben aber verdichtet sich der Rauch oben unter dem Schluß und läßt den untern Raum völlig frei. Wenn endlich an den Flanken die Defensivkasamatten in einem eingehenden Winkel zusammenstoßen; ist das Verschließen der einen Scharte durch einen festen Laden unerläßlich, während aus den andern gefeuert wird, weil außerdem die Gewalt der Explosion den ganzen Rauch durch die erstere herein stößt. 3) Wenn die Geschütze auf Rollpferden oder Schiffslaffeten liegen, bedürfen sie nur 9 Fuß Raum zu ihrer Bedienung und Seitenbewegung; eine 18 Fuß weite Kasematte nimt daher 2 Zwölfpfünder auf, die mit Einschluß des 4 Fuß dicken Widerlagers an der Frontmauer 22 Fuß erfodern. Es werden dadurch nicht nur Raum und Kosten gewonnen, sondern auch andere Vortheile erreichet: daß dieselbe Artilleriemannschaft bequem 2 Geschütze bedienen kann und daß der Rauch in einem größeren und höheren Gewölbe leichter abzieht, als in einem kleineren und niedrigen. 4) Die Standfestigkeit eines starken Gewölbes hängt einmal von der Stärke seiner Füße, die uneigentlich auch wol die Widerlager heißen und zweitens von der Einwirkung des feindlichen Kanonenfeuers gegen seine Frontmauer ab. Maillard a. a. O. hat $4\frac{1}{2}$ Fuß für die Dicke der Widerlager eines 18′ weiten, 3′ dicken Gewölbes bestimmt; welches bei den Widerlagern der Defensivkasematten um so gewisser hinreichend ist, als diese in den Nebengewölben hinreichenden Widerstand gegen den Seitenschub finden, so daß hier kein Umsturz zu besorgen ist, wie bei allein stehenden Gewölben. So wichtig es aber bei Militärgebäuden seyn mag, ihnen die höchste Sicherheit gegen jeden Zufall zu verschaffen; ist doch jede überflüssige Vergrößerung der Dimensionen, wie die Verstärkung der Widerlager auf 5 Fuß und mehr als eine tadelnswerthe Verschwendung des Materials und folglich des Statsvermögens anzusehen, welches Gelegenheit zu dem Sprichworte der alten Ingenieure gegeben hat: wenn ein Fürst eine Festung bauen wolle, müsse er die Augen zu und den Beutel aufthun. Was, zum andern, die Wirkung des feindlichen Stückschusses gegen die Frontmauer betrifft, bringt sie der Kasematte keine Gefahr, wenn das Gewölbe derselben nicht gleichlaufend mit jener ist und mit dem einen Schenkel auf ihr ruhet, wo die Zerstörung der Mauer nothwendig auch den Umsturz des Gewölbes zur unmittelbaren Folge haben würde. Es ist daher durchaus nothwendig, alle dem feindlichen Feuer ausgesetzte Defensivkasamatten senkrecht auf die Feuerlinie zu stellen, in welchem Falle sie unbeschädiget bleiben, wenn auch ihre ganze Schildmauer — was hier die Frontmauer ist — herunter geschossen wird. Um 5) die Kasamatten trocken zu erhalten, dient schon ihre eben erwähnte Stellung gegen die Frontmauer, welche einen

freien Luftzug erzeugt und dadurch die sich niederschlagende Dünste austrocknet. Stehen die Gewölbe, wie gewöhnlich, in der Erde, müssen sie auf dem äußern Rücken mit Cement oder wasserdichtem Mörtel aus ⅓ ungelöschtem Kalk und ⅓ rheinländischen Traß, mit frisch gebranntem und abgelöschtem Kalk vermischt und stark mit eisernen Schaufeln geschlagen 2 bis 3 Zoll dick überstrichen werden, der im Schatten unter einer Bedeckung von Brettern und Strohmatten getrocknet, zu Stein erhärtet. Wurzer gibt für diesen Behuf eine Mischung an, von 10 Pfd. Alaun, 4 Pfd. Eisenvitriol (Sulfate de fer) in 84 Pfd. heißem Wasser aufgelöst, und mit 2 Theile Kalkmehl, 3 Theile reinen Flußsand und etwas Eisenfeile zu einem Mörtel gemacht.

Hieher sind endlich noch Carnots Mörserkasamatten zu rechnen, deren zuerst der sächsische Ingrn. Oberste Franke in einem handschriftlichen Collegio der Kriegsbaukunst erwähnt, und die nachher der Schwede Virgin (La défense des places, mise en équilibre avec les attaques savantes et furieuses d'aujourdhui. 4. 1781.) in Verbindung mit gewölbten Ständen für das Rohrgeschütz vorschlug. Sie fanden anfangs großen Beifall; man findet sie häufig bei neuern Bauwerken, bald hinter den ausspringenden Winkeln, bald auf den Flügeln bombensichrer Kasernen, während man vergaß: für die Kanonen zweckmäßige Bedeckungen anzubringen und ihren Gebrauch gegen den Bombenschlag zu sichern. Bei näherer Beleuchtung hat man jedoch gefunden: daß der Mörser wegen seines niedrigen und kleinen Schemmels oder Blockes einer solchen Deckung weit weniger bedarf, als jedes andere Geschütz, und daß vielmehr sein Gebrauch dadurch beschränkt wird, weil die zehn bis dreißigpfündige Mörser ohne Schwierigkeit ihre Stelle verändern und an einem andern für ihren Gebrauch und ihre Wirkung geeigneterem Orte aufgestellt werden können. Diese Mörserkasematten sind 12 Fuß breit, vorwärts etwas höher gewölbt, damit die mit weniger als 45° Elevation geworfene Bombe ungehindert heraus fliegen kann. Gegen die herum fliegenden Stücken der, vor dem Gewölbe einschlagenden Bomben sichert eine 4 Fuß hohe Brustmauer, und ein 6 F. tiefer Graben, der 2′ lockern Sand auf seiner Sohle hat. Man hat sich in den neuesten Belagerungen einige Male solcher Mörserstände, mit Balken und Erde bedeckt, bedient. *(v. Hoyer.)*

DEFENSIV-KRIEG wird allezeit durch feindliche Überlegenheit an Streitkräften und Hilfsmitteln bedingt, welche dem kriegführenden State zu temporisiren gebieten, bis ein günstiger Zufall die gegenseitige Lage der kämpfenden Mächte verändert und der schwächern angriffsweise zu agiren erlaubt. Bis dahin muß diese durch wohl überdachter Bewegungen und ausgesuchte Stellungen den Abgang der wirklichen Kräfte auszugleichen suchen; muß es nie auf den ungewissen Ausgang eines Treffens ankommen lassen, sondern mit Vermeidung desselben, den Feind blos ohne Unterlaß beunruhigen, seine Zufuhren aufheben, die von ihm belagerten Festungen entsetzen und ihn selbst, sobald es nur mit Vortheil geschehen kann, bei dem Übergange von Flüssen und Defileen angreifen. Ein durchschnittenes Land, das durch Flüsse, Moräste, Waldungen, Gebirge, feste, leicht zu haltende Stellungen gewährt; die Überzahl des Feindes unnütz macht, vielmehr Gelegenheit gibt, ihn unversehens zu überfallen — einzeln zu schlagen — ist dem Vertheidigungskriege besonders günstig. Nur muß man sich hüten: festen, für unangreifbar geachteten Posten ein zu großes Vertrauen zu schenken; ohne Jovis Blitze würden die Giganten den Himmel erstiegen haben, — von Menschen wurden schon die höchsten Felsen, die steilsten Bergen erklimmt und den Vertheidigern ihre sicher gewährte Zuflucht geraubt. Der Feldzug von 1812 gibt das Beispiel eines gut entworfenen Vertheidigungskrieges, auf dessen Resultat auch die Strenge des Klimas und die Fehler des Eroberer günstig einwirkten. Nachdem die Russen sich bei Smolensk und Borodino durch zwecklose, blutige Schlachten unnützer Weise geschwächt hatten, wichen sie beharrlich zurück, bis der Feind durch den — großentheils selbst verschuldeten, Mangel desorganisiret, ihnen einen nur weniger kräftigen Widerstand entgegen zu setzen vermochte und in dem harten Winter und dem weiten Rückwege seinen Untergang fand. *(v. Hoyer.)*

DEFENSLINIE, Streichlinie, ist diejenige, welche von dem ausspringenden Winkel eines befestigten Vielreckes durch das Ende des Perpendikels schräge rückwärts gezogen wird, um die Flanken und Facen des Bollwerkes zu bekommen. Ihre Länge ist deshalb auf 60 Ruthen (300 Schritt) gesetzt, welches man für die Weite des Musketenschusses annimt; nimt man jedoch blos auf die Geschützvertheidigung Rücksicht, kann man die Streichlinie bis auf 100 oder 160 Ruthen vergrößern. Noch mehr ist jedoch unzulässig, weil dann die Entfernung des zu vertheidigenden Punktes den wirksamen Kanonenschuß übersteigt und auf keinen Erfolg von dem Feuer zu rechnen ist. In Hinsicht der Direction ist übrigens die Streichlinie entweder blos streichend (rasante), wenn sie genau die Richtung der bestrichnen Linie hat, daß die Kugel längs dieser hingeht; oder einbohrend (fichante) wenn ihre Richtung unter einem spitzigen Winkel auf jene trifft. Bei den Zangenwerke ist sie zugleich die Flanke und darf 50 Toisen, die Weite eines Flintenschusses, nicht übersteigen. *(v. Hoyer.)*

DEFENSWINKEL (angle flanquant) wird von der Streichlinie und der Flanke gebildet, die das durch den Namen der Streichwehr erhält. Dieser Winkel muß ein rechter, oder noch größer als ein solcher seyn; theils weil der Soldat gewöhnt ist: immer gerades aus zu schießen, theils auch damit die sich ausbreitenden Kartätschenkugeln, auf 300 Schritt, nicht über die Brustwehr hinein fliegen und die eignen Soldaten verletzen. Da nun die Streuung der Kartätschenkugeln auf 300 Schritt 75 Fuß beträgt, wird dadurch der Defenswinkel um 6° 6′ vergrößert, und die Flanke muß mit der Curtine einen Winkel von 114° 32′ machen. Vauban gab jedoch seinem Defenswinkel nur 81° 34′ um eine einbohrende Vertheidigung der Nebenface, oder

vielmehr des Wallbruches in derselben zu erlangen. Auch Cormontaingne und die meisten Franzosen haben dieses Maß des Streichwinkels beibehalten, von dem sich Noizet de Saint Paul viel verspricht, den aber nutzlos zu machen, dem Feinde nicht schwer ist. *(v. Hoyer.)*

Desforgia Lam. s. Forgesia Commers.

DEFILÉ, überhaupt jeder enge Paß, wo die Truppen genöthiget sind abzubrechen und in einzelnen kleinen Abtheilungen zu marschiren. Im weitern Sinne gehören alle Flußübergänge und dergl. dahin; im eigentlicherem Verstande aber werden nur die schmalen Thäler und Bergschluchten, die Straßen in den Städten u. dergl. darunter begriffen, wo es möglich wird, mit wenig entschlossenen Leuten den Marsch eines ganzen Heeres aufzuhalten. In Hochgebirgen ist dies leichter, weil der Feind nicht so leicht Mittel findet, die besetzten und vertheidigten Posten zu umgehen, vielleicht im Rücken anzugreifen, wie die ältere und neuere Kriegsgeschichte viele Beispiele aufstellt. Man täusche sich aber nicht über die Unangreifbarkeit eines Postens; nach einem alten Sprichwort, kommt ein Mensch da fort wo eine Ziege gehen kann; und den Weg, den einer gegangen ist, können mehre Hunderte hinter einander betreten. Alexander der Große ließ im Caucasus einen steilen Felsenberg, von den ihm feindlichen Sogdianern besetzt, in der Nacht durch 300 ausgesuchte junge Leute — wenn auch mit großer Gefahr, denn 32 kamen dabei um — erklettern, daß sie mit dem dämmernden Morgen über den Häuptern der Feinde standen, die sich nun ohne alle Gegenwehr dem kühnen Sieger ergaben. Ebenso erstieg Otto der Wittelsbacher mit 200 kecken Jünglingen die Felsen des Etschthales, um Kaiser Friedrich I. den Rückweg nach Teutschland zu öffnen, den die Veroneser unter Alberich bewahrten, die nun von oben und unten gleichzeitig angegriffen, leicht von den Teutschen überwältiget wurden. Auf ähnliche Weise bemächtigte sich Massena 1799 des von den Österreichern mit 1 Bataillon und 5 Kanonen vertheidigten Luziensteiges in Graubündten, wo sie den steilen fast unzugänglichen Rücken zwischen Fläsch und Balzers nicht besetzt hatten. Während ein Bataillon den Paß vergebens viermal von vorn angriff, erklimmten zwei Abtheilungen französische Grenadiere die Felsenwände des Falknisses, im Rücken der rechten Flügelredute, und den Fläschner Berg, ließen sich von da in das Hornwerk herunter und öffneten den von Balzers heranrückenden den Eingang. Nachdem die Österreicher 2 Monat darauf fast nach der nämlichen Disposition, einen Angriff auf den Luziensteig fruchtlos versucht hatten, weil der Anführer der ersten Kolonne — der durch das Gampertonthal gehen und von der Meienfelder Alpe her die Verschanzung im Rücken nehmen sollte — seinen Auftrag nicht gehörig ausgeführt hatte, wiederholten sie ihn nach 14 Tagen mit besserem Glück. 6 Bataillone, 8 Schwadronen mit 21 Geschützen gingen auf der großen Straße vor, hinderten durch ihr Feuer die Gemeinschaft zwischen Werdenberg und Regatz, und führten Leitern zu Ersteigung der gemauerten Verschanzungen mit sich; 3 andere Bataillone hatten schon 2 Tage vorher die Meienfelder Alpe erstiegen, Meienfeld und Melans hinweg genommen und zwei davon die Franzosen bis über die untere Zollbrücke gedrängt; das dritte aber war in den Rücken des Luziensteigs gegangen, eroberte das dortige französische Lager mit 11 Kanonen und öffnete der ersten Kolonne den Eingang, daß die Kavallerie derselben, durch rasches Nachdringen beim Verfolgen des Feindes, sich des Einganges in das Lanquartthal bemächtigen konnte, wohin 5 Bataillone schon bei Sewis über die Gamperton Alpe und 4½ Bataillone durch das Montafunerthal, über die Berge von Gavia und Gargella vorgedrungen waren. — Schon 1778 umging der Prinz Heinrich von Preußen die festen Stellungen der Österreicher in den böhmischen Gebirgen, indem er mit der Armee durch die, für unwegsam geachteten Thäler der oberlausitzer Grenze zog und seine leichten Truppen bis gegen Prag verschob.

Aus dieser Angriffsweise vom Feinde besetzter Defileen gehen die Grundsätze zu ihrer Vertheidigung von selbst hervor. Diese ist nur allein mit Erfolg möglich, wenn man alle Zugänge — obgleich nur von einzelnen Fußgängern zu erklimmen — bewacht und nahe und hinreichende Reserven bereit hält, dem Feinde ihre Wegnahme und Benutzung zu verwehren. Die Österreicher und Piemonteser hatten zwar 1794 dieses bei der Bewahrung des Col de Tenda und der übrigen Pässe durch die Apenninen beobachtet; die Festung Saordgio war mit hinreichender Garnison und mit allem Nöthigen versehen, und alle Nebenpässe waren besetzt. Weil jedoch einzelne Posten sich ohne Widerstand zurück zogen, ward die ganze Stellung unhaltbar und von den Franzosen mit leichter Mühe überwältiget. Einzelne Defileen werden — wenigstens für den Augenblick — am wirksamsten vertheidiget, wenn man sich in der Weite eines Kartätschenschusses dahinter setzt, die dem Defilee gerade überstehenden Kanonen aber mit Kugeln hinein feuern läßt, dem Feinde das Durch- und Herumziehen zu verwehren. In der Leipziger Schlacht 1813 konnten die Preußen niemals aus dem eroberten Dorfe Möckern hervor brechen, so lange die bei Gohlis stehende französische Batterie von 50 Geschützen thätig war. Erst als ihre Reuterei dieser in die Flanke ging und sie eroberte, ward es ihnen möglich. Auf dieselbe Weise wurden in allen Kriegen Übergänge über Brücken und Dämme erzwungen; von Gustav Adolfs Übergang über den Lech 1632 an bis auf Bonapartes Übergang über die Adda bei Lodi, der nie gelungen wäre, wenn die französische Kavallerie nicht oberhalb der Brücke durch den Fluß geschwommen wäre, und die Österreicher sich nicht im entscheidenden Augenblick zurückgezogen hätten. *(v. Hoyer.)*

DEFILEMENT, die Sicherstellung verschanzter Posten und Stellungen gegen das feindliche Einsehen und Bestreichen (Enfilade) von, in wirksamer Schußweite liegenden Anhöhen, indem man die nothwendige

Höhe der dazu dienenden Brustwehren, Bonnets, Traversen oder Rückenwehren bestimmt. Könnte man immer den Ort für die anzulegenden Befestigungen nach freier Willkür wählen, bedürfte es keines Defilements; allein das Terrain und die zufälligen Umstände bestimmen gewöhnlich die Punkte, welche befestiget werden sollen, ohne Rücksicht auf die äußere Beschaffenheit des Bodens, dessen Vortheile man alsdann möglichst zu benutzen, seinen Nachtheilen aber auszuweichen oder zu begegnen suchen muß. Die relative Höhe der Werke wird dadurch nothwendig verschieden in Verhältniß der Höhe, der Entfernung und der Lage der Berge, gegen die man sich decken will. Das Verfahren selbst, um jene relative Höhe zu bestimmen, war den Kriegsbaumeistern längst bekannt. Vauban und Duvigneau sind keinesweges als die Erfinder desselben anzusehen. Schon Spekle erwähnt 1589 dasselbe; Böhm (gründliche Anleitung zur Kriegsbaukunst. 1776. §. 355 f.) handelt ausführlich davon. Er beschreibt nicht nur das praktische Verfahren, sondern hat auch die zugehörigen Höhen der Werke über dem Erdhorizonte auf dem Grundrisse bemerkt. Nothwendig müssen, wie bei allen Nivellements, die unter dem Horizonte liegenden Gräben und niedrigen Flanken ꝛc. mit minus bezeichnet werden, welches leicht Irrthum veranlassen kann. Die Franzosen haben deshalb es zweckmäßiger gefunden, die Vergleichungsebene (Plan de Compavaison) außerhalb der Höhe des Terrains und der Werke über dem höchsten Punkte der Brustwehren anzunehmen, wo denn die Zahlen, welche die verschiedenen Höhen der Werke und die Abstufungen des Terrains andeuten, kleiner werden, weil hier der höchste Punkt = 0 ist. Legt man jedoch nach Bousmards Vorschlag die Vergleichungsebene unter den tiefsten Punkt der Gräben ꝛc., wird dieser Null und die größeren Zahlen bezeichnen auch die größern Höhen. In der That scheint dieses Verfahren deutlicher und deshalb vorzüglicher zu seyn als das entgegengesetzte, wo die kleineren Zahlen die größere Höhe bezeichnen, wie es allgemein von den französischen Ingenieuren befolgt wird.

Vor Allem ist nöthig, das zu befestigende Terrain bis auf 3000 Schritte Entfernung sorgfältig aufzunehmen und zu nivelliren, damit man die Vergleichungsebene bestimmen und die verschiedenen Höhen des Terrains auf derselben mit Zahlen eintragen kann.

Sollen z. B. 2 Polygone ABC Fig. *** zu einer Brückenschanze angelegt werden, so daß jedes von ihnen bei möglichst kleiner Wallhöhe sowol gegen die beherrschenden Terrainpunkte, als gegen Flanken- und Rückenfeuer gedeckt ist; muß man zuvor untersuchen, welches wol als die kleinste Höhe der Werke anzusehen seyn würde? Es findet sich bei A die Wasserhöhe 6 Fuß über 0, als dem niedrigsten Punkte, oder der Vergleichungsebene; man muß folglich den bedeckten Weg wenigstens 8 Fuß über diesen Punkt erheben, wenn er nicht bei dem kleinsten Anschwellen des Flusses überschwemmt werden soll, da dieses Anschwellen oberhalb der Brücke immer um etwas größer ist, als unterhalb derselben. Eine von diesem 8 Fuß hohen Punkte A ausgehende und das höchste, oder vielmehr das beherrschende Terrain berührende schiefe Ebene (plan de site) bildet die Grundfläche aller Festungswerke, damit sie in der gehörigen Höhe über ihr aufgeführt, von den höchsten Terrainpunkten nicht eingesehen werden können. Zu dem Ende werden auf dem, mit den durch das Nivelliren gefundenen Höhen bezeichnetem, Risse nach allen vorzüglich dominirenden Punkten DEFGH aus dem Punkte A Linien gezogen, die gleichsam einen Kegel vorstellen, dessen Spitze in A liegt. Auf diesen Linien werden nun nach einem größern Maßstabe die Terrainprofile nach ihren gefundenen Höhen eingetragen. Zugleich wird bei allen diesen Linien die Höhe von 8 Fuß zum Grunde gelegt; sie muß daher bei dem Construiren der Terrainprofile von der durch das Nivellement über 0 gefundenen Höhe abgezogen werden, z. B. auf einer Linie wäre die erwähnte Höhe 13′, so wird sie hier 13 — 8 = 5; eine andere 11 — 8 = 3; oder 19 — 8 = 11 u. s. w.; folglich ist hier in D der Boden um 11 Fuß höher als A, welches zur allgemeinen Höhe der Contrescarpe und ihres Wallganges 8 Fuß über 0 hat. Die Verschiedenheit des Maßstabes auf dem Risse hat durchaus keinen Einfluß, weil die Terrainprofile blos die höchsten Punkte angeben sollen, durch welche man Tangenten AI, AK, AL, AM, AN ziehen kann. Diese werden etwa 300—600 Fuß von den ausspringenden Winkeln des bedeckten Weges von einer senkrechten Ebene OP durchschnitten, deren zugehörende Höhen man findet, wenn man von ihr in allen Durchschnittspunkten der zuerst gezogenen Linien AE, AF, AG, AH auf letztere Senkrechte errichtet, die bis an die Tangenten AK, AL, AM reichen, um durch ihre Höhen die zugehörige Durchschnittsfläche zu erhalten und vermittelst der auf sie gezogenen Tangenten QR, ST die allgemeine Grundfläche (plan de site) legen zu können, indem man diejenige Ebene dazu wählt, welche die geringste Neigung hat. Um diese zu bestimmen, darf man nur in jeder von jenen Flächen eine Horizontale suchen, denn jede auf letztere senkrechte Linie drückt die größte Neigung der Fläche aus. Nun ist die Höhe der Tangente OP, wo sie in der senkrechten Ebne AH auf das Terrain trifft, 47 Fuß über jener und folglich 55 Fuß über 0. Ferner ist die Höhe derselben Tangenten in der senkrechten Ebne AG 18, d. h. über 0 = 26 Fuß; man muß daher — um die Horizontale in der Fläche AQR zu bestimmen — in derselben einen, ebenfalls 26 Fuß über 0 liegenden Punkt suchen. Zu dem Ende wird die Entfernung des höchsten Punktes über HA von A gemessen und dadurch der allgemeine Fall des Terrains bestimmt, der hier = $\frac{47}{594}$ Fuß auf jeden laufenden Fuß beträgt, weil 55 — 8 = 47 Fuß, und jene Entfernung = 594 Toisen ist. Um nun aber eine Horizontale, d. h. auf HA ebenfalls eine Höhe von 26 Fuß über 0 zu erhalten, muß man 55 — 26 = 29 Fuß herabsteigen und daher auf AH nach Verhältniß soweit zurückgehen, bis man 26 Fuß zur Höhe des Terrains über 0 findet. Es ist aber $\frac{29 \,.\, 594{,}79}{47}$ = 367 Fuß; daher wird 594,79 — 367 = 227,79 Fuß, welches den Abstand des ge-

suchten Punktes von A auf der Linie AH anzeigt und die Horizontale KI vermittelst einer aus A auf sie gefällten Perpendiculare einen Defilements-Maßstab bekommt. Denn weil A = 8 Fuß über 0, hat nothwendig AK 18 Fuß Neigung; in so viel gleiche Theile muß diese Linie getheilt werden, zu denen man die Höhe der Brustwehren addiret, um ihre Höhe über dem Erdhorizonte, oder welches ebenso viel ist, ihr Defilement zu haben.

Durch eine ähnliche Horizontale untersucht man, ob vielleicht die Tangente eine geringere Neigung hat, und deshalb vorzüglicher zur Grundfläche (plan de site) zu wählen ist. Nun gehet die Tangente ST 5 Fuß über AD, daher 13 Fuß über 0 und 8 Fuß höher als QR über AG hinweg, die bei r 25 Fuß über 0 liegt; sucht man nun auf die vorher angegebene Weise auf AG den Punkt, welcher der Höhe von 13 Fuß entspricht, so durchschneidet die dadurch entstehende Horizontale den Maßstab AK zwischen 12 und 13, und hat folglich eine stärkere Neigung. Die Grundfläche AQR erfodert demnach eine geringere Höhe der Werke und ist aus diesem Grunde der Fläche AST vorzuziehen.

Man kann nun weiter zur Aufsuchung einer Grundfläche für die Fronte BC fortschreiten, damit letztere nicht nur gegen die vor ihr liegenden Anhöhen defilirt ist, sondern auch zugleich ihre Nebenfronte AB gegen diese Anhöhen deckt, so wie von ihr gegen die andern Anhöhen gedeckt wird. Nach gefundener Lage des Punktes B in der Abtheilung 20; bemerkt man, daß C um 1 Fuß über dem Wasserspiegel erhoben, und daher 6 Fuß hoch werden muß. Ist die Linie BC bestimmt, darf man blos die Grundfläche suchen, aus der sich nachher die, ihr parallelen Defilementsflächen, und folglich die Höhen der Werke ergeben.

Wie vorher, werden die Terrainprofile Cd, Ce, Cf rc. verzeichnet und durch eine mit BC parallele Ebne XY durchschnitten, deren Profil man vermittelst der auf jenen Grundlinien errichteten Perpendicularen bestimmt. Um in dieser den Berührungspunkt der Grundfläche zu finden, macht man die Projection der Abdachung von BC nach demselben Maßstabe und nach der nämlichen Seite, wie die des Abschnittes XY, indem man BZ 14 Fuß lang auf BC senkrecht errichtet, und CZ, parallel mit dieser, aber die Linie ab ziehet. Dieses ist die Tangente der senkrechten Ebne XY, in welcher der Punkt b, der gerade auf den Berührungspunkt fällt, die Lage der Grundfläche anzeigt, durch die sich die Fronte BC defiliren läßt. „Die gegenseitige Deckung der Fronten findet im allgemeinen statt, wenn die Linien AK und Cp sich außerhalb der Befestigung gegen einander neigen und in ihrer Verlängerung zusammentreffen."

Um endlich die gegenseitige Rückendeckung der beiden Fronten zu erhalten, wird in der Ebne eine Horizontale gesucht, indem man auf der Linie Ch — wie oben gelehrt worden — einen mit B in gleicher Höhe liegenden Punkt aufsucht und ihn mit B zusammenzieht. Die Linie B20 durchschneidet in B die, der Ebne QR zugehörende Linie 20B und trifft alsdann über 17 auf den Defilements-Maßstab der Fläche AQR, während die von 20 nach B gezogene Linie bei 15 des Defilements-Maßstabes der Fronte BC fällt, der durch die Linie B20 construirt worden und schon aus dem Vorhergehenden deutlich ist. Man sieht leicht, daß man bei mehren, neben einander liegenden Fronten die erfoderlichen Wallhöhen bekommt, wenn man nach jedem Punkte des Polygons von dem Defilements-Maßstabe eine gerade Linie fällt, zu der zugehörigen Höhe der Grundfläche über 0 aber, die nach der Form der Befestigungswerke erfoderliche Höhe über dem Horizonte addirt. Es scheint zwar leichter und einfacher, blos einen Punkt in der Kehle des Werkes anzunehmen und aus ihm nach den beherrschenden Punkten des Terrains L und N Linien zu ziehen und vermittelst einer Horizontale zwischen ihnen die Grundfläche (plan de site) zu bestimmen. Die mit gleichem Abstande von 2—3 Ruthen ihr gleichlaufenden Linien geben alsdann zu erkennen, ob bei einer oberhalb des höchsten vorliegenden Punktes angenommenen Vergleichungsebne sich einzelne Stellen über die Grundfläche erheben? Sie würde in diesem Falle nicht angenommen werden dürfen. Es fällt jedoch in die Augen, daß dieses Verfahren überhaupt nicht genüge, sobald man mehre Seiten der Befestigung oder mehre in derselben liegende Punkte gegen die feindliche Enfilade decken soll. Endlich ist zu untersuchen, wie viel Erde man für den letztern Zweck anschütten muß und ob die angenommenen Profile der Gräben sie liefern werden. Diese werden öfters durch Localverhältnisse bestimmt, so daß man nicht ohne wesentlichen Nachtheil von ihnen abweichen darf. Eine nur wenig größere Vertiefung der Gräben vor einigen Polygonen kostet wol 8000—12000 Thlr. und kann aus hydrostatischen Gründen leicht das Versiegen aller Brunnen in der zu befestigenden Stadt zur Folge haben.

Wenn die vorliegenden dominirenden Punkte keinen fortlaufenden Höhenzug bilden, sondern nur aus einzelnen Anhöhen bestehen, läßt sich durch Verlängern oder Verkürzen der einzelnen Linien PR, MO durch Öffnen des einen oder des andern Winkels b oder B, oder durch Verrücken des ganzen Umrisses der Befestigung ABCDPRst, dieselbe öfters der Enfilade TC, zA, LN, VB ganz, oder doch zum Theil entziehen. Finden sich hier bei dem eigentlichen Festungsbau bisweilen durch die Ortslage große Hindernisse, so daß man sich zu ungeheueren Wallhöhen gezwungen siehet, weil jene sich nicht beseitigen lassen; verhält sich's doch bei Feldschanzen anders. Diese wird man allezeit so legen können, daß die Verlängerung ihrer Feuerlinien auf keinen beherrschenden Punkt fällt und daher keine Enfilade statt findet; sobald man sich nur nicht sklavisch an die Regelmäßigkeit der Form bindet und dadurch einen Beweis gibt, daß man sich nicht von dem Handwerks-Schlendrian entfernen kann. Doch auch bei neuen Festungen kann man durch eine, dem Terrain möglichst angepaßte Lage dem Defilement zu Hilfe kommen und der Nothwendigkeit zu großer Anschüttungen und dadurch bedingter Ausschachtungen entgehen. Bessere Ingenieure haben schon den Grundsatz ausgesprochen, daß man sich nur nach der Beschaffen-

heit des Terrains richten, nicht auf regelmäßigem Umriß mit gleich großen Facen und Flanken bestehen müsse, sobald eine kräftigere Gegenwehr und ein leichterer, wohlfeilerer Bau dadurch erlangt wird. Man darf im Allgemeinen annehmen:

1) Wenn die Anhöhen, welche der zu befestigenden Fronte gegenüber liegen, sowol, als die Grundfläche der letztern gleichförmig fortlaufen, kann man jene ihnen fast parallel legen, um eine gleichförmige Höhe der Werke zu bekommen.

2) Wenn zwar der Kamm der gegenüber befindlichen Anhöhe von einerlei Höhe ist, die Grundfläche der Festungswerke aber sich nach einer Seite senkt, muß man die letztere von der Anhöhe zurückziehen.

3) Dasselbe muß ebenfalls statt finden, sobald die vorliegenden Höhen auf einer Seite beträchtlich steigen, obgleich das Terrain der Festung selbst eine beinahe horizontale Ebne ist. Je mehr nun das eine oder das andere, oder wenn beides zugleich in entgegengesetzter Richtung geschiehet, müssen sich auch die Festungswerke in eben dem Verhältniß von den beherrschenden Bergen entfernen, wie die Höhe derselben zunimt. Ist die letztere sehr bedeutend, oder ihr Abhang sehr steil, indem zugleich das zwischen ihr und der Festung liegende Terrain dem Feinde Gelegenheit zu Führung der Laufgräben gibt, muß man ihn durch auf dem Berge vorgelegte, starke Werke zwingen, seinen Angriff vom weiten anzufangen. So kann man bei Namur von den nahe gelegenen Anhöhen das Innere bombardiren und den Hauptwall niederschießen, ohne daß es durch das Defilement und durch Traversen zu hindern ist; wenn man sich nicht durch vorgelegte Reduten dieser Anhöhen versichert und den Feind zwingt, vorher die Reduten wegzunehmen, wie es in der französischen Belagerung von 1746 geschah. Dasselbe findet bei einer Menge älterer und neuerer Festungen statt, wie sich leicht aus der Ansicht ihrer Grundrisse beurtheilen läßt.

4) Auf gleiche Weise muß das Einsehen und Bestreichen der tiefer liegenden Linie, durch auf der Höhe vorgelegte, Werke verhindert werden, so daß jene nur von vorn gesehen ist, wenn die Befestigung bergan läuft. Die Höhe der Wälle richtet sich hier nach dem Abhange des Berges und läuft nachher unten im Thale fast wagerecht fort. Bei dem Defilement wird eine, durch den höchsten vorliegenden Punkt auf dem Kamme des Berges und durch 2 ausspringende Winkel des Polygons gehende Ebne zum Grunde leget. Um die Abdachung dieser Ebne zu erhalten, zieht man parallel mit der Linie, welche die beiden vorspringenden Winkel wagerecht verbindet, eine Horizontale, und fället von ihr auf jene eine senkrechte Linie. Man gibt hierauf den entsprechenden Fronten die ihnen zukommenden Höhen; auf der Linie am Abhange aber richtet man sich nach der Abdachung des Terrains.

5) Sollte das Thal nicht sehr breit und daher die tiefe Fronte von den gegenüber liegenden Bergen eingesehen seyn, findet ebenfalls in Rücksicht der Lage und Höhe ihrer Wälle das oben gesagte statt.

6) Wäre das Thal in der Nähe von zwei Bergen beschränkt, daß folglich die Festungswerke auf der andern Seite wieder ansteigen, so wird hier die Höhe der steigenden Fronte ebenso bestimmt, wie vorher bei der bergablaufenden gesagt worden. Was die vorzulegenden Außenwerke betrifft, dürfen diese nicht eben von ganz vorzüglicher Stärke seyn, sobald die Entfernung der Kämme beider Anhöhen nicht über 600 Schritt beträgt, weil der Feind auf keiner der tiefliegenden Fronten vorgehen kann, ohne zu beiden Seiten von den vorliegenden Werken in Flanke und Rücken genommen zu werden. Er muß deshalb drei Angriffe formiren, die ihm mehr Zeit und Menschen kosten werden, als wenn er sich gegen eine andere, viel stärkere Seite der Festung wendet. Ist hingegen das Thal so breit, daß der Angriff der erwähnten Fronten nur von einer Seite wirksam beschossen werden kann, wird der Feind sich unfehlbar dahin wenden. Man muß ihm daher die Annäherung an die vorliegenden Werke, wie die Eroberung derselben nach Möglichkeit zu erschweren suchen, indem man sie durch alle Mittel, welche die Befestigungskunst darbietet, verstärkt. Können die vorliegenden Werke von noch höhern Bergen eingesehen werden, muß man um so mehr die Festsetzung des Feindes durch starke Forts hindern, ihn zwingen, sich durch die Einnahme dieser Forts aufzuhalten, ehe ihm der Vortheil zu Theil wird, die eigentlichen Vorwerke der Festung einsehen und bestreichen zu können. Daß jedoch eine solche Lage weitläufige und kostspielige Baue herbei führt und daher nur in seltenen Fällen zu wählen ist, bedarf keines nähern Beweises.

7) In einem sehr engen Thale, das nicht mehr als eine Fortificationsfronte fassen kann, muß man entweder die beiden Bollwerke auf die Höhen legen und die Courtine quer über das Thal ziehen; oder man muß das letztere durch ein Bollwerk verschließen und die beiden Courtinen die Höhen hinauf laufen lassen? Obgleich Vauban ersteres zu Brest und an einigen andern Orten gethan, ja nicht einmal ein Ravelin vor die Courtine gelegt, sondern einen kleinen Bach zu einer Überschwemmung vor ihr benutzt hat, obgleich mehre Ingenieure dieser Anordnung folgen, ziehet dennoch Roizet von St. Paul nicht ohne Grund die letztere Anordnung vor, das Bastion in die Mitte des Thales zu legen. Hier treffen 1) die verlängerten Façen, wenn der Bollwerkswinkel stumpf ist, auf die Raveline und sind dadurch gegen das Enfilement sicher. 2) Die Flanken liegen schon auf dem Fuße der beiden Anhöhen; sie können daher von ihrem, in die Tiefe fallenden Verlängerungspunkte ebenfalls nicht enfiliret werden, so wie bei einem stumpfen Bollwerke das schräge Beschießen der Façen sehr schwierig ist. 3) Da die Spitzen der Raveline auf dem Kamme liegen, können sie gar nicht enfiliret werden. Eine Traverse in der Richtung ihrer Kapitale schützt die obere Façe, daß sie nicht von der gegenüber liegenden Anhöhe im Rücken beschossen werden kann. 4) Ist der Belagerer gezwungen, sich auf die gewöhnliche Art auf den vorspringenden Winkel der Raveline festzusetzen; denn er kann ohne den Besitz beider nichts gegen die Bresche in dem Bollwerke unternehmen. Läuft im Gegentheil die Courtine quer durch das Thal, wird man 1) selbst

durch die größte Öffnung der Bollwerkswinkel nicht verhindern können, daß die Façen, so wie die Linien des vorliegenden, bedeckten Weges von den, auf dem Kamme der beiden Anhöhen errichteten Batterien bestrichen werden, deren Schüsse ungehindert über das niedriger liegende Ravelin weggehen. 2) Werden die Flanken von den ersten Batterien auf den vorliegenden Anhöhen enfilirt und von anderen im Rücken genommen, die zugleich die abwärts laufenden Façen schräge beschießen. Dieselben Batterien enfiliren 3) die Façen des Ravelins, den bedeckten Weg desselben und die Waffenplätze der eingehenden Winkel. Sie treffen alle Werke ohne Ausnahme durch Senkschüsse schräge oder im Rücken, daß man ohne eine übermäßige Anzahl Traversen nicht darin bleiben kann; sie beschießen zugleich 4) in gerader Richtung die ganze Fronte von einer Bollwerksspitze bis zur andern, weil das zu niedrig liegende Ravelin nirgends einigen Schutz gewährt. Der Belagerer darf daher weder Contrebatterien noch Breschbatterien auf dem Kamme des bedeckten Weges anlegen und kann dennoch durch zwei Bollwerke zugleich in die Festung dringen. (*v. Hoyer.*)

DEFINITION. Der Wortbedeutung nach so viel als Abgrenzung, Begrenzung und, von Begriffen gebraucht, worauf gewöhnlich der Sinn des Wortes bezogen wird, so viel als Bestimmung, Angabe desjenigen, was in einem Begriff gedacht werden soll. Es werden also durch eine Definition die Merkmale des Begriffes angegeben, woran man ihn stets wieder erkennt und von andern Begriffen unterscheidet. Dies geschieht in der logischen Ordnung des Denkens durch Classification, welche die Gattung (genus) und Art (species) feststellt, denen ein Begriff angehört, weswegen Gattungsmerkmale und specifische Merkmale zum Wesen einer genauen Definition gehören. Hieraus folgen zugleich die Regeln für dieselbe, sie muß nicht zu weit und nicht zu eng seyn, das heißt, die in ihr angegebenen Merkmale müssen nicht andern Begriffen ebenso gut zukommen, als demjenigen, der definirt werden soll, und sie müssen nicht Merkmale ausschließen, welche dem Begriff angehören. So wäre die Definition: „Ein Zirkel ist eine regelmäßige krumme Linie," zu weit, weil diese Merkmale auch den Ellipsen, Hyperbeln u. s. w. zukommen. Dagegen wäre die Definition: „Ein Triangel ist eine regelmäßige Figur von drei geraden Seiten," zu eng, weil sphärische Triangel, die doch dem Begriff angehören, durch diese Angabe ausgeschlossen würden. Außerdem sei die Definition genau oder abgemessen, d. h. enthalte blos die wesentlichen und ursprünglichen Merkmale; sie treibe sich nicht im Zirkel herum und sei verständlich und kurz.

Weil zum genauen Denken die Definitionen unentbehrlich sind, hat man sie mit Recht für die Wissenschaften gefodert und besonders in der Jurisprudenz, wo es auf die scharfe Bestimmung gewisser Lebensverhältnisse in Bezug auf Personen und Sachen ankommt, von ihnen Gebrauch gemacht. Inzwischen ist auch die Frage dabei entstanden, ob alle Begriffe wirklich definirbar seien? Wenn das Definiren von der Classifikation der Begriffe, von der Angabe ihrer Merkmale nach Gattung und Art abhängt, so wird es bei solchen Begriffen unmöglich seyn, welche nicht unter einem höheren Gattungsbegriff gestellt werden können, oder welche sich auf gar keine untergeordneten Artunterschiede mehr beziehen. Ersteres wird eintreten bei den abstraktesten Begriffen, letzteres bei denen, deren Inhalt einem Jeden nur durch unmittelbare Anschauung bekannt ist. So läßt sich vom Seyn überhaupt, vom Etwas, vom Nichts keine Definition geben und weil die Philosophie mit solchen abstrakten Begriffen in vielfachem Verkehr steht, sind in ihr die genauen Definitionen am seltensten und erschweren die Übereinstimmung der Denker. Ebenso wenig wird ein Begriff der einzelsten, unmittelbaren Wahrnehmung definirbar seyn, z. B. der Begriff eines bestimmten Sehens, Hörens, einer bestimmten Farbe, eines bestimmten Tons, weil demjenigen, welchem die Empfindung des Sehens, Hörens fehlt, durch keine Merkmale das Denken eines solchen Begriffes mitgetheilt werden kann. Hieraus erhellt, daß die wissenschaftliche Verständigung durch Definitionen, sofern dieselben möglich sind, ungemein gewinnt, aber nicht allenthalben, wegen Beschaffenheit der Begriffe, welche in Frage kommen, zu fodern steht. (Vergl. Erklärung.) (*Köppen.*)

Deflagrator s. Galvanischer Apparat.

DEFONTAINES, Pierre, lebte in gerichtlichen Ämtern in Frankreich unter König Ludwig IX. Hier schrieb er ein kleines Buch unter dem Titel: le conseil que Pierre Defontaines donna à son ami, als Unterricht für einen Gerichtsherrn über die Ausübung der ihm zustehenden Gerichtsbarkeit. Das Büchlein enthält nichts eigenes; es sind größtentheils Stellen aus den Pandekten und dem Codex, in das Französische übersetzt und ohne Verknüpfung und Verarbeitung roh hinter einander gestellt. Hin und wieder kommt auch weniges französisches Recht vor, besonders die bäuerlichen Verhältnisse betreffend, und es werden auch einige königliche Gesetze und Coutumes namentlich angeführt. Die Stellen selbst beziehen sich theils auf das materielle Recht, theils auf den Prozeß und sind in XXXV. Capitel getheilt. Das Buch ist gedruckt hinter *Joinville* histoire de S. Louis. Ausgabe von Ducange, Paris 1665. f. P. 3. p. 73 — 160. (S. *Dupin* notices historiques, critiques et bibliographiques hinter *Camus* lettres sur la profession d'Avocat. Ed. 4. T. I. v. Savigny Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter. Bd. V. S. 499 fg.) (*Spangenberg.*)

DEFRANCIA *Bronn.* (I.) (Paläozoologie). Mit dieser Benennung belegte Verf. d. Art. im J. 1825 und Holl 1829 zu Ehren des ausgezeichneten Paläontologen Defrance zu Sceaux bei Paris, das Lamouroux'sche Geschlecht Pelagia, dessen Name von Péron schon anderwärts verbraucht und seitdem von den Systematikern wenigstens als Subgenus beibehalten worden war. Dieses Geschlecht gehört bei Lamouroux in seine Abtheilung der Fleischpolypen, Familie der Actinarien. Allein obschon der untere Theil des Polypenstockes zuweilen etwas runzlig ist (was man z. B. auch bei den meisten Cyathophyllen bemerkt), so war derselbe doch sicher nie von fleischiger Beschaffenheit gewesen, und man würde sogar versucht seyn, ihn wegen der endständigen Stern-

zelle in die Familie der Caryophyllarien und vielleicht selbst zu einem der Geschlechter Turbinolla, Cyclolithes und Cyathophyllum zu versetzen, wenn nicht de Blainville an einem Exemplare von Lamouroux selbst kantige Zellen auf den strahlenförmigen Leisten wahrgenommen und deßhalb dieses Geschlecht zu seinen Polyparia-solida-millepora in die Nähe von Alveolites gestellt hätte. Lamouroux hatte folgenden Character genericus gegeben:

Polyparium simplex, pedicellatum; superficie superiore explanata, umbilicata, stellato-lamellosa, radiis elevatis simplicibus aut dichotomis; superficie inferiore aequali aut circulariter subrogosa, planiuscula; pedicello centrali brevi, obverse conico-acuto.

De Blainville hat ihn nachher auf folgende Weise abgeändert:

Polyparium calcareum liberum, fungiforme, superne excavatum et marginem versus lamellis radiantibus compositum, inferne convexum, pedicello circulariter rugoso. Cellulae polygonales, irregulares, approximatae, convexo lamellarum margini impositae.

Man kennt nur die eine, von Lamouroux beschriebene Art, welche im (?) Jurakalke fossil vorkommt.

1) *D. clypeata.* Bronn Syst. S. 42. Taf. IV. Fig. 7. Holl Handb. S. 416.

Pelagia clypeata. *Lamx.* Polyp. p. 78. taf. 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* Dict. XXXVIII. 279. u. Atlas foss. fig. 3. a. b. *Blainv.* Zoophyt. p. 375.

Lamouroux selbst hatte schon bemerkt, daß dieser Polypenstock innerlich ganz aus von der Basis an divergirenden Röhren oder Zellen zusammengesetzt erscheine, die man erst nach Wegnahme einer dünnen Lage der Oberfläche wahrnehmen könne. Höhe etwa 4½, Breite 9 Linien *). (*H. G. Bronn.*)

DEFRANCIA *Millet.* (II.) (Zoologie und Paläozoologie). Millet bezeichnete 1826 mit diesem Namen zu Ehren desselben Herrn Defrance eine kleine Gruppe von Conchylien, die er nur der Schale nach und fast nur fossil kannte. Sie sind bisher im Lamarckschen Systeme zum Geschlechte Pleurotoma von Payrandeau u. A. gestellt worden, jedoch hatte Basterot schon 1825 vorgeschlagen, daraus eine besondere Unterabtheilung zu bilden, was Verf. d. Art. 1831 unter dem Namen Pleurotomoides gethan hat, weil der Name Defrancia schon seit 1825 vergeben war. Bei diesen Arten liegt nämlich der Ausschnitt der äußeren Lippe, welcher Pleurotoma charakterisiet, unmittelbar an (nicht entfernt von) der obern Naht derselben und sie besitzen meistens nur geringe Größe; aber sie eignen sich, bevor nicht Differenzen in der Organisation des Thieres nachgewiesen werden, um so weniger zur Aufstellung eines besonderen Geschlechts, als in Ansehung der Größe der Schale und in der des Abstandes jenes Ausschnittes von der oberen Naht die mannichfaltigsten Übergänge Statt finden. Der von Millet gegebene Geschlechtscharakter ist folgender:

Testa fusiformis aut turriculata. Apertura ovalis margine dextro partim obtecta, subtus canale brevi subrecto terminata. Labrum dextrum acutum, *leviter* crenulatum, obtegens, superne sinuatum, extus annulo arcuato ab apertura distante auctum. Labrum sinistrum callo destitutum, superne dente *sinus dextri marginis* opposito munitum.

Millet hat fünf fossile Arten beschrieben, aber noch viele andere, theils lebende, theils fossile, sind bisher wegen ihrer unansehnlichen Größe von den Samlern übersehen worden. Worüber vergl. Pleurotoma, auch Defrancia *Bronn.* *) (*H. G. Bronn.*)

DEFTER, von dem griechischen Worte *Διφθέρα* (Fell, Pergament, Buch) abstammend, bezeichnet im osmanischen Reiche das Steuerregister, worin die Einhebung der öffentlichen Statseinkünfte eingetragen ist. Von der Einrichtung des persischen Reiches ging dieselbe in das osmanische über, erlitt aber von Zeit zu Zeit Veränderungen. In der neuen Form ist die Schriftart von der gewöhnlichen Kanzleischrift (Divani) gänzlich verschieden. Sie heißt auf persisch Schikeste, auf türkisch Kirma, d. i. die gebrochene, weil die Buchstaben, von einander getrennt, das Ansehen haben, als wenn sie gebrochen wären und wirklich nur für die in die Geheimnisse der Abkürzungen und Zusammenziehungen des türkischen Finanzstyles Eingeweihten lesbar sind. Die Zahlen werden nicht mit den gewöhnlichen Ziffern, sondern mit Buchstabenzeichen, welche nichts als Abkürzungen des Zahlworts sind, geschrieben. (Vgl. v. Hammer, des osman. Reichs Statsverfassung und Statsverwaltung II, 142.) Wenn man unter altem und neuem Steuerregister unterscheidet, so versteht man darunter die Beschreibung der osmanischen Provinzen zum Behuf der Finanzeinrichtungen; jenes (Defter atik) entstand unter Suleiman dem Gesetzgeber, dieses (Defter dschedid) unter seinem Sohn und Nachfolger, und darauf gründen sich die Finanzgesetze (das. I, 335).

Defterbed hieß im persischen Reiche der Finanzminister, Defterdar heißt er im osmanischen. Der Titel eines solchen ist: Ruhm der Fürsten und der Großen, vereinigend die Eigenschaften der Rühmlichen und der Großen, begabt mit voller Macht, auf hohen Ruhm bedacht, überhäuft mit den Gnaden des höchsten Königs (das. I, 452). Zu Anfange des osmanischen Reichs bestand nur ein Defterdar, späterhin gab es deren drei, in Rumeli (Baschdefterdar genannt), in Anatoli und

*) Vergl. *Lamouroux* exposition méthodique des genres de l'ordre des Polypiers Paris 1821. fol. pag. 78. tab 79. fig. 5. 6. 7. *Defrance* im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle. Paris. 8. vol. XXXVIII. (1825). 279. Atlas des fossil. fig. 3. a. b. Bronn System urweltlicher Pflanzenthiere. Heidelb. 1825. Fol. S. 12. 13. 42. Taf. IV. Fig. 7. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 416. *de Blainville* Art. Zoophytes im Dictionn. d. scienc. nat. etc. vol. LX. (1830). p. 375.

*) Vergl. *Basterot* in Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris. II. 1825. p. 65—66. Millet über Defrancia, ein neues Conchyliengeschlecht in den Annales de la Société Linnéenne de Paris V. (1826). 437—441. taf. IX., woraus im Jahrbuch der Mineralogie. 1831. S. 352—353. Bronn in „Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen.“ II. 1831. S. 555—556. und „Italiens Tertiärgebilde.“ 1831. S. 47—48.

in Haleb (der arabische oder persische genannt, der aber 904 (1576 n. Chr.) nach Constantinopel versetzt wurde. Hienach bestimmte sich auch ihr Rang als Defterdar der ersten (Desterdar schikki ewwel), der zweiten (Desterdar schikki ssani), und der dritten Abtheilung (Desterdar schikki ssalis). Diese unter Suleiman dem Gesetzgeber eingeführte Anordnung wurde nach ihm mehrmals abgeändert, jetzt aber besteht wieder die ursprüngliche Einrichtung nach drei Abtheilungen. Dem der ersten, als eigentlichem Finanzminister oder Kammerpräsidenten, ist die oberste Leitung des ganzen Finanzwesens anvertraut, die beiden andern sind ihm gleichsam als Vicepräsidenten beigegeben. Das Defterdarat selbst ist ein großes, zwischen dem Serai und dem Regirungspalaste des Wessirs gelegenes Gebäude, in 27 besondere Kammern abgetheilt, deren jede einen eigenen Vorsteher hat (Chodschagan, Herr von der Kammer), dem wieder mehre Gehilfen (Chalfa), Sekretäre (Kiatib) und Kanzellisten (Schagird) beigegeben sind. Das ganze Finanzwesen des Reichs, mit Ausnahme des kaiserlichen Privatschatzes, alle Abgaben und Steuern, Besoldungen und Ausgaben, Lehen und Renten liegen in dem ausgedehnten Wirkungskreise des Deftardarats (das. II, 143—164). Jedes Bureau hat noch einen besondern Kessedar, der die Aktenstücke, welche höhere Unterschrift erfodern, sammelt, oder des Desterdars besondere Befehle in Betreff der endlichen Abfertigung der Geschäfte einholt. Er ist der Archivar des Bureaus. Der eigentliche Archivar aber des ganzen Desterchans, d. i. des Finanzdepartements, ist der Dester Emini, Intendant der Register, welcher der siebente der Stats-Intendanten ist. *(H.)*

Desterbed, Desterchan, Desterdar, Dester Emini s. Dester. *(H.)*

Desterdar Kapussi heißt die Pforte des Desterdars oder die Kammer, von Kapu, Thor oder Pforte (v. Hammer a. a. O. II, 137). *(H.)*

Desterdar Kiajassi heißt der Sachwalter des Finanzdepartements. *(H.)*

Desterdar Mekrubschissi Kalemi heißt das Bureau des Kabinetssekretärs des Desterdars, eins der wichtigsten des ganzen Desterchans, welches sich auch von den übrigen durch den Namen Oda (Kammer) unterscheidet. Hier werden die Urkunden über alle lebenslänglichen Pachtungen ausgefertigt und alle Amtsschreiben des Desterdars an die Pascha, Beglerbege u. s. f., die Berichte, Memoirs und die Vorträge entworfen, welche der Desterdar über jeden wichtigen Gegenstand an die Pforte, d. i. an den Großwessir macht, aber nie an den Sultan selbst, weil das Vorrecht, unmittelbare Vorträge an den Großherrn zu erstatten, dem Großwessir allein zusteht (v. Hammer a. a. O. II, 162). *(H.)*

DEGEER, de Geer (Karl, Baron), ein berühmter schwedischer Naturforscher, aus einer alten adeligen holländischen Familie abstammend, und Abkömmling des Ludwig Degeer, eines holländischen Kaufmannes, der unter Gustav Adolf mit seiner Familie nach Schweden kam und sich um dieses Reich hochverdient machte, indem er die Plane des Regenten zur Erhöhung des innern Wohlstandes aufs wirksamste unterstützte. Er war es, der in Schweden das sogenannte Wallenschmieden, die Kunst Gewehre zu verfertigen, eiserne Kanonen zu gießen, Messing zu verarbeiten rc. einführte und zu diesem Behuf geschickte Arbeiter aus dem Lüttichschen und den benachbarten Gegenden berief, die eine Kolonie bildeten, deren Abkömmlinge noch jetzt in dem Distrikte von Dannora, wo sich die ergiebigsten Eisenminen befinden, ansässig sind. Von dem großen Vermögen, das sich Degeer erwarb, machte er den gemeinnützigsten Gebrauch, stiftete Hospitäler, errichtete Schulen, ermunterte das Talent und berief den berühmten Pädagogen Amos Comenius nach Schweden. Unter der Königin Christina rüstete er eine Flotte aus, um die Küsten zu vertheidigen und den Handel zu schützen. Zur Belohnung seiner Verdienste wurde er zum schwedischen Edelmann erhoben und auf andere Art ausgezeichnet. Unter seinen Nachkommen hat sich der Baron Karl Degeer, geboren 1720, am berühmtesten gemacht. Er war ein Sohn Johann Jakobs Degeer, der auf seinem Gute Finspurg lebte. Dieser brachte seinen Sohn, da er vier Jahre alt war, nach Holland, und ließ ihn daselbst erziehen. Er studirte zu Utrecht, und die Bekanntschaft mit Musschenbroes nährte seine frühe Neigung zu naturhistorischen Forschungen. Diese Neigung begleitete ihn auch nach Upsala, wo er unter Klingenstierna, Andr. Celsius und Linné seine Studien fortsetzte. Von dem Vermögen, das ihm früh durch Erbschaft zufiel, machte auch er, wie Ludwig, einen sehr gemeinnützigen Gebrauch, unter andern durch Sicherung der Eisenminen von Dannmora, an denen er Antheil hatte, vor Überschwemmungen. Den Armen that er im Stillen viel Gutes, errichtete an mehren Orten Landschulen, erbauete und verbesserte Kirchen, und war in jeder Beziehung ein Mann, der allgemeine Hochachtung verdiente und genoß. Er wurde 1761 Hofmarschall und Ritter des königlichen Nordstern-Ordens, 1772 Kommandeur des Wasa-Ordens mit dem großen Kreuze, das Jahr darauf Freiherr, und früher schon zählten ihn die Akademien Stockholm und Upsala unter ihre Mitglieder. Das Podagra, welches ihn mehre Jahre lang plagte, führte am 8. März 1778 seinen Tod herbei. Die Akademie der Wissenschaften zu Stockholm ließ ihm zu Ehren eine Medaille prägen und seine Marmorbüste in dem Saale aufstellen, in welchem seine naturhistorischen Samlungen aufbewahrt werden, mit welchen seine Witwe der Akademie ein Geschenk machte. Von seinem sechsten Jahre an, da ihm einige Seidenwürmer geschenkt wurden, hatte Degeer eine besondere Neigung zur Insektenkunde, und dieser Neigung, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, verdankt man eines der wichtigsten und reichhaltigsten entomologischen Werke, das er unter dem Titel herausgab: Mémoires pour servir à l'histoire des insectes. Stockh. 1752—1778. Vol. VII. (in 8 Bänden) 4. mit 240 (mittelmäßigen) Kupfertafeln und einem Portrait; der erste Theil, von dem die meisten Exemplare durchs Feuer verzehrt wurden, selten, überhaupt das ganze sehr geschätzte Werk, das der Verfasser größtentheils ver-

schenkte, schwer zu finden. Teutsch: Abhandlungen zur Geschichte der Insekten, mit Anmerkungen von J. A. E. Göze. Nürnb. 1776—1783. 7 Bde. 4. mit sehr vielen Kupfern. Ein Auszug aus dem großen Werke, und als systematisches Register zu demselben bequem zu gebrauchen, ist: Degeer genera et species insectorum e generosiss. autoris scriptis extraxit, digessit, latine quoad partem reddidit et terminologiam insectorum Linnaeanam addidit A. J. Retzius. Lips. 1783. 8. Degeer hat mehr als 1500 Species beschrieben. Im ersten Theile ordnete er die Insekten nach ihren Larven in gewisse Familien, er verließ aber schon beim zweiten Theile diese Methode, wählte die Eintheilung in 5 Ordnungen, 14 Klassen und 100 Gattungen, und fügte eine Abhandlung von der Zeugung, Nahrung, Wohnung, dem Athemholen und der Verwandlung der Insekten, nebst den Charakteren und Synonymen hinzu, wozu noch im dritten Bande die lateinische Übersetzung der Charaktere folgte. Überall hat er viel Neues über die Natur der Insekten, ihren Zustand und ihre Veränderungen beobachtet, und die Gattungen und Arten besser als vorher bestimmt. Wenn er in Ansehung der Diction und den Reitz des Vortrages dem Reaumur, seinem berühmten Vorgänger, nachsieht, so übertrifft er ihn dagegen in der Präcision des Ausdruckes und in der streng beobachteten Methode, worin Linné sein Muster war. Außerdem hat man von Degeer: Om nyttian som insecter tilskynda obs. Stokh. 1747. 8. Orat. tal om insectes nas alstring. Ib. 1754. Teutsch: Rede von der Erzeugung der Insekten im 1sten Bande des Stockholmer Magazins und in der neuen Samlung verschiedener Schriften der größten Gelehrten in Schweden. Kopenh. 1774. Nr. 4.; und mehre Abhandlungen in den Schriften der gel. Gesellschaft zu Stockholm und Upsala *). (*Baur.*)

DEGENFELD, heißt ein freiherrliches Geschlecht, welches ursprünglich aus der Schweiz stammt, um Aaran seinen Sitz hatte, aber um 1280 mit Konrad nach Schwaben zog, wo es von der Herrschaft Degenfeld an der Lauter unweit Schwäbischgmünd seinen Namen erhielt. Konrad von Degenfeld soll der Erbauer des gleichnamigen Schlosses seyn. Er war Bischof zu Kostnitz und Vormund des Herzogs Johann von Schwaben, weshalb er, obwol er an dem Morde, welchen Johann an dem Kaiser Albrecht beging, keinen Theil hatte, von Heinrich VII. in die Acht erklärt, seiner Güter beraubt und so arm wurde, daß seine Nachkommen sich des freiherrlichen Titels enthalten mußten. Im J. 1604 theilte sich durch die zwei Brüder Johann Christoph und Konrad von Degenfeld dieses Geschlecht in zwei Linien, die Neuhausische und Fibachische, und durch Konrads Sohn, Christoph Martin von Degenfeld, wurde die freiherrliche Würde desselben, nach Ferdinands II. Bestätigung, wieder hergestellt. Dieser Christoph Martin nahm schon in früher Jugend Kriegsdienste, zuerst unter Wallenstein und Tilly, dann in den Niederlanden unter Spinola, und nachher als Oberster der Reuterei unter Gustav Adolf. Im J. 1633 sendete Herzog Bernhard von Weimar ihn dem Herzog Julius Friedrich von Wirtemberg zu, welcher Dillingen belagerte. Hier schlug er die Kaiserlichen, von denen er jedoch zwei Jahre darauf auch geschlagen wurde. Der Eifer und die Treue, womit er Schweden und Frankreich diente, bewogen Ludwig XIII., ihn zum Generallieutenant der teutschen Reuterei zu ernennen. Als solcher war er im J. 1639 bei der Belagerung von Ivoi, und da er sich hier, weil er mit den französischen Generalen zerfallen war, zurückziehen wollte, ernannte ihn der König zum General-Obersten der ausländischen Truppen, welche Stelle nachmals nie ein anderer erhalten hat. Indeß ging er doch 1643 in den Dienst der Republik Venedig über, welcher er als General der Cavallerie gegen Papst Urban VIII. wichtige Dienste leistete, und größere noch in Dalmatien und Albanien gegen die Türken, wegen deren die Republik ihm eine goldene Ehrenkette zuerkannte und eine Denkmünze für ihn schlagen ließ mit der Aufschrift: Dalmatia strenue sulata. Streitigkeiten, in die er mit dem General Leonardo Foscolo gerieth, bewog ihn, auch den Dienst der Republik zu verlassen. Er zog sich nun auf seine Güter in Schwaben zurück und starb daselbst im J. 1653.

Er hinterließ fünf Söhne und eine Tochter, Maria Susanna (oder Luise). Diese war Hoffräulein bei der Gemalin des Kurfürsten von der Pfalz Karl Ludwig. Die Kurfürstin Charlotte, eine Prinzeßin von Hessen-Kassel, entfernte durch ihren kalten Stolz das Herz ihres Gemals immer mehr von sich, in ebendem Grade aber fand er sich durch die Schönheit, den Geist, die Kenntnisse und die Anmuth des Fräuleins mehr und mehr angezogen, und Eifersucht beförderte, was sie hatte verhindern wollen. Zwischen dem Kurfürsten und dem Fräulein entstand ein lateinischer Briefwechsel, und man hat bemerkt, daß diese Briefe sehr viel Ähnlichkeit mit denen in Euryali et Lucretiae Amoribus von Äneas Sylvius haben. (Amoen. litter. T. 1.) Nach einer nur zu heftigen Scene zwischen dem fürstlichen Ehepaare selbst und dem Versuche der Kurfürstin, das Fräulein in Gegenwart des Gemals zu erschießen, was nur durch den Grafen von Hohenlohe verhindert wurde, kam es zu einer Trennung, wiewol zu keiner förmlichen Scheidung. Der Kurfürst aber ließ sich im J. 1657 die Freiin von Degenfeld durch den lutherischen Prediger Hetland zu Heidelberg öffentlich an *die linke* Hand antrauen, und sie erhielt nachmals mit Einstimmung aller Agnaten und kaiserlicher Bestätigung den Titel einer Raugräfin. Sie lebte mit ihrem Gemal in der glücklichsten Ehe, bis sie am 18. März 1677 in ihrem vierzehnten Kindbette starb. Mit seltener Pracht wurde sie zu Mannheim in der Eintrachtskirche bestattet, und der Kurfürst ließ eine Münze zu ihrem Andenken prägen.

Von ihren Brüdern hatte der älteste, Ferdinand, Kapitain in Diensten der Republik Venedig, erst 18 Jahre alt, das Unglück, durch einen Schuß beider Augen be-

*) Joh. Bergmanns Gedächtnißrede auf ihn: Aminelse-Tal öfver Kal.-Mjts Tro-Man Hr. C Degeer. Stockh. 1779. 8. Götting. gel. Anz. 1779. Aug. 985. Ludeke's schwed. Gel. Archiv. 3. Bd. *Boehmeri* bibl. script. hist. nat. P. II. Vol. II. 136.

raubt zu werden, weshalb ihm eine ansehnliche Pension zuerkannt wurde, die er lebenslänglich bezog, ungeachtet er bei vier auf einander folgenden Kurfürsten von der Pfalz geheimer Rath war, und troß seiner Blindheit zu Gesandtschaften gebraucht wurde. Die Franzosen, als sie im J. 1693 Heidelberg einnahmen, behandelten ihn mit großer Achtung, und geleiteten ihn unter Bedeckung zur Reichsarmee. Er starb, 81 Jahre alt, zu Venedig im Jahre 1710.

Sein Bruder Adolf, Oberster in Diensten von Venedig, starb in Candia an einer Kopfwunde im J. 1688. Gustav blieb als Kapitän in schwedischen Diensten im J. 1656 vor Kopenhagen. Christoph, zuerst in Diensten von Venedig, gab die ersten Proben seiner Tapferkeit in Candia, wo er viele Wunden empfing, und nach Übergabe der Stadt der letzte war, welcher auszog und das Wasserthor hinter sich schloß. Er trat nachher in Wolfenbüttelsche, dann in Kursächsische, zuletzt in Pfälzische Dienste, und starb als Generalmajor und Commandant zu Frankenthal im J. 1685. — Maximilian, zuletzt Pfälzischer geheimer Rath, Vicedom zu Neustadt und Administrator zu Limpurg, starb im J. 1695. — Hannibal legte ebenfalls die ersten Proben seiner Tapferkeit in Candia ab, trat dann in Holländische und in Baiersche Dienste, in denen er als Feldmarschalllieutenant beim Entsatz von Wien war. Nachmals wieder in Diensten von Venedig schlug er im J. 1685 die Türken bei Kalamata in Morea, ging zwar, weil er mit Morosini zerfiel, nach Teutschland zurück, ward aber von der Republik als Oberfeldherr mit besondern Vorzügen und einem Sold von 20000 Dukaten zurückberufen, starb jedoch in demselben Jahre 1691 zu Napoli di Romania.

Maximilians Sohn, Christoph Martin, bevollmächtigter Minister beim Oberrheinischen, Fränkischen und Schwäbischen Kreise, Ritter des Preußischen schwarzen Adlerordens, wurde im J. 1716 in den Grafenstand erhoben. (*H.*)

DEGENFELD, Pfarrdorf im würtembergschen Oberamte Gmünd, hat 600 Einwohner, von welchen die Hälfte evangelisch ist und zu Würtemberg gehört; die andere Hälfte ist katholisch und gehört zur Herrschaft Rechberg. Auf einem nahen Berge stand das Stammschloß der adeligen, jetzt gräflichen Familie von Degenfeld, die den Ort besessen hat; das Schloß ist ganz verwüstet und nur noch Steinhaufen davon zu sehen. In der Kirche sind noch Grabmäler der Herren von Degenfeld. Die Gegend ist sehr reich an Petrefakten, besonders an Ammonshörnern. Unweit des Orts entsteht der kleine Fluß Lauter, der Forellen führt. (*Röder.*)

Degerando, Cap, s. Schouten, Ins.

DEGERBY, eine der vielen, das zu Åland gehörige Pastorat Föglö bildenden, kleinen Inseln mit russischer Zollstation, der ersten für die von Stockholm nach Åbo segelnden Schiffe. Die Insel hat mehre Wohnhäuser, Kornfelder, Wiesen und Windmühlen. (*v. Schubert.*)

DEGERFELDEN, Dorf im großherz. badenschen Bezirksamte Lörrach, ½ teutsche Meil. ostsüdlich von dieser Amtsstadt und ½ Meile nördlich vom Rheine bei Rheinfelden, an der Extrapoststraße von da nach Lörrach, hatte in alten Zeiten, wie sich aus San-Blasischen und San-Georgischen Urkunden des 12. Jahrhunderts wahrnehmen läßt, seine eigenen Edeln, die sich von Tegervelt nannten, wahrscheinlich eine Linie jenes Geschlechtes, daß nicht sehr ferne von hier, zu Tegerfeld an der Aar seinen Sitz hatte und als Wapengenosse des berühmten schwäbischen Rittergeschlechtes von Degenfeld bekannt ist. — Degerfelden liegt im Umfange der ehemals östreichischen Herrschaft Rheinfelden und gehörte mit seinen niederen Gerichten dem Gotteshause San Blasien im Schwarzwalde bis zu den bekannten großen Statsveränderungen unserer Zeit. Es hat jetzt 600 Einwohner, alle katholisch und nach Herthen gepfarrt, 88 Häuser, eine Säge-, Öl- und Reibmühle, und in der Nähe den Hagenbacher- und Gölckenhof, welcher letztere noch im Anfange des 13. Jahrh. ein Dorf war, das durch ein Erdbeben zu Grunde ging, weswegen bis jetzt noch für die dadurch Verunglückten jährlich in der Pfarre Herthen das Andenken gefeiert wird. (*Th. Alfr. Leger.*)

DEGERFORS, ein Pastorat von 1500 Selen, mit gleichnamigem ansehnlichen Kirchort, in der schwedischen Provinz Westerbotten, an der Grenze von Lycksele Lappmark. Die hölzerne Kirche, 5½ Meil. von der Stadt Umeå entfernt, wurde im Jahre 1769 von 30 Bauern und 30 Kolonisten mit einem Kostenaufwande von etwa 400 Bankthalern erbaut. Anfangs Kapellgemeinde von Umeå, bildet Degerfors; seit etwa 30 Jahren ein eigenes kleines Pastorat; die Einwohner zeichnen sich durch ihren echtchristlichen Sinne aus. — Unweit des Pfarrhofes Degerfors fließt der Windel-Elf, der hier den donnernden Wasserfall, Degerfors genannt, und ½ Meile höher hinauf einen noch bedeutenderen bildet. Bei der Kirche Degerfors endet, gegen Lappland hin, der Fahrweg; es gibt nur Reit-, Fuß- und Bootwege. (*v. Schubert.*)

DEGERLOCH, ein evangelisches Pfarrdorf im Amtsoberamte Stuttgart und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg mit 1470 Einwohnern. Der Ort liegt auf der Höhe bei Stuttgart, am Ende der Weinsteige und hat starken Weinbau. (*Memminger.*)

Degernau s. Tegernau.

DEGGÂL, (lies Dedschâl), arab. دَجَّال Lügner, Betrüger, vollständig المَسِيحُ الدَّجَّال der falsche Messias, Pseudochrist oder Antichrist der Muhammedaner, welcher nach einer Tradition der Sunna (denn der Koran erwähnt seiner nicht) am Ende der Welt, gleich Christo auf einem Esel reitend, aber einäugig (das Wort دَجَّال hat auch diese Bedeutung), erscheinen, aber von Isa (Jesus) bei dessen Wiederkunft besiegt werden wird. Der Esel des Antichrists ist für die Moslemen Gegenstand des religiösen Abscheu's, wie der Esel des Isa Gegenstand der Verehrung; und man sagt sprüchwörtlich: wenn ein hungriger Hund Fleisch findet, so

kümmere er sich wenig darum, ob es von dem Kameele des Propheten Saleh oder von dem Esel des Antichrist's sei. (S. Herbelot bibl. orientale III. S. 558., vergl. diese Encykl. IV. S. 294.). (*Gesenius.*)

DEGGENDORF (Br. 48°49'45", L. 30°38'23"), Stadt und Sitz des gleichn. Landgerichts und Rentamts in dem baierischen Unterdonaukreis, am linken Ufer der Donau, über welche eine hölzerne Brücke führt, gelegen, ist ummauert, gut gebaut und hat 7 Kirchen, 3 Hospitäler, 420 Häus. und 2600 Einwohner, welche mit Garn, Leinwand und Vieh handeln und Töpferarbeit, Leinweberei und Obstbau betreiben. Die Stadt ist besonders wegen der Wallfahrt zur Gnade berühmt, welche im J. 1813 gegen 36000, im J. 1766 über 60000 Pilger hieher führte. — Das Landgericht D., welches auf 13,50 Q.Ml. 25520 Einw. in 1 Stadt, 4 Marktflecken, 22 Hofmarken, 200 Dörfern, 388 Weilern und Einöden enthält, wird von der Donau und Isar durchflossen, ist reich an Korn, Garten- und Hülsenfrüchten, hat gute Holzungen und vorzüglichen Obstbau, Hornviehmastung und Pferdezucht, aber wenig Industrie. (*Leonhardi.*)

DEGGINGEN, ehemals Teckingen, ein evangel. Marktflecken im Oberamte Geißlingen und Donaukreise des Königreichs Würtemberg, an der Fils mit 1540 Einwohnern, größtentheils Maurer und Gypser, welche im Sommer auswärts arbeiten, im Winter Spindeln drehen, Körbe flechten und damit oder mit Geißlinger Waren auf den Handel ziehen. Der Ort machte vormals einen Bestandtheil der Herrschaft Wiesensteig aus. (*Memminger.*)

Deggingen s. Döggingen.

Degirmentik s. Santorin.

DEGO, Dorf mit 1700 Einwohnern im Königreich Sardinien, an der Bormida, im oberen Montferat, der Provinz Acqui gelegen, ist historisch merkwürdig. Die Schlacht bei Millesimo und Dego bezeichnet eigentlich den Wendepunkt des französischen Revolutionskrieges in Oberitalien. Der damals nur 26jährige Bonaparte war kaum als Oberfeldherr eines sehr entmuthigten Heeres aufgetreten, als er in dieser Schlacht, am 13. und 14. März 1796, über die verbundene östreichische und piemontesische Armee unter Anführung von Beaulieu und Colli siegte. Er eroberte die Gebirgsenge bei Millesimo und schlug die Östreicher unter Argenteau und Wukassowich aus ihren Verschanzungen bei Dego bis nach Acqui, dem Hauptquartiere Beaulieus, zurück. (*H.*)

DEGOLA, Eustach, geb. zu Genua den 20. Sept. 1761, gest. den 17. Jan. 1826, nachdem er als Doctor die Gottesgelehrtheit auf der Hochschule zu Pisa gelehrt, an dem Nationalconcil im J. 1801 und später an dem Unterricht der Taubstummen in seiner Vaterstadt thätigen Antheil genommen hatte. Sein Freund der vormalige Bischof von Blois Gregoire, den er auf seinen Reisen nach England, Holland, Teutschland, Preußen und der Schweiz begleitete, bezeichnet ihn als einen der gelehrtesten und tugendhaftesten Priester der italiänischen Kirche [1]). Seine Schriften, alle ohne seinen Namen erschienen, sind: 1. Annali politico-ecclesiastici. Genoa 1797—1799. In dieser Zeitschrift bemühet er sich darzuthun, daß die politische Freiheit und die innere Verbesserung des Klerus mit den Ansichten der katholischen Kirche vollkommen übereinstimmen. 2. Istruzioni famigliari sopra la verità della christiana catolica religione. Genoa 1799; eine mit großer Klarheit abgefaßte, wahrhaft populäre Darstellung des christlichen Glaubens. 3. Précis de la vie du R. P. Thomas Vignoli. 1804. 8. Der im Jahre 1803 verstorbene berühmte Dominikaner Vignoli stand mit dem Verfasser in freundschaftlicher Verbindung. 4. Le Clergé constitutionnel jugé par un évêque; abrégé analitique de l'Apologie du savant Evêque de Noli en Ligurie (Benedikt Solari), avec des notes historiques et critiques. Lausanne 1804. 4. [2]). 5. Justification de Fra Saolo Sarpi, ou Lettres d'un prêtre italien à un magistrat français (den Präsidenten Agier) sur le caractère et les sentimens de cet homme célèbre. Paris 1811. 8. Obgleich in französischer Sprache geschrieben, ward dieses Werk in Italien mit Beifall aufgenommen [3]). 6. Catechismo de' Gesuiti esporto ed illustrato in conferenze storico-teologico-morali. Aprofitto della gioventù, priva gia da tanto tempo di una buona educazione. Ultima edizione corredata dall' editore con note. Lipsia, presco Brockhaus. 1820. VIII. und 688 S., gr. 8. Dieses mit tiefer Gelehrsamkeit geschriebene Buch enthält die wichtigsten Aufschlüsse über die Geschichte und das innere Wesen des Ordens. Bei seinem Erscheinen erregte es großes Aufsehen. Es ist zwar in mehren teutschen Zeitschriften gewürdiget [4]) und selbst unter den Werken der teutschen Literatur aufgeführt worden [5]), doch hat unseres Wissens, Gregoire zuerst, am angeführten Ort, den Namen des wahren Verfassers genannt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Degomba s. Dagwamba.

DEGUELIA. Diese Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Dalbergieen) und der letzten Ordnung der 17. Linnéschen Klasse hat Aublet (Guj. II. p. 750.) so genannt, indem er einem karaibischen Worte eine lateinische Endung gab. Char. Der Kelch zweilippig, mit ganzrandiger Ober- und dreispaltiger Unterlippe; der Wimpel der Schmetterlingscorolle umgekehrt herzförmig, die übrigen Blättchen an Größe übertreffend; die Staubfäden in zwei

1) Notice biographique sur M. Eustache *Dégola*, prêtre, docteur en théologie de l'Université de Pise. Revue encyclopédique. Paris 1826. Tome XXX. p. 636—642.

2) Gregoire sagt zwar a. a. O. in 8., da er indessen den Titel auch nicht genau angibt, so folgen wir lieber der Angabe in Barbier's Dictionnaire des ouvrages Anonymes et Pseudonymes. Seconde édition. Paris 1822. Tome I. No. 2397.

3) S. Giornale dell' italiana Letteratura — a spese delli Signori Niccolo e Girolamo fratelli *da Rio*. Padova 1815. Tomo XXXV. p. 376.

4) Namentlich in C. D. Beck's allgem. Repertorium der neuesten in- und ausländischen Literatur. Leipz. 1820. I. S. 32.

5) J. S. Ersch Handbuch der teutschen Literatur. Neue Ausg. Leipz. 1822. I. Nr. 2001. Die wesentlichen Worte „in conferenze" sind aber bei Angabe des Titels ausgelassen.

Bündeln; die Hülsenfrucht kugelig, zweiklappig, einsamig; der Same kugelig, in eine mehlige Masse gehüllt. Die beiden bekannten Arten sind im tropischen Amerika einheimisch: *D. scandens* Aubl. (l. c. t. 300, Lam. ill. t. 603.), ein Strauch mit sich windenden Zweigen, gefiederten, zweipaarigen Blättern, ablangen, unbehaarten Blättchen und in den Blattachseln stehenden, weißen Blüthentrauben. In Guiana und Brasilien. 2) *D. arborescens* Spr. (Cur. post. p. 269., Riveria nitens Humb. B. et K. n. g. VII. p. 266. t. 659.), ein Baum mit gefiederten, zweipaarigen Blättern, glänzenden, parallel feingeaderten Blättchen, geränderten Blattstielen und wenigblumigen Blüthenstielen. In Neugranada.

(*A. Sprengel.*)

Deguignes s. Guignes.

Dehnbarkeit s. die Nachträge zu D.

Dei s. Dey.

DEI, Giambattista, Genealog am Hofe zu Toskana, geb. 1702 zu Florenz, wo er Director des geheimen Archivs war und den 15. Februar 1789 starb. Als Alterthumsforscher und besonders als Genealog und Heraldiker zeichnete er sich nicht nur durch die Gründlichkeit seiner Forschungen, sondern auch durch den guten Geschmack aus, mit dem er das Erforschte einzukleiden wußte. Mit der Geschichte seines Vaterlandes war er sehr vertraut, und über die berühmtesten toskanischen Familien wußte niemand bessere genealogische Nachrichten zu ertheilen und zierlichere Stammbäume zu verfertigen, als er. Die meiste Ehre brachte ihm der Stammbaum des herzoglichen Hauses Medicis, welcher 1761 gedruckt wurde. Alle Archive in Florenz brachte Dei in Ordnung, und dem Archivar des teutschen Kaiserhofes theilte er viele alte Dokumente, seltene Münzen und dergl. mit *). (*Baur.*)

DEÏANEIRA (*Δηϊάνειρα*, Deïanira), 1) eine Tochter des Nereus und der Doris, Enkelin des Okeanos (Nereide), wenn nicht Janeira (Il. 18, 74. Hymn. in Cerer. 421.) nach Heyne's Bemerkung zu Apollod. (I, 2, 7.) zu lesen ist. — 2) Tochter des Öneus (oder nach Hygin, des Dionysos) und der Althäa. Als ihre Schwestern aus Schmerz über den Verlust ihres Bruders Meleagros in Perlhühner (Meleagrides) verwandelt wurden, behielten allein sie und Gorgo ihre Gestalt. (Hyg. f. 129. Ant. Lib. 2.) Der Stromgott Acheloos bewarb sich um sie in mehrfach veränderter Gestalt, als Stier, als Drache, als Mann mit einem Stierhaupte (Soph. Trach. 11.), Herakles aber erkämpfte sie; der Vater hatte sie dem Sieger zugesagt (s. Herakles. Sect. II. Thl. VI. S. 30.). Er erzeugte mit ihr Hyllos, Glenos, Ktesippos und Onites (Apollod. II, 7, 5. und Heyne's Obs.). Über das Geschenk, welches der Kentaur Nessos ihr machte, und welches dem Herakles den Tod brachte, s. Herakles a. a. O. S. 81. 82. — Nach Sophokles (a. a. O. 940.) erstach sich Deïaneira hierauf mit einem Schwerte, nach Andern erhing sie sich. (Apollod. l. c. Hyg. f. 31, 36. Diod. 4, 35. ff.) Nach einer andern Sage bei Hygin (f. 33.) war Deïaneira des Dexamenos Tochter, welcher Herakles, da er sie der Jungfrauschaft beraubt hatte, die Ehe versprach. Bald darauf hielt der Kentaur Eurytion um sie an, und der Vater sprach sie ihm zu. Herakles kam jedoch zur Hochzeit, erschlug den Bräutigam und nahm die Braut zur Gemahlin. — Pflanze dieses Namens s. Dejanira. (*H.*)

DEICH. **Über das Wort Deich und den Anfang des Deichbaues an der teutschen Nordküste.** — Das Wort Deich heißt im Holländischen Dyk, welches wie Deik ausgesprochen wird, dem ohne Zweifel das teutsche Wort nachgebildet ist. In den östlichen Gegenden des Königreichs Holland indeß wird das Wort zwar auch Dyk geschrieben, aber wie Diek ausgesprochen, wie auch ebenso in Ostfriesland und an der weitern teutschen Nordküste in der plattteutschen Sprache. Und unstreitig ist diese Aussprache die uralte und richtige. Man hat im Angelsächsischen das Wort dikan, d. h. graben, und davon Dik, ein aufgegrabener Wall oder Damm. Von diesem alten Worte dikan stammt denn auch das plattteutsche Wort Dyk oder Diek, weil der Deich aus ausgegrabener Erde besteht und vorzüglich mit dem Spaden gemacht wird. In Beda's Eccles. Hist. gentis Angl. Lib. I. cap. 5., wo die Erzählung vorkommt, daß der Kaiser Severus den eroberten Theil von Britannien non muro sed vallo umgeben habe, heißt es davon in der angelsächsischen Übersetzung des Königs Alfred: And hit begyrde and gefaestnade mid *dice* and mid eorthwealle from sae to sae etc. d. i. und es umgab und befestigte mit Deichen und Erdwällen von See zu See etc. Nun aber hat sich im Verfolg der Zeit das alte angelsächsische Wort dikan, in der Bedeutung von graben, in der plattteutschen Sprache nicht erhalten; doch hat man davon noch die Wörter bedieken, thodieken, d. h. etwas vermittelst eines Spadens mit Erde überwerfen und bedecken. Im Engländischen ist davon to deg, graben. Weil denn ohne Zweifel die uralten Bewohner der Nordküste, die Friesen, Chauken und Sachsen es waren, die daselbst zuerst an einzelnen, dazu bequemen Stellen einige Deiche anlegten, so rührt gewiß auch aus ihrer Zeit und alten Sprache der Name her. Sie lernten übrigens die Bedeichung ihrer Küste schon damals, als sie anfingen, die an dem Meeresufer angeschwemmten Ländereien zum Ackerbau zu benutzen, und werden etwa durch eigenes Nachdenken nach der Lage der Dinge dazu angeleitet seyn. Oder sie lernten die Anlegung der Deiche zuerst von den Römern, da diese nach Nordgermanien kamen, wo der römische Feldherr Drusus längs des größern Rheinarmes einen Deich anlegen ließ, um die batavische Insel vor Überschwemmung zu schützen (*Tacit.* Annal. XIII, 53. Histor. V, 19. — *Alting* Notitia German. inferioris. Amstelod. 1697. Part. I. p. 55.). Daß den Römern der Deichbau nicht unbekannt war, erhellet aus einer Stelle des Cicero (Offic. II, 4.), wo er moles, oppositas fluctibus anführt; und so redet auch Virgil in seiner

*) Biogr. univ. T. X. (von Guillen).

Äneis (II, 496. 497.) insbesondere von Flußdeichen. Schon früher befanden sich Deiche in Ägypten, und zwar von einer ausgezeichneten Größe. (Justin. II, 1.) Josephus erzählt (Antiquit. Jud. II, 5.), daß man daselbst die Juden auch zum Deichbau gebraucht hätte. Vielleicht mag auch der alte Sirach schon etwas von Deichen gewußt haben, wie man aus Sirach 25, 35. hat schließen wollen (von Stade Erklärung teutscher Wörter ꝛc. Bremen 1737. S. 627.). Ja schon Jesaias 19, 6. ist die Rede von eingedämmten Seen.

Der erste Anfang der Bedeichung der teutschen Nordküste durch die oben genannten Völker mag nun noch sehr gering und unbedeutend gewesen seyn, so daß man anfangs nur an einzelnen, dazu besonders bequem befundenen Stellen Deiche anlegte. Nachher wurden sie sowol höher und stärker, als auch immer ausgebreiteter längs der Küste, und mußten wol auch, da sie länger wurden, sogleich mit sogenannten Sielen oder Schleusen versehen werden. Insbesondere melden die friesischen Geschichtschreiber, daß in Friesland der dortige König Adgill I. in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts die Bedeichung seines Landes vorzüglich befördert habe *). Wahrscheinlich ließ er die schon vorhandenen Deiche verstärken und bedeutend verlängern. In der Folge der Zeit, und ohne Zweifel nach mehren wiederholten, wol oft auch mißlungenen Versuchen, entstand der sogenannte Deichband, oder eine aneinander hangende Deichlinie an der ganzen Nordküste. Die Geschichtschreiber setzen diesen Zeitpunkt in das zwölfte Jahrhundert **). Beiläufig wird bemerkt, daß im Anfange des 18. Jahrhunderts die sämtlichen in Ostfriesland und Innerland befindlichen Sees und Flußdeiche 40 Meilen lang waren, jetzt aber allein die ostfriesischen Deiche eine Länge von 36 ⅞ Meilen in sich fassen. Dadurch sowol, als auch durch ihre Höhe von 16 bis über 20 Fuß, und eine damit zusammenstimmende untere Breite bis 100 Fuß, und obere Breite (Kappe) bis 12 Fuß, sind die Deiche an der Nordküste eine Riesenanlage, ein wahres Römerwerk.

Andere wollen das Wort Dyk oder Diek in der plattteutschen Sprache von einem altgermanischen Wort Dy ableiten, welches theils aufgegrabene Erde, theils auch einen Abfluß des Wassers, eine Wasserlöse, bedeuten soll. (Bremisch-niedersächsisches Wörterbuch. I. Thl. Bremen 1767. S. 205.)

Der gelehrte altfriesische Sprachforscher von Wicht findet den Ursprung des Wortes Dyk oder Diek in der Sprache der alten Normänner. Diese sollen einen Erdhügel Dysse genannt haben, und das Aufwerfen eines Hügels, z. B. über ihre Todten, dysia. Von Wicht glaubt nun, daß durch eine auch wol sonst in den alten Sprachen gewöhnliche Verwechselung des ss und s mit dem Buchstaben k aus Dysse das Wort Dyk, und aus dysia das Wort dieken entstanden sei. Er findet es auch nach dieser Etymologie wahrscheinlich, daß die alten Anwohner der Nordküste das Deichen nicht so sehr von den Römern, als vielmehr von den Normännern gelernt hätten (v. Wicht, ostfriesisches Landrecht. Aurich 1746. S. 870. 871.). Soviel ist gewiß, daß die Normänner schon sehr früh, nach den alten friesischen Chroniken schon im ersten Jahrhundert ***), auf die teutsche Nordküste, und besonders auf die friesische, sehr wüthende Anfälle gemacht haben.

Endlich ist noch zu bemerken, daß das Wort Dyk, zumal wenn man annimt, daß es gleich anfangs wie Deik ausgesprochen, auch von dem griechischen Wort τεῖχος, die Mauer oder eine Schutzwehr, abstammen könnte, und wirklich auch von einigen Etymologen davon hergeleitet ist. (v. Wicht a. a. O.) Wenn es nur dabei an einem historischen Zusammenhange nicht gänzlich fehlte! (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deichacht, Deichband s. Deichrecht.

Deichbau s. Damm.

Deichgräfe, Deichkabel, Deichlast, Deichpfand, Deichpflicht s. Deichrecht.

DEICHOW, Dorf in dem preuß. Regirungsbezirk Frankfurt, am Bober, mit 18 Häus. und 120 Einw., welche Eisengräberei und einen Eisenhammer unterhalten. In der Nähe die Krossener Hütte Neubrück mit 1 Hochofen, 1 Stabhammer und 1 Kupferhammer; auch ist hier eine Oberförsterei. (*H.*)

DEICHRECHT ist der Inbegriff der rechtlichen Verhältnisse in Bezug auf die Anlegung und Unterhaltung der Deiche, d. h. wohlverwahrter Erdwälle zur Sicherheit hinter ihnen liegender Grundstücke, um das über die gewöhnlichen Ufer des Meeres oder der Flüsse hinaufsteigende Wasser abzuhalten.

Die Eindeichung des Meeres und der Flüsse zu veranstalten, ist an sich ein Recht der Landespolizei, sowie dagegen die Verpflichtung, hiezu mitzuwirken und die nöthigen Arbeiten und Kosten zu übernehmen, dem Deichbande obliegt. Man unterscheidet in dieser Hinsicht das natürliche und das bürgerliche Deichband. Das erstere findet zwischen allen Grundbesitzern Statt, deren Ländereien bei einem wirklich entstandenen oder drohenden Deichbruche der Gefahr der Überschwemmung ausgesetzt seyn würden; das letztere, wenn die Grundbesitzer eines gewissen Districts den Bau der Deichs oder Sicherungswerke, vermöge Gesetzes, oder Vertrags, oder des Herkommens zu übernehmen verpflichtet sind. Wichtig wird dieser Unterschied in Ansehung der Concurrenz zu den Kosten, indem bei dem natürlichen Deichbande nur jene Grundbesitzer deichpflichtig sind, deren Grundstücke durch die Anlegung des Deichs vor Schaden be-

---

*) *Gabbema* Nederlandse Watervloeden: Gonda 1703. p. 15. — *J. J. Harkenroht* Kersvloeds kort Ontwerp. Emden 1728. p. 191. etc. — Desselben Oostfriesche Oorsprongkelykheden. Groning 1731. p. 431. — *Outhofs* Verhaal van alle hooge Watervloeden. Emden 1720. p. 45. 233. 234.

**) v. Halem Geschichte des Herzogth. Oldenburg. 1. Bd. Oldenb. 1794. S. 41. 188. — Freese Ostfries- und Harrlingerland. Aurich 1796. S. 218.

***) *Westendorp* Jaarboek van en voor de Provincie Groningen. I. Deel. Groning. 1829. p. 16.

wahrt werden. Die nächsten Entscheidungsnormen geben überall die Deichordnungen, welche gewöhnlich nur eine Samlung der aus der Natur des Deichwesens allmälig entstandenen, oft sehr alten Gewohnheitsrechte sind.

I. Das Oberaufsichtsrecht des Landesherrn als Inhabers der Landespolizei besteht in dem Rechte, Deichgesetze zu erlassen, Beamte anzustellen, über die Zweckmäßigkeit des Bau's zu bestimmen und die Deichgerichtsbarkeit handhaben zu lassen. Die eigentlichen Deichbeamten werden Deichgräfen, Deichrichter, Deichgeschworne genannt, und ihnen steht die Aufsicht über das Deichwesen, die Deichschau, Deichacht, und in der Regel auch die Deichgerichtsbarkeit zu. Die Deichschau trit in der Regel jährlich zweimal ein, nämlich die Vorschau im Frühling, um den Deichpflichtigen die entstandenen Beschädigungen zu bemerken und die Wiederherstellung derselben aufzugeben, und die Nachschau im Herbst, um zu untersuchen, ob die bei der Vorschau ertheilten Vorschriften erfüllt worden, und um die Säumigen zu den Deichstrafen anzuhalten. Zu den Vorrechten des Deichwesens gehört der Deichfriede, vermöge dessen die Excesse gegen Deicharbeiter und Beamte und das Beschädigen der Deiche streng bestraft werden, ferner, daß gegen Verfügungen der Deichbeamten, vor Vollendung der Deicharbeit, durchaus keine Rechtsmittel an die Obergerichte zulässig sind, und das Vorzugsrecht der zum Deichbau vorgeliehenen Gelder, welches jedoch nur da gilt, wo es durch das Particularrecht ausdrücklich eingeführt ist.

II. Auf das Deichband können die Grundsätze einer Universitas nicht angewendet werden. Der Deich selbst wird als ein Ganzes betrachtet, so daß niemand ein Privateigenthum an demselben hat, vielmehr wird der Deich insofern als Statseigenthum angesehen; daher kann auch ohne Erlaubniß des Stats kein Einzelner den Deich zur Bebauung nutzen. Auch bewirkt die Rücksicht, daß nur durch gemeinschaftliches Zusammenwirken aller Betheiligten der kostspielige Deichbau möglich wird, daß jeder Einzelne, welcher auf eigene Kosten Deiche anlegt, dennoch nicht von dem bürgerlichen Deichband, in welchem sich sein Grundstück befindet, befreit wird. Alles zwischen dem Meere oder Strome und dem Deiche liegende Land heißt Außendeichsland, Vorland, Butenland, wogegen die durch den Deich vor Überschwemmung geschützten Ländereien das Binnenland heißen. Man betrachtet das Vorland als Accessorium des Binnenlandes.

Der Uferbau ist ein Theil des Deichbau's, ebenso wie die Anlegung und Unterhaltung der Siele, Syhle, d. h. Abzugskanäle, um das Wasser des Binnenlandes durch den Deich abzuführen, sowie der damit in Verbindung stehenden Schleußen. Für diese Siele besteht aber hie und da eine besondere Sielacht oder Sielschau. Wenn die bisherigen Deiche nicht genug sichern, so muß oft ein neuer Deich, landeinwärts angelegt werden (Einlage), wodurch die zwischen dem Strome, oder vor dem neuen Deiche liegenden Ländereien (ausgedeichte Ländereien) der Gewalt des Stroms Preis gegeben werden. An mehren Orten erhält der Besitzer desselben vom Deichbande keine Entschädigung, was jedoch da, wo nicht ein Gesetz entgegensteht, nicht angenommen werden darf, und nur dann, wenn die Rettung des ausgedeichten Landes unmöglich gewesen wäre, paßt es, wenn man keine Entschädigungspflicht annimt. Wird ein von einem Hauptdeiche entstandener Anwuchs mit einem neuen Deiche eingefaßt, so entsteht eine Bedeichung, wodurch ein neues Deichband veranlaßt werden kann.

III. Die Deichpflicht ist eine Reallast; sie trifft ohne Exemtion und ohne Rücksicht des Standes den Gutsbesitzer; die Last selbst ist von dem Gute untrennbar, daher sich ihrer kein Besitzer entziehen kann. Auch nicht einmal unvordenkliche Verjährung befreiet, und selbst Verträge, welche zwischen den Deichpflichtigen und andern Personen wegen der Deichlast geschlossen werden, wirken zwar unter den Contrahenten, gehen aber das Deichband nicht an. Einige Personen können auch servitutis jure deichpflichtig seyn. Der Grundsatz der Reallast bewirkt die Strenge, daß derjenige, welcher seiner Pflicht nicht nachkommt, nach dem Satze: wer nicht kann deichen, der muß weichen, sein Grundstück verliert. Hierauf bezieht sich nach ältern Deichgesetzen das Spadellands- oder Spadenrecht (jus spadelandicum), nach welchem unter gewissen Feierlichkeiten, zu denen die Einsteckung des Spadens gehört, der Deichtheil des Nachlässigen oder Unvermögenden mit den dazu gehörigen Grundstücken als herrenlos erklärt und demjenigen zuerkannt wurde, der den Spaden herauszog und die Deichpflicht übernehmen wollte. Indessen kann diese Strenge nur da eintreten, wo besondere Statute sie begründen.

IV. Die Deichlast wird in die ordentliche und außerordentliche eingetheilt. Zur ordentlichen gehört die gehörige Unterhaltung eines jeden Deichtheils im schaufreien Zustande und der Beitrag zu allen schon bestehenden Deichwerken, insofern jeder Deichgenosse des bürgerlichen Deichbandes die Pflicht, dafür zu sorgen, in Ansehung gewisser, ihm bestimmter Deichtheile so übernimt, daß auch niemand, dessen Grundstück durch das Deichband begriffen wird, sich von der Deichlast losmachen kann, und keine Immunität der Kirche oder des Standes befreit. Die Kosten der Unterhaltung treffen alle cultivirte Grundstücke, welche nicht durch ihre Lage sondern durch den Deich geschützt werden (kein Deich ohne Land, kein Land ohne Deich); ausgedeichten Ländereien wird die Deichlast abgenommen. Die Betreibung des Deichbau's geschieht entweder nach dem Communionfuß aus einer Deichkasse auf allgemeine Kosten, oder durch die einzelnen Deichpflichtigen, deren jedem ein nach Verhältniß des deichpflichtigen Landes zu unterhaltender Deichtheil (Deichkabel, Deichpfand) zugewiesen ist, zu welchem Zwecke der Deich vermessen wird. Bei herrenlosen Deichen und deren Arten (Kiefs- und Wrackdeichen, welche daraus entstehen, wenn zwei Nachbarn über die Grenzen streiten und dadurch ein Deichtheil, dessen sich niemand annehmen will, lie-

gen bleibt) muß das ganze Deichband die Unterhaltung übernehmen.

Die außerordentliche Deichlast trifft als Nothhilfe im Augenblicke der Gefahr alle Bewohner der bedrohten Gegend (Bestimmung über die Nothwendigkeit der Nothhilfe und ihre Leistung steht unbedingt der oberaufsehenden Behörde zu); als Beihilfe dagegen die ordentlichen Deichhalter des Deichbandes, in dessen Bezirk die Arbeit fällt, sowie auch die benachbarten Deichbänder, nach Bestimmung abgeschlossener Recesse, des Herkommens oder der obersten Deichbehörde. Zu dieser außerordentlichen Deichlast gehören alle Unternehmungen, welche die Kräfte des einzelnen Deichhalters übersteigen und daher auf Kosten des ganzen Deichbandes und etwa der benachbarten angelegt und unterhalten werden müssen, wie z. B. Wiederherstellung der Grundbrüche, Erhöhung der Deiche, Anlagen von Nothdeichen und alle zur Sicherheit der Deiche mehr oder minder gehörigen Stromwerke, als Staken, Grundbetten &c. (Vergl. *Hackmann* de jure aggerum. Stadae. 1690. 4. Dammert Deich- und Strombaurecht. Hannov. 1816. Mittermaier teutsches Privatrecht. §. 282. flg. der vierten Ausgabe &c.) (*Spangenberg*.)

Deichschau s. Deichrecht.

DEÏDAMEIA (Δηϊδάμεια, Deidamia), 1) des Königs in Skyros Lykomedes Tochter, mit welcher Achilles (s. Achilles, Thl. 1. S. 300) den Pyrrhos (Neoptolemos) erzeugte. Nachhomerische Sage. (Bions zweites Idyll. Apollod. III, 13, 6.; vergl. Hygin. f. 96.) — 2) Tochter Bellerophons, Gemahlin Euanders, Mutter Sarpedons II. (Diod. 5, 80.) — 3) S. Hippodameia 5. Sect. II. Thl. VIII. S. 332. — 4) Des epirotischen Königs Pyrrhos Tochter (Paus.) oder Schwester. (Justin. 14, 6.) (*H.*)

DEÏDAMIA. Eine von Noronha (in Aub. du Petit-Thouars nov. gen. afr. II. p. 61. t. 20.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Passifloreen und der vierten Ordnung der 16ten Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch corollinisch, fünf- bis achttheilig; die Krone einfach, aus strahlenförmigen Fäden bestehend; die Staubfäden an der Basis zu einem Säulchen verwachsen; drei keulenförmige Narben; die Kapsel drei- bis vierklappig, mit zahlreichen Samen, welche einen fleischigen Arillus haben und vermittelst eines Nabelstranges an einem langen Mutterkuchen befestigt sind. Die drei bis jetzt entdeckten Arten wachsen als kletternde Sträucher mit achselständigen Gabeln, unpaar-gefiederten Blättern und drüsigen Blattstielen auf Madagaskar. 1) D. Noronhiana *Cand.* (Prodr. III. p. 337., D. alata Thouars l. c.) mit umgekehrt-eiförmigen, an der Basis fast keilförmigen, an der Spitze ausgerandeten Blättchen, zwei- bis dreiblumigen Blüthenstielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 2) D. Commersoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptischen, flachelicht-stumpfen Blättchen, fünf- bis siebenblumigen Blüthenstielen und fünf Staubfäden in jeder Blume. 3) D. Thompsoniana *Cand.* (l. c.) mit elliptischen, fast lederartigen Blättchen, fünf- bis siebenblumigen Blüthenstielen und acht Staubfäden in jeder Blume. (*A. Sprengel.*)

DEIDESHEIM, Marktflecken in dem baierschen Rheinkreise mit 1760 Einwohnern, einer Bergfeste und gutem Weinbau. (*H.*)

DEIDRICH, Georg, Magister und evangelisch-lutherischer Pfarrer zu Tekendorf in Siebenbürgen, wo er geboren wurde, und wo sein Vater gleichfalls Pfarrer war *). Die Anfangsgründe der Wissenschaften studirte er in den vaterländischen Schulen zu Bistritz, Hermannstadt und Klausenburg, und ging im J. 1587 auf die Universität zu Straßburg. Nachdem er hier verschiedene Proben seiner Kenntnisse und seines Fleißes bekannt gemacht, auch im Jahre 1589 die Magisterwürde erhalten hatte, machte er eine Reise nach Italien. In Rom wurde er wegen eines in einer Gesellschaft entstandenen Streites in Verhaft genommen, jedoch durch die Bemühungen eines Jesuiten-Priors nach einigen Tagen befreit und dem Papste Sixtus V. vorgestellt, der sich sogar in sein Stammbuch eigenhändig einschrieb **), was ihm jedoch in der Folge unter seinen Glaubensgenossen viel Verdruß zuzog. Nach seiner Rückkunft ins Vaterland erhielt er im J. 1591 das Rectorat an dem evangelisch-lutherischen Gymnasium zu Hermannstadt, welches er mit vielem Ruhme verwaltete, und welchem auf seine Bemühungen der gelehrte Königsrichter Albert Huet eine Schulbibliothek im J. 1592 schenkte, allein er zog sich viele Neider und Feinde zu. In demselben Jahre 1592 beschuldigte ihn sein College, der Lector Hermann, öffentlich einer ärgerlichen Aufführung zu Rom, indem er daselbst dem Papste den Pantoffel geküßt habe, und daß er der Urheber einiger Pasquille sei. Die Sache wurde gerichtlich untersucht, und indessen noch vor der Entscheidung sowol der Kläger als der Angeklagte ihrer Dienste entlassen und das Rectorat einem Dritten, dem M. Leonhard, zu Theil. Endlich fällte das Hermannstädter Kapitel am 12. Mai 1593 ein Endurtheil, welches den Deidrich für unschuldig und den Kläger für einen Verläumder erklärte, der jeder Beförderung unwürdig sei. Im folgenden Jahre starb Deidrichs Vater, und er erhielt noch in demselben Jahre dessen Pfarre zu Tekendorf. Im Jahre

*) Er darf nicht mit M. Andreas Deidrich, Rector des evangelisch-lutherischen Gymnasiums zu Hermannstadt, welche Stelle er aber im J. 1619 wegen seiner schwächlichen Gesundheit niederlegte, der einige lateinische Schulschriften herausgab, verwechselt werden. **) Deidrich befand sich in einem Gasthause, in welchem einst in der Gesellschaft solche Händel entstanden, daß die ganze Gesellschaft in Verhaft genommen wurde. Deidrich befand sich dadurch als Fremder, der in Rom gar keine Freunde und Bekannte hatte, und als Lutheraner, in keiner geringen Verlegenheit. Sein guter Genius gab ihm ein, sich an einen Jesuiten-Prior (denn mit Jesuiten stand er schon früher in Klausenburg in guter Bekanntschaft und kannte ihre Gefälligkeit gegen Gelehrte) mit einem lateinischen Gedicht zu wenden. Dies brachte die gewünschte Wirkung hervor. Schon nach einigen Tagen wurde er auf freien Fuß gestellt und hatte sogar die Ehre, dem Papste vorgestellt zu werden. Als Sixtus V. vernahm, daß Siebenbürgen sein Vaterland sei, sagte er: „Transylvani pessimi sunt haeretici, ejecerunt enim Jesuitas meos." Doch fand Deidrich, obgleich Siebenbürger und Lutheraner, Gnade vor den Augen des heiligen Vaters, denn er schenkte ihm nicht nur sein Bildniß, welches Deidrich seinem Stammbuch einverleibte, sondern unterschrieb sich auch eigenhändig: Sixtus V Pont. Opt. Max. scribebat Georgio Deidricio, filio suo clarissimo.

1598 wurde er jedoch von derselben, wahrscheinlich durch Kabalen seiner Feinde, entfernt. Er war ein fleißiger Schriftsteller. Außer vielen lateinischen Gelegenheitsgedichten, Gelegenheitsreden, Schulprogrammen und Thesen, die wir hier übergehen, gab er folgende Werke heraus: 1) Analysis libri VI. Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum, de quinque habitibus intellectus: arte, scientia, prudentia, sapientia et intelligentia. Argentorati 1589. 4. 2) Hodoeporicon itineris Argentoratensis insigniumque aliquot locorum et urbium, cum Ungariae tum vero maxime Germaniae descriptiones, fluviorum item ac montium quorundam appellationes, historicas denique nonnullas, aliaque lectu non iniucunda continens. Argentorati 1589. 4. Im elegischen Versmaße. Mehre seiner lateinischen Gedichte beziehen sich auf den Fürsten Sigmund Báthori. (*Rumy.*)

DEIGMA (*Δεῖγμα*) von *δείκνυμι*, Etwas, das gezeigt wird, als eine Probe, ein Probestück, in den verschiedenartigsten Beziehungen, wie z. B. von einer schriftlichen oder mündlichen Ausarbeitung, von einer Rede, z. B. Isocrat. *παρ. ἀντιδ.* 20. Daher auch eine als Probe ausgestellte Ware, wie z. B. bei Plutarch Vit. Demosthen. 23.; und so wird denn selbst der Ort, wo zunächst Fremde auf dem Markt oder in Hafenstädten ihre Waren zur Schau ausstellten, als ein besonderer, für diesen Zweck der öffentlichen Ausstellung bestimmter Platz, mit dem Ausdruck Deigma bezeichnet, wie wir dies namentlich von Athen aus mehren Stellen der Alten ersehen. Aber auch in dem berühmten Handelsplatz Rhodus wird von Polybius (V. 69.) ein solches Deigma erwähnt. S. Böckh Statshaushalt. d. Athener. I. S. 63. 64. nebst Wachsmuth Hellen. Alterthumskunde. II. S. 84. (*Bähr.*)

DEÏKOON (*Δηϊκόων*) 1) Sohn des Herakles und der Megara, Tochter Kreons (Apollod. II, 4, 11. §. 6. vergl. II, 7, 8. §. 9.) — 2) Sohn des Trojaners Pergasos, wurde von Agamemnon erlegt. (Ilias 5, 534.) (*H.*)

DEÏLEON (*Δηϊλέων*, b. Hygin f. 14. verdorben Demoleon), des Phrixos und der Chalkiope (Hyg. a. a. O.), nach Andern des Deïmachos (Apollon. Rh. 2, 955.) Sohn, begleitete mit seinen Brüdern Autolykos und Phlogios (andere verschiedene Namen nennt noch Hygin) den Herakles auf seinem Zuge gegen die Amazonen (Hyg.) und gesellte sich nachmals zu den Argonauten, als diese bei Sinope, der Heimath der Brüder, ankamen. (*H.*)

DEILOSMA. Unter diesem Namen trennte Andrzejowski (in Besser Enum. pl. Volhyniae etc. p. 82.) einige Arten von der Pflanzengattung Hesperis. Candolle (Syst. II. p. 448.) behielt den Namen für eine Abtheilung von Hesperis bei, welche sich durch umgekehrt eiförmige Platten der Corollenblättchen, eine drehrunde oder fast viereckige Schote mit häutiger Scheidewand und geflügelte Nabelstränge auszeichnet; während bei den eigentlichen Hesperis-Arten (Hesperidium *Cand.*) die Platten der Corollenblättchen linienförmig, die Schote fast zweischneidig mit schwammiger Scheidewand und die Nabelstränge ungeflügelt sind. Zu der Abtheilung Hesperidium gehören nur zwei Arten: Hesperis alyssifolia *Cand.* und H. tristis (die Nachtviole), welche nur des Abends und Nachts riechen. Alle übrigen Arten von Hesperis (s. d. Art.) gehören zu Deilosma, z. B. H. matronalis *L.* (Viola matronalis der Gärtner); sie verbreiten, wenn sie überhaupt nicht geruchlos sind, auch am Tage Wohlgeruch, daher der Name (*δείλη*, Nachmittagszeit, *ὀσμή*, Geruch). (*A. Sprengel.*)

DEÏMACHOS (*Δηΐμαχος*) 1) Vater der Enarete, mit welcher Aolos, Stammvater der Äolier, sich vermählte und sieben Söhne und fünf Töchter erzeugte. Jene waren: Kretheus, Sisyphos, Athamas, Salmoneus, Deïon, Magnes und Perimedes; diese: Kanake, Alkyone, Peisidike, Kalyke, Perimede (Apollod. I, 7, 3. §. 4.) — 2) Sohn des Neleus und der Chloris, wurde von Herakles, nebst allen seinen Brüdern, mit Ausnahme des einzigen Nestor, erlegt. (Das. I, 9, 9.) — 3) s. Deïleon 1. (*H.*)

DEIMANN. I. Johann Diederich D., zuletzt Prediger an der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Amsterdam. Er war geboren zu Hage, einem Flecken in Ostfriesland, am 9. April 1732. Sein Vater war Albert Deimann, Procurator oder, nach damaliger Bedeutung dieses Charakters, ein unstudirter Sachwalter daselbst; seine Mutter hieß Foolke Hiddes. Die Familie stammte aus Amsterdam, wo mehre Glieder derselben vor der Reformation, schon seit dem J. 1393 bis in die zweite Hälfte des 16ten Jahrhunderts bedeutende Mitglieder des dortigen Magistrats gewesen waren und sich um das erste Aufblühen der Stadt sehr verdient gemacht hatten. So war vom J. 1566 bis 1576 ein Dirk Deimann Bürgermeister daselbst. Als indeß im Jahre 1578 die Bürger von Amsterdam das spanische Joch abwarfen und nun, da das reformirte Glaubensbekenntniß daselbst die Herrschaft erhielt, sämtliche katholische Mitglieder des Magistrats nebst der katholischen Geistlichkeit aus der Stadt verwiesen wurden, blieben die Deimanne ihrem väterlichen Glauben treu und wanderten aus in die Fremde. Einer derselben kam nach Ostfriesland, wo er Gelegenheit fand, sich häuslich niederzulassen und mit dem Handel zu beschäftigen, was im Verfolg auch seine Nachkommen thaten. Von den letzteren nahm im 17ten Jahrhundert einer den lutherischen Glauben an, und dieser war unsers Deimanns Großvater.

Deimann wählte zu seiner Bestimmung den geistlichen Stand und besuchte zur Vorbereitung die lateinische Schule in der seinem Geburtsort benachbarten Stadt Norden, welcher Anstalt damals ein Rector, Namens M. Leutholf, vorstand, der sich durch Gelehrsamkeit und Methode rühmlich auszeichnete. Deimann muß damals schon Lust und Geschick zur Poesie gehabt haben, denn er hielt auf dem Aktus der genannten Schule am 12. Sept. 1749, als einer von acht Perorirenden, eine Rede in Versen „von den Bewegungsgründen zu glauben, daß die heilige Schrift von Gott sei" *). Sodann

*) Ostfriesisches Intelligenzblatt, 1749. Nr. 36.

studirte er die Theologie in Halle, vorzüglich unter Baumgarten, und disputirte daselbst am Ende seiner akademischen Laufbahn, zu welcher Disputation er ein Specimen theologiae de ἀγνοοταπία et ἐγνοοταοία humanae Christi naturae, Halae 1753. 4. drucken ließ. Hierauf lebte er als Kandidat einige Jahre in Ostfriesland, ausgezeichnet vor andern durch Gelehrsamkeit und vorzügliche Geschicklichkeit für sein Fach. Nebenher beschäftigte er sich mit der Dichtkunst, lateinisch und teutsch. Von seinen teutschen Poesien kam heraus: Über das Erhabene, eine Ode. Aurich 1756. 4. und: Einfälle. Leipzig und Aurich 1756. 12. Auch gingen mehre seiner Gedichte satyrischen Inhalts in Handschriften herum. — Es scheint indeß, daß diese Art, seine Talente zu üben und zu zeigen, ihm in Ostfriesland, das damals noch fast ganz unter der Wolke des Ungeschmacks lag, und wo die Beförderung zum Predigtamt von der Wahl der Gemeinden, manchmal von ganz unwissenden Menschen abhängt, nicht zur Empfehlung gedient habe, um eine Predigerstelle zu erhalten. Er wandte sich also nach dem benachbarten Holland, und indem er daselbst, wegen seiner gelehrten Kenntnisse, gern unter die Zahl der lutherischen Kandidaten aufgenommen wurde, erwählte ihn im Jahre 1758 am 23. Juli die lutherische Gemeinde zu Zieriksen einmüthig zu ihrem Prediger. Er mußte jedoch schon im folgenden Jahre diese Gemeinde wieder verlassen, da man ihn am 3. Juli nach Zwoll berief, wo er am 28. Oct. sein Amt antrat. Auch hier blieb er nur eine sehr kurze Zeit, denn schon am 28. März 1760 wurde er von der lutherischen Gemeinde zu Utrecht fast einstimmig zum Prediger erwählt, und fing daselbst am 10. Mai des genannten Jahres seinen Dienst an. Hier sah er sich in eine Universitätsstadt und in einen größern Wirkungskreis versetzt und begann bald sowol in seiner Gemeinde durch seine Vorträge, als auch durch seine Schriften für das theologische und sonstige Publikum in Holland sein Licht leuchten zu lassen. Durch seine Studien in Halle und durch seine fortgesetzte Beschäftigung mit den Schriften der daselbst wirksamen, neuen theologischen Schule, war er in der Theologie zu hellern Ansichten gelangt, als man bis dahin weder in der theologischen Welt seines ostfriesischen Vaterlandes, noch in Holland gekannt hatte. Und so wurde er nun der erste, der die in Teutschland hervorgetretene, freiere theologische Denkungsart nach Holland verpflanzte und daselbst in Predigten und Schriften bekannt machte. Er übersetzte Nösselts „Vertheidigung der Wahrheit der christlichen Religion", wie auch Spaldings „Werth der Gefühle im Christenthum" und „Nutzbarkeit des Predigtamts" ins Holländische, indem er dazu zugleich eigene gehaltvolle Vorreden schrieb. Für den Religionsunterricht in seiner Gemeinde verfaßte er ein eigenes Lehrbuch, worin er der neuen teutschen Lehrart folgte. Von dem Standpunkt derselben behandelte er auch in seinen öffentlichen Vorträgen die Schrifterklärungen, wobei er zugleich der alten Art zu dogmatisiren und polemisiren ganz entsagte und immer auf die Ausübung des Christenthums drang. Auf diese Weise brachte er in Holland, zunächst in den lutherischen Gemeinden, dann aber auch außer denselben, soweit man seine Schriften las, bei Geistlichen und Laien, nach und nach eine freiere Religionsansicht hervor, die von der vorigen in mancher Hinsicht abwich.

Der Ruf seiner vorzüglichen Gelehrsamkeit und ausgezeichneten Amtstreue war die Veranlassung, daß man ihn im Jahre 1779 am 11. Februar zum Prediger bei der großen und blühenden lutherischen Gemeinde zu Amsterdam erwählte, welche wichtige und bedeutende Stelle er am 3. Mai, mit einer Predigt über 2. Korinth. 4, 5. antrat. Die angesehensten Glieder der Gemeinde waren ihm zugethan; andere, von einer weniger liberalen Denkungsart hatten ihn nicht gewünscht. Die evangelisch-lutherische Gemeinde zu Amsterdam bestand damals aus ungefähr 30,000 Selen; und sie war und ist auch jetzt noch, obgleich die sogenannte „herstelde" (wiederhergestellte) lutherische Gemeinde sich im J. 1791 wegen anderer Grundsätze davon getrennt hat, eine der größten und ansehnlichsten in der ganzen evangelisch-lutherischen Christenheit, sowie die Hauptgemeinde derselben in Holland. Zu derselben gehören mehre sehr begüterte Kaufleute und viele sonstige gebildete und bedeutende Familien. An dieser Gemeinde Prediger zu seyn, war damals und ist auch jetzt noch die höchste Stufe für einen lutherischen Theologen in Holland.

Deimann fuhr in Amsterdam in seiner bis dahin gewohnten Lehrart fort und fand nicht nur bei einem großen und gerade dem ansehnlichsten Theil seiner Gemeinde, sondern auch bei vielen andern Zuhörern aus den reformirten, remonstrantischen und mennonitischen Gemeinden einen außerordentlichen Beifall. Er predigte, wie bisher, mit Gründlichkeit und Wärme, ohne alle Polemik und immer mit einer praktischen Tendenz. Auf den Unterricht der Jugend verwandte er einen vorzüglichen Fleiß. Sein Charakter war fleckenlos, sittlich-edel und ganz seinem Stande angemessen. Doch wurde der Beifall, den er fand, eine Ursache des Neides für sein ältern Kollegen. Diese suchten schon im ersten Jahre seiner Amtsführung in Amsterdam seine Rechtgläubigkeit verdächtig zu machen, weil er in einer Predigt über den ersten Artikel der augsburgischen Konfession im Vorbeigehen gesagt hatte, daß er die Beweise für die Dreieinigkeit nur aus dem neuen Testament hernehmen zu können sich getraute; und ebenso in einer Predigt von dem Worte Christi: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" daß dadurch keineswegs die Behauptung nothwendig gemacht würde, als habe Christus Höllenstrafen erduldet. Beides und mehres, was Deimann gepredigt hatte oder geäußert haben sollte, wurde von den andern ältern Predigern auf der Kanzel angefochten. Jener ging indeß seinen Weg ruhig fort; auch blieb sonst zwischen ihm und seinen andersdenkenden Amtsgenossen äußerlich noch ein gutes Vernehmen. Sein inniger Freund war indeß sein jüngerer Kollege, der teutsche Prediger an der Gemeinde, der nachherige oldenburgische Generalsuperintendent Mutzenbecher, dem die ältern Kollegen ebenfalls sehr abhold waren. Durch diese Mißhelligkeit zwischen den amsterdammer Predigern wurde indeß die oben angeführte Trennung in der Gemeinde

vorbereitet, die, nachdem Deimann gestorben und Mutzenbecher (1789) nach Oldenburg befördert war, im Jahre 1791 wirklich erfolgte. Zu den allerersten Urhebern derselben scheint allerdings auch Deimann zu gehören, und zwar schon durch sein Erscheinen in Holland und die durch ihn daselbst zuerst angeregte veränderte theologische Denkungsart unter den Bekennern des lutherischen Glaubens; demnächst aber und ganz besonders durch seine Anstellung als Prediger bei der Gemeinde in Amsterdam, wodurch in derselben eine Verschiedenheit der religiösen Ansichten immer mehr hervortrat.

Deimann verheirathete sich in Utrecht zweimal sehr glücklich. Seine erste Gattin war Katharina Elisabeth Schelles, Tochter eines angesehenen Kaufmanns zu Amsterdam, mit welcher er sich im J. 1761 den 9. Juni verband, und die er bereits im J. 1763 am 12. Januar durch den Tod im Wochenbette verlor, aus dem sie ihm eine Tochter zurückließ. Nachher verheirathete er sich abermals im J. 1765 am 4. März mit Anna Pauline van Uchelen, ebenfalls aus Amsterdam, die der Tod im Jahre 1778 am 28. November von seiner Seite riß. Von acht Kindern, die sie ihm geboren hatte, lebten bei seinem Tode nur noch ein Sohn und eine Tochter.

Die durch Erfolg und Beifall ausgezeichnete Wirksamkeit Deimanns zu Amsterdam währte kaum vier Jahre. Im Jahre 1783 am 9. April, gerade an seinem Geburtstage, starb er nach einer viertägigen Krankheit, da er noch den Sonntag vorher „über das Glück eines guten Gewissens" gepredigt hatte. Mutzenbecher erwähnte seines Todes in der Predigt, die er am folgenden Sonntage über einen Theil der Todesgeschichte Jesu zu halten hatte, und sprach nicht nur seinen Schmerz über Deimanns Absterben in gefühlten Worten aus, sondern äußerte sich auch ernsthaft und freimüthig über „die unbilligen Kränkungen", die derselbe von „neidischen Menschen" hätte erdulden müssen, wobei er aber „bis zur Bewunderung ruhig und heldenmüthig gelassen geblieben sei." Die ältern Amtsgenossen deuteten dies auf sich, doch glaubte Mutzenbecher diese Erklärung seiner eigenen Lage und seinem verewigten Freunde schuldig zu seyn. So viel ist gewiß, Deimann war ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und ein vorzüglicher Prediger, zugleich aber auch ein historisch merkwürdiger Mann in der holländischen Kirchengeschichte, indem er auf den Zustand der lutherischen Kirche in Holland einen großen und eine neue Epoche derselben bezeichnenden Einfluß gehabt hat, und als der erste Stifter einer freiern theologischen Denkungsart in derselben zu betrachten ist.

Seine Schriften, die er, außer den obengenannten, vor seinem Aufenthalte in Holland verfaßten, fast alle in Utrecht geschrieben hat, sind folgende: Kort Zamenstel der Christelyke Leere. Utrecht 1764. 8. *J. C. Krafft* Onderzoek of Rom. IX — XI. de Leere der gereformeerde Kerk van de verkiezing gevonden worde of niet? Utrecht 1768. 8. (Aus dem Teutschen übersetzt). — *J. A. Nösselt* Verdediging der Christelyke Religie. Utr. 1770. 8. Aus dem Teutschen übersetzt, mit einer ausführlichen Vorrede. Verhandeling over den tegenwoordigen toesland van het Christendom en het ongeloof. — Redevoering over Spreuk XVI. 31. ter gedachtenis van den vyftigjaarigen Predikdienst van zynen amptsgenoot J. A. Veltgen. Utrecht 1770. 4. — De Christen in ernstige overweeginge van de waarde der inwendige bevindingen in het Christendom, door *J. J. Spalding*; met een Vorrede. Utr. 1771. 8. — Katechetische Aanleiding tot de Kennis der Christelyke Leere. Utr. 1772. 8. (Die dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe dieses Buchs, die er zu Amsterdam bearbeitet hatte, erschien daselbst 1783 wenige Wochen vor seinem Tode. Es ist in Fragen und Antworten abgefaßt, mit hinzugefügten erklärenden Anmerkungen und mit großer Sachkunde und Präcision geschrieben, schriftmäßig und verständig). — De Nuttigheid van het Predikampt, door *J. J. Spalding*; met een Vorrede. Utr. 1776. 8. Lykpredikatie over zyn beroepen amptsgenoot Luc. Reder 1779 *).

II. Johann Rudolph D., Doctor der Medizin und praktischer Arzt in Amsterdam, zuletzt auch Leibarzt des Königs von Holland, Ludwig Napoleon, ein jüngerer Bruder des vorhergehenden Deimanns, und so wie dieser zu Hage in Ostfriesland, von gleichen Eltern und aus der nämlichen, oben genannten Familie geboren am 29. August 1743. Er war der jüngste von fünf Geschwistern und noch im ersten Jahre seines Lebens, als bereits seine Mutter starb. Da er vierzehn Jahr alt war, verlor er auch seinen Vater, ohne daß dieser einiges Vermögen hinterließ, zumal da er bei der preußischen Justizeinrichtung in Ostfriesland (1751) als ein unstudirter Prokurator, der aber dem erfoderlichen neuen Examen nicht gewachsen war, seinen Dienst hatte aufgeben müssen. Die beiden ältesten Söhne fanden indeß in Holland ein Unterkommen; der älteste, Johann Diederich Deimann, als ein sehr geschätzter Prediger an verschiedenen Orten, und der zweite, Albert Immanuel Deimann, als ein geschickter Apotheker in Amsterdam. Diese beiden sorgten edelmüthig für ihren jüngsten Bruder, indem sie ihn erst in Leer die Apothekerkunst erlernen und dann in Halle die Arzneiwissenschaften studiren ließen. Mit der lateinischen Sprache war er zwar bekannt, da er die Universität bezog, aber die griechische war ihm bis dahin fremd geblieben. Doch wußte er sich, vorzüglich durch eigenen Fleiß, die Kenntniß derselben bald anzueignen. Besonders beschäftigte er sich zu Halle auch mit dem Studium der Philosophie und machte darin bedeutende Fortschritte. Sein vorzüglichster Lehrer in der Medizin und Chirurgie war der Professor Dr. Phil. Adolph Böhmer; in der Philosophie hörte er den Professor Meier

*) Deimann schrieb seinen Namen, da er in Holland war, nach dortiger Manier mit einem n; wir haben hier die teutsche Schreibart desselben beibehalten, deren sich Deimann vorher bediente. — (Quellen: Lofrede op *J. R. Deiman*, door Jeromino *de Bosch*. 1810. p. 5. 6. — Mutzenbechers Predigt über einen Theil der Todesgeschichte Jesu, nach Deimanns Absterben 2c. Amsterdam 1783. — Dessen Bericht der allgemeinen kirchlichen Versamlung der evangel.-luther. Gemeinde zu Amsterdam; aus dem Holländischen. Lingen 1792. Vorbericht. S. X. u. f. — und andere besondere Nachrichten.)

und andere. Im Jahr 1770 am 13. April promovirte er mit Ruhm zum Doctor der Medizin. Seine Dissertation handelte de indicatione vitali generatim. In der derselben angefügten Zuschrift gibt Böhmer ihm das schönste Lob eines beständigen Fleißes und einer hohen Wißbegierde, so wie seiner ausgezeichneten Geistesanlagen und rühmt seine Dissertation als eine ausgezeichnete Probe seiner Gelehrsamkeit. Ein ähnliches ungewöhnliches Lob in Hinsicht seiner philosophischen Einsichten und Kenntnisse ertheilt ihm in einem gleichartigen, seiner Abhandlung angehängten Schreiben auch sein Lehrer in der Philosophie, der Magister Träger.

Der Wohnsitz seiner beiden Brüder in Holland, von welchen er den älteren vorzüglich hochachtete und gleichsam als seinen zweiten Vater liebte, veranlaßte ihn, sich nach Vollendung seiner akademischen Studien auch nach Holland zu begeben und sich 1770 in Amsterdam als ausübender Arzt niederzulassen. Doch lebte er ohne sonstige nähere Bekanntschaft und besondere Empfehlung einige Jahre lang in der großen, vielbewegten Handelsstadt als ein Unbekannter, so daß seine Praxis anfangs von keiner Bedeutung war. Sie vermehrte sich indeß im Verfolg der Zeit, als er mit dem Stadtsecretair van Loon bekannt wurde und insbesondere die damals immer mehr in Gang kommende Einimpfung der Blattern mit vorzüglichem Glücke betrieb. Dann lernte er auch verschiedene Gelehrte seines Fachs zu Amsterdam näher kennen, namentlich die Herren Äneä, Cuthberson, Paets van Troostwyk und andere berühmte Männer. Er wurde 1774 Mitglied der literarischen Gesellschaft Concordia et libertate, und erwarb sich in derselben bald durch ein paar philosophisch-medizinische Vorlesungen eine größere Bemerkung und Bedeutung. Nun erweiterte sich seine Praxis immer mehr, zumal da er auch bald als Schriftsteller in seinem Fach auftrat. Zu einer vorzüglichen Empfehlung diente ihm zugleich die Freundschaft des berühmten Amsterdamer Arztes Dr. Wolter Forsten-Verschüür. Und als dieser Gelehrte im Jahr 1780 als Professor der Medizin nach Gröningen befördert wurde, ging ein großer Theil seiner Praxis an Deimann über, so daß der Wirkungskreis desselben jetzt einen ansehnlichen und in kurzer Zeit einen sehr glänzenden Umfang gewann. Die vornehmsten Familien der Stadt bedienten sich seiner ärztlichen Hilfe, und er war daselbst wo nicht der erste Arzt, doch immer einer der ersten, zu dem man seine Zuflucht nahm, und den in sehr schwierigen Fällen niemand vorbeiging. Bei der Ausübung seiner Kunst leiteten ihn die gründlichsten Kenntnisse, ein tiefer Blick in das Innere der Natur, eine vorsichtige, naturgemäße und feste Methode, eine vorzügliche Menschenkunde und das herzlichste, parteiloseste Mitleid. Zu seinen großen theoretischen Einsichten kam eine besonders lebhafte Fassungskraft, ein feines Gefühl und ein durchdringendes Urtheil, verbunden mit einer stets regen Lust und Liebe zu seinem Geschäft und einer unermüdeten Thätigkeit in demselben. Sein Hauptprincip als praktischer Arzt war Befolgung der Natur, deren Winke er begriff und darauf immer achtete. Er war in seinen sehr zahlreichen und immer zunehmenden Kuren vorzüglich glücklich und wurde zugleich wegen seines persönlichen Charakters allgemein geschätzt. Sein Ruhm erklang durch ganz Holland, und von mehren andern Orten suchte man seine Hilfe. Der Magistrat von Amsterdam ernannte ihn zum Vorsteher des Krankenhauses der Stadt, und die Landesregirung übertrug ihm die Oberaufsicht über das Medicinalwesen.

Als Schriftsteller eröffnete Deimann in Holland seine Laufbahn zuerst im Jahr 1775, indem er eine holländische Übersetzung der von J. Ch. Unzer gemachten und beschriebenen Versuche mit dem künstlichen Magnet herausgab. Im folgenden Jahre lieferte er eine holländische Übersetzung eines französischen Werkchens über den Bandwurm, mit einer beurtheilenden Vorrede. — Hierauf ließ er als eine Originalschrift eine Abhandlung folgen, betitelt: Geneeskundige Proeven en Waarneemingen omtrent de goede uitwerking der Electriciteit in verscheiden ziekten. Amsterd. 1779. — Dann erschien eine andere Originalschrift, die erste von einer vorzüglichern Bedeutung, zur Beantwortung einer Preisfrage, welche die Gesellschaft für Künste und Wissenschaften zu Utrecht im Jahr 1778 aufgestellt hatte. Deimann beantwortete diese Frage in Gemeinschaft mit Paets van Troostwyk, und die Preisschrift erschien, zu Amsterdam 1788 gedruckt, unter dem Titel: Verhandeling over het nut van de groei der Boomen en Blanten, tot zuivering der lucht, door J. R. Deiman en A. Paets van Troostwyk. — Einige Jahre nachher beantwortete er auch eine von der Rotterdammer Gesellschaft der Experimentalphysik aufgeworfene Frage über den Einfluß der natürlichen Electricität, und erhielt dafür die ausgesetzte goldene Medaille. Ja selbst von der königlichen medizinischen Gesellschaft zu Paris wurde ihm im Jahr 1785 für seine Beantwortung einer von derselben aufgegebenen Frage über den Nutzen und Schaden der Chinarinde, zugleich mit einem andern gelehrten Arzte zu Amsterdam, Dr. J. P. Michel, der Preis zuerkannt, und zugleich wurden beide zu correspondirenden Mitgliedern dieser Gesellschaft ernannt. — Auch ließ er mehre in die Arzneiwissenschaft und Philosophie einschlagende Abhandlungen, die er in der schon oben erwähnten, Amsterdamer literarischen Gesellschaft: Concordia et libertate, vorgelesen hatte, in verschiedenen Zeitschriften gedruckt erscheinen. Sie waren sämtlich Originalarbeiten und voll neuer Gedanken und Combinationen. Solcher Vorlesungen hielt er blos in der genannten Gesellschaft innerhalb 32 Jahren 38, und auch sonst noch in andern literarischen Vereinen seiner Stadt. Genug, sein Name wurde auch wegen seiner gediegenen medizinischen und physikalischen Schriften in und außer Holland mit Ruhm genannt.

Der rege Geist dieses denkenden Mannes begnügte sich aber nicht etwa nur mit einer beständigen Fortsetzung des Studiums seiner Hauptwissenschaft, der Medizin, sondern als Lavoisier ein ganz neues System der Chemie aufstellte, suchte auch Deimann zur Befestigung und Erweiterung desselben das Seinige beizutragen. Mit großem Eifer warf er sich in die dazu gehöreni

den Untersuchungen, und suchte die neuen Lehren in ihrem ganzen Wesen und Gehalt zu erfassen. In Verbindung mit noch vier andern holländischen Gelehrten und Naturforschern, einem Bondt, Nieuwland, Paets van Troostwyk und Lauwerenburgh, arbeitete er mit besonderem Fleiß an der weitern Ausbildung des neuen chemischen Systems, und es gelang ihm, verschiedene treffliche Versuche und neue Entdeckungen zu machen, die von den Franzosen, namentlich von dem großen Chemiker Fourcroy, eines besondern Lobes gewürdigt wurden. Deimann und die genannten Gelehrten, die sich zu neuen Forschungen in der Chemie besonders mit einander verbanden, und bald unter dem Namen der Amsterdamer und holländischen Chemiker in dieser Wissenschaft rühmlichst bekannt wurden, entdeckten das gaz oléfiant, und untersuchten die Wirksamkeit des Quecksilbers in den wachsenden Substanzen, das Wasserstoffgas, insofern es Kohlstoff enthält, die Salpetersäure und deren Verbindung mit dem Laugensalz, die Auflösung und Zusammensetzung des Wassers mit der Electricität und das oxide gazeux d'azote. Auch fanden sie die Möglichkeit der Entzündung ohne Sauerstoff. Deimann und Troostwyk insbesondere untersuchten die Auflösung des Wassers *). Auch beantworteten diese beiden Gelehrten bereits im Jahr 1781 und 87 ein paar wichtige chemische Preisfragen, die von der Rotterdamer Gesellschaft zur Erfahrungsphilosophie und von der Haarlemer Gesellschaft der Wissenschaften aufgegeben waren, und erhielten dafür die goldenen Ehrenmedaillen. Übrigens machten Deimann und die sämtlichen mit ihm verbundenen, oben genannten Naturforscher mehre ihrer chemischen Entdeckungen in einem eigenen Werke bekannt unter dem Titel: Recherches Physico-Chemiques. 3 Cahiers. Amsterd. 1793; wovon sie nachher 1799 auch eine holländische Übersetzung herausgaben. — Außerdem wurde sein Verdienst als Chemiker auch dadurch besonders anerkannt und bewährt, daß die holländische Landesregirung ihn veranlaßte, in Verbindung mit den Professoren Brügmans zu Leiden, Driessen zu Gröningen, Verlyk zu Amsterdam und dem Doctor ten Haaf zu Rotterdam, eine Pharmacopoea Batava zu bearbeiten, die auch im Verfolg vortrefflich ausgeführt, im Jahr 1805 zu Amsterdam gedruckt erschienen ist.

Neben seinen medizinischen, physikalischen und chemischen Forschungen beschäftigte Deimann sich zugleich mit dem Studium der Philosophie. Insbesondere richtete er eine theilnehmende Aufmerksamkeit auf die Werke des großen Königsberger Philosophen, die seinen denkenden Geist, der immer, schon seit seinen Universitätsjahren, der Weltweisheit zugewendet gewesen war, als eine neue, herrliche Erscheinung in dem Gebiet derselben, ganz vorzüglich anzogen. Aber er studirte die kantische Philosophie nicht nur für sich, sondern wünschte sie auch auf den holländischen Boden zu verpflanzen, und so wurde er der erste, der sie daselbst näher bekannt machte und in den Kreis der wissenschaftlichen Beschäftigungen zog, durch einen Vortrag in der genannten Concordia et libertate: „Over de grondkrachten naar de beginselen van Kant (über die Grundkräfte, nach kantischen Principien). Er ließ darauf mehre andere Vorträge von ähnlicher Tendenz folgen, die van Hemert, der ihm in dem Studium der kantischen Philosophie beitrat, in seinem Magazyn voor de Kritische Wysbegeerte gedruckt lieferte. Noch die letzte Druckschrift Deimanns ist eine von ihm selbst herausgegebene Abhandlung: De Geest en Strekking der Kritische Wysbegeerte, in een kort overzigt voorgesteld, Amsterd. 1805, worin er die auch zuletzt von ihm in der Concordia gehaltene Vorlesung: Over het Kenvermogen van waarheid, schoonheid en deugd, volgens Kantiaansche Grondbegrippen, weiter ausgeführt hat.

Deimann war außer der oben angeführten, medizinischen Gesellschaft zu Paris auch Mitglied vieler andern gelehrten, vorzüglich medizinischen und physikalischen Gesellschaften, namentlich in Holland, der zu Utrecht, im Haag, in Haarlem, in Zeeland, zu Rotterdam u. a. — und außerhalb Holland, der medizinisch-chirurgischen Gesellschaft zu Brüssel und der medizinischen Gesellschaft in Antwerpen. Der König Ludwig Napoleon, dessen Unterthanen im Jahr 1806 die Holländer werden mußten, nahm ihn bald nach dem Antritt seiner Regirung zu seinem Leibarzte an, ertheilte ihm auch gleich den Verdienstorden, aus dem im Verfolg der Ritterorden der Union wurde. Dieser für das Gute und Edle zartgestimmte König widmete ihm ein ganz vorzügliches Vertrauen und eine ausgezeichnete Achtung. Ein Beweis davon war, daß noch nach Deimanns Tode unter den Gemälden, die auf dem königlichen Palast in Amsterdam im Schlafzimmer des Königs hingen, sich auch Deimanns Bildniß befand. Und dieser Bildnisse waren nur drei, vorstellend den großen König Friedrich, die Mutter Ludwigs, Madam Lätitia Bonaparte und unser Deimann. So hat Schreiber dieses es im Jahr 1809 in dem genannten Schlafzimmer selbst gesehen.

Der persönliche Charakter Deimanns zeichnete sich aus durch mehre edle und liebenswürdige Züge. Er war ein durchaus bescheidener und menschenfreundlicher Mann, immer bereitwillig zu helfen, auch mit Aufopferung, und ein milder Geber an die Armen. Von Stolz wußte er nichts; jeder konnte mit ihm umgehen wie mit einem alten Bekannten. Er stieg in die Keller der Unvermögenden ebenso theilnehmend hinab, als er in den Palästen der Großen erschien. In Gesellschaften war er gesprächig, mit Geist und angenehmer Originalität. Er blieb freilich auch von Tadel und übler Nachrede nicht frei; man sagte, er besuche seine Kranken nicht oft genug, oder zu kurz. Doch ist dies nimmer der Fall gewesen, wenn seine Anwesenheit durchaus nothwendig war. Und zum bloßen Zeitvertreib für seine Kranken war ihm seine Zeit zu kostbar. In politische oder

*) Mémoire sur la nature des sulfures alcalins, par MM *Deiman*, *Paets van Troostwyk*, *Nieuwland* et *Bondt*, dans le Journal de Physique, Juin 1792. p. 409. — Annales de Chimie, Tom. V. p. 276. Tom. XIV. p. 311. — Journal de Physique, T. XLIII. p. 321 u. and.

kirchliche Streitigkeiten hat er sich nie gemischt, obgleich es daran zu seiner Zeit in Amsterdam nie fehlte. Er war ein Freund des Friedens.

Seit dem 15. Mai 1780 war er mit einer würdigen Gattin, Sophia Katharina Smit, sehr glücklich verheirathet. Sie überlebte ihn nebst drei Kindern. Er starb den 15. Januar 1808. In seinen frühern Jahren hatte er einer ununterbrochenen Gesundheit genossen und schien ein hohes Alter erreichen zu können; doch nahmen bereits einige Jahre vor seinem Tode seine Geistes- und Körperkräfte, nach zu großer Anstrengung, langsam ab, und so näherte sich, wie auch seine Freunde bemerkten, während seiner letzten Krankheit bald sein Ende. Als der Augenblick seines Todes da war, den er wahrnahm, schloß er seine Augen, faltete die Hände demuthsvoll auf der Brust zusammen und schlummerte ruhig und sanft in die Ewigkeit hinüber, in Gegenwart seiner Gattin, seiner drei Kinder und des jungen Arztes Dr. A. C. Bonn *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Deimas f. Dardanos.

DEIMOS und Phobos (Terror Pavorque), Graun und Furcht, als allegorische Wesen, sind beständige Gefährten des Ares (Hom. Il. 4, 439.), nach Einigen dessen Söhne, nach Andern dessen Rosse, wenn nicht bei Valerius Flaccus (Argon. 3, 89.) anstatt Martis equi mit Barth zu Stat. 3, 425. Martisequi zu lesen ist. (*H.*)

DEINACH, Dorf an der Deinach, in einem engen und tiefen Thale des Schwarzwaldes, im würtembergschen Oberamt Kalw, hat 380 Einwohner, einen Sauerbrunnen, Kirche und herrschaftliche Gebäude. Der Sauerbrunnen ist in mehren Quellen unter einem Gebäude gefaßt und hat als Hauptingredienz Kohlensäure. Es wird vorzüglich zum Trinken, auch zum Baden gebraucht, dient auch für Verrückte. Außer den herrschaftlichen Gebäuden sind noch zwei große Wirthshäuser hier und schöne Natur- und Kunstanlagen zur Unterhaltung der Kurgäste. In neuesten Zeiten wird dieser Kurort nicht mehr so häufig benutzt, wie ehemals. Das Wasser wird auch auswärts getrunken, verliert aber von seinem Gehalt durch das Führen. (*Röder.*)

DEINBOLLIA. Diese Pflanzengattung aus der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse und von unbekannter natürlicher Verwandtschaft, hat Schumacher (Guin. pl. p. 242.) so genannt nach dem Propst Deinboll, welcher Untersuchungen über die Pflanzen von Finmarken verfaßt hat. — Char. Polygamische Blüthen; der Kelch hinfällig, fünfblättrig, mit kleineren, äußeren Blättchen; fünf concave, seidenhaarige Corollenblättchen sind auf dem Fruchtboden eingefügt; ein drüsiger Ring umgibt den Fruchtknoten; die Staubfäden sind feinbehaart, auf dem Fruchtboden eingefügt, mit ablangen, aufrechten Antheren; der Griffel cylindrisch, stehenbleibend; die lederartigen, feinbehaarten, einsamigen Beeren stehen je zwei beisammen und enthalten große, in einem schleimigen Brei liegende Samen. Die einzige Art, welche Thonning in Guinea fand, D. pinnata *Schum.*, ist ein Baum mit gefiederten Blättern, elliptischen, fast lederartigen Blättchen und am Ende der Zweige stehenden Blüthenrispen. Die Beeren sind pomeranzenfarben, von der Größe einer Kirsche, unschmackhaft. (*A. Sprengel.*)

DEINLEIN, Georg Friedrich, Consulent der Reichsstadt Nürnberg und Professor der Rechte in Altdorf, wo er den 18. December 1696 geboren war. Nachdem ihn sein Vater, Rathsältester und Bürgermeister in Altdorf, durch Privatlehrer hatte unterrichten lassen, trat er 1711 an seinem Geburtsorte die akademischen Studien an und vollendete sie zu Halle unter Thomasius, Böhmer und Gundling. Zurückgekehrt von einer Reise durch Teutschland hielt er seit 1719 in Altdorf Privatvorlesungen über Natur-, bürgerliches, Kirchen- und Lehnrecht, bekam 1729 Zutritt zur Facultät und Actenarbeit, und gleich darauf ein außerordentliches juristisches Lehramt. Die Professur der Logik und eine ordentliche Lehrstelle in der Juristenfacultät erhielt er 1731, und 1740 ernannte ihn die Reichsstadt Nürnberg zu ihrem Consulenten. Der Ruf seiner umfassenden und gründlichen juristischen Gelehrsamkeit und seiner Verdienste als Lehrer und Actenarbeiter war so begründet, daß ihm zu Helmstädt, Gießen und Erlangen Lehrstellen angetragen wurden, und daß ihm ein großer teutscher Reichsfürst die Stelle eines geheimen Raths anbot; er blieb aber in Altdorf, wo er den 11. Mai 1757 starb. Seine Schriften bestehen größtentheils in gründlichen Dissertationen und Programmen, von denen wir bemerken: De Luthero in exterminando jure canonico frustra laborante. Alud. 1730. 4. De praestationibus gallinariis, sive Hühner-Zinsen. Ib. 1731. 1743. 4. De vidua vasalli ab usu, fructuaria cautione intuitu dotalitii immuni. Ib. 1739. 4. Legem Falcidiam ad legata piae caussae pertinere, defenditur. Ib. 1737. 4. Observationes juris miscellae, cap. I—V. Ib. 1740—46. 4. Exercitationum, quibus institut. Justin. illustrantur, specimen XXI. de obligat. quae quasi ex delict. nasc. et de actionibus. Ib. 1746. 4. De testamento irati valido. Ib. 1747. 4. u. v. andere, wie denn seit 1724 bis an seinen Tod in Altdorf nur sehr wenige juristische akademische Abhandlungen erschienen, die er nicht verfaßt oder wesentlich verbessert hätte. An den Actis eruditis et cur. Franconicis und den Arbeiten der Gelehrten im Reich hatte er vielen Antheil, und weil er viele Gedichte verfertigte, trägt Will kein Bedenken, ihn „unter die vorzüglichsten teutschen Poeten" (!) zu rechnen *). (*Baur.*)

*) Quellen: Joh. Rud. Deiman, gedacht in eene redevoering door *J. E. Doornik*. M. D. Amsterd. 1808. — Lofrede op J. R. Deiman, door *Jeronimo de Bosch*. Amsterd. 1808. Vor beiden befindet sich auf dem Titel Deimanns Bildniß in Kupfer gestochen. — Noch andere eingezogene besondere Nachrichten.

*) Progr. fun. Altd. 1757. fol. Wills Lebensgesch. Deinl. nebst dessen Schriftenverz. und der Trauerrede von Dietelmair 1757. Dessen Bibl. noric., Register, und dessen und Nopitsch Nürnb. Gel.-Lex. Bd. 1 u. 5. Mosers Lex. d. Rechtsgel. (Strodtmanns) neues gel. Eur. 14. Thl. 337—364. Allerneueste Nachr. v. jur. Büchern. 2. Bd. 30—34. Weidlichs Gesch. jetztl. Rechtsgel. 1. Thl. 181. Dessen zuverl. Nachr. 1. Thl. 259—267 u. 4. Thl. 365—370. *Zeidleri* vitae profess. Acad. jur. Altd. T. III. 87—97. Meusels Lex. d. verst. Schriftst. 2. Bd. Baaders Lex. baier. Schriftst. 1. Bd. 1. Thl.

Deino f. Gräen.
Deinosis f. Pathos.
DEINOTHERIUM Kaup. (Paläozoologie), (von *δεινός* und *θήρ* = gewaltiges Thier), nannte Kaup 1829 ein auf mehre im Darmstädter Kabinette befindliche Unterkiefer- und Zahnreste gegründetes Dickhäutergeschlecht, dessen auch an mehren anderen Orten gefundene Überbleibsel zwar noch mehre Arten anzudeuten scheinen, deren Reste aber dann noch nicht mit denjenigen charakteristischen Theilen gefunden worden sind, welche bei der Entscheidung zwischen den Sippen Tapir, Lophiodon und Deinotherium allein sicheren Aufschluß gewähren könnten, weshalb wir in Ansehung der Geschlechtsmerkmale nur auf die Beschreibung der ersten Art verweisen können. — Cuvier hatte vor Kaup schon mehre Backenzahnkieferreste und Radii gekannt und beschrieben und solche zwar dem Geschlechte Tapir, jedoch nur mit Zweifel, beigesellt, indem er die Eigenthümlichkeiten in der Zahnbildung nachwies und sogleich vermuthete, daß die Entdeckung der Schneide- und Eckzähne noch wichtigere Merkmale an die Hand geben würde; denn die Backenzähne stimmen durch die viereckige Gestalt und die zwei quer über die Krone ziehenden, dachförmigen Querjoche fast völlig mit denen vom Tapir und Lophiodon überein, so daß nur jeder hinterste Backenzahn oben wie unten durch seine rechtwinklige Form und ganz ausgebildeten drei Querjoche, außerdem aber die Stockzähne und die Form des Unterkiefers sehr bedeutend von denen der zwei andern Sippen abweichen.

Diese Reste hat man bis jetzt nur in den — meistens ältern — Tertiärgebilden Teutschlands und Frankreichs gefunden.

1) *D. giganteum.*

a) *D. giganteum* Kaup. Isis 1829. S. 401—404. mit Abbild.; und Jahrbuch 1830. I, 387—389. Holl Handb. S. 467—468.

b) *Tapir gigantesque*, espèce ou variété plus grande *Cuv.* oss. foss. II. I. 166. 167. 174. tab. IV. (neben pag. 222.) fig. 3. (u. vol. V. II. pag. 504.)

a) Derjenige Überrest, worauf Kaup sein Geschlecht basirt hat, ist ein Backen-Unterkieferast, woran zwar der Kronenfortsatz mangelt, jedoch die zwei hintern Backenzähne, der Stockzahn und noch ein vorderes Stück des linken Kieferastes mit dem Stockzahne erhalten sind. — Der Unterkiefer ist hinten fast gerade, verhältnißmäßig schwach, neigt sich vor dem vordersten Backenzahne in einem Bogen nach unten und dann wieder nach oben; der vordere Theil, woran keine Synchondrose wahrnehmbar, ist ausnehmend stark gebildet. Der Stockzahn, welcher nur etwa noch bei den Soricien und Delphinus Desmaresti Risso's ähnlich vorkommt, sitzt in jener massiven Spitze des Kiefers und hat sich hier so ungeheuer entwickelt, daß zwischen einer und seines Nachbars Wurzel kaum 9‴ Zwischenraum ist, so daß selbst in der Jugend kein Schneidezahn-Rudiment mehr zwischen ihnen Platz finden konnte. Diese Stockzähne sind von ovalem Durchschnitte, seitlich zusammengedrückt, an der Wurzel fast gerade, dann sanft aufwärts gebogen und endigen mit abgerundeter Spitze. Da sie seitlich nicht angeschliffen sind und folglich keine Schneidezähne des Oberkiefers auf sie eingewirkt haben, so mangelten diese entweder gänzlich, oder standen, wie bei Sorex, über den untern weg. Auch ein Rüssel konnte sich nicht zwischen jenen Stoßzähnen herabneigen, sondern höchstens gerade darüber hin stehen. Die Backenzähne dieses Unterkiefers, so wie andere, lose dabei gefundene, sind den von Cuvier beobachteten nach Vergleichung von Beschreibungen, Abbildungen und Gypsmodellen vollkommen ähnlich, und stehen denen von Tapir und Lophiodon, weniger jenen von Lamantin und Känguruh nahe, da sich zwei scharfe, dachähnliche Querjoche über die Krone ziehen. Ihre ganze Bildung ist nämlich rechtwinkelig wie beim Tapir, nicht schief wie beim Lophiodon, der hinterste Backenzahn des Unter- wie des Oberkiefers (letzteres nämlich nach der Analogie mit den folgenden Arten zu schließen) hat aber drei Querjoche, während diese beim Tapir deren auch nur zwei haben würden. — Auch Ref. besitzt lose Backenzähne von da. — Mit diesem Kiefer auf gleicher Lagerstätte sind noch viele andere Skelettheile derselben Thierart allmälig aufgefunden, jedoch noch nicht beschrieben worden. Hr. Galeriedirector Müller in Darmstadt hat sie lithographiren zu lassen versprochen, und die Ausmessung hat folgende Verhältnisse in Pariser Maß ergeben:

Länge des Unterkiefers	42″	6‴
Umfang des Knochens am Vordertheil	27	—
Länge des Stoßzahnes nach der oberen Krümmung	17	—
Umfang	13	2
Entfernung der Spitzen beider Zähne	4	—
Länge der ganzen Backenzahnreihe .	14	7
Länge des vorletzten Backenzahnes .	3	—
Breite desselben	2	8
Länge des letzten Backenzahnes . .	3	6
Höhe des Kiefers unter dem Gelenkkopf	13	9
Breite des Gelenkkopfs	7	4

b) Die zwei von Cuvier untersuchten, ganz jungen Backenzähne haben je zwei gekerbte Querjoche und dahinter noch einen Talon. Ihr Horizontaldurchschnitt ist fast quadratisch. Länge, Breite und Höhe der Krone = 3″ 2‴ : 2″ 7‴ : 1″ 8‴.

Nimt man nun, wie es bei fast allen Pachydermen eintrifft, die Länge des Unterkiefers zu der des ganzen Körpers = 1 : 5 an, so würde sich für dieses Thier eine Körperlänge von mindestens 18′ und dazu dann eine Höhe = 11′ ergeben, folglich mehr, als bei den amerikanischen Mastodonten.

Vorkommend a) zu Eppelsheim bei Alzey in Rheinhessen in einer tertiären Sandlage, mit Säugethieren meist aus der ältern Tertiärperiode; b) theils zu Arbeichan zwischen Mirande und Auch (Dept. du Gers) 6′ tief in einer Sandschicht und mit Quarzkörnern incrustirt, theils schwarz, mit feinem, gelblichem Ocker incrustirt.

2) Zähne mittlerer Größe.

a) *Razier* im Journ. de Phys. 1773. I. p. 135—136. tal. I. fig. 1. 2.

Nr. 2. *Cuv.* oss. II. 1. p. 165. tab. II. fig. 2.
b) Nr. 6. *Cuv.* ib. 167. tab. III. fig. 7.
c) ? Nr. 4. *Cuv.* p. 166. tab. IV. fig. 4.
d) *De Joubert* in Mémoires de Toulouse III. 110. tab. VII — X.

Cuvier im Bullet. des scienc. an VIII. Nivos. mit Abbild.

Faujas essay de géologie II. 375.

Nr. 3. *Cuv.* oss. II. 1. 165 — 166. tab. V. fig. 1. 2.

Einige andere aufgefundene Bestandtheile, welche mit den vorigen im übrigen sehr übereinstimmen, sind etwas kleiner als diese und größer als jene der dritten und vierten Art; doch müssen spätere Entdeckungen lehren, ob sie nicht zur ersten Species gehören, worüber Cuvier selbst in Zweifel gewesen.

a) Ein oberer hinterster Backenzahn mit drei Querjochen, welche noch nicht abgenutzt, sondern etwas gekerbt sind, und hinter (und vor?) welchen noch ein kleiner Talon ist; diese Joche haben eine schiefe und eine fast senkrechte Fläche. Die Länge und Dicke des Zahns und die Höhe der Joche = 3″ 6‴ : 2″ 9‴ : 1″ 6‴. Er existirte ehemals im Imbertschen Kabinette, welches später nach Lyon kam, wo er aber nicht mehr aufgefunden werden konnte. Ein Gypsabguß in Paris. Wurde durch Gaillard zu Vienne in Dauphiné in 5—6 Toisen Tiefe gefunden.

b) Ein dem vorigen an Gestalt und Größe sehr ähnlicher, aber völlig abgenützter Zahn von 3″ 3‴ Länge, 2″ 6‴ Breite. Zuerst in Faujas's, dann Rob. Bakewell's Samlung. Aus einem angeschwemmten Lande an den Ufern der Isère bei Grenoble.

c) Hiezu vielleicht noch der sehr abgenutzte und verstümmelte Zahn, Nr. 4. Cuv., von le Couserans bei St. Lary im Cominge von Gillet Laumont und Lelièvre.

d) Zwei verstümmelte Kieferhälften, jede mit fünf Mahlzähnen, welche einen Raum von 12″ 2‴ einnehmen. Sie sind etwas kleiner als die vorigen, aber noch immer größer als die folgenden, so jedoch, daß diese Verschiedenheiten vielleicht nur individuell sind, ohne daß man entscheiden kann, ob diese Zähne etwa zur vorigen oder folgenden Art kommen sollen. Der vorderste derselben scheint dreieckig gewesen zu seyn mit gleicher Oberfläche. Die folgenden 2, 3, 4 sind rectangulär, mit zwei Querjochen, verhältnißmäßig der Dicke um so länger, je weiter er nach hinten steht, so daß der dritte fast quadratisch ist und hinten schon einen deutlichen Talon hat und anscheinend sogar drei Querjoche besaß, so daß es wahrscheinlich noch ein Milchzahn ist. Er ist nicht ganz so dick, aber ebenso lang als der nachfolgende. Alle Joche dieser Zähne sind etwas bogig, von vorn concav, wie an den untern Backenzähnen beim Tapir, der vierte hat 2″ 3‴ Länge und Dicke, der fünfte fast 3‴ Länge und 2″ 8‴ Dicke. Im Joubertschen, jetzt Marquis de Drée'schen Kabinette. Gefunden im J. 1783 im Cominge seitlich von Benig, 5 Stunden vom Schlosse Allan, am Louzefluß.

3) Kleinste Art.

a) Nr. 10. *Cuv.* oss. II. 1. 168. tb. VIII. fig. 1. 2. 3. 4.

b) Nr. 11. *Cuv.* oss. II. 1. 168. tb. IV. fig. 1. 2. 5.

Hieher einige Zähne u. a. Reste, wovon die ersteren nur ⅓ kleiner sind, als von der ersten Art, weshalb Cuvier vermuthete, daß sie eine besondere Art bilden müssen.

a) Fünf mehr oder weniger erhaltene Backenzähne, welche mit einem an beiden Enden beschädigten Radius und dem unteren Kopfe eines andern gefunden worden. Ein hinterer Backenzahn, dem fünften der dritten Art sehr ähnlich hat drei Joche, zwei andere deren zwei, vorn und hinten noch einen Talon, wodurch sie den obern Backenzähnen des Tapirs ähnlich werden. Der größere davon ist 2″ 8‴, der kleinere (vordere?) 1″ 10‴ breit und dick, und letzterer mit den obern Backenzähnen des Tapirs dadurch noch mehr übereinstimmend, daß eine kleine Erhöhung am äußeren Rande beide Joche mit einander verbindet. Der Radius ist ohne die 2 Köpfe noch fast 13″ lang, unten 4″ 1‴ dick, oben dünner, und so kurz und rund, wie er sonst nur beim Tapir vorkommt, seine Größe stimmt zu der der Zähne, denn auch er ist 2¼mal so dick als beim Tapir. — Pariser Samlung. Alle sind mit Mergel und gerollten Quarzkörnern incrustirt und zu Carlat-le-Comte (Dept. de l'Arriège) unter einer 5′—6′ mächtigen Sandschicht auf einer Sohle von Thonmergel gefunden worden.

b) Vier Backenzähne, wovon einer mit 3 Jochen ebenfalls genau jenem fünften (unter 2. d.) gleicht, aber nur 1″ 11‴ lang und 1″ 6‴ dick ist, zwei andere aber mit den zweien bei Sömmering (s. u.) sehr übereinkommen. Der vierte hat drei ganz getrennte Joche, welche gleich hoch gekerbt und nur an der hintern convexen Seite (also aus dem Unterkiefer) wenig abgenutzt sind. Er ist dabei schmäler als alle andere, vorn nur 1″ 7‴, hinten 1″ 8‴ breit und 2″ 3‴ lang, daher wahrscheinlich ein Milchzahn. Im Cabinet du Roi zu Paris. — Gefunden in einer Sandgrube zu Chevilly, 3 Stunden nördlich von Orléans auf dem geraden Wege nach Paris, mit Resten von Rhinoceros und Mastodon.

Außerdem kommt noch eine Anzahl ähnlicher Reste vor, aber zu einzeln, zu verstümmelt, um ohne Mittel genaueren Studiums sie besser classifiziren zu können.

A. Ein etwas beschädigter Backenzahn, nach der Zeichnung von 4″ Länge und 3″ Breite. Zu Lyon gefunden. In der Samlung Monconys's, dann Dr. Pestalozzi's in Lyon.

de Réaumur Mém. de l'Acad. 1715. pag. 183, 201 — 203. tab. VIII. fig. 17 — 18.

Nr. 1. *Cuv.* oss. II. 1. pag. 165.

B. Ein wahrscheinlich erster oberer oder unterer Mahlzahn, noch nicht angegriffen, in Größe etwa denen der dritten Art entsprechend, hinten 1″ 8‴, außen 2″ 2‴ messend, und längs des äußeren Randes mit einer wenig abgenutzten, kammartigen Einfassung versehen, welche vorn und hinten in eine stumpf kegelförmige Erhöhung endigt. Eine eben solche Erhöhung steht vorn und hinten auch am innern Rande, doch ohne Kamm dazwischen. Vielleicht jedoch von einem Lophiodon? — Im Pariser Museum. In einem kalkigen Trümmergestein

mit Quarzkörnern und Muschelstücken von unbekannter Fundstätte.

Cuv. oss. II. 1. pag. 173. tab. II. fig. 3. 4. 5.

C. Dazu oder zu einer neuen Art ein anderes Zahnstück, mit einem sehr niedrigen Querjoche und hinten mit einem höheren Talon. Von Orléans.

Cuv. oss. II. 1. pag. 173. tab. VIII. fig. 2.

D. Ein Bruchstück eines Backenzahnes, zu Avaray, am südlichen Abhange der Ebene von Beauce, am Rande des Loirethales zwischen Mer und Beaugency (Dept. de Loire et Cher) gefunden.

Cuv. oss. II. 1. pag. 168—169.

E. Ein Backenzahn mit noch einem Joche und einem Talon oben, einer 1″ 7‴ langen Wurzel unten. Die Krone ist 2″ 5‴ breit, noch (zerbrochen) 2″ lang und 2″ 8‴ hoch. Er ist bedeckt mit Eisenocker und Glimmer, und wurde 1778 gefunden in einer Sandgrube zu Fürth in Unterbaiern. Samlung der Münchner Akademie.

Mammuthzahn, J. Kennedy in den Abhandl. d. baier. Akad. 1785, IV. 29. tab. II. fig. 6.

Tapirzahn, Sömmering 1818 in der Münchn. Denkschrift, 1821, VII. 34—35. tab. II. fig. 5. 6.

Nr. 8. *Cuv.* oss. II. 1. p. 167.

F. Einige Unterkinnladen mit Zähnen, welche den übrigen ganz gleich sind. Nicht genauer beschrieben. Im kaiserlichen Kabinet zu Wien. Gefunden am Feldsberg in Östreich gegen die mährische Grenze.

Sömmering a. a. O. S. 35. *Cuv.* l. c. p. 167.

Wenn ich nicht irre, finden sich auch ganze Tapirschädel in der Wiener Samlung.

Über noch andere, vielleicht hieher gehörige Reste vergl. den Artikel Tapir *). (*H. G. Bronn.*)

DEIOKES, Dejoces, Sohn des Phraortes, war der Stifter der ersten Dynastie der Könige im eigentlichen Medien, um 700 v. Chr. Um seiner Einsichten und Tugenden, besonders um seiner Gerechtigkeit willen ward er vom Volke zum Könige erwählt, und führte unter seinen Landsleuten eigentlich erst Civilisation ein. Er ließ die Hauptstadt Großmediens Ekbatana, ursprünglich mehr Burg, als Stadt erbauen, umgab sich mit einer Leibwache, führte ein Ceremoniel für sich ein und brachte Form in die Geschäfte. Nach einer 53jährigen Regirung folgte ihm sein Sohn Phraortes. Vergl. Medien. (Herodot. 1, 96. flg. Diod. Fragm.). (*H.*)

DEION (Δηϊών), 1) s. Deïmachos. — Er wird auch Deïoneus genannt. S. Verheyk zu Ant. Lib. 41. und Munker zu Hyg. 48. 189. Er war König zu Phokis, vermählt mit Diomede, des Xuthos Tochter, und Vater der Asteropeia, des Änetos, Aktor, Phylakos und Kephalos (Apollod. 1, 7, 2). — 2) Sohn des Herakles und der Megara (bei Apollod. II, 4. 11. §. 6 ist er nicht genannt, wol aber bei II, 7, 8. §. 9.). (*H.*)

DEÏONEUS (Δηϊονεύς), 1) Vater der Dia, mit welcher Ixion sich vermälte. Der Schwiegervater drängte diesen wegen der gebräuchlichen Brautgaben; da lud der Schwiegersohn ihn zu einem Gastmahl und stürzte ihn, dem nichts Arges ahnete, in eine mit glühenden Kohlen angefüllte Grube (Schol. Pind. zu Pyth. 2, 40.). Anderwärts wird der Schwiegervater Eioneus genannt (s. Munker zu Hyg. 155.). — 2) s. Deïon 1. — 3) Sohn des Eurytos, Königs von Öchalia. Ihm gab Theseus des Fichtenbeugers Sinnis Tochter Perigune, mit welcher er selbst den Melanippos erzeugt hatte, zur Gemahlin (Plut. Thes.). (*H.*)

DEÏOPEA, d. i. von kriegerischer Geberde, ist der Name einer Nereide bei Virgil (Ge. 4, 343.), welcher sie die Asische nennt, d. i. die Göttin der asischen Wiesen um den Kayster, der unweit Ephesus ausfließt. (*H.*)

Deïphobe s. Sibylla.

DEÏPHOBOS (Δηΐφοβος), 1) des Hippolytos Sohn, welcher den Herakles von dem Morde des Iphitos reinigte. Nach Apollodor (II, 6, 2.) lebte er zu Amyklä; der Scholiast Homers (Il. 5, 392.) nennt ihn einen arkadischen König. — 2) Des Priamos und der Hekabe Sohn, einer der tapfersten Trojaner. Nachhomerische Sage ist es, daß er sich stets auf des Paris Seite befunden und die Auslieferung der Helena an die griechischen Gesandten verhindert habe (Dictys 1, 10.). Nach des Paris Tode bewarben er und Helenos sich zugleich um Helena; er erhielt sie, sei es, daß er sie mit Gewalt nahm (Eurip. Troad. 959.), oder daß sie ihm als Preis eines Kampfes zugesprochen wurde (Lycophr. 168. sq. Schol. ad Il. 24, 251.), weshalb Helenos Troja verließ und nachher verrieth. Bei der Eroberung von Troja war sein Haus das erste, welches Odysseus und Menelaos zugleich aufsuchten (Odyss. 8, 517.); nach Virgil (Aen. 6, 494. sq.) war es Helena selbst, die den Menelaos in das Schlafgemach des Helden führte, in welchem er grausam verstümmelt und ermordet wurde. Nach einer andern Sage erlegte ihn Palamedes in der Schlacht (Dares c. 28.); auch wird gesagt, daß Helena selbst ihn getödtet habe (Hyg. f. 140.). Vergl. Achilles, Helena, Helenos. (*H.*)

Deïphontes s. Agelaos und Temenos.

*) Literatur. *de Reaumur* observations sur les mines des Turquoises in: Histoire de l'academie royale des sciences de Paris, avec les mémoires etc. année 1715. Paris 1741. pag. 174—202. tab. VIII. fig. 17. 18. Ildef. Kennedy Abhandlung von einigen in Baiern gefundenen Beinen, in: Neue philosophische Abhandl. der baierschen Akademie der Wissensch. IV. (München 1785. 4.) S. 1—48. taf. II. fig 6. *Rosler* description d'une dent fossile, in: Observations sur la physique, sur l'histoire naturelle etc. pour 1775. I. Paris 1784. 4. pag. 135—136. tab. I fig. 1. 2. *de Joubert* in: Histoire et Mémoires de l'academie royale des sciences de Toulouse. III. (1788. 4.) pag. 110. tab. VII—X. *Cuvier* im Bulletin des sciences, an VIII. Nivose. J. S. v. Sömmering Bemerkungen über einige in der Naturaliensamlung der Akademie der Wissenschaften befindliche fossile Zähne etc. in: Denkschriften der königl. Akademie der Wissensch. zu München f. d. J. 1818—20. VII. (München 1821.) Klasse d. math. Phys. S. 17—40. tab II. fig. 5. 6. *G. Cuvier* recherches sur les ossemens fossiles. Nouv. Éd. vol. II. 1. (1822). pag. 165—175. V. 1 (1824). pag. 504. J. Kaup über Deinotherium giganteum. Isis 1829. S. 401—404. mit Abbild.; für's Jahrbuch f. Mineral. 1830. S. 387—388. F. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden 1829. 12. S. 59 u. 467—468.

DEIPNIAS, Ort in der thessalischen Landschaft Pelasgiotis, unweit Larissa. (Vgl. Thucyd. II, 22.) (*H.*)

DEIPNON (δεῖπνον) ist bei den Griechen Bezeichnung der Hauptmahlzeit, wie bei den Römern Coena, welcher die Frühmahlzeit oder das ἄριστον (prandium) vorangeht. Sie wurde in der Regel erst spät gegen Abend genommen, und daher auch hier und dort mit δόρπος, welches eigentlich Bezeichnung der Abendmahlzeit ist, verwechselt. Wenn sich nun aber einige Stellen bei Homer finden, welche dieser Angabe insofern zu widersprechen scheinen, als hier das Deipnon offenbar nicht erst gegen Abend, sondern weit früher um eine Mittagszeit oder selbst noch früher genommen wird, so muß man immer bedenken, daß der Begriff der Hauptmahlzeit das Vorwaltende ist, während die Nebenbestimmung der Zeit, zu welcher sie genommen wird, natürlich oft von äußeren Umständen abhängig ist, welche, wie z. B. bei einem Heere, das in die Schlacht rücken will, es nöthig machen, nicht um die gewöhnliche Stunde des Nachmittags, sondern um eine frühere die Hauptmahlzeit einzunehmen, so daß also die Zeit nach den Verhältnissen und Umständen leicht variiren kann. Vergl. Nitzsch Anmerk. zu Homers Odyss. I. 124. — Ein Mehres durch einander in Potter's Archäolog. II. S. 624. ff. (*Bähr.*)

DEIPYLE (Δηιπύλη), des Adrastos und der Amphithea Tochter, des Tydeus Gemahlin und Diomedes Mutter. (Apollod. 1, 9, 13.) (*H.*)

DEIPYLOS (Δηίπυλος), 1) ein von Jason mit Hypsipyle auf Lemnos erzeugter Sohn. Bei Apollodor (1, 9, 17.) heißt er Nebrophonos (oder Neurophoros); bei Statius (Theb. 6, 342.) Thoas; bei Hygin (f. 15.) Deïphilus. S. übrigens Hypsipyle. — 2) Begleiter des Diomedes vor Troja. (Il. 5, 326.) (*H.*)

Deir s. Derr.

DEIRADIOTES (Δειραδιώτης), Beiname Apollons zu Argos, weil sein Tempel mit seiner Bildsäule auf einer Höhe stand (von δειράς, δέρη, wie collum: Hals und Höhe). Daselbst war ein Orakel, dessen weissagende Priesterin eine reine Jungfrau seyn mußte, die alle Monate das Blut eines geopferten Lammes kostete und dadurch begeistert wurde. (Paus. 2, 24.) (*H.*)

DEISIDÄMONIE (Δεισιδαιμονία). In diesem Worte liegt seiner Zusammensetzung nach zunächst der Begriff der Furcht vor dem Dämonischen, d. i. Göttlichen, insofern das Wort δαίμων, das ursprünglich wol von θεός sorgfältig zu unterscheiden ist und schon nach Hesiod[1]) eine ganz andere Klasse von Wesen, als die Götter selbst, obschon diesen unmittelbar folgend und gleichsam die Mittelstufe zwischen den Göttern und Menschen bildend, bezeichnet, dann unzähligemal in dem Sprachgebrauche fast ganz gleichbedeutend mit θεός gebraucht und von diesem, zumal wenn es den Begriff der Gottheit im Allgemeinen enthält und nicht auf eine specielle, bestimmte Gottheit geht, nicht weiter unterschieden wird, demnach zur Bezeichnung derselben Ideen von Gottheit, als Schicksalsmacht, Fatum, gutes wie böses Geschick, also Glück, wie Unglück, und was daran weiter sich knüpft, gebraucht wird, überall wo der unsichtbare, verborgene Grund, der in der dunklen Macht der Gottheit liegt, angedeutet werden soll. Diese Furcht vor dem Dämonischen oder Göttlichen, welche zunächst in dem Worte Deisidämonie liegt, läßt sich vorerst in gutem Sinne auffassen, und ist auch wirklich so von den Alten aufgefaßt worden[2]) als Furcht d. h. als Achtung und Verehrung des Göttlichen, in Erfüllung aller Pflichten gegen die Gottheit und alles dessen, was die öffentliche Verehrung der Götter, also der Volkscultus und die Statsreligion angeordnet hat; obwol auch hier meist die Bedeutung des Wortes sich etwas im Allgemeinen hält und bald mehr bald minder in den eigentlichen Begriff der Furcht, d. h. der Angst vor der furchtbaren Macht des Göttlichen überstreift. Daher denn Erklärungen der Grammatiker, wie die des Hesychius von dem Worte δεισιδαίμων: ὁ εὐσεβὴς καὶ δειλὸς περὶ θεούς. Überhaupt ist der Begriff der Furcht das Vorherrschende, und zwar nicht der Gottesfurcht in dem Sinne, in welchem wir das Wort zu nehmen gewohnt sind, da Redensarten, wie φόβος θεοῦ oder φοβεῖσθαι θεόν erst in der spätern, kirchlichen Gräcität in diesem Sinne von Gottesfurcht vorkommen, während zur Bezeichung dieses Begriffs von den alten Griechen lieber Ausdrücke, wie τιμᾶν, σέβεσθαι, εὐσεβεῖν oder die Adjective εὐσεβής, θεοσεβής und ähnliche gebraucht werden. Wir müssen daher bei dem Worte Deisidämonie vorzugsweise an eine solche Gottesfurcht denken, die nicht sowol als Frömmigkeit und vernünftige Ansicht oder Verehrung der Gottheit besteht, sondern als Furcht im eigentlichsten Sinne des Worts, als Furcht vor der übermächtigen, rächenden und strafenden Macht der Gottheit, die uns mit Angst und Zagen, mit wahrer Furcht erfüllt. Daher will Plutarch[3]) die Worte eines alten Dichters:

„Der Gottheit Macht bringt Furcht (φόβος) allein
dem Weisen nur"

dahin umgeändert oder vielmehr berichtigt wissen, daß man lese und schreibe:

„Der Gottheit Macht bringt Muth (θάρσος) allein
dem Weisen nur";

insofern Furcht den einfältigen, undankbaren und unverständigen Menschen trifft, weil er sich das göttliche Wesen, das Grund und Ursache alles Guten ist, als schädlich vorstellt und deshalb davor zagt und sich fürchtet.

Auf diese Weise geht der Begriff der Deisidämonie in den der nichtigen, übertriebenen Furcht vor der Gottheit über, welche von der wahren Gottesfurcht oder Gottesverehrung gerade das Gegentheil ist, und von uns als Aberglauben, von den Römern mit dem Ausdrucke superstitio bezeichnet wird. Und in diesem

1) S. z. B. Opp. et D. 122.

2) S. Wyttenbach zu Plutarchs Moral. II. S. [illegible]
3) In der Schrift: „Wie soll der Jüngling die Dichter lesen" cap. 12. am Schluß, nach meiner Übersetzung der Moralia. Bd. I. (Plutarchs Werke XX.) S. [illegible]

Sinne faßt auch Theophrast in seinen Charakteren[4]) die Deisidämonie auf, als δειλία πρὸς τὸ δαιμόνιον, und das Bild, das er uns von einem solchen Menschen liefert, welcher von der Deisidämonie ergriffen ist, gibt dazu die sprechendsten Belege. Der Abergläubische (ὁ δεισιδαίμων), sagt er unter andern, wäscht sich die Hände und besprengt sich mit Weihwasser, wo er aus dem Tempel heraus geht; läuft ein Wiesel am Wege, so geht er nicht eher weiter, als bis jemand drei Steine über den Weg geworfen hat; hat an dem Mehlsack eine Maus ein Stück weggefressen, so eilt er zu einem derer, der sich auf die heiligen Schriften versteht, und fragt ihn, was er thun soll, und ebenso wendet er sich, wenn er einen Traum gehabt, alsbald zu den Traumdeutern und Propheten, um von ihnen zu erfahren, zu welchem Gott oder zu welcher Gottheit er beten soll. Aus diesen und ähnlichen Zügen geht hinreichend hervor, was die Alten unter δεισιδαιμονία und δεισιδαίμων sich dachten. Die beste Belehrung darüber aber können wir aus Plutarchs noch vorhandener Schrift über diesen Gegenstand (περὶ δεισιδαιμονίας) gewinnen, müssen es aber immerhin sehr beklagen, daß die zahlreichen Schriften anderer alten Philosophen über denselben Gegenstand[5]), wie z. B. des Stoikers Antipater aus Tarsus, des Theophrastus, des Seneca, sowie des Menander Komödie δεισιδαίμων, aus welcher Plutarch muthmaßlich obigen Vers entlehnt hat, untergegangen sind. Plutarch stellt in jener interessanten Schrift, welche den Zweck hat, den Abergläubischen von seinen irrigen Vorstellungen von der Gottheit auf den rechten Weg zu führen und ihm richtige Begriffe von der Gottheit beizubringen, Unglauben (ἀθεότης Atheismus) und Aberglauben (δεισιδαιμονία) einander gegenüber[6]), insofern beide aus einer Quelle fließen, dann gleichsam verschiedenen Richtungen folgen; diese gemeinschaftliche Quelle ist Unwissenheit und Unerfahrenheit in göttlichen Dingen; woraus bei starken, kräftigen, hartnäckigen Gemüthern, wie aus einer auf rauhen Boden gesäeten Saat, die Frucht des Unglaubens empor keimt, bei sanften Selen aber, wie aus einer auf weichen Boden gesteckten Saat, der Aberglaube. Jener, der Atheismus, zeigt sich als eine irrige Ansicht[7]), als ein unrichtiges Urtheil, insofern er nichts für selig und unvergänglich hält, und dadurch die Sele in eine gewisse Apathie zu versetzen sucht, sein Zweck also, den er mit dem Läugnen der Existenz der Gottheit verbindet, darin besteht, daß er sich vor der Gottheit nicht mehr fürchtet. Der Aberglaube hingegen oder die Deisidämonie ist ein mit Leidenschaft verbundener, Furcht erzeugender Wahn, der den Menschen darniederschlägt, indem er wol glaubt, daß es Götter gebe, aber sie für schädlich und verderblich hält. Der Atheist ist unbeweglich in Absicht auf das Göttliche, der Abergläubische wird ergriffen und bewegt, aber nicht so, wie er es sollte, sondern auf eine verkehrte Weise. Die Unkenntniß flößt dem einen Unglauben in Beziehung auf das ein, was nützt, den andern bringt sie gar auf die Meinung, als sei es schädlich; daher der Atheismus ein irriger Grundsatz ist, der Aberglaube oder die Deisidämonie hingegen eine Leidenschaft, welche aus einem falschen Grundsatz entsteht. Auf diese Definition folgt bei Plutarch eine Reihe von ebenso interessanten als fruchtbaren Erörterungen, wobei er besonders auf den dem Worte Deisidämonie zu Grunde liegenden Begr ff der Furcht Rücksicht nimt, die, eben weil sie unvernünftig ist, im Leben insbesondere in Unthätigkeit, Verlegenheit und Rathlosigkeit sich kund gibt, die Sele bindet und verwirrt [daher die mit δέος, δείδω verwandten oder vielmehr aus einer gemeinschaftlichen Wurzel abzuleitenden Ausdrücke δεῖμα und ähnliche[8])]; was aber nirgends mehr hervortrit als in dieser wichtigen und übertriebenen Furcht vor dem Göttlichen, in der Deisidämonie oder dem Aberglauben, dessen Wesen, Natur und Charakter Plutarch aufs treffendste gezeichnet hat. Der Atheist, sagt er unter andern[9]), glaubt nicht an die Existenz der Götter, der Abergläubische (ὁ δεισιδαίμων) will zwar nicht glauben, glaubt aber gegen seinen Willen, denn er fürchtet sich, nicht daran zu glauben. Er möchte wol gern ebenso die Furcht wie ein Tantalus den Stein, der über ihm schwebt, entfernen, da er von ihr nicht weniger sich gedrückt fühlt; ja er würde den Zustand des Atheisten als Freiheit glücklich preisen. So aber ist der Atheist vom Aberglauben gänzlich frei, der Abergläubische aber fühlt sich zu schwach, um von den Göttern zu glauben, was er will; er ist es eigentlich, der den Atheismus entstehen macht und ihm dann, wenn er entstanden ist, eine Vertheidigung an die Hand gibt, welche freilich unrichtig ist, aber immerhin einigen Schein für sich hat, insofern nämlich das lächerliche und übertriebene, leidenschaftliche Wesen der Deisidämonie manche zu der Behauptung veranlaßt, es wäre besser, wenn es keine Götter gäbe, als solche, welche an Dingen der Art Gefallen und Behagen finden, und so kleinlich und empfindlich sich darstellen. So gibt es denn [dies sind die Schlußworte der herrlichen Schrift[10])] keine Krankheit, welche mit so vielen Irrthümern und Leidenschaften angefüllt und mit so entgegengesetzten und widersprechenden Ansichten vermischt ist, als die Deisidämonie oder der Aberglaube; daher muß man ihn vermeiden auf eine gefahrlose und uns zuträgliche Weise, nicht wie manche, indem sie einem Anfalle von Räubern, wilden Thieren oder einer Feuersbrunst unüberlegt und unbedachtsam entgehen wollen, in Abwege gerathen, die zu Schlünden und Abgründen führen. Denn gerade so fallen auch manche, die dem Aberglauben entgehen wollen, in einen rauhen und hartnäckigen Atheismus, indem sie die Frömmigkeit, die in der Mitte liegt, überspringen. (*Bähr.*)

DEISMUS ist der allgemeinsten Bedeutung nach diejenige Lehre von Gott, welche nicht auf eine göttliche

4) S. Nr. XVI. 5) S. Wyttenbach a. oben a. O. S. 698. 6) S. den Eingang cap. 1. 7) S. cap. 2. p. 477. Bd. IV. meiner Übersetzung.

8) S. ebendas. cap. 3. p. 478. 9) Ebend. cap. 11. am Schluß p. 494. 495. 10) Ebend. cap. 14. p. 497.

Offenbarung sich stützt, sondern durch eigenes Nachdenken vermöge des Gebrauches der Vernunft und des Verstandes gewonnen wird. In diesem Sinne fällt der Deismus mit demjenigen zusammen, was auch wol Vernunftreligion oder natürliche Religion genannt worden, und die christlichen Theologen haben das Unzulängliche desselben ins Licht gestellt, dessen Ergänzung und höhere Glaubensüberzeugung im Christenthum gegeben sei. In neuerer Zeit hat sich dieser Gegensatz mehr in den des Supernaturalismus und Rationalismus verloren, weil ersterer nämlich aus der Quelle göttlicher Offenbarung, letzterer aus Vernunftgründen seine Lehre schöpft. Doch ist zwischen Deismus und Rationalismus der Unterschied, daß dieser gewissen Vernunftprincipien gemäß die Offenbarung selber auszulegen und so den reinen Inhalt des Christenthums zu entwickeln trachtet, während jener alle Auslegung beseitigt und mit dem Inhalt geoffenbarter Lehre die Gemeinschaft ablehnt. Darum ist der Deismus mehr als ganz entschiedner Gegner einer geoffenbarten Religionslehre zu betrachten.

Was für Lehrsätze nun der Deismus aufstelle, wird von dem Gange der Vernunftspeculation abhängen, durch welchen er zu Stande gekommen. Er kann Naturalismus seyn, d. h. ein erstes Grundwesen (Natur) unter dem Namen der Gottheit voraussetzen, welches mit einer blinden, ihrer selbst nicht bewußten Kraft Erscheinungen in der Welt bewirkt und nach gewissen Gesetzen fortwährend thätig ist, ohne daß dabei an Vorsehung und einen moralischen Zweck der Schöpfung gedacht werden darf, oder die Menschheit unter einer besondern Leitung Gottes steht. Er kann aber auch eine Vorsehung annehmen und das höchste Wesen als seiner selbst bewußt in höchster Vollkommenheit und die Welt nach weisen Zwecken regirend voraussetzen. Hienach wird sich richten, ob der Deismus des Atheismus zu beschuldigen sei oder nicht; welche Beschuldigung im ersten Falle begründet seyn möchte, aber keineswegs im zweiten. Um diesen Unterschied zu bezeichnen, hat man in neueren Zeiten den ursprünglich gleichen Wörtern Deismus und Theismus eine eigenthümliche Bedeutung gegeben. Kant, dem andere gefolgt sind, sagt: „da man unter dem Begriffe von Gott nicht etwa blos eine blind wirkende, ewige Natur, als die Wurzel der Dinge, sondern ein höchstes Wesen, das durch Verstand und Freiheit der Urheber der Dinge seyn soll, zu verstehen gewohnt ist, und auch dieser Begriff uns allein interessirt; so könnte man nach der Strenge dem Deisten allen Glauben an Gott absprechen und ihm lediglich die Behauptung eines Urwesens oder einer obersten Ursache übrig lassen. Indessen, da niemand darum, weil er etwas sich nicht zu behaupten getraut, beschuldigt werden darf, er wolle es gar läugnen, so ist es gelinder und billiger zu sagen, der Deist glaube einen Gott, der Theist aber einen lebendigen Gott (summam intelligentiam).“ (Krit. der rein. Vern. S. 659.). (*Köppen.*)

DEISTEN sind Anhänger irgend einer Lehre von Gott, die sich nicht auf göttliche Offenbarungen stützt. Im weitesten Sinne wären dann alle Philosophen mit diesem Namen zu nennen, welche durch Vernunftspeculation den Gedanken eines höchsten Wesens bestimmten, besonders die heidnischen Philosophen, denen keine göttliche Offenbarung zu Theil geworden. Wollte man im engern Sinne Deisten und Theisten unterscheiden, (s. den Art. Deismus), so würden dann nur einige Philosophen — auch unter den Heiden — Deisten heißen, etwa diejenigen der ionischen und eleatischen Schule unter den Griechen, oder die Anhänger der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts, nicht aber Sokrates und Plato, ungeachtet diesen das Licht der Offenbarung fehlte. Das Christenthum hätte dann in der neuern Zeit für die Verbreitung des Theismus bedeutend eingewirkt, selbst bei solchen, welche in ihren Überzeugungen nicht entscheidend durch biblische oder kirchliche Lehre geleitet worden. Je mehr die Philosophen sich den Grundwahrheiten des Christenthums annäherten und dadurch Theisten würden, desto mehr müßte sich die Zahl der eigentlichen Deisten vermindern. (*Köppen.*)

DEISTLINGEN, ein kathol. Pfarrdorf im Oberamte Rottweil und Schwarzwaldkreise des Königreichs Würtemberg mit 1490 Einwohnern. Ruinen der Burg der ehem. Herrn von Deißlingen, und nicht weit davon der Bubenhof mit den Ruinen der Burg der Herren von Bubenhoven. (*Memminger.*)

DEIZISAU, ein evangel. Pfarrdorf im Oberamte Eßlingen und Neckarkreise des Königreichs Würtemberg am Neckar mit 870 Einwohnern. Dabei lag die im J. 1292 zerstörte Burg Kersch. (*Memminger.*)

DEJANIRA. So nannten Chamisso und Schlechtendal (Linnaea I. p. 195.) eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Gentianeen und der ersten Ordnung der vierten Linnéschen Klasse, welche Martius schon früher Callopisma genannt, aber in einem einige Monate später erschienenen Werke (Nov. gen. II. p. 107.) erst bekannt gemacht hat und welche in Sprengels Cur. post. (p. 41.) zu Exacum gezogen ist. Char. Der Kelch glockenförmig, viertheilig, mit kielförmigen Fetzen; die Corolle trichterförmig, mit gleich weiter, cylindrischer Röhre, nacktem Rachen und viertheiligem Saume; die Staubfäden in der Corollenröhre eingefügt; die Antheren mit zwei Ritzen und an der Spitze mit doppeltem Loche sich öffnend; die zweilappige Narbe steht aus der Corolle hervor; die Kapsel einfächerig, vielsamig, in zwei Hälften theilbar, mit einwärts gebogenen, die Mutterkuchen tragenden Klappen. Martius kennt zwei Arten, welche als perennirende, glatte Kräuter mit straffem, drehrundem Stengel, über Kreuz gestellten, ungestielten Blättern und straußförmigen, am Ende des Stengels stehenden, rosenrothen oder weißen Blüthen, in den brasilischen Provinzen St. Paul und Minas Geraes wachsen. 1) C. perfoliatum *Mart.* (l. c. p. 108. t. 183.) mit einfachem Stengel und ablangen, an der Basis mit einander verwachsenen Blättern. Dejanira erubescens und pallescens Cham. et Schl. (l. c. p. 196.) sind nur verschiedene Formen derselben Art, jene mit rothen Corollen und schmäleren Blättern, diese mit weißen Corollen und breiteren Blättern. 2) C. amplexifolium *Mart.* (l. c. p. 109. t. 184., Dejan. nervosa *Cham.* et *Schl.* l. c. p. 197.)

mit oberhalb meist ästigem Stengel und ablangslanzettförmigen, halbstengelumfassenden Blättern. (*A. Sprengel.*)

Dejeania, Desvoidy (Insecta) s. d. Art. Myodarii.

Dejoces s. Deiokes.

DEJOTARUS (Δηϊόταρος), war zu der Zeit der römischen Bürgerkriege zwischen Pompejus und Cäsar eins der Oberhäupter in Galatien oder Gallogräcien, welche den Titel Tetrarchen führten. Deren gab es in den Mithridatischen Kriegen nur noch zwei, Dejotarus und dessen Schwiegersohn Kastor, den jener aber, um zur Alleinherrschaft zu gelangen, soll haben ermorden lassen (Strabo 12. p. 852.). Plutarch erzählt von ihm, er habe auch alle seine Söhne umgebracht, um den erstgebornen desto größer zu machen (de Stoic. contr.). Sollten seine Ankläger bei Cäsar dies alles nicht geltend gemacht, und sollte bei dem Lobe, welches Cicero dem Dejotarus im Angesicht Cäsar ertheilte, dieser den Redner nicht der Unwahrheit beschuldigt haben? Sein Verhältniß zu seiner Gemahlin Stratonike (s. diese) spricht nicht für seine Grausamkeit, und sein Benehmen gegen seinen andern Schwiegersohn Bragitarus, den Cicero impurum hominem ac nefarium nennt, spricht nur für seine gerechte Strenge und Religiosität (de harusp. resp. 13.). Wie dem nun sei, Cicero's Zeugniß ist überall gegen jene. Er rühmt an ihm nicht nur viel wahrhaft Königliches (a. a. O.), nicht blos seine Klugheit und Tapferkeit, sondern auch seinen Charakter, den er wohl kennen konnte, da er des Dejotarus Gastfreund war und sein Sohn und Neffe eine Zeitlang bei dem jüngeren Dejotarus lebte (Cic. epp. ad Att. V, 17. ed. Schütz. III. 65.). Wollte man Cicero's Zeugniß indeß verdächtig finden, weil ihm während seines Proconsulats in Cilicien (703 d. St. R.) Dejotarus viele nützliche Dienste leistete und eine große Ergebenheit bewies; so wird man doch wenigstens das, was Cicero fast überall, wo er seiner gedenkt, wiederholt, als giltig anerkennen müssen, daß Dejotarus gegen Roms Senat und Volk die größte Treue und Ergebenheit bewies (a. a. O. und Epp. ad Div. XV, 4. ed. Schütz. III, 158.), wofür ihm der Titel eines Königs und die Herrschaft über Kleinarmenien zuerkannt wurde. Da er aber auf des Pompejus Seite gestanden und diesem die möglichste Unterstützung gewährt hatte, so war Cäsar ihm sehr abgeneigt, zumal da er sich ihm während seines Consulates sehr günstig bezeigt hatte, wie ihm Cäsar selbst vorwarf (Hirt. de bello Alex. 67 fg.). Ungeachtet er nach der Pharsalischen Schlacht alles that, um sich Cäsarn geneigt zu machen, so scheint doch des Brutus eindringliche Beredsamkeit nöthig gewesen zu seyn, um Cäsars Groll zu mildern (Cic. epp. ad Att. XIV, 1. ed. Schütz. VI, 7.). Cäsar nahm ihm einen Theil von Galatien und Kleinarmenien (Cic. de divin. 2. Dio Cass. 42, 45.). Zwar schrieb er ihm nachher, er solle ohne Kummer seyn, es werde alles gehen wie er wünsche, scheint aber nichts desto weniger einen Groll gegen ihn fortwährend genährt zu haben. (Quis enim cuiquam inimicior, quam Dejotaro Caesar? — Cic. or. Phil. II. 37.). Darauf baute nun auch des Dejotarus Enkel Kastor, als er nach Cäsars Ankunft in Rom daselbst erschien, und auf das Zeugniß eines Sklaven gestützt seinen Großvater anklagte, er habe die Ermordung Cäsars, als dieser das Gastrecht bei ihm genoß, beabsichtigt gehabt. Gegen diese Anklage ist die Vertheidigungsrede gerichtet, welche Cicero vor Cäsar in dessen Palaste hielt (Orat. pro Dejotaro. Wegen Cicero's eigenem Urtheil über diese Rede s. Cicero Thl. 17. S. 223.). Cäsar ließ die Sache unentschieden. Nach Cäsars Tode sendete D. zwar Gesandte an Antonius, um das ihm Entrissene wieder zu erkaufen (Epp. ad Att. XIV, 12. ed. Sch. VI, 28.), es scheint aber, daß er es ohne Zahlung wieder genommen habe (Or. Phil. a. a. O.), woraus sich auch erklärt, warum er von der Partei des Antonius zu der des Augustus überging (Plut. Anton.). Sein ältester Sohn, dem der Senat auch den Königstitel zugestanden hatte (epp. ad Att. V, 17. ed. Sch. III. 65.) starb noch vor ihm, und so erlosch mit ihm sein Geschlecht. (*H.*)

DEKADIK ist dasjenige Zahlensystem, dessen Grundzahl zehn ist (s. Zahlensystem). Die nach diesem Systeme ausgedrückten Brüche (künstliche Brüche) werden Decimalbrüche genannt. Daß dieses System fast bei allen bis jetzt bekannten Völkern der Erde das übliche und darum auch in deren Sprachen so fest verwachsen ist, daß es nicht leicht möglich seyn würde, statt seiner ein anderes in Gebrauch zu bringen, hat seinen Grund höchst wahrscheinlich in der Anzahl der Finger. So wie nämlich der Mensch seine Längenmaße ursprünglich fast alle von Gliedern seines Körpers und deren Gebrauche entlehnt hat (z. B. Fuß, Zoll, Schritt, Spanne, Klafter u. s. w.): so war es ihm natürlich, beim Abzählen gleichartiger Dinge seine Finger als Versinnlichungsmittel für die zu bestimmende Anzahl zu gebrauchen, wie dies auch durch manche Redensarten angedeutet wird (z. B. „das kannst du dir an den Fingern abzählen", „er sieht aus, als könne er nicht fünf zählen" u. dergl.). Einzelne Völker sollen indessen dennoch nach andern Systemen die Zahlen aufzufassen gewohnt gewesen seyn, z. B. eine thrakische Völkerschaft nach der Tetraktik (s. Tetraktik) zufolge Aristot. Problem. Sect. 15, 3.; und die Jaloffen am Senegal nach dem pentadischen System. Montucla Hist. des mathém. Nouv. édit. T. I. p. 44—46. (*Gartz.*)

DEKADISCHE ZAHL oder Decimalzahl heißt jede nach dem dekadischen Zahlensysteme ausgedrückte ganze oder gebrochene Zahl. Über die Bezeichnung dieser Zahlen s. den Artikel Ziffern. (*Gartz.*)

DEKAN, Deccan, die indische Halbinsel. Der Sanskritname ist Dakschina, d. h. Süd, und dieser tritt schon in dem griechischen Zeitalter deutlich hervor; der Verf. vom Periplus Maris erythr.[1]) kennt nämlich die Westküste, oder die von Barygaza südwärts hinunterlaufende Küstenstrecke unter dem Namen Δαχιναβάδης, und bemerkt dabei ausdrücklich, daß in der Landessprache der Süden Δάχανος heißt. In ältern Schriften führt sie auch die Benennung Dwipa (Deu, Diu) d. h. Insel, und nach Wilfords kühner Muthmaßung war sie es auch, ein vom Meere umspültes Land. Dakschina erscheint, in

1) Vincent, Peripl. III. p. 105.

scharfem Gegensatz gegen die Ganges-Länder, der Schauplatz der Kämpfe der Hindus, in den beiden ältesten epischen Gedichten der Nation als ein unbekanntes, wildes, romantisches Fabelland, eine Welt für sich; hier hauset das Volk der Affen und der Bären unter seinen Königen und Beherrschern, sowie der Zauberfürst der Rakschusas auf der noch ferneren Wunderinsel Lanka (Ceilon). Bei Hinduischen Erdbeschreibern erstreckte sich der Name Dekan nur auf den Länderstrich zwischen Nerbudda und Krischna, und bezeichnete also die südlichste Subah des Mongolenreiches [2], denn weiter südwärts, jenseits des Krischna, reichten nie seine Grenzen; in demselben Sinne wird noch in Nordindien dieser Name genommen. Nur europäische Geographen dehnen ihn auf die ganze Halbinsel aus. Der älteste unabhängige Beherrscher Dekans war Sultan Allah ud Din Hussein Kangoh (1337—1357), Gründer der Bhamenī-Dynastie, deren Sitz in Kalberga war. Als dies mächtige Reich im J. 1518 zerfiel, löste es sich in folgende Staten auf: Bedschapur oder Adil Schahi, Golkonda oder Kuttub Schahi, Berar oder Ommand Schahi, Ahmednuggur oder Nizam Schahi und Bider oder Bired Schahi. Schon ehe Aurengzeb den Thron bestieg, untergrub er viele Throne dieser Patan-Fürsten; als er aber zur Regirung gelangte, vollendete er im J. 1690 die Unterjochung des Ganges und theilte Dekan in folgende Subahs: Khandesch, Aurungabad, Bider, Heiderabad, Bedschapur, Berar, Gundwana und Orissa. Jetzt aber traten die Mahratten, ein bisher kaum gehörter Name, hervor und beschäftigten ihn sein ganzes Leben hindurch. Was sein gewaltiger Geist nur mit Mühe zusammenhalten konnte, löste sich unter seinen schwachen Nachfolgern völlig auf. Die Mahratten und der Nizam theilten sich in die Herrschaft, bis die Briten seit dem J. 1803 sich Eintrit auch in das Innere der Halbinsel erzwangen, und seit dem J. 1817 den größten und besten Theil in Besitz nahmen. — Wir nehmen hier Dekan in dem weitesten Sinne, darunter also auch die Südhälfte der Halbinsel inbegriffen, und geben hier eine allgemeine geographische Skizze; fernere Erörterungen sind unter den einzelnen Rubriken nachzusuchen. — Ihrer Gestalt nach ist sie ein Dreieck; ihre nördliche Einfassung ist das in der Mythologie berühmte Vindhiagebirge, das in dreifachen, mit einander parallel fortziehenden Bergstufen, — Vindia-chal, die Panna-Kette und die Bandairgebirge [3] — in das Tiefland der Dschumna heruntersteigt. Ihre beiden übrigen, dem Meere zugewandten Seiten werden auch von Gebirgen gebildet, beide werden Ghats genannt, haben aber, außer dem Namen, wenig mit einander gemein. Schroff, kühn und waldbekrönt erhebt sich der westliche Ghat an der Mündung Tapti's und zieht, nahe an dem Meere sich haltend, bis 11° nördl. Br. hinunter gegen Süden. Hier ist die berühmte, 13 geogr. Meilen breite Erdspalte oder Öffnung [4], Gap [5] genannt; südwärts erhebt sich wieder das Küstengebirge und umzieht eine eigene Halbinsel. Einen ganz andern Charakter aber hat der östliche Ghat; er ist weit weniger hoch (überhaupt nur 3000 Fuß), weit mehr zersplittert, meistens nackt, wüst und schauerlich, doch ohne die erhabene Majestät seines westlichen Namensverwandten; auch hält er sich von dem Meere in einer größeren Entfernung. Die größeren Ströme entquellen auf dem Westghat, fließen die ganze Halbinsel durch und brechen sich durch die Schluchten des Ostghats: so Godaveri, Kistna oder Kuschna und Kaveri; Tapti ist hier der einzige (denn Nerbudda gehört Hindostan zu), welcher eine entgegengesetzte Richtung von O. bis W. nimt. Mit Ausnahme der Küstenländer liegt die Hauptmasse Dekans innerhalb der Hochmauern und bildet ein Tafelland von mäßiger Erhebung; dies ist zwar nicht höher als 3 bis 5000 Fuß, reicht aber hin, einen bedeutenden Unterschied in der Luftwärme und den organischen Naturerzeugnissen, im Gegensatze mit dem brennenden Küstenlande oder dem schwülen Gangesgebiete, nicht aber unter diesen Breitengraden eine der Entwickelung des Gewächslebens nachtheilige Kälte hervorzubringen. Im Binnenlande [6] unter 17° Br. geht die Wärme in den drei kältesten Monaten selten über 7° Cels., sinkt aber oft zu 1° hinunter; doch ist auch die Hitze in den andern Monaten nichts weniger als gelind und erreicht wol 32° [im März] [7] und darüber. Hat man die Grenzmauern überstiegen, so wird der, welcher nur das übrige Indien kennt, sich in eine andere Weltgegend versetzt glauben, so verändert ist hier alles: Luft, Jahreszeiten, Natur, Vegetation, ja der Mensch selbst. Wie die Ghats als Wetterscheiden in den beiden Küstenstrecken auf eine ganz eigenthümliche Weise die Witterung vermitteln, ist allgemein bekannt; der SW.-Munsun herrscht nämlich an beiden Küsten vom Mai bis Sept., bringt aber ganz entgegengesetzte Witterung hervor; in Malabar ist er anfangs mit Donner, immer mit ungeheuren Regengüssen begleitet, während Koromandel von einer unausstehlichen, austrocknenden Hitze leidet; derselbe Wind, der an jener Küste Thieren und Menschen ein erfrischendes, kühles, verjüngendes Frühlingsleben einhaucht, wird an dieser wie ein giftiger, glühender Samum gefühlt, dessen Dünste niemand ohne Lebensgefahr einathmen darf. Wenn aber im Oct. der NO.-Munsun eintrit, bringt er auf der Ostküste Regen, der doch ziemlich mäßig ist, auf der Westküste aber Dürre und Trockenheit mit. Das Binnenland dagegen nimt Theil an den Munsunen der beiden Küstenländer, hat also zwei Regenzeiten, aber der Niederschlag ist hier sanft, wie Europa's Frühlingsregen, und die gewöhnlichen Verrichtungen des Lebens werden dort, wie an den Küsten, nicht unterbrochen. Ein Hauptzug der Physiognomie des Binnenlandes ist kahle Nacktheit; es ist eigentlich kein Gebirgsland, doch auch keine lombardische Ebene, sondern

2) *Orme*, Hist. of military Transact in Indostan London 1763. T. I p. I. 3) *J. Franklin* in Transact. of the As. Soc. London 1826. Vol. I. p. 259. Diese Bergzüge heißen auch Ghats.

4) *Fr Buchanan*, Journey. T. II. p. 516. Ritter, Erdkunde. I. 766. 5) Auch im Schwedischen findet sich dasselbe Wort mit derselben Bedeutung vor. 6) Wallace, Denkwürdigk. von Indien. Frankf. 1826. S. 305. 7) Valenti's Reise. Th. 1. S. 461.

vielmehr eine große wellige Fläche, von niedrigen Bergketten und Hügeln durchzogen. Die Fruchtbarkeit ist nur mäßig, aber sie findet sich überall ein, wo die Bewässerung nicht fehlt. Dabei ist das Land weit gesunder als die Gestade. Auf der Hochebene gedeihen nicht mehr die hitzigen Gewürze Malabars, als Pfeffer und Zimmt, noch der Kokosnußbaum und der Bananus. Dagegen zeigen sich europäische Gemüse und Agrumen, wie Orangen und Granaten, Pfirsiche, Weintrauben, deren Cultur freilich eine größere Aufmunterung verdiente; überhaupt schickt sich das Land für europäische Landwirthschaft; es wird hier viel Reis gebaut, aber noch mehr Waitzen und Mais; Baumwolle und Zuckerrohr sind Stapelwaren. Indeß erinnern die Arecapalmen, der wildwachsende Ingwer, die Mangobäume, der hie und da gepflanzte Kaffeebaum an eine südliche Breite. Das Pferd, das in dem heißeren Indien schnell ausartet, gedeiht hier ziemlich gut, und ihm verdanken die Mahratten, wie noch die Sikhen am Indus, die Wahabiten Hindostans den Sieg auf ihren eiligen Räuberzügen. Freilich können sich die Mahratten selbst, die ehemaligen Herrscher des Hochlandes, nicht an Körpergröße, würdiger Haltung und kriegerischem Adel mit den Radschputen, den Bewohnern des Hochlandes Indiens, vergleichen; aber den schwächlichen, kleinmuthigen Bewohnern des Tieflandes gegenüber, sind sie ein stämmiger, ausdauernder Menschenschlag. — Die Halbinsel breitet sich zwischen 7° 56′ bis 24° 48′ nördl. Br. und zwischen 86° 9′ bis 104° 52′ östl. Länge aus, und enthält 24,740 geogr. QM. [8]), die von etwa 60 Mill. Menschen bewohnt werden. Die alte (mongolische) geographische Eintheilung besteht noch, wiewol mit häufig veränderten Grenzen; so zerfällt das eigentliche Dekan in folgende Provinzen [9]): Gundswana, Orissa, die nördlichen Circaren, Khandesch, Berar, Bider, Heiderabad, Aurungabad und Bedschapur; dann kommen die Provinzen im Süden von Kistnah: Canara, Malabar, Kotschin, Travankore, die Balaghaut (the Balaghaut ceded Districts), Meissur, Coimbatur, Salem und Barramahal, und Carnatik.

(*Palmblad.*)

DEKAPOLIS (Decapolitana regio, a numero oppidorum bei Plinius) lag auf der Ostseite vom Jordan, in dem weiten Bezirke von Peräa. Aus einer unrichtigen Auffassung von Mark. 7, 31. setzen andere den ganzen District auf die Westseite des Jordan, wogegen schon Lightfoot (Opera Tom. II. p. 417 sq.) aus Plinius und Josephus das Gegentheil behauptete, welches durch ein ausdrückliches Zeugniß des Eusebius [1]) unterstützt wird. Nur Skythopolis, welches entschieden diesen Städten beigezählt wird, lag auf der Westseite des Jordan. Doch ist es wahrscheinlich, daß diese Stadt in späterer Zeit beide Ufer des Jordan einnahm, und daß wenigstens ihr Gebiet auf der Ostseite des Flusses lag [2]), wodurch jede Schwierigkeit, welche den ausdrücklichen Zeugnissen entgegen zu stehen scheint, wegfällt. Dem Namen Dekapolis begegnen wir aber erst um die Zeit des N. T. und etwas später herab, bis endlich die bestimmtere Eintheilung der asiatischen Besitzungen in römische Provinzen (ganz Peräa wurde zu Arabia gerechnet) auch diesen Namen wieder bis auf wenige Spuren verdrängte. Zur Zeit der althebräischen Königreiche findet sich nichts davon, denn zu der Absonderung jener sogenannten Zehn-Städte gab der Umstand die Veranlassung, daß die aus dem Exil zurückgekehrten Juden jene Städte von Heiden (Syrer und Griechen) besetzt fanden, denen sie dieselben nicht zu entreißen im Stande waren, sondern sich nur geduldet neben denselben ansiedeln konnten [3]). Deutlich ist das Verhältniß noch zur Zeit der Makkabäer in Skythopolis 2. Makk. 12, 29 ff. Josephus nennt daher wenigstens Gadara und Hippos [auch Gaza] [4]) bestimmt Hellenenstädte (Antiq. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.), und die in der evangelischen Geschichte gegebene Notiz von der Schweinezucht der Gadarener (Mark. 5, 13. Luk. 8, 32.) ist ein unzweideutiger Beweis, daß die Stadt nicht blos von Juden bewohnt war. Es gelang zwar dem sonst schwankenden Waffenglücke des Alexander Jannäus, mehre der Dekapolitenstädte an sich zu bringen, namentlich Dium, Skythopolis, Gadara (Hippos, Gerasa), und die unglücklichen Bewohner von Pella mußten ihre Anhänglichkeit an die vaterländischen Götter mit der Zerstörung ihrer Stadt büßen (Jos. Antiq. 13, 15, 3. 4. vgl. B. J. 1, 4, 2. 8.). Allein Pompejus trennte sie wieder vom jüdischen Reiche, gab sie ihren früheren Besitzern zurück, stellte sie unter die Eparchie von Syrien und machte sich, mit Gabinius, vielfach um die Wiederherstellung derselben verdient (Ant. 14, 4, 4. B. J. 1, 7, 7. 8, 4.). Später erhielt Herodes mit mehreren Küstenstädten auch einige von Dekapolis (Gadara und Hippos Ant. 15, 7, 3. vergl. 10, 2.), allein nach dem Tode des Herodes trennte Augustus diese Hellenenstädte auf immer vom jüdischen Reiche, und sie blieben unter römischer Oberherrschaft (Ant. 17, 11, 4. B. J. 2, 6, 3.). Noch im letzten römisch-jüdischen Kriege zeigt sich die jüdische Bevölkerung der Dekapolitenstädte als der bei weitem schwächere Theil, und die meisten dieser Städte werden, angefeindet von den Juden (Jos. vita c. 9. 65. 74.), Schauplätze gegenseitiger blutiger Gräuelthaten, welche die verzweifelte Nation bis zu ihrem Untergange begleiteten (B. J. 2, 18, 1. 3—5.). Die Dekapolis hat übrigens nie eine zusammenhängende Landschaft ausgemacht, wenn gleich jede Stadt ein besonderes Stadtgebiet mit dazu gehörenden Dörfern (Jos. vit. 9.) besessen hat. Die Zehn-Städte bilden nur ein Ganzes in Bezug auf gewisse Gerechtsame und Vorzüge, welche sie, ungewiß, ob schon von den syrischen Königen, entschieden aber von den Römern genossen. Sie lagen in einer schönen, fruchtbaren

8) Hassel vollst. Handb. d. Erdbeschr. Weimar 1822. Th. XIV, S. 360. 9) *W. Hamilton*, Descript. of Hind. II. p. 1., dessen East-Ind. Gazetter. I. 483.

1) S. dieses mit anderen aus Plin., Joseph. und Epiphan. bei Reland Paläst. S. 203. und Wetstein zum N. T. Th. 1. S. 284.

2) S. Mannert Geogr. der Gr. und R. Th. 6, 1. S. 230. (2. Ausg.) vergl. mit S. 251., Röhr Palästina. S. 146 f. 3) S. Talmud bei Lightfoot a. a. O. S. 412. §. 2. 4) Nicht Gerasa, wie fälschlich Rosenmüller Handb. der bibl. Alterthumskunde. Bd. 2, 2. S. 12. angibt.

(geschätzt sind die kleinen Oliven von Dekapolis, Plin. N. H. 15, 4.) Gegend und zeichneten sich vor andern durch Bevölkerung, Betriebsamkeit, durch hellenische Sitten, Cultus und griechischen Kunstsinn aus. Daher entstanden in diesen Städten seit Pompejus die herrlichsten Bauten, Amphitheater, Tempel, Bäder, Säulenhallen und andere Produkte der Architektur (mit Inschriften aus Hadrians und Mark Aurels Zeit), deren großartige Überreste, trotz aller Verwüstungen im Mittelalter, immer noch den Forscherfleiß Seetzens, Burkhardts und Buckinghams auf überraschende Weise zu belohnen im Stande waren. Kein Wunder daher, wenn sich auch andere Städte anzuschließen suchten. Zu dieser Annahme scheint theils das Schwanken zu berechtigen, welches über die Anzahl der hieher zu ziehenden Städte schon Plinius (N. H. 5, 16.) angibt, theils der Umstand, daß Stephanus Byzantinus (unter Gerasa) wirklich τεσσαρεσκαιδεκαπολις gebraucht, was Salmasius (ad Solin. p. 435.) ohne hinreichenden Grund emendirt wissen will. Zugleich geht aber auch hieraus die Unmöglichkeit hervor, alle jene Städte bestimmen zu können, welche man ehedem zu Dekapolis gerechnet hat. Nach Plinius [5]), welcher die gewöhnlichste Ansicht geben will, erstreckt sich Dekapolis sehr weit nach Norden, denn er rechnet nicht bloß 1) Damaskus, sondern auch 2) Rhaphana, bei andern Raphanea [6]), am nördlichen Ende des Libanon dazu. Die südlichste Ausdehnung gibt 3) Philadelphia, auch von Josephus B. J. 2, 18, 1. neben andern Dekapolitenstädten genannt, gegen welche sich die empörten Juden wandten. Ferner rechnet Plinius hieher 4) Skythopolis, das alte Beth-Schean, die südlichste Grenzstadt von Galiläa (Jos. B. J. 3, 3, 1.), nach Josephus die größte Stadt in Dekapolis (B. J. 3, 9, 7.), woraus hervorzugehen scheint, daß er Damaskus nicht mit zuzählte. 5) Gadara und 6) Hippos, wahrscheinlich Susitha der Talmudisten, dessen Einwohner zum größten Theile aus Heiden bestanden (s. Lightfoot a. a. O. S. 226. 418.). Beide Städte werden auch von Josephus zu Dekapolis gezählt; denn als Justus von Tiberias die Dörfer der genannten Städte abgebrannt hatte (vita 9.), so beschweren sich die Einwohner der Dekapolis darüber beim Vespasian (ebend. 65. 74). 7) Dion, Stadt Cölesyriens bei Stephan., wird von Josephus wenigstens oft neben Gadara genannt. 8) Pella, Grenzstadt von Peräa bei Josephus B. J. 3, 3, 3., deutlich von Epiphanius (adv. haer. I. 30, 2., de mens. et pond. c. 15.) zu Dekapolis gerechnet. 9) Gerasa (nicht Galasa), zu dieser Städtezahl von Stephan. Byz. gezählt, vergl. mit Jos. B. J. 2, 18, 1. u. a. 10) Canatha, bei Jos. B. J. 1, 19, 2. Stadt Cölesyriens. Aus Ptolemäus (5, 15.), der die meisten dieser Städte, theilweise entstellt, ebenfalls unter Cölesyrien nennt, läßt sich für die Bestimmung von Dekapolis nichts gewinnen, da der Zusatz in einigen Mscpt., durch welchen Ptolemäus ohnehin 18 Ortschaften hieher rechnen würde, nicht hinlänglich sicher gestellt ist, zumal dieses ganze Capitel vielfache Corruptelen erlitten hat. Es muß daher auch dahin gestellt bleiben, so wahrscheinlich es an sich ist, ob Ptolemäus Capitolias zu Dekapolis gerechnet habe, welches Mannert (S. 249.) unbedingt dahin zieht. Den meisten Anstoß in dem Kataloge des Plinius gaben aber immer Damaskus und Rhaphana, und man ist vielfach bemüht gewesen, andere Städte an die Stelle derselben zu setzen. Lightfoot (S. 419 f.), sich stützend auf talmudische Stellen, schlägt vor Kaphar-Zemach, Beth-Gubrin, Kaphar-Karnaim und Cäsarea Philippi zu Dekapolis zu rechnen; Cellarius (II. 649.) stimmt für Cäsarea Philippi und Gergesa; Mannert (S. 254.) will außer Capitolias noch Gadora oder (mit d'Anville) Abila hieher ziehen; andere noch anders. Es ist übrigens möglich, daß mehre der hier vorgeschlagenen Städte zu Dekapolis gehört haben, und wahrscheinlich, wenn die oben geäußerte Vermuthung wahr ist. (*Tuch.*)

Dekaprotoi s. Decemprimi.

DEKATEPHOROS, Beiname Appollons zu Ägina, entweder weil ihm der zehnte Theil von der Kriegsbeute gebracht wurde, oder weil seine, ägyptischen Schnitzbildern gleichende, Bildsäule aus dem Zehnten einer Beute errichtet war (Paus. 1, 42.). (*H.*)

DEKELEIA, Stadt in Attika, unweit des Parnes, 120 Stadien von Athen und ebenso weit von der böotischen Grenze entfernt [1]), gehörte nach dem Mythos zu den von Kekrops gegründeten 12 Städten [2]) und behauptete als solche ihre Unabhängigkeit, bis Theseus ganz Attika zu einem State umformte [3]). Als die Tyndariden ihre von Theseus geraubte Schwester Helena wieder aufsuchten, verriethen die Dekeleer den Aufenthalt derselben und erhielten zur Belohnung dafür von den Spartanern verschiedene Vergünstigungen und Ehrenbezeugungen, die ihnen in der ersten Zeit des peloponnesischen Krieges noch zum Vortheile gereichten, indem die Spartaner ihre Stadt verschonten [4]). Im 19ten Jahre des peloponnesischen Krieges befestigte Agis, des Archidamos Sohn [5]), auf den Rath des Alkibiades, der damals als Verbannter in Sparta lebte [6]), Dekeleia und fügte den Athenern von dort aus großen Schaden zu, theils durch häufige Excursionen in Attika, theils durch Hemmen der Communication mit Euböa, welches den Athenern einen großen Theil ihres Getreidebedarfs lieferte [7]). Daher heißt auch die zweite Hälfte des peloponnesischen Krieges der dekelische Krieg, wie die erste von dem Urheber desselben den Namen des Archidamischen erhalten hat [8]). — Unter den Produkten von Dekeleia zeichnete sich besonders der Weinessig aus [9]). — Als Demos gehörte es zu dem Stamme Hippothoontis.

(*Dr. Grotefend.*)

---

5) Der Text der Stelle ist aber mehrfach corrumpirt, worüber *Salmasius* ad Solinum S. 435. gelehrt commentirt hat. 6) S. Wesseling zu Hierokles. S. 712. Mannert a. a. O. S. 336.

1) Thukyd. VII, 19. 2) Strabo IX, 1. 20. S. 619. 3) Thukyd. II, 15. 4) Herodot. IX, 73. und Wesseling zu dieser Stelle. 5) Thukyd. VII, 19. 6) Thukyd. VI, 91. VII, 18. Cornel. Nep. Alkib. 4. 7) Thukyd. VII, 27 ff. Xen. Hellen. I, 1, 33. Diodor. Sik. XIII, 72. 8) Demosth. gegen Eubul. S. 1302. und unter den Lexikographen bes. Etymol. magn. und Lex. Seguer. s. v. Δεκελεικὸς πόλεμος. 9) Athen. Deipnos. II, 67. e.

DEKEN, Agathe, eine ausgezeichnete holländische Dichterin und Verfasserin mehrer Romane, die nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch außer demselben mit besonderem Beifall aufgenommen sind und zu den vorzüglichsten Originalwerken und Zierden der holländischen Nationalliteratur in neuerer Zeit gehören. — Sie ist schon einmal in diesem Werke vorgekommen, nämlich in Gemeinschaft mit Elisabeth Bekker (s. dies. Artikel, Sect. I. Th. VIII. S. 396.), und ist hier nur nachzuholen, was besonders ihre Person betrifft. Sie war geboren im J. 1741 am 10. December in der Nähe des Dorfes Amstelveen, unweit der Stadt Amsterdam. Ihre Eltern waren wohlhabende Landleute, die aber durch Unglücksfälle herunterkamen und in Armuth starben, indem sie ihre Tochter, kaum drei Jahre alt, hilfsbedürftig zurückließen. Hierauf nahmen die Vorsteher des Waisenhauses der Rhynsburger Kollegianten, einer kleinen protestantischen Nebensekte in Holland, wozu indeß Agathens Eltern nicht gehört hatten, blos aus edelmüthigem Mitleid das verlassene Kind in diese zu Amsterdam befindliche Anstalt auf und ließen es sorgfältig erziehen und unterrichten. Ihr Charakter erhielt hier eine so ernste und fromme Stimmung, und in ihrem Gemüth wurzelten die Grundsätze der strengen Moral, die ihre Schriften aussprechen, zugleich aber gewann sie bei den freisinnigen Kollegianten in den Glaubenslehren die liberalen Ansichten, wovon ebenfalls ihre Schriften zeugen. Schon als Waisenmädchen gab sie besondere Beweise von einer vorzüglichen Liebe und Anlage für die Dichtkunst, so daß dadurch einige der vornehmsten Glieder der Amsterdamer literarischen Gesellschaft Diligentiae omnia sich bewogen fanden, ihr zu ihrer ferneren geistigen Ausbildung behilflich zu seyn. Im Verfolg kam sie als Gesellschafterin zu einer Jungfrau Maria Bosch, deren Eltern sie zum Beistand dieser ihrer kränklichen Tochter zu sich ins Haus nahmen. Die beiden jungen Frauenzimmer harmonirten ganz an Geist und Gesinnung, und Maria, ebenso sehr als Agathe, liebte und übte die Dichtkunst. So lebten sie in zarter Frömmigkeit und gegenseitiger Liebe einige Jahre zusammen und beschäftigten sich mit religiöser Poesie, bis Maria im J. 1773 in einem Alter von 32 Jahren starb. Agathe gab hierauf im J. 1775 von ihren und ihrer verstorbenen Freundin Gedichten eine Samlung heraus, unter dem Titel: Stichtelyke (erbauliche) Gedichten van M. Bosch en A. Deken, die sehr günstig aufgenommen wurden. Agathens Gedichte in dieser Samlung tragen das Gepräge eines ernsthaften Gemüths und einer aufrichtigen Frömmigkeit; sie sind geist- und herzvoll und andachterweckend. Ausgezeichnet darunter sind: Eusebia, of the godvruchtige Dienstmaagd, worin sie sich selbst schildert und ein Trauergedicht auf den holländischen Historiographen Jan Wagenaar (st. 1773). Sehr rührend besingt sie auch das Krankenbette und fromme Ende ihrer Freundin Maria. — Nach deren Tode lebte sie eben nicht in günstigen Umständen; doch wurde ihr der erlittene Verlust wieder vergütet, indem sie von der Witwe des Predigers Wolff, Elisabeth Bekker, nach dem Absterben ihres Mannes 1777 am 29. April eine Einladung erhielt, um ihr Verfolg ihre Gesellschafterin zu seyn. So begab sie sich alsbald zu derselben und lebte mit ihr zusammen in der innigsten Freundschaft, erst in Ryp und dann mehre Jahre in Beverwyk, auf dem angenehmen Landhause Lommerlust. Obgleich beide von großen Geistestalenten, waren sie von einem sehr verschiedenen, fast contrastirenden Charakter; die Wolff war lebhaft, fröhlich und zur Satyre geneigt, die Deken dagegen sanft und ernsthaft. Dennoch lebten diese beiden Frauenzimmer 28 Jahre lang in einer ungestörten Harmonie und fast beispiellosen, treuen Freundschaft. — In diesem schönen Zusammenleben wurden sie die Schöpferinnen des holländischen Originalromans, und schrieben mit einander die in dem Artikel Bekker angeführten Werke. Zugleich aber verfaßte die Deken auch einige Stücke ganz allein und für sich besonders, namentlich: de Tranen, gestort voor Bellamy; de voorregten van den Godsdienst, und noch andere, die alle sehr verdienstlich sind. Auch sind, außer diesen durchaus eigenen Arbeiten der Deken, von den von ihr und ihrer Freundin gemeinschaftlich verfaßten Werken die Brieven van Abraham Blankaart, wo nicht ganz, doch größtentheils von ihr, und ebenso die naiven, froh- und durchaus reinsinnigen Oeconomische Liedjes. Haag 1782. 3 Bände. 8.

Zur Zeit der holländischen Mißhelligkeiten zwischen dem Erbstatthalter Wilhelm V. und den sogenannten Patrioten, hielten Agatha und ihre Freundin es mit den letzteren und führten auch gelegentlich für sie die Feder. Als nun im J. 1787 die Preußen in Holland einrückten, hielten sie es für rathsam, mit andern Gegnern der statthalterischen Partei nach Frankreich auszuwandern. Sie nahmen ihren Aufenthalt in Trevoux und lebten daselbst sehr angenehm, besangen auch die dortige Gegend in einigen malerischen Gedichten, die im J. 1789 im Haag unter dem Titel: Wandelingen door Bourgogne ans Licht traten. Als aber nachher in Frankreich die Schreckensperiode erfolgte und auch an ihrem sonst stillen und friedlichen Aufenthaltsorte die Guillotine ihr blutiges Spiel trieb, kam insbesondere die Wolff in große Gefahr. Sie wurde vor den Blutrath gefodert und entging nur durch ihre große Geistesgegenwart und gewandten Antworten dem Mordbeil. Zugleich hatte ein treuloser Freund in Holland, dem die Wolff ihr ganzes bedeutendes Vermögen, und auch die Deken ihre ganze zu Geld gemachte Habe anvertraut hatte, sie beide auf eine trügerische Weise darum gebracht, so daß sie in Frankreich, wenn nicht eine dort gefundene, treue und edle Freundin sich ihrer freundlich und thätig angenommen hätte, in die äußerste Verlegenheit gerathen wären.

Nach der in Holland im J. 1795 erfolgten Umwandlung der Dinge kehrten sie dahin zurück und nahmen ihren Wohnsitz im Haag. Doch war das Vaterland ihnen seit der langen Abwesenheit fremd geworden; ein neues Geschlecht war aufgetreten, das der französischen, wie nicht weniger der neuen batavischen Freiheit huldigte, daran die beiden Freundinnen eben keinen Geschmack fanden. Zu ihrer vormaligen literarischen Thätigkeit verging ihnen dadurch die sonstige Lust, die erlittenen Widerwärtigkeiten hatten ihren Geist getrübt, auch begann

nen bereits die körperlichen Kräfte zu sinken. Die Wolff beschäftigte sich blos mit Übersetzen, doch lieferte die Deken auch seitdem noch einige ursprüngliche Werke, namentlich: Myne Offerhande aan het Vaderland, noch immer lesenswerth; Liederen voor den Boerenstand, Leyden 1804. 8., die als klassisch betrachtet werden, und zuletzt Liederen voor Kinderen, nicht lange vor ihrem Tode. Auch erhielt von ihr das neue Gesangbuch der Mennoniten zu Haarlem (Christelyke gezangen en liederen) mehre treffliche Beiträge. In allen diesen Stücken entfalten sich wahre dichterische Anlagen, eine sanfte, ernsthafte Gemüthsstimmung und eine innige Frömmigkeit.

So verlebten die beiden Freundinnen ihre letzten Jahre in stiller herzlicher Gemeinschaft, bis endlich der Tod zuerst die Wolff aus den Armen der Deken wegriß, den 5. November 1804. Die letztere wurde dadurch so tief in ihrem innersten Leben erschüttert, daß man ihren Tod als eine Folge davon ansehen muß. Anfangs war sie gelassen und schien ruhiger, als die Freunde dachten, die sie trösten wollten; aber schon der folgende Tag warf sie auf das Krankenbette; schnell schwanden ihre Kräfte, und sie starb bereits am neunten Tage nach ihrer Freundin, am 14. November 1804, worauf sie zwei Tage nachher auf dem Kirchhofe zu Scheveningen an der Seite derselben beerdigt wurde. Sie zeichnete sich ebenso sehr durch ihr edles Betragen, durch ihr reines Herz, durch ihre ungeheuchelte Frömmigkeit und allgemeines Wohlwollen aus, als durch die vorzüglichen Anlagen ihres Geistes. Ihr Verhalten als Freundin war musterhaft und ist über alles Lob erhaben. Sie begleitete die Wolff in die weite Fremde, theilte ihre Bedürfnisse und Schicksale, verließ selten ihr Krankenlager, versagte sich alle Vergnügungen, und in dem Maß, worin die Leiden ihrer Freundin zunahmen, mehrte sich ihre Treue. Sie hatte aber auch die Freude, ihre Liebe durch die herzlichste Zuneigung und Dankbarkeit erwiedert zu sehen. Sie gehörte zur reformirten Confession, doch mit weniger strengen dogmatischen Ansichten. Die Abtheilung der batavischen Gesellschaft für Sprache und Dichtkunst zu Amsterdam feierte am 14. März des nächstfolgenden Jahres das Gedächtniß der beiden verdienstvollen vaterländischen Dichterinnen, wobei der remonstrantische Professor Kongnenburg ihnen eine Lobrede hielt, und der geist- und geschmackvolle Dichter M. C. van Hall ein schönes Gedicht vortrug. Und allerdings verdient Agathe Deken nicht nur als eine der verdienstlichen Schöpferinnen des holländischen Romans, sondern auch als sittliche, fromme und reine Religions- und Volksdichterin in ihrem Vaterlande ein fortdauerndes Andenken und einen hohen Nachruhm *).

(*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

Dekeris s. Schiff.
Dekka s. Dakka.

DEKKER de, Jeremias, ein berühmter holländischer Dichter, aus der Zeit des frühern Aufblühens der holländischen Poesie, in dem ersten Jahrhundert der jungen selbständigen Republik, nach Beendigung der Revolution, welche die vereinigten Niederlande von Spanien trennte. Solche entscheidende Zeiten pflegen auch einen besonderen Aufschwung des Geistes nach sich zu ziehen und neue Blüthen der Literatur und der Kunst zu erzeugen. Holland besaß bis zu jener Epoche nur platte Reimereien, durchspickt mit fremden Worten, oder sonstige, zum Theil unverständliche Lehrgedichte, in welchen nur hin und wieder einige wenige echt poetische Funken durchschimmern. Nun aber, in der ersten, kräftigen Jugendperiode der neuen holländischen Republik, traten in derselben mehre Männer auf, die sich in Poesie und Prosa als talentvolle Schriftsteller auszeichneten. Die Grundlage dieser früheren ästhetischen Bildung in Holland waren die alten griechischen und römischen und insbesondere auch die neuern italiänischen Klassiker. — Zu den vorzüglichsten Männern aus jener Periode gehört Jeremias de Dekker, ein damals ausgezeichneter Dichter. Alle seine Werke tragen das Gepräge einer echt poetischen Anlage und eines gereinigten Geschmacks, und man rechnet ihn zu den klassischen holländischen Dichtern seiner Zeit.

Er war geboren zu Dortrecht, im Jahr 1609 oder 10. Sein Vater Abraham de Dekker war gebürtig von Antwerpen (1582) und stand erst im Militärdienst, worin er die Stadt Ostende gegen den Erzherzog Albert drei Jahre lang mit vertheidigte. Dann nahm er die reformirte Religion an, verheirathete sich mit Maria van den Beemden, und ließ sich erst zu Dortrecht, dann zu Amsterdam als Krämer nieder, worauf er endlich an letzterem Orte Mäkler wurde. Er verstand Lateinisch, war mit der Geschichte vertraut, und ein Mann von Belesenheit, Geschmack und erprobter Bravheit. Viel Sorge wandte er auf die Erziehung seiner sechs Kinder, und insbesondere auch auf die Ausbildung seines ältesten Sohns Jeremias, der schon sehr früh poetische und sonstige besondere Geistesanlagen verrieth. Er suchte ihn bereits in der ersten Jugend auch zu merkantilischen Geschäften anzuleiten, womit sich indeß der Sohn nicht begnügen wollte. Vielmehr beschäftigte sich dieser in seinen Nebenstunden mit wissenschaftlichen Studien, wobei zugleich auch sein Vater ihm Führer war, und insbesondere lernte er ohne alle Anleitung und blos durch Bücher, die lateinische, französische, italiänische und engländische Sprache, und übte sich darin durch Übersetzen, unter andern auch der Geschichte des Älius Sejanus von P. Matthieu, die er nachher verbesserte und 1661 herausgab. Zugleich suchte er seine Muttersprache gründlich kennen zu lernen und schrieb zu seinem eigenen Gebrauch eine holländische Grammatik. Er besaß einen lebhaften Verstand und ein ungemein starkes Gedächtniß; aber das

*) Quellen: *Witsen-Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters. I. Deel. Amsterd. 1821. p. 351. II. Deel, Amst. 1822. p. 142. etc. VI. Deel. Amst. 1827. p. 544. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek II. Deel, Zütph. 1821. p. 300.

vorherrschende und am meisten entwickelte Element seiner Individualität war das Gefühl. Ungeachtet seiner großen Liebe zu den Wissenschaften, mußte er, da sein Vater älter wurde und kränkelte, die Sorge für den Bestand des Hauswesens fast ganz allein wahrnehmen, und verrichtete deswegen auf die Freuden des ehelichen Lebens. Seine vorzüglichste Nebenbeschäftigung war indeß die Dichtkunst. Sein erstes größeres Produkt in derselben war eine Bereimung der Klaglieder des Jeremias. Dann folgten Übersetzungen aus dem Horaz, Ovid, Lucrez, Juvenal, Persius, Martial, Auson, Sannazar, Prudenz, Buchanan und Owen. So wie das Gefühl den vorzüglichsten Theil seines Temperaments ausmachte, so wurde es auch der Hauptcharakter seiner Gedichte. Er nährte es insbesondere an der zarten Flamme der Liebe zu seinen Eltern und Geschwistern, und an dem Altar der Religion. Daher sind seine schönsten Gedichte diejenigen, die seine Familienverhältnisse betreffen, unter andern eine Elegie auf den Tod seines Vaters (1658), an seine Mutter gerichtet, und ganz vorzüglich eine Elegie an seinen Bruder, da dieser zu Batavia gestorben war. Beide Gedichte sind höchst rührend und im Ausdruck meisterhaft, sind auch von dem Prof. Siegenbeek in Leiden, in seinen Proben der niederteutschen Dichtkunst, als Muster mit aufgenommen. Besonders schön sind auch seine Gedichte auf den Tod Christi, unter dem Gesamttitel: de goede Vrydag (der Charfreitag); sowie auch ein paar andere innig gefühlte Poesien, betitelt: Morgenstord (die Morgenstunde) und Lentelied (Frühlingslied). Bei seinem empfindungsvollen Gemüth empörte ihn die harte Behandlung der Waldenser in Piemont, und mit sehr starken, kräftigen Farben schrieb er ein Gedicht über die Verfolgung derselben, das auch zu seinen schönsten lyrischen Arbeiten gehört. So wie er sich nun als Elegiker und Lyriker auszeichnete, so gelangen ihm auch verschiedene satyrische Gedichte und Epigramme. Zu den ersteren und besten derselben gehört sein Lof der Geldzucht, ein musterhaftes Seitenstück zu des Erasmus Lob der Narrheit, worin die Geldbegierde, wie bei Erasmus die Narrheit, redend eingeführt wird und den Werth des Geldes ironisch beweiset. Auch seine Epigramme, 740 an der Zahl, obgleich nicht zu seinen vorzüglichsten Erzeugnissen zu rechnen, tragen dennoch den Stempel des wahren, ursprünglichen Dichters und fanden zu ihrer Zeit viel Beifall. Auch Sonette hat er geschrieben, die zum Theil nur schwach sind, wovon aber doch einige sich durch Genialität auszeichnen, z. B. ein Sonett an den Prinzen Moriz. Alle seine Gedichte haben außer der tiefen Empfindung, wodurch sich die meisten auszeichnen, für seine Zeit eine ungemeine Eleganz, die sonst, wie bekannt, im 17. Jahrhundert, im Gebiet der schönen Wissenschaften zu den Seltenheiten gehörte.

De Dekker war nicht sehr geneigt, seine Gedichte drucken zu lassen. Doch gab er endlich auf Zureden mehrer Freunde im J. 1656 eine Samlung derselben heraus, gedruckt zu Amsterdam bei Colom. Sie war bald vergriffen und ist jetzt sehr selten, so daß sie in Holland auf Auctionen um einen hohen Preis verkauft wird. Es folgten 1659 und 1702 neue und vermehrte Ausgaben. Die beste ist unter dem Titel: Rymoefeningen van *de Decker*, door M. Brouerius *van Nidek*, met het leven des Dichters. Amst. 1726. 2. Thl. 4.

Dekker starb im J. 1666, sowol wegen seines moralischen Charakters, als auch wegen seines vorzüglichen Dichtertalents und der daraus hervorgegangenen poetischen Werke eine besondere, schöne Erscheinung seiner Zeit *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DEKKER (Künstler). 1) Franz, geb. zu Harlem 1684, wurde von Romeyn de Hooghe und Bartolomeo Engels in der Malerei unterrichtet. Unter den vielen Bildnissen der angesehensten Personen seiner Vaterstadt, welche er verfertigte, ist die Tafel der Regenten im großen Pfrundhause sein vorzüglichstes [1]). — Jacob de D., in den Niederlanden geboren, erhielt in Rom, wo er sich ausbildete, den Namen Guldenreigen [2]). — 3) Johann, ein Niederländer, dessen Geburtsort und Jahr unbekannt sind, war ein trefflicher Landschaftsmaler; sein Colorit ist wahr, die Wirkung gut und die Behandlung kräftig. — Von Cornelius Dekker wissen wir nur, daß er schöne Landschaften malte, die Figuren aber von andern Künstlern ausführen ließ [3]). (*A. Weise.*)

DEKNATEL, Johannes, ein gelehrter Theolog der Mennoniten, dergleichen in der ältern Geschichte dieser kleinen Kirchengesellschaft, an deren Entstehung Fanatismus, übertriebener Religionseifer, einseitige Vorstellungen und Mangel an gründlichen Kenntnissen einen großen Antheil hatten, sich nicht sehr viele besonders hervorgethan haben. Die meisten Prediger unter den Mennoniten in älterer Zeit waren unstudirte Personen, nur Männer von einer vorzüglichern religiösen Kunde und Begeisterung, größtentheils durch sich selbst gebildet. Nur einige wenige besaßen Sprach- und wissenschaftliche Kenntnisse. Zu diesen gehörte Deknatel. Er wurde geboren zu Norden in Ostfriesland im Jahr 1697. Sein Vater war ein dortiger Bürger, zu der mennonitischen Gemeinde gehörend, die sich daselbst schon im 16. Jahrhundert neben der großen lutherischen Hauptgemeinde gebildet hatte, und auch noch jetzt, obgleich sie nur klein ist, in verschiedenen, zum Theil wohlhabenden Mitgliedern ungestört fortdauert. Deknatel widmete sich dem geistlichen Stande und besuchte zu dem Ende in seiner Geburtsstadt die dortige lateinische Schule, welcher damals der Magister Leutholf, ein Mann von ausgezeichneter Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, als Rector vorstand. Dann studirte er in den Niederlanden bei den mennonitischen Lehrern, die mit wissenschaftlichen Kenntnissen ihres Fachs versehen waren, und

*) Quellen: *Witsen - Geysbeek* Biographisch Woordenboek der nederduitsche Dichters II. Deel. Amsterd. 1822. p. 114. etc. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zutphen 1821. p. 302. — und andere zerstreute Notizen.

1) *van Gool* T. 2. p. 49. 2) *Houbraken* T. 3. p. 102. 3) Mannlich Beschr. der Gemäldes. zu München x. T. 1. p. 125.

einzelne, zum geistlichen Stande bestimmte Jünglinge ihres Glaubens unterrichteten. Er wurde, nachdem er in einigen kleinern Gemeinden das Lehramt verwaltet, zuletzt Prediger bei der mennonitischen Gemeinde zu Amsterdam, der größten und blühendsten seiner Kirchengesellschaft, wo er sich auch mit dem Unterrichte der Jünglinge von seiner Kirchengesellschaft, die Prediger werden wollten, beschäftigte, zu welchem Unterricht im Jahr 1735 zu Amsterdam ein eigenes theologisches Seminarium errichtet wurde, woran denn seitdem auch Delnatel einer der ordentlichen Lehrer war. Er starb daselbst 1759 am 22. Januar. — Außer verschiedenen Predigten schrieb er: Aanleiding tot het christelyke Gelove, 1747; und Menno Simons in 't Kleine, 1753 †). (Dr. Gittermann.)

DELA. Unter diesem Namen stellte Adanson diejenigen Arten der Pflanzengattung Athamanta als besondere Gattung auf, deren Früchte haarig und tief gefurcht sind. Haller und Mönch begriffen sie unter dem Namen Libanotis. (A. Sprengel.)

DELAHAYE, Guillaume Nicolas, einer der vorzüglichsten französischen Landkartenstecher, war 1725 zu Paris geboren, wo sein Vater dieselbe Kunst trieb und der Lehrer seines Sohnes wurde. Von diesem hat man gegen 1200 Karten und Plane, die wegen ihrer Genauigkeit, Reinheit, der geschmackvollen Einrichtung und des ganzen gefälligen Ansehens allgemeinen Beifall fanden. Er hat alle Karten zu d'Anville's Werken gestochen, und dieser berühmte Geograph zeichnete ihn vor Andern aus. Der Atlas von Mannevillette und der größte Theil von Robert de Vaugondy's Karten sind ebenfalls von ihm gestochen. Ferner die Plane der Campagnes de Maillebois en Italie, die Karte der Alpen von Bourcet, der Grenzen zwischen Frankreich und Piemont, der Diöcese von Cambray, des Waadtlandes, des Genfergebiets ꝛc. Das Meisterwerk, die große Carte des chasses du roy aux environs de Versailles, hat er angefangen. Als er den 25. Februar 1802 zu Charenton starb, hinterließ er mehre geschickte Schüler, die rühmlich in seine Fußstapfen traten *). (Baur.)

Delambre s. die Nachträge zu D.

Delametherie s. Metherie.

DELANY, Patrik, ein irländischer Gottesgelehrter, Sohn eines armen Pachters, geboren um 1680, kam in das Trinitatis-Collegium zu Dublin, erhielt eine Lehrstelle an demselben und wurde Doctor der Theologie. Eine Zeitlang bekleidete er das Amt eines Kanzlers der beiden Kathedralkirchen zu Dublin, legte aber diese Stelle wegen Streitigkeiten nieder und lebte von einer Präbende der Kathedralkirchen, bis er 1768 starb. Unter den Gottesgelehrten seiner Zeit stand er wegen seiner gründlichen Kenntnisse und als Vertheidiger der Offenbarung gegen die Angriffe Tindals, Morgans, Bolingbrokes und anderer Freidenker in Achtung und Ansehen, konnte aber über die Gegner um so weniger einen Sieg erlangen, da er zu beweisen suchte, daß Alles wichtige und würdige Bestandtheile der göttlichen Offenbarung wären, was die Bibel von Isaaks Opferung, von Jakobs Arglist, von Josephs Unschuld, von Bileams Eid, von Davids Verbrechen, von Paulus Mantel ꝛc. erzählt. Seine Beurtheilungskraft stand daher mit seiner Gelehrsamkeit in keinem richtigen Verhältniß. Die bekanntesten unter seinen Schriften sind: Revelation examin'd with candour. Lond. 1732; 1735. Vol. II. 8. Teutsch v. H. C. Lemker. Lüneb. 1738. 8. Reflexions upon polygamie. Lond. 1737. 8. Teutsch. Danzig 1742. 8. Historical account of the life and reign of David, King of Israel, interspersed with various conjectures, digressions and disquisitions. Lond. 1740. Vol. III. 8. Teutsch (mit vielen Anmerkungen) von C. E. v. Windheim u. Vorr. von Mosheim. Hannov. 1748. 3 Bde. 8. Als Prediger wurde er vorzüglich geschätzt, und seine Sermons (1744; 1754) sind auch ins Teutsche übersetzt worden von J. D. Miller. Leipz. 1747. 8. Mit Swift stand er in freundschaftlicher Verbindung, und in dessen Werken findet man auch einige Gedichte von ihm. — Seine zweite Gattin, eine Tochter des Lord Landsdown, zeichnete sich als Malerin aus. Man hat von ihr eine Flora oder Samlung von 980 sehr gut gemalten Pflanzen *). (Baur.)

DELARIA. Eine von Desvaux (Annal. des sc. nat. IX. p. 404.) gestiftete Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Leguminosen (Gruppe der Sophoreen) und der ersten Ordnung der zehnten Linnéischen Klasse. Char. Der Kelch fünfzähnig, scheidenartig, verwelkend; der Wimpel der Schmetterlingscorolle größer als die übrigen Blättchen, meist offenstehend; der Fruchtknoten gestielt oder ungestielt; die Narbe spitz; die Hülsenfrucht lang, wenigsamig. Die beiden Arten, welche Desvaux kennt, sind Sträucher mit abwechselnden, einfachen Blättern. 1) D. ovalifolia Desv. (l. c. t. 52., Cassia simplicifolia Desv. journ. de bot. 1814. p. 72.) in Brasilien und 2) D. pyrifolia Desv. (l. c. t. 53.) in Guinea. (A. Sprengel.)

Delas s. Diala.

DELATIO, DELATORES. Beide Ausdrücke sind abzuleiten von deferre nomen, eigentlich den Namen (eines Andern) angeben beim Prätor, um die Befugniß zu einer gerichtlichen Klage gegen denselben zu erhalten; erfolgte diese Befugniß, nahm der Prätor den Namen (und damit also die Klage) an, so begann der Rechtsstreit oder Proceß [1]). Insofern auf diese Weise die *Delatio* (nominis) eine Klage bewirkte, wird dann der Ausdruck auch für die Anklage selber genommen, in ähnlicher Weise wie *postulatio* und *postulare* [2]). Der Ausdruck *Delator* findet sich besonders häufig in den spä-

†) Quellen. Reershemius Ostfriesländisches Predigers Denkmal. Aurich 1765. S. 609. — *Rahusen* Lyk- en Kerk-Reede ter Gedachtenis van Marcus Arisz. Aurich 1785. p. 47. 48. — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütphen 1821. p. 390.

*) Gaspari's u. Bertuchs geograph. Ephemer. 1802. Jul. 71. Biogr. univ. T. X. (von Auguis).

*) Götters gel. Europa. 3. Th. 430. Beiträge zur Gesch. d. Gelehrs. 3. Th. 239. Lemkers Vorr. zu der oben gen. Übers.

1) S. Clav. Cic. s. v. deferre. Vom Prätor, welcher die Klage annimt, heißt es dann: recipit nomen. 2) S. Clav. Cic. s. v. postulare vergl. mit Corte zu Cic. ad Famil. VIII. 6

tern Zeiten Roms seit der Periode des Augustus, wo bereits dieser in der Folge so berüchtigt gewordene Name vorkommt, um einen öffentlichen Angeber zu bezeichnen, welcher von einem begangenen Verbrechen der betreffenden Behörde die Anzeige macht und den Schuldigen angibt. Durch eine besondere Belohnung, welche durch die Lex Papia Poppaea [3]) solchen Menschen für ihre Anzeige zugesichert war, hatte Augustus die wohlwollende Absicht, Übertretung dieses Gesetzes zu verhüten und sorgfältige Wachsamkeit zu veranlassen. Aber bald artete, unter Tiberius, dies auf eine furchtbare Weise aus, indem sich nun eine Classe von Menschen bildete, welche als Auflaurer und Polizeispione eines argwöhnischen und grausamen Tyrannen durch falsche Angaben jeder Art das Wohl der Familien und die Sicherheit aller rechtlichen Bürger, insbesondere der Reicheren und Angesehenen, gefährdeten. So konnte wol Tacitus [4]) von dieser Classe von Menschen sagen: Delatores, genus hominum publico exitio repertum et poenis quidem nunquam satis coercitum, per praemia eliciebantur. Kein Haus, keine Familie war nun sicher oder frei von der Gefahr, einer schändlichen Anklage, die meist Tod oder Verbannung oder Verlust des Vermögens nach sich zog, zu unterliegen, da die Delatores zugleich zu Werkzeugen eines furchtbaren Despotismus dienten, als ein Mittel, um auf einem scheinbar rechtlichen Wege sich derjenigen zu entledigen, die durch Reichthum, Ansehen oder Redlichkeit und Uneigennützigkeit des Charakters vor den übrigen hervorragten. Daher die Anklage insbesondere auf das Verbrechen der beleidigten Majestas oder des Hochverraths sich erstreckte. „Unter dem Kaiser Tiberius, sagt Seneca [5]), war die Wuth, Leute in Anklagestand zu versetzen, häufig und fast allgemein, und dies setzte den Bürgern, ohne daß sie die Waffen gegen einander trugen, schwerer zu als aller Bürgerkrieg. Man fing die Aussagen von Trunkenen auf und die unschuldigsten Scherze. Nichts war sicher, jede Gelegenheit zu wüthen war erwünscht. Und man war auf das Schicksal der Angeklagten nicht mehr begierig, da es nur eines war," d. h. Verurtheilung. Und die Anekdote, welche darauf Seneca folgen läßt, liefert davon einen hinreichenden Beweis, selbst wenn uns nicht Tacitus eine Menge von Zügen dieser öffentlichen Auflaurer und Spione, die in ihrem schandbaren Gewerbe durch reiche Belohnungen aufgemuntert wurden, aufbehalten hätte. So waren bald Verordnungen nöthig, dem schändlichen Unfuge zu steuern, welcher von diesen Delatores mit solchen falschen und erdichteten Anklagen getrieben wurde; schon Nero [6]) gab bald nach dem Antritte seiner Regirung die Verfügung, daß die bisher übliche Belohnung, die meist in dem vierten Theil der Strafsumme bestand, zu welcher der Schuldige verurtheilt war, auf ein Viertel dieser Summe herabgesetzt werden sollte, und noch strengere Strafen wandte Titus [7]) zur Unterdrückung eines Übels an, das bei der moralischen Verderbtheit seiner Zeit schwer auszurotten war, und das unter Domitian [8]) aufs äußerste gestiegen war. Titus ließ unter andern solche Delatores auf dem Forum zu Tode stäupen, oder schickte sie auf die rauhesten Inseln ins Exil. Indessen mag es ihm doch nicht möglich geworden seyn, das Übel von Grund aus zu tilgen, sonst hätte Trajan nicht nöthig gehabt, so strenge Strafen in Anwendung zu bringen, wodurch es ihm jedoch, wie sein Lobredner Plinius [9]) berichtet, gelungen, das schreckliche Übel von Grund aus zu vertilgen. Mit einer Schar von Straßenräubern und zwar solchen, die nicht auf verborgenen, einsamen Pfaden, sondern auf offenen Straßen, auf dem Forum Alles umlagern, vergleicht Plinius diese Auflaurer, vor denen kein Haus, keine Familie, kein Rechtszustand, kein Testament sicher ist, vor denen nichts schützt, nichts rettet. Das Verdienst, ein solches Übel, vermehrt durch der Kaiser Habsucht, von Grund aus getilgt zu haben, ist es, was Plinius dem Trajan zuerkennt, der darum freilich die härtesten Strafen in Anwendung bringen mußte, dergl. Todesstrafen jeder Art, gewaltsame Verbannung oder Versetzung auf Schiffe, die man den Stürmen Preis gab [10]). Und allerdings scheint er damit dem Übel ein Ende gemacht zu haben, das, wenn es auch seinem Wesen und seiner Natur nach unmöglich in einer solchen Zeit ganz auszurotten war, doch in der furchtbaren Gestalt, in welcher es unter einem Tiberius, Caligula, Domitian erscheint, nicht mehr wieder hervorgetreten ist. (*Bähr.*)

DELAUNEY, 1) Nicolas, geboren zu Paris 1739, ein Schüler von Lempereur, behauptet unter den neuern französischen Kupferstechern einen ausgezeichneten Rang. Im Jahr 1777 wurde er Mitglied der Malerakademie. Er lieferte mehrentheils Blätter in großem Format, worin die Figuren richtig gezeichnet sind und die technische Behandlung allen Beifall verdient. — 2) Robert, des Vorhergehenden Bruder, geboren zu Paris im J. 1754, war Schüler seines Bruders und verdient in seinen Ausführungen gleiches Lob; er arbeitete vorzüglich nach guten französischen und niederländischen Meistern. — 3) Marguerite Therese, geboren zu Paris im Jahr 1736. Diese Künstlerin gehört nicht zu der Familie der Vorhergehenden. Sie hat sich durch den Stich mehrer artigen Landschaften bekannt gemacht. (Huber's Handb. Thl. 8. S. 272.) (*A. Weise.*)

Delaware s. die Nachträge zu D.

DELBENE, del Bene, d'Elbene (Alfons), Bi

---

3) S. *Bach* Histor. jurisprud. Rom. Lib. III. cap. 1. Lex Pap. Popp. cap. LVIII vel XIV. pag. 347. *Tacit.* Annal. III, 28. 4) S. Annal. IV. 30. 5) De benefic. III, 26. nach Moser's Übersetzung in der Samml. von Tafel, Osiander u. Schwab. Nr. 45. — In ähnlichem Sinne sagt *Suetonius* Vit. Tiber. 61: „Nemini delatorum fides abrogata. Omne crimen pro capitali acceptum, etiam paucorum simpliciumque verborum." 6) S. *Sueton.* Ner. cap. 10.

7) *Sueton.* Vit. Tit. cap. 8. 8) *Suet.* Vit. Domit. 12. *Tacit.* Agricol. 45. 9) Im Panegyricus cap. 34. 10) „Excidisti intestinum malum (sagt Plinius a. a. O.). Contigit desuper intueri delatorum supina ora, retortasque cervices. Congesti sunt in navigia raptim conquisita ac tempestatibus dediti: abirent fugerentque vastatas delationibus terras." Vergl. auch die Abhandlung von *Brenemann* de fatis calumniantium sub Impp. in Thes. Otton. Jur. Rom. Tom. III.

schof von Alby, zu Lyon im 16. Jahrhundert aus einer angesehenen florentinischen Familie geboren, welche durch politische Gährungen aus ihrem Vaterlande vertrieben worden war. Nachdem er unter Cujaz die Rechte studirt hatte, erhielt er 1550 die Abtei Hautecombe in Savoyen, und der Herzog Karl Emanuel ernannte ihn zu seinem Historiographen. Er vertauschte seine Abtei gegen die von Mezières in Burgund, wurde 1588 Bischof von Alby und starb den 8. Februar 1608 in seinem 68. Jahre. Er war ein Freund und Kenner der Gelehrsamkeit und der Gelehrten, stand mit mehren der letztern als Mäcen in Verbindung und gab selbst einige Schriften heraus, die noch jetzt nicht ohne Werth sind: De gente et familia Hugonis Capetis, origine justoque progressu ad familiam regiam. Lugd. 1595. 1605. 8. De rebus Burgundiae Transjuranae et Arelatis, in quibus pleraeque res gestae vicinarum gentium brevissime continentur, libris tribus. Lugd. 1604. 4. Par. 1609. fol.; die Geschichte geht bis zum Jahr 1031. Tractatus de gente et familia marchionum Gothiae, qui postea comites sancti Aegidii et Tholosates dicti sunt. Lugd. 1592. 1607. 8.; eine Genealogie der Grafen von Toulouse. Mehre Werke, die er handschriftlich hinterließ, werden in den Bibliotheken zu Paris, Turin und Genf verwahrt. Er war auch Dichter, und einige französische Verse von ihm findet man in dem Tombeau d'Adrien Turnèbe. 1565. 4. *) (*Baur.*)

DELBRÜCK, Delbrügge, Marktflecken in dem Kreise Paderborn des preuß. Regierungsbezirks Minden, am Haustenbach, mit einer Kirche, wohin sonst zahlreiche Wallfahrten zum heil. Kreuz gingen, 1 Armenhause, 1 vorzüglichen Landschule, 260 Häus. und 1900 Einw., welche Handwerke, Tabaksspinnerei und Handel mit Hanfgarn und Leinwand unterhalten; auch ist hier ein Postwärteramt. — Der Ort gehörte früher zu dem, in einer morastigen Gegend zwischen der Lippe und Ems gelegenen, gleichn. Küchenamte oder Drostei des Hochstifts Paderborn, und wird als Geburtsort des ausgezeichneten kaiserl. Generals Grafen Johann v. Sporck († um 1680) genannt. (*Leonhardi.*)

DELBRÜCK, Johann Friedrich Gottlieb, geb. zu Magdeburg den 22. Aug. 1768, war der Sohn des dortigen Rathsmanns (Mitgliedes des damals zugleich die städtische Gerichtsbarkeit verwaltenden Magistrats), Friedrich Heinr. Delbrück. Dieser, ein durch Eigenschaften des Geistes und Herzens gleich ausgezeichneter Mann, wurde seiner Vaterstadt schon im 47. Jahre seines Alters durch den Tod entrissen. Die allgemeine tiefe Trauer über diesen Verlust zeigte sich in der Stadt auf die rührendste Weise und hatte wol einen großen Antheil an der Wirkung, welche der frühzeitige Tod eines geliebten Vaters auf den ältesten, damals 15jährigen Sohn hervorbrachte, indem von diesem Ereignisse an ein bis dahin nicht gezeigter Ernst sich seines ganzen Wesens bemächtigte und angestrengter Fleiß ihn vor vielen seiner Mitschüler auf der Domschule zu Magdeburg auszuzeichnen begann. Hier zählte ihn der verewigte Funk späterhin zu seinen liebsten Schülern; des Einflusses aber, den seine treffliche Mutter auf seine gesamte Bildung gehabt hat, hat Delbrück bei jedem Anlasse mit innigster Dankbarkeit gedacht. Dieser wackern Frau, die in vielen Beziehungen den seltenern ihres Geschlechts beigezählt werden konnte, wurde für die wahrhaft religiöse Ergebung, mit der sie das frühe Scheiden eines innigst geliebten Gatten, wie spätere harte Schläge des Schicksals ertrug, und für die Kraft der Seele und Stärke des Geistes, mit der sie, fast mittellos, tausendfache Schwierigkeiten besiegend, die Erziehung von acht Kindern vollendete, der schöne Lohn zu Theil, sechs derselben (zwei, bereits erwachsen, wurden ihr durch den Tod entrissen) eine Reihe von Jahren hindurch, — sie starb hochbetagt im Jahre 1814, — in glücklichen Amts- und Familienverhältnissen, wenn auch theilweis entfernt von ihr, den Beweis führen zu sehen, was treue, ausdauernde Mutterliebe und weise, mütterliche Führung zu leisten vermag.

Delbrück war um Ostern 1786 zur Universität vorbereitet; es war in Halle bereits eine Wohnung für ihn gemiethet und alles sonst zu seinem Abgange eingerichtet, als Basedow, welcher damals in Magdeburg lebte und sich nicht selten mit dem Jünglinge beschäftigt hatte, ihn bestimmte, noch ein Jahr auf der Schule zu bleiben; die gütige Mutter willigte, so manches Opfer sie dies auch kostete, dennoch zum Besten des Sohnes in den Aufschub, und dieser hat vielfach Basedows Rath gepriesen, da er späterhin inne geworden, wie heilbringend dessen Befolgung für seine Ausbildung sich gezeigt habe. Schon als Knabe hatte Delbrück eine große Vorliebe für das Predigtamt kund gegeben und oft den Stuhl als seine Kanzel bestiegen. Er bezog daher auch die Universität Halle, wo er in dem seiner Mutter befreundeten Niemeyerschen Hause wohnte und freundliche Unterstützung fand, in der Absicht, Theologie zu studiren. Dieser Absicht blieb er auch dem Hauptsatze nach getreu; durch Wolf und Eberhard angeregt, wandte er sich aber auch mit Eifer den humanistischen Studien zu. Um Michaelis 1790 erlangte er nach Vertheidigung seiner Dissertation: Aristotelis ethicorum nicomachеorum adumbratio accommodate ad nostrae philosophiae rationem facta. die philosophische Doctorwürde, und kehrte bald darauf in die Vaterstadt zurück, wo er einem vom dortigen Magistrate noch während seiner Anwesenheit in Halle an ihn ergangenen Rufe zufolge eine Lehrerstelle an der Altstädter Schule, die damals noch ein Gymnasium war, übernahm. Die Absicht des Magistrats, durch ihn die Schule zu heben, zeigte sich sehr bald der Erfüllung zuschreitend, als Delbrück zu einem erweiterten Wirkungskreise gerufen wurde. Der Propst Rötger nämlich, der bald seinen Werth erkannte, trug kein Bedenken, dem jungen Manne die erledigte Rectorstelle am Pädagogium des Klosters U. L. Frauen zu Magdeburg anzuvertrauen. Zu Ostern 1792 trat er dies Amt an,

*) *Mazzuchelli* scritt. d'Italia. Biogr. univ. T. X. (von Weiß u. Pittel). Von mehren Gelehrten dieses Namens und dieses Geschlechts, die aber hier übergangen werden können, gibt Mazzuchelli Nachricht, und nach diesem Adelung in den Zusätzen zum Jöcher s. v. Bené.

dessen Verwaltung doppelt schwierig für ihn ward, da mehre Lehrer der Anstalt, die älter an Jahren waren als er und schon lange sich in ihrem Amte befanden, zum Theil mit großem Widerstreben den neuen Anordnungen des jüngern Mannes folgten, und da es ein Hauptzug im Charakter des letztern war, in dem, was er für recht, gut und nützlich erkannt hatte, nicht nachzugeben, sondern fest in seinem Streben zu beharren. Er scheute weder das Opfer einer ruhigen, freundlichen Genossenschaft mit seinen Mitarbeitern, die er häufig unterbrochen sehen mußte, noch das für sein vom reinsten Wohlwollen durchdrungenes Herz noch viel schwerere Opfer, welches er nicht selten dadurch, daß er anderen wehe that, zu bringen durch seine Pflicht sich genöthigt sah. Wie sehr er sich aber an seinem Platze befand, und wie richtig der Weg war, dem er unablässig folgte, dafür zeugt der kräftige Beistand, den ihm Rötger nie versagte, und die wahrhaft zärtliche Freundschaft, mit der er ihm bis zu seinem Tode zugethan blieb; dafür zeugt, daß seine Gegner späterhin, die Lauterkeit seines Strebens erkennend, die Reinheit seines Sinnes und Wandels hochachtend, sich in seine Freunde verwandelten und ihn mit Schmerz aus seinem Verhältnisse scheiden sahen; dafür zeugt endlich die dankbare Verehrung, mit der seine zahlreichen Zöglinge aus der Zeit seiner Amtsverwaltung am Kloster seiner gedenken.

Im Juli 1800 ward Delbrück unvermuthet zu dem nach Magdeburg gekommenen Minister und Generalcontroleur der Finanzen, Grafen von der Schulenburg-Kehnert gerufen, der ihm eröffnete, daß der König ihn zum Erzieher des Kronprinzen, damals im 5. Jahre seines Alters, ausersehen habe. Es wurde schleunige Erklärung über die Annahme dieses ebenso hochwichtigen als ehrenvollen Berufes von ihm gefodert und ihm dadurch der schwere Kampf erspart, den er sonst nach seiner Gewissenhaftigkeit zwischen dem Reize, den für jeden Wohlgesinnten der Eintrit in einen bedeutenden, folgenreichen Wirkungskreis hat, und dem Zweifel über die Tüchtigkeit dazu, zu bestehen gehabt haben würde. Bei Delbrück siegte jener Reiz, weil dem Zweifel keine Zeit gelassen wurde, aufzukommen, und den dritten Tag nach der ihm geschehenen Eröffnung eilte er bereits seiner neuen Bestimmung zu. Bald wurde ihm auch die Erziehung des zweiten Sohnes des Königs, des Prinzen Wilhelm, anvertraut, und neun Jahr hindurch blieb er in einem Verhältnisse, das ihm für sein ganzes Leben eine der reichsten Quellen wahrhaftigen Glückes geworden ist. Das Vertrauen des Königs und der verewigten Königin gewährten ihm die in ähnlichen Lagen gewiß seltene Gunst, in dem seinen Händen anvertrauten Werke frei nach eigner Ansicht zu handeln; die schönen Anlagen seiner Zöglinge, ihr herrliches Gemüth, ihre Liebe zu ihm, führten seine Bemühungen ihrem hohen Ziele immer rascher entgegen. Das Unglück des Vaterlandes brach herein und drängte das hohe Königshaus in den äußersten Winkel der Monarchie; Delbrück war ein naher Zeuge der Selengröße und der herrlichen Tugenden, welche König und Königin, und alles, was ihnen angehörte, entfalteten; ihm war vergönnt, seine fürstlichen Zöglinge auf dieses erhabene Beispiel hinzuweisen, und in den jungen Gemüthern die Eindrücke sich entwickeln und die Wirkungen sich befestigen zu helfen, welche von dem Anschauen großer Geschicke, von dem Durchleben harter Prüfungszeit unzertrennlich sind.

Gegen Ende des Jahres 1809 ward Delbrück, da das Ziel, zu welchem er die Prinzen führen sollte, erreicht war, seines Verhältnisses entbunden; den Prinzen, insonderheit dem Kronprinzen, wurde die Trennung von dem geliebten Führer überaus schwer; sie erfolgte daher nach und nach; der Kronprinz kehrte noch in Begleitung Delbrücks im Jahre 1809 nach Berlin zurück und hatte ihn auch dort noch bis gegen Ende des Jahres 1810, wo Delbrück nach seiner Vaterstadt Magdeburg ging, viel um sich. In der Mitte des Jahres 1811 trat Delbrück von Magdeburg aus, wo er sich bis dahin mit literarischen Arbeiten beschäftigt hatte, eine Reise durch einen Theil von Frankreich, die Schweiz, Italien und das südliche Teutschland an. Sie sollte zwei Jahre dauern, und die Gnade des Königs hatte ihm dazu, außer der ihm bei seiner Entlassung bewilligten, bedeutenden, lebenslänglichen Pension, eine besondere Summe angewiesen. Die Ereignisse des Frühjahres 1813 führten ihn vor Ablauf jener zwei Jahre nach Teutschland zurück; er ging zunächst nach Prag, späterhin nach Berlin, wo er an mehren Vereinen, welche die Zeitbegebenheiten gebildet hatten, thätigen Theil nahm. Vorzugsweise widmete er seine Thätigkeit der Luisenstiftung, als einer ihrer Vorsteher, und dies führte ihn zu einem Glücke, dessen er, der Natur der Sache nach, während seines Verhältnisses als Erzieher der königlichen Prinzen hatte entbehren müssen, und das er nachher wol gesucht, aber, so sehr er dafür geschaffen war, nicht gefunden hatte, — zur Ehe. Eine in der Luisenstiftung gebildete Erzieherin bei derselben, Emilie Meklenburg, fesselte ihn, und ihr reiches, schönes Gemüth erkannte das seinige und ließ sie den Unterschied der Jahre nicht erblicken. Sie verbanden sich im J. 1815, wo Delbrück das 47. Lebensjahr bereits zurückgelegt und seine Gattin das 20. noch nicht erreicht hatte. Dieser Ehebund gehörte ungeachtet dieses Unterschiedes der Jahre zu den glücklichsten, die gedacht werden können; leider wurde er schon im J. 1823 durch den Tod der liebenswürdigen Gattin gelöst.

In Delbrück war die frühe Neigung zum Predigtamte wieder rege geworden; er lehnte daher Anträge zum Eintrit in den Statsdienst ab, und übernahm im Juli 1817 das Pastorat an der Michaeliskirche zu Zeitz und die damit verbundene Superintendentur. Ungeachtet es ihm in diesem amtlichen Wirkungskreise an mancherlei Kämpfen nicht fehlte, die ihm aus seinem durch die reinste Gesinnung hervorgerufenen, immer auf die Sache gerichteten, aber in den Mitteln zuweilen irrenden und die gebotenen Formen nicht immer sorgfältig beachtenden Eifer, Gutes zu wirken, erwuchsen; so blieb doch auch hier seiner Thätigkeit ein lohnender Erfolg nicht aus. Von dem größten Theile der Geistlichen und Schullehrer seiner Ephorie, von der gesamten Einwohnerschaft in Zeitz, insonderheit aber von der ihm anvertraut gewesenen Gemeinde, der er im wahrhaftigen Sinne des Wortes Sel-

sorger gewesen war, geachtet, geliebt und beweint, starb er den 4. Juli 1830, noch ehe er den durch mehrjähriges Kränkeln nöthig gewordenen Entschluß, seine Ämter niederzulegen, hatte zur Ausführung bringen können.

Seine schriftstellerischen Leistungen sind von minderer Bedeutsamkeit, als sein gesamtes persönliches Wirken. In seinem Nachlasse hat sich eine Angabe von Schriften, deren Bearbeitung und Herausgabe er sich für die Zeit seines Ruhestandes vorgesetzt hatte, gefunden. Schwerlich würde er aber, auch bei einem längeren Leben, seine Vorsätze ausgeführt haben; die große Regsamkeit seines Geistes war der Ausdauer hinderlich, welche zur Hervorbringung größerer, gediegener Werke unentbehrlich ist *). Seine Hauptstärke lag überhaupt weniger in der Kraft seiner Feder, als seiner Zunge und seiner gesamten Persönlichkeit. Diese hatte ihre Quelle in einem rastlosen, bei allem Wechsel der Verhältnisse sich stets gleich bleibenden, die eigene Ansicht mitunter wol zu hoch stellenden, aber dennoch höchstlöblichen, auf das Wesenhafte gerichteten Streben.

Wenn schon oben gesagt ist, daß sein Verhältniß zum königlichen Hause eine der reichsten Quellen des Glückes sein ganzes Leben hindurch für ihn geworden sei, so muß hier wiederholt werden, daß er bis zu seinem Lebensende von den erlauchten Gliedern der königlichen Familie die zahlreichsten Beweise der Huld und insonderheit von seinem erhabenen Zöglinge, dem Kronprinzen, wahrhaft rührende Beweise dauernder Zuneigung empfangen hat; die sich bei seiner unerwarteten Todesnachricht durch Äußerungen des lebhaftesten Schmerzes kund gab und noch fortdauernd in der großmüthigsten Sorge für die verwaiseten Kinder des Verstorbenen, einem Sohne und einer Tochter, offenbar wird. Ihre Zukunft ist durch die huldvollsten Zusagen des Königs gesichert. *(H.)*

*) Außer mehren Aufsätzen ethischen, pädagogischen und philologischen Inhalts, die in Eberhards philosophischem Magazin, Rötgers Jahrbuch des Pädagogiums U. L. Frauen in Magdeburg, der Berliner und der Teutschen Monatsschrift, dem Archiv für das Herzogthum Magdeburg zerstreut sind, die es aber verdienten, in einer besondern Samlung der Vergessenheit entrissen zu werden, sind von ihm erschienen: Teutsche sinnverwandte Wörter, vorzüglich in Hinsicht auf Sprache, Seelenlehre und Moral. Leipz. 1796. Schade, daß von dieser, mehr anthropologisch als sprachlich wichtigen Schrift nur die erste Samlung erschienen ist. — Beispiele einer analytischen Methode beim grammatischen Unterricht im Griechischen. Leipz. 1796. (Nachträge dazu in Rötgers Jahrbuch.) — Wohlthätig in seine Zeit einzuwirken suchte er durch seine Schriften: über das Jubelfest der Reformation (Berl. 1817.) und seine Predigten in Hinsicht auf den kirchlichen Zeitgeist und die Geschichte des Vaterlandes (Berl. 1816). Beide enthalten sehr viel, auch jetzt noch, Beherzigenswerthes, und es ist zu wünschen, daß sein schöner Traum von dem Jubelfeste 1917 in Erfüllung gehe. Am wichtigsten für die Charakteristik des Verfassers selbst sind unstreitig seine Ansichten der Gemüthswelt (Magdeb. 1811). Gemüthswelt ist ihm das All der Erscheinungen, welche im Gebiete des geistigen Lebens aus der Empfänglichkeit für die Ideen des Wahren und Rechten, des Großen und Guten, des Schönen und Heiligen entspringen. Hierüber enthält diese Samlung von Aufsätzen, die ein geschlossenes Ganzes ausmachen, ebenso viel Belehrendes als Erhebendes. Das größere Werk, welches diesem folgen sollte, ist nicht erschienen; aber auch dieses schon ist ein sehr schätzbarer Beitrag zur Beförderung der Einheit des Unterrichts bei der öffentlichen und häuslichen Erziehung.

Del credere s. Credere (Thl. XXI. S. 434).

DELDEN, Kantonstadt in dem Bezirk Almeloo der niederländ. Provinz Overyssel mit 3857 Einw. — In der Gegend liegt das Schloß Twickeloo, welches nebst der gleichn. Herrlichkeit der adeligen Familie Waffenaer gehört. *(H.)*

Delegant, Delegat, Delegatar s. Delegation.

DELEGATION ist, in seiner statistischen Bedeutung, bei der italiänischen Verwaltung etwa das, was in der französischen die Präfectur ist, und sie unterscheidet sich im Kirchenstate von der Legation dadurch, daß an ihrer Spitze kein Kardinal steht. Sein Zutritt verwandelt, in Rücksicht seines unmittelbaren Verhältnisses zu dem Papste, die Delegation in Legation. In der Verfassungsurkunde des lombardisch-venedigschen Königreichs vom 24. April 1815 werden die obersten Verwaltungsstellen der Provinzen, welche 9 an der Zahl unter der Regirung zu Mailand und ihrer 8 unter Venedig stehen, Delegationen genannt, und ihre Geschäftsführung geschieht unter der Leitung und Verantwortlichkeit des delegato reggio oder Vice-delegato. Ihr Geschäftskreis begreift alle Verwaltungsrechte in der Provinz, welche sie entweder nach Anordnung der Regirung vollziehen oder selbst ausüben, oder insofern dieselben zu den ständischen, kirchlichen, städtischen und gutsherrlichen Befugnissen gehören, in Aufsicht haben; und sie sind zugleich die vorgesetzte Behörde der städtischen und grundherrlichen Gerichte. Der Delegat leitet die Wahl der 4 bis 8 Mitglieder der landschaftlichen Versamlung, beeidigt sie und hat den Vorsitz in dieser Versamlung, welche die Steuergeschäfte und die nicht dem State, sondern nur der Provinz zur Last fallenden Wege- und Wasserbausachen, den Haushalt der Gemeinden und die Wohlthätigkeitsanstalten beaufsichtigt, ihre Kasse für sich, aber die Registratur und Schreiberei mit der Delegation gemeinschaftlich hat. Ihre Abstimmung ist nur gutachtlich, erhält aber für die Unterbehörden entscheidende Kraft, wenn der Delegat sie genehmigt. Er muß die Befehle, welche die Versamlung in diesen Sachen an die Behörden erläßt, neben dem Referenten (ihrem berichtenden Beamten) und einem Mitgliede unterschreiben und für die Competenzmäßigkeit haften. Er scheint sonach stärker als der französische Präfect zu seyn, obgleich er unter dem nahen Regirungscollegium und nicht unmittelbar unter einem fernen Minister steht, weil er nicht mit persönlicher, oft wechselnder, Geschäftsansicht und Behandlung, sondern mit collegialischer, in Norm und Form stetiger Amtsführung über sich zu thun hat, weil er in dieser Stellung ebenso selbständig als jener, aber gesicherter und geschützter arbeitet, weil er keine verwaltenden, sondern nur obergerichtliche und militärische Behörden neben sich hat, auch zu der landschaftlichen Versamlung seines Ortes und der Ständeversamlung zu Mailand oder Venedig weniger in Mißverhältniß kommen kann, als jener durch seinen Departementsrath und die dortigen Interessen der Pairs und Deputirten zu Paris, und weil er überall vermittelnd einschreiten kann, wo er Unzuträgliches zwischen Berechtigten und Verpflichteten bemerkt. Ist er stärker als jener, so ist der Stat doch vor dem Mißbrauch

seiner Gewalt auch zugleich gesicherter, denn er verwaltet unter den Augen der ihm nahen Regirung, und ein Collegium sieht bekanntlich, wenn nicht so schnell, doch vielseitiger und schärfer als der Einzelne, es kann aber dazu hier noch überdem das Urtheil der Mitglieder von den Landständen zu Hilfe nehmen.

Diese Einrichtung der Delegationen ward im Kirchenstate durch die Verordnung *) vom 5. Juli 1831 nachgeahmt, aber unvollständig, weil Rom selbst davon ausgeschlossen blieb, und weil in der Hauptsache die Verwaltung in geistlichen Händen gelassen wurde. Der Delegat steht unmittelbar unter den obersten Behörden zu Rom, und übt mit Ausnahme der geistlichen und fiskalischen Sachen und dessen, was ausschließlich vor die Gerichte gehört, die Regirungsrechte in der Provinz mit Hilfe eines rechtsgelehrten Beisitzers und eines Generalsecretairs aus. Er hat dazu vier Räthe zur Seite, welche unter seinem Vorsitze die Regirung (congregazione governativa) bilden, aber mit Ausnahme von Abstimmungen über Finanzsachen, nur gutachtliche Stimmen haben. Sie werden alle drei Jahre theilweise erneuert und von dem Papste ernannt, welchem nur Personen dazu vorgeschlagen werden dürfen, die in der Delegation geboren, ansässig oder seit 10 Jahren wohnhaft sind. Wie unter ihnen, so führt auch der Delegat den Vorsitz in dem Provinzialrathe, welcher jährlich je 15 Tage zusammentrit und dessen Mitglieder von den Gemeinden gewählt und vom Papste bestätigt werden. Der Delegat löst den Provinzialrath auf und veranlaßt neue Wahlen, wenn derselbe sich mit andern als den innern Angelegenheiten der Provinz befassen will, deren Rechnungen er abzunehmen, wie die Ausgaben und ihre Aufbringung zu ordnen und über die Anschläge zu öffentlichen Bauten zu beschließen hat, alles unter Vorbehalt päpstlicher Genehmigung. Er wählt, und die Regirung bestätigt die drei Mitglieder, welche die Commission zur Verwaltung des eben angeführten Kassenwesens bilden. So viel Einfluß der Delegat auf den Provinzialrath hat, so wenigen hat er auf die Gemeindeverwaltung, der ein freier Spielraum jedoch mit großer Beschränkung der Geldmittel gelassen ist. Er ist im Vergleich mit dem lombardischen Delegaten in einer sehr nachtheiligen Stellung. Er hat zwar in der Regirung eine entscheidende Stimme, außer in den Finanzsachen, muß aber die Sitzungsprotokolle mit Anführung der Abstimmung jedes Rathes nach Rom senden, und hat dort nicht ein Regirungscollegium, sondern eine Menge geistlicher Behörden über sich. Es scheint, daß er auf seinem Standpunkte den Geschäftskreis in festem Verbande selbst mit der geordnetsten Militärhilfe nicht halten könne, da er kein Recht und also auch keine Kraft gegen die kirchlichen und fiskalischen Verwaltungen haben soll, die seinen Geschäftskreis von allen Seiten durchschneiden, der die grundherrlichen und städtischen Verwaltungen nur schwach berührt. Er kann das Statsinteresse für Landwirthschaft und Gewerbe nicht geltend machen, ohne auf verfehlte Verwaltungen und mißbrauchte Vorrechte zu stoßen, und dawider nicht einschreiten, ohne seinen Geschäftskreis zu überschreiten; und er darf weder im Provinzialrathe den Plan berathen, in den milden Stiftungen statswirthschaftliche Ordnung zu machen, noch von den Regirungsräthen das Schulwesen oder die Klagen wider Kirchen- und Schatzbeamte untersuchen lassen. Er hat die Gewalt mehr dem Schein als der That nach, und er ist nur mächtig, wenn er Geistlicher von dem Einfluß und der Verbindung ist, worauf die Rechnung, ob richtig oder unrichtig, gehört nicht hieher, gemacht zu seyn scheint. In dem römischen Delegationswesen ist der Vergleich nicht zu verkennen, durch welchen den Weltlichen Theilnahme an der Verwaltung der Provinzen, aber nicht an der Regirung zu Rom zugestanden worden. Es ist ausdrücklich das Recht vorbehalten, zum Delegaten, wie schon erwähnt, einen Kardinal als Legaten zu ernennen, und auch sein Wirkungskreis ist nach diesem Regirungsinteresse und nicht nach den statswissenschaftlichen Erfodernissen bestimmt. Wie schwankend und schwach seine Verwaltung sei, hat die Erfahrung bereits bewiesen, aber ebenso wenig hat blos die volle Gewaltübung eines Legaten der Erwartung entsprochen. Man sieht, daß neue Verwaltungsformen mit alten haben verbunden werden sollen, daß die Verbindung aber nicht geglückt ist, und daß man nur ein Werdendes, aber nicht ein Gewordenes vor sich hat.

Delegation *) in ihrer rechtlichen Bedeutung hat einen doppelten Ursprung und Sinn. I. Die päpstliche Kanzlei hat darunter in und mit der Idee von der oberstrichterlichen Gewalt, welche überall einschreiten, leiten und entscheiden könne, und auch in Nachahmung der außerordentlichen Gerichtsbarkeit (s. diesen Artikel), der altrömischen Delegaten, die Übertragung sowol von richterlichen als von diplomatischen Befugnissen verstanden. Da unsere diplomatische Sprache viele ihrer Kunstausdrücke angenommen hat, so erklärt sich auch daraus, daß wir noch jetzt die Vertretung eines Gesandten durch den andern, Subdelegation nennen und ähnliche Verhältnisse auf gleiche Weise bezeichnen, wie denn auch im Lateinischen delegare officium sive provinciam, aber nicht delegatio gleich dem italienischen delegazione für Gesandtschaft, gebraucht wird, sondern besonders für folgendes Geschäft. — II. In dem bürgerlichen Rechte bedeutet Delegation **) die Art der Novation, wodurch eine Schuld von einem Gläubiger an den andern, oder von einem Schuldner an den andern mit Einwilligung aller Betheiligten überwiesen wird. Sie erfodert ein bestehendes Schuldverhältniß, einen überweisenden Gläubiger oder Schuldner, den Deleganten, einen überwiesenen Schuldner, den Delegaten, und einen bleibenden Gläubiger, den Delegatar; sowie die gegenseitige ausdrückliche Einwilligung, das bestehende Schuldverhältniß aufzulösen und das neue einzu-

*) Einen Auszug davon enthält die Allgemeine Zeitung in der Beilage 284 fg. von 1831.

*) Glück, Pandektencommentar. Th. 3. Abth. 1. über delegirte Gerichtsbarkeit. S. 130 fg. Kläber, Selbständigkeit des Richteramtes. S. 58. **) De novationibus et delegationibus. Buch 46. Tit. 2. der Pandekten.

geben. Dadurch unterscheidet sich die Delegation von der Expromission, wodurch Jemand die Schuld eines andern ohne oder wider dessen Willen übernimt, und von der Cession, wodurch der Gläubiger seine Foderung einem andern ohne Weiteres abtritt. Die Delegation wird nicht vermuthet. Sie wirkt, daß die ursprüngliche Schuldverpflichtung mit allen ihren Abfolgen völlig aufgehoben wird, der neue Gläubiger kann weder die Vorrechte des alten, noch Entschädigung wider ihn geltend machen und ebenso wenig den Verzug oder die Straffälligkeit des alten Schuldners wider den neuen. Der neue Schuldner seinerseits kann die Einreden nicht einwenden, welche der alte gegen den Gläubiger hatte, und er kann auch nicht wegen Erstattung von Verlust gegen den alten Schuldner klagen. Wenn z. B. die Schuldfoderung eines Waisenhauses durch Delegation an einen Kaufmann kommt, so kann er in dem Concurse die Stelle des bevorrechteten Waisenhauses nicht in Anspruch nehmen; und wenn ein Handelshaus die Rechnung aus einem bäuerlichen Ablösungsvertrage wie Delegat nicht findet, so kann es dem Gutsherrn weder die rechtsbegründeten Einreden des bisher Gutspflichtigen wegen fehlender gerichtlicher Bestätigung u. dergl. entgegensetzen, noch von dem letztern Schadenersatz verlangen. Die Delegation ist also für den ursprünglichen Schuldner unbedingt vortheilhaft, auch für den ursprünglichen Gläubiger empfehlenswerth, für die übrigen Theilnehmer aber ein Geschäft, welches mit aller Vorsicht behandelt seyn will. (*v. Bosse.*)

DELEGATORIUM ist die päpstliche Ernennungsurkunde zu einem richterlichen Amte oder zu einer Sendung. S. Delegation. (*v. Bosse.*)

DELÉMONT, teutsch Delsberg oder Delsperg, ein berner Oberamt, das zu den sogenannten leberbergischen Ämtern dieses schweizerischen Kantons gehört. Es wird von den berner Oberämtern Bruntrut, Saignelegier und Münster und von den Gebieten von Basel, Solothurn und Frankreich begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 108740 Jucharten, wovon 20400 das Ackerland, 24100 das Wiesenland, 32300 die Weiden und 31400 die Waldungen einnehmen *). Die 13528 Einwohner sind alle katholisch, in den westlichen Ortschaften teutschen Stammes, während die übrigen ein französisches Patois reden. Alle sind in die nachstehenden 35 Gemeinden vertheilt, welche 27 Pfarren bilden: Bassecourt, Blauen, Boecourt, la Bourg, Bourrignon, Brislach, Courfaivre, Courroux, Courtetelle, Delémont, Develier, Dittingen, Duggingen, Ederschwyler, Glovelier, Grellingen, Lauffon (Stadt), Liesberg, Mettenberg, Montsevilier, Movelier, Nenzlingen, Pleigne, Rebeuvelier, Rebévilier, Röschenz, Roggenburg, Sauley, Souley, Soyhières, Undervilier, Wahlen, Vermes, Vicques und Zwingen. — Der Delsberger ist zwar arbeitsam, versinkt indessen immer tiefer in Schulden. Der schlechte Betrieb der Landwirthschaft, bei welcher fast noch durchgängig die Brache Statt findet, der Mangel an Feldwegen und das Waiderecht erscheinen als die größten Hindernisse irgend einer Verbesserung. Dem Wiesenbau, zu deren zweckmäßiger Bewässerung die Birs, die Sorne und die Schenlte leicht benutzt werden könnten, schadet zunächst das Erzwaschen. Getreide wird nicht genug für den Bedarf erzeugt, weswegen das Volk zu Hülsenfrüchten und besonders zu Kartoffeln seine Zuflucht nimt. Bedeutender als der eigentliche Landbau ist die Viehzucht und der Viehhandel; auch wird aus den beträchtlichen Waldungen viel Holz ausgeführt. Zu Courroux &c. sind reiche Eisenerzgruben, deren Gewinn in den Hochöfen und Hammerwerken zu Undervilier, Correndelin, Bellerive u. a. O. von 700 Menschen verarbeitet wird. Die 1447 in der Brandkasse versicherten Gebäude sind zu einem Werthe von 2,191000 Franken abgeschätzt. Rücksichtlich der malerischen Schönheiten dieser ganzen Landschaft, zu denen die Überreste zahlreicher Schlösser und Burgen wesentlich gehören, verweisen wir auf Bridels Schilderungen seiner Course de Bale à Bienne par les vallées du Jura. Avec une Carte de la route. Bâle 1789. 8. (*Graf Henckel von Donnersmark.*)

DELÉMONT, ist als Hauptort des eben erwähnten Oberamts der Sitz des Oberamtmannes, des Amtsstatthalters, des Amtsschreibers und zweier Amtsgerichte, wovon das eine lediglich für den teutschen Theil des Bezirkes errichtet ward. Von 1571 bis zu ihrer Auflösung bei der Besitznahme des Landes durch die Franzosen wohnten daselbst die Stiftsherren von Münster-Grandval und bedienten die Stifts- oder Collegialkirche. Das im Jahre 1719 neu erbaute, geräumige Schloß war die gewöhnliche Sommerresidenz des damaligen Landesherrn, d. h. des Bischofs von Basel; jetzt gehört dasselbe einem Privatmanne. Die hübsche Lage des kleinen, freundlichen, mit Laufbrunnen verzierten Städtchens in einem weiten Thale des Jura läßt sich aus dem vor dem helvetischen Almanach für das Jahr 1821 beigegebenen Kupfer entnehmen. Der Ort liegt unter 25°20′ der Länge und 47°18′ der nördl. Breite in dem sogenannten Salzgau an der Sorne. Das im Jahre 1703 gestiftete Ursulinerkloster ward vom Bischofe Joseph von Roggenbach (gest. 1794) in eine Erziehungsanstalt für arme weibliche Waisen verwandelt, deren Fortbestehen durch das ihr zu Theil gewordene Vermächtniß eines Landmannes aus Oberweil, Namens Wehrlin, das nicht weniger als 30000 Flor. beträgt, gesichert ist. Auch findet man hier für den Unterricht der männlichen Jugend ein „Collège" mit einem „Principal" und drei Professoren. Nicht weit von der Stadt, bei der Vereinigung der Birs mit der Sorne, hat der Straßenbauer J. A. Watt Überreste von römischen Bädern entdeckt. In der Nähe des le petit Champois gibt es auch eine jetzt vernachlässigte Heilquelle, deren Bridel [1]) erwähnt und der Theodor Zwinger unter nachstehendem Titel eine eigene Schrift gewidmet hatte: Examen et usage de l'eau minérale de la fontaine, qui est dans le petit

*) Diese Zahlen sind aus dem in Bernoulli's Schweizer. Archiv für Statistik. Basel 1827. 1. S. 67. abgedruckten Aufsatze: „Zur Statistik der leberbergischen Ämter des Kantons Bern. Nach den Ergebnissen des neuen Katasters". entlehnt.

Champois de la vacherie de Fortsbourg, appartenant à la ville de Delémont proche du prés de Noëte. Basle 1710. 4. — Zu den bekannteren Männern, die aus Delémont gebürtig sind, gehören der in Bern wohnende Landschaftsmaler Jullierat, der im J. 1585 geborene und im J. 1631 als Professor der Arzneikunde zu Padua verstorbene Johann Prévot (siehe diesen Artikel), der gelehrte Cisterzienser zu Lucelle Dom Marcel Moreau, dessen wir in dem Artikel Corban (Encyklop. Th. XIX. S. 264.) gedacht haben und der Dr. F. J. Verdat, dem man eine vortreffliche Abhandlung über die Verwandlungsgeschichte eines Zweiflüglers [Simulia sericea] [2]) verdankt, die dem Viehe in der Gegend von Delémont beschwerlich fällt. Endlich gedenken wir noch der in den Etrennes helvétiennes et patriotiques pour l'an de grace MDCCCXIX. p. 416. beschriebenen feierlichen Eidesleistung der fünf leberbergischen Oberämter, die am 24. Juni 1818 zu Delémont statt fand. Die Republik Bern hat zum ewigen Gedächtniß dieser Feierlichkeit eine sehr schöne Denkmünze prägen und austheilen lassen. Auf der Vorderseite sieht man das Wapen des Kantons, auf der Kehrseite liest man die Worte: CIVIB. IVRAN. IN COMMVNEM PATRIAM RECEPTIS HOMAG — PRESTIT. DELEMONTII. 24. Junii 1818. Im Abschnitt steht der Spruch: FIDES VTRIMQVE FALLERE NESCIT. (*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

Delesseria (Palaeophytologie), s. Delesserites.

DELESSERIA. So nannte Lamouroux eine Gewächsgattung aus der natürlichen Familie der Algen, nach dem als Mitglied der Deputirtenkammer Frankreichs, als Besitzer eines sehr reichen Herbariums und als Herausgeber der von Turpin gezeichneten Icones selectae zu Candolle's System rühmlichst bekannten Baron Benjamin de Lessert. Da aber die Candollesche Gattung Lessertia aus der Familie der Leguminosen allgemein angenommen ist, so hat Sprengel (Syst. veg. IV. p. 331.) den Namen Wormskioldia für Delesseria vorgeschlagen. — Einige Arten gehören zu der Gattung Rhodomela Ag. (*A. Sprengel.*)

DELESSERITES (Palaeophytologie). Einige fossile Fucoiden, welche den Habitus des Geschlechtes Delesseria besitzen, doch nicht hinreichend genau zu untersuchen sind, um die hiedurch begründete Vermuthung über ihre Sippe außer Zweifel zu setzen, werden bei den „Fucoiden" von Ad. Brongniart in seine Unterabtheilung Delesserites gestellt, von v. Sternberg mit dem daneben eingeschalteten Namen (Delesseria) aufgeführt. Es sind F. Spathulatus, *F. Lamourouxii*, *F. Bertrandi* und F. Gazolanus *Ad. Brongn.* S. Fucoides und fossile Pflanzen*). (*H. G. Bronn.*)

DELET, eine Meerenge im Süden des bothnischen Meerbusens, zwischen den ålandtschen Inseln Wärdö und Kumlinge, 3½ Meilen breit; hier geht die Poststraße von Stockholm nach Åbo. (*v. Schubert.*)

Delfin s. Delphinium.

Delfino s. Delonia.

DELFINO, gewöhnlich Delfin oder auch Dolfin genannt, ein noch jetzt in Venedig blühendes Geschlecht, das zwar nicht zu den sogenannten zwölf Aposteln, doch zu den alten herzoglichen Häusern und zwar zu denen gehört, die von den Tribunen abstammen [1]). Es besitzt unter anderen Kunstschätzen eine Kreuzabnahme mit einer schönen Landschaft, der Mutter Gottes und dem heiligen Nicodemus und Joseph, als deren Maler „Johannes Bellinus 1527" erscheint [2]). — Wir gedenken dieses Bildes hier, weil man in dem diesem Künstler in der Encyklopädie Thl. VIII. S. 452. gewidmeten Artikel ihn bereits im Jahre 1514 sterben läßt. — Einige der ausgezeichnetsten Mitglieder der Familie Dolfin mögen nachstehend erwähnt werden:

1) Andrea, gestorben als Procuratore di San Marco. In der Parochialkirche Santissimo Salvatore zu Venedig sieht man ein ihm und seiner Frau, Benedetta Pisani, gewidmetes Grabmal aus Marmor. Die Büsten sind von Girolamo Campagna und die übrigen Figuren von Julius Mauro aus Verona [3]).

2) Daniele, war 1692 einer der Vorsteher des Zeughauses, wie die am Eingangsthore dieses weltberühmten Gebäudes befindliche Marmortafel es bekundet [4]).

3) Giampaolo, Bischof zu Brescia in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Mit der treuesten Erfüllung seines geistlichen Hirtenamts verband er gründliche literarische Kenntnisse. Ihm hat der berühmte Pater Lorenzo Mascheroni seine Eloquenza del Pulpito gewidmet [5]).

4) Giovanni D. befehligte gemeinschaftlich mit Paolo Loredan in der Eigenschaft eines Proveditore in der von den Ungern belagerten Stadt Treviso, als man ihn zum Nachfolger des am 8. August 1356 verstorbenen Doge Johann Gradenigo erwählte. Nur durch List gelang es ihm, durch die Reihen der Belagerer zu dringen und sich nach Venedig zu begeben. Seine Regirung, die bis

1) Etrennes helvetiennes et patriotiques pour l'année MDCCCXVIII. Vevey. 263. 2) S. Meisner's naturwissenschaftlichen Anzeiger der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesamten Naturwissenschaften. V. S. 11. und das daselbst 1822 Nr. 4. abgedruckte „Mémoire pour servir à l'histoire des *Simulies*, genre d'insectes de l'ordre des Diptères, famille des Tipulaires, lu à la réunion de la Société helvétique des Sciences naturelles à Bâle, le 25. Juillet 1821. Avec une planche."

*) Vergl. *Ad. Brongniart* Observations sur les Fucoides, in den Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris I. p. 31. *Ad. Brongn.* Histoire des végétaux fossiles Paris 1828. pet. fol. S. 64—67. Ders. im Dictionnaire des sciences d'histoire naturelle LVII. 1828. p. 38. *Ad. Br.* Prodrome d'une histoire des végétaux fossiles. Paris 1828. p 20. K. von Sternberg Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. Regensb. Fol. Hft. IV. 1825. S. V.

1) Vergl. d. Encyklop. Art. Contarini, und Daru's Histoire de la République de Venise. Troisième édition VII. p. 222. 2) *Giannantonio Moschini* Guida per la città di Venezia all' amico delle belle arti. Venezia MDCCCXV. II. p. 561., wo dieses schöne Bild näher gewürdiget wird. 3) Moschini a. a. O. I. 344. 4) Moschini a. a. O. I. 70. 5) Storia della letteratura italiana del cav. ab. Girolamo *Tiraboschi* compendiata dall' abate *Lorenzo Zenoni*. In Venezia 1801. VIII. p. 11.

zum 11. Juli 1361 dauerte, wo er erblindet starb, ist fast nur durch Unglücksfälle bezeichnet, welche die Republik nach einander trafen. Zwar hatte Venedig kurz zuvor mit den Genuesern Frieden geschlossen, doch erlitt es auswärts mancherlei Demüthigungen und mußte, als Folge eines mißlichen Feldzuges, am 18. Februar 1358 seine schönste Provinz, Dalmatien, an den siegreichen König Ludwig von Ungern abtreten und auf den Titel eines Herzogs von Dalmatien und Croatien, den der Doge führte, Verzicht leisten [6]). Dazu gesellten sich noch die Verheerungen der Pest.

5) Giovanni, Bischof von Vicenza und Kardinal. Er starb 1622. Sein Denkmal in der Kirche auf der Insel San Michele bei Venedig ist mit seiner Büste und schönen Bildsäulen vom Cavaliere Gian-Lorenzo Bernini verziert [7]).

6) Giovanni, Patriarch von Aquileja. Er starb zu Udine als Kardinal 1699 im 88. Jahre seines Alters. Seine Dialoghi poetici sind im ersten Bande der Miscellanea di varie operette. Venezia 1740 abgedruckt; doch erwarb er sich einen noch größern Ruhm durch seine vier Trauerspiele: Cleopatra, Lucretia, Medoro und Creso, die gesammelt unter folgendem Titel erschienen und mehrmals nachgedruckt worden sind: Tragedie, alla vera lezione ridotte ed illustrate. Padova 1733. 4. mit Kupfern.

7) Giuseppe, einer der berühmtesten Seehelden, deren die Republik sich rühmen darf. Er bewachte die Dardanellen mit 16 Schiffen, zwei Galeassen und 8 Galeeren, als am 6. Juli 1654 eine aus Constantinopel abgesegelte türkische Flotte von 75 Schiffen auf ihn stieß. Sofort gibt er den Befehl zum Angriffe, verbrennt dem Feinde zwei Schiffe, tödtet ihm über 3000 Mann und nachdem er Wunder von Tapferkeit verrichtet hat, gelingt es ihm, siegreich aus einem der ungleichsten Kämpfe hervorzugehen, deren die Geschichte der Seekriege gedenkt [8]).

8) Pietro, geboren zu Venedig im Jahre 1444. In seinem 18. Jahre trat er in den Camaldulenser Orden, dessen General er 1480 ward und bis 1515 blieb. Zehn Jahre später starb er am 16. Januar 1525. Als Schriftsteller hat er sich durch seine: Epistolae. Venet. 1524. Fol. bekannt gemacht. In Martene und Durand's Veterum scriptorum et monumentorum ecclesiasticorum amplissima collectio, stehen Band III. von ihm: 1. Epistolae 242, quae in editis desiderantur, und 2. eine Oratio ad Leonem X. pontificem. Über diesen gelehrten Mann und seine kirchengeschichtlichen Verdienste findet man Nachrichten in Moschini a. a. O. II. S. 392., in den Annal. Camaldulens. libr. LXVI. und in einer Lobrede auf ihn von Eusebius Petuli. Diese letzte ist in der eben erwähnten Martene- und Durandschen Samlung abgedruckt.

(*Graf Henckel von Donnersmarck.*)

DELFSHAVEN, Marktflecken am rechten Ufer der Maas in dem Bezirk Rotterdam des niederländischen Gouvern. Südholland, mit einem Hafen, worin die Delfter Schiffe anlegen, und 2680 Einw., welche Härings- und Stockfischfang betreiben und Geneverbrennereien unterhalten. Der Ort ist gut gebaut und verdankt seinen Ursprung den Einwohnern von Delft, denen Herzog Albrecht 1389 gestattete, von dem Dorfe Overschie an, aus der Schie in die Maas einen Kanal zu führen, an dessen Mündung 1451 der Hafen und später die Werfte und Magazine der ostindischen Compagnie angelegt wurden. — Hier ist der berühmte Admiral Peter Hein geboren. (*Leonhardi.*)

DELFT (Br. 52° 0′ 49″, L. 22° 1′ 50″), Kantonstadt in dem Bezirk Rotterdam des niederländ. Gouvernements Südholland. Sie liegt in einer fruchtbaren Gegend an der Schie, ist von Kanälen durchschnitten, regelmäßig gebaut und hat 7 Thore, 6 Kirchen, ein großes Zeughaus *), 4870 Häuser und 12900 Einwohner. Merkwürdig sind: der Prinzenhof, worin Wilhelm I. von Oranien 1584 ermordet wurde, das schöne Rathhaus, welches 1618 erbaut, 84 Fuß in der Breite und 90 F. in der Tiefe hat und viele Gemälde, besonders von Mierevelt und Heemskerk enthält, die neue Kirche mit einem 300 F. hohen Thurme, einem schönen Glockenspiele und den Mausoleen des Prinzen Wilhelm und des Hugo Grotius († 1645), die alte Kirche mit den Sarkophagen der Admirale Tromp und Peter Hein und des Naturforscher Leeuwenhoek und die 1802 erbaute Kirche der zu Delft gestifteten Gesellschaft Christi. Man findet große Tuchfabriken mit ihren Walkmühlen, Färbereien und Pressen, welche vornehmlich Texelsche Wolle verarbeiten, eine große Schmiede für die Artillerie und Lafettenmacherei, Siedereien von Marseiller und Brünner Seife, große Geneverbrennereien, mehre Fayence- und Steingutfabriken (welche statt früher 7000, nur noch 150 bis 180 Menschen mit Verfertigung des sogenannten Delfter Zeug beschäftigen) und eine Werkstätte von mathematischen und physikalischen Instrumenten. Ihren Handel treibt die Stadt über den Hafen von Delfshaven, wohin ein Kanal führt. — Die Stadt soll 1075 von Herzog Gottfried von Lothringen erbaut seyn; 1536 wurde sie durch eine Feuersbrunst fast ganz zerstört, aber — wie auch nach den großen Bränden in den Jahren 1654 und 1742 — schöner wieder aufgebaut. Während der Revolutionszeit war D. die Hauptstadt des Departements Delf, sowie früher des Amtes Delfland in der Provinz Holland der vereinigten Niederlande und die dritte Stadt dieser Provinz. Sie ist der Geburtsort des berühmten Hugo Grotius, Leeuwenhoek's und des Rathspensionairs A. Heinsius **). (*Leonhardi.*)

6) Daru a. a. O. II. 139. 7) Moschini a. a. O. II. 395. 8) Meisterhaft beschreibt Daru dieses Seetreffen a. a. O. VI. S. 83., von dem er sehr richtig sagt: „La campagne — s'ouvrit par un de ces combats également glorieux et déplorables, qui affaiblissent encore plus qu'il n'illustrent les armes des vainqueurs." — „L'amiral (Joseph Delfin) setzt er an einer andern Stelle hinzu — „sort du détroit au milieu des ennemis frappés d'admiration et confondus d'une telle résistance."

*) Die früher hier bestandene Cadettenschule wurde im Jahr 1827 aufgehoben, als die niederländische Militärakademie zu Breda errichtet ward. **) Nach Hassel und d. Itinéraire du R. des Pays-Bas (Amsterd., Maaskamp. 1824. 12.) I. 127 f.

DELFT (97° 25' Länge, 9° 35' Breite), britische Insel auf der Nordwestküste von Ceilon, zum Districte Jaknapatam gehörig. Sie hat gute Pferdeweiden. (*H.*)

DELFT, Jakob Willemsen, ein berühmter holländischer Porträtmaler und Vater einer ausgezeichneten holländischen Künstlerfamilie. Er war geboren zu Delft, wovon auch sein Name herrührt. Im J. 1592 malte er eine Schützencompagnie seiner Vaterstadt, welches große Gemälde nebst andern von ihm noch zu Delft auf der Doele oder Schützenherberge zu sehen ist. Als daselbst im Jahre 1654 das Pulvermagazin in Brand gerieth und in die Luft flog, wurde dabei auch die Doele zerstört, und jenes Gemälde schwer beschädigt und zerrissen, doch durch die Verwendung eines von Delfts Enkeln, des mit ihm gleichnamigen Malers Jakob Willemsen Delft, wieder ausgebessert und hergestellt und forthin auf der neuen Doele aufbewahrt. Zu seinen schönsten Gemälden gehören die Porträts von ihm selbst, seiner Gattin und seinen drei Söhnen, alle in Lebensgröße. Er starb in seiner Geburtsstadt 1601, in einem hohen Alter mit Hinterlassung der eben angeführten drei Söhne, die er alle zu seiner Kunst angeleitet und darin mit solchem Erfolg unterwiesen hatte, daß sie sich sämtlich als vorzügliche Künstler ausgezeichnet haben. Der älteste war Kornelius Jakobsen Delft. Außer bei seinem Vater, der zuerst sein Lehrmeister war, lernte er die Malerkunst noch bei dem ebenfalls berühmten Maler Kornelius Korneliessen van Haarlem. Er lieferte schöne Stillleben und war zugleich ein vorzüglicher Glasmaler. — Als ein solcher hat auch nachher sein Sohn Nikolaus, auch Klaudius, Korneliessen Delft, sich ausgezeichnet. Dieser war geboren 1571. Von seinen Glasmalereien sind in Holland in einigen Kirchen und andern Gebäuden noch verschiedene vorhanden.

Der zweite Sohn des Jakob Willemsen Delft war Rochus Jakobsen Delft, ein guter Porträtmaler.

Der dritte Sohn hieß Willem Jakobsen Delft, geboren zu Delft am 19. Nov. 1580, ebenfalls Maler und zugleich ein sehr geschickter Kupferstecher. Er heirathete eine Tochter des vorzüglich berühmten Malers zu Delft, Michael Janssen van Miereveld, der Apelles seiner Zeit genannt, und hat die meisten von demselben gefertigten schönen Porträts in Kupfer gestochen. Er starb zu Delft 1638 am 11. April, mit Hinterlassung eines Sohns, des oben erwähnten Jakob Willemsen Delft, geb. zu Delft 1619, am 24. Januar. Dieser war ebenfalls ein vorzüglicher Porträtmaler, nicht um des Vortheils willen, sondern aus Liebe zur Kunst. Unter andern schönen Stücken malte er die Ober- und Unterofficiere der Schützencompagnie zu Delft, ein meisterhaftes Gemälde, das auch auf der dortigen Doele, neben dem Gemälde seines Großvaters, einen Platz erhielt. Er war zugleich Rathsverwandter und Hafenmeister zu Delft und starb daselbst 1661 am 12. Juni. Seine nachgebliebene Gattin, Anna van Hoogenhouck, ließ ihm auf seinem Grabe ein kostbares marmornes Denkmal errichten *). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELFZYL, oder Delfsiel, wie es so an Ort und Stelle ausgesprochen wird, eine holländische Festung in der Provinz Gröningen, an der westlichen Seite der Emsmündung, der ostfriesischen Küste gegenüber, und nicht weit von derselben entfernt. Sie liegt unmittelbar an der Nordseite des Damster-Tiefs oder Kanals von Appingadam, und zwar an dem Ausflusse desselben in die Ems, vor dem sich neben einander zwei Siele oder Schleusen befinden, vorher aber drei dergleichen vorhanden waren. An der andern Seite des Kanals, südlich von Delfzyl, und sehr nahe daran liegt das alte Dorf Farmsum, zu dem anfangs ersteres gehört haben mag. Der Kanal, der hier durch die beiden Siele ausfließt, wird von einigen für das von Gröningen her kommende Flüßchen Fivel gehalten [1]), ist aber ohne Zweifel eine angelegte Wasserleitung, die schon in alter Zeit aus der Fivel, wo diese damals eine mehr nördliche Richtung nahm, bis in die Emsmündung ausgegraben worden. Der Kanal hatte anfangs, wenigstens noch im Jahre 1248, den Namen Delf [2]), von dem altfriesischen Wort delven, ausgraben. Ein Delf heißt deswegen ein ausgegrabener Kanal. Nachher, da die friesische Sprache nach und nach ausstarb, nannte man den bisherigen Delf das Damster-Tief, oder von Appingadam, wegen der Berührung desselben mit dieser Stadt. Schon in alter, jedoch unbekannter Zeit, wahrscheinlich bald oder unmittelbar nach der Ausgrabung des Kanals, wurde die Mündung desselben mit einem Siel eingefaßt, und dies mag die Veranlassung gewesen seyn, daß sich dabei einige Ansiedler niederließen, und so unter dem Namen Delfzyl ein Dorf entstand, das seinen Namen von dem Siel und dem damals noch geltenden, alten Namen des Kanals erhielt, an dem es angelegt wurde.

Die Festung Delfzyl ist von der Stadt Gröningen 3 Meilen und von dem Städtchen Appingadam eine Stunde entfernt. Sie steht mit beiden Orten durch den Kanal, woran sie liegt, in Verbindung, worauf täglich zu mehren bestimmten Stunden nach und von Gröningen sogenannte Treckschuiten, — Postschiffe durch Pferde gezogen, — hin und her fahren und in der dortigen

*) Quellen: *A. Houbraken* Groote Schouburgh der nederlantsche Konstschilders. I. Deel. Amsterd. 1718. p. 61. II. Deel. Amsterd. 1719. p. 56. *K. van Mander* Leven der Nederlandsche etc. Schilders, door *de Jongh*. II. Deel. Amsterd. 1764. p. 84. 90. 165. 199. (In diesem Buche befinden sich auch die in Kupfer gestochenen Bildnisse von Jakob Willemsen Delft, dem älteren, auf dem Blatt KK. Nr. 3., von Jakob Willemsen Delft, dem jüngern, Blatt JJ. Nr. 3., von Nikolaus Korneliessen Delft, auf Blatt PP. Nr. 2. und von Kornelius Jakobsen Delft, Blatt SS. Nr. 1.) — *Nieuwenhuis* Algemeen Woordenboek. II. Deel. Zütph. 1821. p. 305.

1) Vergl. I. Section. 22. Thl. S. 103. 2) *Menconis* Chronicon in *Matthaei* Analecta veteris aevi. Tom. II. Hagae 1738. p. 149. *Westendorp* Jaarboek van de Provincie Groningen. I. Stuk. Groning. 1829. p. 510.

gen Gegend eine beständige Communciation unterhalten. Delfzyl ist wie eine Stadt gebaut, zwar nur klein, aber sehr reinlich, mit breiten, geraden und gutgepflasterten Straßen, auch mit einer nächtlichen Erleuchtung. Es hat 3 Thore: das Wasserthor am Hafen, östlich; das Farmsumer Thor, südlich, und das Landthor, nördlich; eine reformirte Kirche, die vor einigen Jahren neu gebaut ist, indem die alte, im J. 1613 erbaute, sehr baufällig und zu klein geworden, sodann auch eine kleine katholische Kirche, die durch Unterstützung des Königs 1816 zuerst daselbst gebaut ist. Die Zahl der Einwohner, meist zur reformirten Confession gehörig, beläuft sich auf 800 Menschen, die vom Handel, Schifffahrt und andern bürgerlichen Gewerben leben. Die Hauptnahrungsquelle ist der Hafen und was damit in Verbindung steht. Zwischen Delfzyl und Emden fährt täglich ein Fährschiff hin und her, womit Reisende überfahren und Sachen spedirt werden, und dadurch eine beständige Communication zwischen beiden Orten und den Ländern, welchen sie angehören, unterhalten wird. Die Festung hat an der Landseite sieben Bastionen, sehr hohe und schöne Wälle und einen tiefen Graben, und an der Seeseite gegen den Hafen eine Mauer, zum Theil auch einen Wall. Zudem ist noch ein treffliches Außenwerk vorhanden, Kostverloren genannt. Auf diese Weise bestreicht die Festung Delfzyl die ganze Fahrt auf der Ems, und ist auf dieser Seite der Schlüssel von ganz Gröningerland, kann auch durch Überströmung der Umgegend noch mehr gesichert werden. Die Einwohner stehen in Rechtssachen zunächst unter dem Friedensgericht zu Appingadam und haben zur Polizeiverwaltung einen eigenen Bürgermeister.

Wann das ursprüngliche Dorf Delfzyl, das in der sogenannten sächsischen Fehde über die Erbstatthalterschaft in Friesland, am Ende des 15. und im Anfange des 16. Jahrhunderts, zuerst als ein befestigter Ort in der Geschichte vorkommt, seine erste Befestigung erhalten habe, ist unbekannt. In jener Fehde befand sich daselbst eine feste Burg mit einer darum angelegten Verschanzung, die wahrscheinlich von den Einwohnern selbst in den anarchischen Zeiten des 13. Jahrhunderts, da die friesische Republik sich auflösete, zuerst mag angelegt seyn. Diese wol nicht sehr bedeutende Feste wurde seit 1500 bald von den Sachsen besetzt, bald von dem ostfriesischen Grafen Edzard I., der mit in die sächsische Fehde verwickelt war, und wurde zuletzt (1516) von den Gröningern eingenommen und völlig geschleift. Als 1568 der Graf Ludwig von Nassau Gröningen belagerte, faßte er den Plan, zu Delfzyl, wegen der so sehr geeigneten Lage desselben, abermals eine Festung anzulegen, und machte dazu bereits einen Anfang. Die Ausführung wurde aber durch seine Niederlage bei Jemgum (am 21. Jul. 1568) gänzlich gehindert. Jetzt kam sein stolzmüthiger Sieger, der Herzog von Alba, auf den Gedanken, Delfzyl nicht nur wieder zu einer Festung, sondern zugleich eine Stadt daraus zu machen. Er beabsichtigte zugleich, der Stadt Emden dadurch zu schaden, wo die reformirten Flüchtlinge aus den Niederlanden eine freundschaftliche Aufnahme fanden, und von dort die Mißvergnügten in den Niederlanden auf allerlei Weise unterstützt wurden. Die Wälle und Gräben der neuen Stadt waren schon abgesteckt, das nächstliegende Dorf Farmsum sollte mit hinein gezogen werden, auch hatte Alba bereits bestimmt, daß sie Marcburg heißen sollte. Die Gröninger stellten jedoch dem Herzoge vor, daß die neue Stadt für sie nachtheiliger seyn würde als für die Emder, und daß die Anlegung derselben ihre Freiheiten und Gerechtsame schmälern dürfte. Der Herzog ließ demnach seinen Plan schwinden und begnügte sich mit der Vollendung der Festung zu Delfzyl, mit deren Anlegung der Graf Ludwig von Nassau bereits einigen Anfang gemacht hatte. Als nachher die Provinz Gröningen einstweilen an die vereinigten niederländischen Staten kam, äußerten die Gröninger den Wunsch, daß die Delfzyler Festung wieder einge[hen] möchte, doch fanden die Generalstaten solches nicht rathsam, sondern ließen dieselbe nach dem Jahre 159[4], da der Graf Wilhelm von Nassau sie den Spaniern ab[genommen] hatte, noch mehr befestigen. Zugleich wurde der Seedeich davon getrennt, auch in der Festung mehr neue Häuser gebaut und so der Ort merklich vergrößert.

Im J. 1595 wurde zu Delfzyl, unter Vermittelung der Generalstaten, zwischen dem ostfriesischen Grafen Edzard II. und der Stadt Emden, die dem Grafen ihren Gehorsam aufgekündigt hatte, ein Vergleich geschlossen, wodurch es der Stadt Emden gelang, große Vorrechte und fast eine republikanische Verfassung, mit wenig Abhängigkeit von ihrem Landesherrn, zu erlangen. Die Delfzyler sahen das eigenartige Schauspiel, daß der Graf von Ostfriesland, der nebst seinem Kanzler und einigen ostfriesischen Edelleuten dort selbst anwesend war, mit den Abgeordneten einer gegen ihn empörten, kühnen Stadt, die er mit Gewalt nicht zur Ordnung zu bringen vermochte, in seiner Verlegenheit unterhandelte und seine Rechte zum Opfer brachte, und er einen Vergleich einging, der für ihn und sein Haus sehr nachtheilig war und erst im 19. Jahrhundert durch Napoleons Übermacht ganz wieder umgeworfen wurde. — Im J. 1672 wurde die Festung Delfzyl dem Bischof zu Münster, Bernhard von Galen, [der] gegen die Gröninger einen Kriegszug unternahm, bedroht. Doch erschien unvermuthet der Admiral Ruiter mit der holländischen Flotte, aus 14 Sch[iffen] bestehend, die aus Ostindien zurückkehrte und bei Dog[ger]bank einer engländischen Flotte glücklich vorbei ge[kommen] war, auf der Rhede von Delfzyl, fuhr in den [Hafen] ein und versah die Festung mit noch mehr [Ka]nonen und andern Kriegsbedürfnissen, so daß de[r Bi]schof den Muth verlor, sie anzugreifen.

Im Verfolg der Zeit wurden die Festungswerke Delfzyl durch den berühmten holländischen Ge[neral] Coehoorn, nicht lange vor seinem Tode (1704), ansehnlich vergrößert und verstärkt. Zuletzt ist D[elfzyl] auch von den Franzosen im J. 1813 noch mehr stärker befestigt worden. Als nämlich damals die [Fran]zosen, durch die siegenden Heere der Russen und

sien und durch die Einwohner Hollands selbst gedrängt, dieses Land wieder verlassen mußten, suchten mehre französische Soldaten, etwa 1200 an der Zahl, und einige französische Beamten, sich noch in der Festung Delfzyl zu halten. Sie verstärkten diese so viel ihnen möglich und versahen sich mit Lebensmitteln, machten auch wiederholte Ausfälle in die Umgegend, um desto mehr Vorrath zu erhalten. Um solches zu verhindern und die Franzosen wo möglich aus ihrem Schlupfwinkel zu vertreiben, besetzte die Bürgerschaft und Landwehr von Gröningen, wie auch einige Mannschaft aus Friesland und der ostfriesische Landsturm nebst der Königsberger Landwehr, die nach Ostfriesland gekommen war, im November 1813 die Gegend bei Delfzyl. Die nächsten Anwohner hatten durch die fortdauernden Ausfälle der Franzosen auf ihre Belagerer viel zu leiden, selbst zwei Dörfer wurden dabei ganz niedergebrannt. Die Feinde behaupteten sich bis zum Frieden im Monat Mai des folgenden Jahres, da sie Delfzyl verließen. Die Kirche daselbst gebrauchten sie mit zu einem Magazin und Zeughaus. Bei den Mitteln, die sie in Händen hatten, muß man ihnen das Zeugniß geben, daß sie besonnen und schonend gehandelt haben; sonst hätten sie unter dem ungeordneten und der Sache sehr ungewohnten Heerhaufen, der sie einschloß, auch bei dem zum Theil ungeübten Anführern derselben, viel Unglück anrichten können. Außerdem liefen die Kosten der Belagerung für die Unternehmer derselben sehr hoch.

Der Hafen zu Delfzyl war vorher tiefer als jetzt, wenigstens damals, als der Admiral de Ruiter mit seiner Flotte in demselben anlegen konnte. Jetzt ist der Grund darin mehr angeschlämmt; doch ist er immer noch einer der besten des Königreichs. Es ist der Mühe werth, diesen schönen Hafen, die treffliche, weite Rhede vor demselben und den herrlichen, breiten Emsstrom anzuschauen, indem auch die Schifffahrt hier noch ziemlich lebhaft ist, und durch die tägliche Berührung mit Gröningen und Ostfriesland hier immer ein reges Leben unterhalten wird [3]). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELGADA, Ponta del Gada, Hauptstadt auf der Azoren-Insel S. Miguel. (S. dies. Art.) (*H.*)

DELGOVITIA, Stadt der Brigantes im römischen Britannien, muthmaßlich das jetzige Städtchen Wighton oder das benachbarte Godmonham. (*H.*)

DELHI, Provinz, Bezirk und Stadt in Indien. Die Provinz grenzt in N. an Gurwal, in NO. an Nepal, in SO. an Audh, in S. an Agra, in W. an Adschmir, in NW. an Lahore, wovon sie von Setledsch getrennt wird. Der Flächeninhalt [1]) beträgt 32465 engl. = 1610 geogr. QM. Dschumna und Ganges durchströmen neben einander das Land; im O. laufen die beiden Nebenflüsse des letzteren, Ramgunga, nur 7 Monate im Jahre schiffbar, und Kali (Gogra's oberster Lauf); zwischen diesen beiden, an der Grenze Audhs, entquillt Gumti. Der westliche Theil hat nur Steppenflüsse, die zwischen hohen Ufern aber wasserarm hinziehen und sich bald in dem Sande verlieren; ein solcher ist der Saggar oder Caughur, der den in der Mythologie hochgepriesenen, jetzt aber fast spurlos versiegten Saraswati aufnimt; ein solcher ist auch der Dschittung, der ehemals sich erst 48 engl. Meilen südwestlich von Hissar endigte, jetzt aber nur bis Dschind, ja in der trockenen Jahreszeit nur bis Daltschur reicht. Wenn man die Naturbeschaffenheit dieser Provinz im Allgemeinen charakterisiren will, muß man den nördlichen Theil zwischen dem Ganges und den Hochgebiegen ganz aus dem Spiele lassen. Dieser, Rohilkund, ist der berühmte Garten Indiens, von Strömen (Ram Gunga, Kosila, Kali u. a.) reichlich bewässert. Es ist eine durchaus wagerechte Ebene, 500 Fuß über dem Meere, im N. O. und S. von großen Waldungen umkränzt. Trefflich sind ihre Hauptprodukte [2]), Zucker, Baumwolle und Reis; dabei findet man Dattel- und Toddypalmen nebst Platanen, und den vom Süden herkommenden Fremden erfreut der ungewohnte Anblick von Weintrauben, Wallnüssen, Äpfeln, Birnen, Rauchbeersträuchern. Der Nordsaum des Landes ist ein Theil der Terriani; so heißt nämlich ein ungeheurer langer Streif, der von Setledsch bis Burramputter, am Fuße des Himalaja hinzieht, hier aber nur zwei Tagereisen breit; er besteht aus Sumpfboden, bald von stattlichen Bäumen, bald von Gras üppig bewachsen, aber vom März bis November von Menschen wie von Thieren wegen seiner verpesteten Miasmen ängstlich vermieden. Sobald der Reisende eine Weile nordwärts von Pareili gekommen ist, liegt ihm dieser Wald als eine schwarze, gerade, wie mit einem Lineal gezogene Linie vor; über diesen erhebt sich die untere Vorpostenkette des Himalaja, und fern am Horizonte ruhen in majestätischer Stille in einer Entfernung von 150 engl. Meilen die Schneegipfel, wie Alabaster flimmernd. — Wenn also Rohilkund die unterste Stufe ist, worauf der Himalaja in das Tiefland hinuntersteigt, so bildet das übrige Delhi einen Übergang von Steppe zum Culturland, ja der westlichste Strich ist gar eine wenig verbesserte Fortsetzung der Sindhwüste, ohne die Ströme wäre er es völlig. Doch nicht alle Flüsse bringen Fruchtbarkeit; vielmehr ist die Dschumna so mit Salpeter geschwängert [3]), daß sie, statt die Vegetation zu befördern, dieselbe vielmehr zerstört. Außerdem ist fast überall Mangel an Bewässerung; die Brunnen liegen tief und sind meistens brakkisch. Hier kommt alles darauf an, das Wasser der wohlthätigen Ströme durch Kanäle über das Land zu

3) Quellen: *Hoogstraten* Algemeen historisch Woordenboek IV. Deel. Amsterd. 1727. p. 55. *Kremer* Beschryving der Provincie Groningen. Groning. 1819. p. 77. 129. *J. de Gelder* Beschryving van het Koningryk Holland. Amsterd. 1809. p. 122. *J. J. Harkenrohr* Oostfriesche Oorsprongkelykheden. Groning. 1731. p. 195. 388. Wiarda's ostfriesische Geschichte. II. Thl. S. 291 ff. III. Thl. S. 262. — und eigene Ansicht.

1) *Hamilton* Descript. of Hindostan. Lond. 1820. Vol. I. p. 407.

2) *Heber* Travels. Lond. 1828. 3. Edit. Vol. II. p. 122.
3) Daselbst S. 286. *W. Hamilton* East India Gazetteer. 2. Ed. Lond. 1828. Vol. I. p. 493.

verbreiten; das geschah auch in den glücklichern Zeiten des Großmogols; in ihrem oberen Lauf ist die Dschumna noch rein und süßwässerig; von da bis Kurnaul und ferner von Kurnaul im dem tieferen Lande liesen damals nach verschiedenen Richtungen mehre Graben aus, z. B. Schah Nahr oder Nahr Behescht (der oberste Kanal), Duab oder Zabata-Khans Kanal (er ging von der Dschumna in der Nähe ihrer Herabkunft vom Gebirgslande, lief durch Saharanpur, Rampur Schamli 2c., und nach einem Laufe von 150 engl. Meilen vereinigte er sich wieder mit dem Mutterstrom, fast Delhi gegenüber), Ali Merdans Khans Kanal (er erstreckte sich von Kurnaul bis Delhi) und Firuz-Kanal (er trennte sich ein wenig unterhalb Kurnaul von Ali Merdans Khans Kanal, strich westwärts durch Hurriana, den Städten Hansi und Hissar vorbei, nach den Grenzen Bihanirs. Damals, wo diese und andere Kanäle noch flossen, waren die Zeiten, wo das Subah Delhi, nach Abul Fazil [4]), an mehren Stellen dreifache Ernten im Jahre gab; doch unter den Stürmen, die den Thron des Großmogols erschütterten, wurden die Graben verschüttet, die Wüste rückte bis an die Thore Delhi's heran, und die Natur nahm ihren ursprünglichen, dürren, kargen und stiefmütterlichen Charakter wieder an. Sobald aber die Engländer die Provinz in Besitz nahmen, waren sie bald darauf bedacht, die Bewässerungsanstalten wieder herzustellen; die Bauten sind jetzt wenigstens zum Theil vollendet. Als Ali Merdans Khans Kanal, ein helles, lauteres Wasser leitend, am 11. Februar 1820 an die Kaiserstadt heranrückte, wurde er von den Einwohnern, die bisher nur ein bitteres Wasser aus der untern Dschumna und den Stadtbrunnen tranken, mit freudigem Jauchzen begrüßt. Da aber, wohin die Fluthen dieser oder anderer Gräben sich nicht erstrecken, ist alles dürr, baum- und wasserlos; der Boden ist theils Sand, theils steifer Lehm und Thon. Darum wird nur wenig Reis gebaut; Waizen ist die Hauptsaat; Zucker und Baumwolle aber Stapelwaren. Darum ist die Volkszahl (wiewol doch 8 Millionen, ein Gemisch von Hindus, Muhammedanern, Rohillas, von afghanischer Geburt und Sikhs) nur klein, und das Land auf lange Strecken ohne Städte oder Dörfer. Die Provinz zerfällt in folgende Distrikte: Barelli, Moradabad, Nord-Shahdshehanpur, Süd-Shahdshehanpur und das Jaghir Rampur (welche zusammen das vormalige Rohilkund bilden), ferner die sogenannten Assigned Territories, als der Familie des Großmogols zum Unterhalte angewiesen; seit 1820 haben aber die Engländer den Bezirk unter ihre unmittelbare Verwaltung genommen, der Name ist abgeschafft und heißt jetzt der Distrikt Delhi; ferner Nord-Saharanpur, Süd-Saharanpur oder Merut, Hurriana, Sirhind und Pattialah, nebst mehren kleinen Sikh-Staaten.

Die Stadt D. — Unter dem im Mahâbhârata gefeierten Namen Indraprastha [5]) war sie einst der Hauptsitz der Pandus, der Sonnenkinder, deren Reich a[ls] das Hauptreich Indiens geschildert wird, und dessen au[ch] Ptolemäus erwähnt (Regnum Pandionis). Die Gründun[g] der Stadt wird dem Radshja Dehlih zugeschrieben [6]); „[Die] Straßen waren mit Gold gepflastert, mit den köstlich[]sten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten u[nd] der Palast der Pandus strahlte von Diamanten u[nd] andern Edelsteinen." Mit der Dynastie selbst wur[de] die Stadt von der Nacht der Zeit umhüllt. Die Pan[]dus, welche sich späterhin den Titel Pal gegeben ha[]ben sollen, mußten den Muhammedanern weichen un[d] nach Malabar (wo Bali-patna) und Koromandel (wo Maha-bali-puram) zurückziehen [7]). Um's Jahr 300 vor Chr. erbaute aber auf ihren Ruinen der Usurpator Delu [8]) das heutige Delhi und gab ihr seinen [sei]nen Namen, wie von einigen behauptet wird; die den ersten Anleger entweder nicht kennen oder nicht aner[]kennen, und erwählte es zur Residenz. Rathsthal von Indraprastha oder Dehli werden von muhammedani[]schen Geschichtsschreibern schon im Jahre 1008 erwähn[t] und im J. 1011 wurde die Stadt vom Sultan Mah[]mud von Ghizni genommen und geplündert, aber wi[e]der ihrem Radshja als zinspflichtig zurückgegeben. Nachdem dies Geschlecht im J. 1195 von dem m[u]hammedanischen Sklaven Kuttub (Kothbeddin b[ei] bei Herbelot), dem Begründer der Afghon-Dynastie [ge]stürzt ward, wurde Delhi Mittelpunkt eines noch m[äch]tigern Reichs, und ihr Glanz und Reichthum war i[m]mer im Steigen; als Timur [9]) sie plünderte, b[e]... sie aus drei verschiedenen Städten, und die Beute, [die] er dort an Edelsteinen, Gold und Silber fand, ü[ber]steigt alle Vorstellung. Sein Enkel, Sultan Ba[ber] vertrieb die Afghanen im Jahre 1525 und err[ichtete] den Großmogolschen Thron, und seitdem wa[ren] Delhi und Agra wechselsweise Residenzen. Das [neue] Delhi wurde neben den Ruinen des alten auf [dem] Westufer der Dschumna im J. 1632 von Shah D[sche]han Ghir gegründet und erhielt von ihm den Na[men] Shuhdschehanabad, welchen es noch in öffe[ntli]chen Dokumenten führt. Er umschloß [10]) es m[it] eine Mauer von mehr als zwei Stunden im Umf[ang] mit sieben Prachtthoren, die nach den Hauptstädten [des] Reichs, zu denen sie führten, genannt wurden. [Am] Nordende erhob sich der Kaiserpalast von rothem [Gra]nit, 84378 Qu. Toisen im Umfange, herrliche [aber] nicht besonders große Gärten umschließend, mit

4) Ayeen Acberi. 5) Persisch Indraput; Polier schreibt Aindraprest.

6) „Bhagirut, fils du Rajah Dehlih, au quel on doit la fondation de la cité de Dehli." Polier Myth[ologie des] Indous. Tom. I. 606. II. 263. Heeren Ideen. ... S. 261., der dem Raja Bhagirut (ein Druckfehler statt Bh...) die Gründung zuschreibt, hat diese Stelle unrichtig ver[standen,] indem er au quel auf Bhagirut beziehtz die Zweideutigke[it] aber durch den Beisatz: „Bhagirut.. avait dès son enfance ... au monde..." beseitigt. 7) Nach Ferishta; nach A[yeen] Acberi aber heißt der Gründer Anungapaul von ... Tenore 429 nach Vikramaditya's Ära. 8) Ri[tter] Erdkunde. Th. 1. S. 715. 9) Scherifeddin Tim[ur] T. II. p. 67. 10) K. Ritter Länderkunde ... im Berliner Kalender auf das Jahr 1829. S. 185. Tav[ernier] Voyage.

scheen, Pavillons, Springbrunnen und Bädern, alles von Marmor und mit Mosaikbildern eingelegt, darunter Orpheus, den Bestien vorspielend, also ein Werk eines europäischen Meisters. Alle diese Wunder irdischer Herrlichkeit, die da zu sehen waren, übertraf doch der Tukt-Taus, der berühmte Pfauenthron, der im Dewankhas, dem Audienzsaale, einer offenen, mit Marmorarkaden umgebenen Terrasse, reichlich mit Mosaiken und Hautreliefsculpturen verziert, stand; aus massivem Gold funkelte er von Diamanten, Rubinen und Saphiren; zwei Pfauen mit ausgebreiteten, emporgehobenen Schweifen standen ihm zur Seite und zwischen diesen ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten. Innerhalb der Mauern dieser nunmehr baufälligen Burg, die Schah Nadir im J. 1739 und später im J. 1759 Ahmed Abdallah ihrer schönsten Kostbarkeiten beraubte, „lebt jetzt die Zierde der Welt, das Asyl der Völker, der König der Könige", der Schattenkaiser, im glänzenden Elend von einem zwar bedeutenden, aber doch für seine 700 männlichen Verwandten und deren 19000 Weiber, unzureichenden Gnadenbrod [11]). Sein eigenes Harem besteht aus 300 Weibern; zuweilen sieht man Se. Kaiserl. Majestät in dero schön lackirtem Statswagen von Kusawurzeln fahren, von seinen Emirn und seinem Armuth verrathenden Jumarti (Hofstate) umgeben, welche Rosenwasser auf seine Equipage sprengen. Der Strom selbst, der einst die Ostseite des Palastes bespülte, hat sich eine weite Strecke von ihm zurückgezogen. Übrigens sind hier vielfache Überbleibsel einer glücklichern Zeit zu bewundern. Darunter gehört die Dschumma Muschid, die Prachtmoschee mit drei Kuppeln aus weißem Marmor mit vergoldeten Spitzen und stolzen Minarets; die Verzierungen sind [12]) zwar weniger blumenreich und das Gebäude weniger malerisch als das glänzende Imambarra zu Lucknau, aber die Lage auf einem Hügel ist weit gebieterischer, und an Größe, Solidität und Reichthum der Materialien (theils dunkelrother Sandstein, theils weißer Marmor) übertrifft dies Gebäude alle, die von seiner Art in Indien zu sehen sind. In dem Felsen, worauf diese Moschee ruht, ließ Schah Dschehan einen Brunnen aussprengen, woraus das Wasser durch eine zusammengesetzte Maschinerie heraufgefördert wurde. Ferner des Patan-Kaisers Firuz antike Burg in Alt-Delhi, in einer einfachen Bauart, mit einer großen schwarzen Säule von gegossenem Erz, einst einem Hindutempel gehörig und mit alten Inschriften bedeckt; ferner die alte Moschee, die großartigste und schönste ihrer Art in Indien, welche auch als Vorbild für die Hauptmoschee diente, die Timur in Samarkhand erbauen ließ; eine Menge anderer Hindupagoden, Moscheen und Grabmonumente zu geschweigen, die man anderswo überall anstaunen würde. Sehenswerth, wiewol nicht mit jener verschwenderischen Pracht, die man in Agra's Grabmonumenten bewundert, ausgestattet ist immer Sultan Humajuns Mausoleum, jetzt die Grabstätte der kaiserlichen Familie, etwa eine geogr. Meile südwestlich von der Stadt; es ist vielmehr in einem einfachen, aber reinen und edeln, gothischen Styl, mit schwarzem und weißem Marmor in- und auswendig überzogen. Ganz zerstört ist aber Schahlimar, der Kaisergarten, doch vorher durch einen ewigen Gesang [13]) der Unsterblichkeit überliefert. Auf dessen Platz steht jetzt ein Orangenhain, wo der britische Resident in einem Gebäude, das ein Theil des Naphter Schah Dschehans war, wohnt. Unmittelbar außerhalb der Stadt steht Gentur Muntur, die Sternwarte, im J. 1724 erbaut, mit einem kolossalen Gnomon und andern Instrumenten; noch denkwürdiger ist aber Kuttub Minar, eine 242 p. Fuß hohe, thurmähnliche Säule aus Ziegelsteinen [14]), aber mit schönem Granit bekleidet, mit den zierlichsten Inschriften aus dem Koran und einer Wendeltreppe inwendig; dabei stehen niedrige Säulen und hohe Gewölbebogen, alles von dem Erbauer, dem ersten Patankaiser zum Eingang zu einer großen aber nie vollendeten Moschee bestimmt, welche, auf den Ruinen eines Hindutempels aufgeführt, den Sieg des Islam über das brahmanische Heidenthum vorbilden sollte. In die Stadt wieder eintretend, blickt man mit Grauen auf der Straße Tschandni Tschoke die Moschee Ruschenud Daulahs, denn es war von einem ihrer Dome, wo der erzürnte Timur zusah, wie 20000 Menschen von seinen Soldaten geschlachtet wurden, bis, nachdem das Blutbad vom Morgen bis Abend gedauert hatte, ein Derwisch vortrat, sagend: „Unüberwindlicher! bist du ein Gott, so sei gnädig, wie er; bist du ein Prophet, so unterrichte uns über den Weg der Seligkeit; bist du ein König, so höre auf zu morden, steige auf unsern Thron herauf und mache uns glücklich"; worauf Timur antwortete: „ein Gott bin ich nicht, denn ich kann nicht verzeihen; ein Prophet nicht, denn ich will nicht unterrichten, und euer König bin ich auch nicht; aber der, welchen der Herr in seinem Zorn sendet, um die Völker der Erde zu züchtigen, der bin ich." — Die Wahl der Lage für eine Stadt, die bestimmt war, eine Metropole zu Nordindien zu seyn, und die es seit Jahrtausenden bis auf die Zeiten der britischen Herrschaft wirklich gewesen ist (in der öffentlichen Meinung der Eingebornen gilt sie noch immer als solche), scheint wenig glücklich; zwar liegt sie an einem großen Strome, aber dieser ist während der trocknen Jahreszeit nur für kleinere Fahrzeuge schiffbar, und ringsum verbreitet sich eine einförmige, baumlose, sandige, wenig fruchtbare Landschaft; erst nach der Wiederherstellung des Ali Merdans Khans Kanals (s. oben), die nützlichste von allen Anlegungen, hatten die Einwohner gutes Trinkwasser; früher wurde das Wasser theuer verkauft; erst seitdem blüh'n die Gärten Delhi's. Von den 2,000000 Menschen, welche die Stadt einst [15]) beherbergte, sind jetzt kaum

11) Die Einkünfte des Kaisers sind jetzt auf 15 Lack Rupien = 150000 Pf. Sterl. oder etwa 1,000000 Thaler erhöht worden. 12) *Heber* II, 296.

13) *Th. Moores* in Lalla Rookh. 14) Nach Heber, nicht aus rothem Granit, wie Ritter sagt. 15) *Bernier* Voyage. Tom. II.

200000 übrig [16]); doch ist sie noch ein Mittelpunkt des Handels und durch Gewerbe blühend. Hier treffen jährlich Karavanen von allen Richtungen ein; die, welche die theuersten Waren mitbringen, sind aus Kaschmir und Kandahar; auch hat sich in den letzten Zeiten der Verkehr mit Bengalen belebt; hier wohnen viele Große und Reiche des Landes; hier wird viel Tabak und besonders Indigo gebaut, viel Baumwolle gesponnen und zu Zeuchen gewebt, und die Schuhmacher und Steinschneider liefern vorzügliche Arbeit. Die Straßen sind meistens eng und winkelig; nur zwei, die Hauptstraße Tschandni Tschoke und die Lahorstraße, zeichnen sich durch ihre Breite (90 Fuß), Regelmäßigkeit und Schönheit der Gebäude aus. Die mathematische Lage ist 28° 41' nördl. Br. und 94° 39' östl. Länge [17]); sie hält 7 engl. Meilen im Umfang, aber die Trümmer der Altstadt bedecken eine Fläche von 20 □M. Von der uralten Indraprasta sind nur Schutthaufen zu sehen. (*Palmblad.*)

Deli s. unter Türkei: Türkisches Heer.

DELIA, Beiname der Artemis. — Delios, des Apollon, — Delion, Tempel Apollons; von Delos (s. dieses). (*H.*)

Delia, Desvoidy (Insecta) s. Myodarii.

DELIADES, Bruder Bellerophons, fand durch diesen wider Willen seinen Tod *). (*Schincke.*)

Delias s. Delos.

DELIAS, *Hübner* (Insecta). Eine Gattung der Tagschmetterlinge, ausländische Arten umfassend, deren Oberflügel bunt, die untern an der Wurzel roth gefleckt sind. Sie gehört nach der neuern Eintheilung (s. d. Art. Lepidoptera) zu den Heliconiern und umfaßt die Arten Papilio Egialea, Porsenna und Thisbe Cramers. (*D. Thon.*)

Delictum s. Verbrechen.

DELIGNON, Jean Louis, geb. zu Paris im J. 1756. Nachdem er sich bei Delaunay dem ältern mit dem Grabstichel und der Radirnadel hinlänglich bekannt gemacht hatte, lieferte er als selbständiger Künstler Blätter sowol für das Cabinet von Poullain und für die Galerie des Palais Royal, als auch für die Voyage pittoresque de la Grèce und für die Description générale et particulière de la France. Auch stach er eine bedeutende Anzahl Vignetten nach Moreau, Martllier und andern. (Huber Handb. Thl. 8. S. 342.) (*A. Weise.*)

DELILIA. Unter diesem Namen stiftete Sprengel (Bullet. de la soc. philom. 1823. p. 54. t. 1.) eine Pflanzengattung zu Ehren des rühmlich bekannten Professors der Botanik zu Montpellier, Alire Raffeneau Delile, Ritters der Ehrenlegion, welcher als Botaniker Napoleon nach Ägypten begleitete, den botanischen Theil der Description de l'Egypte (Florae aegyptiacae illustratio, Par. 1813. fol.) ausarbeitete, sich einige Zeit in Nordamerika aufhielt und dann Candolle's Nachfolger in Montpellier wurde. Die Gattung Delilia ist indeß nach des Autors eigenem Urtheil (Spr. gen. pl. II. p. 641.) im Wesentlichen nicht verschieden von Milleria *Martyn.* (s. den Art.) (*A. Sprengel.*)

DELILLE, Jacques, geb. 1738 in der Nähe von Clermont in der Auvergne. Schon als Kind verlor er seinen Vater und erhielt seine Schulbildung in einem Pariser Gymnasium, wo sich seine Talente frühzeitig entwickelten. Lange Zeit war er selbst Gymnasiallehrer erst zu Paris, dann zu Amiens, dann wieder zu Paris, wo er sich zuerst durch einige Oden und Epitres vortheilhaft bekannt machte. Seinen Ruhm begründete er durch seine poetische Übersetzung der Georgica, welche er zwar schon in Amiens angefangen hatte, aber erst in Paris 1769 herausgab. Mit Recht bewundert man darin die Kunst, womit er die, bei der poetischen Armuth der französischen Sprache und der Abneigung der französischen Poesie vor kleinlichen Details, fast unübersteiglichen Schwierigkeiten dieser Arbeit ebenso glücklich als anmuthig überwunden hat. Er hat darin unstreitig alles geleistet, was man von einer französischen Übersetzung in Versen billigerweise nur verlangen kann. Das nämliche Talent hat er in späteren Jahren auch in seiner Übersetzung der Äneis und des verlornen Paradieses bewährt. Voltaire war so entzückt von dieser Arbeit, daß er den ihm noch völlig unbekannten Verfasser der Akademie zur Aufnahme dringend empfahl. Auch wurde Delille von der Akademie schon 1772 gewählt, doch versagte der König seine Einwilligung wegen zu großer Jugend des Candidaten, und die wirkliche Aufnahme erfolgte erst nach einer zweiten Wahl 1774. Einige Jahre später, 1780, erschien sein erstes Originalwerk: Les Jardins, ou l'art d'embellir les paysages, in 4 Gesängen, welches sich durch viele glückliche Naturschilderungen, welche überhaupt ihm am besten gelangen, auszeichnete und nicht wenig dazu beitrug, den in Frankreich noch wenig bekannten Geschmack an sogenannten englischen Gärten zu verbreiten. Als sein Freund Choiseul Gouffier nach Constantinopel als Gesandter ging, nahm er ihn dahin mit, bei welcher Gelegenheit er die Ruinen von Athen besuchte, sich beinahe ein Jahr lang in Constantinopel aufhielt und viel an seinem Poème sur l'imagination arbeitete, welches indeß erst 1806 in 8 Gesängen erschien. Bis zur Revolution lebte er nun ruhig und glücklich in Paris, wo er sehr bewunderte Vorlesungen über Juvenal, Horaz und Virgil hielt, und der Freigebigkeit des Hofes ein sehr bedeutendes Einkommen verdankte, welches er fast gänzlich bei den ausgebrochenen Unruhen verlor. Er hielt es sogar seiner Sicherheit wegen für nöthig, Paris zu verlassen, weil er auf Robespierre's Bitte, welcher zur Feier des Festes de l'être suprême eine Ode von ihm verlangte, nach langer Weigerung endlich, in 24 Stunden seinen Dithyrambus sur l'immortalité de l'ame geschrieben hatte, welchen man den Ansichten des Tages nicht angemessen fand. Er zog sich daher 1794 zuerst nach St. Diez, im Departement der Vogesen, und später nach Basel zurück. Längere Zeit lebte er darauf an den Ufern des Bieler-Sees, wo er sein zweites Ori-

16) Nach Le Goux de Flaix 1,700,000; nach dem Verfasser von Sketches of India 400000; nach W. Hamilton höchstens 200000. 17) *W. Hamilton* East India Gazetteer. London 1828. 2. Edit. Vol. p. 491.

*) Apollod. II, 3, 1. Einige Codd. haben [illegible] und [illegible].

ginalwerk: L'homme des champs, ou les Géorgiques françoises vollendete, welches 1800 erschien. Eben daselbst arbeitete er an den 1809 erschienenen: Les trois règnes de la nature. Das Unglück seines Vaterlandes veranlaßte ihn noch, das Gedicht: Le malheur et la pitié, in 4 Gesängen, zu schreiben, welches 1803 gedruckt wurde. Er ging darauf nach England, wo er 2 Jahre verlebte und in Zeit von 15 Monaten mit großer Begeisterung, aber sehr frei, das verlorne Paradies übersetzte; es erschien 1805. Bei dieser Arbeit traf ihn der erste Anfall von Apoplexie, welche auch später seinem Leben ein Ende machte. Er kehrte 1801 nach Paris zurück, wo er, wie die obigen Angaben zeigen, die meisten seiner Werke nach und nach dem Drucke übergab. Hier erschien auch noch von ihm 1802 eine Samlung unter dem Titel Poésies fugitives, die Übersetzung der Äneis 1804 und das Gedicht La conversation 1812.

Alle diese Werke sind einzeln mehremale gedruckt und l'homme des champs ist 1808 von Dubois ins Lateinische übersetzt worden. Seine sämtlichen Werke sind ebenfalls mehremale in 4., in 8. und in 18., die Nachdrücke nicht gerechnet, erschienen. Die Samlung in 17 Bänden in 8. ist die vollständigste von allen. Delille hatte ein so außerordentliches Gedächtniß, daß er ganze große Werke im Kopfe ausarbeiten, daran bessern und feilen konnte, ohne sie eher aufzuschreiben, als bis er sie dem Drucke übergeben wollte. So ist es gekommen, daß sein letztes Werk, ein Gedicht über das Alter, woran er noch kurz vor seinem 1813 erfolgten Tode arbeitete, verloren gegangen ist, weil er nichts davon aufgeschrieben hatte. In allen seinen Werken, Übersetzungen sowol als eignen Arbeiten, zeigt sich eine große technische Fertigkeit, eine glänzende Diction, eine seltene Gabe poetischer Beschreibungen, aber ungleich weniger Talent für Erfindung und künstlerische Anordnung. Er hat die dichterische Sprache der Franzosen wie wenige in seiner Gewalt gehabt, ohne doch im höheren Sinne eigentlich ein Dichter zu seyn. Auch ist er nicht von einer gewissen Monotonie und Manier freizusprechen. Man kann ihn seinem Zeitalter und seiner Kunstmanier nach den letzten größeren Dichter der klassischen Zeit der Franzosen nennen. *(Blanc.)*

DELIMA L. Eine Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Dillenieen und der ersten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse. Char. Der Kelch fünfblättrig, stehenbleibend; meist fünf rundliche Corollenblättchen; zahlreiche, haarförmige Staubfäden mit rundlichen Antheren; der Griffel cylindrisch mit einfacher Narbe; durch Fehlschlagen der Geschlechtstheile werden die Blüthen bisweilen diöcisch; die Kapsel lederartig, einfächerig, meist zweisamig; die Samen mit einem schwammigen, zerfetzten Arillus versehen. (Gärtn. de fruct. t. 106.) Die sieben bekannten Arten sind tropische, meist kletternde Sträucher, oft mit rauhen Blättern, die zum Poliren hölzerner Geräthe gebraucht werden (daher der Gattungsname): 1) *D. sarmentosa* L. (Burm. ind. p. 122. t. 37. f. 1., Lam. ill. t. 475., Bot. mag. 3058., Tetracera Vahl symb.) mit elliptischen, sehr scharf anzufühlenden, steifen, gesägten Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen ohne Corollenblättchen und unbehaarten Kapseln. Auf Ceilon und der Küste Malabar. 2) *D. tripetala* Blum. bijdr. mit umgekehrt-eiförmigen, an der Spitze stachlichtstumpf-gezähnten, sehr scharf anzufühlenden Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen mit drei Corollenblättchen und feinbehaarten Kapseln. Auf Java. (D. intermedia Blum. bijdr. p. 4. ist eine Abart.) 3) *D. hebecarpa* Cand. (Syst. I. p. 407., Deless. ic. sel. I. 72.) mit umgekehrt-eiförmigen, feingekerbten, scharf anzufühlenden Blättern, rispenförmigen Zwitterblüthen mit fünf Corollenblättchen und feinbehaarten Kapseln. Auf Java und den Philippinen. 4) *D. mexicana* Sessé (et Moçiñ. fl. mex. med. Cand. syst. l. c.) mit elliptischen, stumpfen, gesägten, auf beiden Seiten unbehaarten Blättern, unten braunroth-zottigen Blattadern und diöcischen, büschelförmigen Blüthen mit fünf Corollenblättchen. In Mexiko. 5) *D. nitida* Cand. (l. c., Tetracera Vahl symb.) mit ablanglanzettförmigen, scharf anzufühlenden, fast ganzrandigen Blättern und rispenförmigen Zwitterblüthen mit vierblättrigen Corollen. Auf Trinidad. 6) *D. guianensis* Rich. (in Cand. l. c.) mit glatten, ablangen, schwach gesägten, an beiden Enden verschmälerten Blättern, diöcischen, in den Blattachseln stehenden, kurzgestielten Blüthen und feinbehaarten Kapseln. In Gujana. 7) *D. Piripu* Cand. (l. c., Piripu Rheed. mal. VII. p. 101. t. 54.) mit ablangen, gekerbten, weichen Blättern und rispenförmigen Zwitterblüthen. In Malabar gebaut. Die beiden letztgenannten Arten sind zweifelhaft. *(A. Sprengel.)*

Delina, *Desvoidy* (Insecta) s. Myodarii.

Delion s. Delia.

DELI ORMAN, Hauptort eines nur von Bulgaren bewohnten Bezirks im türkischen Ejalet Rumili, Sandschak Silistria, mit vielen Dörfern, die sich von Ackerbau und Viehzucht nähren. *(H.)*

Delios s. Delia.

DELI, Paul, ein magyarischer Held, der sich mehrmals im Kriege gegen die Türken auszeichnete. Im J. 1537 gerieth er bei Eßék in die türkische Gefangenschaft, als er im Gefecht den Janitscharen den Leichnam seines tapfern Feldherrn Paul Bakics (Bakitsch) entreißen wollte. Valentin Török bot dem türkischen Pascha Amurath für Deli's Auslieferung tausend Stück Dukaten an. Der treulose Türke nahm zwar das Gold, schickte aber den armen Deli mit eigener Hand in die andere Welt. *(Rumy.)*

Delirium s. Geisteskrankheiten.

DELISCHES PROBLEM nennt man die berühmte Aufgabe von der Verdoppelung eines Würfels (τὸν κύβον διπλασιασμόν), d. i. die Seite eines Würfels zu finden, der doppelt so groß als ein gegebener Würfel sei, welche Aufgabe in der Geschichte der Mathematik besonders darum Epoche macht, weil sie zur genaueren Betrachtung der krummen Linien und mithin zur Erfindung der höheren Geometrie Veranlassung gab. Aus diesem Grunde hat für Jeden, welcher gern die stufenweisen Fortschritte der Wissenschaft kennen lernt, die Geschichte des delischen Problems ein hohes Interesse

Ein kurzer Abriß dieser Geschichte mag daher auch hier eine Stelle finden. Bei allen Körpermessungen, insbesondere beim Gebrauche der Hohlmaße für Getreide, Flüssigkeiten u. s. w. mußte sich den Menschen gewiß schon in den frühesten Zeiten die sogenannte delische Aufgabe aufdrängen, da man gewiß bald einen Würfel, dessen Seite irgend eine festgesetzte Länge hatte, als das einfachste Körpermaß erkannte, und auch wol durch Erfahrung sehr bald darauf geleitet wurde, daß sich ähnliche Körper wie die Cubi ihrer ähnlich liegenden Seiten verhalten, wodurch jede nach einem bestimmten Verhältnisse vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Körpers mit Beibehaltung seiner Form auf die nach demselben Verhältnisse vorzunehmende Vergrößerung oder Verkleinerung eines Würfels reducirt wird. Das Alterthum kleidet indessen, seiner Gewohnheit nach, die erste Anregung dieser für das früheste bürgerliche Leben schon so wichtigen Aufgabe in einen Mythos, welchen Eratosthenes in einem von Eutokios[1]) aufbewahrten Briefe an den König Ptolemäos folgendermaßen erzählt: Der König Minos von Kreta befahl, das seinem Sohne Glaukos zu Ehren errichtete Grabmal, welches die Gestalt eines Würfels hatte, mit Beibehaltung derselben Gestalt doppelt so groß zu machen. Die Bauleute glaubten diesem Befehle dadurch nachzukommen, daß sie einen Würfel machten, dessen Seite doppelt so lang als die des vorigen war; fanden aber bald, daß sich auf diese Weise das Volumen des ersten Würfels verachtfachte. Dies veranlaßte nun die Geometer zuerst, wie Eratosthenes sagt, die Frage aufzuwerfen, wie ein gegebener Körper, vornehmlich ein Würfel, sich mit Beibehaltung seiner Gestalt verdoppeln lasse. — Verlassen wir das Gebiet der Sage, so finden wir zuerst den Hippokrates von Chios (s. d. Art. Hippokrates) als wissenschaftlichen Bearbeiter des delischen Problems genannt, und zwar gebührt ihm die Ehre der Entdeckung, daß sich die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels auf die andere Aufgabe zurückführen lasse: zwischen zweien gegebenen geraden Linien zwei mittlere Proportionallinien zu finden[2]). Hippokrates fand nämlich den Satz, daß zwei Würfel zu einander in dem dreifachen Verhältnisse der Seite des einen zur Seite des andern seien, daß also, wenn A die Seite des gegebenen Würfels und $A : B = B : C = C : 2A$ und mithin $A : 2A$ das Dreifache des Verhältnisses $A : B$ ist (vergl. meine allg. Größenlehre, vornehmlich die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen nach Euklidischen und neuern Ansichten S. 46. 47.), alsdann der gegebene Würfel zu dem Würfel von der Seite B in dem Verhältnisse $A : 2A$, letzterer also das Doppelte des ersteren sei[3]). Wie nun aber die beiden Proportionallinien B und C zu finden seien, entdeckte Hippokrates nicht, und konnte es auch bei den ihm blos noch zu Gebote stehenden Hilfsmitteln der Elementargeometrie nicht entdecken. — Als nicht gar lange nachher, zur Zeit des Platon, eine ansteckende Krankheit in Griechenland wüthete und die Delier das Orakel fragten, wodurch sich der Zorn der Götter besänftigen ließe, wurde ihnen zur Antwort, sie sollten den Altar des Apollon verdoppeln. Dieser Altar hatte die Gestalt eines Würfels. Die Delier glaubten nun anfangs dem Orakelspruche schon dadurch zu genügen, daß sie einen andern, ebenso großen Würfel hinzufügten, wodurch natürlich der Altar ein längliches Parallelepipedon wurde. Als aber die Krankheit nicht nachließ, befragten sie das Orakel aufs Neue und erhielten zur Antwort, die Würfelform müsse beibehalten werden. Da sie hiemit nicht zu Stande kommen konnten, so sandten sie Abgeordnete an den Platon, welcher damals als Philosoph und Geometer im höchsten Ansehen stand. Platon erklärte ihnen, daß es dem Gotte eigentlich gar nicht um die Verdoppelung seines Altars zu thun sei, daß vielmehr Apollon die Griechen nur veranlassen wolle, ihre ewigen Kriege ruhen zu lassen und sich mehr mit den Wissenschaften zu beschäftigen; was übrigens die Verdoppelung des Würfels betreffe, so möchten sie sich deshalb an seine Schüler, den Eudoxos von Knidos und den Helikon von Kyzikon, wenden. Hiedurch wurden die Anhänger Platons zum eifrigen Forschen nach der Auflösung dieses Problems ermuntert, welches seitdem den Namen delisches Problem erhielt. So erzählen Plutarch[4]) und Philoponos[5]) in der Hauptsache übereinstimmend diese Begebenheit; Valerius Maximus[6]) läßt die Delier vom Platon an den Geometer Euklides verweisen, was offenbar ein Irrthum ist, da Euklides der Geometer viel später lebte und von dem Philosophen Euklides von Megara hier nicht die Rede sein kann. — Platon sah ein, daß die Betrachtung von geraden Linien und Kreisen zur Auflösung des Problems, zwei mittlere Proportionale zwischen 2 gegebenen geraden Linien zu finden, nicht ausreiche, und fing deshalb an, die Eigenschaften anderer krummen Linien, welche er durch Schnitte geometrischer Körper entstehen ließ, zu untersuchen. Zur Fortsetzung dieser Untersuchungen ermunterte er auch seine Schüler auf, durch deren Bemühungen nun die höhere Geometrie entstand[7]). Dem Platon selbst wird vom Eutokios die Erfindung eines

1) *Eutoc.* ad prop. 2. lib. II. *Archimedis* de sphaera et cylindro. Eratosthenes beruft sich auf einen alten, von ihm nicht genannten Dichter, der die Geschichte des Glaukos zum Stoffe einer Tragödie gemacht hat. Wahrscheinlich ist Euripides gemeint. Vergl. *Valkenaer* de fragm. Eurip. p. 203. 2) *Eratosthen.* l. l. *Proklos* in commentar. in Euclid. element. lib. I. p. 69. edit. Basil. 1533. — 3) Es erhellet leicht, daß auf dieselbe Weise jede beliebige Vervielfältigung oder Theilung des Würfels von der Seite A bewerkstelligt werden könne, indem ebenso nur zwischen A und nA zwei mittlere Proportionallinien B und C gefunden zu werden brauchen; eine Bemerkung, die auch dem Hippokrates wol nicht entging. Daß die Aufgabe, wenn man Rechnung anwenden wollte, durch Ausziehung einer Kubikwurzel aufzulösen sei, erkannten die Alten ebenfalls sehr bald; allein die Arithmetik war damals noch so wenig ausgebildet, daß man es, wo sich es irgend thun ließ, genauer und bequemer fand, Rechnungsaufgaben durch geometrische Constructionen aufzulösen, und jede Einmischung der Rechnung in die Geometrie so viel als möglich vermied. 4) De genio Socratis VII. (Plutarchi Moralia ed. Wyttenbach. T. 3. p. 335.) Plutarch weicht darin ab, daß er die Delier denselben Fehler, den die Bauleute des Minos begingen, noch einmal begehen läßt. 5) Ad Aristot. analyt. post. lib. I. cap. 7. (fol. 24. ed. Venetae 1534.) 6) Lib. VIII. c. 12. 7) *Proklos* l. l. p. 19.

Art von Parallellineal, welches zur mechanischen Auflösung der Aufgabe dienlich ist, zugeschrieben. Eratosthenes aber, obgleich, der Zeit nach, dem Platon bedeutend näher, scheint von einer solchen Erfindung Platons nichts zu wissen, und da Eutokios hier nicht, wie er sonst zu thun pflegt, die Quelle seiner Relation angibt, so schrieb vielleicht nur die Sage dies Instrument dem Platon zu, welcher vielmehr nach andern sichern Nachrichten das Problem streng geometrisch aufgelöst wissen wollte [8]. — Der Pythagoräer Archytas von Tarent, Platons vertrauter Freund (s. den Art. Archytas), gab eine Auflösung, die zwar scharfsinnig, aber nicht ganz rein geometrisch, sondern eher phoronomisch ist, indem sie auf gewissen Bewegungen eines Halbkreises und eines Dreiecks und dadurch erzeugten Durchschnitten einer Cylinder- und Kegelfläche beruht. Eine andere Auflösung, welche auf der Construction gewisser von ihm erfundenen und in einem eigenen, nicht mehr vorhandenen Werke beschriebenen Curven beruhete, gab der schon vorher erwähnte Eudoxos, die jedoch vom Eutokios, vielleicht mit Unrecht, nicht der Aufbewahrung für werth gehalten wurde. Ein Schüler des Eudoxos und später des Platon, Menaichmos, erfand die sogenannten Kegelschnitte und wendete sie zur Auflösung des delischen Problems an. Ob Aristaios, welcher nachher fünf Bücher über die Kegelschnitte und fünf andere über die körperlichen Örter schrieb, sich auch mit dem delischen Probleme beschäftigt habe, ist unbekannt, da seine Werke nicht auf unsere Zeit gekommen sind; wol aber wissen wir, daß diese Werke von spätern Mathematikern bei der Auflösung des Problems benutzt wurden [9]. Auch vom Euklides ist nicht mit Sicherheit bekannt, ob er in seinen verloren gegangenen Büchern über die Kegelschnitte und über die geometrischen Örter an einer Oberfläche unser Problem mit abgehandelt habe. — Archimedes setzt in seinen Büchern über Kugel und Cylinder (II. Satz 2.) die Auflösung der Aufgabe: Zwei mittlere Proportionallinien zwischen zweien gegebenen geraden zu finden, als bekannt voraus. Bei seinen vielen mechanischen Arbeiten, besonders bei Verfertigung seiner Kriegsmaschinen, gebrauchte er vermuthlich ein für die Praxis hinreichend genaues und bequemes Instrument, worüber er aber nichts mittheilt; wahrscheinlich weil ihm nur rein wissenschaftliche Gegenstände des Aufzeichnens werth schienen. Apollonios von Pergä scheint nach einer Stelle des Pappos (collect. mathem. lib. 3. prop. 4.) eine rein geometrische und eine andere mechanische Auflösung des delischen Problems gegeben zu haben; nur letztere ist uns vom Eutokios a. a. O. aufbewahrt und stimmt mit den von Heron aus Alexandrien und Philon von Byzanz in ihren Werken über die Wurfmaschinen gegebenen organischen Auflösungen, welche gleichfalls Eutokios mittheilt, im Wesentlichen überein. — Eine andere organische Auflösung erfann Eratosthenes, welcher darüber den schon oben erwähnten Brief an den Ptolemaios schrieb und das dazu nöthige Instrument mit einem Epigramma als Weihgeschenk in einem Tempel aufhängen ließ. — Bald darauf erfand Nikomedes, durch Nachdenken über das delische Problem veranlaßt, die Konchoide und ein Instrument zur Zeichnung derselben; wodurch ihm nicht allein die Verdoppelung des Würfels, sondern auch die Trisection des Winkels gelang. Nikomedes Schrift über die Konchoide ist verloren gegangen; die darin vorkommende Auflösung des delischen Problems haben aber Eutokios und Pappos in ihren schon angeführten Werken aufbehalten. — Diokles, dessen Zeitalter nicht genau bekannt ist, der aber, nach einer Stelle des Proklos zu schließen, schon vor Christi Geburt blühete, schrieb ein Werk περὶ πυρίων, welches nicht mehr vorhanden ist, das indessen ein Feuerbrände schleuderndes Wurfgeschütz abgehandelt zu haben scheint. Bei dem Baue dieser Geschütze kam wieder, wie bei den andern von Heron und Philon behandelten Wurfgeschützen, zur Bestimmung der verhältnißmäßigen Dicke des Seils an den größeren und kleineren Maschinen dieser Art, die Aufgabe in Anregung, den Durchmesser eines Cylinders zu bestimmen, welcher zu einem gegebenen Cylinder ein gegebenes Verhältniß haben soll; was sich, wie alle ähnliche stereometrische Aufgaben (vergl. das Eingangs dieses Art. Gesagte), auf das delische Problem zurückbringen läßt. Diokles erfand zur Auflösung des delischen Problems eine neue Curve, die Kissoide, und diese Auflösung hat uns Eutokios a. a. O. aufbehalten. — Der mehre Jahrhunderte später als Diokles lebende Pappos gibt die nämliche Auflösung mit sehr geringer Veränderung [10], ohne des Diokles zu erwähnen, vielleicht um sich allein die Ehre der Erfindung zu vindiciren. Dieselbe Auflösung wiederholte, dem Eutokios zufolge, der vermuthlich bald nach Pappos lebende Sporos, oder, wie andere Codices lesen, Poros von Nikäa. — Von den übrigen Versuchen der alten Geometer zur Auflösung des delischen Problems ist uns nichts erhalten worden. Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung beschäftigte man sich wieder häufig mit diesem Problem, jedoch meistens unglücklich; es sei hier genug, die Namen einiger Mathematiker, welche darüber geschrieben haben, zu nennen: Der Kardinal Nicolaus de Cusa, Joh. Werner aus Nürnberg, Orontius Finäus (Oronce Finée), Joh. Buteo, Bernh. Salignac, Jos. Just. Scaliger, Jo. Alfons de Molina, Adrian Metius, Vieta, Joh. Bapt. Villalpandus, Claud. Richard, Joh. Moither. Descartes, welcher mit Recht als Urheber der neueren analytischen Geometrie angesehen wird, zeigte zuerst, daß die geometrische Auflösung des delischen Problems nichts weiter als ein besonderer Fall von der Construction kubischer Gleichungen sei und daher am einfachsten mittelst einer Parabel und eines Kreises aufgelöst werde (vergl. den Art. Gleichung). Nachher verallgemeinerte de Slüse in seiner Schrift: Me-

8) *Plutarchi* Convival. Disput. lib. 8. probl. 2. 9) *Pappi* collect. mathem. latine ed. Fed. Commandinus. Bonon. 1660. pag. 7.

10) *Pappos* l. l. libr. III. et VIII. propos. 11. cf. Eutoc. l. l.

solabum, die zuerst 1654 und in einer vermehrten Auflage 1668 erschien, die Construction der Gleichungen durch Anwendung der geometrischen Örter, und zeigte, wie sich durch den Kreis und unzählige Hyperbeln oder Ellipsen das delische Problem lösen lasse. — Newton zeigte in einem Anhange zu seiner Arithmetica universalis, wie durch die Konchoide sehr einfach und elegant nicht blos die Probleme über die Duplication des Würfels und die Trisection des Winkels gelöst, sondern auch alle kubische und biquadratische Gleichungen leicht construirt werden könnten. Hiebei erinnerte er mit Recht gegen Descartes, daß beim Gebrauche einer krummen Linie mehr auf die Einfachheit der Construction dieser Linie ankomme als auf den Grad, welchen die Gleichung der Linie erreiche; daß daher die leichter zu construirende Konchoide den Kegelschnitten für den wirklichen Gebrauch vorzuziehen sei. — Fast alle übrigen berühmten Mathematiker des 17. Jahrhunderts, wie Huygens, Renaldini, Barrow, Viviani, haben sich auch mit dem delischen Probleme beschäftigt, und auch in den neueren und neuesten Zeiten sind noch Schriften darüber erschienen, die indessen hier nicht weiter anzuführen nöthig sind, da durch Descartes und Newton hinreichend gezeigt worden ist, worauf es bei der streng geometrischen Auflösung ankomme, und Versuche von organischen und anderen annähernden Auflösungen, die zum Theil von Personen herrühren, welche gar nicht hinreichende mathematische Kenntnisse besitzen, in unserer Zeit nicht mehr beachtenswerth sind. Die Pariser Akademie hat darum auch schon im J. 1775 beschlossen, keine das delische Problem betreffende Abhandlung ferner zu prüfen [11]).

(*Gartz.*)

DELISEA. So haben Fée und Lamouroux zu Ehren des besonders um kryptogamische Gewächse sehr verdienten Bataillonschefs Dominique Delise (Verfassers mehrer botanischen Abhandlungen in den Mém. de la soc. Linn. du Calvados und Herausgebers einer Sammlung französischer Flechten: Lichens de France. Vire 1828. 4.) zwei Pflanzengattungen genannt, welche aber nicht angenommen werden können, da sie im Wesentlichen mit schon bekannten Gattungen übereinstimmen. Delisea *Fée* s. Sticta *Schreb.*; Delisea *Lamx.* s. Wormskioldia *Spr.*

(*A. Sprengel.*)

DELISLE, de l'Isle, auch de Lisle, lat. Insulanus, Vater und Söhne, berühmte französische Gelehrte, die sich besonders um Erdkunde, Geschichte und Astronomie anerkannte Verdienste erwarben. Der Vater, Claude Delisle, war der Sohn eines Arztes zu Vaucouleurs in Lothringen, wo er den 5. November 1644 geboren war. Er studirte zu Pont a Mousson, wurde Doctor der Rechte und fing an zu advociren, bald aber entsagte er dieser Beschäftigung, studirte Geschichte und Erdbeschreibung, und gab zu Paris in beiden Wissenschaften mit großem Beifall öffentlichen Unterricht. Personen vom höchsten Range, z. B. der nachmalige Regent Herzog von Orleans und der Kanzler d'Aguesseau benutzten seinen Unterricht, und er starb den 2. Mai 1720 im Genuß einer allgemeinen Achtung. Man hat von ihm einige Schriften, die zwar nicht ohne Verdienst sind und Forschungsgeist verrathen, aber doch zu dem Schlusse berechtigen, daß er die Geschichte besser mündlich vorgetragen als geschrieben haben müsse: Relation historique du royaume de Siam. Par. 1684. 12. Atlas historique et généalogique. Ib. 1718. 4.; in Kupfer gestochen, ein Theil davon besonders unter dem Titel: Tables gén. et hist. des rois de France et des princes issus d'eux. Ib. 1718. 4., besteht aus 14 Tabellen. Abrégé de l'hist. universelle, depuis la creation du monde, jusqu'en 1714. à la Haye 1731. Vol. VII. 8. mit Karten, herausgegeben von Lancelot. Traité de chronologie, bei dem Abrégé chron. de Pétau, trad. par Moreroix. Par. 1730. Vol. III. 8. Introduction à la géographie avec un traité de la sphère. Ib. 1746. Vol. II. 12.; eine Compilation aus den Heften, die er seinen Schülern dictirte [1]). — Er ist Vater folgender 4 Söhne:

1. Delisle, Guillaume, geboren zu Paris am letzten Februar 1675. Unter der Leitung seines Vaters entwickelte sich früh sein ausgezeichnetes Talent für das Studium der Erdkunde und der damit verwandten Wissenschaften. Schon als neunjähriger Knabe zeichnete er Karten zur alten Geschichte, und der Unterricht Cassini's förderte ihn ungemein auf der betretenen Laufbahn. Bei Fortsetzung seiner Studien entgingen ihm die zahllosen Fehler nicht, die man damals in geographischen Karten antraf, und er beschloß, in ein mit mechanischer Nachlässigkeit betriebenes Geschäft wissenschaftliche Genauigkeit und Sicherheit zu bringen, dem ganzen Gebäude der Geographie eine neue Grundlage zu geben, und die von astronomischen Beobachtungen abhängige, stereographische Projectionsmethode einzuführen. Der Erfolg bewies, daß er diesem schwierigen Unternehmen gewachsen war, und ihm gebührt in der genannten Beziehung der Ruhm eines Begründers des geographischen Systems der Neueren. Die ersten Früchte seiner Studien, welche 1700 erschienen, waren eine Karte von der Erdkugel, Karten von Europa, Asien, Afrika und Amerika, eine Karte von Italien, von dem alten Afrika, von Carthago an bis an die Meerenge von Gibraltar, nebst einer Erd- und Himmelskugel. Unverkennbar waren die Vorzüge, die seine Arbeiten vor denen seiner Vorgänger hatten. So gab er z. B. dem mittelländischen Meere, statt 1160 nur 860 Meilen, verkürzte Asien um 500, ertheilte in einer späteren Karte der so nahen Grafschaft Artois einige Flüsse, die man ihr entzogen hatte, und nahm andere, die man ihr schenkte, einer Menge anderer Fehler, die

11) Mém. de l'acad. de Paris. A. 1775. Hist. p. 61. — *Montucla* Hist. des recherches sur la quadrature du cercle, avec une addition concernant les problèmes de la duplication du cube et de la trisection de l'angle. Paris 1754. nouv. edit. (mit einigen Zusätzen von Lacroix) 1831. in 8. — *Reimer, Nic. Theod.*, Hist. problematis de cubi duplicatione s. de inveniendis duabus mediis continue proportionalibus inter duas datas. Gottingae 1798. in 8.

1) Sein Leben bei dem oben genannten Abrégé de l'hist. Nouv. Dict. hist. s. v. Lisle. Biogr. univ. T. XI. (von Weiß) s. v. Delisle. Cat. bibl. Bunav. T. I. Vol. II. p. 1198.

er verbesserte, nicht zu gedenken. Auf der ruhmvoll betretenen Bahn unablässig fortschreitend, lieferte er mit jedem Jahre neue und bessere Arbeiten, so daß die Zahl der von ihm zur Geographie der alten und neuen Welt gelieferten Karten zuletzt über 100 stieg [2]). Unter diesen zeichnen sich besonders aus: seine Monde connu aux anciens; seine Karten von Italien, Griechenland, von den afrikanischen Bisthümern, die sich vor einer neuen Ausgabe von Optatus Milevitanus befindet; eine Karte des griechischen Reichs im Mittelalter nach der Beschreibung, die der Kaiser Constantin Porphyrogeneta im 10. Jahrhunderte verfertigte; noch mehre andere Karten zur Erdkunde des Mittelalters, z. B. eine neue von der Diöcese von Toul, damals civitas Leucorum genannt; eine neue, von der vorigen ganz verschiedene Karte von Persien; eine Karte von Artois zu Maillarts Commentaire sur la coutume de l'Artois; eine Karte vom kaspischen Meere, die er auf Verlangen Peters I. zeichnete. Als dieser Monarch sich zu Paris aufhielt, kam er mehrmals zu Delisle in seine Wohnung und machte sich es zum Vergnügen, ihm besondere Anmerkungen über Rußland mitzutheilen und zugleich sich von einem Manne belehren zu lassen, der in mancher Beziehung das russische Reich besser kannte als sein Beherrscher. Selten erschien damals eine Reisebeschreibung oder ein Werk über Geschichte, deren Verfasser nicht eine Karte von Delisle zu bekommen gewünscht hätte. Seine großen Verdienste anerkennend, nahm ihn die Akademie der Wissenschaften zu Paris schon 1702 unter ihre Mitglieder auf, und Ludwig XV., den er in der Erdbeschreibung unterrichtete, und für den er mehre Karten verfertigte, ertheilte ihm 1718 den vorher ungewöhnlichen Titel des ersten königl. Geographen. Mehre ausländische Fürsten, unter andern der Czar Peter und der König von Sardinien, der seine Karte von Sicilien äußerst genau fand, suchten ihn in ihre Dienste zu ziehen, allein die glänzendsten Anerbietungen waren nicht im Stande, ihn seinem Vaterlande untreu zu machen, das am 5. Januar 1726 seinen unvermutheten Tod beklagte, indem ihn auf der Straße der Schlag rührte und nach wenig Stunden tödtete. Seine letzte Arbeit war eine Karte von Malta, die er an seinem Todestage vollendete. Außer den schon genannten verdient besonders die letzte sehr verbesserte Ausgabe seiner Erdkarte vom Jahr 1724 bemerkt zu werden, weil sie den Standpunkt angibt, auf dem sich die Erdkunde 2 Jahre vor seinem Tode befand. Selbst die großen Fortschritte, welche diese Wissenschaft seitdem gemacht hat, konnten seine Karten nicht ganz unbrauchbar machen, denn man findet auf ihnen öfters Bestimmungen, welche spätere Geographen vernachlässigt haben. Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften schrieb er mehre Abhandlungen, die in der Recueil de l'acad. des sciences abgedruckt sind: Conjecture sur la position de l'île Méroé. 1708. Observation sur la variation de l'aiguille aimantée. 1710. Justification des mesures des anciens en matière de géographie 1714. Sur la longitude du détroit de Magellan. 1716. Détermination de la situation et de l'étendue des différentes parties de la terre. 1720. u. m. a. [3]).

II. Delisle, Simon Claude, geboren zu Paris im Dec. 1675, widmete sich, nach dem Beispiele seines Vaters, dem Geschichtsstudium und übernahm dessen historische Lehrstunden, starb aber schon 1726. Man hat von ihm einige kleine Schriften über die französische Geschichte, eine neue Ausgabe der Tables chronol. du P. Pétau, und er soll den größten Antheil an der Défense de l'antiquité de la ville et siége épiscopal de Toul. Par. 1702. 8. haben [4]).

III. Delisle, Joseph Nicolas, geb. zu Paris den 4. April 1688, das neunte von den zwölf Kindern seines Vaters, dem er den ersten Unterricht verdankte, bis er in das mazarinische Collegium aufgenommen wurde. In diesem widmete er sich besonders dem Studium der Mathematik und Astronomie, worin er bald bewundernswürdige Fortschritte machte. Die totale Sonnenfinsterniß, welche am 12. März 1706 eintrat, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich und entschied über seine ferneren wissenschaftlichen Beschäftigungen. Von der Zeit an stellte er beständig astronomische Beobachtungen an, von denen mehre sehr wichtig sind, und sein Genie ergänzte ihm anfangs den Mangel gehöriger Instrumente. Dieses seltene Talent bewog die Akademie der Wissenschaften, ihn 1714 unter ihre Eleven aufzunehmen, und er rechtfertigte diese Wahl aufs vollkommenste durch die Beobachtungen und Abhandlungen, die er der Akademie mittheilte. Der Regent, Herzog von Orleans, ernannte ihn zum Gehilfen des Hofastrologen Boulainvilliers, allein er wurde deswegen der wahren Wissenschaft nicht untreu, sondern that unter andern 1720 Vorschläge, die Gestalt der Erde durch Beobachtungen in Frankreich zu bestimmen, die einige Jahre nachher vollzogen wurden. In England, wohin er sich 1724 begab, bewiesen ihm Newton und Halley ausgezeichnete Achtung; der erste schenkte ihm sein Bildniß, der andere seine astronomischen Tafeln, die erst lange hernach öffentlich bekannt gemacht wurden. Der Czar Peter der Große, der ihn in Paris kennen und schätzen gelernt hatte, suchte ihn in seine Staten zu ziehen, und da nach seinem Tode die Kaiserin Katharina I. die Einladung wiederholte, begab er sich 1726 nach St. Petersburg und gründete daselbst eine astronomische Schule, die in kurzer Zeit fröhlich aufblühte. Er schrieb für seine Zöglinge Elementarbücher, erklärte sie ihnen, verschaffte ihnen Schriften und Instrumente und theilte unter angemessenen Feierlichkeiten Preise aus. Er beobachtete 1740 in Sibirien den Durchgang des Merkurs durch die Sonne,

2) Ein Verzeichniß derselben gibt Fréret im Mercure de France. Mars 1726. p. 475. u. Lenglet's Dufresnoy in seiner Méthode pour étudier la géogr. Ed. IV. T. I. p. 356. mit Angabe der von Buache gemachten Verbesserungen.

3) Eloge par Fontenelle in der hist. de l'acad. des scienc. an 1726. p. 103. edit. d'Amst. u. in den Oeuv. de Fonten. T. III. 416. ed. à la Haye 1728. Mercure de France. Mars 1726. p. 468—491. Mém. de Niceron. T. I. 219. Teutsch 2. Th. 6—18. Lamberty's Gesch. d. Reg. Ludw. XIV. 3. Bd. 414. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c. Baurs Galerie hist. Gem. 6. Bd. 39—44. 4) Biogr. univ.

hatte vielen Antheil an dem Kyrilowschen Atlas des russischen Reichs, und seine Reisen in verschiedene Provinzen desselben waren fruchtbringend für Physik und Erdkunde. Erst 1747 kehrte er nach Paris zurück, setzte seine akademischen Beschäftigungen fort und observirte auf dem Hotel von Cluni mit einem Eifer, den weder Alter noch Kränklichkeit zu schwächen vermochten. Als Professor am königlichen Collegium bildete er Zöglinge, die seiner würdig waren, unter andern de la Lande und Messier. Unter solchen Beschäftigungen erreichte er sein 80. Jahr und starb zu Paris den 11. September 1768. Die meisten gelehrten Gesellschaften in Europa hatten ihn unter ihre Mitglieder aufgenommen. Er war zwar nicht der Wiederhersteller der astronomischen Geographie in Europa, wie ihn der französische Patriotismus zuweilen genannt hat, aber doch ein um diese Wissenschaft sehr verdienter Gelehrter. Beweise davon enthalten unter andern seine Beobachtungen und Aufsätze in den Memoiren der Akademien zu Paris, Berlin und St. Petersburg, und in mehren Zeitschriften, sowie verschiedene astronomische und geographische Karten, die er heraus gab und nach den Entwürfen seines Bruders Guillaume vollendete, und die besonders gedruckten Schriften: Mémoires pour servir à l'hist. et aux progrés de l'astronomie, de la géographie et de la physique. St. Petersb. 1738. 4. Mémoire sur les nouvelles découvertes au nord de la mer du sud. 1752; aug. 1753. 4. mit Karten. Eclipses circumjovialium, sive immersiones et emersiones quatuor satellitum Jovis, ad annos 1734, 1738 et menses priores 1739. Berol. 1734. 4.; herausgegeben von Eph. Kirch. Avertissement aux astronomes sur l'éclipse annulaire du soleil que l'on attend le 25. Juin. Paris 1748. 8. [5]).

IV. Delisle, Louis, la Croyère genannt, nach einem von mütterlicher Seite angenommenen Beinamen. Auch er studirte die astronomischen Wissenschaften, wurde in die königliche Akademie zu Paris aufgenommen und begleitete seinen Bruder Joseph Nicolas 1726 nach Rußland. Um die Lage mehrer wichtigen Standpunkte astronomisch zu bestimmen, bereiste er die Küsten des Eismeeres, Lappland und das Gouvernement von Archangel. Darauf durchwanderte er Sibirien, begab sich nach Kamtschatka, schiffte sich 1741 auf der Eskadre des Kapitän Berings ein, starb aber den 22. October dieses Jahres, als er eben von der amerikanischen Küste zurückgekommen war. In den Schriften der Akademien zu Paris und St. Petersburg stehen von ihm einige astronomische Abhandlungen, und der 2. Band des Abrégé des mathematiques pour l'usage de sa majésté imper. ist fast ganz seine Arbeit [6]). *(Baur.)*

DELISLE, Dom Joseph, Abt von St. Leopold zu Nanci, geb. zu Bassigny in Lothringen um 1690, war kurze Zeit Soldat, trat dann in den Benedictinerorden, lehrte Humaniora, Philosophie und Theologie, erhielt die Abtswürde zu Nanci und starb den 24. Januar 1766. Von seinen theils ascetischen, theils kirchenhistorischen Schriften bemerken wir: Vie de M. Hugy calviniste converti. Nanci 1731. 12. Traité hist. et dogmatique, touchant l'obligation de faire l'aumone. Neufchateau 1736. 8. Hist. du jeûne. Par. 1741. 8. La vie de St. Nicolas, l'hist. de sa translation et de son culte. Nanci 1745. 8. Hist. de l'ancienne abbaye de St. Michel, et de la ville, qui en porte le nom. Ib. 1758. 4. *). *(Baur.)*

DELISSEA. Diese Pflanzengattung (welche sehr nahe mit Lobelia verwandt ist, so daß sie wol nur eine Untergattung der letzteren bildet) aus der ersten Ordnung der fünften Linné'schen Klasse und der natürlichen Familie der Lobelieen, hat Gaudichaud (Voy. de Freycinet; Botan. p. 457.) sogenannt nach dem französischen Naturforscher Delisse, welcher Baudins Expedition nach der Südsee begleitete und gegenwärtig Apotheker auf der Insel Frankreich ist. — Char. Der Kelch fest mit dem Fruchtknoten verwachsen, mit freyem, fünfzähnigem, stehenbleibendem Saume; die Corolle röhrig, gebogen, hinfällig, mit cylindrischer, ungetheilter Röhre und fünftheiligem, fast zweilippigem Saume; die Staubfäden zu einer freien Röhre verwachsen, mit zusammenhängenden Antheren, von denen die beiden unteren bärtig sind; die Narbe zweilappig, mit Haaren umgeben; die Kapsel beerenartig, mit dem Kelche gekrönt, zweifächerig, nicht aufspringend, mit sehr vielen Samen gefüllt. Die drei Arten, welche Gaudichaud hieher rechnet, sind als Sträucher, die Milchsaft enthalten, mit zerstreuten, ungetheilten Blättern und achselständigen, blaßrosenrothen Blüthentrauben auf den Sandwich-Inseln einheimisch. 1) D. subcordata Gaud. (l. c. t. 77.) mit ästigem Stengel und eiförmigen, scharfgezähnten, unbehaarten Blättern. 2) D. undulata Gaud. (l. c. t. 78.) mit einfachem Stengel und ablangen, scharf und großgezähnten, unbehaarten, am Rande wellenförmigen Blättern. 3) D. acuminata Gaud. (l. c. t. 76.) mit ästigem Stengel und ablangen, doppeltsgezähnelten, auf beiden Flächen kurz- und steifbehaarten Blättern. *(A. Sprengel.)*

DELITZSCH, Kreisstadt im königl. preußischen Regierungsbezirk Merseburg, am Flüßchen Lober gelegen, wohlgebaut, mit freundlichen Umgebungen, Sitz eines Gerichtsamtes, sonst eines Justizamtes, 3 Meilen von Leipzig und ebensoweit von Halle, mit 3842 gewerbe- und ackerbautreibenden Einwohnern, 535 Wohngebäuden, 3 Kirchen, nämlich zu Peter und Paul, der Georgen- oder Hospital- und der Marienkirche, von denen die erste, ein schönes Gebäude, eine sehr bedeutende Orgel hat, und dem 1392 gestifteten Georgenhospital, welches 18 Arme verpflegt.

Delitzsch (Delitz, Dölitz, Delz) ist, wie schon der Name, welcher tief bedeutet, anzeigt, von den Sorbenwenden (angeblich im 10. Jahrhundert) erbaut, welche neben der jetzigen Stadt eine ihrer Hauptfestungen

5) Eloge par de la Lande in den Mém. de l'acad. de Par. und in dem Necrologe de France 1770. p. 1. Nouv. Dict. hist. Biogr. univ. l. c. 6) Die angeführte Eloge von de la Lande. Journal des Sav. 1729. Biogr. univ.

*) *Calmet* bibl. Lorr. Biogr. univ. l. c. (von Weiß).

hatten. Die Stadt gehörte damals zum pagus Coledizi (Bisthum Merseburg) und zu der später sogenannten Mark Lausitz. Nach Konrad des Großen Tode, welcher diese Mark mit der von Meißen vereinigte, kam D. an dessen Sohn Dietrich, Markgrafen der Lausitz, der die Mauern der jetzigen Stadt, welche im Mittelalter für sehr fest galt, erbaut haben soll. Diesem folgte sein Bruder Dedo, Graf von Rochlitz und Groitzsch, im Besitze seiner Länder, und als auch dessen Linie mit seinem Sohne Konrad erlosch, fiel D. den Markgrafen von Meißen wieder anheim. Aus dieser Zeit finden sich die ersten sicheren Urkunden über D., nach welchen im J. 1207 der oben erwähnte Konrad, im J. 1222 aber Ludwig von Thüringen, in Vormundschaft von Heinrich dem Erlauchten, Landtage für das Osterland, wozu D. jetzt gezählt ward, in dieser Stadt hielten. Heinrich dem Erlauchten folgte 1263 sein Sohn Dietrich, Markgraf vom Osterlande und Landsberg, in der Herrschaft über D. Dietrich starb 1285, und unter seinem Sohne und Nachfolger, Friedrich Tuta, wurde D. wieder mit den Landen der Markgrafen von Meißen vereinigt.

Bei der Auseinandersetzung des späteren Kurfürsten von Sachsen, Friedrich des Streitbaren, mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Vetter Friedrich dem Friedfertigen, im Jahre 1410, erhielt Wilhelm die Stadt D., welche indessen nur bis zu seinem Tode 1425 von den Ländern seines Bruders getrennt blieb. Durch die Theilung zwischen den Söhnen Friedrich des Sanftmüthigen fiel D. dem Herzog Albert zu. Später wurde es durch das Testament Johann George I. von den Hauptländern der albertinischen Linie abgezweigt, indem das Amt D. zu den Landestheilen gehörte, welche die Besitzungen des Hauses Sachsen-Merseburg bildeten. Das Schloß zu D., im 30jährigen Kriege zerstört und 1691 wieder aufgebaut, war der Witwensitz des gedachten Füstenhauses, und im J. 1734 starb daselbst die Herzogin Henriette Charlotte, Herzog Moritzens Gemahlin, aus dem Hause Nassau-Idstein.

Seit dem Erlöschen der Linie von Sachsen-Merseburg im Jahre 1738 theilte D. die Schicksale der übrigen kursächsischen Lande, bis zu deren theilweisen Abtretung an Preußen. Unter den Monographien, welche D. betreffen, sind bemerkenswerth: Delitiae Delitiarum sive Delitium in Misnia, Libelli II. Witebergae 1617. 4. ein Lobgedicht des damaligen Conrectors in D. M. Hieronymus Heidenreich und: Geschichte der Kirche unserer lieben Frauen in Delitzsch von J. G. Lehmann. Delitzsch 1830. 8.

Die bei D. gelegene Vorstadt Grünstraße soll schon zu Karl des Großen Zeiten bekannt gewesen seyn, indem hier eine Heerstraße vorbeigeführt habe. Noch ist das Delitzscher Bier, Kuhschwanz genannt, zu erwähnen; es wird dem Merseburger an Güte gleich geachtet und war früher ein bedeutender Erwerbszweig für die Einwohner. (v. Egidy.)

DELIUS, Heinrich Friedrich, Professor der Medizin zu Erlangen, geb. den 8. Jul. 1720 zu Wernigerode am Harz, wo sein Vater Konsistorialrath und Prediger war. Die Familie, von der er abstammte, hatte in früheren Zeiten den Adel geführt, und in Holstein und Mecklenburg Güter besessen, ihn aber (vermuthlich wegen Verfall des Vermögens) freiwillig abgelegt; der letzte, der ihn führte, Lukas von Delien, war ein gelehrter Mann und Leibarzt am schwerinischen Hofe gewesen. Da die Nachkommen desselben, bis auf einen, der Kirche gedient hatten, so wünschten Heinrich Friedrichs Eltern, daß auch er diesen Stand wählen möchte, und suchten ihm eine Neigung zu demselben einzuflößen. Allein Natur- und Arzneiwissenschaft hatten für ihn größere Reize, und nachdem er die Schule zu Werningerode und zwei Jahre das akademische Gymnasium zu Altona besucht hatte, begab er sich 1740 nach Halle und lag seinen Lieblingsstudien mit großem Eifer ob. In Berlin, das er 1742 zu seinem Wohnort wählte, beschäftigte er sich eine Zeit lang besonders mit anatomischen und chirurgischen Übungen; besuchte fleißig die Hospitäler, und nachdem er im Herbst 1743 nach Halle zurückgekehrt war, nahm er daselbst die medizinische Doctorwürde an. In seiner Vaterstadt, wo er nunmehr zu praktiziren anfing, erlangte er durch viele glückliche Kuren Zutrauen, Beifall und Ansehen, trat mit mehren Gelehrten in Briefwechsel und machte sich durch einige Schriften so vortheilhaft bekannt, daß ihn nicht nur die kaiserliche Akademie der Naturforscher 1747 unter ihre Mitglieder aufnahm, sondern auch der Markgraf Friedrich als Hofmedikus und Landphysikatsadjunct zu sich nach Baireuth berief. Diese Stelle vertauschte er im Anfange des Jahres 1749 mit einer ordentlichen medizinischen Professur in Erlangen, welche er mit einer Rede de medicina elegantiore antrat. Von nun an folgte eine Ehrenbezeugung und Beförderung der andern; er wurde 1764 vorderster Professor in seiner Fakultät, 1775 brandenburgischer geheimer Hofrath und 1788 Präsident der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, mit der Würde eines Edeln des heiligen römischen Reichs, kaiserlichen Raths, Leibarztes und Pfalzgrafen. Die Akademien zu München, Montpellier, Rouen, Paris, Harlem, St. Petersburg und andere gelehrte Vereine beehrten ihn mit ihrem Diplome, und er setzte seine gelehrten Beschäftigungen mit nie ermüdendem Eifer fort, bis er den 22. October 1791 starb. Delius hat als Arzt, Chemiker und Naturforscher durch Schriften und mündlichen Unterricht sehr viel Gutes gewirkt, und sein Name wird in der Geschichte der Wissenschaften, denen er mit seltenem Fleiße oblag, mit Ehren genannt, denn er trug nicht nur das Bekannte deutlich vor, sondern er fand auch auf dem Wege der Untersuchung und Beobachtung manches Neue und Nützliche, das durch ihn zum Gemeingut wurde. Außer der Botanik hat er in allen Fächern der Medizin mit großem Beifall mündlichen Unterricht ertheilt, und viele gelehrte Ärzte verdankten ihm ihre Bildung. Die meisten Verdienste erwarb er sich um die Chemie, und er war in Erlangen der erste, welcher das Fach der theoretischen und praktischen Chemie gründete. Seine Untersuchung über die Salze in den Körpern, über das Berlinerblau,

über die Echtheit des Weins, über die Bestandtheile mehrer Gesundbrunnen und über andere Gegenstände der Chemie, sind überaus belehrend. Zu seinen Schwachheiten gehörte, daß er allen Veränderungen und Neuerungen in der Philosophie wie in der Arzneikunst abgeneigt war und sein einmal angenommenes System mit Hartnäckigkeit vertheidigte. Daher bestritt er z. B. die Inoculation der Blattern und nahm sich, unziemlich genug, des Volksglaubens an, man sterbe an geimpften wie an natürlichen Blattern auf gleiche Art, wenn das Ziel des Lebens da sei *). Auch gegen Hallers Lehre von der Reizbarkeit kämpfte er mit sehr unzulänglichen Gründen **). Der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, die durch die Schwäche seines Vorgängers (F. J. Baier) sehr gesunken war, verlieh er als Präsident durch seine Thätigkeit ihren vorigen Glanz wieder; ihr Ansehen stieg durch den Beitritt berühmter Mitglieder, und ihre gelehrten Schätze wuchsen zusehends unter seinem Vorsitze. Als praktischer Arzt liebte er die einfachste Behandlungsart, und so lange es die Krankheit nur irgend erlaubte, verordnete er immer ganz einfache Arzneien und sogenannte Hausmittel. Von seinem ungemeinen Fleiße zeugt besonders die große Zahl von Schriften, die er zum Druck beförderte, und die sich unter 3 Klassen bringen lassen, nämlich eigentliche Bücher und sogenannte Opuscula, dann Programme, akademische Reden und Dissertationen und endlich periodische Werke. Zur ersten Klasse gehören: Amoenitates medicae circa casus medico-practicos haud vulgares. Decades V. Lips. 1745—47. 8. Rudera terrae mutationum particularium testes possibiles pro diluvii universalis testibus non habenda. Ib. 1747. 4.; steht auch im Anhange zum 9. Bande der Act. phys. med. Acad. nat. curios. Primae lineae semiologiae pathologicae, seu H. Boerhavii instituti. semiot. auct. et praelectt. acad. accommodatae. Erl. 1776. 8. Principia diaetetica, seu H. Boerh. institutt. hygieines, digestae, auct. et praelectt. acad. accommod. Ib. 1777; 1781. 8. Synopsis introductionis in medicinam universam ejusque historiam literariam. Ib. 1779. 8., ein dem damaligen Standpunkt der Wissenschaft entsprechendes Kompendium, welches das Nothwendigste für Lehrende und Lernende kurz andeutet; De Cholelithis observationes et experimenta. Ib. 1782. 4. mit Kupf.; enthält die Krankengeschichte eines Mannes, von dem ein sehr beträchtlicher Gallenstein abging. Aus den mit demselben gemachten Versuchen zieht der Verfasser den Schluß, daß der Gallenstein ein animalisches Harz sei, und bestätigt diese sonst paradoxe Meinung mit trefflichen Gründen. — Aus der zweiten sehr zahlreichen Klasse seiner Schriften, die alle zu Erlangen in 4. gedruckt wurden, bemerken wir: De theoria et foecundo in medicina usu principii: Sensationem sequitur motus sensationi proportionatus, conformis, conveniens. 1749; ins Teutsche (fehlerhaft) übersetzt im Hamb. Magaz. Bd. 16. S. 191—217. Catalepsis, adfectus rarissimi, historia, causa, curatio. 1749; auct. 1754; verbreitet ein helles Licht über diese schwierige Materie. Theoria appetitus. 1750. Or. de principe medico et principum in rem medicam et medicos meritis 1750. De vena cava, plena malorum 1751. De sugillatione, quatenus infanticidii indicio 1751; auch in Schlegels collect. opusc. sel. ad medicin. forens. spect. T. I. Vol. VII; manches Selbstgedachte über eine schwierige Materie. Or. de meritis Francorum in rem medicam et physicam 1754. Cicatrix et callus, idea nutritionis 1755. Nonnulla ad diaetam castrensem spectantia 1757. Pathemata graviora, a flatuum caussa occulta oriunda 1759; teutsch v. J. F. P. Geßner. Nürnb. 1762; 1766. 8.; damals das beste Buch über Blähungen. De revolutionibus morborum 1759. Species laetificantes 1763; teutsch: Von den Mitteln der Fröhlichkeit, nach den Gründen der Arzneigelahrtheit. Nürnb. 1764. 8. De pulsu intestinali 1764; teutsch umgearb. 1784. 4. De dosibus refractis medicamentorum 1765. Meditationes physico-oeconomicae, saeculi ingenio accommodatae 1766. Primae lineae chemiae forensis 1771. Or. de educatione medica et morali 1777. Initia medicinae extemporaneae et domesticae 1780. Nonnulla officium medici duplex, clinicum et forense, spectantia 1787. Die meisten dieser akademischen Schriften nebst vielen andern hat der Verfasser in eine Samlung gebracht und unter dem Ti- herausgegeben: Adversaria argumenti physico-medici Fasciculi VI. Erl. 1778—1790. 4. — Unter den periodischen Werken, die Delius herausgab, und welche die dritte Klasse seiner Schriften bilden, ist das vornehmste: Fränkische Samlungen von Anmerkungen aus der Naturlehre, Arzneigelahrtheit, Ökonomie und den damit verwandten Wissenschaften. Nürnb. 1755—1768. 8 Bände oder 48 Stücke 8.; ein reichhaltiges, größtentheils von dem Herausgeber selbst bearbeitetes Journal. Viele Beiträge lieferte er ferner zu den von ihm herausgegebenen Novis act. acad. imper. nat. curiosorum, den Erlangischen gel. Anzeigen, Crells chemischen Annalen &c. In früheren Jahren ließ er Aufsätze, ernsthaften und muntern Inhalts, in den Leipziger Belustigungen des Verstandes und Witzes, und in den zu Erlangen herausgekommenen Versuchen in den Werken des Geschmacks drucken, und verfaßte auch sonst viele Gelegenheitsgedichte ***). (Baur.)

DELIUS, Christoph Traugott, k. k. Hofrath und

*) Fränkische Saml. Stck. 13. S. 171. **) Animadversiones in doctrinam de irritabilitate. Erl. 1752. 4. — Sprengels Gesch. der Arzneik. 5. Thl. 165.

***) Das genaueste Verzeichniß seiner Schriften, mit Angabe aller einzelnen Abhandlungen, findet man in Meusels Lex. verst. Schriftst. 2. Bd. 308—325.; und in Fikenschers gel. Gesch. von Erlang. 2. Abth. 31—71. Sein Bildniß vor dem 3. Bande der fränk. Saml. und in Bocks Saml. v. Bild. Hft. 4. Memor. Delii (von Harleß). Erl. 1791. 4. Börners Nachr. von berühmten Ärzten. 1. Bd. 52. 908. 2. Bd. 422. 739. 3. Bd. 360. 635. Baldingers Buf. 35. Meyers Nachr. v. Gelehrt. 33. *Denina* Prusse lit. T. I. 357. Schlichtegrolls Nekrol. 1791. 1. Bd. 305. Hartenkeils med.-chir. Zeit. 17-- Beil. zu Nr. 24. S. 440. Eickens Gedächtnißblätt. 1. Bd. 2-- Baurs Gall. hist. Gem. 3. Thl. 46.

Referent in Bergwerks- und Münzsachen in Wien, geb. 1728 zu Wallhausen in Thüringen, wo sein Vater Landkommissär war. Seine Familie war von altem Adel, im 30jährigen Kriege aber in Armuth gerathen. Die vorbereitenden Studien trieb er auf den Gymnasien zu Quedlinburg und Magdeburg, und in Wittenberg fing er an die Rechte zu studiren, wandte sich aber bald, seiner Neigung folgend, zur Naturkunde und Mathematik. Nachdem er einige Zeit Kriegsdienste gethan hatte, begab er sich nach Wien, trat zur katholischen Kirche über, legte sich vorzüglich auf die Bergwerkswissenschaften, wurde 1756 Markscheider bei den Bergwerken in Ungern, 1761 Bergverwalter und 1770 Professor der Metallurgie und praktischen Chemie bei der Bergakademie zu Schemnitz, wie auch kaiserlicher Rath und Beisitzer des Obrist-Kammergrafenamts daselbst. In der Folge ward er (1772) nach Wien berufen, wo er das Berg- und Münzdepartement errichten half und zum wirklichen Hofrath und Referenten in Bergwerks- und Münzsachen ernannt wurde. Seine vielen Arbeiten beim Berg- und Hüttenwesen und sein unermüdlicher Fleiß verursachten, daß er an arthritischen Beschwerden und der trockenen Kolik, einer Folge von chemischen und besonders metallurgischen Arbeiten, viel leiden mußte. Er suchte durch den Gebrauch der Bäder zu Pisa seine Gesundheit wieder herzustellen, starb aber zu Florenz den 21. Jan. 1779. In seinem Geschäftsleben zeichnete er sich nicht nur durch den regsten Diensteifer, sondern auch durch seltene Einsichten und den Geist der Verbesserung aus, mit dem er alle seine Arbeiten betrieb. Unter andern führte er eine neue Manipulation des Kupfers ein, die dem kaiserlichen Schatze einen ansehnlichen Gewinn brachte, und um das Studium der Metallurgie überhaupt hat er sich große Verdienste erworben durch seine gehaltvollen Schriften: Abhandlung von dem Ursprunge der Gebirge und der darin befindlichen Erzadern, oder der sogenannten Gänge und Klüfte, ingleichen von der Vererzung der Metalle und insonderheit des Goldes; herausgeg. vom Hofr. und Prof. Schreber. Leipz. 1770. 8. Besonders merkwürdig ist in dieser Abhandlung die Beschreibung des von Delius entdeckten Erzes zu Nagiay, das eigentlich ein Golderz genannt zu werden verdient; eine für den Stat wichtige Entdeckung wegen der großen Einkünfte, die daraus flossen *). Die in diesem Werke enthaltenen Hypothesen hat Justi in der Geschichte des Erdkörpers zu widerlegen gesucht, S. 41. f. Anleitung zu der Bergbaukunst nach ihrer Theorie und Ausübung, nebst einer Abhandlung von den Grundsätzen der Bergkameralwissenschaft. Wien 1773. 4. mit 24 Kpf.; ein auf Kosten des Kaiserhofes mit einem Aufwande von 1000 Dukaten gedrucktes, für jeden Mineralogen wichtiges Werk, von dem der berühmte Mineralog Ferber versichert, daß zu den sehr genauen Beschreibungen der Bergwerke und des Grubenbaues in den meisten östreichischen Erbländern nur sehr wenig noch hinzuzusetzen sei **). Das Werk wurde auf Befehl und Kosten des französischen Hofes ins Französische übersetzt, unter dem Titel: Traité sur la science de l'exploitation des mines etc. trad. par Mr. Schreiber. Vienne et Par. 1778. Vol. II. 4. ***). (*Baur.*)

Delivrance, Kap s. Louisiade.

DELLAMCOTTA, Festung, die den vornehmsten Eingang in Butan beherrscht, früher als uneinnehmbar angesehen, bis sie von den Briten im J. 1773 eingenommen wurde, was eine große Bestürzung unter den Gebirgsbewohnern verbreitete. (*Palmblad.*)

DELLE, Dattenried (lat. Dela, Datira), Canton im Bezirk Belfort des franz. Departements Oberrhein, am Fuße des Jura gelegen, dessen Vorgebirge ihn durchschneiden, enthält mehre Waldungen, viele Wiesen und Torfmoore und in 27 Gemeinden 10821 meist katholische Einwohner. Hauptort dieses Cantons ist die gleichnamige Stadt an der Alaine mit 940 Einwohnern. — Dattenried war ehemals Hauptort einer Herrschaft und kommt schon in einer Urkunde vom J. 728 vor, wodurch Graf Eberhard, Sohn des elsassischen Herzogs Adelbert diesen Ort der Abtei Murbach schenkte. Im 13. Jahrh. war es in die Hände der Grafen von Mömpelgard gekommen, aus denen es an den Kaiser Albrecht I. überging, dessen Sohn Leopold es im J. 1320 den Grafen von Pfirt (de Ferreite) zu Lehen gab. Durch Heirath gelangte es an das Haus Östreich und wurde im Frieden von Münster mit dem übrigen Sundgau an Frankreich abgetreten. Das auf einem Felsen gelegene, gleichn. Schloß wurde im J. 1674 von den Franzosen verwüstet. (S. Joh. Friedr. Aufschlager: das Elsaß rc. Thl. II. S. 167 fg.) (*Leonhardi.*)

DELLEN, Nord- und Süd-Dellen, zwei beträchtliche Landseen im nordöstlichen Theile der nordschwedischen Provinz Helsingland, die mittelst eines sich theilweise zu einem See erweiternden Flusses ihre Gewässer in den Kirchspielen Idnor und Njutånger unterhalb der Stadt Hudikswall dem bothnischen Meerbusen zuführen. Beide Seen werden durch einen etwa 50 Ellen breiten und ¼ Meile langen Kanal, über welchen eine Brücke zur Kirche Norrbo am südlichen See führt, verbunden. (*v. Schubert.*)

DELLI, kleiner Stat und Stadt auf der Insel Sumatra bei einem gleichbenannten Flusse. Die Stadt enthielt 1200 Selen im J. 1820. Der Sultan nennt sich Allum Schah, d. i. König der Welt. (*Palmblad.*)

DELLIGSEN, Marktflecken in dem Leinedistrict des Herzogthums Braunschweig an der Wisve, mit 84 Häusern und 707 Einwohnern, welche eine Papiermühle und Garn- und Leinenhandel unterhalten, auch einen

---

*) Vergl. die Beurtheilungen in der Allgem. teutsch. Bibl. 17. Bd. 253. Götting. gel. Anz. 1771. S. 477. Comment. Lips. Dec. III. Suppl. 315. Beckmanns ökon. physik. Bibl. 2. Bd. 495.

**) Ferbers Abh. über die Geb. und Bergw. in Ungern. Berl. 1780, im Vorber. S. 3. u. a. Ort. Man s. die Beurth. des Werks in der Allgem. teutsch. Bibl. 34. Bd. 513. Comm. Lips. Dec. III. Suppl. 318. Beckmann a. a. O. 6. Bd. 315.

***) Memoria Delii, in den Nov. act. nat. curios. T. VII. app. p. 24.; im Auszug in Crells chem. Annal. 1. Bd. 379. Hoks Nachr. v. Ökonomen rc. 57. Meusels Lexik. d. teutsch. Schriftst. 2. Bd.

Jahrmarkt haben. Dabei **Karlshütte**, eine landesherrliche Eisenhütte an der Wispe, mit einem Hochofen, zwei Frischfeuern und einem Zainhammer, welche 160 Arbeiter beschäftigt. *(H.)*

Dellingur s. Nordische Mythologie.

DELLIUS (Dellius), Quintus, der Geschichtschreiber, ein Kriegsgefährte des Horaz unter Brutus und Cassius, wird von Seneca (Suasor. 1, 6.) ein Parteigänger in den bürgerlichen Kriegen genannt; denn er stand anfangs auf der Seite des Antonius, ging von diesem aber, aus Furcht, daß die von ihm beleidigte Kleopatra ihm nach dem Leben stelle, zu Cäsar über (Plut. Anton. c. 85). Nach der Niederlage des Brutus und Cassius trat er im J. R. 723 zur Partei des Octavianus und stand nachher bei Augustus in großer Gunst (Seneca de clem. 1, 10.). Horaz hat an ihn seine dritte Ode des zweiten Buches gerichtet. S. über ihn **Ruhnken** zu Vellej. 2, 48. und **Fabricius** zu Dio Cass. 49, 39. *(H.)*

DELLON, C., ein französischer Arzt, als Reisebeschreiber rühmlich bekannt. Er war um das Jahr 1649 geboren, schiffte sich, um fremde Länder zu sehen, im J. 1668 zu Port-Louis nach Ostindien ein, besuchte die Inseln Bourbon, Madagaskar, Surate, die Küste von Malabar bis nach Cananor, sah auch China und reiste zu Lande nach Daman, wo er die Arzneikunst ausübte und in glücklichen Verhältnissen lebte. Ein ungerechter Verdacht lieferte ihn in die Hände der portugisischen Inquisition, die ihn im J. 1674 nach Goa bringen ließ, wo er mit barbarischer Härte behandelt und endlich verurtheilt wurde, mit Einziehung seines Vermögens, fünf Jahre in Portugal auf den Galeeren zu dienen. Im Dec. 1676 kam er in Lissabon an, und der Verwendung des Leibarztes der Königin von Portugal hatte er seine Befreiung zu danken. Er begab sich im August 1677 nach Bayonne und scheint als praktischer Arzt in Frankreich sich Achtung erworben zu haben, weil er im J. 1685 gewählt wurde, die Prinzen von Conti als Reisearzt nach Ungern zu begleiten. Seine fernern Schicksale sind unbekannt, und man weiß nur, daß er im J. 1709 noch am Leben war. Was er auf seinen Reisen sah und beobachtete, hat er in gefälliger Einkleidung lehrreich und glaubwürdig beschrieben, und in Beziehung auf Naturgeschichte, herrschende Krankheiten, Sitten, Gebräuche ꝛc. dankt man ihm manche bessere Nachrichten, als man bis auf seine Zeit hatte: Relation d'un voyage fait aux Indes orientales. Par. 1685. Vol. II. 12., mit Kupfern; am Schlusse des zweiten Theiles findet man: Traité des maladies particulières aux pays orientaux et dans la route. Eine neue Ausgabe erschien zu Amsterd. 1699. 12. Engl. Lond. 1698. 12. Teutsch Dresd. 1700. 12. Von seinen Schicksalen in der Inquisition handelt seine merkwürdige und noch immer lesenswerthe Relation de l'inquisition de Goa. Leide 1687; Par. 1688. 12., mit Kpfrn. Beide Schriften zusammen: Voyages de Mr. Dellon, avec sa relation de l'inquisition de Goa. Amsterd. 1709. Vol. II. 12.; und zu Kölln aug. de diverses pièces cur. et de l'hist. des dieux qu'adorent les gentils des Indes. Vol. II. 1709—1711. 12., mit Kupfern. Die Inquisitionsgeschichte auch in den Mém. hist. pour servir à l'hist. des Inquisitions. Colog. 1716. Vol. II. 12. *). *(Baur.)*

DELM oder Delmb, ein adeliges Gericht im Herzogthum Bremen, nicht weit von der Stadt Buxtehude gelegen, das von Süden gegen Norden etwa 2 Meilen, und von Osten gegen Westen etwa 1 Meile ausmacht. Es theilt sich in das Apenser und Blindersdorfer Gericht, welche Benennungen von den beiden im Bezirk desselben liegenden Kirchspielen Apensen und Blindersdorf hergenommen sind, und hat einen ergiebigen Hanfboden. *(Schlichthorst.)*

DELME, kleiner Fluß, welcher bei dem oldenburgischen Dorfe Tucistringen entspringt, unter Löbbinghausen in das hannoversche Gebiet trit, bei dem Städtchen Harpstädt vorbei geht, dann bei Brink wieder in das Oldenburgische zurücktrit, durch die Stadt Delmenhorst strömt, unterhalb derselben die **Welse** aufnimt und auf der Nordseite des Dorfes Haßbergen in die **Ochtum** fällt. *(Leonhardi.)*

DELMENHORST, 1) Kreis in dem Großherzogthum Oldenburg, welcher die vormalige Grafschaft Delmenhorst und das hannoversche Amt Wildeshausen umfaßt, im N. an den Kreis Oldenburg, im N. O. an die Weser, die es von der hannoverschen Provinz Bremen und dem Gebiete der freien Stadt Bremen scheidet, im S. O. an die hannov. Prov. Hoya, im S. an den Kreis Vechta, im S. W. an den Kr. Kloppenburg grenzt, und auf 17,84 Q. M. gegen 28500 Einw. in 4813 Feuerstellen enthält, welche unter 15 Kirchspiele in den vier Ämtern **Delmenhorst**, **Berne**, **Ganderkesa** und **Wildeshausen** vertheilt sind. — 2) Das **Amt Delmenhorst** enthält in den vier Kirchspielen **Delmenhorst** (324 H. 1072 E.), **Hasberbergen** (252 H. 1332 E., darin das Dorf **Iprump** mit 89 H. 219 E. und starkem Holzhandel), **Schönemoor** (156 H. 780 E.) und **Stuhr** (254 H. 1526 E.) 946 Häus. und 56[illegible] Einw. — 3) Die Stadt **Delmenhorst**, unter 53° [illegible] 12'' Br. 26° 16' 18'' L., an der Delme gelegen, hat 1 Kirche, 1 lateinische Stadtschule, 242 H. und 15[illegible] Einw., welche sich meistens von der Landwirthschaft und einigen Gewerben nähren und 4 besuchte Pferdemärkte halten. Hier ist der Sitz eines Landesgerichts, des Amts und eines Postamts. Das alte gräfl. Residenzschloß ist 1712 abgebrochen worden. — Graf Otto II., ein jüngerer Bruder des Grafen Christian III. von Oldenburg, kaufte und ertauschte von den Mulen von Brunstein, Vasallen des Erzstiftes Bremen, die ansehnlichen Güter, welche diese um die Delme und Stuhr besaßen, und bauete 1247 zwischen der Delme und der Horst (d. i. dem hohen und trocknen Grund) das Schloß **Delmenhorst**, welches, nebst der gleichnamigen Herrschaft, nach seinem Tode seines vor ihm verstorbenen Bruders Christian Söhne Johann und Otto III. erbten. Otto, welcher zu Delmenhorst regirte, erbaute 1263 in dem Flecken eine Kirche, bei welcher er ein Collegium Canonicorum stif[tete]

---

*) Acta eruditor. Suppl. T. I. 61—71. *Meusel* bibl. hist. Vol. II. P. I. 356. Vol. I. P. II. 273. Biogr. univ. T. XI. (von Eyriès).

tete und ertheilte ihm 1270 Stadtgerechtigkeit. Nach seinem kinderlosen Ableben fiel die Herrschaft 1299 an seines Bruders Söhne, Christian den jüngeren und Otto IV., welcher letztere zuerst den Namen eines Grafen von Delmenhorst annahm. Die übrigen Schicksale der Grafschaft s. unter dem Art. Oldenburg. III. Sect. III. Thl. S. 9 ff. — Das Wapen von Delmenhorst ist ein goldenes, unten zugespitztes Kreuz im blauen Felde. (*Leonhardi.*)

DELMINIUM (Dalmion b. Strabo, Dalminon b. Stephanus), eine Stadt in Dalmatien, daher auch Dalmatarum urbs bezeichnet. Marcius ließ dieselbe anzünden (Flor. 4, 12, 11.). Jetzt steht an ihrer Stelle der Flecken Dalmino in Bosnien an der Drina. (*H.*)

DELOGIREN heißt zwar: Jemanden von seiner Stelle vertreiben, den Feind aus einem von ihm besetzten Posten; beim Kriegswesen aber: die Truppen Bataillons- und Compagnienweise in die Cantonirungen vertheilen. Der Entwurf zu solcher Vertheilung auf einer Specialkarte wird daher ein Delogirungsplan genannt. (*v. Hoyer.*)

DELONIA 1) Sandschak im osmanischen Ejalet Rumili, liegt 37° 22′ — 38° 24′ östl. Länge und 39° 18′ — 40° 3′ nördl. Br., grenzt in N. an Aulona, in S. und SO. an Janina, in SW. und W. an das ionische Meer und die Straße von Korfu und enthält 110 QM. Das Gebirge Kimara (Pindus) trennt das Land von Aulona, der Acheron oder Fanar auf einer Strecke von Janina. Das Land hat nur unbedeutende Bäche, die im Sommer häufig austrocknen, einen trocknen Boden und liefert Olivenöl, hat etwas Holz, gute Viehzucht, und an der Küste Fischerei und etwas Salzschlämmerei. Der Sandschak macht einen Theil von Niederarnauth, dem alten Thesprotien, aus, wird von Arnauthen und Griechen bewohnt und zählt 24 Siamet (Großlehen) und 164 Timars (Lehengüter). Der Chaß (Krongut) des Sandschakbegs betrug bisher 157132 Aspern. Die Hauptstadt — 2) Delonia, gewöhnlich Delfino genannt, liegt auf einem Abhange des Kimara, zwei Meilen vom Meere, ist gut befestigt, hat, nach Palma, 12000 Einwohner, mehre Moscheen, starken Ölbau und Handel. — 3) Hafen auf der Insel Chio im Archipelagus, von einem großen und festen Thurm beschützt. (*H.*)

DELORME, Philipert, Baumeister Königs Heinrichs II. von Frankreich, hat im J. 1567 zuerst einen Tractat über den Fugenschnitt der Gewölbsteine geschrieben, dem Traité sur la manière de bien batir et à petits frais 1561 voran ging, und ein größeres Werk über die Baukunst in 10 Büchern Fol. 1568 folgte. Er starb im J. 1577. — 2) Ein anderer de Lorme war Commandant einer französischen Mineurcompagnie und hat einen Theil der Gegenminen vor der linken Flügellünette des doppelten Kronwerkes zu Metz nach einem besondern Systeme angelegt, S. des Cases genannt, weil die unter dem Glacis verlaufenden Gänge einander rechtwinklig durchschneiden und so viereckige Räume (Cases) bilden, in welchen der Belagerer nur mit Schwierigkeit und Zeitverlust unter der Erde vorrücken kann, um die Gegenminen durch Globes de Compression zu zerstören. Die Anlage erfodert aber durch die Länge der Gallerien sehr große Kosten, und dennoch läßt sie sich durch unbesetzte Schachtminen schnell genug unwirksam machen. De Lorme blieb im J. 1747 in der Belagerung von Bergen op Zoom. — 3) Marion, ein schönes Mädchen aus Chalons sur Marne, zur Zeit Ludwigs XIII., Geliebte des Cinq Mars, nachher des Kardinals Richelieu und des Prinzen Condé; war genöthigt nach England zu fliehen, um der ihr als einer Anhängerin der Fronde drohenden Verhaftung zu entgehen, nachdem sie die Nachricht ihres Todes verbreitet hatte. Sie heirathete einen reichen Mann und kehrte nach dem baldigen Tode desselben nach Frankreich zurück, wo sie von Straßenräubern aufgegriffen, die Gefährtin des Anführers derselben ward. Nach dem Absterben desselben lebte sie noch 30 Jahr zu Marins und starb im J. 1695. (*v. Hoyer.*)

DELORME, A., ein berühmter holländischer Maler, dessen Arbeiten zu den vorzüglichsten Meisterwerken gerechnet werden. Er wird auch geschrieben de l'Orme und de Lorme, ohne daß sein Taufname näbee bekannt ist. Man weiß ebenfalls nichts von der Zeit seiner Geburt und seines Todes, sowie auch sonst in den alten holländischen Malerbüchern von ihm gae keine Lebensbeschreibung vorkommt; deswegen auch Gerard Hoet, in seinem Katalog holländischer Gemälde *), ihn nebst andern zu den „übergangenen Malern" rechnet. Füeßli meint, daß er zu Rotterdam um das Jahr 1660 geblüht habe. Seine Werke aber scheinen einer spätern Zeit anzugehören, und so mag Füeßli sich in der Zeitbestimmung vergriffen haben, wenn auch die Ortsangabe richtig seyn kann, vielleicht auch Rotterdam sein Geburtsort gewesen ist. — Er war ein Perspektivmaler vom ersten Range. Seine meisten Bilder stellen das Innere von Kirchen und prächtigen Gebäuden vor. Sie werden jetzt wenigstens den perspektivischen Darstellungen eines van Dülen, Neefs und anderer Meister in der Architektur gleichgestellt. Von ihm befand sich eine Kirche, im Innern mit Kerzen erleuchtet, in dem Kunstkabinet Braamkamps zu Amsterdam, welches Gemälde für 500 Gulden verkauft wurde **). (*Dr. J. Ch. H. Gittermann.*)

DELOS, ἡ Δῆλος, jetzt Sdilli, Sdiles und Sdilus (d. i. εἰς Δῆλους, denn die Neugriechen nennen die beiden Inseln, Delos und Rheneia, zusammen Sdilli und unterscheiden sie wieder, jenes als Klein-Delos, dieses als Groß-Delos, von einander) gehörte zu den kykladischen Inseln im ägäischen Meere und lag nach der Meinung der Alten in deren Mitte [1]). Es liegt aber ungefähr unter dem 23° der Länge und dem 37° der

---

*) Der vollständige Titel dieses Buches ist: Catalogus of Naamlyst van Schilderyen, met derzelver Pryzen, zedert een langen reeks van Jaaren zoo in Holland als op andere Plaatzen in het openbaar verkogt. Benevens een Verzameling van Lysten van verscheyden nog in wezen zynde Cabinetten. Uitgegeven door *Gerard Hoet*, in 2 Deelen; s'Gravenhage 1752.

**) Quellen: J. R. Füeßli, Allgem. Künstlerlexikon. I. S. 381. *R. van Eynden* en *A. van der Willigen*, Geschiedenis der vaderlandsche Schilderkonst. I. Deel. Haarlem 1816. p. 285.

1) Dionys. Perieg. 526. Strab. 10. S. 485. Plin. 4, 22. Isidor. origg. 14, 6.

Breite, wenigstens ist die nahe gelegene Westspitze von Mykonos von Gauttier auf 25, 1, 7, 4. und 37, 29, 15, 7. bestimmt worden. Ihr Flächeninhalt beträgt zusammen mit Rheneia 1,70 □Meilen und ihr Umfang nach Plinius 5 Millien, also eine Meile, und damit stimmt Thevenot überein; Tournefort gibt aber 6 bis 7 franz. Meilen. Die Meerenge zwischen beiden Inseln soll nicht viel über 100 Ruthen breit seyn; nach Tournefort un demi-mille; Strabon [2]) hat vier Stadien. Daher konnte der Athenäer Nikias, als er die athenäische Theorie nach Delos führte, eine Brücke, zu welcher er das Material von Athenä mitgebracht hatte, über die Meerenge schlagen [3]); und als Polykrates von Samos die Insel Rheneia erobert hatte und sie dem delischen Apollon widmete, so ließ er sie mit einer Kette an Delos befestigen [4]). In dem Kanal zwischen beiden Inseln liegen zwei Klippen, jetzt Rematiari genannt, von welchen die eine der Artemis geweiht war und nach dem Suidas [5]) Insel der Hekate oder auch Psammite, nach einer Art Kuchen, die der Artemis dargebracht wurden, hieß. Den Namen Rematiari haben sie aber, wie Choiseul-Gouffier meint, von der Strömung erhalten, die sich dort findet. Die Insel ist dreimal so lang als breit und dehnt sich von Norden nach Süden aus. In dieser Richtung zieht sich der Berg Kynthos durch dieselbe hin, den Strabon [6]) zwar als ein beträchtliches Gebirge beschreibt, der nach Choiseul-Gouffier aber nichts weiter als ein steiler Felsen ist, dessen Höhe von Wheler auf 20 bis 30 Toisen angegeben und von Tournefort der Höhe nach mit dem Berge Valerien bei Paris verglichen wird, welches aber Choiseul-Gouffier noch für eine Übertreibung hält. Der Berg besteht aus Granit, weshalb denn auch viele Bauwerke der Insel aus diesem Gestein aufgeführt waren, wie ihre Trümmer noch jetzt beweisen. Dieses Granitgebirge liefert schon einen hinreichenden Beweis gegen den buchstäblichen Sinn der alten Mythe, daß Delos einst ein auf dem Meere schwimmendes Eiland gewesen und erst nach der Geburt der beiden Götter festgestellt worden sei. Choiseul-Gouffier verwirft auch die Behauptung, daß sie vulkanischen Ursprungs sei, denn er fand dafür keine Spuren auf der Insel, so daß man also auch die Angabe des Eustathios [7]), Hephästos gab der Leto die Insel, dahin zu erklären nicht berechtigt ist. Wenn aber Choiseul-Gouffier, um den Namen Delos zu erklären, der Meinung ist, die Insel könne durch ein Erdbeben plötzlich aus dem Meere emporgehoben seyn, oder das Meer sich gesenkt haben, so daß dieselbe zum Vorschein kommen konnte, so läßt sich gegen diese Ansicht zwar an und für sich nichts einwenden, aber daß dieselbe durch den Namen Delos eine Stütze erhalte, müssen wir zurückweisen. Darüber unten mehr. Der religiöse Glaube der Hellenen war freilich auch gegen die Annahme eines Erdbebens, denn sie behaupteten, daß Delos nie ein Erdbeben erfahren habe, daß es fest und unerschütterlich

stehe; — daher bei Pindaros [8]) χθονὸς εὐρείας ἀκίνητον τέρας und τέσσαρες ὀρθαὶ πρέμνων ἀπώρουσαν χθονίων, dazu Strabon [9]), sowie Herodotos [10]) bezeugt, beim Ausbruche des persischen Krieges habe Delos das erste Erdbeben erfahren, wobei er einen Orakelspruch anführt:

„Delos will ich bewegen, so unbewegliches dasteht,“

dessen Echtheit jedoch, wenigstens bei Herodotos, schon von J. Gronov nicht ganz ohne Grund bezweifelt wird. Inzwischen sagt Herodotos ausdrücklich, daß Delos beim Ausbruche der Perserkriege zum ersten und letzten Male bis auf seine Zeit von einem Erdbeben erschüttert worden sei, und daß der Gott durch dieses Wunder den Menschen ein Zeichen von den bevorstehenden, unglücklichen Ereignissen gegeben habe; wiederum aber findet sich auch bei Thukydides [11]) die Nachricht von einem Erdbeben auf Delos beim Anfange des peloponnesischen Krieges, und auch Thukydides spricht dabei aus, daß Delos, soviel sich die Hellenen erinnern könnten, vorher noch von keinem Erdbeben zu leiden gehabt habe. Und doch war jenes vom Herodotos berichtete erst 70 Jahre vor dem, von welchem Thukydides spricht, vorgefallen. Auch ist dabei auffallend, daß Herodotos von dem letzten Erdbeben keine Kunde hatte, da er in demselben Kapitel und gerade bei dieser Gelegenheit auch des peloponnesischen Krieges gedenkt. Es beweist das ohne Zweifel, daß Herodotos und Thukydides ziemlich zu gleicher Zeit, ohne von einander zu wissen, geschrieben haben, jener in Unteritalien, dieser in Hellas; hätte Herodotos in Hellas geschrieben, so würde ihm wol ebenso wenig, als dem Thukydides, die Kunde von dem Erdbeben auf Delos entgangen seyn. Zum dritten Mal litt die Insel nach Kallisthenes von dem großen Erdbeben Olymp. 101, 4. = 373 vor Chr. Geb., welches besonders die Peloponnesos verwüstete und namentlich die beiden Städte Helike und Bura gänzlich vertilgte. Auch Mucianus [13]) führte zwei Erdbeben auf Delos an; doch ohne nähere Bestimmung. Ferner schreiben Tzetzes und Eustathios [14]) von einem Orte Tremon, auf oder bei Delos, welcher seinen Namen von den Erderschütterungen der Insel erhalten habe; allein abgesehen davon, daß sie die einzigen Zeugen in dieser Sache sind, scheint auch nicht einmal der Text des Lykophron eine solche Erklärung zuzulassen.

Der Boden der Insel ist uneben und bis auf einige Thäler unfruchtbar [15]); doch kaufte Nikias ein Stück Land für 10000 Drachmen, von dessen Ertrage die Delier Opferschmäuse geben sollten, und es scheint, als habe dieses Gütchen auf Delos gelegen [16]). Der südliche Theil der Insel ist jetzt mit dichtem Gestrüppe bewachsen. Strabon [17]) nennt ein Flüßchen auf Delos

2) Strab. 10. S. 486. 3) Plut. Nic. 3. 4) Thuc. 3, 104. 1, 13. Schol. Theokrit. 17, 70. 5) s. v. Ἑκάτης νῆσον. Dazu Athen. 14, 53. 6) Strab. a. a. O. Aristoph. Wolken: Κύνθιον ὑψικέρατα πέτραν. 7) Eust. Dionys. Perieg. 498.

8) Prosod. 1. unter den Fragm. 9) Strab. 10. S. 485. 10) Herod. 6, 98. Eust. Dionys. 525. 11) Thuc. 2, 8. 12) Senec. nat. quaest. 6, 26. 13) Plin. H. N. 4, 22. 14) Tzetz. Lycophr. 387. 402. 1141. Eust. Dionys. Perieg. 528. Voss 10, 3. 15) Daher Orpheus Argon. 1354 κραναή. Pindar. Isthm. 1, 3. τραχεῖα καὶ πετρώδης. Aesch. Eumenid. 9. Δηλίαν χοιράδα, Euripid. Troad. 89. Δηλιάδες χοιράδες. Dazu Hymnos auf Apoll. 54, Kallim. Del. 268. Auch ventosissima wird sie bei Liv. 36, 43. genannt. 16) Plut. Nic. 3. 17) Strab. 10. S. 485. Ποταμὸς δὲ διαρρεῖ τὴν νῆσον Ἰνωπός, οὐ μέγας, καὶ γὰρ ἡ νῆσος μικρά.

den Inopos, welchen Tournefort im nordöstlichen Theile der Insel in einem Brunnen, welcher 12 Schritte im Durchmesser hatte und von Felsen oder Gemäuer eingefaßt war, wiederzufinden meinte. Richtiger weist Choiseul-Gouffier diesen Bach ziemlich in der Mitte der Insel mit der Mündung im Hafen Fourni, Rheneia gegenüber, nach. Von dem Inopos fabelten indeß die Alten, daß er vom ägyptischen Neilos seinen Ursprung herleite und daher auf dieselbe Weise und zu derselben Zeit, wie dieser, anschwelle und abnehme [18]). Auch ein kreisförmiger See wird von Herodotos und andern [19]) auf Delos genannt; es scheint derselbe zu seyn, den Spon und Wheler, und nach ihnen auch Tournefort im Nordosten der Insel fanden, und der nach letzterem 20 Schritt Breite hat und oval ist.

Obgleich Kallimachos [20]) die Insel πολύπολις nennt, so scheint sie doch nur eine Stadt gleiches Namens gehabt zu haben, welches auch schon bei dem geringen Umfange derselben begreiflich ist. Allein diese Stadt war ganz offen [21]) und lag ziemlich in der Mitte der Insel am Fuße des Kynthos, wo sich noch jetzt ihre Ruinen finden. An die Anhöhe war das Theater gelehnt, dessen Überbleibsel Choiseul-Gouffier noch sah. Dort fand er auch einen in den Granit gehauenen Weg, der auf die Höhe des Kynthos führte, und ein Thor, den ganzen Ort aber mit Marmor- und Granitblöcken übersäet, so daß er glaubt, es habe das Thor zu einer Akropolis geführt. Darf man dies annehmen, so müßte diese Burg einer spätern Zeit angehören, und vielleicht der des Hadrianus. Nämlich nahe bei der alten Stadt, der Meeresküste zugewandt, ließ der Imperator Hadrianus einen Ort von den Athenäern anlegen und Olympieion nennen [22]). Bei dieser neuen Anlage scheinen auch neue Tempel erbaut zu seyn, z. B. des Herakles und des Poseidon. Es ist jedoch zu bezweifeln, ob diese neue Anlage zugleich neben der alten Stadt bestand, denn durch des Mithridates Feldherrn Menophanos wurde die Insel gänzlich verwüstet, die damals auch als Handelsort in hoher Blüthe stand. Es mag zu der Zeit wol wenig von der alten Stadt und der früheren Herrlichkeit der Insel übrig geblieben seyn [23]). Auch ist wol des Hadrianus Stadt nie wieder zu der Höhe früherer Zeiten emporgekommen, denn wir sind so wenig über ihre Blüthe als über ihren Untergang unterrichtet; nur noch Trümmer reden vom ehemaligen Glanze der Insel, und auch diese verschwinden immer mehr, da, nach Sonnini's Versicherung, die Bewohner der nahe gelegenen Inseln von dorther unaufhörlich Baumaterialien holen. So ist denn die einst stark bevölkerte Insel, nach welcher jährlich die Hellenen von allen Seiten wallfahrteten, jetzt eine menschenleere Einöde und höchstens von den Bewohnern der Insel Mykonos der Jagd wegen besucht, oder es halten sich Seeräuber in ihren Buchten verborgen.

Das Sehenswertheste aber und Berühmteste, welches Delos im Alterthume aufzuweisen hatte, war neben den Tempeln der Leto und Artemis der Tempel des Apollon. Er lag nur 100 Schritte von der Küste [24]). Nach den Ruinen zu schließen, war er von bedeutendem Umfange und aus parischem Marmor erbaut. Seine erste Anlage wird dem Erysichthon, des Kekrops Sohn, zugeschrieben [25]); er soll aber in der Folge unablässig verschönert worden seyn. Seine Bauart läßt sich aus den Trümmern nicht mehr bestimmen. Die Säulen hat man 14½ Fuß lang und ihren unteren Durchmesser von 2 Fuß 8 Zoll gefunden. Als ein besonderes Kunstwerk in diesem Tempel wird der Altar genannt, welcher aus den rechten Hörnern [26]) der wilden Ziegen ohne irgend ein Bindungsmittel zusammengesetzt war, daher βωμὸς κεράτινος genannt. Nach der Sage hatte Artemis die wilden Ziegen auf dem Berge Kynthos erlegt [27]). Hinter diesem Altar stand ein anderer, der Altar der Frommen, auf welchem kein blutiges Schlachtopfer dargebracht wurde, sondern nur Opferkuchen ohne Feuer [28]); man pries ihn als den ältesten Altar auf Delos [29]); er führte auch den Namen βωμὸς ἀναίμακτος. An diesem Altare verehrte einst Pythagoras den Apollon Genator und zog die Bewunderung der Delier auf sich [30]). Ob es nun dieser Altar war, oder ein dritter, welcher durch die von Platon aufgelöste geometrische Aufgabe berühmt geworden ist, ist ungewiß. Die Delier nämlich befragten den Apollon bei einer Seuche, ob sie seinen Zorn besänftigen und von der Plage befreit werden könnten. Die Antwort war, sie sollten seinen Altar noch einmal so groß bauen. Sie verdoppelten ihn also nach jeder Seite hin und erkannten bald, daß in diesem neuen Altar der vorige achtmal enthalten sei. Deshalb wandten sie sich an Platon, der sich damals nach seiner Rückkehr aus Ägypten an der karischen Küste befand, um Aufschluß und Belehrung über diese Foderung des Gottes. Platon erwiederte ihnen, der Gott verhöhne damit die Hellenen, welche, die Wissenschaften und die Gelehrsamkeit nicht achtend, sich nur mit innern Kriegen beschäftigten und dadurch aufrieben, und er ertheilte ihnen die verlangte Belehrung über die Verdoppelung eines Kubus [31]). Ein anderer Altar des Apollon, an welchem der Palmbaum stand, unter welchem Leto den Apol-

18) Strab. 6. S. 271. Plin. 5, 103. Kallim. Del. 206. 263. Paus. 2, 5. 19) Herod. 2, 170. Kallim. Del. 261. Theogn. 7. 20) Kallim. Del. 266. 21) Strab. 10. S. 485. Paus. 3, 23. Cicero pro lege Man. 18, 55. Delos parva sive muro nihil timebat. 22) Steph. Byz. unter Ὀλυμπίειον. 23) Pausan. 3, 23. 8, 33. Ein altes Schnitzbild des Apollon soll bei jener Verwüstung nach Boa in Lakonien von den Wellen geführt seyn.

24) Wheler und Tournefort nach der Lage der Ruinen. 25) *Euseb.* chron. p. 28. *Syncell.* ed. Dind. 1. p. 290. Cedren. 67, 16. Phanodemos bei Athen. 9, 47. Pausan. 1, 31. 18. 26) *Plut.* sollert. anim. 35. vd. Thes. 21. Diog. Laert. 8, 13. *Martial.* spect. 1. Scholien zu des Dosiadas Altar in Palat. anthol. palat. II. p. 606. Plutarchos hat irrig die linken Hörner angeführt. Daß der Altar auf dem Berge Kynthos gestanden habe, wie Neuere wollen, liegt nicht in dem Schol. zu Dosiad. Altar. Palatin. Anthol. Th. 3. S. 826., wo es heißt: [illegible] Κυνθίοιο Κέρνος ἐς ἱερὸς Δῆλον, ὅπου κεράτινος βωμός. 27) Kallim. Apoll. 60. 28) Diog. Laert. 8, 13. nach *Aristoteles* resp. Del. *Porphyr.* de abstin. II. p. 152. 154. 29) Klemens strom. p. 304. 82. ed. Sylb. 30) Jamblich. Pythag. 5, 7. *Philostrat.* vit. Apollonii Tyan. I, 1. 31) *Plut.* de genio Socrat. 7. de ει Delphic. 6. *Joh. Philopon* analytic. post I, 7. *Vitruv.* 9. praef. 13. Vergl. den Art. Delisches Problem.

lon und die Artemis gebar, stand aber keineswegs in dem Tempel, sondern nur neben demselben [32]).

In dem Tempel stand die Statue des Gottes, die so alt war, daß man glaubte, sie sei von den Meropern errichtet (siehe darüber den Artikel Kos). Sie hielt in der rechten Hand einen Bogen, in der linken die Chariten, von denen die eine eine Leier, die andere Flöten und die dritte eine Syrinx trug. Plutarchos stützt darauf seine Meinung, daß Apollon der Erfinder der Musik sei [33]). Auch eines alten ξόανον zu Delos, von Erysichthon errichtet, wird von Plutarchos gedacht [34]), aber ohne Angabe, wo es stand und wie es beschaffen war.

In der Nähe des Tempels und wahrscheinlich vor demselben war indeß noch eine kolossale Statue des Apollon aufgestellt, die, nach den noch vorhandenen Bruchstücken zu urtheilen, eine Höhe von 24 Fuß erreichte. Aufgefunden hat man jedoch in neuerer Zeit von dieser Statue nur ein Stück vom Bauche und von den Beinen, sowie von dem Rücken, aus welchem zu erkennen war, daß das Haupthaar über die Schultern herabhing. Gehörte das daneben gefundene Piedestal dieser Statue an, so war dieselbe von den Naxiern errichtet; denn an dem Fußgestelle liest man *NAΞIOI AΠOΛΛΩI*. Vom Plutarchos erfahren wir aber, daß der Athenäer Nikias ebenfalls vor dem Tempel als Weihgeschenk einen ehernen Palmbaum aufstellte und daneben eine Säule mit einer Inschrift, die sich auf diese Schenkung bezog. Allein dieser eherne Palmbaum wurde in der Folge vom Winde umgeworfen, stürzte auf den Koloß der Naxier und warf ihn nieder [35]).

Endlich war mit dem Tempel des delischen Apollon auch eine Weissagung verbunden; allein der Gott ertheilte dort nur während des Sommers seine Aussprüche und verkündigte während des Winters seine Orakel zu Patara. Daher Virgilius Än. 4, 143.

> Qualis, ubi hibernam Lyciam Xanthique fluenta
> Deserit; ac Delum maternam invisit Apollo.

Vergl. dazu Servius: Constat, Apollinem sex mensibus hiemalibus apud Pataram — — dare responsa etc. [36])

Was die Namen der Insel anbetrifft, so werden derselben, außer dem gewöhnlichen Delos, noch folgende bei den alten Schriftstellern beigelegt: Ortygia, Asteria, Pelasgia, Chlamydia, Kynthia, Kynthos, Kynäthos, Lagia, Pyrpile, Skythias, Anaphe und Agathusa [37]). Um aber diese Namen näher zu beleuchten und ihre Bedeutung oder Entstehung möglicher Weise zu erläutern, müssen wir zuvörderst die Sagen und religiösen Institute, welche die Hellenen mit der Insel verknüpften, kennen lernen.

Als die Urbewohner der Insel Delos werden uns die Karer und Phöniker genannt [38]), und daher mag der Name Pelasgia zu erklären seyn, denn zu diesem großen, weit verbreiteten, vorhellenischen Völkerstamme gehörten ohne Zweifel jene beiden Völker. In dieser pelasgischen Zeit mag daher der Ursprung der heiligen Sagen auf Delos zu suchen seyn. Da aber später, nachdem sich die Hellenen in den Besitz dieser Insel und der Kykladen überhaupt gesetzt hatten, dieser ursprüngliche pelasgische Cult mit hellenischen Zusätzen und Glaubenslehren ausgestattet wurde, so läßt sich auch bei aller Sorgfalt und Aufmerksamkeit die Trennung des Pelasgischen und Hellenischen nicht mehr ausmitteln. Überall tritt uns in der hellenischen Geschichte Delos als Heiligthum des Apollon und der Artemis, mit welcher zugleich ihre Mutter Leto verehrt wurde, entgegen. Es ist aber von K. O. Müller in den „Doriern" bewiesen, daß Apollon eine hellenisch-dorische Gottheit sei, deren Cult vom Thale Tempe, dem Ursitze der Dorier, ausgehend, sich südlich durch Hellas ausbreitete und Hauptorte wieder gewann in Delphi, Delos und auf Kreta. Ob nun das apollinische Heiligthum auf Delos von Kreta aus oder auf der alten dorischen Wanderung nach Kreta gegründet oder vielmehr an das dort vorgefundene pelasgische Heiligthum angeknüpft wurde, ist nicht mehr zu entscheiden. So viel ist gewiß, daß die Gründung des delischen Tempels und ein uraltes Schnitzbild dem Erysichthon zugeschrieben wird [39]). Berichtet wird uns auch, daß Erysichthon während einer Theorie nach Delos starb, daß er auch ein hölzernes Bild der Eileithyia nach Attika brachte [40]); ebenfalls führt Pausanias an, daß die Theorie der Hyperboreer ihren Weg über Attika nahm. Mit diesen unzweifelhaften Angaben wird uns der pelasgische Ursprung [41]) des delischen Heiligthums genügend erwiesen. Aber nicht minder deutlich sind die Spuren, aus welchen man eine Verbindung zwischen Delos und Kreta gewahrt. So finden wir Kreter als Diener an den delischen Altären, Virgil. Än. 4, 146.

> mixtique altaria circum
> Cretes Dryopesque fremunt, pictique Agathyrsi.

Auch Anios, der ein Sohn des Apollon und der Rhöo genannt und von dem Gotte selbst zu seinem Diener erzogen und geweiht wurde, wird zugleich Priester und König von Delos genannt und vom kretischen Rhadamanthys eingesetzt [42]). Ferner opferte, nach Pherekydes

32) *Eustath.* Odyss. 6. 162. Pausan. 1, 23. 8, 48. *Cicero* de legg. 1, 1. *Theophr.* h. pl. 4, 13. *Plut.* Nic. 3. Kallim. Del. 208. Eurip. Iphig. Taur. 1068. Hekab. 458. Aelian. v. h. 5, 4. 33) *Plut.* de musica. 14. Nach Paus. 2, 32. 9, 35. hatten Angelion und Tektäos dieses Bild verfertigt, deren Schüler Kallon um die 60ste Olymp. lebte. Es mögen also diese beiden Künstler das Bild nur nachgebildet haben. 34) *Plut.* Fragm. T. X. p. 291. ed. Hutten. — War dies vielleicht dasselbe ξόανον, von welchem Pausanias 1, 23. anführt, daß es bei der Zerstörung der Stadt Delos durch die Feldherren des Mithridates ins Meer geworfen und vom Winde an die lakonische Küste getrieben, in Böa aufgestellt wurde, und dem Heiligthum den Namen Epidelion erwarb? 35) Vgl. Tournefort und Choiseul-Gouffier, dazu Plut. Nik. 3. 36) Vergl. Spanheim zu Kallim. Delos. 89.

37) Plin. N. G. 4, 22. Steph. Byz. unter Ἄζλος. Kallim. Delos. Hesych. Doch ist in Hinsicht des letztern Namens die Lesart bei Hesychios nicht sicher. 38) Herodot. 1, 171. Thuk. 1, 8. 39) Siehe oben Anmerkung 25. Plut. Fragm. Th. 10. S. 291. Hutten. 40) Pausan. 1, 18. 41) Selbst die unblutigen Opfer im delischen Tempel verrathen die Pelasger. Vergl. oben Anmerkung 28. 29. 30. Dazu Pausan. 8, 2, 1. 42) Diodor. 5, 62. 79. Pherekyd. S. 201. Sam. Dionys. Halikar. 1. 50. Virg. Än. 3, 80. Dazu Servius. Ovid.

tes[42]), Theseus bei seiner Fahrt nach Kreta für seine glückliche Rückkehr dem Apollon Ulios und der Artemis Ulia, unter welchen Namen die beiden Gottheiten zu Miletos und Delos verehrt wurden[44]). Daß Theseus aber dieses Opfer auf Delos darbrachte, darf aus seiner Landung auf der Insel bei der Rückkehr geschlossen werden, da er denn das Fest, die Delia, stiftete[45]), das heißt wol nichts anderes, als seitdem wurde die altpelasgische Verbindung mit dem Tempel, welche durch die dorische Besitznahme unterbrochen war, wieder angeknüpft. Ebenso wird diese Verbindung zwischen Delos und dem kretischen Knossos durch den Dienst der Eileithyia bestätigt, der auf Delos uralt und von den Hyperboreern dahin gebracht war, und bei welchem ein Hymnos des Olen gesungen wurde. Derselbe Dienst findet sich aber wiederum in der knossischen Landschaft in der Stadt Amnisos[46]). Nicht minder weisen jene apollinischen Chorgesänge mit Pantomimen begleitet — die Hyporchemata — welche sich unstreitig in dem Geranos, den Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta nach Delos gebracht haben soll, wiederfinden, auf eine Verbindung zwischen beiden Inseln hin[47]).

Hier ist es ferner der Ort, die in Delphi und auf Delos heimische Hyperboreersage und die Theorienverbindung der Hyperboreer mit dem delischen Heiligthume anzuführen. Bei den Hyperboreern war Leto geboren; von dorther kam sie als Wölfin, von Here verfolgt[48]). Auch wird die Freundschaft der Hyperboreer mit den Hellenen, besonders aber mit den Athenäern und Deliern bezeugt[49]). Besonders aber gehört hieher die Erzählung des Herodotos von den Opfergaben, welche die Hyperboreer nach Delos sandten[50]). Herodotos führt aber eine zwiefache Sendung der Hyperboreer nach Delos an. Zuerst wären zwei Jungfrauen Arge und Opis nach Delos gekommen, um der Eileithyia Gelübde darzubringen; mit ihnen wären die beiden Gottheiten — Apollon und Artemis — angekommen. Arge und Opis wurden dann auf Delos verehrt, und dabei ein Hymnos, den der Lykier Olen gedichtet[51]), von den versammelten Weibern gesungen. Von den Deliern ging der Brauch, die Arge und Opis zu besingen, auf die Inselbewohner und die Joner über; bei der Feierlichkeit wurde die Asche von den verbrannten Schenkeln auf das Grab der beiden Jungfrauen gestreut. Nach diesen kamen zwei andere Jungfrauen Hyperoche und Laodike von den Hyperboreern nach Delos und mit ihnen fünf Männer Perpherees, auch Amallophoroi und Ulophoroi*) genannt. Da aber diese Abgesandten nicht wieder nach Hause kamen, so banden die Hyperboreer ihre Opfergaben in Weizenstroh und schickten sie von Volk zu Volk, bis sie nach Delos kamen. Jene Perpherees standen indeß bei den Deliern in großen Ehren, und auf die Gräber der beiden Jungfrauen legten die delischen Mädchen vor ihrer Hochzeit eine mit einer Haarlocke umwundene Spindel, die Jünglinge aber einen mit Haaren umwickelten jungen Schößling. — Der Weg, den diese Opferspendungen nahmen, ging nach Herodotos von den Hyperboreern zur Adria, dann über Dodona, durch Thessalien, Euböa und Tenos; von dort wurden sie dann mit Flöten, Syringen und Kitharn begleitet nach Delos gebracht[52]). — Einen anderen Weg dieser hyperboreischen Theorie führt Pausanias an. Dieser ging über Sinope nach Prasiä in Attika, wo auch Erysichthon, der während einer Theorie starb, sein Grabmal hatte. Die Athenäer aber brachten die Gaben dann nach Delos. —

Diese Erzählungen sind von großer Bedeutung; sie beweisen nämlich zuerst, daß der Ursprung des Apolloncultes am Pontos zu suchen ist und ferner, welchen Weg der pelasgisch-phönikische Völkerzug nahm, der sich über Hellas und weiterhin ausbreitete, so daß auch diese Erzählungen dem Glauben an eine Einwanderung von Ägypten oder dem diesem Lande angrenzenden Phönikien her geradezu entgegen sind. So kamen nach Melanopos' Hymnos die Opis und Hekaerge zuerst nach Achaia, d. h. nach Thessalien; so besang Olen die nach Delos gekommene Hyperboreerin Achaija[53]); so hießen die Festbrode auf Delos ἀχαΐναι*); so lag ein Prasias auch am Pangäos[54]). Auch erzählt Herodotos[55]), daß die thrakischen Weiber der Artemis ihre Opfergaben nie ohne Weizenstroh darbrächten. Hieher gehört auch der heilige Ölbaum auf Delos. Herakles brachte denselben von den Hyperboreern nach Hellas. Daß aber mit Olen, dem Lykier, der übrigens auch ein Hyperboreer genannt wird[56]), der delische Cult zusammenhängt, steht nicht im Widerspruch mit Herodotos Erzählung von dem Wege, den die Opfergaben der Hyperboreer nach Delos nahmen, auch damit nicht, daß Pausanias einen andern Weg über Sinope und Attika anführt, denn Herodotos redet von zwei Sendungen, einer früheren und einer späteren; Apollon aber entführt selbst die Sinope[57]), und ein Fluß Lykos mündete in den Mäotis[58]), weshalb denn auch Leto als Wölfin nach Delos kam.

Wir kommen nun auf die Verbindung zwischen Delos und Attika, welche, wie wir gesehen haben, schon in der Hyperboreersage angedeutet ist; allein die erneuerte Anknüpfung und Unterhaltung des Verkehrs der Athenäer mit dem apollinischen Heiligthume auf Delos, wie denn auch nicht minder mit dem zu Delphi und Knossos auf Kreta, wird auf den Theseus zurückgeführt. Denn seit Theseus Zeitalter blieb die regelmäßige Theorienverbindung mit Delos. Es ist daher begreiflich, wie

Metam. 13, 632 ff. Tzetzes zu Lykophr. 570. Klemens Strom. S. 12, 6 Sylb. 43) Macrob. Saturn. 1, 17. Pherekyd. S. 198. 44) Strab. 14. S. 635. Mäandrios bei Macrob. a. a. O. Plat. Phädon. 2. 3. 45) Plut. Thes. 21. Pausan. 9, 40. 46) Pausan. 1, 18. 47) Schol. Pind. Pyth. 2, 127. Athen. 5, 10. Simonides bei Plut. Sympos. 9, 15. 48) Antigon. Karyst. c. 61. Schol. Apollon. Rhod. 2, 124. Aristot. hist. anim. 6, 35. 49) Hekatäos bei Diodor. 2, 47. 50) Herod. 4, 33 ff. 51) Auch der Kymäer Melanopos besang die Opis und Hekaerge. Pausan. 5, 7. Kallimachos nennt sie Upis, Loxo und Hekaerge. Spanheim zu Kallim. Del. 292. Klem. Protrept. S. 29. Verf. des Axiochos in Bekkers Ausgab. des Platon. 3, 3. S. 515. *) *Porphyr.* de abstinent. 2, 19.

52) *Plut.* de mus. 14. 53) Pausan. 5, 7. *) Nach Semos' Delíaka bei Athen. 3, 74. 54) Herod. 5, 16. 17. 55) Herod. 4, 33. 56) Pausan. 10, 5. 57) Diodor. 4, 72. 58) Herod. 4, 123.

das delische Heiligthum im Verlaufe der Zeit ionisirt werden konnte. Thukydides [59]) versichert, daß schon in alten Zeiten ein großer Zusammenfluß der Joner und der umherwohnenden Inselbewohner auf Delos stattgefunden habe, das heißt, an das delische Heiligthum war die Amphiktyonie der ionischen Bewohner der Kykladen geknüpft, und die Delia waren eine Panegyris der ionischen Inselbewohner [60]). Thukydides führt zum Beweise seiner Angabe den homeridischen Hymnos auf Apollon an, wo es V. 145—150 also heißt:

> Aber, Phöbos, am meisten erfreut dein Herz sich an Delos,
> Wo sich Joner versammeln in lang nachschleppenden Kleidern,
> Mit den Kindern zugleich und ihren würdigen Weibern;
> Sie dann deiner gedenkend erfreun sich am Faustkampf und Tänze
> Und am frohen Gesang, wann sie den Wettkampf geordnet.

Diese Worte beweisen, daß das Heiligthum auf Delos schon ionisirt war. Es kann dies aber unmöglich vor der dorischen Wanderung geschehen seyn, in deren Folge sich erst die Wanderung der Joner und ihre Besitznahme von den Inseln und der Küste Kleinasiens ereignete. War nun der delische Cultus durch die minoische Thalassokratie zu einem hohen Grade von Bedeutung gekommen, so daß sich noch in den troischen Zeiten jener oben genannte Anios auf der Insel als Priesterkönig findet, so ist zu begreifen, wie durch die aus Attika, von wo seit Theseus eine regelmäßige Theorienverbindung bestand, hervorgehende Wanderung der Joner Delos zum religiösen Mittelpunkte der Kykladen — ἑστίη Κυκλάδων [61]) — werden konnte. Als nun aber das delische Heiligthum einmal ionisirt war, so mußte dieser Umstand ohne Zweifel auch eine Veränderung in dem Cult und religiösen Glauben hervorbringen. Und dahin scheint zunächst der Mythos vom Umherschwimmen der Insel zu gehören, der jedenfalls jünger ist als der homeridische Hymnos auf Apollon, der doch schon die ionische Panegyris kennt. Ebenso gehört dahin der Mythos von der Geburt Apollons, sowie der Artemis, auf Delos, der durchaus nicht von den Doriern und bei dem delphischen Heiligthume anerkannt zu seyn scheint. Dahin gehört endlich der mit dem Apolloncult verbundene Artemiscult.

Es kann also keineswegs auffallen, wie Athenä als Metropole des ionischen Stammes die Hüterin des delischen Heiligthums werden und bis in späte Zeiten hinab bleiben konnte. Daher sind denn die verschiedenen Reinigungen der Insel zu erklären. Die Athenäer unternahmen sie, indem sie sich zugleich an die Spitze der Amphiktyonie stellten. Es scheint aber dieses delische Heiligthum während der Zeit, da es von Kreta abhing, durch die minoische Thalassokratie ein so bedeutendes Ansehn erlangt zu haben, daß der Glaube entstand, das Übergewicht zur See hänge mit der Aufsicht über das delische Heiligthum zusammen. So ließ sich denn Athenä von delischen Wahrsagern die Herrschaft über das Meer prophezeien [62]).

Die erste Reinigung nun, von welcher wir wissen, unternahm der Kreter Epimenides noch vor Olymp. 46, 1 [63]); allein diese Bemerkung steht so abgerissen und dürftig da, daß wir Zweck und Zusammenhang dieser Reinigung nicht wol einsehen; es müßte denn seyn, daß sich darin noch ein schwacher Versuch finden ließe, den kretischen Einfluß auf Delos zu erhalten; und daß gerade dieser Versuch gleich darauf den Peisistratos, in dessen Zeitalter sich bei den Athenäern der Gedanke einer Seemacht deutlich zu erkennen gibt, dahin bestimmte, sich an die Spitze der ionisch-delischen Amphiktyonie zu stellen. Die Reinigung, welche Peisistratos vornahm, erstreckte sich jedoch nicht über die ganze Insel; sondern er ließ die Leichname nur in dem Theile derselben, den man von dem Heiligthume aus übersehen konnte, ausgraben und in einer andern Gegend der Insel wieder einscharren [64]). Daher erklärt es sich nun auch, wie Polykrates von Samos, dessen Streben nach Seeherrschaft unverkennbar ist, nach dem Peisistratos, gegen Ende der 63sten oder zu Anfange der 64sten Olympiade, sich mit dem delischen Heiligthume in Verbindung setzen mochte *).

Aber nach Beendigung der persischen Kriege und nach dem Verrathe des Pausanias Olymp. 77, 4, als Athenä's Hegemonie in ganz Hellas anerkannt und ihr das Übergewicht zur See begründet war, bekam auch das delische Heiligthum eine höhere Bedeutung; denn nun wurde dort der Bundesschatz niedergelegt, und in dem Heiligthume wurden die Versamlungen gehalten [65]). Von einer wiederholten Reinigung erfahren wir aber erst Olymp. 88, 3=426 vor Chr. Geb. im Winter des 6. Jahres des peloponnesischen Krieges [66]). Es setzten aber die Athenäer diese Reinigung Olymp. 89, 3=422 vor Chr. Geb. dadurch fort, daß sie die bisherigen Bewohner der Insel unter dem Vorwande, daß ihnen die gehörige Reinigkeit mangelte, vertrieben und athenische Kleruchen an ihre Stelle setzten [67]). Den vertriebenen Deliern gab der Perser Pharnakes zu Adramyttium in Kleinasien Wohnsitze, von wo sie nach Verlauf eines Jahres auf Mahnung des delphischen Orakels von den Athenäern zurückgerufen wurden. Bei dieser Reinigung der Insel wurden indeß alle Leichname und Gebeine auf der ganzen Insel ausgegraben und nach der Insel Rheneia hinübergeschafft, und zugleich wurde festgesetzt, daß hinfort keine Leiche auf der Insel geduldet, und keine Frau dort gebären sollte, sondern daß alle Leichen und schwangere Frauen nach Rheneia gebracht werden sollten. Auch durften keine Hunde mehr auf Delos gehalten werden [68]); ein Verbot, welches wol schwerlich den Hasen und Kaninchen zu Liebe gegeben worden ist, wie es später erklärt wurde, sondern vielmehr in naher Verbindung mit dem Reinigungsprozeß gestanden haben muß. Auch wurde von Olymp. 88, 3 an die alte Panegyris — die Delia — die seit der Niederlegung des

59) Thuk. 3, 104. 60) Strabon 10. S. 485. Pausan. 4, 4. Spanheim zu Kallim. Del. 325. 61) Kallim. Del. 325. 62) Semos der Athen. 8, 3.

63) Plut. conviv. I. cap. 14. 64) Herod. 1, 64. Thukyd. 3, 104. *) Thuk. 3, 104. 65) Thuk. 1, 96. 66) Thuk. 3, 104. Diodor. 12, 58. 67) Thuk. 5, 1. [illegible] 68) Strab. 10. S. 486.

Schatzes auf der Insel verjüngt war, alle fünf Jahre regelmäßig gefeiert, und es wurden damit wieder die Kampfspiele, wie sie in älteren Zeiten bestanden, verbunden und sogar erweitert[69]).

Fragt man nun nach der Ursache dieser großen und durchgreifenden Reinigung der Insel, wobei sogar die bisherigen Bewohner derselben verjagt wurden, so kann dieselbe nur darin gesucht werden, daß sich die Athenäer dadurch, bei ihrer zu der Zeit schwankenden politischen Stellung, in eine engere Verbindung mit dem Heiligthume setzen und einen noch entschiedenern Einfluß auf die bei demselben bestehende Amphiktyonie erlangen wollten. Und dafür zeugt erstlich Diodoros[70]), wenn er sagt, die Athenäer hätten darum die Delier aus ihrem Besitzthume verjagt, weil sie dieselben beschuldigt hätten, sich in eine geheime Verbindung mit den Spartiaten eingelassen zu haben. Ferner scheinen seitdem die Athenäer die delischen Amphiktyonen geradezu ernannt zu haben und zwar vier für jede vierjährige Periode, also für jedes Jahr eine Person[71]). Daß es aber bei dieser von den Athenäern angemaßten Verwaltung des delischen Heiligthums zu Streitigkeiten mit den zum Theil wieder zurückgekehrten Deliern kam, da diese die ihnen von den Athenäern gewaltsam entrissene Verwaltung ihres Tempels nicht verschmerzen konnten, beweist das marmor Sandwicense, nach welchem die Delier Olymp. 101, 1=376 vor Chr. Geb. die athenäischen Amphiktyonen aus dem Tempel warfen und abprügelten, wofür dann jeder der Thäter mit einer Geldbuße von 10000 Drachmen belegt wurde.

Sehen wir nun auf die delischen Feste selbst, so müssen wir durchaus die Theorien der einzelnen Orte von der großen Panegyris, dem in jedem fünften Jahre gefeierten Amphiktyonenfeste, unterscheiden. So ging nämlich alljährlich eine Theorie von Athenä nach Delos, und ihre regelmäßige Absendung wird auf den Theseus zurückgeführt; denn sonst ist dieser athenäischen Theorie ein viel höheres Alter, wie oben gezeigt ist, nicht abzusprechen, da schon Erysichthon auf einer solchen Fahrt gestorben und dann in Prasiä bestattet seyn soll. Die zu dem Feste gesandten Personen hießen aber Theoren*) — θεωροί — oder Deliasten — δηλιασταί —; und das Geld, welches zu diesen heiligen Sendungen vom State bewilligt wurde, hieß Theorikon[72]). Das Schiff endlich, auf welchem die Theoren die Reise machten — Theoris oder Delias — war nach dem Glauben der Athenäer noch dasselbe, auf welchem Theseus bei seiner Rückkehr von Kreta nach Delos gekommen war; denn sie erhielten es bis auf die Zeit des Demetrios Phalereus in der Art, daß sie beständig die daran schadhaft gewordenen Stellen ausbesserten, weshalb das Fahrzeug das Beiwort ἀείζωον — das immer dauernde — erhielt. Daher pflegten die Philosophen dieses Schiff anzuführen, wenn sie vom Wachsthum der Dinge sprachen, da denn einige behaupteten, es sei dasselbe, andere, es sei ein ganz neues Schiff[73]).

Wie hoch sich das Theorikon oder das Reisegeld für die Theoren aus der Statskasse belief, ist nicht mehr auszumitteln. Bei Aristophanes[74]) scheinen zwei Obolen angegeben zu werden, allein das mag nur in einem besonderen Fälle geschehen seyn und keineswegs als Regel gegolten haben. Jedenfalls war es eine Ehre, Theoros zu seyn, und derselbe mußte der Würde seines Stats Genüge leisten[75]). Der Architheoros oder Archetheoros oder Vorsteher der ganzen Theorie bekam, wenigstens bei dem großen Feste, ein Talent, womit er aber den Aufwand, den er machen mußte, gewiß nicht bestritt, wie dies aus der Geschichte des Nikias einleuchtet, der als Architheoros nach Delos ging. Er ließ nämlich von Rheneia nach Delos hinüber eine mit Teppichen, Kränzen, Vergoldungen und Malereien geschmückte Brücke bauen und hielt über diese seinen feierlichen Einzug in den delischen Tempel[76]). Sobald der Priester des Apollon den Hintertheil der Theoris bekränzte, begann die Theorie[77]), und dann opferte der Priester jeden Tag im Delion zu Marathon[78]), sowie auch während der Dauer der Theorie keine Hinrichtungen in Athenä vorgenommen werden durften. Daher wurde des Sokrates Tod noch um 30 Tage hingehalten[79]). Aus der Todesgeschichte des Sokrates erhellt aber nicht blos, daß die Theorie zu dem kleinen Feste unterschieden werden müsse von der zu dem großen, denn Sokrates starb Olymp. 95, 1. das große Fest dagegen fiel auf Olymp. 95, 3.; sondern auch daß die kleine Theorie jährlich nach Delos ging[80]). Das große Fest wurde ohne Zweifel am sechsten und siebenten des Monats Thargelion gefeiert, als an den Geburtstagen der beiden Götter, welches in unsern Mai fällt. So lautete wenigstens die Sage der Delier, Artemis sei am sechsten Thargelion, Apollon am siebenten geboren[81]), weshalb er auch Hebdomagenes oder Hebdomagetos hieß[82]). Ebenso scheint auch das jährliche kleine Fest am sechsten Thargelion begonnen zu haben, an welchem Tage die Athenäer die große Reinigung ihrer Stadt vornahmen.

Die mit dem Feste, wenigstens mit dem großen *), verbundenen Tänze und Kampfspiele wurden ebenfalls zum Theil auf den Theseus, als ihren Stifter und Anordner, bezogen. Denn als derselbe von Kreta zurückkehrte, opferte er nicht blos dem Apollon, sondern er tanzte auch mit seinen Gefährten den hyporchematischen Tanz, Geranos genannt, um den Hornaltar, der, nachdem sich die Tänzer in einen Bogen um den Altar

---

69) Thuk. 3, 104. Pollux 8, 107. 70) Diodor. 12, 73. 71) Nach dem marmor Sandwicense, einer für die delischen Verhältnisse sehr wichtigen Inschrift, die sich auf die vier Jahre von Olymp. 100, 4 bis 101, 3 bezieht. Vergl. Boeckhs Statshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff. *) Daher Apollon zuweilen auch Theorios genannt wurde. Hesych. 72) Hesych. Pollux 8, 114. Schol. Plat. Phäd. 2.

73) Plut. Thes. 23. Callim. Del. 314. 74) Aristoph. Wespen 1183. 75) Demosth. de fals. leg. 76) Plut. Nik. 3. 77) Plut. Phäd. 4. 78) Philochoros in den Schol. Sophokl. Oedip. Kol. 1040. 79) Xenoph. Memorab. 4, 8, 2. Plat. a. a. O. 80) Zu vergleichen die angeführt. Stellen. 81) Diog. Laert. 2, 44. 3, 2. Plut. quaest. gr. 9. Sympos. 8, 1. 82) Proklos zu Plat. Tim. 5. und zu Hesiod op. et dies. p. 168. 169. ed. Heins. *) Thuk. 3, 104.

und an den beiden Enden die Führer — ἡγεμόνες — gestellt hatten, in verwickelten Wendungen und Beugungen nach einem gewissen Takt bestand. Auch möchte man aus Hesychios Worten schließen, daß der Tanz mit Scherz und Posse verbunden war [83]. Bei den Kampfspielen, welche Theseus auf Delos anordnete, ertheilte er den Siegern Palmzweige.

Nicht blos über den Aufwand bei dem großen Feste, sondern überhaupt auch über den Tempelschatz liefert das marmor Sandwicense treffliche Bemerkungen [84]. In dieser Inschrift werden die Rechnungen der athenäischen Amphiktyonen des delischen Tempels aus den Jahren Olymp. 100, 4, bis Olymp. 101, 3. geliefert. Das Eingegangene in dieser Rechnung bezieht sich nur auf die drei ersten Jahre und erwuchs aus eingezogenen Gütern, Strafgeldern, verkauften Pfändern, Pachten und Miethen. Es beläuft sich auf die Summe von 8 Talenten, 4644 Drachmen, 2½ Obolen. Dazu werden Rückstände aus den Städten für vier Jahre angegeben auf 12 Talente, 4246 Drachmen, 3 Obolen; ferner Rückstände von Privatleuten außer dem, was in der Inschrift verlöscht ist, 3855 Drachmen. Die Ausgabe aber zu dem in jener Zeit gehaltenen großen Feste belief sich auf 4 Talente, 43 Drachmen. Boeckh schließt aus diesen Angaben, daß sich das Capital des Tempelschatzes auf etwa 40 Talente anschlagen lasse — mithin, da attische Talente zu verstehen sind, 55000 Rthl. Conventions-Geld.

Wenden wir uns jetzt zu den der Insel beigelegten Namen, so verdient keiner derselben einer frühern Erwähnung als der Name Ortygia. Es wird dieser Name der Insel bald ohne alle Erläuterung beigelegt [85], bald mit derselben. Von diesen Erklärungen wird hier also zunächst die Rede seyn müssen. Phanodemos [86] leitet den Namen von den Scharen von Wachteln — ὄρτυγες — her, die auf Delos zuerst gesehen wären, und dieser Erklärung treten dann viele Schriftsteller der Alten bei [87]. Eine zweite Erklärung des Namens ging dahin, daß Asteria, die Schwester der Leto, als sie vom Zeus geliebt und verfolgt wurde, in eine Wachtel verwandelt worden sei [88]. Endlich behauptete Phanodikos (in den Deliaka) und Nikandros (in den Ätolika), daß nach einer Ortygia in Ätolien auf dem Berge Chalkis, Delos diesen Namen erhalten habe [89]; auch hätten alle anderen Ortygien von jener ätolischen den Namen entlehnt, und zugleich wird der Sage von der Asteria mit Bestimmtheit widersprochen. — Es [illegible] aber der Name Ortygia überhaupt vier Orten beigelegt: 1) einem Orte auf dem ätolischen Berge Chalkis, [illegible] nem Haine bei Ephesos, 3) der Insel Delos, 4) der [illegible] nen syrakusischen Insel. Was nun die Insel Delos betrifft, so finden sich unzweifelhafte Spuren der Trennung des Namens Ortygia von Delos. Es heißt nämlich [illegible] dem orphischen Hymnos auf Leto [90], dieselbe habe [illegible] Phöbos auf Delos, die Artemis aber in Ortygia geboren. Dasselbe findet sich im homerischen Hymnos auf Apollon V. 16.; überhaupt weiß dieser Hymnos nur von Apollons Geburt auf Delos V. 119. Wiederum finden wir beim Ariston [91], der im ersten Jahrhundert vor Christi Geb. lebte, Artemis sei in Ortygia bei Ephesos, Apollon auf Delos geboren. Unter Tiberius Regierung behaupteten aber die Ephesier sogar, beide Götter wären in ihrer Ortygia geboren [92]. — Wir sehen hieraus, wie die Sage allmälig verpflanzt und erweitert wurde, und dieses Verfahren finden wir hauptsächlich bei dem [illegible]schen Volksstamm; der dorische hielt fester am Alten und Hergebrachten. Es ist aber der Name Ortygia in [illegible] hellenischen Mythen eng verwebt mit dem Artemis[illegible] daher wird auch in dem orphischen und homerischen Hymnos die Geburt der Artemis nach Ortygia [illegible] und Odyss. 5, 123. tödtet Artemis den Orion in Ortygia. Daraus können wir folgern, daß damals, als das [illegible]ligthum zu Delos ionisirt wurde, und als die Geburt [illegible] hyperboreischen Apollon, wie oben gezeigt ist, [illegible] Joner an Delos geknüpft wurde, noch nicht [illegible] Artemiscult auf Delos die Rede war, sondern daß [illegible] Gottheiten getrennt und ohne alle Verbindung unter einander verehrt wurden.

Es bleibt nun noch übrig, eine Untersuchung über jene viel besprochene Stelle — Odyss. 15, 402. — folgen zu lassen, wo es heißt:

> Eines der Meereiland' heißt Syria, wenn du es kennst,
> Über Ortygia hin, wo sind die Wenden der Sonne.

J. H. Voß behauptet [93], daß die Geschichte nur eine Ortygia kenne, nämlich die kleine Insel, hinter welcher die Korinthier Syrakusä erbaueten, obgleich spätere Priestersage den Namen nach Delos und Ephesos [illegible] und er glaubt daher, diese syrakusische Ortygia sei in dieser Stelle und Odyss. 5, 123. gemeint, wie überhaupt in den übrigen angeführten Stellen. Dieser Ansicht Voßens läßt sich dadurch schon begegnen, daß unmöglich [illegible] der Odyssee schon der erst Olymp. 11, 2. oder auch wie K. O. Müller will, Olymp. 5, 3. gegründeten Syrakus gedacht seyn könne, oder man müßte denn, wieder ohne Grund, annehmen, daß die syrakusische Insel schon vor der korinthischen Ansiedlung den Namen Ortygia führte, da doch offenbar der Dienst der Artemis und zugleich der Name Ortygia mit den peloponnesischen Colonisten [illegible]getragen wurde. Es ist nämlich nach Pindaros (Olymp. 6 zu Anfg.) nicht zu bezweifeln, daß auch Bewohner [illegible]

---

83) Plut. Thes. 21. Pollux 4, 14, 101. Hesych. unter Δηλιον κιναξ [illegible]. Dazu aber auch Schol. Kallim. Del. 321. 84) Böckh's Inscript. T. 1. p. 124. Staatshaushalt. Thl. 2. S. 214 ff. 85) So Strab. 10. S. 486. Eustath. zu Dionys. 525. Virg. Än. 3, 124. Hesych. s. v. 86) Athen. 9, 47. 87) Eustath. Odyss. 5, 123. 6, 162. Isidor. origg. 14, 6. Solinus. 88) So Schol. Apoll. Rhod. 1, 308. Eustath. Odyss. 5, 123. Tzetzes zu Lykoph. 401. Lutat. zu Stat. Theb. 4, 796. Hygin. 53. Antonin. Itinerar. S. 527. Schol. Kallim. Apoll. 59. Aber Servius zu Än. 3, 72 sagt bloß: post partum Latonae — Ortygia dicta est, quae ante Delos nominabatur et postea Delos. Dagegen wieder Schol. Pindar. [illegible] Πυθίων: [illegible] Ἄρτεμιν καὶ Ἀπόλλωνα ἐν Δήλῳ [illegible] τῇ πρότερον Ὀρτυγίᾳ καλουμένῃ. 89) Schol. Apollon. Rhod. 1, 419.

90) Ausgabe von Gesner S. 228. 91) Schol. Pind. Nem. 1, 1. 92) Tac. ann. 3, 61. 93) Alte Weltkunde in den kritischen Blättern. Thl. 2. S. 295. Dazu „über Ortygia" im teutschen Museum. 1780. 4. Stück. S. 302.

Pisa an der korinthischen Colonie, die unter Archias Führung nach Sikelien ging, Theil nahmen; und aus den Scholien zu jener Stelle ersehen wir, daß auch Jamiden, eine berühmte Priesterfamilie in Elis, die dann auch in Unteritalien angetroffen wird [94]), bei dieser Ansiedlung zugegen waren. Was ist also natürlicher, als daß durch diese Colonie und namentlich durch die sie begleitenden Jamiden der Dienst der Artemis Alpheion nach Sikelien und zunächst nach Syrakusä kam. So entstand die Sage, daß der Alpheios in der Quelle Arethusa wieder erscheine. Wurden nun aber auf die Artemis Alpheion Symbole und Mythen übertragen, die ursprünglich einem andern Artemiscult angehörten, so konnte Pindaros freilich sagen [95]):

> Heilige Ruhe des Alpheios, der ruhmvollen Syrakusä Sproß,
> Ortygia, Lager der Artemis, Delos Schwester.

Lukianos [96]) ging aber noch weiter und sagte, Delos sei von Sicilien losgerissen.

Es ist wol jetzt nach Müllers Untersuchungen als erwiesen anzunehmen, daß die Artemisdienste von Ephesos, Delos und Ätolien, so wie der Cult der Artemis Alpheion nichts als den Namen der Göttin mit einander gemein hatten, und daß erst im Verlaufe der Zeit von einem Cultus auf den anderen Übertragungen statt fanden. Daher entstanden die vielen Attribute der Göttin [97]). Wir glauben also auch nicht zu viel gewagt zu haben, wenn wir oben annahmen, daß die Verbindung des Artemisdienstes mit dem des Apollon auf Delos erst nach der Ionisirung des delischen Heiligthums entstand, und daß damit zugleich der Name Ortygia auf die Insel übertragen wurde. Von woher konnte nun aber diese Übertragung des Namens kommen? Von der syrakusischen Ortygia gewiß nicht, denn dort entstand der Name ohne Zweifel viel später als auf Delos. Es bleibt also nur die ätolische und die ephesische Ortygia übrig. Für die Abstammung von der ätolischen Ortygia haben wir zwei namhafte Zeugen, den Phanodikos und Nikandros; für die ephesische Ortygia spricht der Connex der Ioner beim Heiligthum zu Delos, und diese Ansicht findet sich im V. Theile der Encyklopädie S. 444. ausgesprochen. Indessen scheint diese Meinung nicht mit gehörigen Gründen gestützt werden zu können. Denn da die Artemis im delischen Cult auch als hyperboreische Eileithyia erscheint, — auch die hyperboreischen Jungfrauen Opis und Arge kommen nach Delos, um der Eileithyia Gelübde darzubringen, — so könnte der Dienst dieser Gottheit sich wol auch über Ätolien verbreitet haben. Erinnern wir uns nun der hyperboreischen Opfersendungen über Dodona, so wird der Zusammenhang noch wahrscheinlicher. Auch spricht gegen die ephesische Ableitung, daß die Ioner bei ihrer Ankunft in Asien zu Ephesos eine uralte weibliche Naturgottheit vorfanden, die der nachherigen delischen Göttin durchaus ferne steht, und auch hinfort immer durch den Beinamen der Ephesischen unterschieden wird. Daher wird man bei dem Dunkel, in welches die Entstehung dieses Mythos überhaupt gehüllt ist, wol nicht Unrecht thun, wenn man dem Phanodikos und Nikandros folgend annimt, daß sich der Name Ortygia von jener Ortygia, die auf dem ätolischen Berge Chalkis lag, sowol nach Delos, als nach Ephesos verpflanzte; ja daß Delos wol gar das Mittelglied zu der Übertragung nach Ephesos ward. Der Glaube an die Geburt der Göttin auf Delos entstand dann auf gleiche Weise, als der an Apollons Geburt auf der heiligen Insel, und die Göttin mußte nun sogar noch um einen Tag eher geboren werden als der Gott, um sogleich als Eileithyia der Leto bei Apollons Geburt Hilfe zu leisten. Wir dürfen daher nicht zweifeln, daß in dem orphischen, so wie in dem homeridischen Hymnos unter Ortygia jene ätolische gemeint sei, denn auf die syrakusische Insel kann es sicherlich nicht bezogen werden. Auch zweifeln wir ebenso wenig, daß in der Odyssee (5, 123.) unter Ortygia die auf dem Berge Chalkis zu verstehen sei, denn nur dort konnte Orion, der Held des nahe gelegenen Böotiens, von der Artemis getödtet werden. Auch nehmen wir wirklich eine Spur der Verbreitung des Dienstes der ätolischen Artemis gegen Osten hin wahr, denn zu Naupaktos wurde sie verehrt [98]). Wir können daher nicht umhin, auch in der zweiten Stelle (Odyssee 15, 402.) Ortygia für jene ätolische zu nehmen; denn daß es in dieser Stelle Delos nicht seyn könne, welches auch Odyss. 6, 162. vorkommt, gestand Voß richtig ein. Verstehen wir die ätolische Ortygia darunter, so hat die Stelle keine Schwierigkeit mehr; denn der Berg Chalkis liegt von Ithaka aus hinter der Niederung Dulichion gerade im Aufgange der Sonne, und in der geradesten Linie über den Chalkis hinaus findet sich die Insel Syros. Eumäos will daher dem Odysseus mit dem Zusatz Ὀρτυγίης καθύπερθεν — über Ortygia hin — nur die Himmelsgegend bezeichnen, in welcher die Insel Syros zu suchen sei. So braucht man auch die Worte ὅθι τροπαὶ ἠελίοιο nicht mehr, wie es so häufig geschehen ist, z. B. von Bochart, auf Syros zu beziehen, sondern wie es sich am natürlichsten gibt, auf Ortygia, das heißt auf den Berg Chalkis.

Die Namen Skythias und Asteria, welche der Insel beigelegt werden, scheinen nicht minder den hyperboreischen Ursprung des delischen Cultus zu verrathen. Die Erklärungen, welche wir von dem letzteren dieser Namen bei den Alten, besonders bei den Scholiasten, finden, sind übrigens ebenso wunderlich, als die bei Ortygia angeführten. So wird der Name von der Gestalt der Insel abgeleitet [99]), welches doch schon darum völlig unannehmbar ist, da die Gestalt der Insel auch nicht die mindeste Ähnlichkeit mit einem Sterne hat. Andere bezogen den Namen auf die Titanide Asteria und ihre Verwandlung in eine Wachtel, wie schon oben angeführt ist [100]). Solche Erklärungen gehörten ohne Zweifel einer spätern Zeit an. Dagegen findet sich eine andere Überlieferung, nach welcher der Name Delos an

94) Herod. 5, 44. 45. 95) Pind. Nem. 1, 1. 96) Lucian. Dial. mar. 10. 97) Vergl. hierüber auch den V. Thl. der Encyklopädie unter Artemis.

98) Pausan. 10, 38. 99) Schol. Apollon. Rhod. 1, 307. 100) Zu den Anm. 88. angeführten Stellen noch: Apollod. 1, 4, 3. Kallim. Del. 37.

die kykladische Insel Asteria oder Asterios geknüpft wird. Leto kam nach der Insel Asteria und gebar dort die Artemis und den Apollon [1]). Auch Kreta hieß einst Asteria [2]); und Önomaos von Gadara führt aus einem Orakel einer Weissagerin Asteria an, daß die Bewohner und Priester auf Delos von den Hyperboreern gekommen wären [3]). Sehr auffallend erscheint hier eine Weissagerin Asteria in Verbindung mit dem Orakel von der hyperboreischen Herkunft delischer Priester. Aus diesem allen läßt sich schließen, daß die Insel vor der Besitznahme des Heiligthums durch die Ioner noch unter dem Namen Asteria anerkannt wird, seitdem aber, und als der Glaube an die Geburt Apollons auf Delos bei den Ionern aufkam, wurde die Insel allgemein Delos genannt. Damit ist nun die Entstehung und die Bedeutung des Namens gefunden, der, so wie die anderen Namen der Insel, später dadurch sehr nüchtern erklärt wurde, daß das delische Orakel das, was Menschen zu finden nicht vermöchten, deutlich machte [4]), oder weil die Insel aus dem Meere aufgetaucht sei und sichtbar geworden wäre [5]). Aber auch Stephanos wußte recht wol, daß die Insel den Namen Delos seit der ionischen Wanderung führte, als der Glaube an die Geburt des Apollon auf derselben angenommen wurde [6]). Deshalb kannte auch schon Homeros den Namen Delos [7]). — Den Namen Kynäthos von dem Feuer der Jagdhunde ableiten zu wollen, muß darum schon Widerspruch erregen, weil nicht einmal Hunde auf der Insel geduldet wurden. Wahrscheinlich bezieht sich dieser Name, wie jener Pyrpile oder Pyrpole auf den Apollon als Sonnengott. Der Name Kynthos scheint aber nur durch Verkürzung aus Kynäthos entstanden zu seyn.

Politische Verhältnisse der Insel. Daß Delos um die Zeit des troischen Krieges noch unter Priesterherrschaft stand, scheint aus den Verhältnissen des schon oben erwähnten Anios zu erhellen. Ganz ohne historischen Grund und Boden ist dieser Priesterkönig gewiß nicht, wenn man auch einräumen muß, daß durch die kyprischen Gedichte vieles auf ihn übertragen und in seiner Geschichte ausgeschmückt wurde [8]). Dahin gehört die Mythe, nach welcher seine drei Töchter Öno, Spermo und Elais vom Dionysos die Kraft erhielten, alles was sie berührten, in Wein, Getreide und Öl zu verwandeln [9]). Es mag seyn, daß damit nur der Wohlstand und die Blüthe der Insel in jenem Zeitalter bezeichnet werden sollte. Agamemnon wollte daher diese Jungfrauen holen lassen, damit sie sein Heer verproviantirten, aber vom Dionysos in Tauben verwandelt entflohn sie seinen Gesandten. — Wie sich darauf Peisistratos und wiederum Polykrates der Insel zu bemächtigen suchten, haben wir oben gesehen. Allein bis in die Zeit der Perserkriege übten die Athenäer sicherlich noch keinen entschiedenen Einfluß über die Insel aus, denn sonst möchten wol die Perser, ungeachtet der Heiligkeit des Tempels [10]), welche die Insel freilich öfters gegen feindliche Überfälle schützte, derselben nicht so sehr geschont haben. Denn als die Perser Datis und Artaphernes gegen Athenä und Eretria zu Felde zogen, so flüchteten die Delier nach der Insel Tenos. Datis aber ließ bei seiner Ankunft vor Delos seine Flotte nur bei Rheneia vor Anker gehn und sandte einen Herold an die geflüchteten Delier, sie zurückzurufen nach ihrer Insel, denn er habe von seinem Könige Befehl, dem Lande, wo die beiden Götter geboren wären, kein Leid zuzufügen. Darauf verbrannte er auf dem Altare 300 Pfund Weihrauch zu Ehren der Götter [11]). Gleicherweise schickte Xerxes bei seinem Feldzuge gegen Hellas den Gobryas ab, um die Insel zu schützen [12]), während er die den Athenäern gehörigen Heiligthümer von Grund aus vernichtete. Auf den Zeitraum seit Peisistratos und während der Perserkriege bezieht sich daher wahrscheinlich, was Thukydides [13]) unter den Ereignissen versteht, wegen welcher die Kampfspiele, und was dahin gehörte, in Vergessenheit gerathen wären. Als aber die Athenäer nach dem Kriege mit dem Xerxes die Hegemonie in Hellas und die Herrschaft zur See erlangten, so waren sie genöthigt, die Kykladen zu behaupten, wenn sie sich ihr Übergewicht zur See sichern wollten [14]), und es mußte ihnen sehr daran liegen, das delische Heiligthum selbst als Mittelpunkt ihrer Symmachie in ihre Gewalt zu bringen, so wie die Spartiaten durch das delphische Heiligthum die ihrige zu sanctioniren suchten. Deshalb wurde auch, auf Aristeides Vorschlag, der Bundesschatz beim delischen Tempel niedergelegt, und dort die Versamlung der Deputirten gehalten; allein die Athenäer ernannten die Hellenotamiä oder Schatzmeister [15]), und vielleicht auch schon in dieser Zeit die Amphiktyonen bei dem Tempel. Es erregte daher bald Unzufriedenheit unter den Bundesgenossen, als der Bundesschatz nach Athenä verlegt wurde, ein Verfahren, welches auch von Aristeides als ungerecht gemißbilligt, aber doch für nützlich erklärt wurde. Ungewiß ist das Jahr, in welchem es geschah, ob in der 78. oder 79. Olympiade; ungewiß, wer die Verlegung veranlaßte, ob Perikles oder die Samier [16]). Unstreitig wurde der Unwille durch Perikles Verschwendung gesteigert. Zugleich sank auch von da an die Bedeutung des Heiligthums. Völlige Besitznahme von der Insel setzt indeß die große Reinigung derselben durch die Athenäer Olymp. 88, 3 = 426 vor Chr. Geb. voraus, und es wird diese Ansicht dadurch bestätigt, daß die Athenäer im zehnten Jahre des pelo-

1) Etymol. magn. s. v. Δῆλος. Schol. Il. 1, 9. Menekrates in den Lykischen Geschichten bei Anton. Liberal. 5. 2) Hesych. unter Ἀστερίη. 3) Euseb. praep. evang. 5, 28. Οἰκητὰς Δήλοιο θυώδεος ἠδ' ἱερῆας. 4) Steph. Byz. unter Δῆλος. 5) Plin. N. G. 2, 89. Pind. Olym. 5. Isidor. origg. 14, 6. Servius Än. 3, 72. Eustath. Dionys. 525. Hygin. 140. u. a. m. 6) Steph. Byz. a. a. O. ἡ παρὰ τὰς γονάς — ἱερὸν γὰρ Δῆλος τοῦ Ἀπόλλωνος, τοῦ θεοῦ πρῶτον ἐν αὐτῇ γενομένου. 7) Odyss. 6, 162. 8) Diodor. 5, 62. Dionys. Halik. 1, 50. 59. 9) Pherekyd. S. 200. Tzetz. Lykophr. 570. Ovid. Metam. 13, 623 ff. Servius Än. 3, 80. Diktys Cret. 1, 23.

10) Cicer. Verr. 1, 18. Liv. 44, 29. 11) Herod. 6, 97. 12) Vers. des Axiochos in Bekkers Plat. T. 3. S. 515. 13) Thuk. 3, 104. ὑπὸ ξυμφορῶν. 14) Darüber spricht schon Aristeides Panathen. aus T. 1. p. 96. ed. Jebb. 15) Thukyd. 1, 96. Diodor. 11, 47. Plut. Arist. 24. 16) Plut. Arist. 25. Perikl. 12. Diodor. 12, 38.

ponnesischen Krieges Olymp. 89,3 = 422 vor Chr. Geb. die Delier von der Insel vertrieben [17]). Den flüchtigen Deliern gab damals der Perser Pharnakes Wohnsitze zu Adramyttion in Kleinasien, von wo sie aber schon nach Verlauf eines Jahres auf Mahnung des delphischen Orakels von den Athenäern in ihre Heimath zurückgerufen wurden [18]); doch mögen sie erst im zweiten Jahre zurückgekehrt seyn, und auf diese Weise mag Diodoros mit Thukydides zu vereinigen seyn. Allein nicht alle Vertriebenen kehrten wieder in ihr Vaterland zurück; ein guter Theil von ihnen war von dem Perser Arsakes verlockt und meuchlerisch niedergemacht worden [19]). So konnten denn wol die nach Delos geführten athenäischen Kleruchen auf der Insel neben den zurückgekehrten alten Einwohnern bleiben, und auf jene Athenäer bezieht sich daher der in einer Inschrift bei Gruter vorkommende Ausdruck: ὁ δῆμος Ἀθηναίων τῶν ἐν Δήλῳ. Durch diese Kleruchen behaupteten die Athenäer unstreitig ihren Einfluß auf das Heiligthum und ihr politisches Übergewicht über die Insel. Behielt also auch die Insel ihre eigene und zwar demokratische Verfassung — es kommen nämlich in verschiedenen Inschriften bald das Volk, bald Volk und Rath vor, und das Volk faßt Beschlüsse auf ein Probuleuma des Rathes; auch werden jährlich wechselnde delische Archonten genannt — so mußten doch alle Beschlüsse in Athenä bestätigt werden, und damit ist die Herrschaft der Athenäer über die Insel genügend beurkundet [20]). Ein Mißverhältniß zwischen den alten delischen Einwohnern und den Athenäern und eine Sehnsucht nach Unabhängigkeit blieb übrigens noch lange bei den ersteren. Zuerst äußert sich dies am Ende des peloponnesischen Krieges, d. i. am Ende der 93. Olympiade, in dem Gesuche der Delier bei dem spartiatischen Könige Pausanias, des Pleistoanax Sohn, um Zurückgabe ihres Heiligthums, also um Freiheit von der athenäischen Herrschaft. Nach der Erzählung bei Plutarchos [21]) zu schließen, mögen sich die athenäischen Kleruchen auf Delos an dem bei dem Tempel aufgestellten Gesetze, daß auf der Insel niemand bestattet werden und keine Frau gebären dürfe, vergangen haben, denn darauf legten die Delier ein besonderes Gewicht. Pausanias handelte dabei sehr wenig statsklug, wenn er die Delier mit der schnöden Bemerkung zurückwies: wie kann doch das euer Vaterland seyn, wo weder jemand von euch geboren ist, noch nach seinem Tode bestattet wird. — Einen zweiten Beweis für den Unwillen der Delier auf die Athenäer finden wir in dem schon oben angeführten, da in der Olymp. 100 die Delier die athenäischen Amphiktyonen aus dem Tempel warfen. Ein dritter Fall bietet sich uns in der 107. oder 108. Olympiade dar. Die Delier führten nämlich Klage gegen die Athenäer bei den pyläischen Amphiktyonen und suchten ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Bei diesem Streite sprach Hyperides in seiner sogenannten delischen Rede für die Athenäer [22]). Die Rede des Hyperides war sehr wichtig für die älteste Geschichte von Delos, denn daraus suchte er zu beweisen, daß die Athenäer ein Recht an dem Tempel hätten.

In dem Zeitalter des Alexandros hatte die Insel ihre Verfassung noch, welches daraus zu schließen ist, daß Aristoteles in seinem Werke über die Statsverfassungen auch die delische darstellte [23]). Allein unter den Athenäern muß Delos in jener Zeit noch immer gestanden haben, denn in dem ersten Kriege, den die Römer mit dem Könige von Makedonien führten, hatte dieser es ihnen entrissen, und sie erhielten es nebst Paros, Imbros und Skyros, Olymp. 145,3 = 198 vor Chr. von den Römern wieder zurück [24]). Auch im zweiten makedonischen Kriege entriß der König Perseus die Insel den Athenäern, und sie empfingen sie zum zweitenmal von den Römern zurück [25]), Olymp. 153,2 = 167 vor Chr. Geb. Ob nun die Delier noch immer im Andenken an die verlorene Freiheit während dieser Kriege den Makedoniern die Hände geboten und an den Athenäern Frevel verübt hatten, wird zwar nicht ausdrücklich erzählt, allein folgern möchte man es aus einem Fragment des Polybios [26]). Die Delier waren nämlich zum zweitenmal von ihrer Insel vertrieben und hatten sich mit ihrer Habe zu den Achäern geflüchtet. Von diesen waren sie nicht blos aufgenommen, sondern sie hatten auch das achäische Bürgerrecht erhalten. Olymp. 155,2 = 159 vor Chr. Geb. fingen nun die Delier einen Rechtsstreit mit den Athenäern an vermöge des Tractats, welcher zwischen dem achäischen Bunde und den Athenäern bestand, daß bei Rechtssachen zwischen Bürgern dieser beiden Staten eine Appellation von dem einen Stat an den andern statt finden sollte; und somit verlangten jetzt die Delier als achäische Bürger nach achäischem Rechte gerichtet zu werden [27]). Die Athenäer aber verweigerten den Deliern diese Foderung, und deshalb suchten diese bei dem achäischen Bunde um die Erlaubniß nach, gegen die Athenäer Repressalien gebrauchen zu dürfen, — wahrscheinlich foderten sie also Kaperbriefe; denn man möchte glauben, daß die Delier auf Erstattung des Werthes ihrer liegenden Gründe auf der Insel gegen die Athenäer klagten. Es kam also nun zu einer Streitsache beider Parteien vor dem römischen Senat, und dieser entschied dahin, daß er alles, was von den Achäern in Sachen der Delier nach ihren Gesetzen geschehen wäre, bestätige. In dem Fragmente des Polybios ist zwar über den Erfolg des Prozesses nichts bemerkt, jedoch scheint in dem Ausspruche des Senats zu liegen, daß die Delier ihren Zweck erreichten. Daß die Delier jemals wieder in ihr Vaterland zurückgekehrt sind, bezeugt kein Dokument des Alterthums. Es müssen daher alle Inschriften, welche das Volk und den Rath der

17) Vergl. oben Anmerk. 65, 66, 67. 18) Thukyd. 5, 32. Diodor. 12, 77. 19) Thuk. 8, 108. 20) Vergl. Corsini fasti. Thl. 1. S. 370 ff. Thl. 2. S. 436 ff. Reinesius 4, 67. 7, 23 ff. Besonders gehört hieher das marmor Sandwicense bei Böckh, wovon schon oben geredet ist. 21) Plut. lacon. Apophthegm.

22) Phot. S. 1482. Schott. Demosthen. von d. Krone. S. 271. Reiske. Leben d. zehn Redner bei Plut. 6. Apollonios Leben des Äschines. Bekkersche Ausg. 3. S. 247. 23) Athen. 7, 47. 24) Liv. 33, 30. 25) Polyb. 30, 18. 26) Polyb. 32, 17. und Freinsh. Supplem. des Livius 46, 3. 27) So muß man die Worte: ἐβούλοντο τὸ δίκαιον ἐκλαβεῖν παρὰ τῶν Ἀθηναίων κατὰ τὸ πρὸς τοὺς Ἀχαιοὺς σύμβολον, verstehen.

Delier nennen, in eine frühere Periode gehören. Übrigens war aber auch die Herrschaft der Athenäer über die Insel seit der Zeit, da die Römer anfingen, sich in die inneren Angelegenheiten von Hellas zu mischen, unstreitig sehr beschränkt. So beschwerten sich Olymp. 153,4 die Rhodier bei den Römern, sie beschränkten ihnen ihre Einkünfte dadurch, daß sie Delos für einen Freihafen erklärt hätten [28]). In diese spätere Zeit mögen daher die Inschriften gesetzt werden, in denen es heißt: *Ἀθηναῖοι κατοικοῦντες*, und *ἀγορανομήσαντες ἐν Δήλῳ*; so wie *θεοῖς ὑπὲρ τοῦ δήμου τῶν Ἀθηναίων καὶ τοῦ δήμου τῶν Ῥωμαίων* [29]). Übrigens stand auch in dieser Zeit des Verfalls von Hellas das delische Heiligthum noch immer in hoher Achtung. Das beweisen vornehmlich die Verschönerungen des Tempels durch die asiatischen Fürsten, den König Antiochos Epiphanes von Syrien, Nikomedes Philopator von Bithynien und Mithridates Eupator von Pontos [30]). Dieses Ansehn des Tempels und der Zusammenfluß von Menschen bei demselben mochte schon längst Handelsleute nach Delos gezogen haben, — wenigstens ersehen wir aus einer Inschrift bei Spon und Wheler, daß die tyrischen Kaufleute, welche sich auf Delos niedergelassen hatten, bei den Athenäern um die Erlaubniß anhielten, dem tyrischen Herakles einen Tempel zu bauen. Seitdem der Ort aber durch die Römer ein Freihafen ward, mag dieser Handel noch lebhafter geworden seyn. Aber entscheidend wirkte die Zerstörung von Korinthos, Olymp. 158,3 = 146 vor Chr. Geb., auf den delischen Handelsverkehr ein. Es sammelten sich nämlich die flüchtigen Überbleibsel der korinthischen Bürger unter dem Schutze des Heiligthumes auf Delos und trugen ihre Industrie und ihren Handelsbetrieb nach der heiligen Insel. Hingezogen wurden sie aber unstreitig auch durch die Vorzüge des Hafens und die bequeme Lage desselben zum Stapelplatze für den Handel von Italien und Hellas nach Asien. Die selbst so tief gesunkene, sonst stets eifersüchtige Athenä konnte indeß dem Aufblühn dieser neuen Niederlassung kein Hinderniß in den Weg legen. Die Handelsverbindungen auf Delos wuchsen seitdem schnell heran, und vorzüglich wurde es der Hauptmarkt für den Sklavenhandel. Denn da die Seeräuberei in jener Zeit täglich zunahm, in Rom aber seit der Zerstörung von Korinthos und Carthago die Schwelgerei immermehr einriß, so konnten um das Jahr 100 vor Chr. Geb. an einem Tage 10000 Sklaven auf Delos abgesetzt werden. Daher in Beziehung auf den dortigen Handel das Sprichwort entstand: Lande, Kaufmann, lade aus, du wirst alles absetzen. Strabon nennt Delos deshalb *τὸ ἐμπορεῖον μέγα καὶ πολυχρήματον* [31]). Diese Blüthe der Insel dauerte indeß nur bis zum ersten mithridatischen Kriege (88 bis 84 vor Chr. Geb.). Beim Ausbruche desselben schickte Athenion, welcher sich, gestützt auf die Streitkräfte des Mithridates, zum Tyrannen in Athenä aufwarf und dem Sulla erlag, den Apollikon nach Delos, um sich des Tempelschatzes zu bemächtigen. Apollikon wurde aber von dem römischen Prätor Orbius an der Küste der Insel überfallen und 600 der Seinigen wurden niedergemacht, 400 gefangen genommen [32]). Allein Delos gewann durch diese That des Römers nur eine kurze Frist seiner Erhaltung. Denn bald darauf, ungewiß ob aus eigenem Übermuth oder auf Befehl seines Königs, der selbst zur Verschönerung und Verherrlichung des Tempels beigetragen hatte, überfiel der pontische Feldherr Menophanes die Insel, hieb die Fremden gleichwie die Delier nieder, plünderte die Tempel aus, verkaufte Weiber und Kinder zu Sklaven und machte die Stadt dem Boden gleich [33]). Die Römer besetzten die Insel zwar nach dem Abzuge des mithridatischen Heeres wieder, aber Strabon versichert, daß sie bis auf seine Zeit in dürftigem Zustande geblieben sei; und dieser Versicherung widerspricht nicht, was wir von der Ausplünderung derselben durch Dolabella, 20 Jahre nach dem Überfalle des Menophanes, bei Cicero [34]) lesen, denn sie bezog sich nur auf Statuen, und diese mögen, wenn das Material die Räuber nicht reizte, so wie die Tempel unverletzt geblieben seyn. Übrigens gehörte Delos, nach Strabon, auch zu der Zeit den Athenäern. In dieser traurigen Lage scheint die Insel aber während des ganzen ersten Jahrhunderts nach Christus Geb. geblieben zu seyn, und auf diesen Zeitraum beziehen sich daher drei Epigramme der Anthologie [35]), wenn in es unter anderem heißt: *τίς νιν ἐώλπει ... ον Δῆλον ἐρημοτέρην*. Es wollte deswegen der Imperator Hadrianus der Insel durch eine athenäische Colonie wieder aufhelfen. Diese neue Stadt wurde in der Nähe der alten angelegt und vom Hadrianus selbst Olympieion, von den Athenäern die neue adrianische Athenä genannt, wie dies der Historiker Phlegon in seinen Olympiaden erzählte [36]). Es mag damals wol wenig von der alten Stadt und der früheren Herrlichkeit der Insel übrig gewesen seyn, wie sich dies auch aus der angeführten Stelle Cicero's schließen läßt; aber auch die neue Ansiedlung führte die Insel nicht wieder zu der alten Blüthe zurück, denn Pausanias sagt: Delos ist, wenn man die ausnimt, welche von den Athenäern kommen, um das Heiligthum zu bewahren, was die Delier anbetrifft, von Einwohnern entblößt [37]). Es konnte denn Tertullianus [38]) von Delos sagen: *Delos nulla jam dicitur.* Und ebenso heißt es in den sibyllinischen Orakelsprüchen [39]) und in dem Synekdemos des Hierokles [40]): *Δῆλος ἄδηλος.*

Schriftsteller über Delos. Es läßt sich erwarten, daß ein Ort von so hoher Bedeutung in religiöser und politischer Beziehung, als Delos unter den

28) Polyb. 31, 7. 29) Bei Gruter 36 u. 181, und bei Reinesius. 30) Polyb. 26, 10. und verschiedene Inschriften bei Spon, Wheler u. Tournefort. 31) Strab. 10. S. 486. 14. S. 668.

32) Athen. 5, 53. Plut. Sulla 12 ff. Appian. Mithrid. [illegible] 33) Paus. 3, 33. Appianos nennt den Feldherrn Metrophanes, und schreibt die Unterjochung der Kykladen überhaupt dem Archelaos zu, welches sich mit Pausanias' Bericht vereinigen läßt, indem Archelaos den Oberbefehl führte. Strabon schreibt daher, die Feldherrn des Mithridates hätten die Insel verwüstet. 34) Cic. in Verr. act. 2, 1, 17. 18. 35) Palatin. Anthol. Th. 2. S. 144. No. 408. Thl. 2. S. 195. No. 550. Thl. 3. S. 35. No. 100. 36) Steph. Byz. unter *Ὀλυμπιεῖον*. 37) Paus. 8, 33. 38) *Tertull.* de pall. 2. 39) 3. S. 405. 8. S. 717. 40) Ausgab. Wesseling. S. 646.

Hellenen war, viele Gelehrte fand, welche seine Geschichte und Alterthümer zum Gegenstande ihrer Darstellung und Forschung machten. Doch sind sie alle für uns, theils bis auf unbedeutende Bruchstücke, theils nur bis auf den bloßen Namen verloren gegangen. Indeß scheint es der Vollständigkeit wegen nothwendig, doch auch diese zu überliefern. Demades schrieb nach Suidas[41]) eine Geschichte von Delos und eine Abhandlung über die Geburt des Apollon und der Artemis. Daß dieser aber mit dem athenäischen Redner gleiches Namens im Zeitalter des Philippos einerlei Person sei, wie Suidas will, dürfte schwerlich erwiesen werden können. Wenigstens kann man aus Quintilianus (2, 17.) entnehmen, daß jener Redner kein Historiker gewesen sei. — Hyperides aber, der athenäische Redner, war in seiner delischen Rede, deren oben gedacht ist, für die Geschichte und die Alterthümer der Insel, unstreitig eine wichtige Quelle. — Dasselbe muß vom Phanodikos, der Deliaka schrieb, aber leider bis auf ein unbedeutendes, wiewol wichtiges Bruchstück, nur dem Namen nach bekannt ist, gelten[42]). — Nikochares schrieb wahrscheinlich Parodien, worin er das Schmarotzerleben der Delier verspottete[43]). — Semos dagegen verfaßte unter dem Titel Delias eine delische Geschichte, deren bedeutender Umfang schon daraus beurtheilt werden mag, daß vom Athenäos das achte Buch angeführt wird[44]). — Ferner schrieb Paläphatos von Abydos in dem Zeitalter des Alexandros Deliaka[45]). — Endlich darf Aristoteles hier nicht unerwähnt bleiben, der sich in seinen Politien auch über die delische Verfassung verbreitete[46]).

In neuerer Zeit lieferte der Franzose Sallier eine histoire de Delos in den memoires de l'académie des inscriptions. T. III. p. 376., jedoch von keiner Bedeutung. Gründlich ist dagegen Dorville's Abhandlung: exercitatio, qua inscriptiones Deliacae illustrantur in den miscellan. observat. Amstel. T. VII, 1.

(*L. Zander.*)

DELPHAX, *Fabricius* (Insecta), Keulenzirpe. Eine Cicadengattung zur Abtheilung Homoptera der Ordnung Hemiptera und zur Familie Fulgorellae (*Germar* in *Thon's* Entomol. Archiv. II. 2. p. 45.) gehörig, mit folgenden Kennzeichen. Die Fühler stehen vor den Augen vor und haben ein cylindrisches Endkeulchen, welches länger als das Wurzelglied ist; die hintern Schienbeine sind am Ende mit einem schwertförmigen Fortsatz versehen. — Der Kopf ist vorn etwas stumpf, die Stirn verlängert, schmal, dreikielig, an der Spitze abgestutzt. Das Stirnschild zeigt sich als verlängerter, pfriemenförmiger, von der Stirn unterschiedener Fortsatz. Die Lefze ist klein, fadenförmig; der Rüssel ist halb so lang, als der Körper; die Augen sitzen auf, auf jeder Seite befindet sich unter dem Stirnrand ein kleines Punktauge.

41) Suid. unter Δημάδης. 42) Schol. Apollon. Rhod. 1, 419. 43) Aristol. Poet. 2. Dazu Tyrwhitt und Spanheim zur Einleit. in Kallim. Del. 44) Athen. 3, 74. 4, 74. 8, 3. 11, 37. 14, 40. 53. 15, 19. 45) Suidas unter Παλαίφατος. 46) Diogen. Laert. 8, 13. Athen. 7, 47.

Die Fühler sitzen in einer Ausrandung des untern Augenrandes, sind lang, cylindrisch, das zweite Glied ist länger, auf seiner Spitze sitzt die Borste.

Germar hat (a. a. O.) 16 Arten aufgezählt, wovon die meisten in Teutschland und Schweden, eine in Nordamerika einheimisch. Sie finden sich meistens auf Wiesen und sind klein. Als Typus heben wir aus: D. limbata *Fabricius*. Röthlichgelb, die Flügeldecken glashell, braungefleckt, mit schwarzpunktirten Nerven. — Kommt meist ungeflügelt (als Larve), blaß, mit abgestutzten, an der Spitze braunen Flügeln, deren Nerven schwarzpunktirt, auf Juncusarten vor.

(*D. Thon.*)

DELPHI, *αἱ Δελφοί*, jetzt Kastri, lag im Gebirge Parnassos unter zwei hohen und schroffen Felsenspitzen desselben, Nauplia, *Ναυπλία*[1]), westlich, Hyampeia, *Ὑαμπεία*, östlich, zwischen deren senkrechten Felsenwänden ein nur 6 Schritt breiter Thaleinschnitt ist, wo man noch jetzt die kastalische Quelle findet. Die Bergspitze Hyampeia setzt sich in einem südöstlichen Bogen um die alte Stadt Delphi in die schroffen phädriadischen Felsen, die sich gegen 200 Fuß über die Stadt und 2000 Fuß über das Meer erheben, fort[2]). Von diesen Felsen stürzte man die Verräther der Götter hinab[3]); doch behauptet Plutarchos, daß diese Execution später von der Hyampeia nach der Nauplia verlegt sei. Die Phädriaden begrenzen von der Nordseite das Thal des Flusses Pleistos, *ὁ Πλειστός*, und standen nördlich bei dem Orte Anemoreia mit einem Gebirgszuge, Katopterios, *Κατοπτήριος χῶρος*, in Verbindung, auf welchen dann noch weiter gegen Norden die steile Bergspitze Lykoreia, *Λυκώρεια*, folgte, die wahrscheinlich ihren Namen von der Verehrung des Apollon als Lykios[4]) erhielt, und nach welcher jetzt der ganze Parnassos den Namen Liakura führt. Dieser Bergspitze gegenüber liegt nordwestlich die zweite hoch hervorragende Kuppe Tithorea, *Τιθορέα* und *Τιθοραία*[5]), zwischen beiden aber muß das Städtchen Neon, *Νέων*, — auch Tithorea genannt — von Delphi über die Berge 80 Stadien entfernt, am Flüßchen Kachales, *Καχάλης*, der sich nordwärts in den Kephissos ergießt, gesucht werden[6]). Diese Kuppen sind indeß keineswegs, wie wol einige Reisende behauptet haben, beständig mit Schnee bedeckt, doch hält er sich dort eine Zeitlang, und daher *νιφόεις Παρνασός*[7]), sondern sie sind meistentheils mit Fichten bewachsen[8]) und haben in den Thälern Myrthen, Arbutus und Valloniaeichen; sie erheben sich aber so bedeutend vor den übrigen Höhen des Parnassos, daß man sie von der Burg zu Korinthos sehen konnte[9]), — des-

1) So scheint es nach *Plut.* de sera num. vind. 12. Herod. 8, 39. Dodwell's Reise, teutsche Übersetz. 1. S. 331. 2) *Holland* trav. 19. 3) Suidas s. v. *Αἴσωπος*. Eurip. Ion. 1222. 1268. Lukian. Phalar. 1, 6. 4) Kallim. Ap. 19. Suid. und Steph. Byz. — Von dorther war ein Theil der Bevölkerung nach Delphi gekommen. Strab. 9. S. 418. Schol. Apollon. Rhod. 2, 711. 5) Paus. 10, 32, 6. 6) Herod. 8, 31. 32. Paus. a. a. O. 7) Dionys. Perieg. 439. Paus. 10, 8. — Sibthorp bei Walpole Mem. S. 72. 8) *Κατασκίστον* bei Orph. 19, 431. 9) Strab. 8. S. 379. Spon und Wheler. Thl. 2. S. 54. Ausg.

wegen bei den Alten häufig biceps Parnassus, *δικόρυφον σέλας*. Von Tithorra senkt sich das Gebirge auf der Westseite der Stadt Delphi zur krissäischen Ebene hinab. Es lag also Delphi in dem eigentlichen Hochgebirge des Parnassos, von welchem auf der Nordseite der Stadt ein Thalkessel gebildet wird, in welchem sich die berühmte korykische Grotte [10]) am Fuße der Höhe Lykoreia und ein See findet, welcher mit der kastalischen Quelle unter der Erde in Verbindung steht; in der Nähe dieses Sees lag aber Deikalions Lykoreia, jetzt Diagorea genannt. Im Süden der Stadt Delphi und des Parnassos erhebt sich der Berg Kirphis, *Κίρφις*, jetzt Zimeno, eine rauhe Felsenkette, welche das Thal des Pleistos auf der Südseite, also den Phädriaden gegenüber, begrenzt und sich zum korinthischen Meerbusen senkt. Der Pleistos aber wendet seinen Lauf bei Delphi südwestlich und zwischen dem Kirphis und der sanften Abdachung des Tithorea an der krissäischen Ebene hinfließend, ergießt er sich in den krissäischen Meerbusen. — Soweit die Beschreibung der Umgegend der Stadt Delphi. Wir wenden uns nun zur Beschreibung der Haupttheile dieser Gegend.

Die korykische Grotte, *ἄντρον Κωρύκιον*, deren Lage bestimmt ist, war 60 Stadien von Delphi entfernt und bei den Alten sehr bekannt und gepriesen wegen ihrer Schönheit [11]), ist aber noch immer nicht gehörig untersucht worden. Am meisten wissen wir noch von ihr durch Raikes bei Walpole. Ihre Öffnung ist 17 F. breit und ungefähr 8 Fuß hoch; die Decke bogenförmig, gegen 100 Fuß hoch und breit; überall sind Stalaktiden in Menge. Gell und Raikes fanden nicht weit vom Eingange an der rechten Seite eine Inschrift, die eine Dedication des Eustratos an den Pan, den Beschützer des Ortes, und an die Nymphen enthält. Auch fand Raikes eine Patera in der Höhle.

Eine andere Grotte ist südlich von Delphi im Kirphis und wird jetzt die Höhle von Jerusalem genannt. Dodwell suchte und fand sie. Von den hellenischen Schriftstellern wird sie nur vom Antoninus Liberalis (c. 8.) angeführt, der nach dem Nikandros erzählt, es habe darin einst ein Ungeheuer Sybaris gehaust und sei vom Eurybates getödtet; das Flüßchen Sybaris aber, welches sich etwas östlich von der kastalischen Quelle in den Pleistos ergießt, habe daher seinen Namen empfangen.

Diese Quelle der Kastalia, *τὸ ὕδωρ τῆς Κασταλίας*, stand nach dem Glauben der Alten mit dem Kephissos in Verbindung [12]), allein nach den Untersuchungen der Neueren hat sie einen unterirdischen Zusammenhang mit dem oben erwähnten See bei Lykoreia. Das Wasser bricht aus dem Felsen Hyampeia hervor [13]), ist klar und rein, bringt aber nicht mehr die Wirkung hervor, die die Alten von ihm rühmten. Es ward in einem tiefen Behältniß gesammelt und war zum Gebrauche der Pythia und der Priester der Weissagung bestimmt. Dodwell fand noch die Spuren von einer in den Felsen gehauenen Treppe, die zu dem Bade hinabführte. Geschmückt wird die Quelle durch herabhängenden Epheu und einen großen Feigenbaum; ihr Wasser aber fließt in einem tief ausgehöhlten Bette durch die alte Stadt zum Pleistos hinab.

Die Quelle Kassotis, *Κασσοτίς*, entspringt ebenfalls unter den Felsen der Stadt [14]), und war sonst in das Adyton des Tempels zu der prophetischen Höhle geleitet. Dodwell fand sie wieder und berichtet, daß sie jetzt Krene genannt werde, sich aber in der Mitte des Dorfes Kastri beim Hause des ehemaligen Aga verliere. — Auch wird noch eine Quelle Delphusa in Delphi genannt [15]). Es mag dieselbe damit gemeint seyn, welche von Plutarchos [16]) die stygische genannt und in die Nähe des Heiligthums der Gäa gesetzt wird, bei welcher einst ein Tempel der Musen stand. Auf jeden Fall ist die von Plutarchos bezeichnete Quelle von der kastalischen zu unterscheiden; dafür spricht schon die Lage derselben nach jener Ortsbeschreibung, auch würde Plutarchos, wenn er die kastalische Quelle gemeint hätte, diesen allgemein bekannten Namen gewiß nicht unangeführt gelassen haben. Nicht unwahrscheinlich ist es übrigens, daß Steph. Byz. in jener Stelle interpolirt ist, oder es wurde Steph. auch durch den homeridischen Hymnos auf Apollon, wo man sonst gewöhnlich unrichtig *Δελφοῦσα* anstatt *Τιλφοῦσα* las, verleitet, eine Quelle jenes Namens bei Delphi zu suchen.

In der Stadt Delphi, welche theaterförmig zwischen den phädriadischen Felsen lag [17]), und einen Umfang von 16 Stadien hatte, müssen drei Theile unterschieden werden [18]), der obere — Pytho, mittlere — Nape, untere — Pyläa. Daher setzt Ptolemäos [19]) die Tempelgebäude — *Πυθία* — fünf Minuten, das kleinste Maß der Entfernung bei ihm, nordöstlich von der Stadt; dort liegt jetzt das Dorf Kastri, und mitten in demselben finden sich die Trümmer von den pythischen Gebäuden. Der obere Theil von Delphi, *ἡ Πυθώ*, auch *Πυθῶν* genannt, war durch eine Mauer von bedeutendem Umfange, *ἱερὸς περίβολος* [20]), eingeschlossen, welche viele Ausgänge hatte. Weil sich aber in diesem Stadttheil nur dem Tempel und Orakel angehörige Gebäude fanden, so bedienten sich selbst die späteren Schriftsteller des Ausdrucks: nach Pytho senden [21]). Es war aber dieses Pytho ebenso abschüssig und steil, als die übrige Stadt, wie Pausanias versichert. Deswegen nennt es Homeros [22]) mit Recht felsicht — *πετρήεσσα* und Justinus [23]) sagt, Delphi werde nicht durch Mauern, sondern nur durch steile Felsen und Abgründe geschützt. Der mittlere Stadttheil, *Νάπη*, *Ἀπολλωνία νάπη* [24]), lag unmittelbar an dem Peribolos von Pytho [25]) und

10) Pauf. 10, 32, 5. 11) Strab. 9. S. 417. Pauf. 10, 32. 12) Pauf. 10, 8, 5. 13) Herod. 8, 39.

14) Pauf. 10, 24, 5. 15) Steph. Byz. s. v. *Δελφοῦσα*. 16) *Plut.* pyth. orac. 17. 17) Strab. 9. S. 418. *πετρῶδες χωρίον, θεατροειδές*. 18) Schol. Pind. Pyth. 6, 4. 19) Ptolem. Geogr. 3, 15. 20) Pauf. 10, 8. 32, 1. 21) Herod. 1, 54. 22) Ilias 2, 519. Pind. Olymp. 6, 39. 23) Justin. 24, 6. Dazu Theokr. Epigr. 1, 4. 24) Pind. Pyth. 6, 8. 5, 38. *κοιλόπεδον νάπος θεοῦ*. Hesych. s. v. *Ἀπόλλωνος βουνός*. Hymnos auf Apollon 284. 25) Pind. Pyth. 6 zu Anfg. und dazu Böckh.

war der eigentlich bewohnte Stadttheil. Dagegen scheint die untere Stadt, ἡ Πυλαία, eine Anlage aus der Zeit gewesen zu seyn, da das delphische Orakel schon einen weit verbreiteten Ruf erworben hatte, und mag zuerst eine Art Vorstadt gewesen seyn[26]. Den Namen erhielt sie ohne Zweifel durch die Amphiktyonen, ohne daß man darum anzunehmen brauchte, die Amphiktyonen hätten dort ihre Sitzungen gehalten[27].

Innerhalb des Peribolos von Pytho befand sich außer dem berühmten Tempel und dem Orakel des Apollon jene unermeßliche Menge von Weihgeschenken, welche nicht blos bei Gelegenheit ertheilter Orakelsprüche aus allen Gegenden von Hellas, ja sogar aus entlegenen Ländern, sondern auch als Zehnten nach Siegen und andern frohen Begebenheiten dahin gebracht waren. Von denselben kann man sich kaum einen Begriff machen; denn ungeachtet der wiederholten Plünderungen, die das delphische Heiligthum zu erleiden hatte, schon in vorhistorischer Zeit von den Phlegyern am Kephissos[28], dann im heiligen Kriege durch die phokäischen Feldherrn Onomarchos, Phayllos und Phaläkos[29], deren Raub sich auf 10000 Talente betragen haben soll, danach durch den Sylla im mithridatischen Kriege[30], und nachdem Nero 500 Statuen weggeschleppt hatte[31], so fanden sich doch noch in Plinius Zeit daselbst 3000 Statuen[32] und später im Zeitalter der Antonine eine große Anzahl von Weihgeschenken aller Art, so daß er damit beinahe das ganze zehnte Buch seines Werkes ausfüllt; allein die eigentlichen Schätze an edlen Metallen waren schon zu Strabons Zeit gänzlich verschwunden. Das bedeutendste nun von dem, was sich noch zu Pausanias Zeit in dem Peribolos an Gebäuden und Statuen fand, ist folgendes. Zunächst eine große Anzahl von Thesauren oder Schatzgebäuden als der Sikyonier, Thebäer, Athenäer, Knidier, Syrakusier, Potidäer[33], Korinthier[34], Klazomenier, Agylläer[35], Spiniter[36], Siphnier[37], Akanthier[38], Massilioten[39]. Es waren dies größtentheils Prachtgebäude zur Aufbewahrung der Weihgeschenke; daher konnte der Athenäer Polemon ein eigenes Buch über die Thesauren in Delphi schreiben[40]. Gewöhnlich hatten diese Gebäude eine runde Form, und die Ruinen eines solchen entdeckte Gell unten im Dorfe Kastri, und fand, daß es 23 Fuß im Diameter hatte. — Ein anderes höchst interessantes Gebäude war die Lesche der Knidier, geziert durch die Gemälde des Thasiers Polygnotos, welcher der Malerkunst zuerst eine höhere Richtung gab und außer vielen Tempeln auch die Pökile in Athenä schmückte. Die delphische Lesche verschönerte er durch Vorstellungen aus dem troischen Sagenkreise[41]. Ferner gehören hieher des Neoptolemos Grabmal[42], das Buleuterion[43], die Stoa der Athenäer, die sie von Beutegeldern im peloponnesischen Kriege erbauten[44]. Außerhalb des Peribolos werden uns folgende Gebäude genannt. Wenn man auf der heiligen Straße der attischen und peloponnesischen Theorien nach Delphi kam, so standen gleich am Eingange drei Tempel hinter einander, von denen aber der erste zu Pausanias Zeit in Ruinen lag, der zweite von Bildnissen und Statuen leer war; in dem dritten fanden sich jedoch einige Bilder von römischen Kaisern *). Dann folgte der Tempel der Athene Pronäa **), in dessen Vorhalle eine von den Massilioten geweihete, eherne Bildsäule der Göttin stand, welche größer war, als die im Innern des Tempels. In der Nähe dieses Tempels lag das Heiligthum des Heroen Phylakos und etwas weiter hin das des Heroen Autonoos, welche, nach der Sage der Delphier, ihnen im Kriege des Xerxes Beistand gegen die Perser geleistet hatten. In dieser Gegend muß auch das Gymnasion gesucht werden, welches nach Pausanias nur drei Stadien vom Pleistos entfernt lag. Am Ende der heiligen Straße unweit des Peribolos traf man auf die kastalische Quelle. Dies alles lag auf der Ostseite der Stadt. Auf der westlichen Seite stieß zunächst an den Peribolos das Theater ***); und etwas weiter hinunter zur Seite von Nape war das Stadion erbaut, welches Herodes Atticus mit pentelischem Marmor verziert hatte †). — Aber das merkwürdigste von allem war der Tempel des Apollon und das pythische Orakel.

Tempel des Apollon. Der erste delphische Tempel war eine Hütte aus Lorbeerzweigen geflochten, die man dazu aus dem Thale Tempe geholt hatte; den zweiten hatten nach der delphischen Sage Bienen aus Wachs und Federn zusammengesetzt, weshalb ihn Strabon τὸν πτέρινον d. h. ἐκ πτερῶν nennt.[45] Man möchte glauben, daß diese Sage erst entstand, als das poläische Heiligthum der Demeter, deren Priesterinnen Melissen d. h. Bienen hießen[46], mit dem pythischen durch die Amphiktyonie in Verbindung trat. Von Späteren wurde es aber daher erklärt, daß der Baumeister Pteras geheißen habe[47]. Der dritte Tempel sollte aus Erz gebaut seyn, wie in Sparta der Tempel der Athene Chalkiökos, er sollte aber nach einigen in die Erde versunken, nach andern vom Feuer vernichtet seyn. Den vierten Tempel bauten Trophonios und Agamedes aus Steinen[48], und zum Lohne für ihren Bau verlieh Apollon ihnen sanft annahenden Tod als das beste für den Menschen[49]. Dieser Tempel wird noch in dem Homeridenhymnos auf Apollon V. 294 angeführt:

26) *Plut.* de pyth. orac. 29. 27) Wie Reiske zu Plut. a. a. O. behauptet. 28) Eustath. Il. 12, 302. 29) Paus. 10, 7. Dieser Raub hatte auf den Werth des Geldes in Hellas großen Einfluß. Athen. 6, 19. 30) Plut. Sylla 12. *Dio Cassius* fr. peiresc. 122. p. 110. ed. Sturz. 31) Pausan. a. a. O. 32) Plin. N. G. 34, 7. 33) Paus. 10, 11. 34) Paus. 10, 13. 35) Strab. 5. S. 220. 36) Strab. 5. S. 214. 37) Pausan. 10, 11. Herod. 3, 57. 38) Plut. Lysand. 1. 39) Diod. 14, 93. 40) Plut. Sympos. 5, 2. Polemon lebte um 200 vor Chr. Geb. 41) Pausan. 10, 25—31. Polygnotos war Zeitgenosse des Kimon und Perikles. Über ihn s. Böttigers Archäologie der Malerei. 262 ff. 42) Paus. 10, 24. 43) *Plut.* de pyth. or. 9. 44) Paus. 10, 11. *) Pausan. 10, 8, 4. **) Pausan. a. a. O. Herod. 8, 39. Überhaupt sind diese beiden Schriftsteller die Zeugen für das nächstfolgende. ***) Pausan. 10, 32. Heliod. Äthiop. 4, 19. †) Paus. a. a. O. Heliod. 4, 1. 45) Pausan. 10, 5, 5. Strab. 9. S. 421. 46) *Hesych.* s. v. *Μέλισσαι.* Pind. Pyth. 4, 106. Dazu d. Schol. *Porphyr.* de antro Nymph. p. 261. 47) Pausan. a. a. O. 48) Pausan. a. a. O. und 9, 37, 5. 49) *Pindar. Päan.* fr. 3.

> Den Grund legt Phöbos Apollon
> Breit hin und weit ausgedehnt; doch setzten über demselben
> Dann die steinerne Schwelle Trophonios und Agamedes,
> Beide die Söhn' Erginos, zugleich den Unsterblichen Freunde:
> Ringsum bauten den Tempel unzählige Stämme der Menschen
> Aus behauenen Steinen, berühmt für immer zu bleiben.

Was hier die steinerne Schwelle, λάινος οὐδός betrifft, so findet sich dazu eine Parallelstelle in der Ilias [50]), wo von dem unglaublichen Schatze zu Pytho die Rede ist und es heißt:

> Welchen die steinerne Schwelle des Treffenden drinnen bewahret
> Phöbos Apollons Schaz in Pytho's Felsengeklüften.

Nimt man nun des Stephanos von Byzantion Nachricht hinzu [51]), daß das Adyton in Delphi zusammengefügt und ein Werk des Trophonios und Agamedes sei, so muß man mit Schlegel [52]) darunter einen Thesaurus verstehen. So verstanden auch wol schon Onomarchos oder Phayllos im heiligen Kriege diesen Ausdruck, denn sie ließen den Fußboden des Tempels aufnehmen und die Erde durchwühlen, wobei sie aber ein Erdbeben überfiel und aus dem Heiligthume trieb [53]).

Als nun dieser Tempel Olymp. 58, 1., da Erxikleides in Athenä Archon war, abbrannte, so gaben die Amphiktyonen den Bau des neuen, also fünften Tempels in Verdung, und die damals vom Peisistratos aus ihrem Vaterlande vertriebenen Alkmäoniden übernahmen denselben für 300 Talente, wovon der vierte Theil auf die Delphier fiel. Diese reisten darauf umher, um freiwillige Beiträge zu sammeln, und kamen bis Ägypten, wo ihnen der König Amasis 1000 Pfund Alaun gab, die Hellenen aber, welche dort wohnten, 20 Minen zusammenbrachten [54]). Die Alkmäoniden ließen indeß den Tempel durch den Korinthier Spintharos prachtvoller, als es ausbedungen war, aufbauen, namentlich die Vorderseite aus parischem Marmor [55]).

Von der Form dieses Tempels wissen wir leider nichts mehr; auch nicht einmal aus den Ruinen scheint etwas ausgemittelt werden zu können. Cyriacus von Ancona glaubte ihn zwar in den Trümmern eines runden Gebäudes gefunden zu haben [56]), allein diese Meinung wird mit Recht bezweifelt, da diese Tempelform in Hellas nicht vorkommt. Dagegen scheint er richtiger auf Münzen als ein viereckiger Peripteros vorgestellt zu werden [57]). In den Giebelfeldern (und daß der Tempel diese hatte, mag schon beweisen, daß er ein Peripteros war) — es waren also keine Akroterien — waren Bildnisse vom Athenäer Praxias angebracht [58]), nämlich, wie es scheint, an der Ostseite Artemis, Leto, Apollon und die Musen, an der Westseite die untergehende Sonne, Dionysos und die Thyiaden. Praxias starb aber während der Arbeit und der Athenäer Androsthenes vollendete diese Bildwerke der Giebelfelder — τὰ ὑπολειπόμενα τοῦ ἐν τοῖς αἰετοῖς κόσμου.

Im innersten Theile des Tempels stand noch zu Pausanias Zeit ein goldenes Bild des Apollon [59]). Ob dies aber die Hauptstatue des Tempels war, denn außerdem nennt er uns in demselben auch die Statue des Apollon Moiragetes, erhellt nicht aus seinen Worten. In neueren Zeiten wird der berühmte Apollon des Belvedere für eine Nachbildung der delphischen Statue gehalten, und Canova war der Meinung, daß das Original aus Bronze gewesen seyn müsse, und fand dies an der Draperie des Apollon von Belvedere [60]).

Im Pronaon, der Vorhalle des Tempels, hatten die Amphiktyonen jene inhaltschweren Sprüche hellenischer Weisheit anschreiben lassen, als: erkenne dich selbst; Nichts zu sehr; leiste Bürgschaft und das Verderben ist nahe, und andere [61]). Dunkel aber und von den Philosophen des Alterthums vielfach gedeutet war die Inschrift *Ei*, so daß uns Plutarchos darüber eine weitläufige Abhandlung hinterlassen hat. Am einfachsten, und so geschah es wol auch am gewöhnlichsten, wurde diese Inschrift: „Du bist" mit jener andern: „Kenne dich selbst" in Verbindung gesetzt und als Anerkennung des ewigen Seyns gegen das Unvollkommene und Vergängliche genommen.

Das delphische oder pythische Orakel. Bei demselben müssen als Haupttheile unterschieden werden: der Nabel, der Erdschlund und der Dreifuß. — Häufig genannt findet man bei den alten Schriftstellern den **Nabel** oder den **Nabel der Erde zu Delphi** — ὀμφαλὸς τῆς γῆς, ὀμφαλὸς χθονός, μέσος ὀμφαλός, μέσον γᾶς ἔχων μέλαθρον — [62]) welcher nach dem gemeinen Glauben den Mittelpunkt der Erde, oder wie die Spätern, z. B. Strabon bei erweiterter Erdkunde meinten, von Hellas bezeichnete. In Beziehung hierauf behauptete man, Zeus habe zwei Adler oder Raben oder Schwäne [63]) von dem östlichen und westlichen Erdrande auffliegen lassen, um den Mittelpunkt der Erde zu ermitteln. Die beiden Vögel wären aber an einer gewissen Stelle in Pytho oder Delphi zusammengetroffen, die dann durch einen Stein bezeichnet und über demselben die beiden Vögel aus Gold angebracht wären; die letztern wurden jedoch im heiligen Kriege von den Phokäern geraubt [64]). Dem Orakel wurden aber dieses Omphalos wegen Namen beigelegt: μεσόμφαλον ἵδρυμα Λοξίου oder μεσόμφαλον μαντεῖον. Es hatte sich dieser Mythos gewiß keines hohen Alters zu rühmen, wie denn auch Strabon dafür als Zeuge gelten kann [65]); doch finden wir es auch nicht selten, daß die Alten von einem

---

Plut. consol. ad Apollon. T. I. p. 335. Hutten. Dialog. Erias duo 10. *Cic.* tuscul. quaest. 1, 47. 50) Ilias 9, 404. 51) Steph. Byz. unter Δελφοί. — Ἐνῆν δὲ ἄδυτον ἐκ πέντε καὶ τεσσαράκοντα λίθων, so haben dort alle Mss. und die Vulgata. 52) In der Recension von Niebuhrs röm. Geschichte. 53) Diodor. 16, 56. Strab. 9. S. 421. Vergl. Müllers Orchomenos S. 244. 54) Herod. 2, 180. 55) Herod. 5, 62. Dazu Pausan. a. a. O. — Auf diesen Tempel bezieht sich Pindar. Pyth. 7, 10—14. 56) Cyriac. Anconit. inscriptt. No. 196. 57) Kruse's Hellas. Th. 2, 1. S. 43. 58) Pausan. 10, 19.

59) Pausan. 10, 24, 4. 60) Dodwell. Thl. 1. S. 2[illegible]. 61) *Plut.* de garrul. 17. Consol. ad Apoll. p. 354. 355. [illegible] in Protag. c. 28. Auch Dionysios, der Thraker bei *Clemens* strom. 5. p. 668. 62) Äschyl. Choeph. 1034. Eurip. [illegible] 330. Phöniss. 224. Jon. 223. Pind. Pyth. 4, 74. 132. 6, 3. 8, 62. 11, 10. Nem. 7, 33. Dazu Pausan. 10, 16, 2. Strab. 9, 419. 63) *Plut.* de def. orac. init. 64) Schol. Pind. Pyth. 4, 6. Diod. 16, 23. 65) Er setzt hinzu: προσπλάσαντες καὶ μῦθον.

Heiligthum, das zu hohem Ansehen gekommen war, prädicirten, es liege in der Mitte der Erdscheibe. Daher finden wir bei den Hellenen mehre dergleichen Nabel aufgeführt, z. B. in der Peloponnesos [66]) Paphos [67]), bei Knossos auf Kreta das omphalische Gefilde — ὀμφάλιον πέδον [68]); ja sogar bei den Juden [69]). Wir müssen uns die Sache also denken, wozu wir auch schon bei alten Schriftstellern eine Anleitung finden [70]). Weil der Ort, wo der Gott seine Orakelsprüche — ὀμφαί — ertheilte und von woher sein begeisternder Hauch — ὀμφή, ὀσμή — ausging, Omphalos genannt wurde, der Omphalos aber am Schilde und am Joche zugleich die Mitte bezeichnete, so wurde aus dem delphischen Omphalos die Mitte der Erdscheibe. Diese Idee fand um so größern Nahrungsstoff, da das delphische Orakel einen so weit verbreiteten Ruf erhielt, wie denn derselbe nicht selten der gemeinschaftliche Tempel der Erde, das Orakel aller Menschen genannt wird [71]). Müllers [72]) Vermuthung, daß die Orakelgrotte selbst ursprünglich Omphalos geheißen habe, hat daher vieles für sich. Da sich nun aber ein Bild des Omphalos aus weißem Marmor mit goldenen Vögeln darüber in Delphi befand, so fragt sich, wie sich dieses damit vereinigen lasse, daß die Orakelgrotte selbst unter dem Omphalos verstanden werden könne. Dieses marmorne Bild des Omphalos befand sich im Adyton. Auf Strabons Ausdruck „in dem Tempel" (ἐν τῷ νεῷ) ist kein großes Gewicht zu legen, denn er schreibt nicht aus eigener Anschauung — φασὶ δ' εἶναι τὸ μαντεῖον ἄντρον κοῖλον. Dagegen sagt Pindaros [73]) von der Pythia „sitzend neben den goldenen Vögeln des Zeus", womit ohne Zweifel der Omphalos bezeichnet wird, der demnach in der Nähe der eigentlichen Weissagung gewesen seyn muß. Diese Weissagung aber — τὸ μαντεῖον, τὸ χρηστήριον —, das heißt der Ort, wo sich die Höhle — τὸ χάσμα — [74]) und der Dreifuß befanden, gehörte zwar ebenfalls zum Tempel, lag aber tiefer als jener und muß sich zum Theil unter freiem Himmel befunden haben. Für das letztere spricht namentlich, daß der Ort mit Lorbeerbäumen umschattet war; denn es heißt ausdrücklich, nahe am Dreifuß stehe ein Lorbeer, welchen die Pythia, wenn sie weissagte, schüttele [76]). Auch war die Quelle Kassotis nach Pausanias [77]) ins Adyton geleitet, welches doch schwerlich auf das eigentliche Tempelgebäude zu beziehen ist. Demnach muß sich der marmorne Omphalos vor dem Erdschlunde, der prophetischen Höhle — τὸ χάσμα — befunden haben, und er scheint eine kegelförmige Gestalt gehabt zu haben. Für dies alles scheint das Gemälde auf der Vase des Prinzen Christian von Dänemark, welche Thorlacius beschrieben hat [78]), zum Beweise zu dienen. In demselben ist der Lorbeerbaum gezeichnet und zwischen diesem und dem Dreifuß ein kleiner Cylinder oder Kegel netzförmig gerieselt, und deshalb hält es Thorlacius für ein Netz, womit Klytämnestra den Agamemnon im Bade bedeckt habe. Gegen diese Erklärung lehnt sich Kruse [79]) mit vollem Rechte auf, weil ein Netz nicht stehen könne und es überhaupt gegen den dabei stehenden Orestes viel zu klein sei, um einen Menschen zu bedecken; allein er versieht sich ohne Zweifel, wenn er es für den Holmos hält. Es ist nichts anders als der Omphalos, der auch sonst auf Münzen gestreift, punktirt und wie ein Netz in Vierecke getheilt vorkommt [80]), und damit wäre dann auch wol das ὀμφαλὸς ταινιωμένος bei Strabon erklärt, oder vielmehr eins erklärt das andere.

An oder über dem Schlunde stand also der Dreifuß, von welchem herab die Pythia weissagte. Dieser Dreifuß war von bedeutender Größe und Höhe [81]). — Um sich aber eine richtige Vorstellung von demselben zu machen, muß man den eigentlichen Dreifuß, d. h. das dreifüßige Gestell, von dem Aufsatz — τὸ ἐπίθημα — unterscheiden. Zu dem Aufsatz gehörte ferner das Becken — ὁ ὅλμος, der Ring — ὁ κύκλος, und der Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική. Der Holmos bestand aus einem unteren und oberen Becken [82]). Das untere Becken wurde in dem dreifüßigen Gestell befestigt. War nun der Dreifuß zum Sitze für die Pythia nicht eingerichtet, so wurde dieser Holmos durch einen ebenfalls beckenartigen Deckel geschlossen, und deshalb hieß wol auch dieser Deckel Holmos; der Aufsatz hatte dann eine Kugelform — σφαῖρα τοῦ ἐπιθήματος, und so finden sich Dreifüße auf Münzen dargestellt. Sollte die Pythia aber den Dreifuß besteigen, so wurde der Ring — ὁ κύκλος — in den unteren Holmos oder das eigentliche Becken gelegt [83]). Dieser Kyklos war ein kreisförmiges Gitter, in welchem endlich der prophetische Stuhl — ἡ τράπεζα μαντική — ruhte. Dieser Sitz der Pythia kommt auf Münzen häufig als eine einem Lehnstuhl ähnliche Erhöhung vor [84]). Es war also der pythische Dreifuß ein ordentliches Gerüst, und zum Theil massiv golden, zum Theil vergoldet.

Geleitet wurde das delphische Orakel durch das Collegium der fünf lebenslänglichen Hosii — οἱ ὅσιοι — an deren Spitze der Prophetes gestanden zu haben scheint [85]). Sie wurden aus den edeln delphischen Geschlechtern gewählt, die ihren Stammbaum bis auf den Deukalion zurückführten; dahin gehörten die Thrakis

66) Pausan. 2, 13, 7. 67) *Hesych.* s. v. γῆς ὀμφαλός. 68) Kallim. Zeus 45. 69) *Cellar.* geogr. 1, 4. 70) *Phurnutos* de nat. deor. p. 94. Lukian. Nero 10. 71) Strab. 9. S. 419. Eurip. Ion. 366. Liv. 38, 48. 72) De tripode Delph. p. 15. 73) Pyth. 4, 4. 74) Diodor 16, 26. 75) So sagt *Plut.* de def. orac. 51: ἡ Πυθία κατέβη εἰς τὸ μαντεῖον. 76) Schol. Aristoph. Plut. 213. φασὶν ὡς πλησίον τοῦ τρίποδος δάφνη ἵστατο, ἣν ἡ Πυθία, ὅτε ἐχρησμῴδει, ἔσειεν. 77) Paus. 10, 24, 5. 78) Kopenhagen 1826. Vas pictum, Orestem ad Delphicum tripodem supplicem exhibens etc.

79) Hellas. Th. 2, 1. S. 38. 80) Vergl. die Münzen bei Bröndsted und was er zur Erläuterung beibringt. Th. 1. S. 114. 81) Strabon: ὑπερκεῖσθαι τοῦ στομίου τρίποδα ὑψηλόν. Auch Diod. 16, 26. 82) Mit Recht vertheidigt Kruse a. a. O. die kesselförmige Gestalt des Holmos durch Ilias 9, 147., Schol. zu Aristoph. Wespen 208. Hesych. s. v. Dazu noch Athen. 11, 86. 83) Über den Unterschied zwischen dem Kyklos und dem Holmos, Pollux 10, 81. Der Holmos ist also ganz das lateinische cortina. Daher kommen die Ausdrücke ἐνολμίς oder ἔνολμος vom Apollon und der Pythia, und ἐν ὅλμῳ εὐνάζειν. Etymolog. magn. s. ἐνολμίς. Schol. Aristoph. Plut. 9. 84) Eine Abbildung eines vollständigen pythischen Dreifußes findet sich auf einer delphischen Münze bei Bröndsted. Thl. 1. S. VI. Dazu vergl. S. 115 fg. 85) *Plut.* quaest. gr. 9. Herod. 8, 36.

den [86]), die Laphriaden [87]), die Aoden [88]). Das Opferthier, welches bei der Wahl eines Hosios geschlachtet wurde, hieß Hosioter — *ὁσιωτήρ* [89]). Die Orakelsprüche wurden anfänglich von jedem Beliebigen, der sich der prophetischen Höhle näherte, gegeben [90]); außerdem wird Olen als der erste Wahrsager genannt [91]). Darauf wurde eine Jungfrau zur Wahrsagerin erkoren, und als die erste wird Phemonoe angeführt [92]). Diese Sitte wird erst seit der Zeit entstanden seyn, als das Orakel an die Dorier überging, bei denen bekanntlich die Frauen in höherem Ansehen standen, als bei den übrigen Stämmen der Hellenen. Bei der Wahl dieser Wahrsagerinnen oder Priesterinnen — *αἱ Πυθίαι* — scheint zuerst nicht auf das Alter derselben gesehen worden zu seyn; als aber einst der Thessalier Echekrates zu dem Orakel kam, sich in die Pythia verliebte und sie entführte, so wurde festgesetzt, daß nur eine Frau von mehr als 50 Jahren zur Pythia berufen werden sollte [93]). Auch sah man bei der Wahl einer Pythia darauf, daß sie vor allen eine Delpherin und von ehrlicher Herkunft, wenn auch von armen Eltern war, dann daß sie einen unbescholtenen Lebenswandel geführt hatte [94]); sie verließ dann den Tempel nicht wieder. Eine Zeit lang hatte man drei Pythien, von denen zwei abwechselnd den Dienst im Tempel versahen, die dritte aber für besondere Fälle in Bereitschaft blieb [95]). Indeß scheint diese Sitte nur in der Zeit bestanden zu haben, als das Orakel in seiner höchsten Blüthe stand und ungewöhnlich viel befragt wurde. Auch eine Anzahl Tempeldienerinnen von niederem Grade gab es bei dem Heiligthume, um Ungeweihte abzuhalten — *πρόσπολοι γυναῖκες* [96]); und bejahrte Frauen unterhielten das immerwährende heilige Feuer im Tempel [97]), wobei nur Tannenholz gebrannt und mit Lorbeer geräuchert werden durfte [98]). Nach Kallisthenes und Alexandridas [99]) wurde ursprünglich nur am siebenten Tage des Monats Bysios — *βύσιος* — Orakel ertheilt *). *Βύσιος* ist gleich *πύθιος* nach delphischem Dialekte, in welchem *β* für *π* gesprochen und *σ* mit *θ*, wie bei den Doriern überhaupt, verwechselt wurde [1]). Den siebenten Tag des Monats wählte man darum, weil er für den Geburtstag des Apollon gehalten wurde; da der Gott aber dann auf viele Fragen zu antworten hatte, so hieß er Polyphthoos — *πολύφθοος* — d. h. der auf viele Fragen Antwort ertheilt [2]). Als das Orakel aber mehr besucht wurde, durfte man in jedem Monate dasselbe befragen [3]).

Sollte die Pythia Orakel sprechen, so bereitete sie sich durch ein dreitägiges Fasten und durch Baden in der Kastalia dazu vor [4]), opferte dann Lorbeerblätter und Gerstenmehl im heiligen Feuer [5]) und ging durchaus einfach gekleidet, ohne von Purpur zu glänzen oder von Salben zu duften, in das Adyton [6]). Dann trank sie aus der Quelle Kassotis, die in den Erdschlund geleitet war [7]), und geführt von dem Propheten setzte sie sich auf den Dreifuß, der mit Lorbeer geschmückt war [8]), käuete Lorbeerblätter [9]), schüttelte den neben dem Dreifuß stehenden Lorbeerbaum [10]) und gerieth durch die Dämpfe und Räucherwerke [11]) endlich in Verzückung [12]) und in so heftige Bewegung, daß der Dreifuß erschüttert wurde [13]) und sie selbst sich zuweilen den Tod zuzog [14]). Was nun in diesem Zustande von ihr ausgestoßen ward [15]), wurde von den Priestern zum Theil in Prosa den Fragenden mitgetheilt, zum Theil erst in Hexameter umgeformt, zu welchem Zwecke wol auch Versmacher beim Tempel gehalten wurden [16]).

Das Orakel zu befragen, stand nur Männern zu [17]); kamen aber mehre Fragende zu gleicher Zeit, so mußten sie über die Reihenfolge loosen [18]). Geschenke mußte übrigens jeder darbringen, der sich dem Gotte nahte, auch der, welcher keinen Orakelspruch wollte; ein solcher, der nur der Verehrung und Andacht wegen in den Tempel kam, brachte wenigstens Opferkuchen [19]). Wer aber das Orakel zu befragen kam, opferte nach der Weihung mit dem heiligen Wasser ein bekränztes Schlachtvieh und andere Gaben [20]). Das Opferthier wurde dann erst geprüft, und den Stieren Mehl, den Schweinen Kichererbsen vorgeworfen; fraßen sie nicht auf der Stelle, so wurden sie für ungesund erklärt. Sehr häufig scheinen Ziegen geopfert zu seyn. Diese mußten am ganzen Leibe zittern, sonst konnte kein Orakel ertheilt werden, und diesen Zustand suchte man durch unablässiges Begießen hervorzubringen [21]). Nach dargebrachtem Opfer wurde der Fragende in ein Tempelgemach geführt, das von den angenehmsten Gerüchen duftete, die aus dem Adyton herumströmten [22]), und dann führten die Priester ihn ins Adyton selbst.

Außer dem pythischen Orakel und durchaus unabhängig von demselben ertheilten auch noch viele Delpher auf ihre Hand Weissagungen. Sie hießen Pyrkoi — *πυρκόοι*, weil sie aus Opferfeuer und Asche — *ἐξ ἐμπύρων* — weissagten [23]). Dieselbe Empyromantik finden wir beim Tempel des Apollon Ismenios zu Thebä [24]), woraus nicht blos ein Zusam-

86) Diodor. 16, 24. Lyk. geg. Leokr. 196. 87) Hesych. s. v. 88) Derselbe s. v. 89) Plut. a. a. O. 90) Diodor. 16, 26. 91) Pausan. 10, 5. 92) Pausan. a. a. O. Strab. 9, 419. 93) Diodor. a. a. O. 94) *Plut.* de pyth. orac. 22. Eurip. Jon. 92. 95) *Plut.* de def. or. 8. 96) Eurip. Jon. 522. 97) Äschyl. Choeph. 1037. Plut. Numa 9. 98) *Plut.* de ei delph. 2. 99) Nicht Anaxandridas, wie beim Plutarchos steht. Beide Männer wurden häufig mit einander verwechselt. Man sehe Hemsterhuis zu Pollux 9, 6, 59. Alexandridas war ein Delpher und schrieb eine delphische Geschichte. Vergl. Casaub. zu Athen. 6, 80. *) *Plut.* quaest. gr. 9. 1) Vergl. *Maittaire* de dial. ed. Sturz. p. 184. 2) Plut. a. a. O. 3) Plut. ebendaselbst.

4) Schol. Eurip. Phön. 230. 5) *Plut* de pyth. or. 6. 6) Derselbe daselbst. 7) Pausan. 10, 24, 5. *Lucian.* bis accus. 1. 8) Schol. Aristoph. Plut. 439. 9) *Lucian.* bis accus. 1. 10) Schol. Aristoph. Plut. 213. 11) *Lucian* Jup. trag. 30. 12) Schol. Aristoph. Plut. 39. 13) Lukian wie vorher. 14) *Plut.* de def. or. 51. 15) *Ἔμμετρα καὶ ἄμετρα* Strab. 9. S. 419. 16) *Plut.* de pyth. or. 5. 19. Strab. a. a. O. 17) *Plut.* de ei delph. 2. 18) Äschyl. Eumen. 32. 19) Eurip. Jon. 226. 20) Strab. 9. S. 421. Pausan. 10, 11 ff. 21) *Plut.* de def. orac. 46. 49. 51. 22) *Plut.* ibid. 50. Daher bei Pindar. Olymp. 7, 59. *εὐῶδες ἄδυτον.* 23) Hesych. unter *πυρκόοι*. 24) Schol. Soph. Od. Tyr. 20. Herod. 8, 134.

nhang dieses thebäischen Apollonkultes mit dem py-
schen zu erkennen ist, sondern daß auch diese Empy-
antik in Delphi schon ein alter Gebrauch gewesen
n muß. Schwer aber ist zu erklären, was Pinda-
damit meinte, von dem Dache jenes delphischen
npels aus Erz hätten goldene Keledonen — etwa
uberfängerinnen" — gesungen [25]) — χρύσεαι δ' ἐξ
ρίου ἄειδον Κηληδόνες. Man muß es mit Pausa-
s für eine bloße Erdichtung halten, wenn dabei
t etwa jene μαντικὴ ἀπὸ κληδόνων — Orakel aus
lligen Lauten — zum Grunde liegt, die sich eben-
s in Thebä beim Altare des Apollon Spondios
[26]).

Ursprung des delphischen Orakels. Nach
delphischen Sage kamen einst weidende Ziegen an
Erdschlund, die nachherige prophetische Höhle, sa-
hinein und machten sonderbare Sprünge, ja sie
nen sogar eine andere Stimme anzunehmen. Der
te, Koretas soll sein Name gewesen seyn, wurde
urch aufmerksam gemacht, sahe ebenfalls in den
lund und erfuhr an sich dieselbe Wirkung; er ge-
h in Ekstase und sagte zukünftige Dinge vorher.
1 bekam der Ort Ruf und man schrieb die von dort
gehende Weissagung der Gäa — Erde — zu. Weil
aber geschah, daß die dort Orakel Suchenden zu-
en in den Erdschlund hinabstürzten, so bestellte
1 eine eigene Person zu diesem Geschäft und errich-
zur Sicherheit den Dreifuß über dem Erdschlunde.
lautet die Sage [27]), doch schon bei den Alten fand
wenig Glauben. Das aber wird allgemein bezeugt,
das Orakel ursprünglich der Erde angehört habe.
Pausanias führt dabei an, die Gäa habe die Berg-
nphe Daphne als Prophetin — πρόμαντις — ein-
tzt. Darin liegt schon eine Annäherung des Apol-
ultes an die alte Naturreligion. Die Sage wurde
: vielfältig ausgeschmückt; und in den Eumolpia
Musäos gehörte das Orakel der Gäa und dem Po-
on, dessen Diener Pyrkon — bedeutsam wegen der
n genannten delphischen Pyrkoi — die Weissagun-
aussprach. Die Gäa aber trat ihren Antheil an
1 Orakel der Themis ab, und von dieser erhielt es
ollon, der den Poseidon durch Kalauria entschädigte.
: Mythos setzt hinzu, Apollon habe nun den Dra-
1 Python, der das Orakel bewachte, also auch je-
Naturreligion angehörte, getödtet und sich in den
itz desselben gesetzt [28]).

Eine andere Sage, die zu dieser hinzutrit, ist die
erboreische, welche in Delphi wie auf Delos ein-
misch war. So sang die Delpherin Böo in einem
igen Hymnos: Pagasos und der göttliche Agyieus,
Söhne der Hyperboreer, errichteten dort das berühmte
kel. Und nachdem sie auch die Namen anderer Hy-
oreer angeführt hatte, nannte sie am Ende des
nnos den Olen, „welcher der erste Prophet des Phö-
bos war und zuerst alter Worte Gesang zimmerte [29]).
Auch nannte Mnaseas von Patara alle Delpher ihrem
Ursprunge nach Hyperboreer [30]). Derselben Sage folgte
Alkäos im Päan auf Apollon [31]) und ließ den neugebor-
nen Gott Apollon auf Zeus Befehl mit einem Schwanen-
gespann nach Delphi fahren; allein Apollon ließ die
Schwäne zuerst zu den Hyperboreern fliegen. Als ihm
aber die Delpher Chöre um den Dreifuß gestellt und ihn
angerufen hatten, kam er mit seinem Schwanengespann
zurück. Daher gehe Apollon nach Ablauf der großen
(8jährigen) Zeitperiode zu den Hyperboreern, und spiele
und tanze mit ihnen vom Frühlingsäquinoctium bis zum
Aufgange der Plejaden [32]). Die Schwäne haben wir
auch oben beim Omphalos gefunden und der kleinere
Homeridenhymnos [33]) auf Apollon erwähnt singende
Schwäne am strudelnden Peneios. Sie also (wie oft
kommt nicht Kyknos in Berührung mit Apollon?) gehö-
ren besonders diesem Gott an, und durch diese Verbin-
dung mit dem Apollon kam es dann wol erst, daß ihnen
der Gesang beigelegt wurde [34]).

Die Ursitze des dorischen Stammes sind am Ossa
und Olympos, also um das Thal Tempe [35]). Dort auf
dem Gebirgsjoche des Olympos lag der Tempel des py-
thischen Apollon, das Pythion, und ein Ort gleiches Na-
mens [36]), und ein uralter Altar stand in der Schlucht des
Peneios [37]). Apollon ist aber ein echt hellenisch-dori-
scher Gott, weshalb Doros auch ein Sohn Apollons
heißt [38]) und der Gott selbst den Beinamen Tempei-
tas hat [39]). Hieraus kann man nun schon schließen,
daß der Dienst des Apollon vom Tempe nach Delphi
durch die Wanderung der Dorier und ihre Besitznahme
von Dryopis, der Landschaft, die seitdem Doris oder die
dorische Tetrapolis hieß, gekommen ist. Aber ein un-
zweideutiges Zeugniß führt diese Annahme zur völligen
Evidenz. Älianos erzählt bei seiner Beschreibung des
Thals Tempe [40]), daß der pythische Apollon nach der Er-
legung des Drachen Pytho nach Tempe geflohen wäre,
um sich dort auf Befehl des Zeus zu reinigen, und nach-
dem er sich dort mit Zweigen vom Lorbeer bei dem Al-
tare, der in dem Thale Tempe stehe, bekränzt und ei-
nen Lorbeerzweig in die Rechte genommen hätte, er nach
Delphi zurückgekommen und nun im Besitz der Weissa-
gung gewesen wäre. Noch jedes neunte Jahr, fährt er
fort, schickten die Delpher edle Knaben und einen von
ihnen als Architheoren nach Tempe. Die brächten dort
herrliche Opfergaben dar und brächen von demselben
Lorbeer — er hieß Dpareia [41]) — von welchem der
Gott sich einst bekränzt hatte, Zweige zu Kränzen und

---

25) Pausan. 10, 5. *Böckh Pind.* expl. p. 568. 569.
Pausan. 9, 11, 5. 27) Diodor. 16, 26. Pausan. 10,
Plut. de def. orac. 42. 46. 28) Homeridischer Hym-
auf Ap. 300. 372.

29) Pausan. 18, 5, 4. 30) Schol. Apollon. 2, 676.
31) In Prosa bei Himerios, or. 14, 10. 32) Hekatäos
und andere bei Diodor. 2, 47. 33) Es ist der zwanzigste in
der Samlung bei Wolf. 34) Anderes mehr, das zur Hyper-
boreersage gehört, siehe im Artik. Delos. 35) Herod. 1, 56.
36) Plut. Äm. 15. Pythoum bei Liv. 44, 2. 32. 35. 42, 53.
Steph. Byz. unter Πύθιον. Auch Meliffens Delphika gehört hie-
her bei Tzetzes zu Hesiod. W. u. T. S. 86. Heinsius. 37)
Älian. v. h. 3, 1. 38) Apollod. 1, 7; 6. 39) Nach einer
Inschrift bei Walpole trav. p. 505. *ΑΠΛΟΥΝΙ ΤΕΜΠΕΙΤΑ*.
40) Älian. v. h. 3, 1. 41) Hesych. s. v.

zögen des Weges, welcher Pythias oder der heilige Weg[42]) genannt wurde, nämlich durch Thessalien, Pelasgien, das Land der Malier und der Änianen, über den Öta, durch Doris und das westliche Lokris. Überall fand die Theorie bei diesen Völkerschaften gastliche und ehrende Aufnahme. Fragt man nun, weswegen diese Theorie nicht den gewöhnlichen Weg durch die Thermopylen genommen haben mag, sondern den entlegeneren und zugleich beschwerlicheren über das Ötagebirge, so scheint die Antwort dahin gestellt werden zu können, daß dies der Weg selbst war, den die Dorier in früheren Zeiten auf ihrer Wanderung vom Tempe nach Doris nahmen, und wo sie den Apolloncult überall verbreiteten und daher freundliche Aufnahme fanden. Für das Letztere sprechen wenigstens einzelne Notizen, die sich uns erhalten haben. So kam der Zug vom Tempe nach dem Flecken Deipnias in der Nähe von Larissa, dort hatte Apollon, als er nach der Reinigung und Sühnung am tempeischen Altare nach Delphi zurückkehrte, nach beendigten Fasten zuerst wieder gegessen, und der Knabe, welcher den sühnenden Lorbeerzweig bei der Theorie trug, der Daphnephoros, aß dort ebenfalls zuerst nach der heiligen Handlung[43]). Der Ort hatte also offenbar seinen Namen daher erhalten, und das ist ein Zeugniß für das Alter der Sage. Auch die Dienstbarkeit des Gottes beim Admetos wurde von dem Knaben bei dieser Theorie dargestellt[44]), und darum wird diese auch Pherä berührt haben. Der Gott selbst mußte nämlich dem Admetos als Knecht dienen, um die Schuld abzubüßen; denn er, der Gott der inneren Reinheit (daher Phöbos, Φοῖβος, der Reine, Unbefleckte) war durch den Kampf mit der unreinen Natur befleckt worden, darum büßte er in Dienstbarkeit und wurde gesühnt am Altare in Tempe. Wieder gereinigt kehrt er dann nach Pytho zurück, um den Menschen des Zeus Ordnungen — θέμιστες — das heißt, was in den verwickelten Lagen des irdischen Lebens Ordnung und Recht erheischen, zu verkündigen. In der Erlegung des Pytho liegt daher nur der Sieg der göttlichen Kraft über die unreine Welt. Mit Recht nennt Müller[45]) „das im Apollon sich aussprechende Gefühl des göttlichen Wesens im Gegensatz der Naturreligionen ein supranaturalistisches, indem es ihm eine vom Leben der Natur verschiedene und außerhalb stehende Thätigkeit zuschreibt, ähnlich dem, aus welchem die Religion Abrahams hervorgegangen ist."

Sage von der Verbindung der Kreter mit dem delphischen Orakel. Ein Zusammenhang zwischen Delphi und Kreta, wo schon aus den Ursitzen der Dorier am Olympos eine Niederlassung gegründet war[46]), liegt am Tage. Daher findet sich an der nordöstlichen Küste von Kreta der Apolloncultus mit denselben Gebräuchen wie in Tempe, und die Reinigungen Apollons wurden in Kreta, wie zu Delphi, angenommen; dort ein omphalisches Gefild, hier der Omphalos. Daher mögen Theorien von Kreta[47]) nach Delphi überhaupt dem Homeridenhymnos auf Apollon zum Grunde liegen. So war der erste delphische Hymnode Chrysothemis aus der kretischen Tarrha[48]). In jenem homeridischen Hymnos hat sich aber diese kretisch-delphische Sage erhalten. Der Gott selbst gründet sich, vom Olympos herab kommend, sein heiliges Haus zu Pytho, und als er nun überlegte, welche Männer er zu Priestern in der felsichten Pytho bestellen sollte, so sah er ein segelndes Schiff auf dem Meere, welches viel edle Kreter vom minoischen Knosos trug. Sogleich leitete er es als Delphin nach Krisa, und die Kreter stiegen ans Land. Da erschien ihnen Apollon in seiner Herrlichkeit, führte sie zu seinem Heiligthume am Parnassos und verkündigte ihnen, daß sie dort seine Priester seyn sollten. Sie folgten ihm zwar, erschraken aber über die unfruchtbare und rauhe Gegend. Apollon lächelte und foderte von ihnen, ihm nur immer mit dem Opfermesser in der Rechten Schafe zu schlachten und seinen Tempel zu hüten, so werde ihnen alles reichlich zufließen. Allein er schließt mit den Worten, andere Männer würden ihnen dann Gebieter — σημάντορες ἄνδρες — seyn, denen sie beständig untergeben seyn würden. Man sieht hieraus, daß Apollon die Kreter nur zu Priestern von geringerem Range einsetzt. Es werden also jene Gebieter keine andern seyn können, als jene schon erwähnten deukalionischen, mithin altdorischen, Geschlechter, aus denen namentlich die fünf ὅσιοι beim Tempel gewählt wurden, und die auch Euripides in mehren Stellen bezeichnet[49]) als „die Edlen der Delpher, durchs Loos erwählt, den Dreifuß nahe sitzend" und als „die pythischen Herrscher und delphische Fürsten." Somit scheint auch hierdurch bestätigt zu werden, daß nach der alten Sage die Gründung des Apolloncultus zu Delphi nicht von den Kretern ausgegangen war. Ihre aristokratische Denkart, ganz gemäß den Worten des Hymnos, bezeugten diese deukalionischen Geschlechter zu verschiedenen Zeiten[50]), vornehmlich aber durch ihre Verbindung mit den flüchtigen Alkmäoniden gegen die Tyrannis des Peisistratos[51]).

Ausbreitung des Apolloncultes von Delphi aus. Es gehört nicht hieher, die Apollocolonien, welche von Kreta ausgingen und sich in allen Richtungen besonders an den Küsten des ägäischen Meeres und seinen Buchten finden, zu verfolgen und aufzuzählen[52]); nach aller Wahrscheinlichkeit verbreitete sich der Dienst des pythischen Gottes auch von Delphi aus, und zwar zunächst über Böotien. Er erscheint nämlich in dieser Landschaft in dem Orakel an der Quelle Tilphusa, dann in Tegyra, welches sich sogar die Geburt Apollons aneignete und bei dieser Behauptung weniger Widerspruch in Delphi fand als Delos, ferner in dem Ismenion zu Thebä, wo sich dieselben ennaeterischen Feste finden. Aber auch nach Attika verbreitete er sich, wahrschein-

42) *Plut.* de def. or. 14. 21. de musica 14. 43) Steph. Byz. unter *Δειπνιάς.* 44) *Plut.* de def. orac. 15. 45) Dorier. Thl. 1. S. 307. 46) Odyss. 19, 177. *Δωριῆς τριχάϊκες* auf Kreta. Strab. 10. S. 475. Steph. Byz. unter *Δώριον.* Dieder. 5, 80. 4, 60.

47) Plut. Theseus 16. 48) Pausan. 10, 7. 49) Jon. 428. 1233. 1236. 1265. 50) Herod. 5, 72. 51) Herod. 5, 62. 2, 180. 52) Darüber Müllers Dorier Thl. 1. S. 215—232.

lich mit der Ansiedelung der Ioner, denn Ion wird Sohn und Zögling des pythischen Apollon genannt; und im Attika wird der Gott sogar als väterlicher Apollon — Ἀπόλλων πατρῷος — verehrt[53]). Daher ging denn auch jährlich im Frühlinge eine Theorie — Pythaïsten[54]) — von Athenä nach Delphi auf der heiligen oder pythischen Straße, welche durch die eleusinische Ebene auf Önoe, durch den Paß von Dryoskephalä auf Thespiä oder Thebä, Lebadeia, Chäroneia über Panopeus und Daulis zwischen dem Parnassos und Kirphis unter den Phädriaden hinweg führte.

Aber bei weitem wichtiger wurde für die Verbreitung des Dienstes des pythischen Apollon die Herakleiden- oder dorische Wanderung. Seitdem wurde Apollon herrschender Gott in der Peloponnesos, denn er war der Gott des spartiatischen States, ihm brachten die spartiatischen Könige als erste Statsbeamte am ersten und siebenten jeden Monats Opfer dar. Aber von Sparta aus, wie es denn bald in der Peloponnesos herrschend wurde und besonders seit der Unterwerfung von Messenien, ging der Dienst des pythischen Gottes auch auf die übrigen Gegenden über, wenn gleich die Arkader und Achäer demselben nicht die erste Stelle einräumten. Auch ein frühzeitiges Mißverhältniß zwischen den Messeniern und den Spartiaten beweist wahrscheinlich, daß jene sich dem delischen Heiligthum, das bald nach der dorischen Wanderung ionisiert wurde, anschlossen. Es dichtete nämlich Eumelos[55]) ein Prosodion für einen messenischen Chor nach Delos um Olymp. 5. Die Spartiaten hingegen hielten strenge am delphischen Tempel, schützten ihn stets, erhielten seine Autonomie und machten es bei Friedensschlüssen zur ersten Bedingung, daß jeder nach dem Herkommen — κατὰ τὰ πάτρια — seine Theorie dahin anstellen, dort opfern und das Orakel befragen solle[56]). Es ist bei dieser überwiegenden Macht der Dorier in der Peloponnesos wiederum sehr natürlich, daß der dorische Hauptgott, der pythische Apollon, nun auch einen großen Einfluß auf die ursprünglich achäische Panegyris zu Olympia gewann. Daher trat nun Apollon dort neben dem Zeus auf, und er erhielt den Beinamen Thermios, weil der olympische Gottesfrieden Therma hieß. Seitdem wurde auch der Ölbaum von den Hyperboreern nach dem heiligen Hain Altis verpflanzt, seitdem wurde die Feier der olympischen Spiele nach der pythischen Ennaeteris geordnet. Die ganze achtjährige Zeitperiode bestand nämlich aus 99 Mondenmonaten; deswegen theilte man zu Olympia diese Periode in zwei Abschnitte, den einen von 50, den andern von 49 Mondenmonaten. Daher fiel das Fest auch in verschiedene Monate, einmal in den Apollonios, das andere Mal in den Parthenios[57]). Auf diesem Wege wurde der pythische Apollon eine Gottheit des gesamten hellenischen Volkes.

Pyläisch-delphische Amphiktyonie. Von ausnehmender Wichtigkeit wurde also seit der dorischen Wanderung das delphische Heiligthum, denn es vereinigte mehr und mehr die verschiedenen Stämme des hellenischen Volks. Geschah dies nun wirklich von der religiösen Seite, so konnte dies mit gleicher Wirksamkeit auch in politischer Beziehung zu Stande gebracht werden, seitdem die beim Tempel der Demeter bestehende pyläische Amphiktyonie mit dem delphischen Tempel in Verbindung trat. Es wurden durch diese Verknüpfung eines pelasgischen Heiligthums mit einem hellenischen auch selbst diese beiden Stämme enger mit einander verschmolzen. Daher fällt die Blüthezeit dieses Instituts in den Zeitraum unmittelbar nach der dorischen Wanderung. Allein die Ausdehnung und Vervielfältigung der dorischen und ionischen Staten zerriß sehr bald das Band, welches sich auf diese Weise auch politisch um alle Hellenen hätte schlingen können. Wir finden daher die pyläisch-delphischen Amphiktyonen hauptsächlich nur damit beschäftigt, die Heiligthümer der pythischen und pyläischen Gottheiten, hauptsächlich aber das delphische Orakel, in ihren Rechten und Besitzungen zu schützen. Demnach war der Einfluß, den diese Amphiktyonie auf die hellenischen Völkerschaften ausübte, fast nur religiöser Art durch das Orakel, und gerade in der Zeit, wo sich die Amphiktyonie als ein politisches Institut hätte geltend machen können, in den Perserkriegen, erkennen wir, wie ungemein wenig sie bedeutete, und daß sie Berathungen, die politische Verhältnisse zum Zwecke hatten, fast gar nicht mehr anstellte. Dagegen kommen schon vor den Perserkriegen mehre, und nach denselben unzählig viele Fälle vor, wo das delphische Orakel bei politischen Verhältnissen Aussprüche that, die den gemeinsamen Sinn und die Einigkeit des Volks nicht allein nicht beförderten, sondern die die Kriege unter den Hellenen selbst sogar anfachten oder unterhielten; und die Amphiktyonen ließen es später sogar geschehen, daß Siegestrophäen aus den bürgerlichen Kriegen beim Tempel aufgestellt wurden.

Gebiet des delphischen Tempels. Ursprünglich mag dieses Gebiet, Delphis genannt[58]), nicht von großer Bedeutung gewesen seyn, denn das rauhe Gebirge und die engen Felsschluchten mochten wol im Allgemeinen nur Viehzucht, höchstens etwas Weinbau zulassen. Als aber nach dem heiligen oder krissäischen Kriege Olymp. 46, 1. bis Olymp. 47, 2., den die Amphiktyonen betrieben, das Gebiet von Krissa oder Kirrha dem delphischen Tempel zugesprochen ward, so erhielt derselbe eine bedeutende Landschaft, worin sich vornehmlich die fruchtbare krissäische Ebene auszeichnete. Es fragt sich nun, von wem dieses Gebiet angebaut wurde, denn daß es unbenutzt liegen geblieben sei, wird wol niemand zu glauben gesonnen seyn. Daß es aber die zum Tempel bestellten Geschlechter, jene delphischen Herren und Fürsten, nicht bebaut haben werden, kann man schon aus dem Homeridenhymnos schließen; denn als die vom Apollon berufenen Priester über den felsichten Boden und den kümmerlichen Erwerb aus dem Ackerbau trauerten, so gebot

53) *Demosthen.* de coron. 274. 54) Steph. Byz. unter *Πυθαΐ*. 55) Pausan. 4, 4. 33. 56) Z. B. im Frieden des Nikias Olymp. 89. 3. Thuk. 4, 118. 5, 18. 57) Böckhs expl. zu Pind. Olymp. 3, 18. S. 138.

58) Etymolog. magn. s. v. *Λυκώρεια*.

ihnen der Gott, ihm nur stets zu opfern, und es werde ihnen alles reichlich zufließen. Es läßt sich also nicht anders glauben, als daß es Tempelsklaven oder Bauern — Hierodulen — gab, denen die Benutzung und der Anbau des Tempelgebiets oblag. Und wirklich kommen dergleichen Leute häufig vor [59]). Plutarchos berichtet [60]), die Eretrier und Magneten hätten den Gott mit Erstlingen von Menschen beschenkt. Mithin erhielt der Tempel solche Unterthanen durch Schenkung, aber auch durch Kauf [61]). Es waren also eine Art von Leibeigenen, Tempel- oder Priesterbauern, deren Zustand wahrscheinlich milder war, als sonst in den Statsverhältnissen, namentlich der Dorier, da an ihnen beständig herausgehoben wird, daß sie unter dem Schutze des Gottes ungekränkt und frei leben könnten; und wenn jemand sie angreife, um sie in Sklaverei zu bringen, so sollte dies ebenso gestraft werden, als wenn man sich an einem Freien vergreife. Daher heißt es [62]), die Hierodulen fürchten Niemanden.

Pythische Kampfspiele. Schon in ältester Zeit sollen musische Kampfspiele, Hymnen auf den Gott, in Delphi bestanden haben und bei denselben Kampfpreise ausgesetzt gewesen seyn. Es wird erwähnt, daß Chrysothemis, Karmanoes Sohn, von Tarrha, darauf sein Sohn Philammon und sein Enkel Thamyris einen solchen Preis als Hymnoden gewannen. Nach diesen war Eleuther Sieger [63]). Es wurden aber diese Hymnen zur Kithara gesungen und Hesiodos deswegen nicht zugelassen, weil er dies nicht leisten konnte [64]). Diese ältesten Kampfspiele waren aber ennaeterisch. Als nun Olymp. 47,3. der Amphiktyonenkrieg gegen Kirrha unter Anführung des Aleuaden Eurylochos und des Sikyoniers Kleisthenes mit der Eroberung von Kirrha beendigt war, so setzten die Amphiktyonen zuerst auch Preise aus für gymnische Kämpfe — ἀγὼν χρηματίτης. Dies wird aufs Bestimmteste bezeugt vom Scholiasten zu Pindaros und dem marmor Parium [65]), und bei beiden wird zu der Zeit Simon Archon zu Athenä genannt. Nun heißt es aber bei dem Scholiasten, sechs Jahre nachher, als Damasias Archon zu Athenä war, wären Kränze für die Sieger ausgesetzt — ἀγὼν στεφανίτης. Das würde also in Olymp. 49, 1. fallen. Weil sich aber nicht beweisen läßt, daß in dem Jahre pythische Spiele angestellt sind, denn diese fielen stets in das dritte Jahr einer Olympiade, so legte Corsini dies in Olymp. 48, 3.; allein ohne allen Grund. Dagegen hat das marmor Parium unter Olymp. 49, 3. den Damasias als athenäischen Archon und die Einrichtung des ἀγὼν στεφανίτης. Hieraus geht hervor, daß auch die erste Pythiade neuerer Einrichtung noch ennaeterisch war [66]), und wenn Pausanias die erste Pythiade in Olymp. 48, 3. zu setzen scheint, so hat er nur eben dies übersehen, denn er wußte wohl, daß die zweite Pythiade in Olymp. 49, 3. fiel. Weil aber die Pythiaden seitdem beständig vierjährig waren, so ging er auf Olymp. 48, 3. als die erste Pythiade zurück und legte in dieses Jahr, was richtiger in Olymp. 47, 3. gehörte. Seit Olymp. 49, 3. wurden aber die pythischen Spiele regelmäßig in jedem dritten Jahre der Olympiade gefeiert.

Schwierig ist die Jahreszeit und der Monat zu bestimmen, in welchem die Kampfspiele angestellt wurden. Clinton [67]) sucht zu beweisen, daß sie in den zweiten oder dritten Monat des dritten Jahres der Olympiade fielen, und das würde gegen Ende des August oder am Anfange des Septembers unserer Zeitabtheilung, mithin gegen den Herbst seyn. Dagegen setzt Böckh [68]) sie gleich nach dem Monat Elaphebolion, also in den Anfang des Monats Munychion, und das würde in das erste Drittheil unseres Aprils fallen. Diese Ansicht hat aber schon darum vieles für sich, weil die Amphiktyonen, die die Vorsteher und Kampfrichter bei den Spielen waren, jeden Frühling ihre Zusammenkünfte beim delphischen Tempel hielten. Der Preis des Siegers war ein Lorbeerkranz von jenem heiligen Baume im Thale Tempe [69]). Der Hippodromos lag in der kirrhäischen Ebene [70]).

Übrigens blieben neben den gymnischen Kampfspielen auch fortwährend die musischen, und in der achten Pythiade traten auch Flötenspieler und Kitharisten ohne Gesang zum Wettstreit auf. Bei diesen Wettkämpfen suchten die Delpher die Schicksale des Gottes durch musikalische Compositionen darzustellen, und so entstand die pythische Satzweise — νόμος πυθικός, — welche in der Folge Timosthenes, der Admiral des Königs Ptolemäos Philadelphos, zu einer großen Composition gestaltete [71]). Gegenstand dieser Composition war der Kampf Apollons mit dem Drachen Python, und es bestand dieselbe 1) aus der πεῖρα, einer Vorbereitung und Einleitung in die Musik und den Kampf. Sie zerfiel wieder in das Vorspiel, ἀνάκρουσις, die ἄμπειρα, das Auftreten Apollons auf den Kampfplatz, und den κατακελευσμός, des Gottes Herausfoderung des Drachen unter Zujauchzen der Parnassier. 2) Aus den ἴαμβοι; der Gott kämpft mit dem Drachen und erlegt ihn. Sie zerfielen in die σάλπιγξ und den ὀδοντισμός; dadurch wurden die Verwünschungen und Schmähungen gegen den Drachen, und das Zähneknirschen und die Wuth desselben nachgebildet. 3) Aus den δάκτυλοι, dem Siegesliede nach vollendetem Kampfe. 4) Aus den σύριγγες; der Drache thut mit Gezisch die letzten Athemzüge, wobei hauptsächlich die Flöte gebraucht wurde.

Delphische Verfassung. Wir haben bereits

59) Eurip. Androm. 1092. πρὸς οἰκητῶν θεοῦ. 60) De pyth. or. 16. ἀνθρώπων ἀπαρχαῖς. 61) Eurip. Ion. 312. 1299. Vieles zur Bestätigung des hier Gesagten hat Böckh aus Urkunden, die sich ebenfalls theils auf Schenkung, theils auf Kauf beziehen, in Hirts Hierodulen, Berlin 1818, gesammelt. 62) Schol. Eurip. Phön. 243. 63) Pausan. 10, 7. Plut. Sympos. 2, 4. 64) Pausan. a. a. O. Strab. 9. S. 421. 65) Hypothes. d. Schol. Pindar. Pyth. S. 298. und Böckhs explic. zu Olymp. 12. S. 206 ff. Marmor Parium ep. 38. 66) Bei dem pindarischen Scholiasten muß daher ἐνναετῆ anstatt ἑξαετῆ gelesen werden. Vergl. Müllers Dorier. Th. 2. S. 509. 67) Fasti hellenici ed. Krüger. p. 207 seq. 68) Corp. inscriptt. I. p. 812. 69) Älian. v. h. 3, 1. 70) Pausan. 10, 7. 37. Heliod. Äthiop. 4. zu Anfg. 71) Über diesen Gegenstand: Strab. 9. S. 421. Pollux 10, 84. Hypothes. d. Schol. Pindar. Pyth.; zugleich Böckhs Pindar. I. S. 182.

oben gesehen, daß die delphische Verfassung ohne Zweifel oligarchische Priester- und Adelsherrschaft war. Schon die σημάντορες des Homeriden-Hymnos, dann die ὅσιοι, welche nur aus deukalionischen Geschlechtern genommen werden konnten, dienen zum Beweise. Auch hielt es die Pythia beständig mit den Aristokraten, z. B. mit den Alkmäoniden, die sogar ein Darlehn aus dem Tempelschatz erhielten [72]), vornehmlich aber mit der aristokratischen Sparta. Von der eigenthümlichen Beschaffenheit der delphischen Oligarchie sind wir aber leider nicht unterrichtet. Es kommen nur gelegentlich ein Archon, nach welchem das Jahr benannt wurde, — Gyllides Olymp. 47, 8. und Diodoros Olymp. 49, 8. [73]), — ferner ein König [74]), ein Rath, ein Vorsteher des Raths, ein Prophet, ein Hieromnemon, Nomophylakos und Äsymanten [75]) vor. Doch wird auch eine Volksversamlung der Delphier — ἐκκλησία — genannt, und in Statsgeschäften ist von einer πόλις der Delpher die Rede; allein ein delphischer Demos kommt nicht vor. Wie sich aber diese Statsgewalten zu einander verhalten, ob sie nach einander, oder alle neben einander bestanden haben, ist nicht auszumitteln.

Verfall und Untergang des delphischen Orakels. Außer den allgemeinen Ursachen, die den Verfall und Untergang solcher Institute des Alterthums schon mit sich führten, und die hier auseinanderzusetzen nicht der Ort ist, liegen als besondere Gründe des Sinkens der delphischen Weissagung die Selbstsucht und der Eigennutz der delphischen Priester am Tage. Diese aber zeigen sich bei ihnen schon sehr frühe und zeichnen sie vor manchen anderen Priesterschaften in Hellas aus. Denn aus welchem anderen Grunde gestatteten sie jeglichem Ausländer, woher er auch kommen mochte, den Zutritt zu ihrem Heiligthume, das doch seit der dorischen Wanderung auf den Gemeinsinn der Hellenen hätte einwirken können, wenn es ein Nationalinstitut geblieben wäre? War aber der Fremdling nur freigebig, so konnte er von den Delphiern alles verlangen. Wir haben dafür einen traurigen Beweis in der Geschichte des Krösos. Als der lydische König seine großen und wahrhaft königlichen Geschenke nach Delphi geschickt hatte, die Herodotos noch sah und bewunderte, so gaben die Delphier ihm selbst und den Lydern Promantie (Vorrang bei dem Orakel), Atelie (Abgabenfreiheit) und Proedrie (Vorsitz); ja was das Schmählichste war, jeder Lyder konnte, wenn es ihm beliebte, delphischer Bürger werden, und das auf alle Zeiten [76]). Bei solcher Gesinnung ist es freilich nicht wunderbar, daß auch schon vor den Perserkriegen Beispiele von Bestechlichkeit der Pythia vorkommen [77]). Die Habsucht der delphischen Priester war daher zum allgemeinen Sprichwort geworden [78]):

In Delphi kaufe Fleisch, wenn du geopfert hast.

Denn daß der Opfernde von seinem Opferthier ein Opfermahl veranstaltete, ward ihm dort nicht erlaubt, alles nahmen die Priester an sich. Auf diesem Wege mußte das Orakel seinem gewissen Verfall entgegen gehen, und nicht erst der Sturz des Heidenthums zog auch seinen Fall nach sich. So versichert uns Strabon, daß es zu seiner Zeit in der Meinung der Menschen ungemein gesunken sei. Und fast um dieselbe Zeit finden wir beim Lucanus [79]):

— — non ullo saecula dono
Nostra cavent majore deum, quam Delphica sedes
Quod siluit.

und an einer andern Stelle:

— — muto Parnassos hiatu
Conticuit pressitque deum.

Auf ähnliche Weise drückt sich Juvenalis aus [80]): Delphis oracula cessant. Dennoch scheinen hie und da beim Anfange des 2. Jahrhunderts noch Orakelsprüche zu Delphi ertheilt worden zu seyn, wie sich aus Lukianos schließen läßt [81]). Wiederum behauptet Minucius Felix [82]), daß das vorsichtige und zweideutige Orakel des pythischen Apollon zu seiner Zeit verstummt sei, da die Menschen gebildeter und weniger leichtgläubig geworden wären. Endlich befragte der Imperator Julianus das delphische Orakel wirklich noch, woraus wenigstens erhellt, daß es dem Namen nach noch bestand. Er erhielt aber zur Antwort: Saget dem Könige, der kunstvolle Wohnsitz ist in den Staub gesunken, Phöbos hat nicht mehr ein Obdach und keinen weissagenden Lorbeer, auch keine redende Quelle; versiegt ist das schöne Gewässer. — Claudianus sagt daher [83]), Apollon habe sich von Delphi wieder zu den Hyperboreern zurückgezogen:

pulcher Apollo
Lustrat Hyperboreas Delphis cessantibus aras.

(*L. Zander.*)

DELPHIN (*Δελφίν*), ein mythisches Seethier der alten Völker, dessen Begriff aus dem bekannten Seesäugethier Delphinus, Delphis des Linné, dem Tümmler, nicht aber wie Andere wollen, aus dem Manatus entstanden war. S. *Beckmann* ad Antigon. Caryst. p. 110; *Schneider* ad Aelian. H. A. II, 52. In Ägypten war es eins der Attribute des Nil, denn Delphine sollten aus dem Mittelmeere den Nil hinaufsteigen (Strab. X. p. 780.) und dort mit Krokodilen kämpfen (Senec. Quaest. nat. IV, 11.). Es ward also als ein wohlthätiges, das Schädliche bekämpfende Geschöpf angesehen, und war gleichsam Symbol des Mittelmeers selbst und darum des Gottes Neptun, vielleicht zu einem alten Fischdienst der Küstenvölker dieses Meeres gehörig, denn von den alten Telchinen heißt es, sie hätten es zu den heiligen Fischen gerechnet (Athenaeus VII. p. 282. E. p. 80 Schweigh.). Seestädten und Seefahrern diente es zum besondern Wahrzeichen. Schon Ulysses soll es in seinem Schilde und sogar im Siegelringe geführt haben (Lycophr. Cass. 655. und daselbst Tzetzes), weil ein freundlicher Delphin einst seinen ins Meer gefallenen Sohn Telemach gerettet habe (*Plut.* de solert. animal. p. 985 B.). Zwei Eigenschaften desselben nämlich werden

---

72) *Demosth.* in Mid. 561, 17. Thuk. 1, 121. 73) Hypoth. d. Schol. Pind. Pyth. 74) *Plut.* quaest. gr. 12. 75) *Corsini* fasti att. II, 469 seq. 76) Herod. 1, 54. 77) Herod. 5, 63. 90. 6, 65. 78) Plut. Sympos. 7, 6.

79) Pharsal. 5, 111. 131. 80) Satir. 6, 555. 81) *Lucian.* in pseudom. 82) *Minuc. Fel.* in Octav. 26. 83) *Claud.* de sexto cons. Hon. 25.

vorzüglich hervorgehoben, seine Schnelligkeit und seine Menschenfreundlichkeit. In der erstern Hinsicht verglich man ihn mit dem Pferde. Was dieses auf dem Lande war, war der Delphin zur See. Er beherrschte gleichsam dadurch die Wasser und bezeichnete also symbolisch, auch bei Neptun, die Meeresherrschaft. Der mythische Grund aber, warum Neptun das Thier liebte, war, daß es ihm durch seine Klugheit und Treue den Besitz der geliebten Amphitrite verschafft hatte, wofür er es auch zur Belohnung unter die Sterne versetzte. Auch zur Amymone nach Lerna trug es den liebenden Gott (Lucian. Meergöttergespr. Thl. VI. S. 105 Bip.). Überall zeigte er sich als gütig und menschenfreundlich, sanftgesittet, sogar die Musik liebend. Küstenvölker wußten gar vieles von seiner Anhänglichkeit an Menschen, besonders Kindern, zu erzählen. Hatte doch einst ein Delphin den berühmten Sänger Arion gerettet und war dafür zu den Sternen erhoben worden. Apollo, der Vorsteher des Gesanges und der Tonkunst, nahm daher seine Gestalt an, als er das Heiligthum von Delphi stiften wollte. Sein Erscheinen warnte den Schiffer vor dem kommenden Sturm. Er bezeichnete also das ruhige Meer, auf dem das Schiff sanft und schnell dahin gleitet, die besänftigte Flut, die glückliche Fahrt, den versöhnten, freundlichen Meergott. Diesem geben ihn Künstler bald in die Hand, bald unter die Füße (Paus. Phoc. 34.). Es dient auch seinen Söhnen und Günstlingen mit gleicher Bereitwilligkeit. Zur Hochzeit des Peleus und der Thetis reitet Eros selbst auf einem Delphin (Basrelief bei Zoëga Bassir. Nr. 53.); das deutete auf das Glück der Verbindung. Überhaupt liebten die Künstler die Darstellung dieses Thieres wegen der geschwungenen Wellenlinie seiner Gestalt. Der Umstand, daß Seefahrer oft Delphine als Symbole von Seestädten erblickten, mag zu vielen Erzählungen von durch sie geretteten Menschen Anlaß gegeben haben, wie z. B. das Bild eines Delphin auf Tänaron in Lakonien zu der Fabel vom Arion. Auch Tarent hatte einen Delphin zum Wahrzeichen, weil der Neptunssohn Taras, sein Stifter, auf einem Delphin an die Küste gekommen oder des Taras Sohn durch einen solchen gerettet worden sei. (Probus und Pompon. Sabinus ad Virg. Georg. II, 197.) — Endlich spielt auch in Bacchischen Mythen der Delphin eine Rolle. Im 6. Hom. Hymn. auf Bacchos verwandelt der Gott die tyrrhenischen Schiffer in Delphine, und einer von ihnen wird das Sternbild am Himmel (Hyg. poet. Astron. XVII. p. 460 Staver). Ja man nannte selbst den Delphin Tyrrhenus piscis (Seneca Agam. 451.), eben als Symbol des Landes und der Schifffahrt der Tyrrhenier. In den Sagen von Naxos erzählte man von Delphinenmenschen. (Vergl. Nonnus Dionys. XXIII, 292. XXXVIII, 371. XLIII, 191, 288.) Nach Paus. Cor. c. 3. stand die Bildsäule des Palämon, des Sohnes der Ino, die den Dionysos erzogen, auf einem Delphin, denn Palämon gehörte mit zu den Seegottheiten.

Delphin 2) ein bekanntes Sternbild nahe an der Milchstraße, westlich vom Pferde, nördlich vom Wassermann, östlich vom Adler und südlich vom Schwane. Das Mythische von diesem Bilde ist schon erzählt. Vier Sterne α, von der dritten, β, γ, δ, der vierten Größe, bilden, nahe zusammenstehend, eine Rhomboide und glänzen am Kopfe des Fisches; unter ihnen südlich ist ein Stern ε der vierten Größe im Schwanze. Außerdem enthält das Sternbild noch 7 Sterne der fünften, 8 der sechsten und mehre der siebenten und achten Größe. Den Stern ε nennen die Araber Dseneb el dulfin, Schwanz des Delphin, oder auch **Amûd el-salib**, Stiel des Kreuzes, weil sie sich auch die Figur eines Kreuzes denken, dessen obern Theil die 4 Sterne bilden und daher El-akûd el-salib, der Knoten des Kreuzes, heißen, von Okde, Knoten, d. h. die Verbindung der Querhölzer des Kreuzes. Man kann aber auch akûd für den Plural von ikd ansehen; dann bezeichnet es die Perlen und Steine, womit ein zum Schmucke dienendes Kreuz besetzt ist. — Nach dem Scholiasten des Germanicus S. 124. nannten die Alten dies Gestirn auch Musicum signum, wobei sich der Grund aus dem mythischen Begriffe des Delphin ergibt. *(Richter.)*

Delphinapterus *Lacépède* (Mammalia), s. Delphinus. *(Thon.)*

Delphinat s. Dauphiné in den Nachträgen.

Delphinia s. Delphinios.

Delphinia *Desvoidy* (Insecta), s. Myodarii.

DELPHININ, Delphinium (nicht Delphium), ein eigenes, brennendscharfes, giftiges Pflanzenkaloid, das Rud. Brandes 1819 gleichzeitig mit Lassaigne und Feneulle in den Samen von Delphinium Staphisagria, an Äpfelsäure gebunden, fand und so darstellen lehrt: Man kocht die Körner mit Alkohol von 85 p. C. einige Zeit gelinde und filtrirt die Flüssigkeit siedend heiß; die beim Erkalten niederfallende, flockige, weiße Substanz wäscht man mit kaltem Alkohol möglichst rein aus. Oder man kann auch die wässerige Auskochung der Samen durch Ammonium übersättigen und den erhaltenen Niederschlag mit Alkohol auskochen, den Absud siedend durchseihen und erkalten lassen, damit sich das Delphinin in weißen Flocken aussondere, davon bis zu 5 Proc., zum kleinern Theil an Säuren gebunden, übrigens außer Verbindung mit denselben im Samen existiren. — Nach Lassaigne zieht man mit Äther erst die Cotyledonen aus, von denen der scharfe Geschmack der Stephanskörner herrührt, kocht sie dann in etwas Wasser, filtrirt, läßt die Flüssigkeit über reiner, gebrannter Bittererde aufwallen, filtrit abermals, kocht hierauf den gut abgewaschenen Bittererderückstand mit 40gradigem Weingeist und verdunstet diesen an freier Luft, damit das Kaloid in der Schale zurückbleibe.

Nach den vorläufigen Versuchen sind die qualitativen Bestandtheile desselben höchst wahrscheinlich dieselben des Morphin und Strychnin, von welchen es doch sogleich durch seinen, in der Siedhitze der Öle besonders reichlich sich entwickelnden, eigenen, scharfen Dampf, durch den Mangel an Krystallisationsfähigkeit und durch sein ganz anderes Verhalten gegen Säuren ebenso sich unterscheidet, als durch den ausgezeichnet brennendscharfen Geschmack seiner Salze, da es selbst im ungebundenen Zustande fast ganz geschmacklos ist.

Getrocknet stellt das Delphinin, nach Brandes,

ein graulichweißes, undurchsichtiges, sehr feines, im Sonnenlichte glänzendes, in feuchter Luft unveränderliches, fast geruch- und geschmackloses (nach Lassaigne aber erst etwas bitteres, dann ausnehmend scharf schmeckendes) Pulver dar. Zwischen den Fingern ballt es sich blos etwas zusammen, ohne mit Wachs formbar zu seyn, schmilzt aber gleich diesem, wird beim Erkalten hart und brüchig, zersetzt sich bei einer höhern Temperatur, wird schwarz, stößt einen weißen, eigen riechenden, entzündlichen Rauch aus und hinterläßt eine ohne Rückstand verbrennliche Kohle.

Nur von siedendem Wasser wird das Delphinin merklich beim Erkalten getrübt; Alkohol und Äther lösen es beim Sieden vollständig auf, die ganz farblose und durchsichtige Lösung selbst trübt sich erst durch Abkühlung und setzt flockige, blättrige Häutchen ab; Terpentinöl löst es schnell und leicht auf; mit Mandelöl kaum einige Minuten erwärmt, entwickelt es außerordentlich scharfe, die Lunge heftig reizende Dämpfe, weit stärker als dies beim Verbrennen desselben über der Lichtflamme geschieht. Die Entwickelung des scharfen Princips erfolgt vorzüglich bei einem gewissen Punkte der Zersetzung des Delphinin, und dieser Punkt dürfte durch jenen des Siedepunkts der Fettöle mehr fixirt werden und mit diesem gerade zusammenfallen.

Die geistige Auflösung des Delphinin färbt geröthetes Lackmuspapier weit schneller wieder blau, als das Morphin. Einwirkungen auf Menschen und Thiere sind noch nicht versucht worden.

1) Schwefelsaures Delphinin, ein sehr auflösliches Neutralsalz, in prismatischen, luftbeständigen, ausnehmend bitterbrennend schmeckenden Krystallen, deren Lösung Ätz- und Mildkali, Ammonium und salzsaur. Baryt ein wenig trübt, das Lackmuspapier aber nicht verändert. Das neutrale Salz besteht, nach Fenelle, aus 100 Delphinin und 2,136 Schwefelsäure, das basische aus 100 Delph. und 1,194 Säure und das saure aus 100 Delph. und 4,272 Säure.

2) Salpetersaures Delphinin, schwierig in kleine Prismen krystallisirend, leicht zerfließlich, von brennendem Geschmack. Aus seiner Lösung fällen Ätzkali, Ätzammonium, Natron und Mildkali weißliche Flocken.

3) Salzsaures Delphinin, eine dichte, nicht krystallinische, scharfbrennend schmeckende, an der Luft feucht werdende Salzmasse, die, in Wasser gelöst, durch Ätz- und Mildkali, Ammonium und salpetersf. Silber eine Trübung erleidet.

4) Essigsaures Delphinin, dem salpeter- und salzsauren fast analog.

5) Oxalsaures Delphinin, ein in Wasser schwer lösliches Salz *). (*Th. Schreger.*)

*) Vergl. Rud. Brandes in Schweigger's N. Journ. d. Ch. u. Ph. XXV. 4. S. 369 ꝛc. — Trommsdorff's neues Journ. d. Pharm. 1819. III. 2. S. 144 ꝛc. — Lassaigne und Feneulle im Journ. d. Pharm. Jan. 1823; teutsch in Hänle's Magaz. d. Pharm. 1823. Mai. S. 171 ꝛc.; vergl. Gilbert's Ann. d. Physik. 1820. 10. Std. S. 373 ꝛc. u. Schweigger's N. Journ. 1824. XII. 1. S. 116 ꝛc.

DELPHINION, Delphinium, 1) Hafen in Böotien, nachmals zu Attika gehörig, eine Stunde östlich von Oropus (Strabo 9. p. 279.). Muthmaßlich jetzt Mancopaldo. — 2) Eine ehedem große Stadt auf der Insel Chios, auf der Ostküste gelegen, mit einem Hafen, welcher jetzt Hafen Delfino heißt. Eine Flotte von 80 Schiffen konnte darin vor Anker liegen. — 3) s. Delphinios. (*H.*)

DELPHINIOS, Beiname Apollons. Über dessen Ursprung s. Apollon, Thl. IV. S. 419. Apollon hatte unter diesem Beinamen einen Tempel zu Athen: Delphinion, in welchem ein besonderer Gerichtshof war (τὸ ἐπὶ Δελφινίῳ), welcher über zwar vorsätzlichen, aber mit rechtlicher Befugniß, z. B. zur Selbstvertheidigung oder an einem ertappten Ehebrecher begangenen Todschlag erkannte (Plut. Solon. c. 37. Demosth. in Aristocr. p. 644.). Theseus, als er den Pallas und dessen Söhne getödtet, soll zuerst hier Recht genommen haben (Paus. I, 28.). Vergl. Ephetai. — Delphinia hießen die dem delphinischen Apollon geweiheten Festspiele zu Ägina (Schol. Pind. Ol. 7, 156. Pyth. 8, 88.). (*H.*)

DELPHINIUM (Rittersporn). Eine Pflanzengattung aus der Gruppe der Helleboreen der natürlichen Familie der Ranunculeen und aus der dritten Ordnung der 13. Linnéschen Klasse. Der Name findet sich zuerst bei Dioskorides (δελφίνιον, mat. med. III, 77.). Char. Der Kelch corollinisch, fünfblättrig, das oberste Blättchen zu einem Sporn verlängert; die Corolle vierblättrig (oft durch Verwachsung einblättrig); die oberen Blättchen sind nach hinten gehörnt, die unteren bisweilen gespalten; die Staubfäden kurz, an der Basis breit, mit am Ende stehenden, elliptischen, zweifächerigen, nach außen sich öffnenden Antheren; drei bis fünf kurze Griffel mit ausgerandeten Narben; eine, drei oder fünf häutige, balgartige Kapseln, auf der Nath die Placenta; die Samen winklig, mit Eiweiß (Reichenb. Aconit. t. 5. 6.). Von den 50 bekannten Arten sind 21 Sommergewächse; sie sind im südlichen Europa, besonders an den Küsten des Mittelmeers und in Persien einheimisch. Ebenfalls an den Küsten des mittelländischen Meeres finden sich drei zweijährige Arten. Von den übrigen perennirenden Arten, die sich meist durch hohe Stengel und schöne blaue Blüthen auszeichnen, wachsen nur zwei auf den teutschen Alpen (aber auch in andern Ländern): *D. intermedium* Ait. (Hort. Kew. ed. 1. p. 243., *D. alpinum* Kit. hung. III. p. 278. t. 246. D. elatum L.) und *D. montanum* Cand. (Fl. fr. V. p. 641., *D. elatum* Allion. ped.); die übrigen in Mittelasien, Sibirien, Nordamerika, eine im nördlichen Afrika und in Portugal (*D. pentagynum* Lam. enc., Desf. atl. 1. p. 427. t. 111.) und eine in Mittelitalien (*D. velutinum* Bertol. exc. p. 12.).

Alle Arten scheinen die flüchtige Schärfe, welche überhaupt den Ranunculeen eigen ist, in höherem oder geringerem Grade zu besitzen. Das Kraut einiger Arten, wenn es unter das Viehfutter gemischt war, hat Blutharnen und Durchfall hervorgebracht. Besonders deutlich zeigt sich aber dieser scharfe Stoff in den Samen mehrer Arten. Fast alle Delphinien eignen sich zu Zierpflanzen.

Die einzige Art, welche auch im nördlichen Teutschland wächst, *D. consolida* L. (Fl. dan. t. 83., Gemeiner Rittersporn), ein Sommergewächs mit unbehaartem, ästigem Stengel, ausgebreiteten Zweigen, vielfach getheilten, glatten Blättern, schmalen Blättchen, schlaffen Blüthentrauben, Blüthenstielen, welche länger sind als die Stützblättchen und unbehaarten Kapseln, ist vielleicht ursprünglich nur im südlichen Europa einheimisch, kommt aber jetzt fast überall vor, wo Getreide gebaut wird. Die Blüthen sind bitter und etwas scharf; sie wurden gegen Augenkrankheiten, Steinbeschwerden und als Emmeniagogon empfohlen (Flores Calcitrapae s. Consolidae regalis). Die Samen scheinen ebenso kräftig zu wirken, wie die Stephanskörner; sie werden in der Tinctur gegen krampfhafte Engbrüstigkeit gebraucht (Semina Consolidae).

Am häufigsten in Gärten zieht man: *D. Aiacis* L. (Garten-Rittersporn; Abb. Clus. hist. II. p. 206. f. 1.), ein Sommergewächs mit einfachem, oberhalb ästigem Stengel, vielfach getheilten, glatten Blättern, schmalen Blättchen, dichten Blüthentrauben, Blüthenstielen, welche mit den Stützblättchen von gleicher Länge sind, und feinbehaarten Kapseln. Im südlichen Europa und in der Krimm einheimisch. In Gärten hat man zahlreiche Spielarten: mit gefüllten, blauen, rothen, weißen und violetten Blüthen. Nach Linné (Hort. Cliff. 213.) ist dies der Hyacinthus der Alten, daher der Trivialname; in der That findet sich bei Dioskorides (a. a. O.) *ὑάκινθος* unter den eilf Synonymen des *δελφίνιον*, welches D. Aiacis ist. Allein der wahre Hyacinthus der Alten (*πολύθρηνος ὑάκινθος* Nicand.) scheint nicht ein Rittersporn, sondern der Schwertel (Gladiolus communis L., *ξιφίον* bei Theophrast und Dioskorides) zu seyn. Eine dritte Art, *D. Staphisagria* L. (Stephanskraut; Abb. Sibth. et Sm. fl. gr. t. 508.) wächst, als eine zweijährige Pflanze mit krummhaarigen Stengeln und Blattstielen, handförmigen, fünf- bis siebenlappigen Blättern, schlaffen Blüthentrauben, Blüthenstielen, die länger sind als die Stützblättchen und sehr kurzem, knieförmigem Sporn, in Griechenland, Italien, im südlichen Frankreich und auf Teneriffa, besonders in altem Gemäuer. Die Kapseln sind groß, bauchig, behaart. Die Samen (Semina Staphisagriae, Stephanskörner) sind unregelmäßig dreiseitig, braun, grubig, netzförmig-runzlig, fast so groß als Erbsen; innen sind sie schmutzig weiß. Sie riechen beim Zerreiben sehr unangenehm und schmecken sehr scharf und bitter *). Man hat sie schon zu Dioskorides Zeiten (Diosc. mat. med. IV. c. 153. *σταφὶς ἀγρία, φθειροκτόνον*) als Salbe gegen das Ungeziefer des Hauptes und gegen Krätze, gekaut gegen Zahnschmerz angewandt; außerdem gebrauchte man sie aber auch gegen Eingeweidewürmer. In neueren Zeiten hat man aber ihren Gebrauch, als eines gefährlichen, heftiges Erbrechen, Purgiren und Darmentzündung veranlassenden Mittels, fast ganz aufgegeben. (*A. Sprengel.*)

*) Sie bestehen aus einem eigenen narkotischen Pflanzenkaloid (s. Delphinin), einem durch essigsaures Blei fällbaren, braunen Bitterstoff, einem flüchtigen und einem fetten Öle, Eiweißstoff, einer animal. Materie, Pflanzenschleim und Schleimzucker, Äpfelsäure, einem gelben, durch essigsaur. Blei nicht fällbaren Bitterstoff, aus basisch kohlens. Kali, kohlens. Kalk, vielem phosphors. Kali, vielem basischen phosphors. Kalk, schwefelsaur. Kali und Kalk, salzsaur. Kali und Kieselerde. (Lassaigne u. Feneulle in Gilberts Ann. d. Physik. 1820. 8. Stck. S. 373; vergl. Brandes Analyse in Trommsdorffs N. Journ. d. Pharm. 111.). (*Th. Schreger.*)

Delphinorynchus *Blainville* (Mammalia), s. Delphinus.

DELPHINSÄURE, acidum delphinicum (Cetins oder Fischthransäure), nimt Chevreul als eine eigenthümliche animalische Säure im Fette des Delphinus globiceps u. a. Cetacien an, sie soll aber, nach Andern, nichts anders seyn, als die mit dem Wallrathfette vermischte Talgsäure (s. Cetin). Auch will man sie im Safte von Viburnum Opulus gefunden haben.

Da diese Säure flüchtig ist, so läßt sie sich von dem süßen Princip im Thrane der Wallthiere trennen, wenn man solche mit krystallisirtem Barythydrat neutralisirt, verdunstet und hierauf mit so viel Phosphorsäure übergießt, als zur Auflösung aller gebildeten phosphorsauren Baryterde erfoderlich ist. Man erhält aus der einige Stunden ruhig gestandenen Mischung: a) eine wässerige Flüssigkeit, welche saure, phosphorsaure Baryterde nebst etwas Delphinsäure enthält, und b) eine ölähnliche Flüssigkeit, die, leichter als die erste, von dieser geschieden werden muß und die reine Delphinsäure darstellt. Diese ist theils farblos, theils blaß citrongelb von Farbe, riecht stark aromatisch, wie Buttersäure (s. oben), schmeckt sehr stechend, nachher ätherhaft, Reinettenähnlich, und läßt auf der Zunge einen weißen Flecken zurück. Die in Dunst verwandelte Säure hat einen zuckrigen Äthergeschmack; von ihr bleibt auf der Zunge, wie auf Glas und Papier, ein sehr fest haftender, dem Delphinthran ganz ähnlicher Übelgeruch zurück. Bei 54° Fahr. ist ihr specifisches Gewicht = 0,941. Alkohol löst sie reichlich auf, Wasser weniger; diese Lösungen röthen stark die Lackmustinctur.

Die ölähnliche Delphinsäure, welche als ein Hydrat zu betrachten ist, besteht, nach Chevreul, aus 260 Säure und 40 Wasser und gibt mit allen salzfähigen Basen Salze, so namentlich: 1) die delphinsaure Baryterde, die aus 117 Säure und 99 Erde besteht und nicht so verwittert, wie 2) die delphinsaure Strontianerde in langen Prismen; ebenso krystallisirt 3) die delphinsaure Kalkerde, ohne doch zu verwittern und eine weiße, undurchsichtige Farbe anzunehmen. 4) Das delphinsaure Blei ist gebildet aus 55 Säure und 135 Bleioxyd. (Vergl. *Thomson* Syst. of Chimistry. IV. p. 385 etc. — Annal. de Ch. et de Ph. VII. p. 264 etc. 367 etc.) (*Th. Schreger.*)

DELPHINULA (Paläozoologie). Außer den vier im fernen indischen Meere einheimischen Arten giebt es nach Defrance dreißig fossile in tertiären Formationen, und zwar, wie es scheint, zumal in den älteren darunter. Nur eine ist lebend und fossil zugleich. Doch sind nur etwa 15 davon bis jetzt beschrieben worden, und nicht alle tragen in genügendem Maße die Kennzeichen dieses Geschlechts, sondern manche sind nur aus

mehr negativen Gründen hieher versetzt worden, da sie noch minder gut sich zu andern Geschlechtern eignen würden.

1) *D. Warnii.* D. testa grandi, orbiculato-depressa, transvers. undulato-striata, sulcisque elevatis longitudinalibus et transversis quadrate-clathrata, umbilico cavernoso, crenulato, intus laevi, apertura primum expansa, marginibus dein introrsum reflexis.

D. Warnii *Defr.* *Lamck.* hist. nat. VI. ii. 232. nr. 7. *Defr.* Dict. XII. 544.

Eine sehr zierliche Art. Die Querstreifen sehr fein, doch sehr deutlich. Breite 1". In den Muschelgruben im ältern Tertiärgebiete zu Hauteville bei Valogne.

2) *D. Gervillii.* D. Gervillii *Defr.* Dict. XII. 544.

Ist der vorigen nahe verwandt, doch stets kleiner, nur 6‴ breit, die Querrippen stehen weiter aus einander, und die Einfassung der Mundöffnung ist mehr entwickelt und ausgezackt. Ebenfalls zu Hauteville.

3) *D. scobina.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus longitudinaliter squamoso-sulcatis, carinatis, supra carinam squamis majoribus armatam planiusculis, umbilico haud marginato, apertura rotundissima *Bast.*

a) Testa grosse squamoso sulcata, superne subnodosa.

b) Testa granulato-sulcata, superne aequali, squamis carinae fornicatis; squamis carinae depressis.

Turbo scobina. *Al. Brongn.* Vicent. p. 53. tab. II. fig. 7. *Defr.* Dict. XLVI. 521.

Delphinula scobina. *Bast.* Bord. p. 27. Bronn Reisen II. 573. u. Tertiärgeb. S. 65. Nr. 337.

Schale 12‴—15‴ breit und 11‴—13‴ hoch. Kaum ist ein erheblicher Unterschied zwischen dieser Art und D. calcar von Paris, wegen unmerklicher Übergänge, obschon diese Art über doppelt so groß wird als D. calcar, ihre Schuppen deutlicher und ihre Mundöffnung meist runder ist. Die Übergangsformen finden sich zumal um Hauteville (Bast.) — Mein Exemplar von Bordeaux hat oben nur 4 dicke Längenrippen, unter dem Kiele bis zum Nabel 6—7. Die italiänischen haben deren oben 6, unten meist 16—17. Gewöhnlich sind die Schuppen breit; aber an einem der italiänischen Exemplare ebenfalls von oben zusammengedrückt wie bei D. calcar, womit diese Art vielleicht in der Folge vereinigt werden wird. Fossil im Tertiärkalke von Bordeaux (Dax) (a), im ältern meerischen Tertiärkalke im Castell' gomberto (b) und Hauteville bei Valogne.

4) *D. calcar.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus longitudinaliter squamuloso-sulcatis scabris, medio carinatis, carina spinis compressis simplicibus armata, spira brevi obtusa. a) Minor, spira depressa, b) major, spira convexa.

D. calcar. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 1. VIII. tab. 36. fig. 1., hist. nat. VI. ii. 231. nr. 1., Encyclop. tab. 451. fig. 2. a. b. — *Defr.* Dict. XII. 544. — Bronn urweltl. Conch. tab. II. fig. 24. — Holl Petrefakt. S. 296.

Verwandt mit Turbo calcar *Lin.* Mit den Dornen 9"—11" breit. In der ältern Tertiärformation zu Grignon (a) und Hauteville (b), oft doppelt so groß als dort.

5) *D. lima.* D. testa orbiculato-convexa, scabra, spiraliter striata, striis squamulis concavis echinatis, anfractibus subangulatis, teretibus.

D. lima. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 2.; hist. nat. VI. ii. 231. n. 2. — *Defr.* Dict. XII. 544.

? Turbo *Brand.* Foss. Hant. p. 10. tab. I. fig. 7—8.

Der vorigen verwandt, doch ohne jene spornartigen Fortsätze. Die Schale ist kurz und stumpf kegelförmig, die Umgänge sind cylindrisch, außen etwas kantig mit parallelen, hohlschuppigen Längenstreifen. Nabel innen größtentheils glatt. Breite 10‴. In ältern Tertiärbildungen zu Courtagnon.

6) *D. conica.* D. testa conico-pyramidata, anfractibus laevibus carinatis, ultimo bicarinato, saepius disjuncto.

D. conica. *Lamck.* Ann. mus. IV. 110. nr. 3. VIII. 78. tab. 36. fig. 4.; hist. nat. VI. 232. nr. 3. *Defr.* Dict. XII. 545.

Niedliche Art, spitz, 4‴ hoch, 2‴—3‴ breit, mit glatter Oberfläche, ohne Höcker und Schuppen; Nabel enge, etwas wendeltreppenartig; die 2 Kiele entfernt stehend. In den ältern Tertiärschichten zu Grignon, um Paris, zu Beu bei Pontchartrain.

7) *D. turbinoides.* D. testa breviter et obtuse conica, anfractibus longitudinaliter obsolete 2—3 carinatis, striisque longitudinalibus tenuibus, verticalibus minimis, umbilico simplici.

D. turbinoides. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 4. VIII. 78. n. 2. tab. 36. fig. 2. *Defr.* Dict. XII. 545.

Höhe 2—3 Linien. Innen perlmutterglänzend. Oberfläche noch mit röthlichen Flecken. Zu Grignon.

8) *D. marginata.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus sublaevibus, umbilico-margine incrassato, crenato, pliculasque eradiante.

D. marginata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 5. VIII. tab. 36. fig. 6.; hist. nat. VI. ii. 232. nr. 4. — *Defr.* Dict. XII. 545. — *Baster.* Bord. p. 27. nr. 1. — Holl Petref. S. 296. — Bronn Reisen II. 573. Dess. Tertiärgeb. S. 65. Nr. 338.

Plattkugelig, mit 4 Lin. Querdurchmesser, völlig glatt, Umgänge 4—5, die obern ganz, der letzte zuweilen noch nächst dem oberen Rande mit feinen, senkrechten Streifen. Nabel an seiner Mündung durch einen faltigen Ring verengt. Oft begleitet von dem kalkartigen Deckel. An den Exemplaren von Dax erkennt man noch Spuren ehemaliger Färbung; kleine, rechtwinkelige, weinhefenfarbene Flecken, in regelmäßigen Querbinden stehend. Im ältern meerischen Tertiärkalke von Grignon und ? Castell' gomberto, und in jenem von Dax bei Bordeaux.

9) *D. striata.* D. testa orbiculato-convexa, anfractibus spiraliter subangulatis, striatisque, umbilico spirali.

D. striata. *Lamck.* Ann. mus. IV. 111. nr. 6. VIII.

p. 78. tab. 36. fig. 5.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 5. — *Defr.* Dict. XII. 545.

Querdurchmesser 2½—3 Linien; noch mit rothbraunen, schief-scheitelrechten Strahlen. Ähnlich der D. turbinoides, doch niedriger, und abweichend durch den wendeltreppenähnlichen Nabel und den etwas aufgeblasenen, äußeren und ausgeschnittenen, innern Mundrand. Zu Grignon.

10) *D. varia*. *Defr.* Dict. XII. 546.

Der vorigen nahestehend, doch etwas größer und hauptsächlich verschieden durch violette Längenbinden. Manche Individuen sind ungestreift, andere mit 2—4—6 Kielen ohne oder mit starker Längenstreifung versehen. Zu Hauteville.

11) *D. sulcata*. D. testa orbiculato-convexa, depressiuscula, anfractibus profunde-sulcatis, labro serrato.

Var. β. sulcis minoribus.

Var. γ. anfractibus superne subcanaliculatis. *Bast.*

D. sulcata *Lamck.* Ann. mus. IV, III. nr. 7. VIII. tb. 36. fig. 8.; hist. nat. VI. II. 232. nr. 6. — *Defr.* Dict. XII, 546. — *Baster.* Bord. p. 28. nr. 3. — Holl Petreff. S. 296.

Breite 2½—6 Linien; Furchen auffallend tief, den sägeförmig-bogigen Mundrand bildend. Zu Grignon und Hauteville, hier doppelt so groß, als dort; γ. zu Léognan bei Bordeaux.

12) *D. canalifera*. D. testa orbiculato-convexa, laevigata, umbilico margine subplicato, canali spirato umbilicum intus obvallante.

D. canalifera *Lamck.* Ann. mus. IV, 112. nr. 8.; — VIII, 78. tb. 36. fig. 7. — *Defr.* Dict. XII, 546.

Etwas kleiner als D. sulcata, die Schale glatt mit drei Umgängen. Nabel am Rande gefältelt, innen mit einer spiralförmigen Rinne; — violett, mitten auf den Umgängen mit einem weißen Bande. Zu Grignon.

13) *D. goniostoma* nr. 6. D. testa pusilla, depressa, superne carinata, inferne concava, umbilicata, apertura trigonata.

D. trigonostoma *Bast.* Bord. p. 28. tb. IV. fig. 10. (non *Lamck.* hist. nat. VI. II. 232. *Blainv.*)

Breite 5 Linien. Im Tertiärkalke von Dax.

14) *D. solaris*. D. testa anfractibus laeviusculis, ad suturam subnodosis, depressis, extus carinatis, carina in processus compressos radiantes producta; ultimo subtus alia spirularum adpressarum serie ornato; umbilico squamoso-radiato; apertura? rotundato-triangulari (ex icone).

Trochus solaris (*Lins. Brocch.* Conch. 357—358. tb. V. fig. 13. (non *Lin.*) — Bronn Reisen II, 567. Ital. Tertiärgeb. 60. n. 321.

Dauphinule cadran *Defr.* Dict. XII, 546.

Delphinula solaris *Serr.* terr. tert. 103.

Wäre nach Brocchi nur eine leichte Varietät des im südamerikanischen Meere lebenden Trochus solaris *Lin.*, von der sie abweiche durch die schuppigen Strahlen, welche vom Nabel ausgehen (an der Stelle von vier abwechselnd kleineren, knotigen Reifen um den Nabel und der krausen, leistenartigen Streifen auf der ganzen Unterseite der Umgänge) und durch die platten, nur an der Naht allein knotigen Umgänge (statt daß sie bei Tr. sol. *Lin.* mit knotigen Längenrunzeln in ihrer ganzen Breite bedeckt sind. In den blauen Mergeln unter dem Calcaire moëllon um Montpellier; — dann in Italien auf Ischia.

15) *D. costata*. D. testa, ovato-acuta; anfractibus superne plano-depressis, extus longitudinaliter costato-carinatis, ubique verticaliter pliculatis; apertura ovata, deorsum dilatata, extus acuta, subsinuosa; umbilico angusto.

Delphinula costata *Bronn.* Heidelb. Katal. Nr. 139.; Reisen II. S. 573. und Ital. Tertiärgeb. S. 65. Nr. 339.

Nerita (Stomatia) costata *Brocch.* Conch. 300. tb. I. fig. 11. *Bors.* oritt. piem. p. 106.

Purpura costata *Sow.* gen. shels. — *Defr.* Dict. LI, 72. — *Bast.* Bord. p. 50.

Sigaretus costatus *Serr.* terr. tert. p. 127.

b. monstrosa; anfractibus solutis subteretibus.

Die Schale hat 9‴ Höhe auf 6‴ Breite, und 3—4 Umgänge, diese außen mit 7 Längenkielen. Sie unterscheidet sich von den übrigen Delphinula-Arten, insofern bei wohlerhaltenen Exemplaren der Nabel minder weit und meist halb bedeckt ist. Doch nähert sie sich besonders durch die Monstrosität b. wieder sehr diesem Geschlechte. Von einer unteren Ausrandung des Mundes aber ist keine Spur vorhanden. Im Mittelmeer kommt ein ziemlich ähnliches Konchyl vor. Fossil in den jüngern meerischen Tertiärformationen, im gelben Sande und den blauen Mergeln Italiens um Castell' arquato und zumal im Andona-Thale; dann im gelben Sande im südlichen Frankreich um Montpellier; auch zu Dax bei Bordeaux.

16) *D. spirorbis Lamck. Defr.* Dict. XII, 546. von Grignon; und

17) *D. cristata Defr.* Dict. XII, 546. von Hauteville, sind noch nicht näher bekannt geworden.

In Südfrankreich kommen nach Marcel de Serres noch Kerne andrer, zum Theil sehr großer Arten im Moëllon und darüber liegenden Meeressande vor. — Endlich verweiset von Schlotheim seinen Helicites gyrans aus älterem Kalkstein der Schweiz, und seinen Hel. propinquus (aus der Gegend von Aachen) zum Lamarck'schen Geschlechte Delphinula, doch sind diese Reste nicht genauer bekannt geworden und dürften auch schwerlich hieher gehören *). (*H. G. Bronn.*)

---

*) Literatur. *De Lamarck* mémoires sur les fossiles des environs de Paris; in den Annales du Muséum d'histoire naturelle de Paris. 4. IV. 1804. 108—112. (u. Explication des Planches) VIII. 1806. 77—78. tb. 36. *Brocchi* Conchiologia fossile subapennina Milano: 1814. 4. II. 300. 357. *Borson* Saggio di orittografia Piemontese, — in den Memorie della R. accademia delle Scienze di Torino. T. XXVI ff. *Defrance:* Artikel Dauphinule, im Dictionaire des sciences d'histoire naturelle. Paris 8. vol. XII. (1818.) 544—546. v. Schlotheim die Petrefaktenkunde. Gotha 1820. 8. S. 101. Nr. 7. *De Lamarck* Histoire naturelle des Animaux sans

DELPHINULA *Lamarck* (Mollusca). Eine Schneckengattung, aus Turbo *Linné's* gesondert, zur Familie Turbinea der Unterordnung Pomatostoma und der Ordnung Ctenobranchia in der Klasse Gasteropoda gehörig (*Menke* Synopsis molluscorum ed. 2. p. 53.), von Montfort Delphinulus genannt. Letzterer hat unnöthiger Weise aus einer fossilen Art die Gattung Lippistes, Marroot aus andern Cyclostrema gebildet. Ferussac stellt sie wieder als Untergattung zu Trochus (*Rang* Manuel de l'histoire naturelle des Mollusques p. 201.).

Das Thier ist nicht bekannt. Die Schale ist sehr dick, fast scheibenförmig oder kegelförmig, mit weitem Nabel, die Windungen rundlich, ungleich oder eckig, mitunter nicht zusammenhängend. Die Mündung ganzrandig, rund oder dreieckig, ohne Spindel, der Saum vollkommen vereinigt (keine Lippen bildend), meist wulstig oder gefranzt. Der Deckel kalkartig, mit wenigen Windungen, außen höckerig. — Meistens ist die Schale stachelig, oder mit allerlei laubartigen Verlängerungen besetzt.

— Blainville (Manuel de Malacolog. p. 552.) theilt die Gattung, von der wenige lebende Arten bekannt sind.

a) Mündung vollkommen rund, ohne Falten — Delphinula.

1) D. laciniata *Lamarck* (*Chemnitz* Conchyl. Cab. V. tab. 175. f. 127 — 85. Turbo Delphinus. *Linné*), fast scheibenartig, dick, die ganze Oberfläche mit geschuppten oder körnigen Furchen bedeckt, von denen einige größere, lappige, mehr oder weniger lange Fortsätze tragen. Die Farbe roth und gelb. Aus den indischen Meeren. Erreicht eine Größe von 2 Zoll.

2) D. distorta *Linné* (*Chemnitz* V. t. 175. f. 1737 —89.), wie vorige Art gestaltet, aber purpurroth, alle Windungen oben eckig, der Länge nach gefaltet, die Schale gefurcht, die Furchen höckerig, die letzte Windung von den übrigen getrennt.

b) Etwas gethürmt, Mündung dreieckig mit Falten (Trigonostoma.).

3) D. trigonostoma *Fovanne* Conchol. pl. 79. f. cc. (fossil). (*D. Thon.*)

— Delphinulus Montfort (Mollusca) s. den Art. Delphinula.

DELPHINUS, der Heilige, aus dessen früherm Leben man nichts Bestimmtes kennt, machte sich als Bischof von Bordeaux durch Verfolgungseifer der Ketzer bemerkenswerth. Er war einer von denen, welche die Priscillianer von der Erde zu vertilgen suchten, und soll auf dem Concil zu Saragossa 381 am meisten zur Verdammung der genannten Secte beigetragen haben. Von jetzt an ruhete er nicht eher, bis es ihm gelungen war, sie auch aus Aquitanien zu verjagen, wo sie sich aus den Gegenden der Garonne und der Loire nach dem Po zogen. Als aber kurz darauf ihr Anhang wieder laut wurde und einige derselben zu Bischöfen ernannt worden waren, brachte der eifrige Delphin 385 ein Concil zu Stande, auf welchem Priscillianus, Instantius u. a. von neuem verdammt und ihrer Würde entsetzt wurden. Auch wird ganz besonders von ihm erzählt, daß er den nachmals heiligen Paulinus getauft und durch seinen Unterricht den Grund zu dem gefeierten heiligen Leben des Mannes gelegt haben soll. Der Tag der Verehrung des heil. Delphin ist der 24. December (S. Martyrol. Rom. ad d. 24. Decbr.; S. *Paullinus* in Epistolis.). (*Fink.*)

DELPHINUS, Peter, General der Camaldulenser, machte sich verdient um die Verbesserung seines Ordens, vorzüglich im Hauptpunkte des Gehorsams. Da die Menge der Observanten und Conventualen sich unabhängig gemacht hatte von den Einsiedlern des Ordens, so verschaffte Delph. mit Zuziehung des frommen Paul Justinian durch Leo X. der Einsiedelei zu Camaldoli 1513 die Obergewalt wieder, und die Vereinigung des ganzen Ordens kam hauptsächlich dadurch zu Stande, daß aus den Mönchen der Observanz und aus den Einsiedlern der General wechselsweise gewählt wurde. (*Fink.*)

DELPHINUS, Aegidius, General der Minoriten von der Observanz seit 1500, wird als ein unruhiger Kopf getadelt, der in allen Dingen der Observanz entgegen arbeitete und so viele Spaltungen veranlaßte, daß endlich selbst die Conventualen nicht mit ihm zufrieden waren. Die dem Papst Julius II. von ihm als leicht auszurichten dargestellte Vereinigung der Conventualen und Observanten mißglückte so sehr, daß die Kardinäle dem unruhigen General riethen, sein Amt selbst niederzulegen, damit ihn nicht Ärgeres treffe. Nach langem Streite gab man ihm endlich 1510 das Erzbisthum von Ragusa, damit er, wie Helyot schreibt, das Amt nicht ohne einige Ehre verließe. (*Fink.*)

DELPHINUS *Linné* (Mammalia), Delphin. Eine Gattung der Wallthiere (Cetacea, s. den Art.) oder Wallfischartigen, und zwar der zweiten Familie, der sogenannten Blaser; d. h. derjenigen, welche mit Spritzlöchern [1]) versehen sind. Ihr Hauptkennzeichen besteht darin, daß sie lauter einfache, meist kegelförmige Zähne in beiden Kinnladen haben. Diese Zähne sind oft in großer Anzahl vorhanden und steigen von $\frac{9-9}{9-9}$ zu $\frac{50-50}{50-50}$, ja Cuvier spricht sogar von 60; nur bei einigen Arten finden sich in der Regel in dem Unterkiefer nur zwei gekrümmte, oder gar keine Zähne, was zum Theil das

vertèbres Paris 8. vol. VI. II. (1822) 231—232. *Al. Brongniart* Mémoire sur les terrains de sédiment supérieurs calcareo-trappéens du Vicentin. Paris 1823 fol. *Defrance* tableau des corps organisés fossiles. Paris 1824. 8. p. 114. *De Basterot* description géologique du Bassin tertiaire du sud-ouest de la France (Bordeaux) in den Mémoires de la Société d'hist. naturelle de Paris II. 1. 1825. p. 1—100. Holl Handbuch der Petrefaktenk. Dresden 1829. 12. S. 296. *Marcel de Serres* géognosie des terrains tertiaires. Montp. Paris 1829. 8. p. 103. Bronn Ergebnisse meiner oryktologischen naturhistorischen Reisen, II, 1831. S. 567 und 573. Br. Italiens Tertiärgebilde und ihre organischen Einschlüsse. 1831. S. 60 und 65.

1) Über diese, sowie über das Anatomische dieser Thiere überhaupt und auch das der Delphine, vergl. d. Art. Cetacea.

von herrührt, daß diese Thiere überhaupt die Zähne sehr leicht verlieren. Bei einigen finden sich zahnähnliche Erhöhungen im Gaumen. Die Schnauze ist verschmälert, platt, die Spritzlöcher sind in eine verticale, mondförmige Öffnung, deren Ausbiegung meist nach der Mundseite gerichtet ist, vereinigt, der Körper ist lang und verdünnt sich nach der Schwanzflosse zu, auf dem Rücken steht eine oder ein Paar Flossen, die indessen mitunter auch fehlen. An der Brust stehen die zwei gewöhnlichen Flossen, welche bekanntermaßen nichts anderes als die Vordergliedmaßen sind. In den Weichen stehen zwei Zitzen.

In der Größe geben viele Delphine kleinen Wallfischen nichts nach; das Spritzloch öffnet sich auf einer verticalen Fläche, welche meist an den hintern Augenrand anstößt. Die Rückenflosse von dreieckiger Gestalt ist nichts, als eine Hautfalte mit Fett gefüllt, und fehlt selbst manchmal denjenigen Arten, welchen sie eigentlich angehört, theils in Folge einer ursprünglichen Mißbildung, theils der Verwundung in den verschiedenen Kämpfen, welche diese Thiere sich bald unter einander, bald mit andern großen Seethieren liefern. Die Brüste liegen zu den Seiten der After- und Geschlechtsöffnungen. Der Rand der Geschlechtsöffnung ist bei Männchen und Weibchen lebhaft rosenroth gefärbt, die Ruthe der Männchen, obgleich mit einem Knochen versehen, ist doch in den Grund einer Vulva zurückziehbar, welche aus zwei Längswülsten gebildet wird, so daß es auf den ersten Anblick schwer wird, die Männchen von den jungen Weibchen zu unterscheiden. Mehre Arten sind nicht allein durch das auffallende Größenverhältniß ihres Schädels, sowie durch die Größe ihres Gehirns, sondern auch durch die Größe und Tiefe desselben merkwürdig.

Die enthusiastischen Verehrer der alten Erzählungen, welche dem Delphin eine so freundschaftliche Zuneigung zu dem Menschen, ja man möchte sagen, eine Art von Bildung zuschreiben, könnten die Maße für sich benutzen, nach welchen Ebel und Sömmering die Verstandeskräfte der Thiere ermessen. Nach diesem Maß, welches in dem Verhältniß des größten Gehirndurchmessers zu dem des Rückenmarks an seiner Wurzel besteht, würde der Delphin um die Hälfte mehr Verstandeskräfte als der Mensch besitzen, welches offenbar eine Übertreibung wäre, weshalb denn auch Desmoulins aus dieser Thatsache die Unrichtigkeit eines solchen Maßstabes beweisen zu können glaubt. Auch hat derselbe Schriftsteller in seiner Anatomie und Physiologie des Nervensystems gezeigt, daß ungeachtet der Anzahl und Tiefe der Hirnwindungen beim Delphin sein Gehirn im Verhältniß zur Totalmasse ungefähr bald so klein als das des Menschen ist, daß also die Masse der Verstandeskräfte, welche sich aus der Berechnung der Gehirnfläche zu der übrigen Körpermasse ergibt, der Wahrheit viel näher kommt, als andere angenommene Verhältnisse. Der eigentliche Ursprung aller ältern und neuern Erzählungen über die Zuneigung des Delphins zum Menschen, seinen Verstand und selbst seinen Geschmack für die eigentlich menschlichsten Künste, Dichtkunst und Musik, möchten aber ihren Grund in folgenden Thatsachen haben. Große Truppen Seefische, welche um so zahlreicher sind, als die Schiffe zahlreich bemannt sind, oder je mehr Schiffe zusammensegeln, begleiten fortwährend die Schiffe. Diese Legionen von Fischen werden durch den Auswurf der Schiffsküchen und andern Unraths angezogen, in welchem sie eine reiche Nahrung finden. Die Delphine, welche ebenso wie die Haye diese Massen von Fischen verfolgen, sammeln sich also um die Schiffe und halten sich in der Nähe derselben, um beständig leichte und reiche Beute zu haben. Der Mensch an sich ist also keineswegs die Veranlassung und der Grund, warum sie den Schiffen folgen. In ihrer Begleitung finden sich immer die gefräßigen Haye, welche zu Menschenfreunden zu machen, sicherlich Niemanden einfallen wird, und dennoch ziehen sie aus derselben Ursache mit wie die Delphine. Da aber diese letztern in Folge ihrer Organisation sich nur mit kleiner Beute begnügen müssen, so hat der Mensch in abgeschmackter Eingenommenheit von seiner Dankbarkeit diesen Thieren ein Verdienst aus solcher Nothwendigkeit gemacht, aus keinem andern Grunde, als ihm dies auch hinsichtlich seiner Nebenmenschen zu begegnen pflegt. Endlich geschieht es auch blos aus reiner Spielerei, daß die Delphine dem Schiffe folgen. Quoy sah sie oft bei seiner Reise auf der Urania, der Fregatte, welche in einer Stunde 9 bis 11 Knoten zurücklegte, ebenso voran eilen, wie etwa Hunde sich ein Vergnügen daraus machen, vor einem schnell rollenden Wagen herzuspringen. Auf diese Weise sieht man zwei, drei oder vier Delphine, manchmal auch blos einen einzigen, ihre Geschwindigkeitsübungen anstellen, und indem sie im Zickzack unter dem Bogspriet des Schiffs oft während ganzer Tage lang hinschwimmen, oft vier bis fünfmal den Weg machen, den ein Schiff zurücklegt, welches in der Stunde 4 und 5 Knoten zählt. Diese Thatsache reicht wol hin, um eines Theils die unermüdete Geschwindigkeit dieser Thiere, andern Theils den Ungrund der von ihnen existirenden Erzählungen darzuthun, welche letztere höchstens noch bei den Leuten Glauben finden können, die in ihrem Leben nie zur See waren.

Bei der Beobachtung solcher Massen von Delphinen hat nun Moreau de Jonnés Gelegenheit gehabt, die Bemerkung zu machen, daß man die Arten keineswegs, weder nach den Farben, noch nach der Vertheilung derselben unterscheiden kann und darf, indem diese selbst nach den Individuen sich verschieden zeigen. Die eigentlichen Kennzeichen müssen vom Skelett und hauptsächlich vom Schädel hergenommen werden. Dieser letztere ist nach Cuvier (Ossemens fossiles VIII, 1.) bei den Delphinen sehr erhaben, sehr kurz, hinten sehr gewölbt, die Hinterhauptsleiste umgibt oben den Kopf und steigt seitlich in der Mitte der Schlafbeinkämme herab, die sich viel weiter nach hinten ziehen als jene. Die große gewölbte Hinterhauptsfläche wird durch das Hinterhauptsbein, das Zwischenbein und die Seitenwandbeine, welche zeitig in ein Stück verwachsen, gebildet. Die Seitenwands-

beine steigen an jeder Seite in der Schläfengegend zwischen den Schläfen und dem Stirnbein herab und erreichen dort das hintere Keilbein. Vorn und oben endigen diese Seitenwandbeine hinter der Hinterhauptsleiste, und die Kieferbeine nähern sich ihnen sehr zur Seite. Hieraus folgt, daß das Stirnbein außen nur eine schmale Binde darstellt, welche sich an jedem Ende erweitert, um den Augenhöhlenrand zu bilden. Wenn man aber das Kieferbein, welches eben diesen Rand der Augenhöhle und fast die ganze vordere Schädelfläche verdoppelt, wegnimt, so sieht man, daß das Stirnbein in der That bei weitem größer ist, als es außen scheint. Wie bei den andern Cetaceen sitzen die beiden mehr oder weniger kubischen Nasenknochen in zwei Höhlungen in der Mitte dieses Stirnbeinbandes. Die Nasenlöcher dringen senkrecht vor diesen Knochen ein; ihre hintere Wand wird durch den Körper des Ethmoidalknochens gebildet, der meistens ganz undurchbohrt ist und höchstens Löcher für die Gefäße hat. Das Pflugscharbein, die Scheidewand der Nasenlöcher, hängt mit dem Ethmoidalbein wie gewöhnlich zusammen. Hinter der Schnauze erweitern sich die Kieferbeine in ein breites Blatt, welches den ganzen Augenbogen und die Hirnsinus des Stirnbeins bedeckt, mit Ausschluß der Binde, welche sie vom Hinterhauptsbein trennt. Sie treiben auf diese Weise die obere Öffnung der Nasenlöcher bis an den Nasenknochen, die Zwischenkieferbeine begrenzen die Nasenöffnung von vorn, und erstrecken sich bis an das Ende der Schnauze oberhalb und zwischen den Kieferbeinen. Das Jochbein bildet die Augenhöhle von unten und ist nach vorn mit dem Kiefer- und Stirnbein verbunden, es verlängert sich nach hinten in einen rückenförmigen Fortsatz, der sich mit dem Jochfortsatz verbindet. Dieser Fortsatz ist mit der hintern Augenhöhlenapophyse des Stirnbeins verbunden, woraus hervorgeht, daß der ganze eigentliche Jochbeinbogen dem Schläfenbein angehört, das eigentliche Jochbein steht nicht damit in Verbindung; das Felsenbein und die Trommelhöhle, welche frühzeitig in ein Stück verwachsen, sind mit Bändern an eine Wölbung befestigt, welche durch vorspringende Blätter des seitlichen Hinterhauptbeins, des Grundbeins, des flügelförmigen Fortsatzes des Keilbeins und des Schläfenbeins gebildet werden, auch das Seitenwandbein hat Antheil an dieser Wölbung, und so findet sich denn das Schläfenbein fast ausgeschlossen von der Bildung der Hirnwände. Die Zähne endigen ziemlich vor der Augenhöhle, indem das Kieferbein nur zur obern Wölbung derselben, nicht aber zur untern und seitlichen Wand beiträgt; die Gaumenbeine, die innern flügelförmigen Fortsätze des Keilbeins entwickeln an jeder Seite hinter den Nasenlöchern weite Zellen, welche durch Säcke von Schleimhäuten, wie die Kieferbeins- und Stirnbeinsinus bei andern Säugethieren, ausgekleidet sind. Jedes Gaumbein biegt sich in einen unregelmäßigen Ring auf sich selbst zurück, um die Basis der großen Höhle zu bilden, welche das Kieferbein oben deckt. Die Öffnung, durch welche der zweite Ast des fünften Nervenpaares trit, befindet sich oberhalb der Augenhöhle. Man bemerkt weder einen Thränenknochen noch eine Thränenhöhle. Das Siebloch, an seiner gewöhnlichen Stelle, ist von mittlerer Größe. Die Höhe der Hirnhöhle ist größer als ihre Länge, der türkische Sattel ist fast verschwunden. Nach Bärs Untersuchung ist der Braunfisch zwar allerdings mit Riechnerven versehen, indessen nur in verkümmertem Zustande (Isis XIX, 944.).

Die Sinne der Delphine scheinen ebenso stumpf, als die der Wallfische und Cachelots zu seyn. Die Ohrhöhle, versenkt in die dicke Masse des Felsensbeins, scheint nur ein geringes Gehör anzudeuten, ebenso kann der Geruch nach dem eben angegebenen nur schwach seyn, und der Geschmack nicht minder, wegen der fest gewachsenen Zunge. Nur das Gesicht scheint wegen der Bildung der Spinnwebenhaut, deren concave Fläche bei einigen Arten eine perlgraue Farbe hat, etwas besser zu seyn; auch läßt dieses Thier sich in grünem Wasser leichter nahe kommen, als in ganz durchscheinendem.

Weder über die einzelnen Arten dieser Thiere, noch über ihre Naturgeschichte ist man ganz im Reinen, da man zu wenig Gelegenheit hat, dieselben zu beobachten und viele Beschreibungen, ja selbst Abbildungen nur auf flüchtigen Beobachtungen auf der offenen See beruhen, viele Autoren auch nur immer wieder die ältern Angaben abgeschrieben und ohne Kritik Arten aufgestellt haben.

Man hat die Arten in mehre Abtheilungen gebracht, welche als Untergattungen betrachtet worden sind. Nach ihnen wollen auch wir die Arten aufzählen.

I. Delphinorhynchus *Lacépède*. Die Schnauze sehr lang und dünn, nicht durch eine Furche von der Stirn getrennt; die Kiefern fast linienförmig, mit zahlreichen Zähnen besetzt; auf dem Rücken eine einzige Flosse oder statt deren eine schwach erhabene Längsfalte.

1) D. Geoffroyi *Desmarest*. (Mammal. 512. 753. — D. frontatus *Cuvier*. Ossemens fossiles V. t. 22. f. 8. Cran. — D. rostratus *Shaw?* — D. Shawensis *Desm.?* — Dauphin à bec mince *Cuv.* regne animal.). — Die schmalen Kiefern sind sehr lang, linienförmig, die Stirne stark gewölbt, der Körper ist oben perlgrau, unten weiß, auf dem Rücken mit einer einfachen Längsfalte. Im Ganzen wenig bekannt. Geoffroy Saint Hilaire hat ein Exemplar von Lissabon gebracht, welches auf jeder Seite der Kiefern 24 oder 25 Zähne hat. Es ist 7 Fuß lang, die Schnauze 8 bis 10 Zoll, der Rücken ist grau, der Bauch und die Augenkreise weiß, und es ist unbestimmt, ob sie ursprünglich diese Farbe hatten, oder sie erst durch die Präparation erhielten. Der Körper ist lang und cylindrisch, das Vaterland unbestimmt.

D. canadensis *Desmarest*, mit sehr erhabener Stirn, sehr spitziger, scharf abgesetzter Schnauze und weißer Körperfarbe, aus dem canadischen Meer, ist eine unbestimmte Art, vielleicht zur eben beschriebenen gehörig.

2) D. coronatus *Fremenville* (Bull. d. l. Soc.

philom. III. n. 56. t. 1. f. 2. A. B. — *Cuv. Lesson* etc.). — Die Kiefern sind in eine sehr lange, spitzige Schnauze ausgezogen, der Unterkiefer ist länger, von den sehr spitzigen Zähnen finden sich im obern auf jeder Seite 24, im untern 15, die Rückenflosse ist nur klein, etwas näher und steht mehr nach dem Schwanz zu, die Schwanzflosse ist mondförmig, auf der Stirn stehen zwei gelbe, concentrische Kreise, die Länge beträgt 30 bis 36 Fuß, und das Vaterland ist das Eismeer bei Spitzbergen.

3) D. Bredanensis *Cuvier* (Ossem. foss. V, t. 21. f. 7. 8. Cran. — D. rostratus id. Annal. de Mus. XIX, 9.). Die Schnauze ist von mittelmäßiger Länge, platt gedrückt, in jeder Kinnlade stehen auf jeder Seite 21 bis 23 dicke Zähne, die Stirn ist mehr flach, die Rückenflosse mondförmig und steht fast in der Mitte des Rückens. Die Länge beträgt 8 Fuß, und es findet sich diese Art an den Küsten der Niederlande.

4) D. Gangeticus *Lebeck*. (Neue Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin. III. t. 2. — *Home* in Phil. Transactions 1818. t. 20. Platanistae *Plinius* hist. nat. IX. c. 15. *Cuvier* Oss. foss. V. t. 32. f. 8 — 10. — Susuk der Indier). Die Schnauze sehr lang, sehr schmal, zusammengedrückt, oben und unten jederseits etwa 30 Zähne, die Rückenflosse sehr kurz, die Brustflossen fast fächerförmig, an der Spitze abgestutzt, der Körper oben gräulich, unten weißlich, die Haut sehr glänzend. — Von allen Delphinen hat dieser die längste Schnauze, denn sie mißt mehr als 4 des Kopfes; am Ende ist sie etwas stärker. In der Jugend sind die Zähne alle lang, gerade, zusammengedrückt, sehr spitzig, und die vordern länger als die hintern. Mit zunehmendem Alter nutzen sie sich an der Spitze ab und erweitern sich an der Wurzel, wo sie eine streifige Form annehmen und eine Art von sehr kleinen Wurzeln bekommen, nach dieser Formveränderung aber ausfallen, wenn ihre Höhlung gefüllt ist. Das Spritzloch bildet eine gerade Längslinie. Das größte Individuum neuerer Zeit, von Duvaucel eingesendet, ist 7 Fuß 8 Zoll lang. Die Schnauze mißt 14 Zoll bis an die Stirn und 17 bis an das Ende der Mundöffnung. Die Brustflosse ist 1 Fuß lang und am Ende 7 bis 8 Zoll breit. Der auffallendste Charakter am Schädel dieser Art besteht darin, daß die Kieferbeine, nachdem sie wie bei den andern Delphinen die Stirnbeine bis an die Kämme der Schläfenbeine bedeckt haben, jedes eine große Knochenwand bildet, welche sich nach der andern hinneigt und mit derselben eine große Wölbung oberhalb des Spritzapparats bildet. Diese beiden Knochenplatten sind fest auf den zwei vordern Dritttheilen ihres innern Randes mit einander verbunden, hinten aber entfernen sie sich von einander, um einen Durchgang für das Spritzloch zu bilden. Die Vereinigung dieser beiden Knochenwände unterstützt den Kamm, der äußerlich auf der Stirne dieses Thieres sich zeigt. Der größte Theil des Raumes, den sie bedecken, ist mit einer dicht faserigen, harten Substanz erfüllt. Der Kopf dieses Delphins unterscheidet sich außerdem von denen aller andern Arten durch die Größe des Jochfortsatzes der Schläfenbeine, der im Verhältniß mit der Größe des Schlafes steht, er verbindet sich mit dem hintern Fortsatz des Stirnbeins für die Bildung der Augenhöhle und ist wenigstens doppelt so groß, als der größte jeder andern Art. Die Masse der Trommelhöhle und des Felsenbeins ist also ganz zwischen das Schläfenbein und die benachbarten Theile des Hinterhauptbeins eingefügt. Die Symphyse erstreckt sich wie bei den Cachelots bis an den letzten Zahn, und ist halb so lang als der ganze Kopf. Die Nackenwirbel sind so deutlich wie bei den vierfüßigen Thieren, und ziemlich stark, obgleich kurz. Am vierten, fünften und sechsten dieser Wirbel befindet sich eine zweite Reihe von ihrem Körper ausgehender Querfortsätze, welche länger sind, als die ihnen analogen Normalen. Es finden sich 11 oder vielleicht 12 Rückenwirbel, und die Zahl der übrigen beträgt 28. Am ersten Finger befindet sich nur ein Glied, vier an den drei folgenden, zwei am letzten. Dieser Delphin lebt haufenweise im Ganges und steigt in diesem Fluß so weit herauf, als derselbe schiffbar ist, hält sich aber am zahlreichsten in dem das Delta bildenden Arme desselben auf.

II. Delphinus *Blainville*. Mit mittelmäßig langer Schnauze, die in der Basis breit, an der Spitze gerundet und von der Stirn durch eine Furche getrennt ist; die Kiefern sind an der Wurzel erweitert und der ganzen Länge nach mit zahlreichen Zähnen bewaffnet. Nur eine Rückenflosse.

5) D. Boryi *Desmarest* (Mammal. 514. 757. — Dictionaire classique d'hist. nat. planch. fasc. 2. n. 1. f. 1.). Die Schnauze ziemlich lang, ganz platt gedrückt, am Kopfe am breitesten, der Kopf wenig erhaben, die Rückenflosse in der Mitte zwischen Kopf und Schwanz; der Körper oben zart mäusegrau, unten blos aschgrau mit verloschenen, blaugrauen (nach dem Tode verschwindenden) Flecken, die Seiten des Kopfes weiß, scharf abgeschnitten. Von der Größe des gemeinen Delphin, im Ocean zwischen Madagaskar und Isle de France, auch an den westlichen Küsten Neuhollands.

6) D. Delphis *Linné* (Delphinus, *Plinius* mit den ältern Autoren, *Delphis Aristoteles*. — Schreber Säugethiere. Taf. 343. *Cuv.* Ossem. foss. V. t. 21. f. 9. 10. Schädel. — *Guérin* Iconogr. Mammif. pl. 47. f. 1.). Gemeiner Delphin, Tümler, Tummler, eigentlicher Delphin, Saufisch, Springer. Dauphin französisch, bei den Matrosen Oie de mer, engländisch Dolphyn.

Mit mittelmäßig großer, platt gedrückter Schnauze, welche etwa halb so lang als der Kopf ist, auf beiden Seiten unten und oben mit 42 bis 47 fast kegelförmigen, spitzigen Zähnen, die Rückenflosse ziemlich vorstehend, etwas jenseit der Körpermitte nach hinten stehend, an der Spitze gebogen und der Körper oben schwärzlich, unten weiß. — Dieser Delphin ist ungefähr 6 bis 7 Fuß lang, seine Brustflossen sind von mittelmäßiger Größe und sichelförmig, die Schwanzflosse ist in der Mitte ausgerandet, ihre beiden Hörner nicht sehr spitzig und wenig verlängert, der Schwanz

ist vor der Wurzel etwas zusammengedrückt und erscheint so unten und oben kielförmig. Die schwarze Farbe des Rückens bildet nach der Seite einen herabsteigenden Winkel, die Seiten sind graulich, der Bauch weißlich. Der Schädel dieser Art ist an der schmalen, langen Schnauze mit etwas längerem Oberkiefer kenntlich, die oben gewölbt, unten platt ist; der Hinterkopf ist fast halbkugelig; die Schläfe treten in einen vorspringenden, abgerundeten Winkel nach hinten; die Nasenbeine sind etwas mehr breit als lang; die Mitte des Gaumens bildet einen Längsvorsprung, der von der Spitze bis an die Pyramide der hintern Nasenöffnung sich erstreckt, zur Seite derselben liegt eine längliche Vertiefung, und das Gaumengewölbe wird erst gegen die Spitze hin flach. Die Zunge dieses Delphins ist besonders gegen die Wurzel mit sehr kleinen Wärzchen besetzt, vorn in schmale sehr kurze und stumpfe Lappen zerschlitzt, übrigens sehr fleischig und gilt für ein gutes Gericht. Die beiden Spritzlöcher vereinigen sich in eine Öffnung, welche fast oberhalb des Auges liegt, das letztere Organ befindet sich fast in der Richtung des äußersten Punktes der Vereinigung beider Kiefern; der Gehörgang erscheint äußerlich als eine sehr enge Öffnung. Der Kraft, welche dieses Thier in seiner Schwanzflosse hat, verdankt es seine große Behendigkeit, welche sich namentlich auch in bedeutenden Sprüngen über die Wasserfläche zeigt. Die Haut ist ganz glatt, fühlt sich sanft an und ist glänzend in Folge des sie immer bedeckenden Fettes; unter derselben liegt auch eine dicke Fettlage; das Fleisch ist hart und meist von übelm Geruch. Das Weibchen soll 9 oder 10 Monate trächtig seyn, ein, höchstens zwei Junge gebären und dieselben sorgsam führen und kräftig vertheidigen. Auch Männchen und Weibchen sollen treulich zusammenhalten. Dieß ist derjenige Delphin, von dem man annimt, daß er dasselbe Thier sei, welches die Alten unter diesem Namen kannten. Man stützt sich bei dieser Annahme auf die platte Schnauze, welche dieses Thier in den alten Abbildungen zeigt. Indessen erscheinen eben diese Abbildungen keineswegs so der Natur getreu, als man diese Treue sonst von den alten Bildnern gewohnt ist; und diese mitunter von einander sehr abweichenden Abbildungen, verglichen mit den Beschreibungen von der Lebensweise und den Sitten dieses Thieres, haben Cuvier zu genauern Nachforschungen und Prüfungen veranlaßt, als deren Resultat sich ergibt, daß die Alten unter dem Delphin, theils wirklich dieses Thier, theils auch Hayfische verstanden. — Diese Art lebt überhaupt in den europäischen Meeren. Auch findet man auf Guadeloupe fossile Knochen, welche dieser oder einer nahe verwandten Art angehören möchten.

Zu vorstehender Art dürfte vielleicht gehören D. Pernettyi *Desmarest* (*Pernetty* Voyage. p. 99. t. 2. f. 1.). Der Kopf vorn aufgeschwollen, die Schnauze ziemlich spitzig, Oberkiefer länger als unterer, zahlreiche spitzige Zähne, Rückenflosse näher am Schwanz als am Kopf, Rücken schwarz, Bauch hellgrau, schwarz und stahlblau gefleckt.

Ungewiß, ob eigene Arten, sind folgende Delphine, da sie meist nur im Meere, näher nicht beobachtet wurden.

8) D. cruciger *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 3. 4.). Der Körper mit einem schwarzen Kreuze gezeichnet. Im Meere zwischen Neuholland und dem Cap Horn unter 49 Grad südlicher Breite.

D. albigena, *iidem* (ib. f. 2.). An den Seiten des Kopfes eine weiße Binde. Im neuholländischen Ocean unter 50° Breite. Vielleicht das Junge vom vorigen.

9) D. maculatus *Lesson* et *Garnot* (Voyage de la Coquille. p. 183.). Der Kopf in eine lange, schmächtige Schnauze verlängert, der Körper im Verhältniß seiner Länge schmächtig, die Flossen stark und groß, die Rückenflosse an der Spitze oft gespalten, der Körper oben graugrün, an den Seiten und am Bauche schmutzig, mit runden, weißen, rosenroth eingefaßten Flecken. Sechs Fuß lang. Bei den Gesellschaftsinseln u. s. w.

10) D. dubius *Cuvier* (Ossem. foss. V, 295.). Der Kopf kleiner als bei Delphis, die Schnauze schmäler, mehr zugespitzt, der Unterkiefer fast kegelförmig, in der Mitte nicht angeschwollen, auf beiden Seiten oben und unten 36 bis 38 Zähne. Nur nach Schädeln bestimmt. Das Vaterland unbekannt.

11) D. Tursio *Fabricius* (Fauna groenlandica. p. 49. — *Bonaterre* Cétologie. t. 11. f. 1. — Schreber Säugethiere. Taf. 344. Bottle nose whal *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 18. Dauphin vulgaire *Camper* Cetacés. t. 35. 36. 39. 40. Schädel. — *Cuvier* Oss. foss. V. t. 21. f. 3. 4. Schädel. t. 23. f. 23. 29. Wirbel. f. 22. a. Humerus. t. 23. f. 18. Schulterblatt). Der große Delphin, franz. le souffleur. Die Schnauze kurz, breit, platt, auf beiden Seiten oben und unten 21 bis 23 kegelförmige, meist abgestumpfte Zähne, die Rückenflosse näher am Schwanz stehend, der Körper sehr dick, oben schwärzlich, unten weißlich. — Diese Art mißt 9 bis 10 Fuß in der Länge. Ihr Schädel verhält sich zu dem von Bredanensis wie der vom Dubius zum Delphis. Die Schnauze ist breiter, kürzer, flacher, aber die Schläfe haben dieselbe verhältnißmäßige Größe, die Nasenbeine sind kleiner und reichen nicht bis an die Zwischenkieferbeine; das Pflugscharbein wird an zwei Stellen der untern Seite sichtbar, einmal zwischen den Kiefern und Gaumenbeinen und dann weiter nach vorn zwischen den Zwischenkieferbeinen und den Kieferbeinen. Die Halswirbel, obgleich schwach, sind doch immer deutlich, Rückenwirbel sind 13, und außerdem 38 Endwirbel vorhanden; am ersten Brustbeinknochen findet sich kein Loch, und dessen Seitenwinkel sind weniger scharf als bei Delphis. Diese Art lebt im mittelländischen und grönländischen Meere und im Ocean, und man hat dergleichen bei Sturmfluthen in der Seine bis fast nach Paris heraufsteigen sehen.

12) D. niger *Lacépède* (Mém. du Mus. d'hist. nat. IV. 475.). Die Schnauze sehr lang, sehr flach; auf beiden Seiten, oben und unten, mehr als 12 Zähne; auf dem Rücken eine sehr kleine Flosse, der Schwanzflosse näher als den Brustflossen; der Körper schwarz,

der Mundwinkel, sowie der Rand der Brustflossen und der Schwanzflosse weiß. Nach einer japanischen Abbildung aufgestellt.

13) *D.* Malayanus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. t. 9. f. 5.). Der Schwanz an der Basis kielförmig, die Rückenflosse steht in der Mitte des Körpers und ist an der Spitze ausgeschnitten; das Spritzloch steht nahe an den Augen; der Kopf ist stark gewölbt, die Stirne plötzlich abschüssig und an der Wurzel der langen Schnauze mit einer tiefen Rinne ausgefurcht; die Zähne sind zahlreich, der Körper einförmig grau. Fast 6 Fuß lang. Ward im Meere zwischen Borneo und Java gefunden.

14) D. lunatus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. t. 9. f. 4. Funenas in Chili). Die Formen plump, die Schnauze zugespitzt, die Rückenflosse zugerundet, der Körper oben blaß braungelb, unten weiß, welche Farben auf den Seiten in einander übergehen, auf dem Rücken vor der Flosse ein brauner, halbmondförmiger Fleck. Die größte Länge 3 Fuß. In der Conceptionsbai in Chili.

15) D. minimus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coq. p. 185.). Mit zugespitzter Schnauze, braunem Körper und einem weißen Fleck an der Spitze der Schnauze. Größte Länge 2 Fuß. Haufenweise in dem Äquinoctialmeere bei den Salomonsinseln.

D. Bertini *Desmarest* (Mammal. p. 516. 768. Dauphin de Bertin *Duhamel* Traité des pêches II. t. 10. f. 3.). Die Stirne stark gewölbt, die Schnauze sehr dick, die Augen über und nahe an der Mundfläche liegend, der obere Kiefer zahnlos, die Brustflossen stark erhöht, die Rückenflosse sehr klein. — Ist vielleicht ein junger Cachelot (Physeter). Das Vaterland ist unbekannt.

III. Oxypterus *) *Rafinesque*. Der vorigen Untergattung ähnlich, aber mit zwei Rückenflossen.

D. Mongitdri *Rafinesque* (Précis de Sémiologie. p. 13.). Mit zwei Rückenflossen. Im mittelländischen Meere bei Sicilien.

16) D. Rhinoceros *Quoy* et *Gaimard* (Voyage de Freycinet. t. 11. f. 1.). Auf der Stirne (?) eine hornförmige Flosse, der Körper oben schwarz und weiß gefleckt. Doppelt so groß als die folgende Art. Im Äquinoctialocean unter 5° 28′ der Breite. — Ist noch eine sehr ungewisse Art, da sie nur auf der hohen See, nicht ganz in der Nähe beobachtet wurde.

IV. Phocaena *Cuvier*. Die Schnauze kurz, gewölbt, die Zähne zahlreich, unregelmäßig, auf dem Rücken eine Flosse.

17) D. Phocaena *Linné* (Fauna suecica. 2. p. 17. 51. Schreber Säugethiere. Taf. 342. — *Lacépède* Cétac. t. 20. f. 2. Skelett. Pander und d'Alton die Skelette der Cetaceen. — *Geoff.* et *Cuv.* Mammifères. Vol. III. — Phocaena *Rondelet*, *Gesner* etc. Φώκαινα, Tursio, Marsouin *Belon*. Meerschwein Martens Spitzbergen. S. 92. — Niser *Egede* Grönland. S. 60. — Porpesse *Shaw*. General Zool. II. t. 229. 230. 231.) Meerschwein, Braunfisch, französisch Marsouin, engl. The porpoise. Die Schnauze kurz zugerundet; beiderseitig oben und unten 21 bis 25 Zähne, welche zusammengedrückt, zugerundet und entweder glatt oder gestreift sind, welches letztere vielleicht vom Alter herrührt; die Rückenflosse steht fast in der Mitte des Körpers; die Farbe ist oben schwärzlich, unten weißlich. Dieses Thier findet sich fast in allen Meeren, mit Ausnahme des mittelländischen, es erreicht eine Länge von 9 Fuß und hat die Gestalt eines in die Länge gezogenen Kegels, der Kopf erscheint ebenfalls als ein sehr kurzer Kegel, dessen Basis mit der des Körpers verbunden ist. Oberhalb der Augen ist der Kopf etwas aufgeschwollen, die Augen selbst sind klein, liegen in einer Höhe mit der Mundspalte, haben eine gelbliche Iris und eine dreieckige Pupille. Oberhalb derselben liegt die ganz kleine Ohröffnung. Die Mündung der Spritzlöcher bildet einen nach vorn gekehrten halben Mond und liegt oberhalb des Raumes zwischen Auge und Mundöffnung. Die sehr tief liegende Brustflosse steht dem Raume zwischen Auge und Rückenflosse gegenüber, die Schwanzflosse ist in zwei große Lappen ausgerandet. Die Haut dieses Thieres fühlt sich sehr sanft an und ist oben tief dunkelblau oder eigentlich schwarz gefärbt. Sie bedeckt eine dicke Lage Fett, aus dem Thran gewonnen wird, weshalb man ihn stark verfolgt. Der Braunfisch nährt sich nur von kleinern Fischen, Lachsen, Heringen ꝛc. Die Begattung fällt in den August, und es sollen dann oft 10 bis 15 Männchen einem Weibchen so eifrig folgen, daß oft eins und das andere auf den Strand geräth. Das Junge soll im Juni zur Welt kommen, wird lange gesäugt und soll der Mutter ein Jahr lang folgen.

18) D. leucocephalus *Lesson* et *Garnot* (Zool. de la Coquille. p. 184.). Die Rückenflosse verlängert, zugespitzt, der Körper tiefgrau, Kopf und Hals ganz rein weiß, der Kopf kurz zusammengedrückt. Länge 6 Fuß. Im gefährlichen Archipel.

19) D. bisiitatus *Lesson* et *Garnot* (Bulletin des Sc. nat. et de Géologie. VII. p. 373.). Die Schnauze kurz, kegelförmig; der Körper verkürzt, glatt, oben und in den Seiten schwarz, unten weiß; zwei breite, unterbrochene Binden in der Mitte des Körpers, welche auf beiden Seiten in die schwarze Farbe hineinragen; die Rückenflosse von mittlerer Größe, die Schwanzflosse ausgeschnitten, die Brustflossen schwach, weiß, vorn schwarz gerandet. Im südlichen Ocean.

20) D. superciliosus *iidem* (Zool. de la Coq. taf. 9. f. 2.). Mit 30 Zähnen auf jeder Seite des Oberkiefers, im untern 29. Schnauze kegelförmig, Körper oben schieferfarben, in den Seiten und unten weiß, über den Augen eine weiße, bis an die Stirn verragende Binde. Vier Fuß lang. Im südlichen Ocean.

21) D. Orca *Linné* (Mantissa Plantarum. II. 523. — *Fabr.* Schreber Säugethiere. Taf. 340. Delph. gladiator *Bonaterre* — *Lacépède*. D. Aries

*) Diesen Namen führt auch eine Vogelgattung, aber erst in neuerer Zeit.

Plinius? — *Gérard* Dict. d. Sc. n. *Desmarest.* — D. Duhamelii *Lacépède*, Gérard l. c. — D. Grampus *Desm.* Nouveau Dict. d'hist. nat. — D. ventricosus *Hunter* Philos. Trans. 1787. t. 16? — *Lacépède.* t. 15. f. 3? *Schreber.* t. 341.? alior.? — Phocaena Gladiator *Lesson* Man. de Mammal. — P. Grampus *ib.* — P. ventricosa? *ib.* — Orca *Rondelet*, *Gesner* Butzkopf. Martens Spitzb. Butskopper *Egede* Grönland. Ej. Schwertfisch *ib.* f. p. 48. excl. Descr. — Epaulard *Cuv.* regn. anim. — Ossem. foss. V. t. 22. f. 3. 4. Cran. — Agluck *Pallas* Zoogr. ross. — Aguluch *Chamisso*, Nov. Act. nat. cur. XII. t. 20. f. 9.) Butzkopf, Buttkopf, Nordkaper (fälschlich Pottfisch), Sturmfisch, Speckhauer, Säbelfinne, Schwertfisch. — Die Schnauze sehr kurz zugerundet, oben und unten auf beiden Seiten 11 starke, kegelförmige, fast hackige Zähne, die hintern in die Quere abgeplattet, die Stirne sehr gewölbt, die Rückenflosse sehr hoch spitzig, Körper und Schwanz in die Länge gezogen, jener oben nebst einem Fleck über den Augen weiß. Der Schädel hat eine breite, kurze Schnauze wie bei Phocaena, aber die vordere Gegend an den Nasenlöchern ist vertieft, statt gewölbt, die Nasenknochen sind klein, das Pflugscharbein wird am Gaumen nicht sichtbar, die Schläfe, tief ausgehöhlt, sind vom Hinterhaupt durch Kämme getrennt, welche stärker vorspringen, als die Schläfenkämme selbst. Es ist dies die größte Art der Gattung, welche 20 bis 25 Fuß lang wird; sie lebt viel von Heringen, welche sie in großer Anzahl verzehrt, ist aber auch der gefürchtetste Feind des Wallfisches, der von diesen Delphinen so lange gehetzt werden soll, bis er den Rachen öffnet, worauf sie ihm die Zunge ausfressen. Der Butzkopf lebt in großer Menge in den nördlichen Meeren, verirrt sich aber mitunter auch in die größern Flüsse. So ward im J. 1787 in der Themse einer von 24 Fuß Länge, im J. 1793 ein anderer von 30 Fuß Länge, und in der Loire einer von 18 Fuß Länge gefangen.

D. intermedius *Gray* (Annals of Philos. new Ser. 1827. n. 11. 376.). Der Schädel kommt im Bau sehr mit dem der folgenden Art überein, aber im Oberkiefer stehen auf beiden Seiten 11, im Unterkiefer 10 Zähne. Von der vorigen Art, mit welcher diese hinsichtlich der Anzahl der Zähne übereintrifft, weicht sie ab durch die kleinern Schläfengruben, durch die Breite der Schläfennath, durch den großen Raum, an den sich die Hinterhauptsmuskeln anheften, und welcher nicht weniger als 7 Zoll breit ist.

22) D. griseus *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. t. 1. Schreber Säugethiere. Taf. 345.). Die Schnauze kurz und stumpf, die Stirne gewölbt, nur wenige Zähne, welche sogar oft in der obern Kinnlade fehlen, die Rückenflosse hoch und zugespitzt, die Farbe oben schwarzblau, unten weißlich, welche beide Farben an den Seiten in einander übergehen. Diese Art erreicht eine Länge von 7 bis 11 Fuß, die Rückenflosse ist 14 Zoll hoch, an der Wurzel 15 Zoll breit. In den europäischen Meeren.

D. Rissoanus *Cuvier* (l. c. XIX. p. 12. t. 1. f. 4.). Diese Art aus dem mittelländischen Meer ist mit der eben angegebenen vielleicht identisch. Sie erreicht eine Länge von 9 Fuß, der Kopf ist stumpf, etwas gerundet, die Rückenflosse ist mittelmäßig hoch, hinten ausgeschnitten und steht dem Schwanze näher als dem Kopfe, die Brustflossen sind groß, zugespitzt und sitzen sehr tief, der Körper ist oben dunkel, unten weiß, und der weiße Fleck über den Augen fehlt.

23) D. globiceps *Cuvier* (Annales du Mus. XIX. t. 1. Ossem. foss. V. t. 21. f. 11. 12. 13. Schädel. — *Schreb.* t. 345. f. medioc. — D. melas *Traill* Nichols. Journ. XXII. 810. fig. — D. deductor *Scoresby* — Calodon Swinewal *Lacépède* Cétac. — Narwal edenté *Camper* Cétac. t. 22—34. Schädel.). Die Schnauze sehr kurz, zugerundet, Zähne oben und unten auf beiden Seiten 9 bis 13, welche indessen oft auch fehlen, der Kopf ist ausnehmend stark gewölbt, die Rückenflosse nicht sehr hoch, ausgeschnitten und steht näher am Schwanze, die Brustflossen sind sehr schmal, der Körper ist oben glänzend schwarz, grau oder schwarz, und hat unten eine weiße Längsbinde, welche auf der Kehle sich mitunter in eine Querbinde erweitert. Die Jungen haben noch keine Zähne, in mehr vorgerücktem Alter zählt man 10 in jedem Kiefer. Bei den Alten fallen die Zähne aus, sodaß im Oberkiefer keine, im Unterkiefer nur 8 oder 10 übrig bleiben. Von 60 Stücken, welche an der französischen Küste gestrandet waren, hatten einige die Rückenflosse ganz oder zum Theil verloren. Scoresby sah bei Spitzbergen Züge von 1000 Stück, welche eines der großen Individuen anzuführen schien. Im Jahre 1815 trieb man 310 Stück auf die schottländischen Küsten, im December 1806 strandeten 92 an einer der Orcaden. Als an der Nordwestküste von Frankreich ein Junges aufs Trockne getrieben wurde und schrie, folgte ihm die ganze Heerde von 70 Stück, und alle geriethen aufs Trockne, wo sie starben. Nur ein altes Männchen lebte 5 Tage. Sie ächzten sehr laut, es waren unter ihnen nur 7 erwachsene Männchen und 12 Junge, wovon das kleinste nur 7 Fuß maß. Die Euter der Mütter waren voll gelblich weißer Milch. In den Mägen fand man Ueberbleibsel von Stockfisch und Sepien, das Fleisch wurde gegessen. In den nördlichen europäischen Meeren.

D. feres *Bonaterre* (Cétac. p. 27.), gehört vielleicht zu dem eben beschriebenen. Die Schnauze ist kurz und zugerundet, die Kiefern sind von gleicher Länge, in jeder stehen 20 ungleiche, eiförmige, zweilappige, an der Spitze zugerundete Zähne, der Körper ist einfarbig schwärzlich. Vielleicht ist diese Art, welche sich im mittelländischen Meere findet, die Orca des Plinius.

V. Delphinapterus *Lacépède.* Der Kopf stumpf, die Schnauze kurz, kegelförmig, oder verlängert, die Anzahl der Zähne verschieden; die Rückenflosse fehlt.

25) D. Leucas *Pallas* (Reise. III. t. 79. — D. albicans *Fabricius* Fauna Groenl. — Delph. Beluga *Lacépède* Cétac. — Balaena albicans *Klein* Miss. de Pisc. II. — Weißfisch Martens Spitzb. Hirtfish *Scoresby* Account II. t. 14. *Cuv.* Oss. foss. V. t. 22.

f. 5. 6. Schädel.). Weißfisch, Beluga. Der Kopf stumpf, die Schnauze kegelförmig, kurz, oben und unten auf beiden Seiten 9 stumpfe, kurze Zähne, die obern sind nach vorn, die untern nach hinten gerichtet. Diese Art wird 12 bis 18 Fuß lang. Statt der Rückenflosse bildet sich eine eckige, schwache Erhabenheit, die Brustflossen sind kurz und eiförmig, die Schwanzflosse ist schwach ausgerandet und hat spitzige Lappen. Die Alten verlieren die Zähne bald. Diese Art lebt in den nördlichen Meeren, lebt von Fischen, soll im Frühjahr ein blaues Junges werfen, gibt wenig Thran, ihre Erscheinung aber wird als Zeichen eines guten Wallfischfanges angesehen.

25) D. Peronii *Lacépède* (Cétac. p. 317. — D. leucorhamphus *Péron* Voyage. I. p. 217. t. 1. — *Lesson* et *Garnot*, Zool. de la Coq. t. 9. f. 1. *Cuv.* oss. foss. V. t. 21. f. 5. 6. Schädel.). Die verschmälerte Schnauze ist vom Kopfe durch eine tiefe Furche getrennt, auf beiden Seiten oben und unten stehen 39 Zähne, der Körper ist zierlich gerundet, oben blauschwarz, die Spitze der Schnauze, die Seiten, die Brust und Schwanzflossen sind silberfarben, der Rand der Flossen braun. Die Länge beträgt 5 Fuß 8 Zoll, der Umfang 24 Zoll, die Rückenflosse fehlt gänzlich. Gegen den Südpol unter dem 45sten Grad südlicher Breite.

D. Kingii *Gray* (Annal. of Phil. New. Ser. n. 11. 1827. p. 375.). Die Form und Structur des Schädels kommt der des Weißfisches am nächsten, doch ist die Schnauze über die Hälfte kürzer, der Kiefer in der Gegend der Spritzlöcher viel schmäler, der Schädel mehr kugelig und das Spritzloch der Schnauze näher, im Oberkiefer stehen auf jeder Seite 9 bis 10, im Unterkiefer 9 kleine, gebogene, kegelförmige Zähne. Von dieser Art ist nur der Schädel bekannt, welcher von Neuholland gebracht wurde und vielleicht einer der oben beschriebenen neuholländischen Arten angehört.

VI. Hyperoodon, Anarnacus *Lacépède*, Monodon *Fabricius*, Uranodon, Ancylodon *Illiger*, aliorq. — Heterodon *Blainville*. Epiodon *Rafinesque*. — Wenige oder keine Zähne. Der Oberkiefer länger und breiter als der untere. Meist eine, seltener keine Rückenflosse.

26) D. Dalei *Geoffr.* et *Cuvier* (Mammif. fasc. 53. D.? edentulus Schreber. t. 347. D. bidens id. t. 346. — D. bidentatus *Desmarest*. D. Diodon *Gérard*. — D. Hunteri *Desmar*. D. Sowerbyi *id.*. D. Chemnitzianus *id.* Heterodon Chemnitzianum, Sowerbyi, Dalei, Hunteri, *Lesson* Manuel. — Balaena rostrata *Chemnitz*, Beschäft. d. Ges. nat. Freunde z. Berlin. IV, 183. — Bottle nose whale. *Dale* History and Antiquities of Herrich. p. 44. — *Hunter* Philos. Trans. 77. taf. 19. Dauphin à deux dents *Bonat*. Cetar. t. 11. f. 3. — D. Diodon *Lacépède*. t. 18. f. 3.). — Die Stirn gewölbt, die Spritzlöcher nach vorn gerichtet, der Gaumen glatt, an der Rückenflosse eine kielförmige Linie.

Diese auch Butzkopf genannte Art ist, wie die Citate zeigen, unter mancherlei Namen beschrieben worden. Der Körper ist spindelförmig, der Kopf einigermaßen vom Rumpf unterschieden, die Kiefern bilden eine fast cylindrische Schnauze, von der Stirn unterschieden, die Zähne fallen bald aus, die Brust und Rückenflosse klein, die Schwanzflosse sehr breit und ist auf beiden Seiten mehr oder weniger deutlich gekielt. Die Farbe ist oben dunkel schwarzgrau, unten weißlich. In den europäischen nördlichen Meeren.

28) D. Hyperoodon *Desmarest* (Mammal. 521. 784. — *Cuv.* Ossem. foss. V. t. 24. f. 19 — 21. Schädel. f. 22. Kiefer. f. 23. Schulterblatt. D. Butzkopf, Nouv. Dict. d'hist. nat. IX. Hyp. Butzkopf *Lacépède* Cétac. — *Gérard* Dict. d. sc. nat. — *Isid. Geoffr. St. Hil.* Dict. classiq. d'hist. nat. n. VIII. — Balaena rostrata. *Camper* Cétac. t. 13 — 16.). Die Schnauze platt und zugerundet, die Röhren des Spritzloches nach hinten gebogen, Unterkiefer und Gaumen mit spitzigen Zähnchen besetzt. Der Schädel weicht bedeutend von dem der Delphine ab. Er ist besonders durch die Bildung der Kiefern merkwürdig, an deren Seitenrändern sich an jeder Seite ein senkrechter Kamm gleich einer Art Mauer erhebt, denn die beiden Kämme vereinigen sich nicht wie bei dem Ganges-Delphin um eine Wölbung zu bilden. Der Gaumen ist etwas kielförmig, welches eine Verwandtschaft mit den Wallfischen anzeigt. Die 7 Halswirbel sind alle mit einander verwachsen, und von den 38 andern sind 9 mit Rippen versehen. In dem Unterkiefer stehen nur 2 Zähne, welche nicht einmal immer äußerlich sichtbar zu seyn scheinen, die Höcker im Gaumen, welche oben erwähnt wurden, haben ziemlich das Ansehn von Zähnen. Die gemeinschaftliche Öffnung der beiden Spritzlöcher hat das Ansehn eines Halbmondes, dessen Spitzen jedoch nicht wie bei den andern Delphinen nach vorn, sondern nach dem Schwanze zu gerichtet sind, dennoch aber sind die innern Kanäle der Spritzlöcher so gerichtet, daß der Wasserstrahl nach vorn ausgeworfen wird. Die Flossen haben folgende Stellung: die Brustflossen stehen sehr niedrig und sind weniger als $\frac{1}{12}$ so lang, als das ganze Thier, die Rückenflosse ist um $\frac{1}{7}$ kürzer als die Brustflosse, sie steht nicht weit von der Schwanzflosse, welche $\frac{1}{4}$ der ganzen Länge mißt und deren Lappen ausgerandet sind. Das Thier wird gegen 24 Fuß lang und ist von dem vorigen vielleicht nicht verschieden, mit welchem es Cuvier wenigstens verbindet. Im nördlichen atlantischen Ocean.

D.? spurius *Fabric.* (Fauna groenl.) und D. Epiodon (Epiodon Urganantus *Rafinesque*) scheinen der vorigen Art, der erste vielleicht der Gattung nicht anzugehören.

Die Verwirrung in dieser ist groß. Möchten die Naturforscher, welche an Küsten wohnen, oder große Exkursionen machen, baldigst einiges Licht in die Systematik dieser Thiere zu bringen suchen. Nicht einmal darüber ist man einig, welcher Art dies oder jenes Skelett angehört *). (*D. Thon.*)

DELPHINUS (Paläozoologie). Außer den 14—16 von Lacépède, Gerardin, Cuvier u. A. aufgestellten lebenden Arten von Delphinus (einschließlich Phocaena), welche unter allen Breiten, zumal aber in der

*) S. den Art. Cetacea.

Nähe des Eismeeres vorkommen, und 7 bis 24′ Länge erreichen, kennt man die fossilen Reste von 5 Arten, deren eine oder zwei identisch mit den vorigen sind.

A) Subgenus *Delphinus* Cuv.

1) *Delphinus....?....* *Silv. Grateloup* in Annal. général. des scienc. phys. III. 58. *Cuv.* oss. V. I. 316. *Delphinus, Delphis* (Lin.). Holl Petref. 70; von Lin.

Diese Art, so weit man sie kennt, ist dem gemeinen Delphin ähnlich, nur sind die Zähne etwas anders gekrümmt, ihre Wurzeln höher und die Knochenleiste längs der innern Seite der Zahnreihe fehlt.

Man hat das Stück eines Unterkiefers von 0m,08 Länge, 0,026 Höhe und 0,013 Dicke mit 8 Zähnen und der Alveole eines neunten. Die Zähne sind 0,008 hoch, 0,005 an der Basis dick, 0,004 von einander entfernt, dünn und spitz, mit etwas verdickter Basis, ein- und rückwärts gebogen, mit schwarzem, glänzendem Schmelze überzogen, während der Knochen ockerbraun ist. Die Wurzeln sind 0,01—0,013 dick, oberwärts verdickt, unterwärts hakenförmig. — Größe und Form der übrigen Theile so genau als möglich wie am gemeinen Delphin; nur daß die eine Breite längs der Zahnfurche des Kieferknochens fehlt, wie das auch bei D. dubius, D. leucorhamphus, die ähnliche Zähne haben, eintrifft. In der Samlung Grateloups. Zu Sort, 2 Stunden von Dax, im Dept. des Landes von Borda entdeckt, in einem conchylienreichen Sande der Tertiärformation.

2) *D. Bordae.* Gavial, *Lacépède* hist. quadruped. ovip. 239. Dauphin à longue symphyse. *Cuv.* oss. V. I. 312—315. tab. XXIII. fig. 4. 5. 9. 10. 11.

Delphinus Bordae. Holl Petreff. S. 70.

Länge 9′, also ⅓ mehr als bei D. Gangeticus. Die zwei Unterkieferäste vorn sehr lang verwachsen, wie nur bei D. Gangeticus und D. frontatus; die Symphyse breiter als hoch, die Zähne spitz, kegelförmig, zurückgebogen, mit dicker Basis und einem kleinen Höckerchen hinter derselben, größer, zahlreicher und dichter als bei D. frontatus.

Man hat einen Unterkiefer, welcher vorn und hinten abgebrochen ist, ein Bruchstück des Oberkiefers mit einigen Zähnen, welche noch mit glänzend braunem Schmelze überzogen sind; die Knochen ockerbraun.

Das Unterkieferstück ist im Ganzen nah 0,44 lang, vorn mit noch sehr langer Symphyse von 0,24, hinten mit einem noch auf 0,2 Länge erhaltenen Schenkel. Aus dieser Gesamtlänge (= 16″) darf man wol auf einen 2′ lang gewesenen Unterkiefer schließen. Der Vorderrand ist 0,035 breit, 0,028 hoch, die Breite gleich hinter der Symphyse = 0,05. Der Durchschnitt des verwachsenen Theiles ist oben geradlinig, unten convex, beiderseits schief, wo die Zahnreihe sitzt. Längs der Verwachsung sieht man beiderseits noch 8, und hinter derselben im längern Aststücke 10 Zähne. Diese sind kegelförmig, spitz, an der Basis dick und an deren hinterer Seite mit einem stumpfen Höckerchen, ihre Spitze ist etwas zurückgebogen, ihre Wurzel dick, rund, nicht tief eindringend, die Dicke der Basis = 0,011, die Höhe über derselben 0,015, ihre Entfernung = 0,02, doch sind die hinteren kleiner und stehen dichter.

Das Oberkieferstück ist noch 0,16 lang, hinten 0,055, vorn 0,047 breit und daselbst 0,05 hoch, an beiden Enden abgebrochen. Eine tiefe Furche läuft längs der Mitte der Unterseite, und beiderseits derselben sind die Nähte, welche den Vomer vom Kieferknochen trennen. Auf der Seite ist die Naht vom Kiefer- und Zwischenkieferbein sichtbar. Letzteres scheint an seinem äußeren Stande vertikal gewesen zu seyn. Der Form nach nähern sich diese Theile am meisten jenen bei D. frontatus, und sie scheinen ziemlich weit vorn, am sechsten bis siebenten Zahne, gelegen zu haben. Das ganze Bruchstück ist von einer im senkrechten Durchschnitte eiförmigen Höhle durchzogen, die sich nach unten verschmälert. Die Zähne sind kegelförmig, etwas ein- und rückwärts gekrümmt, mit einem nur sehr schwachen Höcker an der hinteren Basis. An der Basis sind sie 0,011 lang, 0,009 breit und über derselben 0,016 hoch. Die Wurzeln verdicken sich und gehen rückwärts ziemlich tief in den Knochen.

Die lange Verwachsung der 2 Unterkieferäste ist vielmehr ein Charakter von Physeter als von Delphinus und findet sich unter den Delphinen nur bei D. frontatus und der Art vom Ganges. Aber die Zähne des Oberkiefers und die Anordnung der Knochen an demselben können nur einem Delphin angehören. Der Oberkiefer unterscheidet sich auch dadurch von dem des Gavial, weil er bei diesem breiter als hoch, ohne Längenfurche, ohne Vomer, ohne so weit zwischen den Kieferbeinen fortsetzenden Zwischenkieferbeinen und mit einem quadratischen Nasenkanal versehen ist.

Indessen sind die zwei eben erwähnten lebenden Delphinarten kleiner als die fossilen; der D. Gangeticus hat eine weit mehr zusammengedrückte Symphyse (während sie hier breiter als hoch ist) und anders gestaltete Zähne. Bei D. frontatus dagegen sind sie viel kleiner, dichter und zahlreicher. Die ganze Länge des Thieres mag 9′ betragen haben, also ⅓ mehr als bei D. frontatus. — In den Naturaliensamlungen der Stadt Dax und im Pflanzengarten zu Paris. Fundstätte ebenfalls zu Sort, — mit voriger Art.

3) *D. stenorhynchus.* *Cuv.* oss. V. I. 317—318. tab. XXIII. fig. 38.

D. stenorhynchus (*Cuv.*) Holl Petreff. 70.

Der die hintern Nasenöffnungen umschließende, unter- und rückwärts sich pyramidenförmig erweiternde Vorsprung an der Unterseite des Oberkiefers ist bei den hintersten Backenzähnen noch nicht bemerkbar.

Man hat von dieser Art nur ein Oberkieferstück, bestehend in einem großen, vorn und hinten abgebrochenen Theile des Zwischenkiefers und des rechten Kieferbeines, längs dessen äußerem Rande sich die Wurzelhöhlen von 17 der hintersten Zähne erhalten haben. Bis zum zwölften derselben bleibt der Knochen ziemlich gleich breit, nachher tritt er aber mit der Zahnreihe etwas nach außen. Die 17 Alveolen nehmen eine Länge von 0,16 ein, bei der ersten bis zwölften ist der Knochen auf eine Erstreckung von 0,12 nur 0,025 breit, bei der siebzehnten

aber = 0,04. Von dieser bis zum abgebrochenen Ende hat er noch 0,09 Länge und hier 0,07 Breite, obschon der äußere Rand etwas abgerieben ist. — Dieses Bruchstück, rückwärts mit dem Gaumenbeine fortsetzend, ist wenig convex, sonst aber ohne Unebenheit, während kein Delphin bekannt ist, bei dem der pyramidenförmige, die hintern Nasenöffnungen umfassende Vorsprung sich nicht schon bei den hintersten Backenzähnen zu zeigen begönne. Im Pariser Naturaliencabinette. Aus einem conchylientrümmerreichen, tertiären Kalke des Dept. de l'Orne, neben Resten von Phoken und Lemantinen.

B) Subgenus *Phocaena Cuv.*

4) *D. platyrhynchus.* Brocchi Conchiol. I. 177—178. *Cortesi* Saggi geologici p. 46—50. tab. II. fig. 1. *Cuv.* oss. foss. V. 1. 309—312. tab. XXIII. fig. 1. 2. 3. Bronn Reisen I. 529 Anmerk.

D. platyrhynchus (*Cuv.*). Holl Petreft. 70.

Thier 12'—13' lang, Kopf von der Länge wie bei D. globiceps, aber ⅓ schmäler, mit längerer Schnauze und 1⁴⁄₄ Zähnen beiderseits; die Augenhöhlen kleiner, der Unterkiefer niedriger, der vorderen Brustbeinknochen quadratisch, mitten nicht durchbohrt, der dritte aber hinten mit einem tiefen und engen Einschnitte.

Man hat davon ein vollständiges und mehre unvollständige Skelette. Ersteres bietet einen fast ganzen Oberschädel, einen halben Unterkiefer, 7 Hals-, 26 Brust-, Lenden- und Schwanzwirbel, 13 Rippen von einer, 7 von der andern Seite, 4 viereckige Knochen vom Brustbein u. e. A. Der Kopf ist 1' 10'' 9''' (oder 0m,62) lang, 9'' (0,245) breit; die Blaselöcher stehen 1' 9'' (oder 0,568) hinter der Spitze der Schnauze. — Der Unterkiefer ist 1' 5'' oder 0,46 lang. Zähne sind viermal 14 vorhanden, kegelförmig, spitz, einwärts gekrümmt, die vorderen kleiner werdend, die längsten 2'' lang, alle noch mit blauem Schmelz überzogen. — Dieser Kopf ist daher im Verhältniß seiner Länge viel schmäler als bei D. globiceps, welcher 10, vielleicht aber auch 14 Zähne viermal hat, dessen Kopf ebenfalls 0,62 lang, aber nur 0,43 an den Augenhöhlen breit ist. An Fossilen sind ferner die Augenhöhlen kleiner, die Einsenkungen vor den Nasenhöhlen schmäler und tiefer, die Schnauze verhältnißmäßig länger, der Ausschnitt zwischen der Augenhöhle und der Schnauze ist schmäler und tiefer, der Unterkiefer verhältnißmäßig minder hoch als bei D. globiceps, letzteres auch minder als bei D. gladiator.

Wirbel und Rippen sind im Allgemeinen wie bei andern Delphinen. Der erste und zweite Halswirbel sind mit einander verschmolzen; der Hals hat 5'' 11''' Länge. Dreizehn Brustwirbel nehmen 2' 1'' 7''' Länge ein. Darauf folgen 13 Lenden- und Schwanzwirbel. Aber noch viele der letzteren fehlen. Nach diesen Proportionen muß der aufgefundene Theil 12', das ganze Thier aber 13' Länge gehabt haben.

Ein erster Brustknochen ist wie bei andern Delphinen gebildet, so breit als lang, in seiner Mitte nicht durchbohrt und daher dem des D. tursio ähnlicher als dem des D. globiceps, wo er schmäler und durchbohrt ist. Der zweite Brustknochen hat nichts charakteristisches; der dritte ist länglich, hinten schmal gespalten, vorn wie bei D. griseus, aber schmäler und tiefer. — Extremitäten fehlend oder undeutlich.

In den Samlungen Cortesi's zu Piacenza, dann des Consiglio delle miniere zu Mailand. In den blauen Mergeln der jüngern Tertiärformation, bei Castell' arquato im Piacentinischen. Das große Skelett wurde 1793 daselbst 120' hoch über dem Bette des Stramonte an einem Hügel, Torrazza, gefunden.

* *D. Phocaena* Lin. *Mantell* Geol. Trans. N. S. III. 201.

Überreste dieser noch lebenden Art, wobei ein 18'' langer Schädel, wurden in der Grafschaft Sussex in jugendlichen Alluvialablagerungen voll Trümmern mit dort lebenden Sumpf- und Seeconchylien gefunden. Der Schädel 10' tief in blauem Thone an der Mündung des Cuckmere, andere Reste in den Beeding-Levels. Unter den zahlreichen Resten des Piacentinischen, deren Brocchi und Cortesi gedenken, würden vielleicht noch andere Arten zu erkennen seyn *). (*H. G. Bronn.*)

DELPHUS, Ägidius, oder Gilles de Delft, Doctor der Sorbonne und Professor der Theologie zu Paris im Anfange des 16. Jahrhunderts, von Gyraldi und Erasmus als lateinischer Dichter gepriesen, schrieb: De causis ortus mortisque Christi; Par. s. a. (wahrscheinlich um 1511.) 4.; ein Gedicht in Hexametern. Septem psalmi poenitentiales, noviter metrice compilati. Ib. s. a. (um 1497). Erf. 1515. 4.; angehängt sind einige andere geistliche Gedichte. Eine Übersetzung des Briefes Pauli an die Römer, in lateinischen, heroischen Versen, Paris 1507, und mit einem Commentar von Gilbert Cousin, in den Werken des letztern, Basel 1562, Bd. 2. S. 168. Fol. Commentarius in Ovidium de remedio amoris. Par. 1495. 4. — Öfters wird dieser Autor mit einem andern Ägidius Delphensis, einem Priester zu Paris, der zu Ende des 12. Jahrhunderts lebte, verwechselt. Von diesem letztern hat man einen Commentar über Petri de Riga Aurora, eine Art von Auszug aus der Bibel in elegischen Versen, und ein Gedicht de poenis apud inferos, worin er die Ewigkeit der Höllenstrafen vertheidigt. — Johann Delpus oder Delphus von Delf, Coadjutor des Bischofs von Straßburg, wohnte 1541 dem Religionsgespräch zu Worms bei und schrieb: De potestate pontificia. Colon. 1580. 8. und De notis ecclesiae †). (*Baur.*)

*) Vergl. *Silv. Grateloup* in den Annales générales des sciences physiques III. 58. *Brocchi* Conchiologia fossile subapennina, Milano 1814. 4. I. 175—180. *Giud. Cortesi* Saggi geologici degli Stati di Parma e Piacenza. 1819. 4. Fol. p. 45—67. tab. II. fig. 1. *Gerardin* (Artik. Cachalot) im Dictionnaire des sciences d'hist. naturelle. Paris. 8. vol. VI. (1817). 58—83. Krüger urweltliche Naturgeschichte der organischen Reiche. Quedlinb. 1825. I. 220. *Cuvier* recherches sur les ossemens fossiles. Paris. V. 1. (1824). 273—297. u. 509—318. u. 400. Holl Handbuch der Petrefaktenkunde. Dresden. 12. 1829. S. 70. H. G. Bronn Ergebnisse meiner naturhistorisch-ökonomischen Reisen I. (1826). 528—531 Anmerk. 2 und II. (1831). 466. 468.

†) *Fabricii* bibl. lat. med. T. I. 53 u. 60. *Leyseri* hist. poet. med. aevi. 736 u. 750. 990. Catal. bibl. Bunav. T. I. Vol. III. p. 2029. Biogr. univ. T. XI. (von Martin).

DELPHUSA kommt in dem Homeridischen Hymnus an Apollon V. 244, 247, 256, 276. der früheren Ausgaben vor, an den übrigen Stellen Τιλφοῦσα, anstatt Τιλφοῦσα oder Τιλφοῦσσα, d. i. Τιλφόεσσα, wie bei Paus. 9, 33. (S. das. Sylburg). Der wahre Name nach äolischem Dialekt der Böozier ist Τιλφῶσσα, wie in Pindars Fragment b. Athen. II. p. 41. (S. Heyne zu Apollod. 3, 7, 3. u. das. not. crit.). — Tilphusa war eine Quelle bei Haliartos in Böozien. Nach dem angeführten Hymnus verleitete die Quellennymphe den Apollon, nicht an ihrem Quell, sondern zu Delphi seinen Orakeltempel zu errichten. Als Apollon sich dadurch getäuscht fand, stürzte er einen Berggipfel auf den Quell und errichtete sich in einem benachbarten Hain einen Altar, auf welchem man ihm opferte, und wovon er den Beinamen Tilphusios (Delphusios) erhielt (Strabo 9. p. 283.). S. übrigens Tilphussa. (*H.*)

DELPHYNE, auch Delphine und Delphines, — denn er kommt männlich und weiblich vor (Schol. zu Apollon. Rh. 2, 708.) — hieß der Drache, welcher nachmals Pytho genannt wurde. S. Pytho. (*H.*)

DELRIO, Del-Rio (Martin Anton), ein gelehrter Spanier, Sohn eines spanischen Edelmanns, der große Güter in den Niederlanden hatte, war den 17. Mai 1551 zu Antwerpen geboren. Frühe schon äußerte er ebenso viel Neigung als Talent zu den Wissenschaften, und nachdem er in Paris die Rhetorik und Philosophie studirt hatte, begab er sich nach Douai und dann nach Löwen, wo er den juristischen Lehrcurs machte, und wurde 1574 auf der hohen Schule zu Salamanca Doctor der Rechte. Nach seiner Rückkehr in die Niederlande wurde er Senator bei dem Obergerichte von Brabant, dann Intendant bei der Kriegsmacht, Vicekanzler und endlich Generalprokurator. Der Freiheitskampf der Niederländer gegen ihren grausamen Unterdrücker, den König Philipp II. von Spanien, hatte damals begonnen, und da das Feuer der Zwietracht immer weiter um sich griff, so entsagte Delrio dem Geschäftsleben, ging nach Spanien und trat 1580 zu Valladolid in den Jesuitenorden. Seine Obern sandten ihn nach Löwen, um die Theologie zu studiren, und nachdem er dieselbe absolvirt hatte, lehrte er Sprachen, Philosophie und Theologie in den Collegien seines Ordens zu Douai, Lüttich, Mainz, Grätz und Salamanca, wohin er 1604 kam. Zuletzt wurde er wieder nach Löwen gesandt, starb aber daselbst den 29. Oct. 1608, drei Tage nach seiner Ankunft. Sein Eifer zum Studiren war so groß, daß er öfters ganze Tage über den Büchern saß, ohne etwas anderes zu genießen, als des Morgens einen Bissen Brod in Wein getunkt. Er besaß viele, besonders philologische und historische Kenntnisse, verstand überhaupt mehr als zehn Sprachen, war sehr belesen, hatte aber wenig Beurtheilungskraft, war sehr leichtgläubig und schrieb einen zwar reinen, aber affectirten und rauhen, lateinischen Styl. Die bekannteste, aber nicht die beste unter seinen Schriften, in welcher er die magischen Künste, Teufelsbesitzungen, Zaubereien und dergl. in Schutz nimt und seine Behauptungen mit einer Menge von Mährchen und unglaubwürdigen Erzählungen unterstützt, führt den Titel: Disquisitionum magicarum libri VI. Lovan. 1599. 4.; seitdem sehr oft: Mogunt. Ursell. Colon. Francof. bis 1679; zuletzt Venet. 1746. Vol. III. 4.[1]). Weit mehr Werth haben folgende unter seinen vielen Schriften: C. Solini polyhistor a Delrio emendatus. Antw. 1572. 8.; eine neue Recension nach Manuscripten, doch oft ohne Nachweisung des Grundes der Veränderung, aber merkwürdig als das Produkt eines 22jährigen Gelehrten, den Baillet deswegen unter die enfants celébres setzte. In Claudiani poemata notae. Antw. 1572. 12., mehrmals gedruckt, z. B. in der Ausgabe Claudians von Clavier. Paris 1602. 4.[2]). Syntagma tragoediae latinae in tres partes distributum. Antw. Vol. III. 1593. 4. in 2 Bänden. Par. 1620. Vol. III. 4. in einem Band[3]). Miscellanea scriptorum universi juris civ., duobus tomis distincta, opus nunc a mendis stud. ac diligentia Pt. Brassaei repurgatum et auctum. Lugd. 1606. 4.; vorher Par. 1580. 4. Florida Mariana, seu de laudibus virginis. Antw. 1598; auct. Lugd. 1607. 8. Commentarius rerum in Belgio gestarum. Colon. 1611. 4. (unter dem anagrammatischen Namen Rolandus Miriteus Onatinus). Adagialia sacra veteris et novi testamenti. Lugd. 1612. 4. Da man seine Arbeit, in Beziehung auf das neue Testament, zu kurz und unbefriedigend fand, so schrieb Andr. Schott: Adagialia in nov. Test. Antw. 1626. 4. Delrio's lateinische Commentare über die Genesis (unter dem Titel Pharus sacrae sapientiae), über das hohe Lied und des Jeremias Klaglieder in 8 Quartbänden, sind nicht unverdient vergessen[4]), wie seine polemischen Schriften gegen Jos. Scaliger und mehre andere[5]). (*Baur.*)

Delsberg s. Delemont.

---

1) Niceron sagt: Il entasse sans examen quantité de fables et de contes, que l'auteur adopte malgré leur puérilité et leur peu de vraisemblence. Vergl. Haubers bibl. magic. 1. Bd. 122. 2. Bd. 552.; und Thomasius vom Ursprung und Fortgang der Inquis. wider die Hexen 48. — Andr. Duchesne hat Delrio's Disq. mag. mit Abkürzungen ins Franz. übers. Par. 1611. 4. und 2 Bde. 8. Die Übersetzung wird dem Original vorgezogen. 2) S. P. *Burmannus*, minor, in praefat. ad Claudianum. p III—VI. 3) Inhalt: Tom. I. Prolegomenon lib. 3; de tragoed lib. 1.; de L. A. Senecae vita et scriptis lib 1.; de versibus tragicis, maxime Senecae lib. 1.: fragmenta veterum tragicorum; opinationes in eadem. Tom II L. A. Senecae tragoediae novem; incerti auctoris Octavia; adversaria in has tragoed. Tom. III. Commentarius novus in easdem et indices. — Die erste (Antwerpen) Ausgabe enthält dasselbe und ist etwas schöner gedruckt. 4) Niceron sagt davon: L'auteur savoit le latin, le grec, l'hébreu et le chaldaique Mais il faut qu'il n'ait su ces dernières langues que legèrement, ou qu'il lui ait manqué quelque autre chose pour s'appliquer utilement à l'explication de l'ecriture; puisque les savans n'ont pas témoigné faire beaucoup de cas de tout ce qu'il a fait en ce genre. 5) Vita ejus, brevi commentariolo expressa. Antw. 1609. 4. Ribadeneira et Alegambe bibl. script. soc. Jesu. Bayle dict. und dessen Reponses aux questions d'un Provincial. T. I. 106. Pope-Blount censur. 855. Baillet jugemens. T. II. 199. T. V. 61. Crenii animadv. philol. P. IV. 76. P. IX, 19. 202. 251. J. Alb. Fabricii centoria plagiariorum 52. Joh. Fa-

DELSBO, ein Pastorat, im Jahr 1815 mit 3905 Selen, in der nordschwedischen Provinz Helsingland, seit 1756 mit Postamt, dem einzigen in Nordhelsingland, bisher auch für die etwa 15 Meilen entfernte Provinz Herjeådalen. Die schöne, 1741 erbaute, steinerne Kirche hat, nächst Gefle, die größte Orgel in ganz Helsingland und Gestrikland, und Gemälde von hohem Kunstwerth. Das Kirchen-, Schul- und Armenwesen ist vorzüglich eingerichtet. Viehzucht und Kornbau sind Hauptnahrungszweige. Die geschmackvolle und zweckmäßige Tracht des weiblichen Geschlechts ist seit Jahrhunderten üblich. *(v. Schubert.)*

DELTA. Über das Delta in Ägypten s. Ägypten und Nil; über die Entstehung der Delta's s. Fluss. — Das astronomische D. s. Triangel. *(H.)*

DELTHYRIS (Paläozoologie) — von δέλτα und θύρις = deltaostiolum = Deltaöffnung —, ist ein Geschlecht, welches Dalman 1827 hauptsächlich für jene schwedischen Terebratuliten aufgestellt hat, welche ein dreieckiges Schloßfeld, und an dessen Mitte eine dreieckige oder deltaförmige Öffnung, aber dabei einen gebogenen Schloßrand besitzen, da die ähnlichen Arten, mit jedoch geradem Schloßrand, von Dalman in sein Geschlecht Cyrtia gebracht werden; so daß beide zusammen dem Geschlechte Spirifer *Sow.* oder Trigonotreta *König* entsprechen; denn die Spiralrollen sind im Innern der Spirifer-Schalen weder bei allen Arten vorhanden, noch diesem Geschlechte allein zuständig.

Delthyris: Testa aequilatera inaequivalvis, valva utraque convexa, saepius in medio jugata, vel canaliculata. Margo cardinalis transversus, rotundatus, nate interruptus. Valva major rostro incurvo, imperforato, et sub rostro foramine deltoideo praedita.

Dalman beschreibt 6 schwedische Arten, nämlich: D. elevata, D. cyrtaena, D. crispa, D. subsulcata, D. ptychodes, D.? cardispermiformis, welche alle in jüngerem Übergangs- (Berg- oder Encriniten-) Kalk vorkommen, die D. subsulcata jedoch außerdem auch in älterem Übergangs- (Orthozeratiten-) Kalk. D. psittacina und D. jugata *Wahl.* werden nur zweifelhaft zu diesem Geschlechte gerechnet. L. von Buch hat indessen noch D. verrucosa und D. rostrata aus Württemberger Lias hinzugefügt, und eine beträchtliche Anzahl anderer Arten würde noch hinzukommen müssen. Da jedoch D. von den Arbeiten seiner Vorgänger zu wenig Kenntniß gehabt, und uns eine allgemeine Monographie aller Terebratuleen noch mangelt, nach welcher erst zu bestimmen seyn würde, ob Delthyris beibehalten wird oder nicht; so verweisen wir die Klassifizirung und Beschreibung der Arten auf den Artikel Terebratula.
(H. G. Bronn.)

DELTOCHILUM *Escholz* (Insecta), Käfergattung aus der Familie der Blätterhörner in der ersten Section oder den Pentameren, nach Sisyphus folgend, von Escholz in seinen „Entomographien" S. 93 aufgestellt und folgendermaßen charakterisirt: die Labialpalpen mit zwei großen, flachen Gliedern, von denen das Wurzelglied innen hakenförmig; Lippe fast viereckig; die vorderen Schienbeine innen gezähnt, ohne Tarsen; der Thorax tief ausgerandet; Fühler 9gliederig; die hintern Schienbeine verlängert, nicht erweitert. Am angezogenen Ort ist D. dentipes, als Typus Taf. I. f. 4. abgebildet. *(D. Thon.)*

DELTOIDES *Latreille* (Insecta). Unter diesem Namen hat Latreille früher eine Abtheilung kleiner Nachtschmetterlinge, der Pyralis *Latreille*, aufgestellt, welche die Gattungen Botys, Hydrocampe und Aglossa umfaßte. In der neuen Ausgabe des regne animal Cuvier's hat er diese Benennung nicht mehr aufgeführt. *(D. Thon.)*

Deltoton s. Triangel.

DELUC, Jo. Andreas (eigentlich De Luc) einer der verdienstvollsten, unermüdlichsten und scharfsinnigsten Naturforscher in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, geboren zu Genf 1727, starb zu Windsor den 8. Nov. 1807. — Die Neigung des Knaben für Mathematik, Physik und Naturgeschichte nährte der Vater, dieser, ein geschickter Uhrmacher, auf alle Weise; Jakob Franz Deluc, welcher 1780 in hohem Alter starb, nahm auch an den innern Bewegungen zu Genf thätigen Theil, und von ihm sind einige, diese Unruhen betreffende Flugschriften im Druck erschienen, sowie eine polemisch-theologische Schrift: Lettre sur les écrits de quelques savans incrédules. Genève 1762. — Joh. Andreas D., ein Freund von Rousseau blieb den Unruhen ebenso wenig fremd. Bei denjenigen des Jahres 1766 handelte es sich vorzüglich um die Frage, ob die allgemeine Bürgerversamlung das Recht habe, sich über jeden beliebigen Gegenstand zu berathschlagen und gegen den Rath Klage zu führen. Der Rath widersetzte sich und behauptete, es dürfe der Versamlung nichts anderes vorgetragen werden, als was zuerst vor dem Rathe vorgebracht worden; dies nannte man das Droit négatif, und daher entstanden die Parteinamen der Negatifs oder Anhänger des Rathes, und Repräsentanten oder Mitglieder der Volkspartei. An diesen Streit knüpfte sich die Frage, ob dem großen Rathe der Titel des Souveräns ferner solle gestattet werden. Deluc gehörte zu den eifrigen Repräsentanten und erscheint 1766 unter der Zahl der Bürgerausschüsse. Im J. 1768 wurde er in diesen Angelegenheiten von der Repräsentantenpartei nach Bern und nach Paris gesandt, wo ihm seine wissenschaftlichen Verdienste sehr günstige Aufnahme bei dem Herzoge von Choiseul verschafften. Nach seiner

---

bricii hist. bibl. P. III. 840. Mém. de Niceron. T. XXII, 377. Sweertii Athenae belg. 551. Foppens bibl. belg. T. II, 847. Eberts bibliogr. Lex.

*) *J. W. Dalman* Uppställning och Beskrifning af de i Sverige funne Terebratuliter. Stockholm 1828. 8. p. 9. 15. 36. 64. 67. 68. tab. III. fig. 3—8. (aus Kongl. Vet. Acad. Handlingar för år 1827. Stockh. 1828.) *L. von Buch* recueil de planches de pétrifications remarquables (Berl. fol. 1831.) pl. VII.

Rückkehr wurde er 1770 zum Mitgliede des großen Rathes gewählt, verließ aber bald nachher Genf und begab sich nach London, um sich ganz seinen Lieblingsstudien zu widmen. Während der Unruhen zu Genf im J. 1781 reiste er von London wieder nach Paris. Die mit vieler Einsicht abgefaßte Denkschrift über den ganzen Zusammenhang der Unruhen, welche er dem Minister Vergennes übergab, findet man in Schlözers Statsanzeiger (Bd. 1. Stck. 4. S. 478.). — Deluc wurde von den königlichen Societäten der Wissenschaften zu London, Dublin und Göttingen zum Mitgliede aufgenommen, und im J. 1773 erhielt er die Stelle eines Vorlesers der Königin. Mit andern gelehrten Gesellschaften, namentlich mit den Akademien der Wissenschaften zu Paris und Montpellier blieb er als Correspondent in Verbindung; auch die holländische Societät wählte ihn zum Mitgliede. Im J. 1798 wurde er zum Professor der Philosophie zu Göttingen ernannt; er hielt sich aber von 1798 bis 1802 zu Berlin, dann zu Hannover und hierauf bis 1806 zu Braunschweig als Vorleser der Herzogin auf. Nach der Schlacht bei Jena ging er nach England. — Die Früchte seiner vorzüglich in naturwissenschaftlicher Beziehung gemachten Reisen durch die Schweiz in den Jahren 1765 und 1770 findet man im 2. Bande seiner Recherches sur les modifications de l'atmosphère (Génève 1772. 4.), auch besonders unter dem Titel Relation de différens Voyages dans les Alpes du Faucigny, par Mr. D. (Deluc) et D. (Dentan, ein Genferischer Gelehrter im Haag) Maestricht 1776[1]). Eine spätere Reise, die er 1774 und 1775 durch die Schweiz und vorzüglich durch die Alpen in Begleitung einer Engländerin machte, beschreibt er in den Lettres sur quelques Montagnes de Suisse, die anfänglich den ersten Theil seiner Lettres physiques et morales sur les montagnes et sur l'histoire de la terre et de l'homme (à la Haye 1778) ausmachten, dann aber abgesondert erschienen. Außer den naturwissenschaftlichen Belehrungen enthält diese Reisebeschreibung auch viel statistische Angaben. Andre naturhistorische Reisen machte er 1777 in dem Harzgebirge und 1778 in den Rheinlanden; letztere vorzüglich in geognostischer Rücksicht. Die Ergebnisse findet man auch in den Lettres physiques et morales. — Um die Verbesserung des Barometers hat sich Deluc bedeutende Verdienste erworben. Schon im J. 1762 hat er sein Werk Recherches sur les modifications de l'atmosphère vollendet; es erschien aber erst 1772 (Génève 2. Bd. 4. und teutsch. Leipz. 1776 und 1778). Unterdessen gab la Lande, dem es zur Prüfung übergeben war, einen Auszug (in der connoissance des mouvemens célestes. 1765), welcher Delucs Ruf begründete. Die Beobachtung, daß das Quecksilber immer höher steht, wenn die Oberfläche der Säule sich in einem weitern Theile der Röhre befindet, niedriger aber, wenn sie in einem engern Theile steht, daß es daher in Gefäßbarometern immer niedriger stand als in andern, und daß es keinen Unterschied macht, ob das Quecksilber gekocht ist oder nicht, — diese durch vielfältige Versuche von ihm gemachte Beobachtung führte ihn darauf, den beiden Quecksilberflächen gleiche Durchmesser zu geben und zu der einfachsten Art der Heberbarometer zurückzukehren. Seine Barometer bestehen daher aus einer durchaus gleichweiten Röhre, welche unten so gebogen ist, daß beide Schenkel genau parallel laufen. Neuere Untersuchungen haben jedoch gezeigt, daß wegen der ungleichen Wölbung des Quecksilbers im luftleeren und im offenen Schenkel die Depression desselben nicht in beiden die nämliche ist, wodurch der Vorzug des Heberbarometers vor dem Gefäßbarometer wegfällt. — Deluc erkannte auch, daß der wahre Vortheil des Kochens des Quecksilbers nicht blos darin bestehe, dasselbe, wenn das Barometer im Finstern geschüttelt wird, leuchtend zu machen, sondern daß auf diese Weise erst der Einfluß der Wärme auf das Barometer eine gewisse Regelmäßigkeit erhält. Durch das Abkochen allein wird nämlich die Luft, welche sich in dem leeren Raume aus dem Quecksilber sammelt, auf eine bestimmte, äußerst geringe Quantität gebracht, und der Stand der Barometer übereinstimmend gemacht, indem in einem Barometer nur ungefähr soviel Luft als in dem andern bleibt. Deluc war der erste, der über diesen für die Berichtigung der Barometerstände, für Höhenmessungen ꝛc. sehr wichtigen Punkt genauere Untersuchungen angestellt hat. Ebenso hat er wichtige Verdienste um die Verbesserung der barometrischen Höhenmessungen, theils durch seine eignen Versuche, theils durch die weitern Untersuchungen, wozu er den Anstoß gab. Die große Ungleichheit in den Höhenangaben Anderer gaben ihm vorzüglich Veranlassung zu den unausgesetzten Untersuchungen über das Barometer. Seine Untersuchungen über die Atmosphäre sind in dieser Rücksicht von bleibendem Werthe. — Die Barometerveränderungen selbst suchte er zuerst in den Recherches sur les modifications de l'atmosphère aus der größern Leichtigkeit der Dünste im Verhältnisse zur Luft zu erklären. Durch die aufsteigenden Dünste würde nämlich die Luft aus den Stellen, welche von Dünsten eingenommen werden, verdrängt; es würde also die mit Dünsten angefüllte Luft leichter als die reinere Luft, und das Quecksilber müsse fallen; sobald aber die Dünste herabgefallen, so kehre die schwerere Luft an ihre Stelle zurück und das Quecksilber müsse steigen. Allein späterhin gab er diese Meinung ganz auf und erklärte in den neuen Ideen über die Meteorologie (Berlin und Stettin 1787. 2. Bde. 8.) den Gegenstand so: die aufgestiegenen Dünste würden in der Atmosphäre durch einen unbekannten Prozeß in wirkliche Luft verwandelt, die dann nachher wieder zersetzt und in Wasser umgeschaffen werde. Durch diese Verminderung oder Vermehrung der Luft werde nun der geringere oder stärkere Druck derselben auf das Quecksilber erklärlich. — Die Ausdünstung selbst ist nämlich nach Deluc keineswegs eine Auflösung des Wassers durch die Luft, und er unterscheidet die Dünste von den luftförmigen Flüssigkeiten. Der Wasserdampf ist nach ihm das un-

1) Teutsch, in den Beiträgen zu der Naturgesch. des Schweizerlandes, mit Anmerk. von Wyttenbach. Bd. 1. Thl. 2. Auch im Hannöversch. Magaz. 1777. und besonders gedruckt. Leipz. 1777.

mittelbare Produkt der Ausdünstung, und aus einer schweren Substanz oder Basis, und einem leitenden Fluidum, von welchem er seine Elasticität hat, zusammengesetzt. Seine specifische Schwere ist um die Hälfte geringer als diejenige der gemeinen Luft. Das leitende Fluidum aber ist das Feuer oder die Wärme. Auf welche Art nun die Wärme sich mit Wasser verbinden mag, so wird das mit derselben vermischte Wasser leichter als Luft, muß also durch das leitende Fluidum in die Höhe gehoben werden. So oft also Wasser verdünstet, so wird ein expansibles Fluidum erzeugt, welches aus Wasser und Feuer zusammengesetzt ist, und mit der umgebenden Luft gleiche Elasticität hat, so lange es die Dampfgestalt behält, aber durch einen gewissen Grad und Druck und durch Abkühlung zersetzt wird [2]). Diese Theorie hat besonders Parrot (in Voigts Magazin der Naturkunde B. 1.) zu widerlegen gesucht. — Auf diese Ansichten von der Ausdünstung gründet sich dann natürlich Delucs Theorie von den wässerigen Lufterscheinungen, die er in den Neuen Ideen über Meterologie (Th. 2. Kap. 1.) entwickelt. Nicht weniger verdienstlich sind Delucs Untersuchungen über das Thermometer. Durch sehr mühsame Versuche gelang es ihm zuerst, eine genaue Vergleichung des Reaumurschen Weingeistthermometers mit dem nach diesem graduirten Quecksilberthermometer zu Stande zu bringen. Überdies aber wies er zuerst genau die Vorzüge des Quecksilbers vor dem Weingeiste für die zu wissenschaftlichen Beobachtungen bestimmten Thermometer nach, weil es später verdünstet und kocht als alle andern flüssigen Materien, später gefriert, sich dabei nicht ausdehnt, bis zum Gefrieren sich regelmäßig verdichtet, sich leichter von Luft reinigen läßt, sehr große Grade der Hitze und Kälte erträgt und größere Empfindlichkeit für die Veränderung der Wärme zeigt. Da übrigens der stärkere oder schwächere Druck der Atmosphäre in Rücksicht auf den zum Sieden des Wassers erfoderlichen Wärmegrad einen wichtigen Unterschied macht, die Wärme des siedenden Wassers aber als der obere feste Punkt des Thermometers angenommen ist, so stellte Deluc auch darüber sorgfältige Versuche an, um ein Gesetz über diesen Einfluß des Drucks der Atmosphäre auszumitteln, und die von ihm aufgestellten Formeln haben sich als ziemlich richtig erprobt. Er war auch einer der Mitglieder der im Jahr 1777 von der Societät der Wissenschaften zu London ernannten eignen Commission zu Untersuchung der festen Punkte des Thermometers. Deluc war ferner einer der ersten Physiker, welche mit Gründen nachwiesen, daß die Sonnenstrahlen an sich nicht warm sind, also nicht durch Mittheilung erwärmen, sondern daß sie nur die in den Körpern befindliche Wärme rege machen. (S. Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre et de l'homme, adressées à la Reine de la Grande-Bretagne. à la Haye 1779, Tom. 5.; teutsch mit einigen Abkürzungen: physikalische und moralische Briefe über die Geschichte der Erde und des Menschen). — Seine Theorie von der Wärme gründet sich auf das phlogistische System, und er ist der entschiedenste Gegner von Lavoisiers antiphlogistischem System geblieben. Daher er auch die wirkliche Erzeugung des Wassers durch das Verbrennen des Sauerstoff- und Wasserstoffgases nie zugab. Er behauptete fortwährend die Einfachheit des Wassers. Das Feuer setzt er unter die Classe der Dünste, welche er von den luftförmigen Stoffen unterscheidet. Die Stoffe beider Gattungen aber bestehen nach ihm aus einem schweren Stoffe und aus einem leitenden Fluidum. Dieses macht sich von selbst von dem schweren Stoffe frei, gibt ihm aber auch, wo es in größerer Menge vorhanden ist, mehr ausdehnende Kraft. Dieses leitende Fluidum oder die Ursache der Flüssigkeit des Feuers, mithin aller Flüssigkeit, ist das Licht; und er war der erste, welcher lehrte, daß das Licht mit den Luftarten eine chemische Verbindung eingehe und denselben eine bleibende, elastische Form gebe. Den schweren Stoff nennt er Feuermaterie (Brennstoff, Phlogiston). Durch die Verbindung des Lichtes mit der Feuermaterie wird nun die Wärme erzeugt, welche die Wirkung des freien Feuers in andern Substanzen ist, oder der wirkliche Grad der ausdehnenden Kraft des Feuers. Mit dieser ausdehnenden Kraft des Feuers ist die Wärme der Substanzen im Verhältnisse, nicht aber mit seiner Dichtigkeit, d. h. mit seiner Menge in einem gegebenen Raume. — Er behauptet, daß die meisten Körper verborgenes Feuer enthalten, und daß besonders in den luftförmigen Stoffen das Feuer das leitende Fluidum ausmache. Nach ihm hängt der Grad der fühlbaren Wärme mehr von der Erzeugung und Zersetzung der luftförmigen, flüssigen Stoffe, als von der Capacität der Körper ab, und die reine und brennbare Luft enthält besonders viel Feuer. Die Unterschiede der Luftarten leitet er von den verschiedenen Verwandtschaften ihrer Bestandtheile mit dem Feuer her. Übrigens erklärt er sich gegen die Meinung einer absoluten Leichtigkeit des Feuers. Das Feuer hat nach ihm als expansible Flüssigkeit ein Bestreben, sich nach allen Seiten auszubreiten, ist aber auch, wie alle atmosphärische Flüssigkeiten, gegen die Erde schwer und folgt daher bei seiner Verbreitung in der Atmosphäre den allgemeinen Gesetzen elastischer Stoffe. Die einzige Substanz, welche unsere Erde verlassen kann, ist das Licht; nicht als ob dasselbe gar keine Schwere habe, sondern nur wegen der Eigenschaft seiner Theile, sich in geraden Linien zu bewegen. Wenn die Theile der übrigen expansiblen Flüssigkeiten dieselbe Eigenschaft besäßen, so würde die Erde gar keine Atmosphäre haben. So aber ändern sie ihre Richtung unaufhörlich, und da die Gravitation sie aufhalte, so bleiben sie auf der Erde zurück. Deluc erklärte sich daher auch entschieden gegen Büffons Meinung von zunehmender Erkältung der Erde. Man sieht übrigens, daß seine Erklärungen sich auf das atomistisch-mechanische System von Lesage stützen, das blos auf Stoß und Bewegung beruht. Priestleys Materialismus hingegen widerlegt er in den Briefen über die Geschichte der Erde und des Menschen mit großer Sorgfalt und Ausführlichkeit.

2) Grens Journal der Physik. VIII, 141.

Nicht weniger anhaltend als die Bemühungen für Verbesserung des Barometers und Thermometers waren Delucs Untersuchungen, um zu festen Grundsätzen zu gelangen, nach welchen ein genaues Hygrometer zu verfertigen wäre. Es war dies besonders für seine Theorie über die Dünste in der Atmosphäre wichtig. Er gibt hievon sehr umständliche Nachrichten, theils in den Neuen Ideen über Meteorologie (Thl. 1. Abtheil. 1. Kap. 2 u. 3.), theils in den Philosoph. Transactions (Vol. 81. 1791 und 82. 1792, übersetzt in Grens Journ. d. Phys. Bd. 5. S. 279. und Bd. 8. S. 141.). — In eben diesem Werke (Thl. 1. §. 265.) entwickelt er auch seine Theorie von der Electricität. Er nimt ein einziges electrisches Fluidum an, welches mit den Wasserdünsten große Ähnlichkeit habe, und wie diese aus einem leitenden Fluidum und einer blos schweren Materie bestehe. Ersteres nennt er das electrische, leitende Fluidum, letztere die electrische Materie. Gegen Volta, welcher die Entstehung der atmosphärischen Electricität einzig von der Ausdünstung herleitet, behauptet er, daß in der Atmosphäre durch gewisse, noch unbekannte Operationen electrisches Fluidum gebildet und wieder zersetzt werde, wobei nach seiner Vermuthung vorzüglich das Licht wirksam sei. Daher vermuthet er auch, daß der Blitz durch eine plötzliche Erzeugung einer großen Menge electrischer Materie entstehe, indem die electrische Materie in der Atmosphäre nicht eher vorhanden sei, als bis sie sich durch Wirkungen zeige. Die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten des electrischen Fluidum und der Wasserdünste sucht er auf scharfsinnige Weise darzustellen, und so wie er überall auf Verbesserung der Beobachtungswerkzeuge ausging und dabei sein Räsonnement auf sorgfältige Versuche gründete: so strebte er auch ein sogenanntes Fundamentalelectrometer aufzufinden, nach welchem dann andere Electrometer für alle Fälle größerer oder geringerer Intensität der Electricität könnten verfertigt werden, wofür er dann electrische Megameter und Mikrometer angab. (Neue Ideen üb. Meteorol. Thl. 2. 394.)

Sehr merkwürdig ist ferner Delucs geologisches System. Einen Theil desselben, den er die histoire moderne nennt, und welcher mit der Sündfluth beginnt, hatte er schon in den Lettres physiques et morales sur l'histoire de la terre etc. entwickelt. Die histoire ancienne hingegen, oder die physikalischen Ursachen der Entstehung des Erdballes und der ursprünglichen Gebirge stellte er erst später dar in den Lettres sur l'histoire physique de la terre, adressées à M. le Professeur Blumenbach, renfermantes de nouvelles preuves géologiques et historiques de la mission divine de Moyse. Paris 1798 (teutsch im Goth. Magaz. Bd. 8. Stck. 4 u. Bd. 9. Stck. 1 u. Stck. 4.) Durchweg zeigt sich das Bestreben, die mosaische Schöpfungsgeschichte als zuverläßig zu begründen, und angenommen auch, daß Deluc keine Ahndung hatte, daß diese vorgefaßte Meinung Einfluß auf seine Vorstellungen und Erklärungen der beobachteten Naturerscheinungen habe, so ist doch nicht zu vergessen, daß eine vorgefaßte Meinung oft so viel Einfluß hat, daß unwillkürlich alle Erscheinungen sich in dem Vorstellungsvermögen zu Unterstützung derselben gestalten. — Er nimt ursprünglich eine primitive, aus blos schweren Elementen bestehende Materie an, lockere Körner ohne Zusammenhang und Verwandtschaft. Erst nachdem das Licht geschaffen war (das, wie oben bemerkt worden ist, bei ihm eine so wichtige Rolle spielte), wurden chemische Operationen möglich, welche das Ganze bildeten. Durch das Licht (das leitende Fluidum) entstand nun Feuer und Wasser, und es wurde ein schlammiges Gemenge von Elementen hervorgebracht, das gleich Anfangs Umdrehung und durch dieselbe sphäroidische Gestalt erhielt. Allmälig entstanden durch Verwandschaften Niederschläge fester Theile, welche um die Erde eine Rinde von Granit bildeten, während zugleich aus entwickelten, expansibeln Flüssigkeiten der Luftkreis entstand. Aber unter dem Granit blieb eine Schlammschicht zurück und in der Mitte ein Kern von staubartigen Theilen. Über dem Granit stand Wasser, in welchem dann andere Niederschläge Gneis, Schiefer und Wacke bildeten; aber das Wasser drang nach und nach durch die Granitrinde in die innere Schlammschicht. Dadurch entstanden Einsenkungen der verhärteten Masse, es bildeten sich Ungleichheiten und Höhlen, deren Decken endlich einstürzten; das Wasser stürzte hinein, und es kam mehr festes Land zum Vorschein. Auf diese Weise entstand das feste Land, auf welchem schnell, jedoch noch ohne Einwirkung der Sonne die Vegetation begann. Nun fing auch die Sonnenmasse an sich zu zersetzen, und in Vereinigung mit dem Lichte selbst nun Licht auf die Erde zu senden. Dadurch erhielt die Erde eine beständige Wärme. Dann wurden die Thiere des Meeres geschaffen, und durch neue Niederschläge bildeten sich Secundärformationen, Schichten von Kalkstein, die sich an den Granit anlegten, und worin man die ersten Spuren von Seethieren findet. Ein zweiter Einsturz unter dem Meere, in welchem er heftige Strömungen und Strudel annimt, ist die Ursache der ungeordneten Lage der Gesteine in den jetzigen großen Gebirgen, indem sich die Trümmer an die Scheidewände schief anlehnten. In diese Zeit setzt Deluc auch, jedoch nur als Vermuthung, die Anfüllung der Klüfte mit Erzen. Andere Niederschläge bildeten neue Kalksteinformationen, die viele Versteinerungen enthalten. Es folgten die Sandsteinflöze und die Salzlager, und die Vulkane begangen, indem das Wasser ins Innere drang, Schwefel und Eisen antraf und sie in Gährung setzte. Diese Periode dauerte nun bis zu einer großen Revolution der Erde, in welcher Deluc die Sündfluth erkennt, und mit deren Ausbruch er die Histoire ancienne schließt. Er weiset nun nach, daß seine Hypothese mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte ganz übereinstimme, in welcher er zwar auch willkürlich die sogenannten Schöpfungstage für Perioden hält, deren Dauer sich aber nicht bestimmen lasse. — Es kann hier natürlich nicht der Ort seyn, die Frage zu untersuchen, ob die Erzählung der Genesis Philosophem, Hieroglyphe, Mythus oder wahre Geschichte sey, und wie vielen Einfluß die letztere Annahme auf die Delucsche Hypothese

gehabt habe; aber begreiflich ist es, daß das mosaische „Es werde Licht, und es ward Licht" noch ehe die Sonne geschaffen wird, auf Deluc wegen seiner Theorie vom Lichte einen ganz besondern Eindruck machen mußte. — Die jetzige Gestalt, fährt er dann fort, erhielt nun die Erde durch die Sündfluth. Durch die Ausbrüche der Vulkane ward der Boden des Meeres gehoben und weit herum das Land unterhöhlt. Hier und dort brachen einzelne Stellen, worunter auch waldige Inseln, ein; und daraus erklärt Deluc die große Menge fossilen Holzes. Zugleich mußte das Wasser in solche Einbrüche einstürzen; dadurch sank die Oberfläche des Meeres, aber es verstärkte auch die Gewalt des vulkanischen Feuers, wodurch das ursprüngliche feste Land ganz unterhöhlt und das furchtbare Gericht vorbereitet wurde, welches die Allmacht über das Menschengeschlecht verhängte. Aus den Tiefen brach das vulkanische Feuer hervor, ein großer Theil des festen Landes stürzte in den Abgrund, das Meer ihm nach, und bedeckte das bisherige feste Land, indessen sein bisheriges Bette allmälig trocken und zum festen Lande wird. Von daher kommt die jetzige Gestalt der Erde; das ursprüngliche feste Land liegt hingegen im Abgrunde des Meeres begraben. Das Alter des jetzigen Landes steigt daher nicht über 4000 Jahre, also nicht höher hinauf als die Sündfluth. Dies sucht Deluc aus der nicht beträchtlichen Dicke der Dammerde zu beweisen, indem er aus der Darstellung ihrer Entstehung und Vermehrung durch die Vegetation schließt, daß sie nicht von früher her datirt werden könne. Zu Beurtheilung dieser Theorie ist vorzüglich zu vergleichen: Reimarus über die Bildung des Erdballs und insbesondere über das Lehrgebäude des Herrn de Luc. 1802.

Die in dieser kosmogonischen Theorie sich darlegenden theologischen Ansichten bilden nun den Übergang zu einem andern Zweige literarischer Thätigkeit, welchen Deluc in spätern Jahren mit Lebhaftigkeit cultivirte, ohne jedoch bei unbefangenen Kennern auf diesem Felde diejenigen Lorbern einzuernten, welche er sich auf dem Gebiete der Physik gesammelt hatte, so daß man zu seiner Ehre wünschen möchte, er hätte sich nie auf dasselbe gewagt; wir meinen hiemit seine theologischen Streitschriften gegen Teller. Deluc wagte sich hier auf ein Feld, das ihm durchaus fremd war; es fehlte ihm Kenntniß des Alterthums, namentlich auch des Orients und seiner Sprachen, so wie er überhaupt in allem theologischen Wissen ganz fremd war; in der Philosophie war er nicht mit seiner Zeit fortgeschritten, und Baco schien ihm alles Mögliche geleistet zu haben. Überdies war er der teutschen Sprache nicht ganz mächtig, und dennoch wagte er sich in einen Streit mit einem teutschen Theologen über teutsche theologische Schriften. Solche Anmaßung ist jedoch eine gewöhnliche Erscheinung bei beschränkten theologischen Eiferern, bei denen eine vermeintliche Rechtgläubigkeit ersetzen muß, was ihnen an philosophischem Geiste und strengern Studien abgeht. Bei Deluc kam noch das geologische System, in welches er sich eingesponnen hatte, hinzu, und welches bei ihm durch die nach seiner Meinung erst nachher aufgefundene Übereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte desto größere Festigkeit erhielt. Daher dann die Machtsprüche, die er sich erlaubte, als ob durch seine geologischen Hypothesen die wichtigsten theologischen Streitfragen entschieden würden. Die Veranlassung zu diesem Streite gab das „Sendschreiben an Se. Hochw. Hrn. Oberconsistorialrath und Propst Teller von einigen Hausvätern jüdischer Religion" (Berlin 1799). In demselben erklärten einige jüdische Familienväter, daß sie zwar die Grundlage der mosaischen Religion als vernunftgemäß festhalten, dagegen aber das Rituale und die politische Verfassung des Judenthums als nicht mehr zeitgemäß ansehen, und daher von den hindernden Banden des Judenthums befreit zu werden, durch Anerkennung der allgemeinen Grundwahrheiten des Christenthums in die Gemeinde der Christen überzutreten und zum vollen Genusse der Rechte christlicher Statsbürger zu gelangen wünschten, zu welchem Ende sie sich auch der Taufe, insofern sie als bloßer Initiationsritus angesehen werde, unterwerfen; dagegen aber verlangen sie, daß man sie nicht zur unbedingten Annahme des kirchlichen Dogma, namentlich vom Sohne Gottes, so wie dieser Begriff von vielen Theologen aufgestellt wird, verpflichte, sondern ihnen freistelle, ihrer vernunftgemäßen Überzeugung zu folgen. Sie bitten nun Teller um Rath, welches öffentliche Bekenntniß sie bei einer Veränderung ihrer Verhältnisse ablegen sollen, ohne mit ihrem Gewissen in Widerspruch zu kommen. Die schwierige Frage enthielt also eigentlich den Wunsch der Anerkennung einer besondern Gesellschaft in der christlichen Kirche, welche, ohne das kirchliche Dogma anzunehmen, doch die bürgerlichen Vortheile von Mitgliedern der Kirche genießen sollte. — Teller beantwortete das Sendschreiben in der „Beantwortung des Sendschreibens einiger jüdischen Hausväter an mich, den Propst Teller" (Berlin 1799) so, wie es von dem gelehrten, philosophischen Theologen und menschenfreundlichen Manne zu erwarten war. In seiner amtlichen Stellung mußte er zwar die Lösung des politischen und statsrechtlichen Theiles der Frage ablehnen, aber als Privatmann spricht er seine individuellen Überzeugungen unverhohlen aus. Durch ihr Sendschreiben haben sie hinlänglich bewiesen, daß sie Christi Sinn haben, ihre Lossagung von dem Ceremoniengesetze sollte für einen christlichen Stat hinreichen, ihnen das Bürgerrecht zuzugestehen. Wenn sie Christen werden wollten, so würde das erste seyn müssen, daß sie Christum für den Stifter der bessern moralischen Religion annehmen. Dagegen überlasse er die Lehrmeinungen, die auch das Christenthum bald mehr, bald weniger entstellt haben, im Gegensatze gegen die Grundlehren, ihrer eignen Wahl. „Um diesen zu huldigen, mag wenigstens ich keine Christenseele an jene binden; ich würde fürchten, ihr nur ein Joch anderer Art aufzulegen, als das war, wovon Christus uns, seine Bekenner, befreit hat." — Noch ehe Tellers Antwort erschienen war, machte nun Deluc ganz unberufen folgende Schrift bekannt: Lettre aux auteurs Juifs d'un mémoire adressé à Mr. Teller (Berlin 1799, und zugleich eine teutsche Übersetzung). Man erkennt hier den bescheidenen Naturforscher nicht mehr; er trit als anmaßender Zelot auf,

zieht gegen die Abgötterei los, die in diesen letzten Zeiten des Unglaubens mit der menschlichen Vernunft getrieben werde, und führt den jüdischen Hausvätern zu Gemüthe, daß sie auf einem verkehrten Wege wandeln. So wie die christliche Religion in christlichen, besonders den teutschen Staten nur darum die herrschende sei, weil in derselben das Bekenntniß abgelegt werde, daß sie unmittelbar göttlichen Ursprungs sei und positive Verordnungen enthalte, wobei man gar keine eignen Meinungen haben dürfe: so werden auch die Juden in christlichen Staten nur deswegen geduldet, weil sie an die unmittelbare Offenbarung des alten Testaments glauben; die Ursache dieser Duldung höre aber auf, wenn dieser Glaube, wie sich aus dem naturalistischen Sendschreiben zeige, nicht mehr vorhanden sei." — Von Tellers Antwort auf das Sendschreiben und von einer andern kleinen Schrift eben dieses Gelehrten, „die Zeichen der Zeit" (worin Teller den Geist der damaligen Zeit vorzüglich in Beziehung auf Religion, Predigerstand und Kirchenwesen schildert und Vorschläge macht, wie von Seiten der Prediger dem Nachtheiligen in demselben könne entgegen gearbeitet werden), nahm nun Deluc Anlaß, gegen Teller selbst aufzutreten und überhaupt die gründlichere teutsche Theologie anzugreifen, die sich frei von Autoritätsglauben durch selbständiges Forschen in den letzten Decennien des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte. Im J. 1801 erschienen Lettres sur le Christianisme, adressées à Mr. le Pasteur Teller, von denen im folgenden Jahre eine teutsche Übersetzung herauskam (Göttingen 1802). Es sind dies neun Briefe, worin Deluc seine Ansichten von der absoluten Nothwendigkeit einer unmittelbaren Offenbarung, von dem Zusammenhang des ganzen alten Testaments mit dem Christenthume und von der einzig richtigen Auslegungsart der heil. Schrift aufstellt. Den wahren Charakter der Zeit findet er darin, daß das erste Buch Mosis, welches nach seiner Meinung die Grundlage des ganzen Gebäudes der göttlichen Offenbarung ist, mit Gleichgiltigkeit betrachtet werde, und er sagt geradezu: „die Christenthumslehre ist entweder die Erfüllung aller Weissagungen des alten Testaments seit jener dem Adam von Gott gegebenen Verheißung des Messias (das sogenannte Protevangelium), oder sie ist die allerunförmlichste Erfindung. Hier ist kein Drittes möglich." Er suchte daher die Auslegungsregeln der neuern, gründlichen Exegese, die Benutzung der höhern Kritik, der Geschichte und Philologie als unrichtig zu bekämpfen; aber seine von völliger Beschränktheit und Unkenntniß alles theologischen Wissens zeugenden Begriffe sind so schwach und enthalten nur Gründe, die schon so oft widerlegt waren, daß es sich kaum der Mühe verlohnte, dies noch einmal zu thun. Indessen beantwortete Teller diese Briefe doch in der Schrift: „D. W. A. Teller über die neuere Schriftauslegung in Antwort auf die an ihn gerichteten Briefe des Hrn. J. A. de Luc" (Berlin 1801, u. französ. Eclaircissemens sur la nouvelle Exegese etc. Berlin 1801), worauf Deluc wieder antwortete: „Sendschreiben an den Hrn. Oberconsistorialrath Teller, dessen nähere Erklärungen über die neue Exegese betreffend" (Hannover 1802). Hier trit er mit noch weit größerer Anmaßung und auf eine Weise auf, die man leicht als Verketzerung erklären könnte. Er behauptet die Inspiration jedes Buchstabens des alten Testaments vom ersten bis zum letzten; nehme man diese nicht an, so sei kein Unterricht vorhanden, woraus der Mensch lernen könne, was er sei und was aus ihm werde, und so könne er sich schlechterdings keine göttliche Vorsehung denken. Aus den Anführungen des alten Testaments von Christus und den Aposteln schließt er, man könne schlechterdings kein Christ seyn, wenn man die Echtheit des kleinsten Theiles der Bibel und der darin erzählten Wunder bezweifle. Die Idee von zweierlei Fragmenten, die sich in der mosaischen Schöpfungsgeschichte finden, ist ihm wahrhaft gotteslästerlich. Überall stützt nun Deluc seine Behauptungen auf seine geologischen Hypothesen. In diesem Sendschreiben sagt er: „Die Geologie beweiset die Wahrheit, folglich die göttliche Eingebung des ersten Buch Mosis. Und also steht das ganze Gebäude auf dieser seiner ersten Grundlage fest." Es sei unmöglich, daß ein Mensch im hohen Alterthume dieses wahre geologische System, wozu so viele physikalische, mineralogische und chemische Kenntnisse gehören, aus sich selbst habe aufstellen können. Bekanntlich sind aber gerade Delucs geologische Hypothesen mit starken Gründen angegriffen worden, und es ist dies nicht der vorzüglichste Theil seiner physikalischen Leistungen, obschon er sich darauf am meisten zu Gute thut. — Schon bei Übersendung der Lettres sur le christianisme hatte übrigens Deluc von Teller eine mündliche Unterredung über die Streitfragen verlangt, der aber Teller, der die Fruchtlosigkeit vorhersah, auswich. Es knüpfte sich aber ein Briefwechsel an, der vom 6. April 1801 bis 22. Mai 1802 dauerte, dann aber von Teller, da Deluc in seiner wirklich beleidigenden Anmaßung immer weiter ging, plötzlich abgebrochen und hierauf von Deluc bekannt gemacht wurde (Correspondance particulière entre le Docteur Teller et J. A. de Luc. 1803. und teutsch 1804). Teller hatte selbst die Erlaubniß zur Bekanntmachung gegeben, unter Bedingung, daß seine Briefe mit abgedruckt würden. Deluc erscheint in dieser Correspondenz wo möglich noch weniger achtungswürdig als in den öffentlichen Streitschriften; namentlich trit hämische Verketzerungssucht gegen die teutschen Theologen, sein Eigendünkel, seine Unwissenheit in der Theologie, seine Unfähigkeit, Theologie und Religion zu unterscheiden, seine Anhänglichkeit an die abgeschmacktesten Behauptungen der alten Theologen, wie von einem Protevangelium im Paradiese, hier sehr stark hervor. Man sieht daher auch, wie bald Teller dieser unnützen Correspondenz müde war, und in der That läßt sich mit Recht fragen, warum Teller sich mit Deluc einließ, der durch das Schreiben an die jüdischen Hausväter seine anmaßliche Beschränktheit schon genug gezeigt hatte. Übrigens stand Deluc mit dem intoleranten Berlinischen Hermes, der unter Wöllner eine so bedeutende Rolle spielte, in genauer Verbindung. — Noch gehört hieher eine andere Schrift von Deluc, die gegen Tellers „Älteste Theodicee oder Erklärung der 3 ersten Capitel der ersten vormosaischen Geschichte," gerichtet war; der Titel ist: Principes de Théologie, de Théodicée et de Morale,

en reponse à Mr. Teller sur son écrit intitulé: la plus ancienne Théodicée (1803). Ferner: Lettre sur l'essence de la Doctrine de Jesus Christ (1804). Lettre sur l'éducation réligieuse de l'enfance (1800). — In Beziehung auf sein geologisches System steht: Abrégé de principes et de faits concernant la cosmologie et la géologie (1802), eigentlich eine Streitschrift gegen die Schmiedersche Kosmologie. — Es erregt in der That Bedauern und Mitleiden, einen Mann, dessen große Verdienste um die Naturwissenschaften unläugbar sind, der sich in diesem Zweige des menschlichen Wissens gerade durch Unbefangenheit, durch strenges Prüfen, durch beharrliches Streben nach Berichtigungen und Verbesserungen auszeichnete, in seinem hohen Alter voll Eigendünkels eine Bahn einschlagen zu sehen, auf welcher er, statt des gehofften Ruhmes, Spott verdient und Verachtung einerntet, und auf welcher die Leidenschaft ihn so fortreißt, daß nicht nur von der Empfänglichkeit für Verbesserungen und für neue Ideen, die er bei physikalischen Gegenständen bewies, keine Spur sich findet, sondern sein Charakter selbst in zweideutigem Lichte erscheint. Indessen könnte ein allzustrenges Urtheil über ihn leicht wirklich ungerecht seyn, und wenn sich auch sein Benehmen nicht ganz entschuldigen läßt, so wird es doch erklärlich. Fürs erste ist nicht zu vergessen, daß Deluc erst in seinem 72. Lebensjahre auf diesem Felde erscheint, und zwar, wie oben gesagt wurde, mit Hermes (der mit dem Verf. des Handbuchs der Religion und mit demjenigen von Sophiens Reisen nicht zu verwechseln ist) in Verbindung stand. Dieser Einfluß und die größere Befangenheit der theologischen Ansichten, die wenigstens sehr häufig in höherm Alter eintrit, würden schon an sich Vieles erklären. Dazu kommt dann aber noch die Beschaffenheit der Religionsbildung, welche er in seiner frühern Jugend erhielt. Wenn wir auch keine nähern Angaben darüber haben, so läßt sich doch aus der oben angeführten Schrift seines Vaters (Lettre sur les écrits de quelques savans incrédules) und dem damals noch zu Genf geltenden, streng orthodoxen System mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Beschaffenheit dieses Religionsunterrichts schließen. Weder seine Studien noch sein Aufenthalt in England machten ihn dann mit den neuern Forschungen der teutschen Theologen bekannt. Später erhielt sein Geist durch die Ausbildung seines geologischen Systems und dessen vermeintliche Übereinstimmung mit der mosaischen Schöpfungsgeschichte eine mehr aufs Theologische sich lenkende Richtung. Nun aber wurde er durch seinen Aufenthalt in Teutschland plötzlich mit ganz andern theologischen Ansichten bekannt, zu deren richtiger Auffassung und Würdigung ihm Kenntnisse und Vorbereitung fehlten. Sein ganzes geologisches Lieblingssystem, an welches sich seine theologischen Meinungen knüpften, gerieth dadurch in Gefahr, die frühern Jugendeindrücke lebten, wie es so oft der Fall ist, mit erneuerter Lebhaftigkeit im hohen Alter auf, und ohne seine Kräfte zu berechnen, nur von blindem Eifer geleitet, begann er für die vermeintliche Rechtgläubigkeit einen Kampf, in welchem seine gänzliche Niederlage schon von Anfang an keinem Unbefangenen zweifelhaft seyn konnte.

— Wir haben diese verschiedenartigen Richtungen Delucs Thätigkeit ausführlicher dargestellt, weil er... dings eine merkwürdige psychologische Erscheinung bietet. — Von seinen physikalischen Schriften sind anzuführen: Introduction à la physique terrestre ... les fluides expansibles, précédée de deux Mémoires ... la nouvelle Theorie chimique, (1803, als Zweiter ... der Modifications de l'Atmosphère). Traité ... taire sur le fluide electro-galvanique (1804) ... de la philosophie de Bacon et des progrès ... les sciences naturelles par ses préceptes et ... (1800). Einzelne Abhandlungen finden sich ... mehren engländischen und französischen Zeitschriften; ... nebier führt dieselben in der Histoire littéraire de Genève an. Die Histoire du passage des Alpes ... (Genève et Paris 1818.) ist von seinem ... Anton D.

DELUC, Wilhelm Anton, der Bruder ... gen, geb. zu Genf 1729, gest. daselbst ... 1812, zeigte auch von Jugend auf große ... turwissenschaftliche Forschungen. Es wird ... meldet, daß er sich schon im 14. Jahre eine ... tende naturhistorische Samlung gebildet ... dann besonders an Fossilien fortwährend ... den physikalischen Untersuchungen und Beobachtungen ... nes Bruders hatte er großen Theil, und ... auf seinen frühern Reisen. In den Recherches ... modifications de l'Atmosphère und in den ... ques (s. Deluc, J. A.) sind mehre Abhandlungen ... Wilhelm Anton. Nachher waren seine Untersuchungen ... vorzüglich auf die versteinerten Schaalthiere ... und er hat die Identität von etwa hundert ... stirenden Arten nachgewiesen. Mehre ... handlungen finden sich von ihm im Journal de physique ... in der Bibliothèque Britannique und im ... France. Er bestreitet die neuern geologischen ... und ist, wie sein Bruder, Vertheidiger der ... Schöpfungsgeschichte. Er wurde 1770 zum ... des großen Rathes gewählt, verlor zwar ... den Unruhen des Jahres 1782 im April; wurde ... Juli wieder in dieselbe eingesetzt.

Delvenau s. Sterkenitz.

DEMACHY, de Machy, (Jacques ... Apotheker und Chemiker zu Paris, wo er, der ... nes Kaufmanns, den 30. August 1728 geboren ... Nachdem er im Collegium von Beauvais seine ... vollendet hatte, kam er zu einem Apotheker, ... eigenes Geschäft an, entsagte ihm aber wieder ... 25 Jahre lang öffentliche Vorlesungen über Chemie ... materia medica. Die Regirung übertrug ihm ... eines ersten Apothekers bei dem Militairhospital ... Denis, ernannte ihn später zum Director der ... pharmacie in den bürgerlichen Hospitälern, ... lehrten Gesellschaften zu Rouen und Berlin, ... kaiserl. Akademie der Naturforscher nahmen ... ihre Mitglieder auf. Er starb den 7. Juli 1803, ... lich bekannt durch mehre Schriften, die viel ... enthalten, ob er gleich das System der neuern ... sten verwarf, gegen die neuen Entdeckungen ...

trauisch war und die pneumatische Chemie öffentlich bekämpfte: Examen chimique des eaux des Passy. 1756. 12. Ex. chim. des eaux de Verberie. 1757. 12. Elémens de chimie suivant les principes de Becher et Stahl, par Junker, trad. du lat. avec des notes. 1757—61. Vol. VI. 12. Dissertations chim. de Pott, rec. et trad. 1759. Vol. IV. 12. Opusc. chim. de Markgraf. 1762. Vol. II. 12. Instituts de chim. 1766. Vol. II. 8. Procédés chim. rangés methodiquement et definis. 1769. 8. Teutsch: Chemischer Laborant im Großen; mit Dr. Struve's Anmerk. und Abhandlungen von Wiegleb, übers. mit Zus. v. S. Hahnemann. Leipz. 1784. 2 Bde. 8. m. Kpf. Recueil de dissert. physico-chim. 1774. 8. L'art du distillateur d'eau forte et du liquoriste. 1775. fol. Teutsch Leipz. 1785. 8. L'art du vinaigrier. 1774. Teutsch m. Anm. u. einem Anhang v. S. Hahnemann. Leipz. 1787. 8. Manuel du pharmacien. 1788. Vol. II. 8. Er besaß auch Talente zur Dichtkunst, und in dem Almanach des Muses, Mercure und andern Journalen sind viele seiner Gedichte mit und ohne Namen abgedruckt, auch schrieb er Nouveaux dialogues des morts. 1755. 12. und mehre Komödien, die aber Manuscript blieben*). (*Baur.*)

DEMADES (*Δημάδης*), Redner in Athen, war von niedriger Herkunft und in seinen frühern Jahren Ruderknecht auf den athenischen Galeeren, schwang sich aber durch seinen Geist zum höchsten Ansehn in der Republik neben einem Phocion und Demosthenes empor. Seine Wirksamkeit fällt in die Zeit, in welcher Philipp von Makedonien, sein Sohn Alexander und Antipater nach der Oberherrschaft in Griechenland strebten, und Athen in Krieg und Frieden in vielerlei Verhältnisse mit ihnen verwickelt war. Er hatte die Redekunst nicht studirt, sprach nur aus dem Stegreif, kräftig und — auch durch seinen Witz — eindringlich. Zum ersten Male trat er gegen Demosthenes in der olynthischen Angelegenheit auf (Suidas). Nach der für Athen unglücklichen Schlacht bei Chäronea befand er sich unter den Gefangenen. Da Philipp, trunken vom Sieg und Weine, durch deren Reihen ging und ihres Geschickes spottete, rief Demades ihm zu: ist's nicht Schande für dich König, dem das Schicksal Agamemnons Rolle zugetheilt hat, daß du die des Thersites spielst? Der König fühlte die Gerechtigkeit des Vorwurfs, gab dem freimüthigen Gefangenen die Freiheit und behielt ihn bei sich, wo er die Befreiung aller Gefangenen und ein Bündniß Philipps mit Athen bewirkte (Diod. S. 16, 87). Er selbst wurde mit Gütern in Böotien beschenkt. Als nach Philipps Tode die Athener in Verbindung mit Theben gegen Alexander sich empört hatten, und dieser von Athen die Auslieferung der zehn Redner verlangte, die das Volk gegen ihn aufgeregt, übertrug man ihm nebst Phocion die Gesandtschaft an Alexander, und es gelang ihnen nicht nur, die Rache des Siegers abzuwenden (Diod. S. 17, 15. Plut. im Demosth. 23.), sondern auch noch Vortheile für Athen zu bewirken. Die Gunst, in welcher er bei Philipp gestanden, erhielt er sich auch bei Alexander, und wußte sie sehr zu seinem Vortheil zu benutzen, denn er war eben so habsüchtig, als verschwenderisch und luxuriös. Plutarch sagt von ihm, nur um seines Bauches willen habe er sich dem Dienste des Volkes unterzogen, und weil er geglaubt, von Athen für seine Schlemmerei nicht genug ziehen zu können, so habe er sich auch von Makedonien her verproviantirt (de cup. divit.). Zu Phocion, dessen Tisch er nur ganz gemein besetzt fand, sagte er verwundert: wenn du nicht anders tafeln willst, warum gibst du dich denn mit den Statsangelegenheiten ab? (das). Ein andermal äußerte er gegen Phocion, er wolle, wenn dieser es wünsche, ein Gesetz vorschlagen, die spartanische Lebensweise in Athen einzuführen; Phocion aber erwiederte, daß sich dies für ihn, der einen so kostbaren Mantel trage und so nach Salben dufte, gar nicht schicken werde (Plut. Phoc.). Wie weit seine Verschwendung ging, sieht man besonders daraus, daß er zum Hohn des Gesetzes, welches dem, der einen fremden Sänger auf das Theater bringe, eine Geldbuße von 1000 Drachmen auferlegte, einst deren 100 brachte und die Strafe (eine Summe von 16600 Thalern) zahlte. (Plut. Phoc.). Ob die Vorschläge, die er that, dem State heilsam seyn möchten, kümmerte ihn wenig, wenn sie nur gefielen; und was gefiel dem Volke nicht, welches den edeln Phocion zum Tode verurtheilte, aber den zu Gunsten des Feindes von dem damaligen Verwalter der öffentlichen Einkünfte Demades gemachten Vorschlag, das vorräthige Geld zu Weinspenden für das Fest zu vertheilen, dem patriotischen, es zu einer Ausrüstung der Flotte zu verwenden, verzog! (Plut. pol. praec.). Freilich dachte man anders davon, wenn die schlimmen Folgen eintraten, und so war Demades zu Anfange des lamischen Krieges für sieben gesetzwidrige Vorschläge die Geldbuße schuldig, und durfte, weil er nicht bezahlen konnte, als ehrlos die Rednerbühne nicht besteigen. (Plut. Phoc.). Wegen eines Vorschlags, Alexandern zum dreizehnten olympischen Gotte zu ernennen, war er mit einer Geldbuße von 100 Talenten bestraft worden (Aelian. V. H. 13, 12.). Die neue Noth, in die man gerathen war, befreite ihn damals. Antipater, mit dem es nach Alexanders Tode die Athener zu thun hatten, kannte den Demades recht gut. Er habe, sagte er, in Athen zwei Freunde, Phocion und Demades, jenen könne er nie bereden, etwas von ihm anzunehmen, diesem nie genug geben. Ein andermal sagte er von ihm, es sei an ihm, wie an einem zubereiteten Opferthiere, nichts mehr übrig, als der Bauch und die Zunge. Als ihm in seinem Greisenalter die Athener, um sich von der makedonischen Besatzung in Munychia zu befreien, die Gesandschaft an Antipater aufgetragen, waren diesem so eben aufgefangene Briefe des Demades an Antigonus (Plut. Phoc., oder Perdikkas Plut. Demosth.) eingehändigt worden, aus denen sich ergab, daß der Verräther an seinem Vaterlande (Paus. 7, 10.) auch auf Verrath gegen ihn gesonnen und ihn verspottet hatte. Er ließ deshalb ihn und seinen Sohn Demeas hinrichten (Diod. S. 18, 48. Nach Plutarch im Leben Phocions that es Kassander). Dies geschah Ol. 115, 2. v. Chr. 319. Das athenische Volk, welches ihm Statuen errichtet hatte, schmolz dieselben nachmals zu Nachtgeschirren um.

*) Ersch's gel. Frankr. s. v. Machy. Biogr. univ. T. XI. s. v. Demachy. (von Cadet Gassicourt).

Nach Alexanders Tode hielt Demades eine Rede zur Rechtfertigung seines Benehmens während der zwölf Jahre von dessen Regirung (ὑπὲρ τῆς δωδεκαετίας), wovon noch ein, jedoch nicht unbezweifelt echtes, Bruchstück übrig ist. S. Oratores graeci von Reiske. Bd. 4. Das selbst findet man auch Hauptmanns Diss. *de Demade*. (Gera 1768. 4.). Vergl. *Ruhnken*, Historia critica oratorum graec. p. 71 — 75. zu Rutilius Lupus. (*H.*)

DEMAGOGIE [1]), d. i. Volksführung, Volksleitung, und Demagog (δημαγωγός), ursprünglich ein Volksführer, ohne weiteren Nebenbegriff, sondern in dem Begriff, der in der Natur der Sache, in dem griechischen Gemeinwesen und den Elementen des freien, insbesondere attischen Volksthums lag und daraus hervorgegangen war. Wenn nämlich das Wesen dieser freien Verfassungen zunächst in die Isonomie und Isegorie [2]) gesetzt wurde, d. h. in die vollkommene Gleichheit aller bürgerlichen Rechte für die Einzelnen und die daraus hervorgehende, einem Jeden in gleicher Weise zukommende Theilnahme an der Berathung und Entscheidung aller öffentlichen Angelegenheiten; so war damit die politische Gleichstellung und Gleichheit aller einzelnen, zu dem Ganzen eines Statskörpers verbundenen Individuen begründet, von deren Gesamtwillen, der freilich durch Einzelne gelenkt und geleitet werden konnte, die Entscheidung in allen Dingen und der Gang der öffentlichen Angelegenheiten abhängig war. Wo also eine Herrschaft des gesammten Volkes (δῆμος) begründet war, da mußte nothwendig auch eine Leitung dieser Masse (*δημαγωγία*) durch einzelne, mit Talent, Kenntniß und Lebenserfahrung begabte und dadurch einflußreiche Männer eintreten; es lag ganz in der Natur der Sache, daß Einzelne durch ihre persönlichen Eigenschaften, durch größere Talente oder höhere politische Einsicht und Erfahrung, besonders durch die Gabe der Rede einen Einfluß auf ihre Mitbürger gewinnen mußten, deren Willen sie in der Versamlung, welche der letzte Grund, die letzte Triebfeder aller öffentlichen Ereignisse und somit des ganzen politischen Lebens war, und wo die freie Rede alles leitete, bestimmen und in der letzten Entscheidung auf das, was ihnen das geeignetste schien, führen konnten. Blicken wir zunächst auf Athen, wo dieses freie griechische Volksthum als Isonomie und Isegorie am ausgebildetsten hervortrit, wovon wir auch die meisten Nachrichten besitzen, und betrachten wir näher die dadurch begründete Souveränität oder höchste Gewalt des Volkes (δῆμος) und dessen Herrschaft (Democratie), so sehen wir hier alsbald Männer, welche das freie, unabhängige Volk blos durch ihren persönlichen Einfluß, den ausgezeichnete Talente, hohe Bildung und ausgebreitete Lebenserfahrung ihnen verliehen, nach ihrem Willen zu lenken und leiten, oder vielmehr dem Willen des Volkes eine bestimmte Richtung zu geben und von dem eigenen abhängig zu machen verstanden, und welche sich so zu Führern des Volks (Demagogen), ja zu Vorstehern desselben aufwarfen und auf diesem Wege eine größere Macht auf dasselbe ausübten, als manche Herrscher [3]), obwol sie selbst in keiner amtlichen Stellung dem Volke gegenüber waren, also auch ohne den Einfluß, den ein hohes oder bedeutendes Amt in einem Freistat zu verleihen pflegt. Denn das auf seine Rechte eifersüchtige Volk suchte vielmehr das Thun und Treiben der von ihm erwählten und eingesetzten Beamten einzuschränken und ihren Einfluß, ihre Gewalt zu hemmen, so weit es nur möglich war; es gab sich nur denen hin, welche ohne ein öffentliches Amt, blos durch ihren Verstand, durch ihre Kenntnisse und durch ihre Rednertalente die Mittel besaßen, das Volk an sich zu ziehen und auf die Dauer an sich zu fesseln. So liegt demnach in dem Wesen einer solchen Volksführung oder Demagogie und in dem Begriff eines Volksführers oder Demagogen ursprünglich nichts Schlimmes oder Arges. Beides, Sache und Wort, war mit dem Wesen und der Entwickelung des freien hellenischen Volksthums und der Idee von der Herrschaft des Demos gegeben, und so finden wir auch bei den Alten [4]) wirklich diese Ausdrücke mehrmals in diesem Sinne gebraucht, ohne daß immer ein schlimmer Nebenbegriff sich damit verbindet, wie dies späterhin der Fall war, womit der Entartung dieses freien Volksthums auch der daraus hervorgegangene Begriff der Volksleitung eine andere Richtung nehmen und gleichfalls, wie die Sache selber, entarten mußte. Jeder, der unter seinen Mitbürgern eine Stellung einzunehmen und politischen Einfluß zu gewinnen suchte, jeder, der für das Beste des Stats wirken wollte, war genöthigt, mit dem Volke zu verkehren, er mußte suchen, das Volk in der Versamlung durch Wort und Rede, als das einzige Mittel, für seine Zwecke und Absichten, oder, wenn er ein Beamter war, für sein Walten zu gewinnen, seinem Willen eine bestimmte Richtung zu geben und das Volk dahin zu leiten. Dies ist das Wesen der Demagogie im Allgemeinen und daher selbst die Ausdrücke δημαγωγεῖν und πολιτεύειν bisweilen ganz gleichbedeutend [5]). Wer freilich das Volk zum Schlimmen zu leiten suchte, wer es zur Nichtachtung der bestehenden Gesetze, zu Schlechtigkeiten &c. zu verführen und zur Erreichung eigner Zwecke und Absichten zu gewinnen suchte, der war denn gleichfalls ein Volksführer, ein Demagog, aber in ganz anderem Sinne des Wortes, und sein Treiben ebenfalls eine Demagogie, aber mit verändertem Begriff. Wort und Ausdruck waren geblieben, die Sache selbst aber, das Wesen verändert. Auch hiezu bietet uns Athen den besten Beleg, um von andern griechischen Staten (wie z. B. Syrakus), wo ähnliche Verhältnisse ähnliche Erscheinungen hervorriefen, nicht zu reden. In Athen war viele Jahre hindurch Perikles,

1) S. über Begriff und Bedeutung dieses Wortes: *Valcken.* Diatrib. in Eurip. Fragm. p. 253 sqq. Wachsmuth hellen. Alterthumskunde. I, 2. p. 24 ff. 153 ff. Vergl. mit Fr. Passow zur Gesch. d. attischen Demagogie in Wachlers Philomath. Th. III. S. 267 ff. insbesondere S. 275 ff. 283 ff. 2) S. meine Note zu Herodot III, 80. vergl. V, 37. Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 21 ff.

3) So sagt von Perikles, der in solchem Sinne als Demagog Athen regirte, Thucydides II, 65.: *ἐγίγνετο δὲ λόγῳ μὲν δημοκρατία, ἔργῳ δὲ ὑπὸ τοῦ πρώτου ἀνδρὸς ἀρχή.* 4) S. Wyttenbach zu Plut. Moral. I. S. 252. und die Stellen bei Wachsmuth a. a. O. I, 2. S. 25. Note 15. 5) Vgl. *Moeris s. v. πολιτεύειν* p. 326 Piers.

ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, der eigentliche Führer und Leiter des gesamten Volks [6]), er lenkte blos durch das Ansehen seiner Person, durch seine persönlichen, großartigen Eigenschaften, insbesondere durch sein ungemeines Rednertalent den Willen desselben und leitete so ausschließlich eine Reihe von Jahren die Angelegenheiten seiner Republik, er war auf diese Weise als Führer des Volks (δημαγωγός) zugleich dessen Vorsteher [προστάτης] [7]) geworden. Indessen zeigt sich schon hier eine Richtung zum Schlimmeren, die freilich auch in Volk und Stat von dieser Zeit an schon bemerklich zu werden anfängt, insofern nämlich schon Perikles, um sich in diesem persönlichen Ansehn, in dieser Vorsteherschaft zu erhalten und die ausschließliche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu behalten, sich genöthigt sah, den Leidenschaften und Gelüsten der Menge zu fröhnen und ihrem Stolze zu schmeicheln, obwol sein gewaltiges Talent, seine uneigennützige Vaterlandsliebe, verbunden mit dem großen Ansehn seiner Person, die nachtheiligen Folgen eines solchen Verfahrens immer wieder zu entfernen oder zu verhüten wußte; indessen war doch einmal ein für die Folge höchst verderbliches und daher auch späterhin oft wiederholtes Beispiel gegeben, das Menschen, welche nicht die Talente, die Klugheit und den Patriotismus eines Perikles besaßen, zum Verderben des Stats mißbrauchen konnten und auch leider gemißbraucht haben. So verband sich bald nach Perikles Tode um die Zeit des peloponnesischen Krieges mit dem Worte Demagogie und Demagogos ein anderer, schlimmerer Begriff. Das attische Volk war durch Perikles allerdings zur unmittelbaren Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten berufen, es war durch ihn als Selbstherrscher dargestellt worden, obgleich seine Person die wahre Triebfeder aller Handlungen war und sein Geist alles lenkte, leitete und regirte. An diese Thätigkeit im Regiren gewöhnt, suchte das Volk diese Thätigkeit auch fernerhin, als Perikles gestorben war, auszuüben, während der Zügel, den Perikles ihm angelegt, und die Besonnenheit, mit welcher dieser große Mann die wilden Neigungen der Menge zu zügeln und zu leiten verstanden hatte, mangelte. Daher nahm bald bei dem Volke Heftigkeit, Leidenschaftlichkeit und Frechheit jeder Art überhand, und wer dessen Lüsten, bei seiner trotz der gepriesenen Unabhängigkeit des Selbstbeherrschens fortdauernden Neigung, sich dem Willen einer bedeutenden, ihm zusagenden Person zu fügen und ihr sich in die Arme zu werfen, zu dienen und zu fröhnen wußte, wer durch den Zauber der Rede bei einem Volke, welches vor allem dem plötzlichen Eindruck einer glanzvollen Rede lieber folgte als einer ruhigen, besonnenen und vernünftigen Prüfung und Überlegung, welches die Sache meist nur in dem Gewand betrachtete, in welchem der Redner es ihm darzustellen verstand, Eindruck zu machen und es durch Schmeichelei für sich zu gewinnen wußte [8]), der war der Erreichung seiner Zwecke gewiß, der hatte die Leitung des Volkes und der öffentlichen Angelegenheiten, er war Volksführer (δημαγωγός), aber freilich im schlimmern Sinne des Worts. Um diesen Standpunkt zu gewinnen, sehen wir nach des Perikles Tode eine Reihe von Männern, welche voll Begier, die ersten zu seyn und die ausschließliche Leitung des Volkes zu gewinnen, das öffentliche Wohl ihren Privatinteressen aufopfernd, um die Gunst des Volkes auf jede Art buhlten und dasselbe auf jedem Wege und durch jedes Mittel, vor allem aber durch Befriedigung seiner Lüste und seiner Habsucht, zu gewinnen suchten. Sie schmeichelten dem Volke und kitzelten seinem Ohr, verbargen oder entstellten ihm die Wahrheit, wenn sie den eigenen Interessen nachtheilig erscheinen konnte oder in dem Volke ein unangenehmes Gefühl befürchten ließ, sie scheuten weder Verläumdung noch Intrigue jeder Art, wenn sie dadurch ihre Zwecke erreichen zu können glaubten, die nur zu oft mit den wahren Interessen des Stats im Widerspruch waren, von denen sie das Volk abzulenken wußten. So wurden sie aus Führern des Volks zu Verführern desselben [9]), Demagogen im schlimmen Sinne des Worts, und ihr Treiben (Demagogie) ein den wahren Interessen des Stats und der Wohlfahrt des Volkes höchst nachtheiliges und gefährliches. Daher auch die Richtung dieser Demagogen gegen alle Beamte und Magistrate, gegen welche sie das bei einer Masse ohnehin immer leicht zu erregende Mißtrauen zu steigern und zu heben suchten, um dadurch das Ansehen der eigenen Person und den eigenen Einfluß zu vermehren. Welche Nachtheile dies auf den Gang des öffentlichen Lebens und die Statsangelegenheiten haben mußte, liegt zu klar am Tage, als daß es einer weitern Erörterung bedürfte, die uns die Geschichte der attischen Republik in der befriedigendsten Weise liefert. Je wilder, je aufgeregter und je zügelloser die Volksmasse, je ungestümer in ihrem Begehren, desto leichter war das Treiben dieser Demagogen, die dem Volke schmeichelten und seinen Launen fröhnten, wenn auch gleich eine solche Demagogie den Haß aller Edlern und Bessergesinnten erregte, die aber zu schwach waren, um den Strom zu hemmen und innerhalb seiner Schranken zu halten. Daher mußten sie, die Guten (οἱ ἀγαθοί, καλοκἀγαθοί, ἄριστοι [10]), im Kampfe mit jenen Demagogen unterliegen, welche, je toller sie es trieben, desto sicherer auf den Beistand der Menge rechnen konnten, dadurch aber den Stat ins Verderben gestürzt haben. Dies ist in Athen und andern Orten der alten Welt ebenso gut geschehen, als es aller Orten und zu allen Zeiten geschehen wird, wo ähn-

6) S. die Note 3 angeführte Stelle des Thucydides, wo es auch von Perikles heißt: κατεῖχε τὸ πλῆθος ἐλευθέρως καὶ οὐκ ἤγετο μᾶλλον ὑπ' αὐτοῦ ἢ αὐτὸς ἦγε. 7) S. Wachsmuth 1, 2. S. 25. 436. Vergl. *Plat.* Polit. VIII. p. 565 C. οὐκοῦν ἕνα τινὰ ἀεὶ ὁ δῆμος εἴωθε διαφερόντως προΐστασθαι ἑαυτοῦ καὶ τοῦτον τρέφειν τε καὶ αὔξειν μέγαν.

8) Vergl. *Aristotel.* Pol. IV, 4, 6.: ὁ δ' οὖν τοιοῦτος δῆμος ἅτε μόναρχος ὢν ζητεῖ μοναρχεῖν, διὰ τὸ μὴ ἄρχεσθαι ὑπὸ νόμου καὶ γίνεται δεσποτικὸς ὥστε οἱ κόλακες ἔντιμοι. Καὶ ἔστιν ὁ τοιοῦτος δῆμος ἀνάλογον τῶν μοναρχιῶν τῇ τυραννίδι — καὶ ὁ δημαγωγὸς καὶ ὁ κόλαξ οἱ αὐτοὶ καὶ ἀνάλογον καὶ μάλιστα δ' ἑκάτεροι παρ' ἑκατέροις ἰσχύουσι. 9) Die schlimme Bedeutung der Wörter δημαγωγός, δημαγωγία, δημαγωγεῖν in verschiedenen Beziehungen s. bei Wyttenbach a. a. O. S. 252. 253. Vergl. Wachsmuth 1, 2. S. 154 ff. 10) S. Wachsmuth 1, 2. S. 440. vergl. S. 46. *Welcker.* ad Theogn. p. XXIV sq.

liche Verhältnisse und ein ähnliches Treiben in den Statsverhältnissen und deren Leitung durch die Volksgemeinde eintrit. Blicken wir von dem alten Griechenland und Attika ab zunächst auf Rom und die römische Republik, so konnte hier in der frühern Zeit, wo keine politische Gleichheit der Bürger war, keine Isonomie und Isegorie herrschte, auch von keiner Herrschaft des Volkes und somit auch von keiner Leitung des Volkes, oder von Demagogie, die Rede seyn. Wenn daher weder Sache noch Ausdruck in dem frühern Rom vorkommt, und daher auch die römische Sprache keinen dem griechischen *Δημαγωγός* entsprechenden Ausdruck darbietet, man müßte denn etwa Ausdrücke wie Vir popularis (von populus-δῆμος) dafür nehmen wollen, die aber doch immerhin nicht das enthalten, was das griechische *Δημαγωγός* und *Δημαγωγία*, und die eben entwickelten Begriffe dieser Wörter nur einem Theil nach in sich schließen: so ist doch in den spätern Zeiten der römischen Republik die Sache selbst den Römern nicht fremd geblieben, nur hat sie dort einen andern Charakter angenommen und eine andere Richtung erhalten, als in Athen. In Rom ward diese Volksführung und Volksleitung gesucht von einigen der ersten Geschlechter, welche, andern aristokratisch-republikanisch gesinnten Geschlechtern gegenüber, den Einfluß der letztern auf die Statsangelegenheiten zu untergraben und durch den Beistand der Masse, die sie durch allerhand Mittel und Künste an sich zu ziehen und für ihr Interesse zu gewinnen suchten, den eigenen Einfluß zu mehren und dadurch zur ausschließlichen Leitung und Regirung des Stats zu gelangen suchten, welche in diesem Bestreben die Verfassung vom aristokratischen Princip immer mehr zu entfernen in eine mehr demokratische herüber zuziehen und den Einfluß der Masse, die sie dann als ein Mittel zur Erreichung monarchischer Zwecke benutzten, zu heben bemüht waren. Von einer solchen, den Sturz der Republik und die Gründung einer Monarchie beabsichtigenden Demagogie, zu der sich in Rom in diesen Zeiten auch die plebejischen Schutzbehörden der Tribunen insbesondere hingaben und gebrauchen ließen, können wir selbst die edeln Scipionen und ihren Anhang nicht ganz freisprechen; sie machten den Anfang und betraten zuerst einen Weg, der nach ihnen von allen denen bald mit mehr, bald mit minder Glück betreten wurde, welche nach ausschließlicher Leitung der Angelegenheiten der römischen Republik strebten, die, mit einem Worte, die Ersten in Rom seyn wollten; bis es dem Cajus Julius Cäsar gelang, auf diesem Wege, verbunden mit militärischer Gewalt, eine Alleinherrschaft in Rom zu gründen und das gesteckte Ziel, wonach so viele gestrebt, zu erreichen. Ganz anders in Athen. Hier waren diese Volksführer oder Demagogen [11]), welche nach Perikles sich der Leitung der Statsgeschäfte bemächtigten, meist hervorgegangen aus der Hefe des Volks, oft ohne weitere Bildung und Talente, blos stark und einflußreich durch die Kraft der Rede, oder vielmehr der Keckheit, Unverschämtheit und Dreistigkeit, mit welcher sie vor dem Volke auftraten, welches sich ihnen, weil sie seinen Lüsten fröhnten und seinem Stolze schmeichelten, in die Arme geworfen hatte; ihnen stand entgegen die geringe Anzahl der wahren Vaterlandsfreunde, die, meist den höhern Geschlechtern angehörig, mit edler Aufopferung einer solchen Demagogie sich entgegensetzten und in diesem Kampfe, welchen durchzuführen sie allerdings zu schwach waren, alles aufboten, Athen vor dem *Untergange*, den eine solche Volksleitung ihm bereitete, zu *erretten*. Gleich nach Perikles Tode strebten nach dieser Volksleitung durch Volksgunst Lysikrates, ein Viehhändler, welchen Aspasia geheirathet, dann Eukrates, ein Flachshändler; beide aber nur vorübergehende Erscheinungen, die bei dem Auftreten des Gärber Kleon [12]) verschwinden, der, in die Rolle des Perikles eintretend, ein Volksführer und Demagog in jener verderblichen Richtung wurde, welche die Demagogie seit des Perikles Tode genommen hatte. An Unverschämtheit und Dreistigkeit gleich dem Pöbel, den er bearbeitete, mehr Schreier als Redner, wußte er bald die Masse an sich zu ziehen und die wenigen Stimmen der Einsichtsvollen und Besonnenen verstummen zu machen, bis er im Gefecht zu Amphipolis den Tod fand. Inwiefern sein politisches Treiben und seine Volksleitung durch die eigenen persönlichen Interessen geleitet und bestimmt war, beweist unter andern der Umstand, daß er, anfänglich arm, als er die Volksleitung übernahm, bei seinem Tode an funfzig Talente hinterließ. Aber nach seinem Tode ward das Übel noch ärger; das wankelmüthige, leichtsinnige Betragen des Volks, der Mangel an allen leitenden Grundsätzen bei denen, welche sich nun zur Leitung der Geschäfte herzudrängten, meist nur von schmutzigem und niedrigem Eigennutz geleitet, brachte Alles in Verwirrung und löste die Bande der Statsordnung nach und nach völlig auf. Als solche Demagogen oder Volksführer zu Athen werden uns genannt der gemeine Hyperbolos, welcher durch den Ostracismus aus Athen verbannt wurde, eine Strafe, die bisher nur gegen angesehene, ehrenvolle Männer in Anwendung gebracht, jetzt, da sie gleichsam entweiht zu seyn schien an einem Hyperbolos, nicht weiter in Anwendung gebracht wurde; ferner Kleophon, ein Fremder, der sich in Athen eingedrängt hatte, und wie andere Fremde der Art, als Kleigenes, Archedemos, durch Dreistigkeit und Gemeinheit sich emporzuschwingen und die Volksleitung zu übernehmen trachtete, auch Theramenes, ein Mann von Einsicht und Beredsamkeit, aber ohne Festigkeit und Charakter in seinen politischen Gesinnungen, und einige andere, die keine größere und allgemeinere Bedeutung erlangt haben. *(Bahr.)*

DEMANTELIREN (Schleifen), einer Festung, um sie vertheidigungslos zu machen und in eine offne Stadt zu verwandeln, indem man sie ihrer Wälle und Außenwerke beraubt, geschieht auf einem zweifachen Wege: a) mit dem Spaten, durch Handarbeit, indem man

11) S. über die einzelnen Demagogen nach Perikles: Kortüm Beiträge zur Gesch. hellen. Statsverf. S. 176 ff. Wachsmuth 1, 2. S. 181 ff.

12) S. philosophische Beiträge aus der Schweiz. S. 35 ff., nebst Wachsmuth 1, 2. S. 182.

die Mauern abbricht, die Anschüttungen einebnet und die Gräben ausfüllt. Geschieht es im Gefolge eines nachtheiligen Friedens mit einem überlegenen Feinde, so wird dasjenige Mauerwerk dabei möglichst zu erhalten gesucht, dessen Herstellung die meiste Zeit und Kosten erfodert. Man läßt hier die Mauern der Escarpe und Contrescarpe stehen, soweit sie nach dem Ausschütten der Gräben in der Erde stehen; sprengt blos die Verbindungsgallerien des Minengewebes und verkauft die Kasamatten, mit Bewahrung des Wiederkaufs, an die Bürger. b) Durch Pulverexplosionen, indem man die Futtermauern durch hinter ihnen angelegte Minenkammern zugleich mit dem Walle in den Graben wirft und alle bombenfeste Gewölbe, besonders die Flankenkasamatten und Magazine, in die Luft sprengt. Auf diese Art haben die Franzosen immer verfahren, um den von ihnen eroberten und wieder verlassenen Festungen die Brauchbarkeit und die Möglichkeit zur Gegenwehr zu rauben. Haben die Wälle Contreminen unter sich, so werden sie durch das Sprengen der neben den Gallerien daselbst angelegten Kammern unfehlbar umgestürzt, nur dürfen die Ladungen nicht zu schwach genommen werden, um die Absicht nicht zu verfehlen und bloße Trichter auszuheben. Um das Schloß von Verona zu zerstören, wurden die Kammern hinter der Futtermauer, um die doppelte Dicke der letztern von einander entfernt, mit 451 Pfund Pulver jede geladen, und der ganze Minengang bis 30 Fuß hinter die beiden äußersten Kammern verdämmt. Die gleichzeitig spielenden Minen stürzten die Bollwerksface ein. Auf ähnliche Art wurden am Fort La Brunette bei Susa zwei Paar gekoppelte Kammern, jede zu 41 Fuß kürzeste Widerstandslinie, mit 40000 Pfd. geladen, mit Erfolg als Druckkugeln angewendet. Um bloße Gallerien zu zerstören, ist es hinreichend, in die Seitenmauern oder Widerlagen, mit 6 F. Entfernung, 3 Fuß tiefe Löcher zu bohren und mit 5—6 Pfd. Pulver zu laden. Die Widerlagen werden durch die Explosion umgeworfen, und das Gewölbe rollt ein. Da zwei Mineurs stündlich einen solchen Schuß laden, besetzen und fertig machen, so können sie in 12 Arbeitsstunden sechs laufende Ruthen Gallerien einstürzen machen. Wenn keine Minengallerien unter dem Walle liegen, so werden zur Demolirung aus dem trocknen Graben Gänge durch die Futtermauer gebrochen und hinter derselben mit einer Wendung rechts oder links, 24 Fuß von einander, Kammern in oder neben die Strebepfeiler gelegt, wenn sie weniger als 12 F. dick sind. Auf solche Weise wurden in Turin und Metz Walltheile gesprengt. Erlaubt ein Wassergraben nicht, unten hinein zu brechen, so hat der französische Kapit. Boule 1740 mehre Futtermauern durch Schachtminen umgestürzt, die auf dem Wallgange blos vermittelst eines Stichsons und einer krummen Schaufel (Erdscharre) mit langem Stiele abgeteuft und mit 150 Pfund Pulver in einem Kasten geladen waren. Man würde durch die jetzt üblichen Schächte, von 2 und 3 Fuß ins Gevierte, unten mit Kammern neben sich, noch leichter zum Zweck kommen. Sind die Gräben eines Bergschlosses in Felsengehauen, so muß man den letztern selbst sprengen, um die darauf befindlichen Bauwerke einzustürzen. In Tortona bediente man sich hiezu einer Poterne nach dem Graben, um 24 Fuß hinter der äußeren Mauerfläche, rechts und links, 30 Fuß lange Minengänge zu treiben, die sich an ihrem Ende 6 Fuß rückwärts bogen, und deren Kammern bei 30 Fuß kürzester Widerstandslinie jede mit 5500 geladen waren. Die ganze, mit Einschluß eines Säulenganges und einer bombenfesten Kaserne, 72 Fuß breite Curtine stürzte in den Graben, und große Steinblöcke davon wurden bis auf den bedeckten Weg geschleudert. Um die Thürme zu zerstören, welche gewöhnlich zu Bestreichung der Mauern solcher alten Schlösser dienen, heißt zwar schon Vauban kleine Kammern in den Umfangsmauern derselben, oder bei kleinern Thürmen, unter ihrem Fundamente anbringen. Es erfodert aber, nach der Erfahrung, weniger Arbeit und Pulver, wenn man die Ladung in einem Kasten in die Mitte des Gebäudes stellt und ringsherum gegen die Wände absteift. Auf diese Weise ward ein runder Thurm im Schlosse von Ormea, 65 F. hoch, 26 F. dick und 12 F. inwendig weit, durch 102 Pfd. Pulver zerstört. Ein anderer, 30 F. hoher Thurm ebendaselbst, mit 12′ dicken Mauern, der $\frac{1}{3}$ seines Umfanges in Felsen stand, ward durch 344 Pfd. Pulver, in Verbindung mit vier Kammern in der nach dem Thurme führenden Gallerie, jede ebenso stark geladen, gesprengt. Die Mauern rollten stückweise den Berg hinab; die vordere Fläche des Thuems aber rückte 12 Toisen vor und blieb daselbst aufrecht stehen. Im Fall sich nahe Gebäude bei einem solchen Thurme befinden, dürfen die Ladungen nicht zu stark seyn, um nicht jene durch die Trümmern zu verschütten, wie es bei der Zerstörung des Forts Saorgio 4—5 Bauerhäusern geschah. Bei einem 75 F. hohen, viereckigen Thurme des Schlosses von Verona, der auf einem steilen Abhange wol 50 F. über den höchstens 60 F. entfernten Häusern der Stadt stand, beobachteten die französischen Mineurs die erwähnte Vorsicht. Sie legten zwei Minenkammern — mit Schonung der gegen die Stadt gekehrten Seite — rückwärts derselben auf die andere Seite, jede mit 50 Pfund geladen. Drei Seiten wurden völlig umgeworfen, die vierte gegen die Stadt aber blieb unberührt. Bei anderen bombenfesten Gebäuden, als Pulvermagazinen und dergl. bedarf es keiner solchen Vorsicht; man berechnet die zu ihrer Zerstörung nöthige Pulvermenge nach dem inneren Umfange, den man für die Länge einer Futtermauer von der Dicke der Widerlager annimt, um die Zahl der einzelnen Kammern und ihre Ladungen nach der Beschaffenheit des Mauerwerks zu bekommen. Die Summe aller Ladungen, um die Hälfte vermehrt, gibt das zu dem Einstürzen des Magazins erfoderliche Pulver. Ein Magazin von 60 Fuß Länge, 21 F. Breite und 6 Fuß Mauerstärke, würde demnach als eine 2. 60 + 2. 21 = 162 Fuß lange Futtermauer $\frac{162}{6} = 27$ oder 13½ Kammern erfodert haben, jede mit 44 Pfd. Ladung (nach den Tafeln der französischen Mineure zu 24 Pfd. auf 1 Würfeltoise). Wirklich waren 694 + 297 = 891 Pfd. voll-

kommen hinreichend, das Magazin umzuwerfen. Auch bei größeren Magazinen erwies sich die auf erwähnte Art gefundene Ladung als genügend zu ihrer Zerstörung. Eins von 5760 Quadratfuß Flächenraum, mit Einschluß eines herumlaufenden Corridors von 8 F. Breite, und ein zweites von zwei Stockwerken und 6278 Q.F. Flächenraum in Tortona, wurden jenes durch 1304 Pfd., und dieses durch 1600 Pfd. Pulver gänzlich umgestürzt, nachdem sich die Decken einige Fuß hoch gehoben hatten und wieder in den innern Raum zurückgefallen waren. Ebenso machten 1600 Pfd. Pulver, in vier Haufen in die vier Winkel des untern Raumes eines 75 Fuß hohen Thurmes zu Verona vertheilet, der bei 15 F. innerer Weite vier Gewölbe über einander und 11 F. starke Umfangsmauern hatte, in 10 F. großen Steinblöcken zusammenstürzen. Bombenfeste Cisternen werden auf die nämliche Weise zerstört, indem man die dazu nöthige Pulvermenge auf einer Flöße anbringt, die den ganzen Wasserspiegel bedeckt. Andere, nicht gewölbte Gebäude lassen sich mit geringeren Mitteln zum Einsturz bringen, durch Ausbrechen der Ecken und 3 Zoll weite Bohrlöcher in den stehenden Pfeilern zwischen den Fenstern, die mit 3—5 Pfd. geladen und zugleich gezündet unstreitig die gewünschte Wirkung leisten. Will man jedoch Zeit sparen, so lassen sich dergleichen Gebäude auf die vorher angeführte Art vermittelst einer im Keller angebrachten Ladung sprengen. So eine, nicht zu große Kirche bei Capua mit 800 Pfd. schlechtem Pulvee. In Saragossa waren jedoch bei den stärker gebaueten Häusern 14—16 Centn., ja bei einigen 29 Cntr. dazu nöthig. Um das Fort St. Felice bei Verona mit einem Schlage zu vernichten, ward im untern Gemach eines 80 F. hohen Thurmes mit 12 F. dicken Mauern eine Ladung von 8128 Pfd. in vier Kasten in den vier Winkeln angebracht, die Thüre und eine Schießscharte mit Holz versetzt, und der übrige Raum des Behältnisses mit Erde und Steinen ausgefüllt (man hatte, wegen des alten festen Mauerwerks 35 Pfd. auf die Würfeltoise gerechnet, und die sprengende Masse zu 58 $\frac{5}{8}$ W. Toisen angenommen, welches 2052 Pfd. auf die ganze Ladung gab, wovon man — vielleicht aus Mangel — etwas weniger als das Vierfache nahm). Die Wirkung war ungeheuer! Der eben erwähnte Thuem, ein anderer daran stoßender, welcher mit ihm den Eingang des Schlosses bildete, ein 12 F. weites Pulvermagazin im Graben, mit 6 F. dicken Maueen und 6 F. von dem ersteen Thurme entfernt, stürzten in Trümmeen zusammen; die an die beiden Thürme stoßenden Umfangsmauern nebst dem darauf stehenden, alten Commandantenhause wurden auf der einen Seite 13 Toisen, auf der andern 20 Toisen lang, hinweg geblasen; andere 7—10 Toisen von der Mitte des gesprengten Thurmes entfernte Gebäude stürzten ein oder wurden ganz unbrauchbar. Hier erlangte man durch 8100 Pfd. eine Wirkung, zu dee man 1744 bei der Zerstörung des Schlosses Demont (w. u. f.) über 3000 Centner verbraucht hatte.

Nächst dem oben angeführten Grunde des Schleifens der Festungswerke: einem nachtheiligen Frieden, hat diese Operation österts noch eine andere Ursache: die Befreiung der Einwohner einer großen, gutgebaueten Stadt von der Furcht einer Belagerung, besonders eines Bombardements. Hier werden, aus unrichtiger Beurtheilung der militärischen Verhältnisse des States und Ortes, die Gräben zugeschüttet, die Wälle abgetragen und in Promenaden verwandelt, die Vertheidigungsgebäude zu andern friedlichen Zwecken bestimmt; weil die Lage des States überhaupt keinen nahen Krieg besorgen läßt, oder man sich auf dieser Seite durch die politischen Verbindungen sicher glaubt. Ein durch seine Beschaffenheit wichtiger Terrainpunkt, der in diesem Augenblicke keinen militärischen Werth hat, kann denselben im Laufe der Zeit oder durch eine widrige Gestaltung der Ereignisse bekommen. Man sieht sich dann genöthiget, den nun wichtig gewordenen Punkt aufzugeben, oder mit Mühe und verlornem Aufwande die demolirten Werke von neuem zu schaffen, ohne ihnen ihren frühern Grad von Vollkommenheit und Festigkeit zu geben, um sie eine Zeit lang gegen feindlichen Angriff vertheidigen zu können. Scheint auch die ungünstige Lage und schlechte Beschaffenheit einer Festung die Schleifung ihrer Werke zu fodern, um auf einem anderen, zweckmäßigeren Punkte eine stärkere Festung zu bauen; so erfodert doch das Einreißen bestehender Bauwerke schon einen nicht geringen Aufwand, und selbst große und reiche Staten können neue Festungsbaue nie ohne Erschöpfung ihrer baaren Mittel unternehmen; wie das Beispiel von Frankreich beweist, dessen theils neue, theils von Vauban umgebauete und verbesserte Festungen gewiß keinen unbedeutenden Antheil an der Erschöpfung des Landes hatten, durch die binnen weniger als 100 Jaheen die Revolution herbeigeführt ward. Dazu kommt noch, daß während der langen Zeit, welche ein solcher Festungsbau erfodert, andere Verhältnisse eintreten können, die seine Ausführung hindern; so daß es meistentheils gerathener ist, die einmal schon vorhandenen Befestigungen bestehen zu lassen, um sie nöthigen Falles gebrauchen zu können.

(*v. Hoyer.*)

DEMARATOS (*Δημάρατος*), 1) Sohn des spartanischen Königs Ariston. Dieser hatte zwei Gemahlinnen wegen Unfruchtbarkeit verstoßen, und erwarb sich durch eine listige Wette von seinem Freund Agetos dessen schöne Frau, die ihm im siebenten Monat den Demaratos gebar. Da ee die Nachricht hievon erhielt, als er eben im Rath der Ephoren saß, schwur er, dieser könne sein Sohn nicht seyn, welche Äußerung in der Folge dem Sohne Königthum und Vaterland kostete. Er *folgte* nämlich seinem Vater zwar in der Königswürde, allein aus Haß und Eifersucht machten Kleomenes und Leotychides Aristons einstige Rede geltend, daß Demarates dessen Sohn nicht sei, und deshalb nicht König seyn könne. Zugleich bestachen sie das delphische Orakel; und da dieses ihre Aussage bestätigte, so verloe Demarates die Königswürde, die nun an Leotpchides kam. Höhnende Äußerungen von diesem reizten ihn nachher, sein Vaterland ganz zu verlassen. Er begab sich nach Asien zu Dareios I., von welchem er ehrenvoll aufgenommen und

mit einem Gebiet beschenkt wurde (Herodot. 6, 67—70.). Seine Nachkommen Eurysthenes und Prokles beherrschten dasselbe noch (Xenophon. Hist. gr. 3, 1.). — Demaratos war eben nach Susa gekommen, als unter des Dareios Söhnen Streit über die Erstgeburt und das Recht zur Thronfolge war; durch des Demaratos Rath kam dieses Recht an Xerxes (Herodot. 7, 3.), dem er nachmals auf seinem Kriegszuge gegen Griechenland folgte, jedoch ohne anderen Antheil zu nehmen, als durch Rath, den der König aber meist erst als gut erkannte, wenn es zu spät war (Diod. S. 11, 6.). Plutarch hat mehre Anekdoten von Demaratos (Lacon. apophth.) aufbewahrt. (Vergl. Suidas.)

2) Demaratos (bei Dionys von Halikarnaß, bei Livius u. A. Damaratos) aus Korinth, Stammvater des Tarquinischen Geschlechts in Rom. S. Tarquinier.

3) Ein anderer Korinther, angesehen bei Philipp und Alexander von Makedonien, welchem letzteren er das schöne Pferd, das er in allen Schlachten ritt, zum Geschenk gemacht hatte (Diod. S. 17, 76. Plut. apophth. reg.). Der Demaratos, dessen Freiheit Phocion von Alexander erbat, war ein Rhodier (Aelian. V. H. 1, 25.).

4) Der Verfasser einer Geschichte von Arkadien, dessen Plutarch gedenkt. (*H.*)

DEMARCATIONSLINIE zur Bezeichnung der gegenseitigen Grenzen bei einem Waffenstillstande oder Friedensschlusse, wird auf einer topographischen Karte entworfen und auf dem Terrain durch ausgesetzte Posten. Durch eine solche D.-L. ward bei dem Frieden Preußens Nordteutschland abgeschieden und gegen die Einfälle der neuen Republikaner geschützt; der Übergang derselben über den Rhein auf dem neutralen Terrain beim Eichelkamm aber nicht verhindert, wodurch die Östreicher auf ihrer rechten Flanke umgangen und zurückgedrängt wurden. (*v. Hoyer.*)

Demarchos s. Demen.

Demarete s. Gelo und Hiero.

Demaroon s. Phönizische Kosmogonie.

DEMARTEAU, Gilles, der ältere, geb. zu Lüttich im J. 1722. Wenn auch dieser Meister nicht der erste ist, welcher in der Zeichnungsmanier auf Kupferplatten arbeitete, indem schon François im J. 1740 Versuche darin machte, welche 1757 an das Licht traten, so bleibt es doch ausgemacht, daß er diesen Theil der Stichgattung durch neue gelungene Versuche verbesserte. Will man diesen Künstler nach seinen Leistungen gehörig beurtheilen, so betrachte man nur das von ihm nach Cochins Zeichnung vortrefflich ausgeführte Blatt, welches den im Aufruhr verwundeten Lykurg darstellt, eine Arbeit voll Leben und Ausdruck, welche ihm auch die Aufnahme in die königliche Malerakademie verschaffte. Dieser fleißige Künstler starb zu Paris im J. 1776, und hat über 560 schätzenswerthe ausgeführte Arbeiten hinterlassen. (S. Bartsch Anleitung zur Kupferstichkunde. Bd. 1. Thl. 4. S. 247. und Meusel Miscellaneen artist. Inhalts. Heft 15. S. 149.) (*A. Weise.*)

DEMARTEAU, Gilles Antoine, der jüngere und Vetter des Vorhergehenden, geboren zu Lüttich und wohnhaft zu Paris, arbeitete als Schüler des Gilles in derselben Manier und lieferte ausgezeichnete Blätter. (*A. Weise.*)

DEMAS *) war ein Begleiter des Paulus, der in der römischen Gefangenschaft als Gehilfe bei ihm war (Col. 4, 14. Philem. 24.), nachmals aber sich von ihm trennte und nach Thessalonich ging, „weil er diese Welt lieb gewonnen" (2. Tim. 4, 10.). Epiphanius (adv. haeres. lib. 2, 51. sect. 6.) erzählt, Christus sei auch von Demas und Hermogenes für einen bloßen Menschen gehalten, welche diese Welt liebgewonnen und den Weg der Wahrheit verlassen hätten. Andere hingegen lassen den Demas zu Paulus zurückkehren (s. Petavius zu Epiphan. Thl. II. S. 88 der Anm.). Diese Traditionen haben aber weiter keinen Grund als die willkürliche Auffassung der genannten Stellen der paulinischen Briefe. (*Tuch.*)

DEMATIUM. Eine von Persoon (Syn. fung. p. 694.) aufgestellte Gewächsgattung aus der Gruppe der Fadenpilze (Untergruppe Inomycetes) der natürlichen Familie der Pilze und aus der letzten Linné'schen Klasse. Die hieher gehörigen Pilze bestehen aus niederliegenden, ästigen, verwirrten, schwachen Flocken. Alle bisher zu Dematium gerechneten Gewächse scheinen nur unausgebildete Formen anderer Gattungen, namentlich: *Cladosporium* Link. und *Rhacodium* Pers. zu seyn. Andere Arten gehören zu den Gattungen *Sporotrichum* Link, *Chloridium* Link, *Helmisporium* Link, *Monilia* Hill, *Himantia* Pers. und *Byssus* Dillen. (*A. Sprengel.*)

DEMAVEND, Demaawend, Damaawend, Dumbaawend, 1) nennt man im Allgemeinen die ganze Bergkette, die sich durch den Distrikt Taberistan in der westpersischen Provinz Masanderan hinzieht, bei den Alten mons Jasonius (Ἰασόνιον ὄρος, Strabo, Ptolem., Amm. Marc.), ein Ast des Parachoatras; im Besondern wird so der höchste Gipfel der ganzen Kette genannt, von welchem die Orientalen sagen, daß er die Sterne begrüße. Er erhebt sich kegelförmig, kann über 50 Meilen weit gesehen werden und ist stets mit Schnee und Eis bedeckt und ganz schroff. Die Höhe des ganzen Berges wird auf 8 Meilen berechnet. Der parsische Mythus sagt, daß Feridun (König aus der ersten Dynastie) den Dämon Zohak in diesen Berg eingeschlossen habe (Bundehesch 30.). — 2) Persische Stadt in der Provinz Irak-Adschemi, gegen 6 Meilen östlich von Kasbin. (*H.*)

DEMBEA, Dembih, Landschaft in Abyssinien, zu Anchara gehörig, rings um den See Dembea gelegen, dessen Umfang man auf 90 Meilen berechnet und der 12 Inseln umfaßt, deren größte zum Gefängniß für Statsverbrecher gebraucht wird. Dieser See nimt viele auf den Gebirgen von Damot und Gojam entspringende Flüsse in sich auf, und von Westen her strömt in denselben der größte Fluß Abyssiniens, der Bahr-el-Azrek, den man oft für den wahren Nil erklärt hat. Südöstlich trit er wieder aus dem See heraus, und während seines Laufes durch denselben ist er genau von ihm zu unterscheiden.

*) Δημᾶς, wahrscheinlich Abkürzung aus Δημήτριος. S. Wetstein zum N. T. Thl. II. S. 366.

Nördlich in der Landschaft liegt in einer fruchtbaren Gegend die Hauptstadt Gondar. Der ganzen anmuthigen und fruchtbaren Landschaft haben sich jetzt die südlichen Gallas bemächtigt. (S. Salts Reise nach Abyssinien.) *(H.)*

Dembo s. Kongo.

DEMEAS [richtiger Dameas [1]] aus Kroton, ein eben nicht gefeierter Künstler im Erzguß, goß die Statue seines Landsmanns Milon, Sohnes des Theotimos, welcher in den olympischen und pythischen Spielen oft als Sieger ausgerufen worden war [2]). Die Stärke und Gewandtheit seines Körpers wurden allgemein bewundert und sollen in seinem Standbilde, welches er selbst in die Altis trug, angedeutet seyn. Fast scheint es, als hätte Philostratos [3]), was Pausanias von ihm erzählt, auf sein Bild übergetragen. Sein Bild, schreibt er, stand mit eng an einander geschlossenen Füßen auf einem Schilde (er kämpfte, auf einem mit Öl bestrichenen Diskos stehend, Paus.); in der Linken hielt es einen Granatapfel und die Finger der Rechten streckte es nahe an einander gehalten gerade aus; (einen Granatapfel hielt er so fest in der Hand, daß er ihm nicht mit Gewalt genommen werden konnte, und doch drückte er ihn nicht, Paus.); um das Haupt war eine Binde geschlungen. (Eine Schnur band er fest um den Kopf, hielt den Athem an sich und trieb das Blut mit solcher Gewalt nach dem Kopfe, daß die angeschwollenen Adern die Schnur zersprengten.) Entweder sind Milons Stärke und Kraftthaten im Bilde ausgedrückt, oder die künstlerischen Andeutungen beziehen sich, wie Apollonios bei Philostratos meint, auf das von ihm bekleidete Priesterthum im Tempel der Here: Binde, Granatapfel, und auf den zu Here Betenden, auf dem Diskos stehend. Die eng an einander gepreßten Finger sollen das Kindheitsalter der Kunst bezeichnen. Sei das Eine, oder das Andere; gewiß ist, Demeas lebte zu Milons Zeit, wahrscheinlich zu Kroton. Danach bestimmt sich seine Blüthezeit. Milons Siegsruhm fällt Ol. 62. [4]). Dieser Zeit entspricht auch die Stufe, welche seine Kunst nach der freilich nicht ganz entscheidenden, angeführten Bemerkung des Apollonios erstiegen zu haben scheint. — Sein Namensgenosse

Demeas gemeinhin [5]), wird auch Dameas [6]) und Damias [7]) genannt. Er stammte aus Klitor in Arkadien und hatte Polykletos aus Argos zum Lehrer [8]). Er zeichnete sich unter dieses Meisters Schülern aus, und arbeitete an der von Lysander nach dem bei Ägos-Potamos (Ol. 93, 4.) errungenen Siege nach Delphi geweihten, großen broncenen Statuengalerie, die ihn und seine Unterbefehlshaber mit zwei aus Gold gebildeten Sternen des Kastor und Pollux umfaßte, mit. Er und sein Landsmann Athenodoros stellten 4 Statuen auf. Er Neptun, den Lysander krönend, und Diana; dieser Apollon und Zeus. Steht sein Meister hoch, so muß auch er einen berühmten Namen haben. Seine künstlerische Thätigkeit dauerte über den peloponnesischen Krieg hinaus, bis Ol. 95. *(Schinke.)*

DEMEN (δῆμοι) von Attika. I. Begriff des Wortes und Erhebung der Demen zu Unterabtheilungen der Phylen durch Kleisthenes s. unter Attika, Theil VI. S. 227 f. Hier zur Folgendes als Berichtigung des dort Gesagten. In der Stadt findet man blos einen Demos, Kydathenäon. Lenaion und Limnai waren nie Demen, und haben diesen Namen nur der Unkunde späterer Grammatiker zu verdanken [1]). Die Stadtquartiere Kerameikos, Kolonos, Eretria, Melite, Kollytos entstanden wahrscheinlich dadurch, daß die Stadt, als sie sich an der Nordseite der Akropolis erweiterte, auf den Grund und Boden der gleichnamigen Demen gebaut wurde, und die Stadtmauer nun ein Stück dieser Gauen von den Haupttheilen abschnitt [2]). Daß diese Theile der Demen, als sie zur Stadt gezogen wurden, von den Demen ganz losgerissen worden seien, läßt sich um so weniger annehmen, da die Eigenthümer der einzelnen Grundstücke doch ihr Eigenthumsrecht nicht verlieren und aus ihrem Verhältnisse zu ihrem Demos nicht heraustreten konnten.

II. Die Unterordnung der Demen in Phylen. Was diesen Punkt betrifft, so scheint die Annahme mehrer Gelehrten, daß Kleisthenes nur 100 Demen in die 10 Phylen [3]) vertheilt habe, ungegründet zu seyn [4]), da sich nur 2 in späterer Zeit hinzugefügte Demen, Berenikidai und Apollonia, die dem Ptolemäus und Attalus zu Ehren gegründet wurden, auffinden lassen. Bei der Bildung der beiden neuen Phylen Antigonis und Demetrias, wie bei der späterhin erfolgten der Ptolemais und Attalis, scheint jeder neuen Phyle ein Demos aus jeder alten Phyle zugetheilt worden zu seyn; wie überhaupt manchmal einzelne Demen aus ihren Phylen herausgerissen und andern Phylen zugetheilt wurden, vielleicht nur um ein richtiges Verhältniß der Einwohnerzahl hervorzubringen. Daß die dem Kaiser Hadrian zu Ehren gestiftete Phyle Hadrianis größtentheils aus den kleinen Inseln um Attika, wie Corsini und Andere behaupten, gebildet sei, ist ungegründet, indem die Inseln Helena und Eleusa nie unter die Zahl der attischen Demen gerechnet sind. Die Hadrianis wurde vielmehr,

1) Pausan. VI. 14. 2. gibt *Δαμέας*, kein Cod. eine andere Lesart. S. Siebelis z. d. St. Thl. 3. S. 54. 2) Pausan. l. l. *Diodor.* Sic. XII, [illegible]. Anthol. Pal. T. II. p. 631. 3) *Philostrat.* Vit. Apol. IV, 28. 4) *Euseb.* Chron. p. 41. S. *Sillig.* Catal. Art. p. 179. Meyer Gesch. d. K. 2. Abth. S. 8[illegible]. Winckelmanns Werke VI. 1. S. [illegible] 5) Plin. XXXIV. 19. 16. und Sillig bemerkt a. a. O. ubi codd. et editt. ex vulgari dialecto Demeas habent. Thiersch Epoche d. K. III. Anm. S. [illegible] hält Demeas nicht für ächt, aber es sei als [illegible] dem [illegible] *Δαμέας* nach [illegible]. 6) Pausan. X, 9. 4. hat *Δαμέας*. 7) Und *Δαμίας*. Siebelis ad h. l. vulgo. Harduin bei Plinius hat Damias. Diese Namensendung ist nach Thiersch a. a. O. mit der in *Δαμ* in Streit. 8) Plin. l. l. Thiersch will statt Clitorium lesen Clitorios und dieses auf Athenodoros mit beziehen.

1) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie von Athen, übers. v. Rienäcker, S. 464. 2) Ebendas. S. 461 fg. 3) Die Namen derselben waren: Erechtheis, Aigeis, Pandionis, Leontis, Akamantis, Oineis, Kekropis, Hippothoontis, Aiantis, Antiochis. 4) Das Wort *δῆμοι* bei Herodot V. 69, [illegible] [illegible] *δέκα δὲ [illegible]* [illegible] [illegible] doch wol zu *φυλάς* bezogen werden, und ist [illegible] [illegible] [illegible] wegen vorgeschoben. S. Wachsmuth hellen. Alterthumskunde I. 1. S. 271 Note [illegible]

wie die vorher genannten Phylen durch Zutheilung eines Demos aus jeder alten Phyle gebildet [5]). — Ein Verzeichniß der attischen Demen nach den Phylen ist zwar schon in dem erwähnten Artikel Attika gegeben worden; da aber in neuerer Zeit sich die Materialien so bedeutend gemehrt und die vielfachen Forschungen über diesen Gegenstand neue Resultate genug geliefert haben, so mag hier ein kurzes alphabetisches Verzeichniß wol an seiner Stelle seyn [6]).

1. *Ἀγγελή* — Pandionis.
2. *Ἀγκύλη* — Aigeis.
3. *Ἀγνοῦς* — Akamantis, dann Demetrias, endlich Attalis.
4. *Ἀγριάδαι* (od. *Ἀχριάδαι*?) — Hippothoontis.
5. u. 6. *Ἀγρυλὴ* oder *Ἀγραυλὴ καθύπερθεν* u. *Ἀ. ὑπένερθεν* — beide zur Erechtheis, später zur Attalis gehörig.
7. *Ἀζηνία* — Hippothoontis.
8. *Ἀθμονον* oder *Ἀθμονία* — Kekropis, später Attalis.
9. *Αἰγιλία* oder *Αἴγιλος* — Antiochis.
10. *Αἰθαλίδαι* — Leontis, dann der Antigonis oder Demetrias zugetheilt [7]).
11. *Αἰξωνή* — Kekropis.
12. *Ἁλαὶ Αἰξωνίδες* — Kekropis.
13. *Ἁλαὶ Ἀραφηνίδες* — Aigeis.
14. *Ἁλιμοῦς* — Leontis.
15. *Ἀλωπεκή* — Antiochis.
16. *Ἀμαξάντεια* — Hippothoontis.
17. *Ἀμφιτροπή* — Antiochis.
18. *Ἀναγυροῦς* — Erechtheis.
19. *Ἀνακαία* — Hippothoontis.
20. *Ἀνάφλυστος* — Antiochis.
21. *Ἀπολλωνία* — Attalis.
22. *Ἀραφήν* — Aigeis.
23. *Ἀτήνη* — Antiochis, später Attalis.
24. *Αὐρίδαι* — unbekannt.
25. *Ἄφιδνα* — Aiantis, dann Leontis, dann Ptolemais, zuletzt Hadrianis.
26. *Ἀχαρναὶ* — Oineis.
27. *Ἀχερδοῦς* oder *Ἀχραδοῦς* — Hippothoontis.
28. *Βατή* — Aigeis.
29. *Βερενικίδαι* — Ptolemais.
30. *Βῆσα* — Antiochis, später Hadrianis.
31. *Βουτάδαι* oder *Βούτεια* — Oineis, ob zu anderer Zeit zur Aigeis [8]), ist ungewiß.
32. *Γαργηττός* — Aigeis.
33. *Γεφυρεῖς* [9]) — unbekannt.
34. *Δαιδαλίδαι* — Kekropis.
35. *Δειράδες* — Leontis.
36. *Δεκέλεια* — Hippothoontis.
37. *Διόμεια* — Aigeis.
38. *Εἰρεσίδαι* — Akamantis.
39. *Ἑκάλη* — Leontis.
40. *Ἐλαιοῦς* — Hippothoontis, später Hadrianis [10]).
41. *Ἐλεεῖς* [11]) — unbekannt.
42. *Ἐλευσίς* — Hippothoontis.
43. *Ἐπιεικίδαι* oder *Ἐπικίδαι* — Kekropis.
44. *Ἐπικηφισία* oder *Ἐπικηφησία* — Oineis.
45. *Ἐρετρία* [12]) — unbekannt.
46. *Ἐρίκεια* — Aigeis.
47. *Ἕρμος* — Akamantis.
48. *Ἐροιάδαι* — Hippothoontis.
49. *Ἐρχία* — Aigeis; ob zu anderer Zeit zur Aiantis, ist ungewiß.
50. *Εὐπυρίδαι* — Leontis.
51. *Εὐώνυμος* oder *Εὐωνυμία* — Erechtheis.
52. *Ἐχελίδαι* — unbekannt.
53. *Ἡφαιστιάδαι* oder *Ἰφιστιάδαι* — Akamantis.
54. *Θημακός* oder *Θημακοί* — Erechtheis, später Ptolemais.
55. *Θόραι* — Antiochis.
56. *Θόρικος* — Akamantis.
57. *Θρία* — Oineis.
58. *Θυμαιτάδαι* oder *Θυμοιτάδαι* — Hippothoontis.
59. *Θυργωνίδαι* — Aiantis, später Ptolemais [13]).
60. *Ἰκαρία* — Aigeis.
61. *Ἱπποταμάδαι* — Oineis.
62. *Ἱστιαία* oder *Ἑστιαία* — Aigeis.
63. *Ἰτέα* oder *Εἰτέα* — Akamantis.
64. *Ἰωνίδαι* — Aigeis.
65. *Κειριάδαι* — Hippothoontis.
66. *Κεραμεικός* — Akamantis.
67. *Κεφαλή* — Akamantis.
68. *Κῆδοι* — Erechtheis.
69. *Κήττιοι* — Leontis.
70. *Κηφισία* — Erechtheis.
71. *Κίκυννα* — Akamantis.
72. *Κοθωκίδαι* — Oineis.
73. *Κοίλη* — Hippothoontis.
74. *Κολλυτός* (nicht *Κολυττός*) — Aigeis.
75. *Κολωνός* — Antiochis, später Aigeis.
76. *Κονθύλη* — Pandionis, nachher Ptolemais.
77. *Κόπρος* [14]) — Hippothoontis.
78. *Κορυδαλλός* — Hippothoontis, nachher Attalis.
79. *Κριῶα* — Antiochis.
80. *Κρωπίδαι* oder *Κρώπεια* — Leontis.
81. *Κυδαθήναιον* — Pandionis.
82. *Κυδαντίδαι* — Aigeis, später Ptolemais.
83. *Κύθηρος* — Pandionis.
84. *Κύκαλα* — Aiantis.
85. *Κυρτιάδαι* oder *Κυρτίδαι* — Akamantis.
86. *Λακιάδαι* oder *Λακίδαι* — Oineis.
87. u. 88. *Λαμπτραὶ παράλιοι* u. *Λ. καθύπερθεν* — Erechtheis.
89. *Λέκκον* — Antiochis.
90. *Λευκονόη* oder *Λευκόνιον* — Leontis.
91. *Λευκοπύρα* — Antiochis.
92. *Λουσία* — Oineis.
93. *Μαραθών* — Aiantis.
94. *Μελαιναί* — Antiochis.
95. *Μελίτη* — Kekropis.
96. *Μυῤῥινοῦς* — Pandionis.
97. *Μυῤῥινοῦττα* — Aigeis.
98. *Ξυπέτη* — Kekropis.
99. *Ὄα* oder *Ὦα* — Pandionis, später Hadrianis.
100. *Ὀή* oder *Οἴη* — Oineis.
101. *Οἰνόη* (bei Eleutherä) — Hippothoontis, später Ptolemais.
102. *Οἰνόη* (bei Marathon) — Aiantis, später Attalis.
103. *Οἶον Δεκελεικόν* — Hippothoontis.
104. *Οἶον Κεραμεικόν* — Leontis.

5) Die bis jetzt bekannten 5 Demen der Hadrianis sind wenigstens aus 5 verschiedenen Phylen in dieselbe gekommen. Aphidna aus der Ptolemais, Besa aus der Antiochis, Elaius aus der Hippothoontis, Oa aus der Pandionis, Phegaia wahrscheinlich aus der Aigeis. Dasselbe läßt sich von den Demen der Ptolemais und Attalis zeigen. 6) In diesem Verzeichniß ist blos den wirklichen Demen ein Platz eingeräumt. Die Auctoritäten liefert außer Meursius und Corsini meine Dissertation de demis sive pagis Atticae. Goett. 1829. 7) Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 111. Daß der Demos *Αἰθαλίδαι* auch in eine der beiden neueren Phylen, Ptolemais oder Attalis, versetzt sei, ist nicht wahrscheinlich, da Hesychius, der immer die Zeiten dieser Phylen berücksichtigt, diesen Demos der Leontis zuschreibt. 8) Steph. Byzant. s. v. 9) Etymol. magn. s. v. Vergl. Strabo IX, 1, 24. 10) S. Böckh zum Corp. inscr. graec. n. 184. 11) Etymol. magn. s. v.

12) K. O. Müllers Zusätze zu Leake's Topographie von Athen, übers. von Rienäcker. S. 454. 13) Da die Versetzung aus der Aiantis offenbar vor der Errichtung der Ptolemais (s. Böckh zum Corp. inscr. gr. n. 172. u. oben *Ἄφιδνα*) erfolgt ist, so muß der Demos der Thyrgoniden in der Zwischenzeit noch zu einer anderen Phyle gehört haben, die uns unbekannt ist. 14) S. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 216 und 903.

105. *Ὀτρυνεῖς* — Aigeis.
106. *Οὖσιά* 15) — unbekannt.
107. u. 108. *Παιανία καθύπερθεν* und *Π. ὑπένερθεν* — Pandionis.
109. *Παιονίδαι* — Leontis.
110. *Παλλήνη* — Antiochis.
111. *Παμβωτάδαι* — Erechtheis.
112. *Πειραιεύς* — Hippothoontis.
113. *Πεντελή* — Antiochis.
114. *Πεπάρηθος* — unbekannt.
115. *Περγασή* — Erechtheis.
116. *Περιθοίδαι* — Oineis und später vielleicht Attalis [16]).
117. *Περρίδαι* [17]) — Aiantis, dann Antiochis.
118. *Πήληκες* — Leontis.
119. *Πίθος* oder *Πιθός* — Kekropis.
120. *Πλώθεια* — Aigeis.
121. *Πόρος* — Akamantis.
122. *Ποταμός* — Leontis.
123. *Πρασιαί* — Pandionis.
124. *Προβάλινθος* — Pandionis.
125. *Προσπάλτα* — Akamantis.
126. *Πτελέα* — Oineis.
127. *Ῥακίδαι* — Akamantis.
128. *Ῥαμνοῦς* — Aiantis.
129. *Σαλαμίς* — unbekannt.
130. *Σημαχίδαι* — Antiochis.
131. *Σκαμβωνίδαι* — Leontis.
132. *Σούνιον* — Leontis, später Attalis.
133. *Στειρία* — Pandionis.
134. *Συβρίδαι* — Erechtheis.
135. *Συπαληττός* — Kekropis.
136. *Σφενδάλη* — Hippothoontis.
137. *Σφηττός* — Akamantis.
138. *Τιρσος* — Ptolemais [18]).
139. *Τιθράς* — Aigeis.
140. *Τιτακίδαι* — Aiantis, später Antiochis.
141. *Τρικόρυθος* — Aiantis.
142. *Τρινεμεῖς* — Kekropis.
143. *Τυρμίδαι* — Oineis, später Attalis.
144. *Ὑβάδαι* — Leontis.
145. *Φαληρός* — Antiochis, später Aiantis.
146. *Φηγαία* — Aiantis, dann Aigeis, zuletzt Hadrianis.
147. *Φηγαία* — Pandionis.
148. *Φηγοῦς* — Erechtheis.
149. *Φιλαΐδαι* — Aigeis.
150. *Φλύα* — Kekropis, dann Ptolemais.
151. *Φρεάῤῥιοι* — Leontis.
152. *Φυλή* — Oineis.
153. *Φυρ.....* — Antiochis.
154. Χ. (wahrscheinlich *Χαστιεῖς*) — Erechtheis.
155. *Χολαργός* — Akamantis.
156. *Χολλίδαι* — Aigeis, dann Leontis.
157. *Ψαφίδαι* — Aiantis.
158. .... *θόνιοι* — Leontis [19]).

Die übrigen Namen, die bisher noch für Demennamen gehalten wurden, als: *Αἰολίδαι, Βρανρών, Γοργύνη, Ἑλένη, Ἐλευσῖα, Ἐριχθία, Ἐρινεός, Εὐκόνδη, Ζωστήρ, Κάλη, Κυνόσαργες, Κοίλωπες, Λημνίον, Λίμναι, Μίλητος, Σπόγγιλος, Ὑσίαι, Φορμίσιοι, Χιτώνη, Ὠρωπός* haben erweislich nie dazu gehört und verdanken theilweise falschen Lesarten ihren Ursprung.

III. Topographie der Demen, s. Attika.

IV. Innere Einrichtung der Demen. Diese kann nicht bei allen Demen gleich gewesen seyn, da nach Solons Gesetzen jeder Genossenschaft die Gesetzgebung über ihre innere Verwaltung, natürlich in so weit sie keinen schädlichen Einfluß auf die Gesamtverwaltung ausübte, zustand. Gemeinsame Grundzüge der Verfassung lassen sich aber doch wol annehmen, und diese mögen etwa folgende gewesen seyn.

A. Behörden der Demen.

1) Die gesetzgebende Gewalt in den Demen gebührte, wie wir schon gesehen haben, blos der Versamlung der Demoten, die zum Unterschiede von der allgemeinen Volksversamlung, deren Namen bekanntlich *ἐκκλησία* war, *ἀγορά* genannt wurde [20]). Der Ort dieser Versamlung war wahrscheinlich meistentheils in der Stadt [21]). Die Zusammenberufung besorgten die Demarchen [22]), die auch die Vertheilung der Stimmtäfelchen (*ψῆφοι*) vorzunehmen hatten [23]). Daher heißt der Beschluß einer Demotenversamlung *ψήφισμα* [24]). Außer der Legislation wurden in der *ἀγορά* auch die Wahlen der verwaltenden Behörden jährlich vorgenommen, und zwar scheint unter den Vornehmeren (*εὐγενέστατοι, πρόκριτοι*) das Loos entschieden zu haben [25]). Die *ἀγορά* war ferner verpflichtet, dafür zu sorgen, daß nicht Fremde sich das Bürgerrecht anmaßten und stimmte deshalb, wenn das *ληξιαρχικὸν γραμματεῖον* (das Verzeichniß der Demoten, in welches jeder junge Bürger eingeschrieben wurde), abhanden gekommen war, auch wol in andern wichtigen Fällen (z. B. bei großen Kornspenden) über die einzelnen Demoten ab [*διαψήφισις* [26])]. Ehrenbezeugungen (Kränze, Vorsitz im Theater des Demos, Befreiung von Gemeindeabgaben, namentlich dem *ἐγκτητικόν* u. s. w.) konnte der Demos in der *ἀγορά* beschließen, sowol für Demoten, als auch für Fremde, die sich um den Demos, die Phyle oder das Vaterland verdient gemacht hatten [27]).

2) Die executive und administrative Gewalt war in den Händen weniger Beamten.

a) Der Demarch oder Gemeindevorsteher, eine jährliche Magistratsperson, versammelte, wie wir eben gesehen haben, die Demoten bei vorkommenden Fällen und gab ihnen die *ψῆφοι*. Er hatte die Aufsicht über das *ληξιαρχικὸν γραμματεῖον* [28]) und besorgte die Anfertigung des Grundkatasters [*ἀπογραφὴ χωρίων* [29])], sowie

15) Arcadius Gramm. ined. ap. Ruhnk. ad Hesych. v. *Λούσιος*: *Κηφισιὰ καὶ Οὐσιὰ καὶ Λουσιά, ὀνόματα δήμων.* 16) Wenn nämlich *ΠΙΟΙΔΑΙ* in n. 194. des Corp. inscr. gr. *ΠΕΡΙΘΟΙΔΑΙ* gelesen wird. 17) Dieser kleine Demos scheint mit dem bedeutenderen Aphidna vereinigt worden zu seyn, denn Hesychius sagt: *Πεῤῥίδαι, τῆς Ἀττικῆς δῆμος ἐν Ἀφίδναις.* 18) Da von keinem Schriftsteller erwähnt wird, daß dieser Demos erst in späteren Zeiten hinzugekommen sei (wie er überhaupt bei keinem alten Schriftsteller vorkommt), so muß man vermuthen, daß er früher einer andern Phyle angehört habe. 19) S. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 281.

20) Corp. inscr. gr. n. 70. Äsch. gegen Ktesiph. S. Vergl. Böckh zum Corp. inscr. gr. I. p. 106 u. 125. 21) Corp. inscr. gr. n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. Demosth. gegen Eubul. S. 1302. 22) Harpokrat. s. v. *Δήμαρχος*. 23) Demosth. u. Harpokr. a. a. O. 24) Corp. inscr. gr. I. n. 88. Demosth. gegen Eubul. 1301 u. öfter. 25) Demosth. gegen Eubul. 1313 f. 26) Hierüber siehe besonders die Rede des Demosth. gegen Eubulides. 27) Corp. inscr. graec. n. 101. u. n. 214. 28) Demosth. gegen Eubul. S. 1318. gegen Leoch. S. 1091. Harpokrat. s. v. *Δήμαρχος*. 29) Harpokr. a. a. O., wonach Suidas und der Schol. zu Arist. Wolken V. 37. zu verbessern. Vergl. Böckhs Staatsh. d. Ath. II. S. 4.

der Listen der zum Kriegs- oder Seedienst Berufenen [30]). Er sammelte die Gemeindeabgaben ein [31]), federte die Schuldner des Demos zur Bezahlung auf [32]) und wurde sogar zur Eintreibung von Statsgeldern gebraucht, wenigstens zeichnete er mit Hilfe einiger Buleuten das Vermögen des Statsschuldners zum Behufe der Einziehung auf, und führte als Polizeibeamter die Pfändenden in dem Hause des Auszupfändenden ein [33]). Auch die Vertheilung der Spenden, des Schauspielgeldes u. s. w. [34]) lag ihm ob. Die Demarchen besorgten auch den Aufzug an dem Feste der Panathenäen [35]); kurz sie traten ganz in die Stelle der solonischen Naukraren [36]). Am Ende des Jahres mußten sie bei einem Euthynen und einigen Beisitzern, die von dem Demarchen des folgenden Jahres beeidigt wurden, Rechnung ablegen [37]). — Ob die 1000 Drachmen, welche nach dem Psephisma der Plotheier (Corp. inscr. gr. 82.) an den Demarchen bezahlt seyn sollen, eine Besoldung sind oder zum Besten des Stats von dem Demarchen verwandt werden sollten, ist wol ungewiß.

b. Zwei ταμίαι, Schatzmeister, die jährlich erneuert wurden, besorgten gewöhnlich die Ausgaben des Demos, wozu namentlich die Bestreitung der Kosten für Heiligthümer, Feste, Opfer, Ehrensäulen u. s. w. gehören [38]). In Hinsicht auf die Rechnungsablage gilt auch bei diesen, was oben von den Demarchen gesagt ist [39]).

c. Die ἱεροποιοί und σωφρονισταί, wie der ἱερεύς, die in dem Psephisma der Aixoneer in n. 214. des Corp. inscr. gr. belobt werden, scheinen, wenn gleich vom Demos gewählt, doch blos Beziehung auf den Cultus der Hebe, nicht auf den ganzen Demos, gehabt zu haben.

B. Vermögen der Demen. Die Demen hatten Gemeindegüter verschiedener Art, die, um den Ertrag zu erhöhen, gewöhnlich meistbietend verpachtet wurden. So verpachteten die Aixoneer die dem Demos gehörige φελλέα, d. h. steinige, auf Bergen gelegene Strecken, deren in Attika sehr viele vorkamen [40]); so die Bewohner des Piräeus ihr Theater [41]), das dem Demos zugehörige Meeresufer (παράλιαν καὶ ἁλμυρίδα), das Theseum und die übrigen heiligen Äcker [42]). Die Eintreibung der Pachtgelder besorgte, wie wir gesehen haben, der Demarch.

Zu den Einkünften des Demos gehörte noch das ἐγκτητικόν, eine Steuer, die, nicht zu dem Demos gehörende, attische Bürger entrichten mußten, wenn sie Grundbesitz in demselben erwerben wollten [43]). Auch eine εἰκοστή wird in einem Psephisma eines unbekannten Demos als zu den Einkünften desselben gehörig erwähnt [44]).

C. Culte und Mythen der Demen. Über diese läßt sich nicht mehr sagen, als daß beinahe jeder Demos seinen eigenen Cultus und seine eigenen Mythen gehabt habe. Von Vereinigung mehrer Demen zu einem Feste, wenn sie nicht, wie die Tetrapolis und die Epakria in näherer Beziehung zu einander standen, ist nur selten die Rede. Eine Aufzählung der bekannten Culte und Mythen würde nichts helfen, da sie doch wegen Mangel an Nachrichten nur sehr spärlich ausfallen dürfte. (*G. L. Grotefend.*)

DEMÉNDI, eine ungrische Familie, deren Vorfahren unter dem Könige Karl I. Robert aus Italien eingewandert waren. Benedict Deméndi war Hofchirurg des Königs Karl I. Weil er aber ein wissenschaftlich gebildeter Mann war, ernannte ihn der König zum Propst von Neutra und nach einigen sogar später zum Bischof. Als seine Brüder Bartholomäus und Nikolaus von seinem Glücke hörten, kamen sie auch aus Italien nach Ungern und erhielten von dem gegen seine italiänischen Landsleute freigebigen Könige das Dorf Deménd in der Honter und das Dorf Pravota oder Pravotitz in der Trentschiner Gespanschaft. (*Rumy.*)

DEMÉNFALVA oder Demanova, ein slavisches Dorf im Liptauer Comitat Ungerns, in dessen Nähe sich die sehenswerthe, bei drei Stunden lange Höhle befindet, Cžierna (die schwarze), oder auch die Drachenhöhle genannt, wo die Natur aus der an der Decke der Höhle sich sammelnden, dann in weißen Tropfen herabfallenden und zu Stein werdenden Feuchtigkeit, Bergmilch (Calcereus lactiformis) oder auch Mondsmilch genannt, den schönsten Tropfstein und aus diesem wieder die wunderbarsten Gebilde bereitet. Der Schulrector Georg Buchholz lieferte davon nach genauer Selbstansicht eine Zeichnung und Beschreibung, welche in *Matth. Belius* Hungariae antiquae et novae Prodromus abgedruckt ist. Auch Bredetzky untersuchte und beschrieb sie. S. dessen Beiträge zur Topographie des Königr. Ungern. 1. Bdch. S. 140—166. (*Gamauf.*)

DEMENICZA, Dömenek, Marktflecken im osmanischen Sandschak Tichala, von Griechen bewohnt, welche verschiedene Fabriken unterhalten. (*H.*)

DEMER, schiffbarer, fischreicher Fluß in der belgischen Provinz Limburg, welcher nördlich von Tongern entspringt, Bilsen und Hasselt vorbeigeht, verstärkt durch die Herk, Gheete und Velp, Diest in mehren Armen durchfließt, Sichem und Arschot berührt und sich,

---

30) Demosth. gegen Polykl. S. 1208. 31) So die εἰκοστή (vergl. Böckh zu dem Corp. inscr. gr. n. 69.) und das ἐγκτητικόν (Böckh Statsh. d. Ath. 1. S. 319). 32) Demosth. gegen Eubul. S. 1318. 33) Ἀπεγράφοντο τὰς οὐσίας ἐκεῖνοι πρὸς τὸ δημεύεσθαι. Lex. Seguer. p. 237 u. 199. Vergl. Böckh Statsh. d. Ath. II. S. 43. Auch soll er den Sold der Reuter, der wahrscheinlich während der Herrschaft der 30 Tyrannen bezahlt worden war, wieder einsammeln. Corp. inscr. gr. n. 80. und Böckh zu dieser Inschrift. 34) Demosth. gegen Leoch. S. 1091. 35) Schol. zu Aristoph. Wolk. 37. 36) Ebendas.; s. auch Harpokr. s. v. δήμαρχος. 37) S. das Psephisma der Halaier im Corp. inscr. gr. 88. und Böckh zu dieser Inschrift. Vergl. auch n. 70. und Böckhs Bemerkungen dazu. Aus dem Umstande, daß die Halaier einen Beschluß hierüber fassen, scheint hervorzugehen, daß diese Einrichtung nicht in allen Demen statt fand. 38) S. das Psephisma der Plotheier im Corp. inscr. gr. n. 82. und das der Myrrhinusier ebendas. n. 100. In letzterem finden sich statt zweier ταμίαι, ein ταμίας und ein ἀντιγραφεύς. 39) Vergl. Note 37. 40) Corp. inscr. gr. n. 93. Vergl. Böckh zu n. 214. 41) Ebendas. n. 102. 42) Ebendas. n. 103. Vergl. Böckhs Statsh. d. Ath. 1. S. 329.

43) Demosth. gegen Polykl. S. 1208 f. Böckh Statsh. d. Ath. 1. 319. Note 3. 44) Corp. inscr. gr. n. 89. und Böckhs Bemerk. zu dieser Inschrift.

zwischen Löwen und Mecheln, bei dem Dorfe Werchten mit der Dyle (s. d.) vereinigt. (*Leonhardi.*)

DEMERARY, Fluß in der südamerikanischen Küstenlandschaft Guayana. Er entspringt im Lande der Arowaken an einer Gebirgsreihe, welche den Essequebo auf seiner rechten Seite begleitet, strömt von S. nach N. und ist an seiner Mündung bei Stabroek (6° 45′ n. Br. 40° 19′ westl. von Ferro) 2 engl. M., oberhalb dieser Stadt 1½ engl. M. breit. Die Barre an seiner Mündung läßt Schiffe zu, die nicht über 18′ tief gehen, und gewährt für solche und kleinere einen vortrefflichen, sichern und sehr großen Hafen, dessen Eingang durch das Fort Wilhelm Friedrich vertheidigt wird. Seine Schiffbarkeit für größere Schiffe (4 bis 6 Faden Tiefe) erstreckt sich etwa 100 engl. M. landeinwärts, die Pflanzungen an seinen Ufern aber noch 100 M. weiter. — Ein Arm dieses Flusses ist, nach Bolingbroke, der Küstenfluß Mahaica, welcher etwa 20 engl. M. landeinwärts für kleine Schiffe zugänglich ist. — Im J. 1748 fanden sich zuerst Holländer aus Essequebo, bald nachher Engländer aus Westindien als Pflanzer am Demerary ein, deren Plantagen so gediehen, daß schon 1774 diese Colonie, bis dahin von Essequebo abhängig, der Sitz des Gouvernements und Stabroek als Hauptstadt angelegt wurde. Im J. 1781 wurde Demerary mit Essequebo von einem engl. Kaper für Großbritannien in Besitz genommen, zwar im Frieden von 1783 an Holland zurückgegeben, aber schon 1796 von den Engländern wieder genommen, welche diese Colonien im J. 1803 auf kurze Zeit verloren und seitdem in deren ungestörtem Besitze blieben. Durch den Tractat vom 29. Aug. 1814 von der niederländischen Regirung an Großbritannien förmlich abgetreten, bilden beide Colonien das Gouvernement Essequebo-Demerary des britischen Guayana. (S. dies. Art.) *Leonhardi.*)

DEMETER (Δημήτηρ) bei den Griechen, Ceres bei den Römern [1]), der Name der hehren Göttin des Ackerbaues, sowie der sittlichen und statsbürgerlichen Cultur, an deren Begriff sich selbst reinere Religionslehren von der Einheit Gottes, von der Bestimmung des Menschen und von seinem Schicksale nach dem Tode geknüpft zu haben scheinen. Die erste Idee einer Göttin des Ackerbaues konnte bei den Menschen (ob bei den Hellenen zuerst, möchte kaum wahrscheinlich seyn) sich sehr leicht entwickeln. Das Wunderbare der Vegetation überhaupt, ihr Emporwachsen aus der Erde, ihr Hinabsinken in die Tiefe, wenn die Zeit des Winters kommt, und ihre Erneuerung, wenn mit dem Frühlinge die Lichtkraft der Sonne wieder wirksam wird, mußte für die kindliche Phantasie der Urvölker ein um so höheres Interesse haben, je mehr ihr eigenes Wohl und Wehe davon abhing. Um diesen Punkt, überhaupt über den Verlauf des Jahres und die dasselbe regirenden, großen Himmelslichter, drehen sich, wie um einen feststehenden Pol, die Mythen der meisten Götterwesen, und sie selbst wurden der Ausdruck der verschiedenen Anschauungsart dieser

1) Δημήτηρ, auch in der Form Δημητρα (Wesseling zu Diod. XII. p. 16.; v. Staveren zu Hyg. f. 147. p. 257.; Heyne zu Apollod.), dorisch Δάματερ, ist ein Compositum, nach der gewöhnlichen Erklärung von Δῆ und μήτηρ; Δῆ aber (ohne Aspiration α, η, mit derselben γᾶ, γῆ oder δᾶ, δῆ, oder auch in anderer Form ohne Spiritus αια und mit demselben γαῖα) bedeutet die Erde, also das Ganze Erdmutter, d. h. die mütterliche, wohlthätige Erdgöttin, die Kraft der Erde, vermöge der sie die Pflanzen hervortreibt. S. Cic. de N. D. II. 26. und daselbst Creuzer und Diod. l. c. Sickler im Hymn. an Demeter S. 72. und im Kadmus §. 71. sucht den Namen aus dem Semitischen zu erklären, aus דָּמַת־אוֹר (Damath-Or.) das Licht der Erde, Erdlicht, auf welchen Begriff sich das Fackeltragen an ihrem Feste und die Feuerläuterung des Demophon beziehe, desgleichen ihr Beiname Ἐλευσινος bei Hesych. T. I. 658.; denn dieser sei so viel als הַלְּיְגְרֵשׁ, das hervortreibende Licht. Es werde also in dieser Göttin die zur Vegetation durchaus nöthige Lichtkraft der Erde personifizirt, sowie in ihrer Tochter die von der Lichtkraft ausgehende oder davon abhängige Sonnenkraft, die ohne Verbindung mit jener keine Frucht treiben könne, obgleich sie eine Zeit lang von ihr getrennt und im Schooße des Dunkels verborgen bleiben müsse. Den wohlthätigen und nothwendigen Einfluß des Lichts auf die Vegetation stellte man also als ein besonderes Erdenlicht vor, erkannte seine Verbindung mit dem Helios, dem Sonnenlichte, sowie in der von ihm abhängigen Sonnenkraft seine Verknüpfung mit dem Erdgrunde (Aidoneus). — Auch Schelling in den Gotth. von Samothr. bemerkt S. 57.: der Begriff Erdmutter sei nicht der ursprüngliche, sondern ein abgeleiteter. Saint Croix (Vers. über die Myst. S. 104. in der Übers. v. Lenz) hält Demeter für die wörtliche Übersetzung des ägypt. Μωὺθ (Mouth), Mutter, worunter Isis verstanden wurde; und Jablonski (Panth. Aeg. III. 5. p. 121.; Opusc. T. I. p. 151.) erklärt dies Wort für ein Compositum aus Mau-tho, d. i. Weltmutter, wogegen aber Silvestre de Sacy bemerkt, im Koptischen sei ein solches Compositum nicht zulässig, daran zweifle er, ob es im Altägyptischen statt gefunden habe. So viel ist wol gewiß, daß viele Götternamen der Alten aus dem Orient stammen, daß die Griechen ebenso, wie die Römer, die Urbedeutung nicht mehr wußten, sie also aus der herrschenden Sprache abzuleiten und dem gemäß zu schreiben suchten. Man denke nur an Cicero's Erklärung von Jupiter durch juvans pater, da doch die erste Sylbe unstreitig das alte Jov, d. h. der sehr alte Gottesname ist, den die Hebräer Jehovah aussprachen und eben, als aus ihrer Sprache ableiteten, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß ihn Moses aus dem innern Heiligthum der ägyptischen Tempel hergenommen habe, wo er den Herrscher aller Götter, den höchsten Gott und Urgott bezeichnete.

Der lateinische Name Ceres (Keres) wird ebenso verschieden erklärt. Bei Cicero de N. D. II. 26. wird er von Geres, a gerendis frugibus abgeleitet. Creuzer denkt an das etruskische Wort Cerus, d. h. Schöpfer, wovon creare statt cereare; auch kommen in den saliarischen Gedichten der Römer ein Caruser, Schöpfer und ein Cerus Manus, i. e. creator bonus vor. S. Festus XI. p. 237.; Scaliger ad Festum s. v. caerimoniarum p. XXXVI. 15. ed. Scal.; Isidor Origg. VIII. 10.; Scal. ad Varron. p. 89 sq. und p. 91 sq.; Ignarra ad Hym. in Cer. v. 122.; Lanzi Saggio di ling. Etrusc. p. 514. 518. Scaliger ad Varron. p. 31. nahm das griechische γῆρυς als das Stammwort für Ceres an. Dabei kann man an Sicklers Ἐλευσινος (s. oben) denken. Kanne in d. Myth. d. Gr. und Schwenk in den Andeutungen. p. 107. denkt an ἔρα, Erde, also Ceres gleichsam κ-ἔρης, Erdgöttin, mit dem vorgesetzten Gutturalspiritus. Schelling (Gotth. v. Samothr. p. 17. und 68 sq. Not. 49 sq.) leitet Ceres vom hebräischen Cheres her und dieses von חָרַשׁ, aravit, womit aber noch der Begriff des Zauberns verbunden ist. Auch ließe sich wol an das von Sickler angeführte חֶרֶס (Cheres) Sonne, denken, womit sein Begriff von Demeter übereinstimmen würde. Andere Ableitungen sehe man im Etymol. a. Gerh. Vossius in voc.; *Villoison* (Eclairciss. zu Saint Croix Recherches. T. II. p. 204 sq. sec. ed.) und Ignarra zu Hom. Hym. in Cer. v. 122.

großen Naturerscheinungen. Aus der Erde keimten die Pflanzen und wuchsen unter dem Einflusse der Sonne und des Mondes empor. Es war also eine in der Erde selbst liegende Götterkraft, die dem Menschen seinen Unterhalt reichte, und diesen Erdgeist nannte der Grieche *Demeter, Erdmutter, Erdlicht*, wie es *Sickler* will, *schöpferischer Geist*, wenn der Name Ceres dies bedeutet. Mit diesem Erdgeiste stand die Sonnenkraft in unmittelbarer Verbindung; dies deutete man durch eine schwesterliche und eheliche Vereinigung beider an, und das Kind, was sie zusammen erzeugten, war die in jugendlicher Schönheit emporsprossende Pflanzenwelt. Aber mit dem Winter erstarb diese; die Kraft, welche sie belebte, zog sich gleichsam in die Tiefe der Erde zurück. Das gab denn einen Mythos vom Raube der schönen Tochter durch einen finstern Dämon der Unterwelt und von den Klagen der Mutter, welche die Geraubte überall suchte. Da erbarmten sich ihrer die Himmlischen. Der dunkle Gott durfte die Liebliche nicht ganz behalten, mit dem Frühlinge kehrte sie zurück, aber da sie einmal in der Unterwelt gewesen war und ihre Kost genossen hatte, so mußte sie mit jedem Winter aufs neue zum Gemahl sich verfügen, und die Götter erklärten diesen Wechsel für ein Naturgesetz. War dies vielleicht der erste Begriff, den man mit den eleusinischen Göttinnen verband, und den die alten Pelasger wol schon aus ihrer Urheimath mitgebracht hatten, so modifizirte sich derselbe in der Folge dahin, daß die Kraft des Erdgeistes besonders auf den Getreidebau bezogen wurde. Die nach Hellas wandernden Stämme fanden daselbst wenig von selbst wachsende Früchte, die ihnen zur Nahrung dienen konnten. Eicheln, berichtet die Sage, war ihre Kost. Besonders schwer war der Unterhalt in dem an sich steinigen und unfruchtbaren Attika. Da wurde denn aus der Fremde das Getreide, insbesondere zuerst Gerste, hieher verpflanzt. Kekrops soll dies schon gethan haben. Er war den Berichten der Alten nach ein Ägypter [2]) und brachte die Verehrung ägyptischer Gottheiten mit in das neue Vaterland. In Ägypten aber kannte man schon eine Vorsteherin des Ackerbaues, die Göttin Isis, und diese scheint denn, allen Nachrichten zufolge, als Demeter, als Erdmutter, von den Griechen gedacht worden zu seyn. Diese erste Erfindung des Getreidebaues scheint aber wieder verloren gegangen und unter Erechtheus zum zweiten Male nach Attika gekommen zu seyn, von welcher Zeit an sie auf immer befestigt wurde. Auf dieses Verlorengehen und Wiederfinden wurde der Mythos vielleicht mit bezogen und die Einführung heiliger Gebräuche sollte einen nochmaligen Verlust für immer unmöglich machen. Jetzt ward die allgemeine Vegetationskraft der Erde im ausschließenden Sinne die Geberin des wohlthätigen Samenkorns. Attika ward ihr Lieblingsland, und von da aus ließ sie durch ihre Günstlinge die segensreiche Erfindung über alle Länder der Erde verbreiten. Im Mythos deutete nun der Raub der Tochter bestimmter theils auf den Verlust der früher schon erhaltenen Wohlthat, theils auf das Einsenken des Samens in den Schooß der Erde, ihre Rückkehr zur Mutter aber auf die Erneuerung des Ackerbaues und die in Jugendschöne aus der Erde wieder aufsprossende Saat. In solchen Bildern belehrten nun die Verständigern des Volks, d. h. die Priester, die zugleich im Besitze der alten Überlieferungen geblieben waren, den großen, nur das Sinnlichfaßbare begreifenden Haufen. Doch ist es gar nicht nothwendig zu denken, daß die Sprache des Mythos eine von ihnen künstlich und mit Vorbedacht erfundene Art des Ausdrucks war, wie etwa wol jetzt die Kinderwelt von ihren Lehrern unterrichtet zu werden pflegt; sie war vielmehr ihnen selbst natürlich, eine, ich möchte sagen, instinktartige Form der Darstellung und wurde, als das Abstraktionsvermögen sich weiter ausbildete, als heilige Sprache auch dann noch beibehalten, wo sowol die Bildung des Volks als ihre eigene eine andere erlaubt hätte.

Der Ackerbau ward die Mutter aller geistigen und bürgerlichen Cultur, daher war denn auch diese ein Geschenk der Göttin, die den Samen gebracht hatte. Sie ward die Gesetzbringerin (*Thesmophoros*) und Culturstifterin, und daran knüpften sich wieder religiöse Ideen und sittliche Wahrheiten höherer Art. Diese hatten, wie man aus den vorhandenen Nachrichten mit hoher Wahrscheinlichkeit schließen kann, zum Gegenstande: die Lehre von der Einheit Gottes, d. h. die Lehre, daß alle im Volkscultus angebetete Gottheiten nur Offenbarungen und Kräfte des einen höchsten Urwesens seien, von dem alles Daseyn herrührt; die Lehre vom Falle der Geister, dem Herabsteigen der Gefallenen in sinnliche Körper, um darin ihre Strafe zu leiden, sich von Sünden durch ein der Sinnlichkeit entsagendes Leben zu reinigen und so zur Wiedervereinigung mit Gott und dem Reiche reiner und seliger Geister wieder geschickt zu machen; die mit dieser Unterweisung unmittelbar verknüpfte Lehre von der Selenwanderung, vom Schicksale der Guten und Bösen nach dem Tode und von der ewigen Fortdauer der Sele. Die für diesen Unterricht gebrauchten Bilder waren von den Erscheinungen des Jahres und dem Laufe der Gestirne hergenommen und also dem Cultus einer Göttin ganz anpassend, die selbst dem Jahre und sei-

2) Der Widerspruch, welchen ein verdienstvoller Forscher gegen diese Abkunft erhebt, ist bekannt; aber wenn auch dieselbe erst in den Zeiten nach Psammetich behauptet wird, so folgt daraus noch nicht, daß alte Überlieferungen nicht ebenfalls dafür gesprochen hätten. Die erneuerte Bekanntschaft mit Ägypten frischte nur die alten Sagen wieder auf. Die Erzählungen des Moses aus der Periode der Abrahamiden bezeugen offenbar einen Verkehr des Nillandes mit der Fremde, die Trümmer von Theben sogar, daß es Schifffahrt hatte. Die Nachricht von seiner Abgeschlossenheit ist daher gar nicht so strenge zu nehmen. Überdies fällt die Zeit, wohin jene Auswanderungen gesetzt werden, mit der Periode der Hyksos und ihrer Vertreibung zusammen. Mit solchen innern Stürmen sind gewöhnlich auch Auswanderungen verbunden. Ja es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die Aufhebung des Verkehrs mit dem Auslande erst nach der Verjagung der Hirtenvölker eine politische Maßregel geworden wäre. Das Ägyptische im Ceres- und andern Götterdiensten ist unverkennbar. *Voß* glaubt, es wäre die Folge einer spätern Veränderung im Cultus gewesen, aber eine so bedeutende Umwandlung läßt sich bei religiösen, für so heilig gehaltenen Gebräuchen nicht wohl denken, und selbst der Nationalstolz der Griechen müßte dem sich widersetzt haben, der weit eher zu der Behauptung geneigt war, daß von ihnen alles ausgegangen und zu den Barbaren gebracht worden sei, als daß sie von diesen etwas empfangen hätten.

nen Wechseln vorstand und in der Aussaat des Samens und seinem Emporkeimen aus dem Reiche der Verwesung ein so treffendes Symbol von dem Tode und dem einst wieder erneuerten Leben des Menschen aufstellte. In den spätern, zum Theil auch schon in den frühern Schulen der Philosophen, obgleich hier mehr in den Schleier einer dunkeln, symbolischen Sprache gehüllt, wurden diese Lehren laut und öffentlich verkündet; in dem geheimen Cultus des Bakchos und der Ceres aber waren sie Gegenstand eines Mysteriums. Warum man diese Hülle für nöthig fand, davon scheint mir die Ursache gerade darin zu liegen, daß die erwähnten Lehren durch Überlieferungen aus dem Orient zu den Vorstehern der Tempelinstitute und zwar in einer sehr frühen Zeit gekommen waren, wo es in Hellas noch keine philosophischen Speculationen gab. Wären sie erst später in die Mysterien aufgenommen worden, so war kein Grund da, sie als Geheimniß zu behandeln, da sie schon in den Schriften der Philosophen, mehr oder weniger bestimmt, vorkamen. Die Vorsteher der Mysterien aber geradezu für absichtliche Betrüger erklären zu wollen, die nur egoistischer Zwecke wegen den Geheimdienst so umgewandelt hätten, scheint mir doch eine zu harte Anklage, die, um für wahr gehalten zu werden, eines strengen Beweises bedarf. Überdies scheint es fast einem Wunder ähnlich, daß dieselben Lehren an den Ufern des Ganges und auf den Höhen des Albordj, wie in Eleusis, Samothrake und andern Orten, durch philosophische Speculationen erfunden seyn sollen, ohne daß eine Übertragung geschehen wäre. Weit wahrscheinlicher ist es, an einen alten Zusammenhang des Orients mit dem Occident zu glauben, der sich übrigens auch mit ziemlicher Gewißheit nachweisen läßt. Ritter in seiner Vorhalle bemüht sich dies zu thun, und wenn er auch in manchem Einzelnen sich irren mag, so scheint doch das aus seinen Untersuchungen sich zu ergeben, daß durch Buddhisten- oder Brahmanenkolonien, welche sich von den Gangesländern aus durch das mittlere Asien bis zum kaspischen Meere und von da nach Kolchis und dem Palus Mäotis, ja vielleicht noch weiter bis nach der Bergkette des Hämus und Thrakien zogen, ein Weg für die Mittheilung heiliger Lehren aus der Buddha- und Brahmareligion eröffnet war und zwar in einer Zeit, die über die geschichtliche Periode bedeutend hinausgeht. Mögen auch, wie wol nicht zu zweifeln ist, alle dem Orpheus zugeschriebenen Gesänge erst in spätern Zeiten verfaßt seyn, so konnten sie doch unmöglich nur einigen Glauben finden, wenn nicht eine alte Sage von einem oder mehren Orpheus, d. h. von priesterlichen Instituten in Thrakien, welche Religion und Cultur nach Hellas gebracht hätten, ihnen vorangegangen wäre. Selbst der Inhalt dieser Lieder mußte mit den Traditionen von der Lehre dieser Schulen wenigstens im Allgemeinen übereinstimmen, wenn nicht der Betrug sogleich hätte entdeckt werden sollen. Auf diesem Wege also und außerdem auch über Ägypten und Phönikien kamen jene Lehren nicht als philosophische Speculationen, sondern als heilige, göttliche Offenbarungen zu den griechischen Priesterinstituten und namentlich nach Eleusis, wo sie am reinsten und deutlichsten dargestellt worden zu seyn scheinen. Als göttliche Offenbarung wurden sie Gegenstand eines Mysteriums, denn nur das Göttliche ist von der Art, daß es durchaus nicht profanirt und nur Wohlgeprüften und Bewährterfundenen anvertraut werden kann. Die Geheimhaltung schien nöthig, da der Inhalt der Lehren dem öffentlichen Cultus in vielen Hinsichten geradezu entgegen war, da man dem Volke überhaupt nicht Empfänglichkeit für so Hohes und Großes zutraute und von einer Veröffentlichung eine Ausartung des Heiligen fürchtete.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die eleusischen Priester die wahre Quelle ihrer Geheimlehren nicht mehr kannten. Die Erinnerung daran war im Laufe von Jahrhunderten verloren gegangen. So konnte es bei ihnen manchen symbolischen Ausdruck, manchen Mythos geben, von dem sie selbst keine weitere Rechenschaft abzulegen vermochten, als daß er ihnen von den Vorfahren so übergeben worden sei. Jene viel bestrittene und gedeutete Entlassungsformel der Eingeweiheten: Kongx om pax, kann also immer in der Sanskritsprache gegründet seyn, aber die Priester wußten selbst vielleicht sie nicht mehr zu deuten und nahmen sie für bloße Schallworte. Überhaupt scheint Manches erst richtiger und dem Sinne der alten Lehre gemäßer gedeutet worden zu seyn, als kurz vor und nach den Zeiten Alexanders die Nation selbst mit dem Orient näher bekannt ward. Die Neuplatoniker insbesondere bemüheten sich, die Vorstellungen des Morgenlandes sich anzueignen, darüber zu philosophiren und sie ihren Systemen einzuverleiben. Aus diesem Grunde, glaube ich, ist ihr, freilich spätes, Zeugniß doch nicht zu verwerfen, wenn sie mystische und religiöse Gebräuche und Lehren aus der Vorstellungsart des Ostens zu erklären suchen. Die Gebräuche und Symbole waren seit uralten Zeiten da, aber eine Erklärung konnten sie erst durch die nähere Bekanntwerdung mit den Vorstellungen des Auslandes finden, und so möchten denn wol ihre Deutungen oft das Wahre getroffen haben. Es war wol schwerlich allein ihre Absicht, dem sinkenden Polytheismus wieder aufzuhelfen und ihn gegen das Christenthum zu schützen, wenn sie in dem alten Glauben reinere und würdigere Begriffe zu entdecken suchten; sie sprachen wol größtentheils aus wahrer Überzeugung, nicht um absichtlich in die Religion der Hellenen etwas einzufälschen, was nicht darin lag. Die frühere Zeit hatte sich oft selbst nicht verstanden, man hatte dies und jenes genau ebenso gemacht, wie die Vorfahren, aber den Sinn davon nicht begriffen. Diesen erkannten nun weise, des Orients kundige Männer aus der alexandrinischen Schule und entdeckten so auch eine ehrwürdige Seite des hellenischen Polytheismus, während er, wenn man diese Deutungen verwirft, kaum mehr als eine Spielerei der Phantasie und wenig von dem eigentlich religiösen Charakter zeigt. Mir scheint daher Creuzer, der in seiner Symbolik und Mythologie auf jene Deutungen achtet und sie noch genauer zu entwickeln und darzulegen sucht, nicht den falschen, sondern den wahren Weg eingeschlagen zu haben. Sind auf demselben auch nicht alle Verirrungen der Phantasie zu vermeiden, so wird man doch

weit weniger der richtigen Straße vorbeigehen, als wenn man zum Studium der Mythen nichts weiter als den kalten Verstand mitbringt, der nun alles das, was nicht zu seinem System passen will, verwirft, für Trug, spätere Erfindung und Umdeutung erklärt. Auch darin hat **Creuzer** nicht Unrecht, wenn er erklärt, daß zum Mythologen ein gewissermaßen angeborner Sinn gehöre, der schnell das Symbol und die darin liegende Deutung fasse. Ob er auch das Richtige gefunden habe, das muß freilich auf dem Wege des Verstandes durch Darlegung der historischen Data ausgemittelt werden. Zu dieser geschichtlichen Begründung gehört ganz vorzüglich die Betrachtung der beim Tempeldienst eingeführten Gebräuche, des Ceremoniellen der Götterfeste und der symbolischen Darstellung der Gottheiten selbst in alten Bildwerken. Gerade in solchen Dingen beurkundet sich ein höheres Alterthum, denn alles dies ist als etwas Heiliges und Ehrwürdiges weit weniger Veränderungen unterworfen, als die in der Sage und von Dichtern fortgepflanzten Mythen. Aber schwer ist es allerdings, von jenem Symbolischen immer den richtigen Sinn zu finden. Es ist eine Hieroglyphenschrift, deren Schlüssel nur durch die sorgfältigsten und umsichtigsten Combinationen und oft auch dann nur mit größerer und geringerer Wahrscheinlichkeit gefunden werden kann. Auch hiezu gehört ein eigener theils angeborner, theils durch viele Übung ausgebildeter Takt, der schnell das Richtige zu treffen weiß.

Doch es ist Zeit, diese Apologie einer Ansicht zu schließen, welche die Zukunft einst gewiß als die richtige anerkennen wird, und zu dem Mythos von der erhabenen Demeter und ihrer Tochter uns selbst zu wenden.

Erzeugt von dem alten Zeitgotte Kronos und der alle Frucht gebärenden Rhea (das Feuchte oder auch die Erde, je nachdem man an die Ableitung von ῥέω, ich fließe, oder von Ῥαῖα statt αἶα, Erde, denkt), theilte sie das Schicksal ihrer übrigen Geschwister und wurde mit ihnen, als der erhabene Ordner Zeus den Thron bestieg, durch das von dem weisen Verstande, Metis, angegebene Mittel wieder ins Daseyn gerufen, um in dem geordneten Jahre regelmäßig ihr hohes Amt zu verwalten. Sie, die Schöngelockte und Hehre, gebar aus der Umarmung ihres Bruders und Gatten (Verbindung der Himmels- und Erdkraft, des Sonnen- und Erdlichts) eine liebliche Tochter, **Persephone**[3]) (das Pflanzengeschlecht), die, schnell zur reizenden Jungfrau herangewachsen, die Liebe des Königs der Unterwelt, der Erdkraft in der Tiefe, gegen sich erweckte. Nach Ovid Met. V, 362. war es Eros, der, von seiner Mutter gereizt, seine Herrschaft auch über die Unterwelt ausdehnen wollte und daher seinen Bogen gegen den König des Schattenreichs selbst aufspannte. Aber der Dunkelgelockte wagt es nicht, die Tochter des Lichts selbst um Gegenliebe anzuflehen, und wendet sich an den Vater mit der Bitte, ihm die Jungfrau zur trauten Gattin zu geben. Dieser verspricht es ohne Wissen der Mutter, und nun benutzt der finstere Aidoneus eine sich darbietende Gelegenheit, die Geliebte mit Gewalt zu rauben. Einst erlustigte sich die Jungfrau, wie der homerische Hymnus erzählt, auf den reizenden Gefilden von Nysa[4]) mit ihren Gespielen, den Töchtern des Okeanos, die das befruchtende Wasser über die Erde ausgießen, mit Phäno, Leukippe, Elektra, Janthe, Melithe, Jache, Kalliroe,

---

3) Nach einer orphischen Kosmogonie bei Athenagoras (Legat. pro Christ. p. 18 sq. ed. Colon. 1686) ward Persephone von Zeus und Demeter in Kreta erzeugt. Zeus, heißt es, verfolgt seine Mutter Rhea, oder Demeter, die, um sich ihm zu entziehen, Schlangengestalt annimmt. Aber auch er umstrickt sie als Schlange und erzeugt so die Persephone. Diese hatte außer den zwei natürlichen Augen noch zwei Augen auf der Stirn, im Nacken ein Thiergesicht und Hörner auf dem Kopfe. Erschrocken über diese Mißgestalt, entfloh die Mutter und reichte ihr die Brust nicht, daher hieß sie in der mystischen Sprache Ἀθηλᾶ, die Nichtgesäugte. Das war eine mystische Gebnet mit Symbolen, die eine kosmogonische Deutung hatten und in die bakchischen Mysterien gehörten, wo der Sohn dieser Persephone und des Zeus der mystische Zagreus ist. Ihre Gestalt zeigt offenbar eine orientalische Symbolik. 4) Der Name Nysa wird sehr vielen Ortschaften beigelegt. Nach Voß ist Homers Nysa, Il. VI, 133. ein thrakischer Berg, der nach Steph. am See Thesydeion lag. Von da aus, glaubt er, wurde allmälig der Name nach Makedonien, Thessalien, Böotien und Euböa (welches letztere bei Sophokl., Antigon. 1131 cfr. 1143. und Euripides, Bacch. 546. zu verstehen sei), auch nach Naxos (Schol. Hom. Steph. Hesych.), kurz überall hin versetzt, wo ein bedeutender Dienst des Dionysos war, dessen Name eben den Gott von Nysa ausdrückte, daher auch nach Lydien und andern Morgenländern bis Babylon (Hesych. Schol. Soph. Aj. 699), als nämlich der phrygische Bakchos mit dem hellenischen Dionysos verschmolzen worden sei; darauf, wegen Vermischung des Osiris mit Dionysos, nach Ägypten, Arabien, Syrien, Äthiopien, Lybien, endlich durch Alexanders Lobredner nach Indien auf den dortigen Kaukasos und zuletzt an den Ganges. Bekanntlich nimt Creuzer diese Folge in ziemlich umgekehrter Ordnung an, weil er den Dionysoscultus aus Indien ableitet. Das Nysa, wo Persephone geraubt worden, findet Voß in Böotien und hält es für einen zum Helikon gehörigen Berg. Sein Hauptgrund ist die Erwähnung der Narzisse, denn der in diese verwandelte Narkissos war ein Thespier, des böotischen Stromgottes Kephisos Sohn, auch sei in jener Gegend die gedachte Blume häufig gefunden worden. S. Voß ad Hym. in Cer. p. 12 sq. Sickler erklärt den Namen aus dem Semitischen und nimt ihn überhaupt für Blumengefilde. Ad Hym. in Cer. p. 93. Creuzer denkt mit andern Auslegern an das karische Nysa, wo ein sehr berühmter Ceresdienst war; doch leugnet er nicht, daß auch das böotische wegen des dortigen ebenfalls alten Cerescultus gemeint seyn könne. — Übrigens wird der Ort des Raubes sehr verschieden angegeben, je nachdem diese oder jene Gegend den Dienst der Göttin früher gehabt haben wollte oder Lokalumstände sich dazu eigneten. Nach dem Scholiasten bei Hes. Theog. 913. p. 309. nannten viele Sicilien, Bakchylides Kreta, dem auch Tzetz. ad Hes. Ἔργ. 33. folgt, die orphische und thrakische Sage eine Insel des Okeanos (Orph. Argon. v. 1201; aber nach Orph. Hym. XII. führt Pluto die Braut über das Meer nach Eleusis in eine Grotte, wo ein Eingang zur Unterwelt seyn sollte), Phanodemos Attika, Demades Kypa (bei Methymna auf Lesbos oder auch in Krisa). Noch Andere nennen Hermione in Argolis, Pheneos in Arkadien (Strab. VIII. p. 575. Paus. VIII, 15. Conon. 15), Kyzikos in Mysien (Propert. III, 21, 4). Mehre Narrien. S. auch Spanh. ad Callim. H. in Cer. v. 9. Vorzüglich ward das sicilische Enna, ausgezeichnet durch üppige Blumenflur und einen berühmten Tempel der Ceres, als Ort des Raubes genannt. Zeus hatte der Demeter und Persephone ganz Sicilien, insbesondere aber die Insel Ortygia bei Syrakus, auch Agrigent, der letztern zum Brautgeschenke übergeben, und ihr Lieblingsort war die Violenwiese bei Enna. Allerdings mußte das so fruchtbare und besonders an Getreide so ergibige Sicilien ganz vorzüglich geeignet seyn, als Wohnplatz der Getreidegöttinnen zu gelten, und es

Rhodeia, Tyche, Melobosis, Okyroe, Janeira, Akaste, Chryseïs, Admete, Pluto, Rhodope, Kalypso, Styx, Urania und Galaxaura [5]). Ja selbst die hehren Göttinnen Artemis und Athene waren ihre Gespielen [6]). Entfernt von der Mutter pflückten die Sorglosen sich Rosen und Krokus, Violen und Hyakinthen (Schwertlilien), aber vor allen andern reizte eine herrliche Narkissosstaude [7]) die Lust der Persephone. Hundert Blumen erhoben sich aus einer Wurzel und erfüllten die Luft weit umher mit balsamischen Düften. Denn dem unterirdischen Könige zu Gefallen hatte Gaia die Blume in so üppiger Pracht hervorwachsen lassen, um das Mädchen zu bethören. Da spaltete sich plötzlich der Boden und auf goldenem Wagen, von schwarzen Rossen gezogen, stürzte der Herrscher der Schatten aus dem Erebos herauf, riß die Jammernde zu sich und führte sie mit Sturmeseile über Land und Meer bis zur westlichen Pforte der Unterwelt [s. Voß Hym. an Dem. S. 15.] [8]). Laut schreiend rief sie die Götter und den Vater um Schutz, aber keiner der Unsterblichen noch der Sterblichen hörte den Laut, nur des Perses Tochter Hekate vernahm den Klageton in ihrer felsigen Höhle [9]) und Helios, der Allesschauende; Zeus aber überhörte den Hilferuf, denn er befand sich entfernt in seinem Tempel, übertäubt von dem tausendstimmigen Flehen der Erdebewohner. So lange noch die Jammernde Erde und Meer und die strahlenden Gestirne erblickte, tröstete Hoffnung ihr Herz und ihr Rufen erscholl unaufhörlich. Aber als sie nun mit dem Wagen in die finstere Kluft hinabsank, da erstarb ihre Stimme und nur den letzten klagenden Laut vernahm die herrliche Mutter. Von Schmerz durchbebt, zerriß sie den Schleier um die ambrosischen Locken, hüllte sich in ein dunkles Gewand [10]) und durcheilte, schnell wie ein Vogel, Land und Meer, die Geraubte zu suchen. Neun Tage umschweifte so die erhabene Deo, in den Händen die brennende Fackel, rundherum die Erde [11]),

---

war nicht zu verwundern, wenn seine Einwohner behaupteten, daß von ihrer Insel der Segen über andere Länder ausgegossen worden sei. 5) Sämmtliche Namen dieser Nymphen sind bedeutend und passen zu der Frühlingskraft Proserpina, die vereint mit der Feuchtigkeit den Schmuck der Blumen aus der Erde treibt. Die vier ersten Namen bezeichnen Quellnymphen: Phäno, die Blickende, Glänzende, Leukippe, die Nährerin weißer Rosse, auch wol mit Anspielung auf Persephonens Beinamen Leukippos, Elektra, die Bernsteinklare, Janthe, die Blumenerfreuerin, Melite, die Honigsüße (Proserpina selbst hieß Melitodes, die Honigreiche, und die Biene überhaupt ist ein bedeutendes Symbol im Cereskultus). Die folgende Jache, vom Tosen des Meeres so genannt, scheint eine Nereide zu seyn, vielleicht mit Anspielung auf eine Stelle in der XXIV. Orph. Hymne, nach der die Nereiden zuerst die geheime Feier der Ceres und Proserpina gelehrt haben sollen, denn das Wasser gehörte mit zu den Hauptentsündigungsmitteln. Die folgenden fünf Nymphen sind Bachnymphen, die auch bei Hesiodos (Theog. 351 sq.) genannt werden, nämlich: Rhodeia, die Rosenumblühete, Kallirroe, die Schönfließende, Melobosis, die Schafe und Ziegen Weidende, Tyche, die Glücksgöttin, Okyroe, die Schnellfließende. Die folgenden fünf gehören ebenfalls bei Hesiodos zu den Okeaniden: Janeira, die Männererfreuende, Chryseïs, die Goldige, Goldsandne, Akaste, die Wohlgeordnete, Regelmäßig-Umpflanzte, Admete, die Unbezwingbare, auch im Sommer nicht Versiegende, Pluto, die Befruchtende, Bereichernde (Proserpina wird ja auch Gemahlin des Reichthumgebenden). Die Nymphe Rhodope, die Rosenwangige, nennt Hygin unter den Okeaniden. Kalypso, die Umhüllende, schützte durch ihre überwachsene Quellgrotte die Hirten und Heerden gegen die Sonne. Die unterirdische Styx, bald der Proserpina näher verwandt, und die vom wolkigen Berggipfel herabkommende Quelle Urania (daher eben die Himmlische) bezeichnen wol durch ihren Gegensatz die Doppelnatur der Persephone, als Tod und Leben, als Nacht und Licht, als die Göttin der Unterwelt und des Himmels. Galaxaura, die Luftsäugerin, deutet im Namen auf den sanft dahin fließenden, die Luft gleichsam wie seiner Milch erquickenden Bach. Voß Anmerk. z. d. H. an Dem. S. 118. 6) Die Erwähnung der Artemis und Athene ist gleichfalls nicht ohne Bedeutung. Ihre Theilnahme am Blumenpflücken behauptete man ziemlich allgemein, so daß nach Paus. VIII, 31. zwei in Arkadien vor Demeter und Persephone stehende Bildnisse von einigen für Töchter des Demophoon, von andern für Athene und Artemis erklärt wurden. Ebenso halten sie römische Dichter für wesentliche Personen. S. Val. Fl. V, 345. Stat. Ach. IV. 150. Claud. XXXIII, 28. Ein orphisches Gedicht (Arg. 1192) erzählt sogar, sie hätten selbst Persephone verlockt, um sie dem Entführer in die Hände zu spielen. Die Sicilier sprachen gleichfalls von der Verbindung der drei Göttinnen. Sie wurden hier zusammen erzogen, pflückten mit einander Blumen und webten gemeinschaftlich ein Gewand für den Vater Zeus. Der Artemis wurde sogar dasselbe Besitzthum zugeschrieben, das der Persephone beigelegt ward, nämlich die Insel Ortygia. Schon vor Äschylos findet man auch die Behauptung, daß Artemis und Persephone ein Wesen wären, auch erstere sei die Tochter der Demeter (Paus. Arc. 37. Cfr. Schol. Pind. Nem. I, 3. p. 664. Heyn.), und Cicero de N. D. III, 23. berichtet, daß Persephone mit Jupiter die erste Diana, welche vom Hermes den Eros geboren, erzeugt habe, also jene Ilithyia, die nach dem alten Olen Mutter des Eros ist. Das waren alles Lehren der Mysterien, nach welchen die Begriffe der einzelnen Götter in ein Wesen zusammen schmelzen. 7) In den meisten Angaben ist die Narzisse die Täuschungsblume, durch welche sich Persephone verlocken läßt. In Sicilien wollte man zwar die Violen dazu machen, dagegen aber eifert der alte Pamphos, der auch für Eleusis eine Festhymne dichtete, und spricht sich bestimmt für Narzissen aus. Paus. IX, 31. Der bekannte Mythos von der Verwandlung des jungen Narkissos in die Blume seines Namens ist offenbar ein mysteriöser und wird von Pausanias für uralt erklärt. S. Narkissos. Es ist aber die Narzisse schon im Namen eine Blume der Unterwelt, denn er bedeutet die einschläfernde, betäubende, die Todesblume. Die Wurzel des Wortes ist in der Sanskritsprache, wo Nark die dunkle, finstere Unterwelt bedeutet. Überhaupt ist die Erwähnung der Blumen keine müssige Spielerei. Sie beziehen sich sämmtlich auf Leben und Tod, Licht und Dunkel. Sickler hat die Bedeutungen aus dem Semitischen zu erklären versucht. S. dessen Hym. in Cer. p. 85. 8) Dem Gange der Erzählung im Hom. H. zufolge muß man allerdings annehmen, daß Proserpina nicht durch dieselbe Erdkluft, aus welcher Pluto hervorkam, in die Unterwelt geführt worden sei. Übrigens zeigten andere Orte auch andere Höhlen, durch welche die Hinabfahrt geschehen.
9) Hekate hatte bei Zerynthos auf Samothrake eine ihr geweihte Höhle, außerdem aber auch bei jedem Tempel, wo ihr mystischer Gottesdienst gefeiert wurde. Mit Proserpina, als Herrscherin der Unterwelt, steht sie in genauer Verbindung.
10) So lange noch nicht alles Grün der Flur gewichen ist, so lange hofft noch der Mensch und hält das Absterben für eine vorübergehende Erscheinung; aber wenn der Hauch des Frostes nun plötzlich alles vertilgt, wenn jede Vegetationskraft in die finstere Tiefe hinabgesunken ist, da hört seine Hoffnung auf, da ertönt nur noch die Stimme des Schmerzes, da zerreißt die Natur alle ihre Freudenkränze und umhüllt sich mit schwarzen Wolkenschleiern, wie im Hymnus Demeter. Die Anwendung auf das Erlöschen des menschlichen Lebens bietet sich von selbst dar.
11) Die neun Tage des Suchens sind Anspielung auf die neuntägige Feier der Eleusinien. In der sicilischen Sage bei Diod. V 4, der auch Ovid Met. V, 422. folgt, zündet Demeter die Fackeln an den Flammen des Ätna an. Bei den Eleusinien gab es in Beziehung darauf einen Fackelzug. In unserem Mythos macht sie [illegible]

weder mit ambrosischer Kost, noch mit süßem Nektar sich labend, noch den ermatteten Leib durch die Frische des Bades erquickend. Am zehnten Tage erst kam ihr Hekate entgegen und rieth ihr, sich beim Helios zu erkundigen[12]. Dieser berichtete der Göttin, daß mit Bewilligung des Zeus dessen nächtlicher Bruder das Mädchen geraubt und zu seiner Gattin sich erkoren habe, tröstend, daß er ein würdiger Gemahl sei für die liebliche Tochter. Aber dennoch senkte sich Unmuth und Zorn gegen Kronion in ihre Brust, und zürnend schied sie vom Olympos und aus dem Rathe der Götter. In die Gestalt einer schwächlichen Greisin gehüllt, senkte sie sich zu den Städten der Menschen hinab und setzte sich nahe dem Wege am Jungfrauenborn[13]), wo die Mädchen von Eleusis Wasser zu schöpfen pflegten. Zu diesem Zwecke kamen nun gerade auch die Töchter des Herrschers Keleos[14]) herbei, Demo, Kallidike, Kleisidike und Kallithoe, und fragten die trauernde Fremde um ihre Herkunft und die Ursache ihres Verweilens auf dem freien Felde. Freundlich berichtete ihnen die Göttin, sie sei eine Kretenserin, Dos [Dois][15]) mit Namen, und von Räubern weggeführt worden. Als diese nun bei Thorikos[16]) gelandet und sie mit ihnen das Schiff verlassen hätte, um am Ufer mit Speise und Trank sich zu erquicken: da habe sie die Flucht ergriffen und sei in diese Gegend gelangt, ohne Kunde des Orts und der Bewohner. Sie bäte also, sie in irgend ein Haus zu führen, wo sie Aufnahme fände, denn sie verstehe die Kunst, den Haushalt zu führen und ein Kind zu erziehen. Ihr antwortete die reizende Kallidike: Keiner der Edlen unserer Stadt, die vermählt sind, weder der weise Triptolemos[17]), noch Diokles, noch Polyxenos, noch der

---

Reise auf die gewöhnliche Art, wie alle Götter, durch inwohnende Schwungkraft, nach andern aber vermittelst des Drachengespanns, weil Schlangen zu ihren Symbolen als Erdgöttin gehörten. Der Name Deo, Δηώ, kommt hier zuerst vor, später bei Sophokles (Antig. 1120) und Euripides (Suppl. 290.). Nach Klemens (protr. p. 12.) war es der heilige Name der Göttin in den Mysterien. Man könnte ihn geradezu für identisch mit Δη nehmen, so daß nur noch die weibliche Endung ω angefügt wäre, um die Göttin zu bezeichnen. Voß l. c. p. 25. will ihn aber nicht als den ersten Theil des Namens Demeter erkennen, sondern leitet ihn nach Eustath. ad Hom. Od. XI. 115., von δήειν, finden, ab. Er bedeutet also die Findenwerdende, die nicht vergeblich Suchende. Creuzer, der im Teutschen Dāv schreibt, denkt an δαίειν, brennen, und bezieht ihn auf den Begriff der Feuerläuterung. Sickler leitet ihn vom semitischen דוה her, welches die Trauer, das Hinschmachten, die Sehnsucht bedeutet. Der Dichter gibt also der Göttin von ihrem Gemüthszustande den Namen. Vielleicht könnte man auch geradezu an das indische Dewa, Gottheit, denken und ihn eben deswegen für eine eigenthümliche Benennung in den Mysterien halten. Auch das Beiwort σεμνός, das gleich im ersten Verse der Demeter gegeben wird und von dem Voß sagt, daß es erst nach Hesiodos üblich geworden sei und vornehmlich der Demeter und Persephone beigelegt werde, scheint ein erst durch die Mysterien bekannt gewordener Ausdruck zu seyn und von dem indischen Saman abzustammen, welches jemand bedeutet, der seine Leidenschaften besiegt und getödtet hat, also ein heiliges, reines Leben führt, woher denn die Samanäer, Schamanen ihren Namen haben. Auch im Griechischen bedeutet es heilig, hehr, ehrwürdig. Das könnte wol auch auf einen Zusammenhang zwischen Eleusis und den Gangesländern hindeuten. Auch die Furien heißen σεμναὶ θεαί, um ebenfalls das Ernste, Strenge, Ehrfurcht und Scheu Einflößende in ihrem Begriffe auszudrücken. Paus. 1, 28, 6. 31, 2. Derselbe Begriff lag auch in Ceres und Proserpina, besonders im mystischen Sinne. Daher heißen die Mysterien in Eleusis in unserm Hymnus V. 483 auch σεμνά und der Tempel der Ceres τὸ σεμνὸν ἀνάκτορον ταῖν θεαῖν. Es scheint also dies Beiwort ein kirchlicher Ausdruck zu seyn, und gerade deswegen könnte er aus dem Orient stammen und überliefert seyn. Sickler glaubt, daß Ceres als große Kabire in den samothrakischen Weihen diesen Beinamen habe.

12) Nach Ovid Met. V. 586. war es die Nymphe Arethusa (ein Bach in Sicilien), die der Demeter den Räuber anzeigte, denn auf ihrer unterirdischen Wanderung von Elis nach Sicilien hatte sie den Ort entdeckt, wo Proserpone verborgen war. Konon (15) aber meldet, daß die Arkadier zu Pheneos der Göttin den Schlund zeigten, der die Geraubte aufgenommen. Nach Apollodor I. 5. 1. und daß. Heyne, erkundigte sich Ceres auch bei den Hermionern in Argolis, und sicilische Sagen erzählen: die Nymphe Kyane (in alter Sprache die Dunkle, Schwarze, in Beziehung auf die Unterwelt) habe sich dem Pluto beim Raube widersetzen wollen, und der Schmerz über den Verlust der geliebten Gebieterin oder auch der Zorn des Räubers habe sie in eine Quelle zerfließen lassen. In diese sei der Gürtel der Proserpina gefallen und als nun die Mutter gesucht, habe sie diesen oben auf schwimmen lassen, woraus denn Ceres auf das Vorgefallne geschlossen. Ovid. Met. V. 412.

13) Voß glaubt, daß im Hymnos dieser Jungfrauenbrunnen von dem später genannten Kallichoros unterschieden werden müsse. Nach Pausanias I. 39. lag auf dem Wege nach Megara der Blumenbrunnen und das sei nach Pamphos der gewesen, wo die Göttin gesessen. Der Brunnen Kallichoros, wo der Tempel stand, lag nach Paus. I. 38. auf der Straße nach Athen hin am rharischen Felde. Dieser hieß Brunnen des schönen Reigens von den Festtänzen und Gesängen der eleusischen Jungfrauen, ein also erst nach der Stiftung der Eleusinien entstandener Name. Der erstere konnte seine Namen haben vom Wasserschöpfen oder Blumensuchen der Eleusinerinnen, oder auch um die jungfräuliche Reinheit des Wassers zu bezeichnen. Ceres saß hier auf der Einfassung des Brunnens. Andere mehr ausgebildete oder den mystischen Ausdruck bestimmter darstellende Sagen bei Apollod. I, 5. 1. Nicand. Ther. 486. lassen sie auf den Stein Agelastos, den Stein, wo man nicht lacht, den Stein des ernsten Schmerzes und der Trauer, sich niederlassen und setzen diesen Stein bei dem Brunnen Kallichoros. Daher unterscheiden einige den Jungfrauenbrunnen nicht vom Kallichoros, was dem Pausanias zu widersprechen scheint. In Megara, nahe beim Prytaneum, zeigte man auch einen Stein, wo Demeter die verlorne Tochter gerufen habe und nannte ihn Ἀνακληθρίς, den Stein des Rufens. Ruhnken ad Hom. Hym. in Cer. v. 199. 200. Paus. I. 42, 2.

14) Keleos, der Sohn oder Abkömmling des Heros Eleusinos, Fürst der Stadt. Statt seiner wird auch Hippothoos, Neptuns Sohn, und Rharos genannt. Weiterhin werden in der Hymne noch mehre Häuptlinge in Eleusis angeführt, die auch wol den Namen Könige führen. Ilgen schließt daraus auf einen jährlichen Wechsel der obersten Gewalt, Voß aber sieht darin und wol mit Recht nur Edle, die den Erbkönig Keleos in der Regierung und im Rechtsprechen unterstützen. Die genannten Töchter waren die vier jüngsten, die noch im Hause bei der Mutter waren und die Wirthschaft mit besorgten; später kommen in der Hymne die drei ältern, schon verheiratheten, vor und diesen überträgt Ceres das Priesterthum.

15) Δώς wahrscheinlich ein verschriebener Name. Ruhnken liest dafür Δωσώ, die Geberin, ein Name, den Ceres wirklich führte. Ilgen will Δηώ gesetzt wissen, aber wenn dieser die Findenwerdende bezeichnet, so kann sie freilich jetzt sich nicht selbst so nennen, da sie ja noch am Finden verzweifelt. Hermann schreibt Δωΐς, welches ebenso von δοῦναι, wie Δωρίς von δῶρον gebildet wird und dieselbe Bedeutung hat. S. Voß ad H. in C. p. 44.

16) Thorikos ist ein attischer Flecken am Meere, nördlich von Sunium. Wahrscheinlich hatte man eine Sage, daß Demeter ihre Mysterien aus Kreta über Thorikos nach Eleusis gebracht habe.

17) Mit Absicht hebt hier der Dichter schon den Triptolemos und

treffliche Eumolpos, noch Dolichos, noch unser edler Erzeuger selbst wird dir die Aufnahme verweigern. Aber gefällt es dir, so wollen wir sofort unserer Mutter Metanira[18]) berichten. Denn ein später Sprößling ist ihr noch geboren worden, der der Wartung und Pflege bedarf. Reicher Lohn würde dir werden, wenn du sie übernähmest. Die Göttin winkte Gewährung, und bald kamen sie voll Freude wieder, die Fremde zum väterlichen Hause zu geleiten. Voll Betrübniß, das Haupt dicht umschleiert, vom schwarzen Gewande umwallt, folgt ihnen die Göttin. Und als sie über die Schwelle des Saales trat, wo Metanira mit dem Säuglinge ihrer wartete, da schien ihr erhabener Wuchs bis zum Balken zu reichen und göttlicher Schimmer den Eingang zu erfüllen[19]). Von Erstaunen ergriffen, voll Scheu und bleichen Entsetzens, stand die Königin von ihrem Sessel auf und bot ihn der erhabenen Fremden zum Ausruhen. Doch in bescheidener Demuth niederblickend, schlägt sie das ehrende Anerbieten aus und begnügt sich mit dem niedern Schemel, mit silberflockigem Schafvließ[20]) bedeckt, den die Dienerin Jambe[21]) ihr reichte. Hier saß sie trauernd und tief verschleiert, keines Zuspruchs achtend, bis endlich die muthwilligen Scherze der Jambe sie aufheiterten und ein Lächeln ihr abnöthigten. Dennoch wollte sie

---

auch den Eumolpos hervor. Den erstern verherrlichen die Sagen als den Verbreiter des Getreidebaues. Ihm, dem Diokles, Keleos, und Eumolpos übertrug Ceres selbst das Rituale ihres öffentlichen Dienstes, ihm aber auch nebst dem Polyxenos und Diokles die Besorgung der geheimen Feier. Den Nachkommen des Eumolpos blieb das erhaltene Ehrenamt für immer. Die Sage nennt ihn einen Thrakier und macht ihn zu einem Sohne des Poseidon und der Boreastochter Chione, d. h. zu einem über das Meer hergekommenen Nordländer. In der That scheint ein Theil des eleusinischen Cultus aus Thrakien zu stammen, also vielleicht im Zusammenhange mit der Buddhareligion zu stehen. Man schreibt dem Eumolpos auch Gesänge zu, deren Gegenstand die Weihen der Demeter und des Dionysos gewesen. Der Name heißt im Griechischen der gute Sänger. 18) Metanira (Μετάνειρα) ist des Keleos Gattin und Mutter des Demophon, des jetzt noch ohne Namen erwähnten, späten, männlichen Sprößlings einer [illegible] Ehe. Bei einigen heißt sie auch Meganira, Neära, Neris u. s. w. S. Heins. ad Ovid. Fast. IV. 539; Verheyk. ad Anton. Lib. p. 57, 160. Sickler leitet den Namen aus dem Semitischen her und erklärt ihn durch מַטַּע - נִירָה, die urbar gemachte Pflanzung. Dies paßt denn überhaupt zu seiner Hypothese über die Hieroglyphik des Hymnus, nach welcher Keleos (von קָלִי das Rösten der Ähren) den die Früchte Ausdreschenden und Röstenden, das Kind Demophon aber die Erdgewächskraft bedeutet; s. unten. Welcker leitet Keleos, der nach Paus. IV, 1, sowie auch sein Sohn, in Messenien den Namen Kaukon führt, von καίω, [illegible], ich brenne ab und denkt dabei an die Feuerläuterung, die durch beide personificirt werde. 19) Unmöglich ist bei dieser Stelle des Hymnus schon an die volle Offenbarung der Göttin zu denken. Der Dichter will nur das Erhabne und Majestätische in der angenommenen Menschengestalt beschreiben. Ungeachtet der Niedrigkeit, will er sagen, in welcher sie erscheinen will, schimmerte doch ein Abglanz ihrer Göttlichkeit durch. Sie schien gleichsam höher, wie andere Sterbliche und ein von ihr ausströmender Glanz den Eingang zu erfüllen. Metanira sieht noch nicht in ihr die Göttin, sondern nur eine Sterbliche von erhabner Abkunft und beut ihr, von Ehrfurcht ergriffen, den eigenen Sessel zum Ausruhen; aber in dem Augenblicke zeigt sich auch die Göttin wieder in ihrer vorigen Demuth und schlägt den Ehrensitz aus. 20) Zum Andenken dieser Erniedrigung soll auch in dem Heiligthum zu Eleusis das schwarzumhüllte Bild der Göttin auf einem gemeinen Stuhl [illegible]. In Beziehung auf das Schaffell, womit der Stuhl bedeckt war, mußten auch die Mysten nach dem Baden auf ein solches Fell treten. Das Griechische Wort κῶας, Schaffell erklärt Sickler aus dem Semitischen und findet darin zugleich eine Paronomasie mit einem andern Worte, das Beraubung und Unfruchtbarkeit bedeutet. Es bezeichnet sich also Demeter dadurch, daß sie den Sitz annimt, als die der Tochter beraubte und Unfruchtbare, gleichsam als mater dolorosa, und so soll es auch bei den Mysten anzeigen, daß sie von dem Augenblicke ihrer Einweihung an aller [illegible] entsagen müssen. 21) Die Erzählung des Hymnos findet sich auch bei Apollodor I. 5. und dem Schol. des Nikander (Alex. 130) und bei Euripides (Or. 965.). Apollodor allein nennt die Magd als [illegible], der eine Thrakerin und sein Scholiast, sowie der des Euripides, eine Tochter der Echo und des Pan. Sie habe in Jamben ihre Scherze vorgetragen; daher der Name des iambischen Sylbenmaaßes. Nach Nat. Comes III, 16. war es Philochoros, der diese göttliche Abkunft zuerst angab. Voß glaubt, daß dieselbe erst spätere Erfindung sei, da der arkadische Pan erst nach der Schlacht bei Salamis den Athenern bekannt geworden und Echo, als Nymphe, erst bei Aristophanes vorkomme, als Geliebte des Pan aber erst im ptolemäischen Zeitalter erscheine. Creuzer widerspricht dieser späten Entstehung von der Herkunft der Jambe. Sie sei ebenso symbolisch, wie der Mythos, Pan habe mit der Eupheme (dem Wohllaute) den Krotos (den Takt bei der Musik oder [illegible] Wörtigen das Beifallklatschen) erzeugt, und zugleich in Festgebräuchen gegründet, die nicht so leicht geändert würden. Die ganze Erzählung sei also nichts als symbolischer Ausdruck dieser Festgebräuche. Erst sitzt Demeter auf dem Steine der ernsten Trauer (Trauer- und Festtag der Thesmophorien), dann kommt die durch Scherze aufheiternde Jambe (nach dem Trauertage folgt die Festlust, in neckenden und spottenden Scherzen bestehend). In Jamben extemporisirte man solche neckende Spöttereien, daher das jambische Metrum für die Satyre. Auch Voß glaubt, daß schon in den frühern Mysterien eine solche Lustigmacherin aufgetreten sein könne, da bei Saat- und Erntefesten immer eine ausgelassene Lustigkeit statt fand. Ein ähnliches Beispiel geben ja auch bei uns die Fastenzeit und die darauf folgenden Maskeraden. In den Scenerien der Eleusinien erschien die muthwillige Jambe selbst, von einer Lustdirne (Hesych. v. [illegible]) oder einem verkleideten Manne gespielt. Auch während des Festzuges neckte sie die angesehenen Bürger und in das Lachen und Scherzen stimmte der ganze Zug ein. — In einer Orphischen Erzählung, die Kirchenväter aufbewahrt, um einen Beweis von den Obscönitäten in den Mysterien zu geben, heißt die Magd Baubo. Sie reizt durch freches Entblößen, sowie der Knabe Jakchos durch freches Thun die Göttin zum Lächeln und dadurch zum Trinken. S. Clem. Alex. Cohort. p. 17.; Arnob. adv. Gent. V. p. 175.; Euseb. Pr. Ev. II, 3. Vergl. Fragmm. Orph. p. 475. Die Bedeutung des Namens Baubo ist unbekannt; er könnte wol eine semitische Wurzel haben, vielleicht an jene Urnacht Baaut, das weibliche Prinzip der Urschöpfung, erinnern. Wenn bei einem Feste der Bubastis in Ägypten Weiber dasselbe thun, so könnte doch auch dieser Gebrauch alt seyn. Der Phallusdienst lehrt, daß man gerade im höhern Alterthum nicht die spätern Begriffe vom Obscönen hatte. Es könnte dann der Sinn darin liegen: Jakchos weckt durch sein Berühren die schlafenden Fruchtkeime ([illegible] heißt schwanken; s. d. Fragm. eines Satyrdrama's bei Valkenaer Diatrib. S. 204.). Nach Diod. V. 4. neckten auch die Sicilier bei ihren 10tägigen Demeterfesten einander durch unzüchtige Reden, weil darüber die trauernde Göttin gelacht habe, und nach Cleomed. Meteor. II. p. 235. redeten sich die Weiber an den Thesmophorien in den niedrigsten Ausdrücken. Noch eine Erzählung gibt es von einem Lacher und Spötter in der Geschichte der trauernden Ceres. Eine Magd Misma, heißt es bei Ant. Lib. 24, reicht der durstigen Göttin den Mischtrank und diese trinkt gierig alles aus. Da lacht ihr Knabe Askalabos und sagt, man solle doch für die Säuferin lieber gleich ein ganzes Faß herbeiholen. Die ergrimmte Göttin bespritzt ihn nun mit dem Reste des Getränkes, und sogleich wird er zur Sterneidechse (ἀσκαλαβώτης), die von den auf ihn gefallenen Tropfen gefleckt und der Ceres und ihren Dienern ein Greuel ist.

nicht von dem Weine, den Metanira ihr bot, sondern verlangte ein Getränk, wie es ihr, der Trauernden, ziemte, von Wasser und Mehl und zartem Polei. Dies mischt ihr denn Jambe, und so empfing sie zuerst den Trank, der den ihr Geweiheten gereicht wird [22]). Metanira spricht nun zu ihr tröstende Worte und überträgt ihr die Wartung des kleinen Demophon. Die Göttin nimmt den Auftrag an und verspricht, das Kind aufzuziehen und gegen jeden Nachtheil und bösen Zauber zu schützen. Unter ihrer Pflege wuchs nun dasselbe kräftig heran zur Freude und zum Staunen der Eltern. Sie nährte es weder mit Muttermilch, noch mit Speise, aber am Tage salbte sie es mit Ambrosia, als wäre es ein Götterentsprossener, und hauchte mit ihrem Odem ihm göttliche Kraft ein; des Nachts aber legte sie es in die Glut des Herdes, ohne Wissen von Vater und Mutter. Ihr Wille war, ihm Unsterblichkeit und ewige Jugend zu verleihen, aber die Thorheit der Mutter verstand die Handlung der Göttin nicht und vereitelte durch Verzagtheit und Mangel an Glauben die wohlthätige Absicht derselben. Einst lauschte sie in der Nacht, was doch wol die Fremde mit dem Kinde beginne, und als sie es in der glimmenden Asche liegen sah, schrie sie laut auf vor Schreck und störte dadurch auf immer das heilige Werk [23]). Voll Zorn über die Mißtrauende nahm sie das Kind aus der Glut und legte es auf den Boden, und strafend erhob sie so gegen die Mutter die zürnende Rede: Thörichte Sterbliche, unwissend, was gut und böse für euch sei! Auch du hast durch deine Thorheit unheilbaren Schaden dir gebracht. Denn, mit dem Göttereide sei es geschworen, Unsterblichkeit und nie alternde Jugend hätte ich deinem Sohne geschenkt und unvergängliche Ehre, aber nun kann er weder dem Tode, noch dem harten Schicksale entrinnen. Doch da er auf meinem Schooße zu sitzen vermocht und mir in den Armen geschlummert, so mag unvergängliche Ehre ihm bleiben. Daher werden nach rollender Jahre Vollendung die Kinder von Eleusis ihm zu Ehren entsetzlichen Krieg mit den Jahreszeiten immerwährend unter einander führen [24]). —

22) Dieser Trank, den Ceres sich gefallen läßt, führt den Namen κυκεών. Er ward aus Wasser, Mehl (Gerstenmehl) und Polei bereitet und als herzstärkendes Hausmittel gebrauchte, in welchem Falle man auch statt des Wassers Wein nehmen konnte; eine Vertauschung, die in den Mysterien verboten war. Der Polei sollte durch seine gewürzhafte Bitterkeit den geschwächten und verdorbenen Magen stärken. In den Mysterien war die Formel: „ich habe den Kykeon getrunken," das Zeichen, daß man die Weihe empfangen habe. Man könnte die ganze Ceremonie auf die Verpflichtung zur Mäßigkeit deuten, doch scheint allerdings noch ein tieferer Sinn damit verbunden zu seyn. Sickler leitet κυκεών aus dem Semitischen her und erklärt es für ein jedes großes Trinkgefäß. Vermittelst der Paronomasie aber mit einem andern Worte sei es die Hieroglyphe des stillen Nachdenkens. Durch Paronomasie liege dann in ἄλφι (Mehl), vom arabischen Alphon, die Bedeutung von Lehre, Lernen und in γλήχων (Polei) vermöge einer Paronomasie aus dem Syrischen die Bedeutung: Offenbarung, so daß also der Sinn des Gebrauchs und der Formel wäre: Durch stilles Nachdenken erhalte man Lehre (Unterweisung) und Offenbarung. 23) Das Kind hieß Demophon, Demophoon (Δημοφῶν, Δημοφόων). Der Name wird verschiedentlich erklärt. Aus dem Griechischen liegt die Bedeutung eines Volkswürgers, Volkstödters ganz nahe, und dafür scheint auch die Stelle des Hymnos V. 265—267. zu sprechen, wo von einem Kampfe und Kriege die Rede ist. In diesem Sinne nimt es Creuzer. Welcker in d. Zeitschr. f. K. I. 1. p. 129. erklärt den Namen als den Opfernden, von δημός, das Fett, in welches das Opferfleisch gewickelt wurde, und φάω, φαίνω, leuchten, brennen, so daß also darin der Begriff der reinigenden, läuternden Opferflamme liege. Sickler erklärt ihn aus dem Semitischen durch רמה־עמ־אין, die Erdgewächskraft, und indem er damit seine Erklärung von Metanira verbindet, heißen die Worte: „Demophon ist ein Sohn der Metanira," so viel als: „aus dem urbar gemachten Felde steigt das junge Gewächs empor." Daß die Göttin ihn Nachts in Feuer legt, deutet er auf die nächtliche Wärme, die den Pflanzenwuchs vorzüglich befördert. — Die Idee der Feuerläuterung ist uralt, zuerst wol den Völkern des Orients (Indiern, Persern, Syrern, Ägyptern, Juden) eigen, dann auch den Hellenen. Thetis will auch beim Achilles das Sterbliche verbrennen, um das Himmlische zu kräftigen. Apollon. IV, 869. Durch Feuer werden Herakles und Semele zu Gottheiten, Elias fährt im feurigen Wagen gen Himmel, und aus der Jugendgeschichte dieses Propheten erzählt Epiphanius: Als seine Mutter ihn gebar, hatte sein Vater Sobad ein Gesicht: es traten weißschimmernde Männer zu dem Knaben, sprachen ihm zu und wickelten ihn statt der Windeln in Feuer ein. Aber im Geheim, verborgen vor ungeweihten Augen, mußte die heilige Handlung geschehen. Darum vereitelt sie der Metanira Angstruf, wie beim Achilles der des Peleus. Die Göttin legt das Kind auf den Boden; es ist nun der Erde wiedergegeben, ein gewöhnlicher Sterblicher, der sie nichts mehr angeht. Darum entfernt sie sich auch nach der strafenden Rede, ohne sich weiter um ihren sonstigen Liebling zu bekümmern. Es ist nun der von der Gottheit abgefallene Sterbliche und Mühe und Noth, endlich der Tod, sein Loos. In dem Begriffe der Feuerläuterung liegen auch noch andere Ideen. Das Feuer ist brennend und Schmerz erregend; was es verzehrt, ist der materielle Stoff. Das soll es bei Demophon und Achilles thun, damit ein ganz reines Wesen hervorgehe. Es ist daher auch Symbol der irdischen Leiden, welche die Gottheit uns zusendet, um uns von der Sinnenwelt loszureißen und dem Himmlischen zuzuwenden. Wohl dem, der auf diese Art sich läutern läßt und den festen Glauben an Gott behält. Das ist selten bei dem irdischen Menschen der Fall. Er kann die Absicht Gottes nicht begreifen. Er wird verzagt und bricht in verzweifelnde Klagen aus, wie Metanira. Sein irdischer Sinn verwehrt ihm, das Wahre durch den Schleier der Maja zu schauen, wie ein Hindu sagen würde. Es geht der Metanira, d. h. dem Menschen, wie jener Maina im indischen Mythos. Diese vermag in den grausigen und wüsten Formen, in denen ihr der erhabene Mahadewa erscheint, um sie zu prüfen, auch nicht den reinen Glanz der Gottheit zu erkennen. Sie schreiet auf voll Schrecken und Verzweiflung, wie hier die Mutter. Da kann denn die Reinigung nicht vollkommen geschehen, der Mensch bleibt dem Staube überlassen und gelangt nicht zur reinen Geistigkeit. Daß auch diese Ideen in unserm Mythos liegen, lehrt der Anfang der Rede der Göttin. Ihr seid thörichte Sterbliche, sagt sie, ihr wißt nicht, was euch gut und schädlich ist. Ihr stoßt euch an den äußern Schein, ihr blickt nicht durch die Schale auf den innern Kern. Die Absicht Gottes ist immer gut; er will durch Leiden und Schmerzen euch zu sich emporziehen, aber euer Mangel an Glauben macht, daß ihr der Erde verfallen bleibt.

24) Diese Stelle des Hymnos ist dunkel und wird verschiedentlich erklärt. Sie heißt im Texte nach Voß:

Ὥρῃσιν δ' ἄρα τῷ γε, περιπλομένων ἐνιαυτῶν,
Παῖδες Ἐλευσινίων πόλεμον καὶ φύλοπιν αἰνὴν
Αἰὲν ἐν ἀλλήλοισι συνάξουσ' ἤματα πάντα.

Voß übersetzt:

Ihm in dem Zeitmaß aber, nach rollender Jahre Vollendung,
Werden Eleusis Söhne zu Krieg und gräßlichem Aufruhr
Stets durch heimische Rotten gewirrt seyn alle die Tage.

Der Sinn ist, sagt er: Wenn ihm, dem Demophon, die vom Schicksal bestimmte Zeit, des Vaters Würde zu verwalten, gereift seyn wird (also ὥρη als bestimmte, vollendete Zeit), dann wird unter seiner Regirung sein Volk in einheimischen Kriegen gegen einander aufstehen, so lange er lebt. Es enthalten also diese

Ich bin Demeter, die geehrteste der Göttinnen, die Sterblichen und Unsterblichen das höchste Labsal, die reinste Freude verschafft. — Nachdem sie dieses gesprochen, befiehlt sie, daß das Volk ihr einen Tempel und Altar gründe, nahe an der Stadt auf dem steilen Hügel über dem Brunnen Kallichoros 25), wo sie selbst ihre Orgien 26) und wie ihr Zorn zu sühnen sei, den Sterblichen lehren wolle. Schnell stand jetzt die Erhabene in göttlicher Gestalt vor ihr; anmuthige Düfte erfüllten den Raum um sie her, und strahlender Glanz durchzuckte wie ein Blitz das Gemach, als die goldumlockte Demeter es verließ. Aber betäubt und lautlos stand Metanira, selbst des auf der Erde wimmernden Kindes vergessend. Sein Klagegeschrei weckte die Schwestern. Sie eilten herbei. Eine nahm es sogleich in die Arme und hüllte es sorgsam in ihr Gewand, um es zu erwärmen, eine andere schürte die glimmende Asche auf dem Herde zur Flamme an, um ein heilsames Bad zu bereiten. Doch nichts vermochte den theuern Liebling zu besänftigen, denn es fehlte ihm die höhere Wartung der Göttin. Die ganze Nacht durch suchten sie nun den Zorn der Ceres zu sühnen, und mit Anbruch des Tages erzählten sie dem Vater das Geschehene, der sogleich das Volk versammelte und den Tempel zu bauen befahl, wie es die Himmlische geboten. Diese nahm nun in

---

Verse eine Ankündigung des trüben Schicksals, das dem Demophon bevorsteht, weil die Göttin ihre Absicht nicht erreichen konnte. Von Demophons Regierung meldet die Sage nichts, und in der Geschichte der Eleusinier ist auch weiter nicht von ihm die Rede. Nach einigen Mythen, z. B. Apollod. 1, 5. 1. soll er sogar im Feuer wirklich umgekommen seyn. Dagegen erscheint statt seiner als Liebling der Ceres, der auch in unserm Hymnos hervorgehobene Triptolemos, der von einigen sein älterer oder auch des Keleos Bruder genannt wird. Nach Hyg. fab. 147. ist es sogar dieser Triptolemos, des Königs Eleusinos jüngerer Sohn, der im Feuer geläutert wird und der nach Vollendung seiner agrarischen Mission (s. Triptolemos) statt des ältern Bruders Keleos den Thron von Eleusis besteigt und die Thesmophorien einsetzt. Von einem Bürgerkriege in Eleusis melden die Sagen nichts. Dagegen sprechen attische Sagen von einem Kriege der Eleusinier unter Eumolpos gegen den athenischen König Erechtheus, dessen Vater Pandion zur Zeit der Ankunft der Ceres in Eleusis lebte. Thuc. II. 15.; Isocr. Panath.; Schol. Eur. Phoen. 861.; Apollod. III. 14. 7. Von diesem Kriege, glaubt Voß, könne wol die Rede seyn. Es scheint, sagt er, daß die aus Thrakien gekommenen Ansiedler (Eumolpos) vielleicht schon unter dem alten Keleos in Eleusis eine Partei bildeten, die mächtig genug war, erbliche Ansprüche auf Athen mit den Waffen zu behaupten, wodurch denn Demophons ganzes Leben beunruhigt wurde. Zu dieser Partei gehörte wol Triptolemos selbst, denn dessen Tochter Deiope (Schol. Soph. Oed. C. 1051.) ward mit des Eumolpos Sohn Keryx vermählt und Mutter des jüngern Eumolpos, dem Einige die Einsetzung der Eleusinien zuschreiben. Daraus ist denn begreiflich, warum die Eumolpiden und Keryken den Triptolemos vorzüglich ehrten und ihn ganz dem Demophon unterschoben, als die dunkler gewordene Sage es verstattete. — Diese Erklärung erhält in der That durch das gänzliche Verschwinden des Demophon in der Sage ein großes Gewicht. Aber zum Zusammenhange in der Rede der Ceres, wie sie der Hymnos gibt, scheint sie doch nicht zu passen. Die Göttin sagt: ich wollte deinen Sohn zu einem Gotte machen, das hast du vereitelt, aber da er in meinen Armen geruhet hat, so soll ihm unvergängliche Ehre bleiben. Daß er dem Tode, wie jeder andere Sterbliche, nicht mehr entgehen kann, hat sie ihm schon angekündigt; man erwartet also in der That zu hören, worin die ihm versprochene Ehre bestehen solle. Eine unruhige, mit Krieg erfüllte Regierung kann dies unmöglich seyn, um so weniger, da der Krieg, den Eumolpos erregte, eben kein sehr glänzendes Resultat für Eleusis darbot. Die Erechthiden behielten die Oberkönigswürde über Eleusis und die Eumolpiden nur das Hohepriesterthum der Ceres. Creuzer glaubt daher den von der Göttin erwähnten Krieg anders verstehen zu müssen. Er nimt das ἤματα πάντα nicht, wie Voß, von der Lebensdauer des Demophon, sondern für immerwährend, ewig, wie es auch V. 260. gebraucht wird. Dem Demophon zu Ehren also, sagt die Göttin, sollen die Eleusinier einen immerwährenden Krieg in jedem Jahre führen. Das kann also kein eigentlicher, sondern nur ein symbolischer Krieg seyn. Es sind die Festkämpfe und Jahresspiele, die zu Eleusis gefeiert wurden. Diese sollten einen sehr ernsten, immer dauernden Krieg symbolisch andeuten, den Krieg, den die wahren Jünger der Ceres gegen Rohheit und Sinnlichkeit zu führen hätten. Ein solcher Kampf sei der Grundcharakter der ganzen Cerealischen Religion, darum heiße es auch von dem Cerescultus der Pheneaten bei Pausanias VIII. 15. 1. Am großen Jahresfeste der Göttin schlage der Cerespriester, mit der Maske der Göttin bekleidet, also diese selbst darstellend, die ἐπιχθονίους, d. h. die auf der Erde Lebenden, die Menschen. Also Ceres schlägt die Menschen, sie kämpft gegen die irdischgesinnten, sinnlichen, rohen Naturen; sie will das vertilgen, was dem Geiste widerstrebt. Das Schlagen bei den Pheneaten ist also dasselbe Symbol, wie die Feuerläuterung des Demophon, und so könnten denn also die Festkämpfe zu Eleusis füglich denselben Sinn haben. Dann aber geschehen sie dem Demophon zu Ehren. Er war der erste, der diesen Kampf bestand; sein Andenken mußte also bei jenen Spielen immer fortleben. Das ist die Ehre, die ihm Ceres weissagt. Mir scheint diese Erklärung von Creuzer sehr genügend. Vielleicht ward auch in der Geheimlehre des Demophon ausdrücklich erwähnt; das könnte man daraus schließen, daß sein Name in unserm Hymnos vorkommt, während die öffentliche Sage von ihm schweigt. Ein priesterlicher Hymnos ist derselbe jedenfalls; er war vornehmlich für die Eingeweihten bestimmt und diesen ganz verständlich. Übrigens ist es bekannt, daß das Alterthum den ethischen Kampf des Guten mit dem Bösen, des Lichtes mit der Finsterniß, in Bildern vorstellt, die von Jahresspielen oder wirklichem Kriege hergenommen sind. Man sehe nur die Stellen im N. Test. Ephes. 6. V. 10 fg. 1. Cor. 9. V. 24.; Matth. 10. V. 34 u. a. Auch das Wesen der Religion Zoroasters war ein beständiger Kampf gegen Ahriman und seine Geschöpfe und zwar in demselben ethischen Sinne. Der Name Demophon wäre dann symbolisch und bedeutete allerdings den Volkswürger, d. h. den Ausrotter des Gemeinen, Rohen und Thierischen, oder auch den Opfernden, den, der sein Fleisch, seine sinnliche Natur, zum Opfer bringt, um das Geistige zu erlangen. — Auch Sickler, der in der Übersetzung mit Creuzer übereinstimmt, sucht die Stelle des Hymnos nach seiner Hypothese zu erklären. Er bezieht zuvörderst die Verse auf einen agrarischen Sinn und versteht sie von dem großen Kampfe, den die Eleusinier um den Demophon immerwährend gegen die Jahreszeiten unter einander führen, d. h. von dem Eifer und Kampfe, den sie um des Getreidegewächses willen (zu dessen Aussaat, Pflege und Ernte) in allen Jahreszeiten zu bestehen haben würden. Doch gibt er auch eine höhere Ansicht dieser Kämpfe in den Orgien zu, wie sie Creuzer entwickelt.

25) Der uralte Tempel der Ceres, den die Sage zu der Zeit des Keleos erbauet werden läßt, stand an der Ostseite von Eleusis, nach Athen hin, am rharischen Felde, auf einem Hügel über dem Brunnen Kallichoros. Nach seiner Verbrennung durch die Perser (Herodot. IX. 64.) wurde er noch größer und prächtiger auf derselben Stelle gebaut.

26) Orgien, sagt Voß, sind überhaupt geheimnißvolle Religionsgebräuche mit begeisterten Gebeten und Anrufungen. Das mystische Wort ὄργια, das hier im Mythos zuerst vorkommt, scheint von ὀργή, heftige Regung, abzustammen. Mir scheint es, als ob ein der semitischen Sprachen ganz Kundiger es richtiger aus diesen ableiten würde. Die erste Silbe ὄρ möchte das hebräische אור, Licht, seyn und daher das Wort so viel als Offenbarung bedeuten. Dann würde es den Gegenstand der Mysterien sehr genau bezeichnen. Die zweite Sylbe könnte vielleicht mit גאה, hoch, erhaben, zusammenhängen, also das Wort eine erhabene Offenbarung andeuten.

demselben ihren Sitz, voll Gram um die Tochter und zürnend die Götterversamlung fliehend. Ihr Wille war, durch Hunger das Menschengeschlecht zu vertilgen, damit die Götter der frommen Verehrung und des Duftes der Opfer beraubt würden; daher traf ihr Fluch die Erde, daß nirgends ein nahrunggebendes Kraut sproßte und kein Same der gepflügten Furche entkeimte. Aber Zeus bemerkte ihre Absicht und sandte die Iris zur Göttin, um sie zur Rückkehr zum Olympos einzuladen, und da diese sie nicht zu erbitten vermochte, den ganzen Chor derseligen Götter, um durch Verheißung vieler herrlichen Gaben und von ihr selbst gewählter Ehrenämter ihren Zorn zu sühnen. Aber starren Sinnes erklärte sie, nicht eher den Höhen des Olympos zu nahen und den Fluch von der Erde zu wenden, als bis sie die geliebte Tochter wieder erblickt hätte. Da sandte denn Zeus den schnellen Hermes zum Erebos, um den Pluto zu vermögen, daß er die Tochter wieder an das Licht zur Versamlung der ewigen Götter brächte, damit die Mutter sie sähe. Unmuthsvoll saß Persephone neben dem Gatten auf dem Lager, als Hermes die Botschaft überbrachte, doch der finstere Aidoneus gewährte die Bitte und befahl der Persephoneia, zur schwarzumhüllten Mutter zu gehen, damit ihr Unmuth sich lege, denn er sei ihr kein unwürdiger Gatte, und mächtig würde sie neben ihm herrschen über alles, was lebet, und der höchsten Ehren genießen [27]; Strafe aber werde den treffen, der sie nicht ehre und dem heiligen Brauche gemäß durch Opfergaben sie sühne. Freudig hörte die herrliche Persephoneia diese Rede und sprang entzückt vom Sitze auf. Aber ehe sie noch den Gemahl verlassen konnte, wandte dieser sie nach sich hin und steckte ihr einen honigsüßen Granatkern in den Mund, damit sie nicht für immer bei der erhabenen Mutter bleibe, sondern zur Behausung des Gatten wieder zurückkehre [28]. Jetzt spannte er selbst die unsterblichen Rosse an den goldenen Wagen, Hermes bestieg mit ihr denselben, ergriff Zügel und Geißel und eilte aus dem Hofe des Palastes. Schnell wurden die Meeresfluth, die Ströme, Thäler und Berghöhen überschritten und der Wagen hielt vor der Pforte des Tempels, wo die schöngekränzte Demeter weilte. In stürmischer Entzückung flogen sich nun die Göttinnen in die Arme, und Demeter fragte sogleich, ob sie von der Speise der Unterwelt etwas gekostet habe, denn dann müsse sie wieder zum Gemahl zurückkehren und einen Theil des Jahres bei ihm bleiben. Persephone bejahet dies [29] und erzählt nun die Geschichte ihrer Entführung. Nun wird der Schmerz der Mutter gestillt, und Freude senkt sich wieder in ihre Brust. Auch Hekate [30] kommt, die geliebte Freundin zu begrüßen, und wird nun ihre beständige Dienerin und Begleiterin. Zeus aber sendet die Rhea [31], um die Gattin und Tochter nach dem Olymp zu geleiten und der letztern den Schluß des Schicksals bekannt zu machen, daß sie ein Drittheil des Jahres im Dunkel des Erebos verweilen, zwei Drittheile aber bei der Mutter und den andern Göttern bleiben solle [32]. Die Göttinnen folgen nun

27) Auch Voß findet in dieser Stelle schon eine Verkündigung des Fortlebens nach dem Tode. Denn als Königin der Unterwelt kann Persephone nur über das Todte herrschen, aber der Gemahl sagt ihr, über Lebende, über die durch den Tod zum neuen, bessern Leben Erwachten, werde sie walten. Die Göttin ist also jetzt die Tödtende und Belebende, und der in die Erde versenkte und wieder aufsprießende Same als Bild der Unsterblichkeit betrachtet. Daher singt der Orphiker XXIX, 15.:

Leben und Tod du allein den arbeitseligen Menschen

Persephoneia; denn stets du erzeugst und tödtest du alles.

Womit denn auch die Idee verbunden ward, daß sie streng auf die Frömmigkeit der Menschen achte, indem es Hym. LXX, 4. von ihr heißt:

Die rings schaut auf das Leben der Sterblichen, ob man gesündigt.

Nur glaubt Voß, daß diese Lehre von der Fortdauer erst nach Homer in die Mysterien gekommen, wogegen wir mit Creuzer alte Lehre des Orients darin erkennen, die mit den Mysterien selbst zu den Hellenen gebracht ward.

28) Es wird gerade nicht gesagt, daß Persephone während ihres bisherigen Aufenthalts in der Unterwelt gefastet habe, und Voß glaubt daher, daß sie die gewöhnliche Götterkost, Ambrosia und Nektar, genossen, nur die Früchte der Unterwelt, deren Genuß an diese fesselt, vermieden habe; erst in spätern Fabeln sei von Fasten die Rede. Ob aber auch in der Unterwelt Nektar und Ambrosia genossen wurde, ob man nicht doch, um Persephone's Essen der Granatfrucht zu erklären, annehmen müsse, sie habe sich bis dahin der Nahrung enthalten, so daß nun der Gemahl beim Abschiede zu ihr sagen konnte: Genieße nur wenigstens etwas vorher, um dich zur Reise zu stärken! In der Freude vergaß sie es, daß sie dadurch mit der Unterwelt unauflöslich verbunden würde, und aß. Dieser Schicksalsspruch ist übrigens auch ein Satz der Mysterien. Wer einmal, soll er deuten, von der Sinnlichkeit gekostet hat, der bleibt ihr Eigenthum. Daher der mystische Mythos: die rein geschaffenen Seelen ließen sich von den Reizen der sinnlichen Natur berücken und sehnten sich nach derselben; darum mußten sie in die Sinnenwelt hinabsteigen und für ihre Lust in groben Körperhüllen büßen. Dieser Mythos hat denselben Sinn, wie der biblische von der verbotenen Frucht, deren Genuß auch mit dem Todesverhängniß verbunden ist; oder wie der indische vom Falle der Geister, die durch Stolz und Ehrsucht, also auch durch das Sinnliche, zur Empörung verleitet und dafür in die Fesseln der Materie verstoßen werden; oder auch wie der persische, wo der Dew Ahriman das erste Menschenpaar zum Genuß einer Frucht verleitet und es dadurch unglücklich macht. — Im physischen Sinne deutet der Granatapfel auf Fruchtbarkeit, Proserpina genießt davon, da sie bald als fruchttragendes Samenkorn zur Oberwelt emporsprießen soll. Nach andern Mythen pflückt Proserpina selbst den durch seine Schönheit reizenden Granatapfel in Pluto's Garten und genießt von ihm 7 oder 3 Kerne. Ovid. Met. V, 535. In den Thesmophorien enthielt man sich der Granatkerne, weil Persephone dadurch getäuscht worden. Wieder ein Symbol der Lehre von der Vermeidung des sinnlichen Genusses.

29) Nach Apollodor. II, 5, 12. leugnet Persephone den Genuß einer Speise in der Unterwelt, aber entweder Styx, oder Orphne, oder des Acherons Sohn Askalaphos bezeugen das Geschehene. Zur Strafe wälzt Ceres auf den letztern einen Felsen, von dem ihn erst Herakles befreiet. Vergeblich, kann man deuten, leugnet der Mensch, wenn er in die Fesseln der Sinnlichkeit gefallen ist. Die Mächte der Unterwelt, denen er dadurch eigen geworden, d. h. seine eignen bösen Handlungen, bezeugen es.

30) Hekate, die im Himmel, auf der Erde und im Meere mitwaltende Segensgöttin, wie Hesiod sie schildert, wurde auch in den Mysterien mit den eleusinischen Göttinnen verbunden, weil diese mit Rhea zu einer Göttin vereinigt gedacht wurden, die, als Königin der ganzen Natur, im Himmel, auf der Erde, im Meere und unter der Erde allgewaltig herrsche.

31) Rhea erscheint ebenfalls nicht ohne Bedeutung als die Zurückführerin der Göttinnen, da sie mit diesen im Begriffe als ein Wesen gedacht wurde. Sie ist auch die Mutter, wie Demeter, und mit der phrygischen Kybele eins.

32) In den ältesten Zeiten theilte man das Jahr nur in Sommer und Winter, warme und heitere, kalte und bewölkte Jahreszeit. Dann unterschied man 3 Jahreszeiten: Frühling vom Ende des Februar bis in den Mai; Sommer bis zum Oktober; dann Spät-

der erhabenen Mutter zum Olymp, der Fluch, der die Erde belastet, wird aufgehoben, und schnell entkeimt der ausgesäete Same dem geöffneten Boden und schießt zur üppig wallenden Saat empor. Aber den Fürsten von Eleusis, dem Triptolemos, Diokles, Eumolpos und Keleos, lehrte Ceres die Ordnung ihres heiligen Dienstes und den ältern Töchtern der Metanira, der Diogeneia, Pammerope und Säsara, so wie dem Triptolemos, Polyxenos und Diokles die Geheimnisse ihrer Orgien, dieser erhabenen Weihen, deren theilhaftig zu werden man weder verabsäumen, noch deren Inhalt man erforschen, noch bei denen man traurig seyn darf, denn die Trauer der Götter muß jeden menschlichen Schmerz verschließen [33]. Selig sind diejenigen, welche dieses Heilige schauen, unglücklich der, der ihm fremd bleibt, denn sein Loos ist einst nach dem Tode ein ganz anderes, als das der Geweihten [34]. Nach der Bekanntmachung dieser Lehre und nach Einrichtung des Gottesdienstes wandelten nun die Unsterblichen vereint zur hohen Götterversamlung und wohnten im Besitz der höchsten Ehren mit Kronion zusammen [35].

So erzählt denn der Homerische Hymnos den berühmten Mythos von der Einführung des Getreidebaues in Attika und des Festes der Eleusinien. Auf dem rharischen Felde war es, wo die erste Gerste in üppigen Halmen emporwuchs, und von diesem Felde empfingen alle Länder den wohlthätigen Samen. Ceres übertrug das Geschäft der weitern Verbreitung dem Triptolemos. Sie gab ihm ihren geflügelten Drachenwagen, und auf diesem durchreiste er vornehmlich das Westland ebenso, wie Bakchos das Ostland, überall den Menschen den Ackerbau lehrend und in wohlgeordnete Gesellschaften sie vereinend. Aber auch Widerstand fand er, wie Bakchos. Doch die Göttin schützte ihn gegen den feindseligen Lynkos und Karnabon, und als er nach Eleusis zurückgekehrt war, weiheten ihm die Einwohner im Tempel der Göttin selbst einen heiligen Dienst. (Das Nähere siehe im Art. Triptolemos.) Ihren Verächter und Feind Erisichthon (s. d.) strafte die Göttin auf eine empfindliche Art, dagegen belohnte sie auch ihre Freunde und gab dem Phytalos einen Zweig von einem Feigenbaum, lehrend, wie er dies Gewächs anbauen sollte, den Pandareus aber beschenkte sie mit der Gabe, so viel zu essen, als er wollte, ohne daß es ihm schadete. — Manches von diesem ist vielleicht spätere Angabe oder Ausschmückung, aber die älteste uns bekannte Erwähnung der Göttin in der ihr beigelegten Function ist das, was Homer und Hesiodos (Od. V, 125. Theog. 969.) von ihr melden. In Kreta, heißt es, wurde sie von dem von ihr geliebten Jasion (dem Heilmanne, Segensgeber) auf dreimal geackertem Felde umarmt. Sie gebar ihm den Plutos (den Reichthum an Getreide), aber der eifersüchtige Zeus erschlug den Geliebten mit dem Blitze. Dieser Mythos zeigt uns also die Göttin in einem ganz andern Lande, in einer Verbindung, von der der Homerische Hymnos nichts weiß, und wir ahnen schon, daß an dieselbe sich noch so manche andere Idee knüpfen werde, die wir aus dem Inhalte jenes Hymnos noch nicht haben erschließen können.

Wir werden also die Frage zu beantworten haben, was die eleusinischen Göttinnen ihrem Grundwesen nach waren, und was noch sonst für Begriffe, außer den der Ackergottheiten, sich an dieselben knüpften?

Ehe wir zur Beantwortung dieser Frage schreiten, wollen wir einige Bemerkungen über die Quellen des Mythos voranschicken. Die Hauptquelle ist der Homerische Hymnos, nach dem wir den Mythos selbst bisher erzählt haben. Es hat aber dieser Hymnos ein bedeutendes Alter. Sein unbekannter Verfasser war wahrscheinlich aus Attika und, wie man besonders aus dem Schlusse sieht, selbst im Dienste der eleusinischen Gottheiten und ein Eingeweihter. Voß setzt ihn bald nach Hesiodos gegen die 30. Olympiade oder 660 vor Chr. Aber wenn er auch um diese Zeit erst verfaßt wurde, so kann man doch sicher annehmen, daß die darin enthaltenen Ideen viel älter sind. Der Hymnos selbst ist ein Festgesang, für die Eleusinien insbesondere gedichtet und das in der Sprache darstellend, was als Scenerie in dem Tempel zu Eleusis vor den Augen der Eingeweihten aufgeführt wurde. Solche Festgesänge auf Demeter hießen überhaupt *Ἴουλοι, Οὖλοι, Δημητρίουλοι*, d. h. Garbenlieder. Spanh. ad Callim. H. in Cer. p. 782 sq. Auch für andere Orte, wo ein Ceresdienst war, wurden dergleichen gedichtet. So weiß man, daß der berühmte Lasos von Hermione in Argolis einen solchen verfaßt hat, dessen Athenäos (X, 455. C. p. 170 Schweigh. XIV, 624 E. p. 263 Schweigh.) gedenkt, und zugleich

---

zeit und Winter. Endlich 4 Jahreszeiten, indem man noch den Herbst vom Winter trennte. Nach der römischen Sage blieb Proserpina 6 Monate bei dem Gemahl und 6 im Olymp. Ovid. Met. V, 564. Fast. IV, 613. Hyg. fab. 146. Stat. Theb. VIII, 64. Die Saat nämlich fiel auch in den October und 6 Monate später die Ceresfeier in den April. Daher die Abweichung.

33) Der Sinn dieser Stelle ist offenbar: Diese heiligen Weihen darf der Mensch, dem sein Glück lieb ist, durchaus nicht vernachlässigen, er muß sich ihrer theilhaftig zu machen suchen. Aber man darf auch nicht ihre Geheimnisse zu erforschen streben, um sie nachher zu verrathen, und ebenso wenig darf man sie durch traurige Ausrufungen, durch schmerzvolle Klagen entheiligen, denn das, was die Götter gelitten haben, ist für den Sterblichen etwas Unaussprechliches, es kann nur durch Schweigen geehrt werden. Mit dieser Erklärung von Voß stimmt auch größtentheils Creuzer überein. Wenn, sagt er, den Eingeweihten in den Mysterien die Leiden der Abgeschiedenen vor Augen gestellt werden, so sollen sie nicht klagen und jammern, denn die Leiden der Göttin (der Ceres und Persephone) sind viel größer, weil ihre Herrlichkeit größer war, ehe sie in diese Leiden kamen. Daher verbot die griechische Religion den Ausbruch von Trauer bei den Götterfesten, und wen eigener Schmerz in Leid versetzte, durfte am Feste der Demeter nicht Theil nehmen.

34) In dieser Stelle ist deutlich die Rede von dem Glücke, das die Eingeweihten nach dem Tode erwartet und dessen die Verächter der Geheimnisse nicht theilhaftig werden. Es muß also in den Mysterien die Lehre von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode und vom Verhalten des Menschen in Beziehung auf beide vorgetragen worden seyn.

35) Demeter also, verbunden mit der Himmelskönigin Rhea und der unterirdischen Herrscherin Persephone, erscheint nun im höchsten Sinne als die allgewaltige und eine Naturgöttin, die mit Zeus die Weltherrschaft theilt und daher in seinem eigenen Palaste, nicht abgesondert wie die andern Götter, ihren Wohnsitz nimt. In den Mysterien also ward diese dreieinige Götterpotenz als die höchste Gottheit selbst vorgestellt. Sie ist nicht mehr die Ackergöttin des öffentlichen Cultus, sondern das All-Eine selbst, der über alles Materielle und Geistige herrschende Gott, der Geber irdischer und himmlischer Güter.

den Anfang desselben anführt. Besonders reich aber war Attika an solchen Gedichten. Nach dem Arundelischen Marmor I, 14. soll schon unter Erechtheus ein Gedicht über den Mythos der Ceres vorhanden gewesen seyn; und Pausanias gedenkt I, 39. IX, 31. (cfr. IX, 27. X, 5. VII, 21.) eines alten athenischen Dichters Pamphos, der einen Hymnos auf die Demeter verfaßt habe, und den er in das vorhomerische Zeitalter zwischen Olen, den ältesten Dichter der Hellenen, und den Orpheus setzt [36]). Auch dem Orpheus werden Hymnen an die Ceres zugeschrieben (wir haben noch die XXXIX. ad XL.), die vielleicht vom Onomakritos im Zeitalter der Peisistratiden herrühren mögen. Ob indessen daraus folge, daß seine von der Göttin gebrauchten Ausdrücke auch erst in diesem Zeitalter entstanden und nicht vielmehr Nachklänge einer alten Tempelpoesie sind? Diese Frage scheint mir doch eher zu Gunsten des Alterthums als einer spätern Zeit beantwortet werden zu müssen. Dann besitzen wir noch einen Hymnos des Kallimachos und das Gedicht des Claudianus über den Raub der Proserpina. Sehr vieles ist allerdings verloren gegangen. Außerdem aber ward auch des Cultus der Göttinnen in vielen andern Schriften erwähnt, wozu Creuzer alle rechnet, welche über Kreta, Argos, Dodona, Böotien, Samothrake und Thrakien sich verbreiteten, desgleichen die, welche von dem Cultus der Kabiren und des Bakchos handelten, die Herakleen und Theseiden, so wie mehre Tragödien, z. B. den Triptolemos des Sophokles u. a. m. Besonders wurden die attischen Mysterien der Gegenstand mehrer Abhandlungen. Der Scholiast des Aristophanes in den Vögeln V. 1073. und Athenäos (VII, 325. C. p. 196 Schweigh.) führen ein solches Werk vom Melanthios an. Auch dem Menander, Krateros, Philochoros und der Pythagoreerin Arignote werden Schriften darüber beigelegt. Mehre andere übergehen wir und bemerken blos noch, daß auch Geschichtschreiber, wie Herodot, Diodor u. a., so wie der Topograph Pausanias viele brauchbare Notizen liefern. Übrigens sehe man Meursius in der Graecia feriata und in den Eleusinien, desgleichen Heyne zum Apollodor und Creuzers Symbolik IV, 4 f.

Der Hauptbegriff, den man mit den eleusinischen Gottheiten verband, war unstreitig der, daß sie als Vorsteherinnen des Getreides, überhaupt des Ackerbaues und alles dessen, was damit zusammenhing, angesehen wurden. Auch Gartenbau und Bienenzucht standen mit unter ihrer Obhut. Wie ein solcher Begriff nebst einem Mythos über die Entführung der Tochter sich entwickeln konnte, darüber haben wir uns schon oben ausgesprochen. Doch können wir die scharfsinnige Darstellung nicht übergehen, die Kanne in seiner Myth. d. Gr., so wie Sickler in seiner Ausgabe des Hymnos an die Demeter gegeben hat.

Um, sagt Kanne, überhaupt die Vegetationskraft der Natur zu erklären, dachte sich der Grieche einen die Erde durchdringenden, lebendigen Geist, Deo, die Erdgöttin. Überall, wo die Erde grünte und blühete, da waltete diese Göttin als lebende und schaffende Kraft. Sie war also zuerst die Geberin der wilden Früchte und Pflanzen, von denen die alten Pelasger lebten. Es dauerte lange, ehe nach vielem Hin- und Herwandern und gegenseitigem Verdrängen dieser oder jener Haufen einen festen Wohnsitz sich erwarb. Das, als neu entstandenes und dem Meere abgewonnenes Uferland, noch steinige und weniger fruchtbare Attika ward zuerst ein solcher fester Sitz, denn eben seine Unfruchtbarkeit schützte die Bewohner vor dem Verdrängtwerden, wie Thukydides bemerkt. Aber eben hier mußten nun auch die Wilden zuerst auf sichere Nahrungsmittel denken. Sie kamen also entweder selbst oder vermittelst Belehrung durch Morgenländer auf den Gedanken, den Samen des Getreides, das ihnen schon früher, wie jede andere Pflanze, zur Speise gedient hatte, in die Erde zu streuen, um den nöthigen Vorrath davon zu gewinnen; kurz Attika ward das erste Land, wo Ackerbau getrieben wurde, und von da aus wurde er den übrigen Theilen von Griechenland bekannt. Nun wurde die allgemeine Pflanzengeberin Deo im vorzüglichen Sinne die Göttin des Getreides. Mit dem Ackerbau entstand Eigenthum und Eigenthumsrecht und die Erntefeste, an denen man zusammen kam, veranlaßten die ersten Bestimmungen und Gesetze über Eigenthum und bürgerliche Verhältnisse. Diese sicherte und befestigte man durch den Begriff der Heiligkeit, den man mit ihnen verband; es wurden göttliche Gesetze, und wer konnte sie anders gegeben haben, als die wohlthätige Göttin selbst, die den Samen geschenkt hatte? So bildete sich denn der Begriff einer Demeter Thesmophoros, und man weihete ihr in dieser Beziehung die Feste der Thesmophorien.

Aber schon, als noch Deo die allgemeine Pflanzengeberin war, hatte sie neben sich eine feindliche Göttin, die alle Jahre ihr schönes Werk zerstörte und den Wilden zwang, wieder von der Jagd zu leben. Man nannte sie Persephone oder Persephatta, die zerstörende Tödterin, setzte ihre Wohnung in die Unterwelt und machte sie zur Gattin des Königs derselben. Daher war sie denn auch eine Tochter der Styx (wovon aber Homer und Hesiodos noch nichts weiß) und also dem Nachtreiche durch und durch befreundet. Mit jedem Winter kam sie herauf und zerstörte die blühende Flur der Deo. Das mußte diese freilich schmerzen und laut erschallten ihre Klagen durch den Mund des Menschen. Die ersten Herbstfeste der Deo waren daher Trauerfeste. Man sahe darin die Göttin weinen und jammern, die Persephone

---

36) Voß widerspricht hier. Olen, sagt er, lebte sogar nach Hesiodos, denn die Hyperboreer, welche dieser nur dunkel kannte, preist Olen schon als Verehrer des delischen Apollo, einer Verehrung, deren die Homeridische Hymne an Apollo noch gar nicht gedenkt. Pamphos machte nach Paus. IX, 27. eine Hymne an den Eros, den Homer auch nicht kennt und Hesiodos in der ältern Form Ἔρος anführt. Ja Pamphos erscheint sogar durch den Ausdruck Οἰτόλινος jünger als Sappho, den nicht diese, wie Pausanias IX, 29. wolle, vom Pamphos, sondern er selbst von der Dichterin geborgt habe. Es sei daher der Verfasser des dem alten Urahn der Pamphiden zugeschobenen Hymnos sehr jung und könne erst um Ol. 50. oder um 570 vor Chr. gelebt haben. Aber sollte nicht doch Pausanias, der an so vielen Stellen sein hohes Alter behauptet, Gründe dafür gehabt haben, die triftiger sind als die, welche aus gebrauchten Ausdrucken auf ein späteres Alter schließen wollen!

aber, von ihrem Gemahl abgeholt, dem sie zu lange auf der Oberwelt verweilte, in das Nachtreich zurückkehren. Aber nach Erfindung des Ackerlandes verlor sich vieles von dem Sinne der ersten religiösen Pantomimen; der Mensch brauchte selbst nun nicht mehr zu klagen, weil er Vorräthe hatte; die Klagen der Deo hatten daher für ihn die alte Bedeutung verloren und nun wurde der Satz: Deo weint über die Persephone, in den verwandelt: Deo beweint die Persephone. Das Abholen der letztern durch Aides ward zum Raube der geliebten Tochter durch den finstern König, und Deo ist nun die darüber betrübte Mutter. Wo nun ein solcher Cultus war, da war auch der Raub geschehen, und daraus bildete sich der Mythos von einem Wandern der Demeter, um ihre Tochter zu suchen. Wo nun die betrübte Göttin hinkam, da nahmen sie die Einwohner auf, und erhielten dafür von derselben den Getreidebau; die Erzählung davon aber schloß sich zugleich an die Geschichte des Orts an, wie in Attika. Seit Erfindung des Ackerbaues waren die Trauerfeste fröhliche Erntefeste geworden. Aber zuerst stellte man immer noch den Schmerz der Mutter pantomimisch vor, darauf folgte dann Scherz und Freude. Dies erzeugte den Mythos von der Jambe. Die Feuerläuterung des Demophon wird nun so erklärt: lange hatten die Griechen die Getreidefrucht roh genossen, dann erfanden sie die Kunst, sie durch Feuer eßbarer zu machen. Nun heißt im Semitischen die im Feuer geröstete Ähre Kali (קָלִי), daraus machte der Mythos einen König Keleos, dessen Kind die Göttin im Feuer glühet. Dieser Mythos blieb lange nur den Mysterien eigen, in der historischen Sage aber war Keleos Vater des Triptolemos geworden und, in der Sage bei Panyasis (Hyg. fab. 147.) ward Triptolemos der König selbst, zu dem die Göttin gekommen. So ward denn an ihn die weitere Verbreitung des Getreidebaues geknüpft, und Demophon blieb nun der im Feuer Umgekommene.

Böttigers Ansicht stimmt im Ganzen mit der unsern überein. Er bezieht die Entstehung des Mythos vom Raube vornehmlich auf den zwar unter Kekrops schon eingeführten, aber nachher wieder verloren gegangenen, unter Erechtheus zum zweiten Male erfundenen und nun, um nochmaligen Verlust zu hindern, an heilige Weihen und Feste geknüpften Getreidebau.

— Eine eigenthümliche Ansicht stellt Sickler auf. Er erklärt den Homer. Hymnos, dem äußern und öffentlich zu machenden Zwecke nach, für ein Naturgedicht. Der Dichter personificirt zwei hohe Naturkräfte als Gottheiten und sucht mythisch den Satz darzulegen: in der Natur gibt es zwei zur Erhaltung und Fortpflanzung der Gewächse nöthige Kräfte, von denen die eine das Gewächs an und für sich, die andere den Samen oder die Frucht desselben entwickelt. Die erste, als die Haupt- oder Mutterkraft, ist eine der Erde eigene Lichtkraft, die andere, ihr untergeordnete oder Tochterkraft, ist eine von jener ausgehende oder abhängige Samenkraft, die zur Bildung, Entwicklung und Auflösung des Samens oder der Frucht verdeckt wirkt. Keine von beiden Kräften kann von der andern absolut getrennt werden, die eine ist während des ganzen Wachsthums so nöthig als die andere; aber nöthig ist es auch, daß die zweite untergeordnete Kraft eine Zeitlang von der höhern getrennt sei, von der Oberwelt geschieden und innerhalb der Erddecke aufgenommen werde, um daselbst, mit der Grundkraft der Erde vermählt, die Auflösung des Samens zu bewirken, damit die Erdlichtkraft aus demselben ein neues Gewächs erzeugen könne. — Dieser Satz, fährt er fort, ruhet auf der zu jeder Zeit dem Verstande sehr nahe liegenden Erfahrung, daß das Licht überhaupt das erste Princip alles Wachsthums ist, und daß das andere, der Samenentwickelung im materiellen Stoffe der Erde liege. Die Naturbeobachtung der Alten stellte nun das im Gewächsreiche auf der Erde thätige Licht als ein besonderes Erdlicht auf, das auf der einen Seite mit dem Sonnenlichte in Wechselwirkung und Verbindung stand, auf der andern durch die Tochterkraft mit dem Erdgrunde selbst (Aidoneus) verknüpft und verwandt war. Diese Verhältnisse drückte nun der Hymnos, der angenommenen Personification gemäß, mythisch aus. Als Erdlicht kündet sich Demeter durch das Symbol der Fackeln und durch die Feuerläuterung an, weil mit dem Lichte zugleich die Wärme verbunden seyn müsse, wenn das Wachsthum der Pflanze erreicht werden solle. Persephone, welchen Namen er, dieser Hypothese zufolge, aus dem Semitischen ableitet (s. d. Art.) und dann eine Fruchtverbergerin, desgleichen eine den Samen mit Kraft zum Wachsen erfüllende, sowie in der Proserpina der Römer eine den Samen durch Wärme auflösende Kraft findet, ist also die erwähnte zweite, niedere Naturkraft. Die Bildung des Samens beginnt in der Oberwelt mit der Blüthe, aber wenn diese gebrochen, vernichtet ist, muß er in die Erde hinabsinken, wenn die ihm eigene Kraft sich weiter entwickeln soll. Die Göttin wird also von der Mutter nach dem Blumenpflücken getrennt, vom Aidoneus geraubt und dessen Gattin. Aber nur ein Drittheil des Jahres darf diese Verbindung dauern, dann steigt die Samenkraft wieder zur Oberwelt empor und vereinigt sich mit der Lichtkraft. Die andern im Hymnos genannten Gottheiten sind auch Personificationen von Naturkräften, die bei der Erzeugung der Gewächse wirksam sind, wie Zeus, Gäa, Hekate, Aidoneus, Rhea, Hermes, Helios, Iris und die Okeaniden. Die übrigen Personennamen aber bezeichnen Handlungen, die zum Feldbau gehören, und deren Folgen, oder auch die Gegenstände selbst, an denen jene Handlungen geschehen, wie Metanira und Demophon. — Bei dieser physischen Erklärung nimt aber auch Sickler noch den geheimen, in den Mysterien hervorgehobenen Sinn an, wie er von Creuzer und andern Auslegern behauptet wird, und stellt auch diesen Sinn als einen uralten, nicht erst später entstandenen auf.

In der Erklärung von Kanne könnte man es vielleicht bedenklich finden, die Proserpina in einem doppelten Begriffe als Feindin und als liebende Tochter der Demeter dargestellt zu sehen. Zwar heißt sie bei Apollodor l. 3. 1. eine Tochter der Styx, welches wol auf

ein feindliches Verhältniß deuten könnte, aber dieses Verhältniß selbst wird nirgends erwähnt, und überdies ist die Abstammung von Demeter die allgemein angenommne und gewiß die älteste, da sie auch Hesiodos und unser Festhymnos hat. Als Herrscherin der Unterwelt, als die alles Lebende in ihren Schoß hinabreißende Göttin kann sie recht wohl eine Tochter der Styx heißen; aber wenn sie im Hymnos auch als die über das Leben herrschende und ans Licht wieder hervortretende, ans Licht bringende Göttin dargestellt wird, und wenn diese Ideen eben darum, weil sie in einem kirchlichen, zum Festgebrauche gedichteten Liede stehen, gewiß mit zu den Urvorstellungen gehören, da das Kirchliche und die damit verknüpften Gebräuche gewöhnlich constant und wenigstens in Hauptsachen nicht leicht einer Veränderung unterworfen sind, da ein solches schon die Heiligkeit verbietet: so möchte wol auch Persephone schon im Urbegriffe die Tochter der Demeter seyn und in ihrem Namen nicht blos die Tödterin, sondern auch die ins Leben rufende Kraft bedeuten. Wir geben daher denen unsern Beifall, die im ersten Theile des zusammengesetzten Namens etwas anders finden, als was der letzte Theil zu sagen scheint, nämlich den auch sonst mit dem Worte Perse verknüpften Begriff von Klarheit, Reinheit und Licht. Es war ja Pars dem alten Zendvolke das Lichtland und Berezeseng heißt in der Zendsprache das in der Erde befindliche Feuer; die Okeanide Perse ist des Helios Gemahlin und Mutter der Pasiphaë, der Allen Leuchtenden; im Sonnenhelden Perseus aber finden Creuzer und Herr von Hammer (Wiener Jahrb. 1820. S. 18 flg.) einen verwandten Begriff mit Mithras, dem Sonnengotte, ja denselben eins mit Bersin, dem ersten Begründer des Feuerdienstes vor Zoroaster. — Gegen Sicklers gewiß auch sehr scharfsinnige Deutung möchten wir nur bemerken, daß die Idee einer Erdlichtkraft eben nicht natürlich scheine. Der Einfluß des Lichts auf die Pflanzen war freilich bemerkbar genug, um auch von den Alten beobachtet zu werden, aber da sie ja deutlich sahen, daß dieses Licht von der Sonne kam, warum hätten sie nicht vielmehr an eine Sonnen- als an eine Erdkraft denken sollen, wenn sie seine Wirkung mythisch darstellen wollten.

Die zweite Frage, welche andere Begriffe noch außerdem mit den eleusinischen Gottheiten verbunden worden sind, bezieht sich vorzüglich auf die Vorstellungen, welche der mysteriöse Cultus an dieselben knüpfte. Dieser erscheint noch wichtiger, als der öffentliche, denn gerade hier erwarten wir, mit dem wahren Wesen der großen Göttinnen bekannt zu werden. Auch hier müssen wir zweierlei Grundbegriffe unterscheiden. Die symbolischen Darstellungen der Ceres und der Proserpina nämlich an den verschiedenen Orten ihrer Verehrung, die mit ihren Festen verbundenen Gebräuche und die daraus entstandenen Mythen deuten theils eine Beziehung derselben auf astronomische Erscheinungen[37], auf Jahreslauf und physische Begebenheiten an, theils ergibt sich aus ihnen, daß man mit dem Cultus derselben auch höhere, religiöse und moralische Ideen verknüpfte, und daß im mystischen Sinne beide Göttinnen nicht nur unter sich, sondern auch mit den übrigen weiblichen Gottheiten Griechenlands in einen hohen Begriff zusammenschmolzen, einen Begriff, der am klarsten und reinsten in der vereinigten Ceres Persephone sich abspiegelt. Hierin möchten wol alle Ausleger ziemlich ganz einstimmig seyn; aber was sie trennt, ist die Frage: liegen diese Ideen ursprünglich in dem Begriffe der Göttinnen, oder sind sie erst nach und nach im Laufe der Zeit hineingelegt worden? Eine bestimmte Beantwortung dieser Frage ist allerdings schwierig und kann immer nur zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit gebracht werden, da so Vieles aus dem höhern Alterthume, was uns darüber Aufschluß geben könnte, im Strome der Zeit seinen Untergang gefunden hat. Es hängt diese Frage zugleich mit einer andern zusammen: kamen die Göttinnen von Eleusis ursprünglich aus der Fremde, d. h. aus dem Orient, zu den Griechen, oder waren sie eine eigene Erfindung der Phantasie dieses Volkes, so daß das Fremdartige in ihrem Begriffe und Cultus nur die Folge einer spätern Übertragung ist. Nimt man das Erstere an, so ist es nicht schwer zu zeigen, daß die meisten der Begriffe, welche in ihrem Mythos gefunden werden, schon ursprünglich darin lagen und in spätern Zeiten nur wenige und nicht wesentliche Abänderungen, also nur weitere Entwickelungen, erlitten; aber gegen eine solche Annahme erheben sich sehr gewichtige Stimmen. Man kann nämlich in dieser Hinsicht die Alterthumsforscher in zwei Parteien theilen, eine ältere, an deren Spitze der gelehrte und mit dem griechischen Alterthume wohlvertraute Voß steht, und welche nichts für alt und ursprünglich anerkennen will, was nicht aus den ältesten vorhandenen Dichtern, Homer und Hesiodos, bewiesen werden kann, und eine jüngere, die den Orient als Hauptquelle der griechischen Mythen angesehen wissen will und das unbedingte Ansehen des Homer verwirft, sobald vom kirchlichen und geheimen Cultus der Götter die Rede ist. An ihrer Spitze steht vornehmlich der ebenso gelehrte und gewichtige Creuzer. Wir haben uns schon darüber erklärt, auf welche Seite wir treten, wollen aber auch die Ansicht der erstern Par-

37) *Dupuis* in seinem Origine de tous les cultes; T. VI. p. 807 sq., cfr. IV. p. 89. 116 sq. nimt sogar den ganzen Ceresmythos rein astronomisch. Ceres ist ihm die Jungfrau am Himmel, die Ährenleserin, Persephone die nördliche Krone, denn dieser Name sei aus dem chaldäischen Pher, die Krone, und Trephon, Nähren, zusammengesetzt, der Name Persephatta aber, den sie auch führt, aus Pher und dem arabischen Phetta aufgelöst, bedeute: die aufgehende Krone und entspreche dem lateinischen Libera; endlich der römische Name Proserpina bezeichne die vor der Schlange hergehende Krone, indem das Gestirn in der That vor der Schlange hergehe und gleichsam dieselbe ankünde. Es sei aber Persephone Tochter der Ceres, weil die Krone unmittelbar nach der Jungfrau aufgehe. Dann erklärt er aus der Lage der Krone und Jungfrau gegen andere Sternbilder das Verhältniß beider Göttinnen zum Jupiter, Bacchus, Triptolemus und Jasion, die Fabel vom Raube, vom Blumenlesen, die ihnen geweihten Saat- und Erntefeste u., was man bei ihm selbst nachlesen mag.

tei dem Leser kürzlich vorlegen und wählen dazu in Beziehung auf unsern Mythos die Darstellung, welche Voß in seiner Ausgabe des homerischen Hymnos in den Anmerkungen dazu gegeben hat.

In Kreta, sagt er, ward Rhea zuerst mit den Gebräuchen der phrygischen Kybele verehrt, d. h. der orgiastische Cultus dieser Göttin in Phrygien war dorthin gekommen, und die dasigen Priester hatten den Begriff der kretischen Rhea mit dem der guten Bergmutter vereinigt und zwar in nachhomerischer Zeit, da der Sänger der Ilias von dieser ganzen Mystik noch nichts weiß. Hier in Kreta sei nun auch Demeter mit dieser mystischen Göttermutter Eins geworden und ihr Dienst von da aus nach Eleusis, Samothrake und zu den Kikonischen Orphikern gekommen. Dies sei vor der Zeit des Verfassers jenes homerischen Hymnos geschehen, daher er auch die Demeter für eine Kreterin sich ausgeben lasse, aber eben deswegen könne auch das Alter des Hymnos nicht über die 30ste Olympiade hinausgehen. In Eleusis also, wo bisher Demeter nur die Ackergöttin war, wie sie es auch ursprünglich laut der Stelle im Homer in Kreta gewesen, sei nun eine Religionsveränderung entstanden, Demeter habe eine höhere Würde als allgemeine Naturgöttin bekommen, und die Klugheit der Priester habe diesen neuen Begriff in die ältesten Zeiten zurückzufabeln gewußt. Nach mancherlei vorhergegangenen leisen Andeutungen habe der Gnosier Epimenides (um 600 v. Chr.), oder sonst jemand unter dessen Namen, es gewagt, die umgebildeten Sagen und Gebräuche als uralte zu besingen. Die früheste Spur einer zur Erdgöttin erhobenen Demeter finde man nach Strabo IX. S. 393. bei Hesiodos, wenn er erzählt, daß ihr in Eleusis ein Drache gedient habe. Vermöge der aus Kreta empfangenen Geheimlehre sei nun auch der Ort, wo Persephone entführet worden, so verschieden angegeben worden. (Man sollte doch denken, diese verschiedenen Angaben beruheten auf einheimischen Localsagen und könnten fast unmöglich durch fremde Einflüsterungen entstanden seyn.) Das gute Vernehmen mit den kretischen Vätern müsse noch im Zeitalter des hom. Hymnos bestanden haben, da derselbe auf Kreta anspiele, aber bald nachher seien andere Verhältnisse eingeführt worden. Der angebliche Pamphos wolle von einer kretischen Demeter nichts mehr wissen und spreche von einer argeischen Frau, in deren Gestalt Demeter den Töchtern des Keleos erschienen sei. Nach Aegos nämlich wären früher auch die Geheimnisse der Demeter aus Phrygien gekommen, aber als in den vierziger Olympiaden Ägypten den Hellenen geöffnet worden sei, so seien auch ägyptische Sinnbilder eingemischt worden, welche Priestertrug schon durch des Danaos Töchter habe einführen lassen, die aber durch spätere Unruhen (durch den Einfall der Dorer) wieder verdrängt worden seyn sollten. Der gläubige Herodotos habe dies alles für Wahrheit genommen und daher seine Meldung II, 171. Nun sei das geschehen, was Pausanias I. 14, 2. berichtet: unter den Hellenen wetteifern zumeist mit den Athenern die Argeier wegen des Alters und wegen der empfangenen Göttergaben. Das heißt: beide Völker stritten darum mit einander, wo zuerst die Gottheiten Demeter und Persephone verehrt und wem diese zuerst den Getreidebau gebracht hätten. (Man sollte denken, ein Streit hätte gerade am ersten den Betrug der Priester offenbaren müssen.) Endlich hätten es auch die eleusinischen Priester dem Zeitgeiste gemäß gefunden, ägyptische Weisheit von den Nebenbuhlern für eine verbesserte Anordnung ihrer Geheimnisse zu entlehnen *) und durch einen neuen Tempelgesang unter des Pamphos Namen die aus Aegos aufgenommenen Gebräuche in das Alterthum zu verlegen, und eine alte Verbindung mit Ägypten durch Neuerungen in den Fabeln von Io, Danaos und Melampus zu beglaubigen. — So weit Voß in dem angezogenen Werke. Daß er nun alles, was die spätern Philosophen in den Mythen finden, besonders die Erklärungen der Neuplatoniker für leeres Geschwätz, Trug und absichtliche Umbildung hält, um neuen Träumereien einen alten Anstrich zu geben, das versteht sich von selbst. Hellas verdankt nach dieser Ansicht dem Morgenlande nichts; es schuf seine ganze Religion aus sich selbst, und war doch in der Folge thöricht genug, von seinen Priestern sich einbilden zu lassen, es habe alles aus dem Auslande hergeholt.

Aber sollte so vieler Trug, so viele Umdeutung möglich seyn, ohne daß eine Entdeckung geschehen wäre? Oder was bewog die Priester zu allen den Verdrehungen, deren sie beschuldigt werden? War es nicht viel mehr dem hellenischen Nationalstolze angemessen, das Fremde für das Eigene zu erklären, oder wenn das nicht anging, ihm den Eingang zu verwehren, als es aufzunehmen und dann dem Volke zu sagen, daß es schon lange vorhanden gewesen? Doch, sagt man, daß es so war, lehrt das Zeugniß der Geschichte. Homer ist der älteste Dichter der Griechen, ihm verdanken sogar diese, wie selbst Herodot sagt, ihre ganze Götterlehre. Wovon er also in seinen Werken schweigt, das muß man als etwas Neues, als einen spätern Zusatz ansehen. Dieser Schluß scheint mir durchaus nicht zulässig. Schon Herodots Worte, daß Homer den Hellenen ihre Götter gegeben habe, können nicht im eigentlichen Sinne genommen werden. Wie soll der Einzelne, mag sein Ansehn auch noch so groß seyn, einem ganzen Volke sagen können, was es für Götter verehren müsse? Das war nur möglich, wenn er unter göttlicher Auctorität, als Verkünder einer göttlichen Lehre auftrat und sich als einen solchen zu beglaubigen wußte. Aber davon ist auch nicht die kleinste Spur vorhanden. Nicht einmal zu den Priestern gehörte der Sänger; er war nur Dichter, und was er von den Göttern sagte, konnte unmöglich ganz seine eigene Erfindung, es mußte vielmehr aus dem schon vorhandenen Glauben des

*) In der That eine Resignation, die außerordentlich ist! Sollte man nicht weit eher denken, die Priester hätten lieber gesucht, das aus der Fremde zu den Nebenbuhlern gekommene als verwerflich darzustellen? Wie konnten sie die Annahme ihrem Interesse gemäß finden, wenn sie überzeugt waren, das angebliche Alte sei nur trügerische Neuerung? Welches Interesse wurde dadurch befördert?

Volks geschöpft seyn. Er schmückte die vorgefundenen religiösen Sagen und Ideen aus, wie es seinem Zwecke gemäß war; das konnte er als Dichter thun, aber die Sagen von den Göttern zuerst erfinden, war unmöglich. Überdies dauerte es lange, ehe seine Gedichte im eigentlichen Hellas allgemein bekannt wurden. Lykurg soll die ersten Töne derselben nach dem Peloponnes gebracht haben, aber noch bestimmter weiß man dies von den Pisistratiden. Bis dahin waren sie in Vorderasien bei den hellenischen Colonien mündlich durch Gesang der Rhapsoden fortgepflanzt und so erhalten worden. Aber so wenig Homer der erste Urheber der Mythologie seyn kann, so wenig kann man auch voraussetzen, daß er alles von den Göttern gesagt habe, was der alte Glaube von ihnen wußte, ja nicht einmal, daß er alle Götter, die Gegenstände der Verehrung waren, genannt habe. Das kann man vom Religionslehrer, nicht vom Dichter erwarten. Dieser nimt nur das auf, was gerade zu seinem Zwecke paßt, das Übrige übergeht er. Von der mysteriösen Verehrung der Götter scheint er überhaupt entweder nichts gewußt, oder sie doch unbrauchbar für die Poesie gefunden zu haben. Das ist auch gar nicht zu verwundern. Es konnten in Eleusis, in Samothrake und andern Orten schon Geheimnisse existiren, aber sie waren damals nur wenigen bekannt, allein auf die Priesterinstitute selbst beschränkt, denen sie angehörten. Das Volk kannte nur den öffentlichen, sichtbaren Dienst, nur die Begriffe, die im allgemeinen Cultus aufgestellt wurden. So auch Homer. Erst in spätern Zeiten ward es bekannter, daß es auch eine geheime Verehrung der Götter und geheime Lehren von denselben gebe, erst da ward die Aufnahme in die Mysterien allgemeiner, und die Vorsteher derselben, die früher den ausschließenden Besitz des Heiligen in Anspruch genommen hatten, fanden es nun in ihrem Interesse, auch Andere zuzulassen und die Lehre zu verbreiten, daß die Theilnahme an den Geheimnissen Glück und Segen in dieser und jener Welt gewähre. Diese Lehre und die geheime Ansicht von den Göttern ward also erst nach Homer, vielleicht seit 800 oder 700 vor Chr. bekannt, aber daraus folgt nicht, daß sie in den Mysterien nicht schon früher vorhanden gewesen. Offenbar mußte das, was man zu verbergen hatte, etwas seyn, was dem allgemeinen Volksglauben theils widersprach, theils durch seine innere Heiligkeit und Würde über die Begriffe des großen Haufens erhaben war; es mußte etwas seyn, was man nur Auserwählten, deren Treue und Verschwiegenheit erprobt war, offenbaren konnte. Einen solchen Charakter kann ich aber nicht in selbst erschaffenen, mystischen Ideen oder in Sätzen einer philosophischen Phantasie (sit venia verbo), sondern nur in einer vom Auslande gekommenen und für göttlich gehaltenen Überlieferung finden. Diese aber, denke ich, bestand in dem vom ersten Ursprunge des Menschengeschlechts an datirenden Glauben an Einen Gott und an eine göttliche Offenbarung seines Willens. Wenn wir annehmen, daß der Mensch mit vollkommen ausgebildetem Körper auf die Erde trat, so konnte auch sein Geist keine ungebildete Kinderseele seyn, in der noch alle Begriffe und Kräfte schlummerten. Aber er war auch kein Verstand- und Vernunftwesen, denn diese intellectuellen Kräfte entwickeln sich erst an der Hand der Erfahrung. Ihre Abwesenheit mußte dem ersten Menschen durch etwas anderes ersetzt werden, wenn er sein Daseyn sollte behaupten können. Dieser Ersatz war der Instinkt. Vermöge desselben erkannte er auch die Gottheit als seinen Schöpfer und Vater, denn es war kein thierischer, sondern ein menschlicher Instinkt, dem die höhere, geistige Seite nicht fehlen konnte. Wenn man diesen ersten Zustand des Menschen mit dem somnambulistischen vergleicht, so hat man die Wahrheit wol so ziemlich getroffen. Was also jetzt seine Sele von höheren, geistigen Begriffen anschauete, das mußte ihm als eine göttliche Offenbarung erscheinen, denn sein Nachdenken hatte es nicht gefunden; er wußte es, ohne zu wissen, woher. Sowie nun aber mit Ausbildung des Verstandes und der Vernunft der Instinkt immer schwächer wurde und der äußere Mensch den innern immer mehr verdunkelte, da blieb zwar der Glaube an Gott, Vergeltung und Unsterblichkeit in seinen Grundelementen zurück, artete aber in mancherlei äußere Religionsformen aus, die mehr oder weniger eine Zertheilung der Einen Gotteskraft in viele annahmen und selbst Kräfte und Erscheinungen der Natur als Götter aufstellten. Doch bei den Bessern und Weisern blieb der Glaube an jene höheren Wahrheiten reiner, und sie wurden theils Stifter von Religionen, die man fast ganz für echten Monotheismus erklären kann, wie der Brahmaismus, Parsismus und Mosaismus; theils, wenn sie unter fremde, unwissende, der Vielgötterei schon ergebene Völker geriethen, legten sie ihre Überzeugungen in Mysterien nieder und wurden Stifter eines Geheimdienstes, den sie an diesen oder jenen öffentlichen Cultus knüpften. So, glaube ich, entstanden die Mysterien in Ägypten und Hellas. Aus diesen aber ging allmälig ein Theil der darin vorkommenden Vorstellungen auch in das öffentliche Leben über, und daraus bildeten andere Weise philosophische Systeme und gelangten so auf dem Wege des Nachdenkens zu ähnlichen Resultaten, wie sie in den Mysterien gelehrt wurden. Diese Systeme wirkten aber auch wieder auf die Mysterienlehre zurück und trugen dazu bei, daß diese selbst sich mehr entwickelte, und daß ihre Inhaber die darin liegenden Ideen sich klarer und bestimmter dachten. Zugleich schöpften aber auch die Philosophen Vieles aus dem Orient, aus Ägypten z. B., aus Persien, ja selbst aus Indien, und eben dadurch waren sie im Stande, alte Gebräuche und Symbole des Gottesdienstes, welche seit alter Zeit aus dem Orient stammten, besser auszulegen und gründlicher zu erklären, als es früher möglich gewesen war, und das sind denn eben jene Umdeutungen, von denen Voß spricht. Aber es waren keine, sondern nur genauere Erklärung dessen, was dem gewöhnlichen Blicke bisher unenthüllt geblieben war. Wenn also jetzt versichert wurde, daß dieses oder jenes aus dem Orient herstamme, so war dies nichts Untergeschobenes, sondern nur ein richtiges

res Anerkennen des Wahren, und wenn man sagte, daß dies oder jenes Symbol so oder so ausgelegt werden müsse, so war dies keine Erdichtung, sondern nur ein Wiederfinden oder eine weitere Entwickelung der alten Idee, die ursprünglich darin gelegen hatte. Auch Voß gibt zu, daß in den Mysterien die Lehre von Einem Gotte, von Unsterblichkeit und Vergeltung vorgetragen worden, aber er hält dies für eine spätere, durch Philosophie entstandene Neuerung; wir aber glauben, es war eine alte und ursprüngliche Idee, nur in der spätern Zeit deutlicher gedacht und klarer ausgesprochen. Als eine heilige, göttliche Offenbarung hatten Weise des Auslandes den Eingeweihten in Hellas diesen Glauben überliefert, und als diese mußte er daselbst auch ein Geheimniß bleiben. Dies blieb er aber auch, als schon Philosophen den aus derselben Quelle geschöpften Inhalt derselben veröffentlichten; denn er war bei diesen etwas anderes, ein Resultat des wissenschaftlichen Denkens, in den Mysterien aber eine göttliche Wahrheit. Nur wenn man annimt, daß der Inhalt der Mysterien als eine göttliche Offenbarung aus der Urzeit angesehen wurde, kann die Behauptung der Priester zu Eleusis einen Sinn haben: daß die Einweihung ganz vorzüglich den Beifall und die Gnade Gottes verschaffe, daß sie allein schon zu Ansprüchen auf die Seligkeit nach dem Tode berechtige, und daß den Nichteingeweihten ein hartes Schicksal jenseits erwarte. Es war dies dieselbe Schlußfolge, die frühere Theologen des Christenthums machten, vermöge der allein der Christ den Himmel erwerben könne. Nur dann lassen sich die Lobeserhebungen der Eleusinien erklären und jener Ausspruch des Pausanias X. 31.: „daß die ältern Hellenen die eleusinische Religion ebenso hoch über alle andere Religionsanstalten gesetzt hätten, als sie die Götter über die Heroen erhaben gehalten." Viele Philosophen mochten freilich wol das Göttliche in dieser Anstalt nicht anerkennen wollen und jene Behauptung der Gottheit unwürdig halten, und darum weigerten sie sich, an der Aufnahme in die Mysterien Theil zu nehmen.

Nach dieser Erklärung wollen wir unsere Ansicht von den Göttinnen in Eleusis darzulegen suchen. Sie wird im Ganzen mit der Creuzerschen übereinstimmen, aber wenn diese auf analytischem Wege zu den Grundideen zu gelangen sucht, wollen wir gleich den synthetischen einschlagen und aus seinen und anderer Mythologen Untersuchungen die Beweise für unsere Darstellung zu entnehmen suchen.

In Indien, aus dem wir alle polytheistischen Systeme der Welt und selbst den Monotheismus der Perser und Hebräer herleiten zu dürfen glauben, dachte man sich die Gottheit in einem absoluten und relativen Sinne. In dem erstern ist sie das Allesumfassende, allein und durch sich selbst von Ewigkeit Existirende. Dieses höchste Wesen faßt von Ewigkeit her den Entschluß, eine Welt zu schaffen, die das sichtbare Zeichen seiner Herrlichkeit und Liebe seyn sollte. Zu dem Ende setzt es sich selbst aus sich heraus und erscheint sich in einer Doppelgestalt, als höchste Intelligenz und Allmacht (männliche Gotteskraft) und als erster Urstoff des Werdenden, Mâja (weibliche Gotteskraft). In die Maja blickt das Urwesen, wie in einen Spiegel, und schauet sich darin gleichsam selbst an. Es wird nun aus dem unoffenbarten der offenbarte Gott, aus dem absoluten der relative, d. h. der in Beziehung auf die Welt gedachte. Diese Maja dachte sich der Indier als das weibliche Princip, das gleichsam das männliche durch Liebe zur Zeugung reizt. Aber was erzeugt wird, ist nur ein Schein, ohne wesentliches Seyn; denn dieses hat nur die Gottheit. Sie ist daher die Täuschung und webt um Brehm den Nebel bunter Gestalten, in deren Anschauen er seiner selbst vergißt und von der Liebe zur Maja hingerissen, als zeugender und schaffender Gott sich offenbart, während er, der Hervorbringer des Veränderlichen und des täuschenden Scheins, in seinem Urwesen ewig der Unveränderliche und das Wahre bleibt *). Die ersten Erzeugungen der beiden Urkräfte, d. h. die ersten Offenbarungen Gottes, sind die Kraft zu schaffen, zu erhalten und wieder aufzulösen, personifizirt als die 3 großen Götter: Brahma, Wischnu, Schiwen. Maja selbst offenbart sich in den Gemahlinnen dieser Götter, als die Intelligenz und Weisheit in Saraswati, als die Beglückende und Segenspendende in Lakschmi oder Sri, als die Feuerkraft der Liebe und der Zeugung in Bhawani, Parwati, d. h. in jedem der 3 Götter entwickelt sich ebenso ein männliches und ein weibliches Princip, wie im Urgotte, und letzteres ist der Inbegriff seiner thätigen Kräfte, seine Schakti, wie es die Indier nennen. Nun folgen die Emanationen weiter durch alle Stufen des Daseyns, und in jeder erscheint Maja als die weibliche und gebärende Kraft, als die Göttin des Reizes und der Liebe. Als Urstoff dachte man sich Maja als das Feuchte, Wasser, d. h. als einen Grundstoff, der zur Annahme aller möglichen Gestalten die Fähigkeit hatte, zugleich aber auch als Nacht, im Gegensatze des Urlichtes, welches man als das Wesen der Gottheit annahm, obgleich sie in Beziehung auf das Geschaffene selbst Licht ist. Das Feuchte, die Nacht, wurde von dem Geiste, dem Urlichte durchdrungen und so fähig gemacht, alle möglichen Stufen und Formen des Lebens aus sich zu entwickeln. So ward denn Maja die Mutter der Welt. Diese Idee ward in Ägypten, welches Land eine unmittelbare Verbindung mit Indien hatte, wie man jetzt wol als bewiesen annehmen kann, besonders ausgeprägt. Maja ward hier Athor, die Nacht, das Urfeuchte und die Liebesgöttin, und Isis, die ebenfalls die Mutter der Welt heißt. Dann erscheint die Idee auch bei den Phönikiern, wie die Kosmogonie des Sanchuniathon, bei den Hebräern, wie der Anfang

*) Als Weberin des Weltalls wird Maja unter dem Bilde einer webenden Spinne vorgestellt. Als die die wahre Gestalt der Dinge dem Menschen verhüllende Göttin trägt sie einen Schleier. Die Hellenen sprachen auch von einer webenden Venus, Athene, Proserpina und Artemis (s. unten), und Venus hieß bei ihnen ebenfalls die Täuscherin.

der Genesis beweist, und bei den Hellenen, wie die Kosmogonien der Orphiker und selbst des Hesiodos lehren. Die Nacht als Urprincip heißt bei den erstern sogar auch Maja, obgleich ich dabei nicht an das indische Wort, sondern lieber an Ma, Mutter, denken möchte. Sie ist die Erstgeborne, d. h. die erste Offenbarung Gottes, ebenso aber auch Phanes, die männliche Lichtkraft. Die hohe Potenz dieser Nacht aber zeigt die Stelle des Orphikers bei Procl. in Plat. Tim. p. 63. und 96. an, nach welcher die Gottheit mit derselben über die Bildung der Welt rathschlagt. In diesem höheren Sinne ist das weibliche Urprincip nur Nacht und Finsterniß in Beziehung auf das männliche, aber für sich genommen, auch Licht, nur weibliches, schwächeres Licht. Daraus ergibt sich denn ein Dualismus in diesem Wesen. Es ist gut und böse, Licht und Dunkel, thätig und leidend, je nachdem es in dieser oder jener Beziehung gedacht wird. In Indien z. B. wurde daraus die alles Daseyn verleihende Bhawani und die zerstörende Kali, in Ägypten die wohlthätige Isis und die schädliche, zürnende Nephthys und Tithrambo; in Westasien und Hellas erscheint der Dualismus oft in einer und derselben Göttin, wie in Juno, Venus, Athene, Diana, Ceres, Proserpina, um blos das Hellenische zu erwähnen. Sichtbare Symbole dieser hohen Götterkräfte wurden Sonne und Mond, da von diesen großen Himmelslichtern alle Erscheinungen des Jahres und der Natur auf der Erde, somit das Wohl und Wehe der Sterblichen, abhingen. Die Sonne ward als männlich, als Symbol der geistigen Lichtkraft der Urgottheit gedacht, der Mond als Symbol der weiblichen. In diese beiden Lichter lassen sich zuletzt alle männliche und weibliche Gottheiten der alten Welt auflösen. Die Sonne ist in Indien Brahma, Wischnu, Schiwa, bei den Phönikiern und Babyloniern die verschiedenen Baalims, in Ägypten Knaph, Ammon, Phthas, Osiris, Horos rc., in Persien Ormuzd und Mithras, bei den Griechen Zeus, Mars, Apollo, Hermes rc.; der Mond in Indien die Gemahlin der großen Götter, besonders Lakschmi und Parwati, in Ägypten Athor, Isis, Bubastis, Nephthys, in Phönikien und Babylon Baaltis, Astarte, die syrische Göttin, die arabische Alilat, in Vorderasien die Göttin von Komana und Ephesus, auch die persische Anahid, bei den Hellenen Juno, Venus, Athene, Artemis, Ceres, Proserpina rc. Das irdische Symbol von Sonne und Mond war fast überall der Stier und die Kuh, und daher die mancherlei Mythen und festlichen Gebräuche, wobei Stier und Kuh eine Rolle spielen. Da durch Sonne und Mond das Jahr bestimmt wird, so bezogen sich auch Stier und Kuh auf die Monate desselben oder vielmehr auf Sonnen- und Mondlauf in den 12 himmlischen Zeichen. Der jährliche Umlauf der Sonne zerfiel wieder in 2 Theile, in das Licht- und Nachtreich, das erstere der Lauf in den aufsteigenden Zeichen, vom Steinbock bis Krebs, das letztere der in den niedersteigenden, vom Krebs bis Steinbock. Beim Monde war der Zeitraum vom Neu- bis zum Vollmonde das Lichtreich, der vom Voll- bis zum Neumonde aber das Reich des Dunkels. Endlich wurde auch die Erde selbst oft durch die Kuh symbolisirt, eine Vorstellung, die besonders in Indien, aber auch in Ägypten und Hellas vorkommt. Nach diesen allgemeinen Vorerinnerungen wird uns nun vieles im Mythos der Ceres und Proserpina und in den Festgebräuchen ihrer Tempel deutlicher werden. Wir werden uns aus den Zusammenstellungen Creuzers, die wir von jetzt an benutzen wollen, überzeugen, daß in Demeter und Persephone in der That jene große weibliche Gottheitskraft sich ganz vorzüglich ausdrückte und beide, somit auch die übrigen weiblichen Götterwesen, ihrem Wesentlichen nach in sich vereinigte.

Wenn man den oben erzählten Mythos von den eleusischen Göttinnen mit dem der Isis vergleicht, so leidet es fast keinen Zweifel, daß die griechische Demeter nur ein Abdruck der ägyptischen Göttin ist. Auch diese ist Lehrerin des Ackerbaues und aller Cultur, Gesetzgeberin, Ordnerin der Religion und Milderin der Sitten. Auch sie verliert durch einen bösen Dämon den Gemahl, sucht ihn, den im Kasten verschlossenen (mit einem solchen Kasten erscheint auch Ceres oder Proserpina oft in Bildwerken, z. B. Paus. Arc. 37.) überall in Gestalt einer trauernden Greisin, wird Kinderwärterin in einem Königshause und spielt hier dieselbe Rolle, wie Ceres beim Keleos. Dies deutete bei der Isis auch auf Jahreserscheinungen, wie bei Demeter. Sie ist zuvörderst die Erde, insbesondere Ägypten, welches trauert und klagt, wenn der Sonnengott getödtet wird, in das Nachtreich hinabsinkt, aber auch freudig emporschaut, wenn er mit dem Lenze wieder zum Leben erwacht. So denn auch Demeter, im engern Sinne das klagende Attika, im weitern die trauernde Erde. Proserpina aber bezeichnet nicht nur die junge aufkeimende Saat und Pflanzenwelt, sondern auch den Frühling, denn nach Theopompos bei Plutarch de Isid. p. 378. E. p. 549. Wyttenb. wird sie in den Westländern, z. B. Sicilien, in der That dafür genommen. Indessen war dieser Begriff, da er so nahe lag, auch wol den Hellenen nicht fremd, wenigstens deutet die XXIX. Orph. Hymne und selbst die Homerische darauf hin, wenn sie die Jungfrau unter ihren Gespielinnen der Frühlingsblumen sich freuen und V. 402. die Mutter zu ihr sagen läßt:

> Wann mit Blumen die Erd' in des duftenden Lenzes Erneuung
> Tausendfältig erblüht, alsdann aus dem nächtlichen Dunkel
> Steigst du empor, ein Wunder den sterblichen Menschen und Göttern.

Aber Isis ist in Ägypten ganz vorzüglich der Mond und hat deswegen Stier- oder Kuhhörner, überhaupt die Kuh zum Symbole. Auch als Mond klagt sie, wenn die Sonne zu den winterlichen Zeichen hinabsteigt, weil er, da er als weibliche Kraft die männliche des Sonnengottes empfängt und das Empfangene an die Erde abgibt (Plut. de facie in orb. Lun. p. 827. Wyttenb.) von dem selbst kraftlos gewordenen nichts mehr empfangen kann. Als Isis ist daher auch Ceres

der Mond und zwar insbesondere der wachsende volle Mond (Isis heißt ja die Fülle), ihre Tochter aber der abnehmende, zum Nachtreiche hinsinkende, d. h. die vom Aidoneus geraubte und ihm vermählte. Doch für immer vermag er sie nicht zu behalten. Mit dem Neulichte steigt der Mond wieder zur Oberwelt, und Demeter freuet sich, daß ihre Tochter in ihr nun bald in vollem Lichte strahlen werde. Persephone ist also die Tödtende, die den Mond hinab in das Dunkel würgt, aber auch Licht und Leben, und dieser Doppelbegriff liegt in ihrem Namen, wie wir schon oben angedeutet haben. Im abnehmenden finstern Monde ist sie gleichsam der Sonne zürnend und zeigt ihr ihre kalte, die Liebe zurückstoßende Natur. Daher ein ἱερὸς λόγος bei Plutarch: Hermes habe der Luna Gewalt anthun wollen, sie aber habe ihr Antlitz verwandelt und sei ihm fürchterlich erschienen. Oder wie er bei Cicero de N. D. III. 22. ausgedrückt ist: Hermes habe sich der Proserpina mit unzüchtig aufgeregter Natur vorgestellt, und diese sei darüber heftig erzürnt. Proserpina will also vom Sonnengotte nichts empfangen und also auch an die Erde nichts abgeben. Denn wenn die Sonne in den südlichen Zeichen steht, so befindet sich um die Zeit des Neulichts der Mond auch daselbst, aber dann strömt keine Befruchtungskraft auf die Erde. Die Sonne will wol das Ihrige thun, aber der Mond entzieht sich ihr und macht ein zürnendes, finsteres Gesicht.

Als Herrscherin der Unterwelt ist Persephone die Todesgöttin, die Alles in ihren dunkeln Schooß hinabziehende Würgerin. Als diese brachten sie die Danaïden nach Argolis und stifteten ihr zu Ehren das herbstliche Trauer- und Saatfest der Thesmophorien. Herodot. II. 171. An mehren Orten in Argolis ward ein solcher Todtendienst der Persephone gefeiert und mit Festgebräuchen, die alle auf den Begriff hindeuten: Persephone zieht die Monate des Jahres in das dunkle Nachtreich hinab. In Argos pflegte man offenbar in dieser Beziehung brennende Fackeln in die Grube zu werfen. Paus. Cor. c. 37. Bei der neuen Stadt Hermione aber war ein Heiligthum der Ceres Chthonia, d. h. der Unterirdischen (also Ceres mit Persephone als Eins gedacht) und der daselbst verehrte Gott war Klymenos, der Rufer, d. h. Hades, der Alles unter die Erde ruft. Paus. III. 14.; II. 35. Bei dem Feste der Chthonien daselbst gab es eine eigene Ceremonie. Eine wilde, widerstrebende Kuh ward zum Tempel geschleppt, sie will nicht folgen, aber sobald sie den Eingang erreicht, wird sie zahm, und vier alte Frauen vermögen sie zu überwältigen. So geht es auch mit der zweiten, dritten und vierten Kuh. Nach einer andern Nachricht aber des Aristokles bei Älian H. A. XI. 4. wird ein starker Stier, den kaum 10 Männer bändigen können, von einer einzigen alten Frau zum Altare geführt. Ähnliches liest man von dem Feste der Persephone in Karien bei Nysa, wo man auch eine Höhle zeigte, durch welche Persephone in die Unterwelt gelangte. Starke Jünglinge schleppten den Opferstier zur Höhle, ließen ihn los, und nach einigen Schritten fiel er todt zur Erde (unstreitig die Folge mephitischer Dämpfe). Strab. XIV. p. 649. 681. Tzsch. Auch in Sicilien, wo Herakles, als er mit den Geryonsstieren dahin kam, von der Entführung der Proserpina hörte, stiftete er ihr ein jährliches Fest und Opfer, und stürzte selbst den besten seiner Stiere in die Quelle Kyane. Diod. Sic. IV. c. 23. Im mysischen Kyzikos aber opferte man ihr unter dem Namen Kore *), der Retterin, ein schwarzes Rind. So Ähnliches an andern Orten. Das hohe Alterthum solcher Festgebräuche ergibt sich von selbst, und die weite Verbreitung derselben beweist die gemeinsame Abstammung derselben von einem Ursymbole, das offenbar nach Ägypten hinweist, wo im Cultus der Isis eine ähnliche Symbolik erscheint. Es sind Sonnenstiere, die in die Todeshöhle gestoßen werden, d. h. die Monate des Jahres. Sie widerstreben anfangs, werden dann aber, je näher sie kommen, ganz matt. Muthig und kühn steigen nämlich die Monate des Frühlings und des Sommers am Himmel herauf, die ganze Natur strotzt voll übermüthiger Kraft, aber diese nimt gegen das Ende des Jahres immer mehr ab, und mit leichter Mühe von schwachen Händen werden die Stiere dem Tode zugeführt oder fallen auch von selbst in die Grube. Im Mythos von der kretischen Pasiphaë (der Allen leuchtenden), welche, wie Creuzer zeigt, mit der Isis-Proserpina ganz einerlei, d. h. auch der Mond ist, wird diese von Liebeslust gegen den Stier entbrannt und will mit ihm buhlen. Das ist also die Mondkuh, die den Sonnenstier zur Befruchtung reizen will, wie bei Cicero umgekehrt der Sonnenstier die Luna-Proserpina. Da selbst ist also Persephone der Neumond im Frühlinge, der von der Sonne die befruchtende Kraft empfangen will, damit die Erde in neuer Pflanzenpracht aufblühe. Auf die befruchtende Kraft der Ceres deutet auch ihr Beiname der Goldschwertigen (Chrysaoros). Creuzer erinnert dabei an denselben Beinamen des Jupiter, an den Golddolch des persischen Dschemschid, womit er die Erde öffnet, an den Mythos von Zeus, der als goldener Regen in den Schooß der Danae herabströmt, d. h. die trockene Erde durch befruchtenden Frühlingsregen erquickt, endlich an Mithras, der mit dem Dolche die Brust des Frühlingsstiers öffnet, damit sein Blut segnend auf die Erde ströme. In diesem Sinne kann daher auch Ceres das Goldschwert führen, womit denn auch im Homerischen Hymnos V. 4. die Verbindung der Worte: Δήμητρος χρυσαόρου ἀγλαοκάρπου, der goldschwertigen, mit reichen Früchten prangenden Demeter, wohl übereinstimmt.

Ein anderer Mythos von der Ceres deutet dagegen auf tellurische Erscheinungen. In Arkadien nämlich

*) Kore, das Mädchen, ist ein gewöhnlicher Name der Proserpina, Ceres die Mutter, sie ihr Mädchen, ihre Tochter. In den bakchischen Weihen führt sie diesen Namen besonders als Braut und Schwester des Iakchos. Er ist der Koros (der Jüngling), sie die Kore. Vielleicht könnte man auch bei diesem Namen an das alte orientalische Wort Kor, die Sonne, denken; dann wären Iakchos und Proserpina die männliche und weibliche Sonnenkraft, d. h. Sonne und Mond.

kommt sie nebst der Persephone mit Poseidon in Verbindung. Als Demeter, heißt es, bei den Arkadiern ihre Tochter suchte, verfolgte sie Poseidon mit seiner Liebe, und da sie sich, um ihm zu entgehen, in ein Roß verwandelt, nimt er dieselbe Gestalt an und umarmt sie. Ihr Zorn entbrennt und sie bekommt davon den Beinamen Erinnys; doch sie besänftigt sich wieder, badet im Flusse Ladon und gebiert nun eine geheimnißvolle Tochter, deren Namen nur der Geweihte erfuhr, die das Volk aber Despoina, die Herrscherin, nannte; zugleich aber gebiert sie auch das Wunderroß Arion mit meerblauer Mähne (Paus. Arc. 25.; cfr. 37. und Antimachi Reliqq. p. 64 sq. Schellenberg und Creuzer Comment. Herodott. I. p. 219. not. 200.). Auf diesen Mythos mag sich das alte Bild der Ceres zu Phigalia in Arkadien beziehen. Es hatte einen Pferdekopf mit Mähne und Bilder von Schlangen und andern Thieren; in der einen Hand hielt es einen Delphin (Attribut des Neptun), in der andern eine Schlange; der übrige Leib war in ein schwarzes Gewand gehüllt, weswegen sie die schwarze Ceres genannt wurde. Es scheint, daß man bei diesem Mythos, wie bei dem vom Streite der Athene mit Neptun, an einen agrarischen Sinn denken müsse. Die wilde Meeresflut überschwemmt das Land und will die Ceres gewältigen, d. h. den Anbau vernichten; sie zürnt und trauert. Aber endlich wird das Meer gebändigt, die Flut eingedämmt, daher Versöhnung und Vereinigung in Liebe, das Wasser wirkt von jetzt an nur wohlthätig und befördert die Fruchtbarkeit. Nun ist ebensowol das dunkle Meeresroß, als Despoina-Persephone das Kind der Ceres. Außerdem könnte man auch daran denken, daß mit dem Wechsel der Mondphasen auch die Erscheinungen der Erde und des Meeres wechseln, und daß sie auf das Pflanzenreich einen sichtbaren Einfluß haben. Despoina ist die Schwester des dunkeln Meerrosses, zum Olymp aber fährt sie aus dem Reiche des Pluto mit weißen Rossen empor und heißt deswegen Leukippos; also ein Gegensatz zwischen Nacht und Licht, abnehmendem und wachsendem Mond.

Ceres und Proserpina haben wir nun als Mondgöttinnen kennen gelernt, aber Mondgöttinnen sind auch in vieler Hinsicht Artemis und Minerva, woraus eine Identität aller dieser Wesen im Grundbegriffe folgen würde, und das haben auch wirklich die Alten schon anerkannt, besonders die Identität der Ceres-Proserpina mit Artemis. Unweit Akakesium in Arkadien war ein Heiligthum der Despoina. Am Eingange stand der Tempel der Artemis Hegemone, der Führerin, und ihre Bildsäule trug Fackeln. Im Tempel der Despoina stand Ceres, in der Rechten eine Fackel und die Linke auf Despoina gelehnt; diese hält in der Rechten einen Zepter, als Herrscherin, und legt die Linke an die auf ihren Knien ruhenden Kiste *). Neben der Ceres stand Artemis, in der einen Hand eine Fackel, in der andern zwei große Schlangen. Diese Zusammenstellung scheint zunächst auf eine nahe Verwandschaft der eleusischen Göttinnen mit der Artemis im Wesen ihres Begriffes zu deuten. Dann haben wir aber auch schon oben gesehen, daß die Insel Ortygia sowol ein Eigenthum der Artemis als der Proserpina genannt werde, und bei der Stelle, wo Pindar die Insel das Lager der Artemis nennt, bemerkt der Scholiast (Pind. Nem. I. 3. p. 664. Heyne), daß Artemis und Proserpina Eins seien. Auch Äschylos (Paus. Arc. 37.; Herodot. I. 1.) hatte die Artemis eine Tochter der Ceres genannt, nämlich als die ägyptische Bubastis, der Isis Tochter. Endlich nach Cicero de N. D. III. 23. war Persephone Mutter der ersten Diana, die vom Hermes den ersten Eros gebar, d. h. jener Ilithyia des alten Olen, die in den Religionen Vorderasiens, namentlich in Ephesus, als das weibliche, alles gebärende Grundprincip der Natur auftrit, und das im Cultus der Hellenen mit der Artemis für identisch genommen wird. Bildwerke und mythische Angaben stimmen also darin überein, daß die Begriffe Ceres, Proserpina und Artemis sich gegenseitig durchdringen, und daß dieses schon in einem hohen Alterthume erkannt werde. Was also in der Mystik der alten Religionen als Eine Grundkraft genommen wurde, ward nur im öffentlichen Cultus als ein in verschiedenen Strahlen sich Offenbarendes gedacht und bildete für das Volk einzelne, mit besondern Funktionen begabte Gottheiten.

Als ein hohes Princip künden sich auch Ceres und Proserpina im Kabirendienste an. Diese Religion erscheint als uralt, schon den alten Pelasgern zugehörig. Sie stammte theils aus Ägypten, theils aus Phönikien, hatte aber auch thrakische Elemente aus den orphischen Instituten aufgenommen. In Samothrake war ihr Hauptsitz und daselbst mit berühmten Mysterien verbunden, die manches Ähnliche mit den eleusinischen, aber auch mit den bakchischen gehabt zu haben scheinen. Außerdem findet man Spuren derselben in Böotien, Attika, Messenien, Kreta, Italien und vielen andern Westländern. Ideen von der Bildung der Welt, von großen planetarischen Mächten, die auf die Erde wirkten, von geheimen Zauberkräften in der Natur, von unterirdischen, in der Tiefe hausenden Göttern, die der Kunst, Metalle zu bearbeiten, vorstanden, knüpften sich in dieser Religion, bei der in den frühesten Zeiten sogar das Semitische die Sprache des Cultus, wenigstens des geheimen, gewesen zu seyn scheint, an die Namen der verehrten Gottheiten, die in verschiedener Zahl und mit verschiedenen Benennungen aufgeführt werden, so daß es während der langen Dauer dieses Götterdienstes mehrerlei Systeme gegeben haben muß, deren eines die eleusinischen Göttinnen aufgenommen hatte. Man erzählte von einer Jungfrau Kleoböa, welche die Geheimnisse der Ceres in der mystischen Kiste von der Insel Paros nach Thasos gebracht hatte (Paus. Phoc. c. 28.). Jener Jasion aber, dessen Verbindung mit Ceres Homer und Hesiodos erwähnen, der Sohn des Jupiter und der Plejade Elektra, also schon in seiner Abstammung einer der Sterngötter, wie sie Samothrake verehrte, gehörte mit zu den Kabiren und erscheint daselbst bald als Gott, bald als höherer Götterdiener. S. Jasion. In dem kabirischen Mythos von der Hochzeit seiner Schwester Harmonia gewinnt

*) Das ist eben die Kiste der Isis mit dem gestorbenen Osiris, die sie von Byblos nach Ägypten zurückbrachte.

Ceres ihn lieb wegen seiner Schönheit, und in Kreta gebiert sie ihm den Getreidereichthum. Nach einem andern Mythos aber ist er der Gemahl der Kybele, mit der er den Korybas erzeugt, worauf sein Bruder Dardanos und dieser Korybas den Dienst der Kybele in Asien stiften, wodurch also Kybele und Ceres schon als verwandte, in der Idee einander durchdringende Wesen erscheinen, und zugleich eine Verbindung der samothrakischen und phrygischen Religion sich ergibt. In dem Systeme von kabirischen Gottheiten nun, in welches Ceres, ihre Tochter und Hades aufgenommen wurden, war Demeter der erhabene *Axieros*, die göttliche Urkraft, Proserpina aber *Axiokersa*, die Fruchtbringerin, also die weibliche gebärende Naturkraft und Hades *Axiokersos*, der aus der Tiefe herauf wirkende Befruchter. Da die kabirischen Götter vorzüglich die Schifffahrt beschützten, so wird auch Ceres eine Schiffsgöttin und erscheint mit den Symbolen von Ruder, Füllhorn und Ährenkranz auf Münzen, um sie als die Herrscherin über Land und Meer zu bezeichnen. Sie ist jetzt einerlei mit der Seegöttin *Leukothea*, der weißen Göttin, die mit ihrem rettenden Schleier dem Odysseus in seiner Noth auf dem Meere hilfreich erscheint. Diese hatte in Kolchis einen Tempel und bedeutenden Cultus, und war daselbst wahrscheinlich keine andere als Isis, der Mond, denn nach Kolchis war überhaupt mit Colonien ägyptischer Gottesdienst gekommen. Ihr Zusammenhang mit Samothrake aber erhellet daraus, daß sie als Ino den Kadmos zum Vater hatte, der wieder als Kadmilos unter den kabirischen Gottheiten erscheint. Von Kolchis also scheint der Begriff nach Samothrake gekommen zu seyn und hatte von da aus seinen Weg weiter nach dem Westen fortgesetzt, so daß selbst die Römer diese Göttin als *Matuta*, Morgengöttin, verehrten; in Etrurien aber ward sie zur Schicksalsgöttin *Fortuna*, und wurde daselbst in einem sehr hohen Sinne genommen, wie wir unten sehen werden.

In Samothrake ist Proserpina die *Axiokersa*, aber eben diese ist in einem andern Systeme auch Venus, die Göttin der Liebe und Gemahlin des Ares, mit dem sie die *Harmonia* zeugt. Sie ist also daselbst eine kosmogonische Potenz und das harmonisch gebildete Weltall ihre Tochter, denn aus Streit und Liebe wurden nach einer alten Vorstellungsart alle Dinge erzeugt, welche Idee wieder mit der in unserer Physik übereinstimmt, daß zwei Grundkräfte, Ausdehnungs- und Anziehungskraft, die Formen aller Dinge bildeten. Es sind also auch Venus und Proserpina im kabirischen Systeme identisch und letztere ebenfalls jene große, alles gebärende Naturkraft, die als Liebesgöttin den Namen Venus führt, in Indien als Maja und in Ägypten als Athor und Isis erscheint. Aber auch in andern, obgleich damit zusammenhängenden Beziehungen ist Venus mit Proserpina Eins, denn erstere ist auch Todesgöttin, d. h. die Alles in ihr finsteres Dunkel hinabziehende Naturkraft, in welchem Sinne ihr die Römer den Namen *Libitina* gaben. Diese Venus ist Eins mit jener kretischen *Pasiphaë*, die in Kreta mit dem Stiere buhlt und bald als Liebes- und Zeugungsgöttin, bald als böse, verderbliche Zauberin erscheint und, wie Creuzer zeigt, mit einer thessalischen Pasiphaë einerlei ist, von der ein Mythos sagt, daß sie die wildgewordenen Geryonischen Rinder des Herakles durch Liebeslockungen gebändigt habe. In einer alten Inschrift aber ausdrücklich den Namen Venus-Persephaassa, d. h. Venus-Persephone führt. Vermöge ihrer Abstammung aus dem kolchischen Sonnengeschlechte ist sie offenbar der Mond und daher eben ihr dualistischer Charakter, wie er auch in der Persephone liegt.

Dieselbe Identität zwischen Venus und Persephone scheint sich auch im Lande der Molosser zu ergeben, einem der ältesten Sitze der Hellenen und des Mondscultus, wo ein uraltes Heiligthum des Jupiter von Ägypten aus zu Dodona gestiftet worden war. Hier ist Jupiter Gemahl der Dione, der Mutter der Venus, und daher Dione selbst Venus. Im gewöhnlichen Mythos ward Aphrodite aus den ins Meer gefallenen Blutstropfen des Uranos erzeugt, d. h. sie ist eine Tochter der männlichen, Alles erzeugenden Kraft und der weiblichen, Alles gebärenden, welche das Element des Wassers symbolisirte. Eben diesen Sinn hat auch die Abstammung in Dodona, denn Dione ist als Okeanide ebenfalls das Wasser. In beiden Mythen ist also Venus das feuchte Element selbst, aber in Dodona war sie wieder vorzüglich Todesgöttin, die alles Lebende, mit Liebesarmen es umstrickend, in ihren feuchten Schooß hinabzieht. Denn das Molosser Land ist ganz ein Abbild der Unterwelt; hier wälzt selbst der Acheron seine schwarzen Fluten, und ein König Aidoneus herrscht daselbst, dessen Gemahlin Proserpina der athenische Held Theseus für seinen Freund Pirithoos rauben will, aber dabei in die Netze des Allempfängers fällt und der Unterwelt eigen wird, bis ihn der Sonnenheld Herakles wieder befreiet. Diese Persephone ist nun gewiß keine andere als jene Dione-Venus, ihr Gemahl aber der unterirdische Jupiter, der Dionysos Chthonios. In Dodona sind ebensowol Tauben das Symbol seiner Göttin, wie sie es von der Venus Erykina in Sicilien waren, desgleichen in Syrien, wohin nach einem indischen Purana Schiwa's Gemahlin Parwadi unter dem Namen Semirama als Taubengöttin, d. h. als Venus mit dem Taubensymbole kam; Proserpina aber heißt in dem Namen Persephatta, wie ihn Porphyrios de Abstin. IV. p. 352. Rhoes. erklärt, auch eine Taubenträgerin oder Taubennährerin, d. h. sie ist ebenfalls eine Venus mit dem Taubensymbole. Aber in Dodona sind schwarze Tauben (Herodot. II, 57.), denn sie sind das Symbol einer Venus Libitina, die der Unterwelt angehört. Zugleich aber sollen sie auch die Enthaltsamkeit und Strenge symbolisiren, denen die dortigen Diener der Göttin in Beziehung auf Sinnenlust sich unterwerfen mußten, weswegen auch Proserpina den Beinamen einer Sancta, einer Reinen und Heiligen, führte.

Es ist also Proserpina dem Wesen des Begriffes nach im griechischen Cultus mit Artemis, Venus, Kybele und Dione identisch; sie wird es also wol auch mit Juno und Minerva seyn. Wir geben darüber ebenfalls die Entwicklung von Creuzer. Im pontischen und kappadokischen Komana verehrte Asien eine Göttin, in der

der Grieche bald seine Diana und Luna, bald seine Venus und Minerva wieder erkannte. Sie war einerlei mit der sogenannten persischen Artemis und der armenischen Anaïtis, aus dem persischen Anahid entstanden, und im Begriffe einerlei mit der Mithra (vom persischen Mihir, Liebe, abgeleitet), die ebenso die weibliche Feuerkraft personifizirte, wie Mithras die männliche, also mit der Venus der Abendländer identisch war. Sie hatte nach Plutarch einen Tempel in Pasargadä und wahrscheinlich auch einen Geheimdienst, indem es heißt, daß Artaxerxes Mnemon beim Antritte seiner Regirung daselbst die Weihe empfangen habe. Plut. in Artax. p. 1012. D. cap. 3. Dieser Schriftsteller nennt sie aber geradezu eine Minerva. Unstreitig war sie also ein Abstrahl jenes ersten weiblichen Princips, das in Assyrien Mylitta, bei den Arabern Alilla, in Syrien Venus Urania, in Ägypten Athor und im altpersischen Dienste, oder noch richtiger im Priestersysteme der Magier, Mithra hieß, welche letztere, da sie mit dem Mithras, der ausdrücklich auch Perses heißt, genau verbunden war, gewiß auch den Namen Perse führte, so daß Persephone wol dieses Wort im ersten Theile des Namens noch enthalten möchte. Darum hat denn das Bild dieser hohen Naturkraft Ähnlichkeit mit so vielen Göttinnen der Hellenen, so daß es von der Darstellung der syrischen Göttin zu Mabog heißt, sie gleiche der Minerva, Venus, Rhea, Selene, Diana und der Schicksalsgöttin. Dieses erklärt Plutarch (in vit. Crassi c. 17. p. 553. F.) mit Recht daher, weil sie eigentlich die Natur vorstelle, durch die Alles entstanden sei, und die dem Menschen den Anfang zu Allem, was gut ist, weise. Eine solche hohe Kraft ist daher auch Minerva, und um ihren Zweck zu erreichen, muß sie auch kämpfen und ist daher die Kriegerin, aber auch die Siegerin, die Alles zu einem guten Ende führt. Nach Mondphasen wurden Berathschlagungen gehalten, der Krieg angefangen und geführt; Minerva ist daher die weise und kriegerische Göttin als Mond. Dann liegt aber auch ein Dualismus in ihr, denn im Kriege ist sie der würgende und schadende Mond, die ägyptische Nephthys, die auch für Venus und Siegesgöttin und für das Ende, die Vollendung (Plut. de Isid. p. 459 Wyttenb.) erklärt wird, aber als Typhons Gattin die Würgerin ist. Von der Minerva heißt es ferner, daß sie von der Praxidike erzogen sei, Hesychios aber erklärt die Praxidike für eine Göttin, die alles Reden und Thun zur Vollendung bringe, wie denn auch der Name selbst die Vollstreckerin des Rechts bedeutet. Endlich heißt auch Proserpina selbst Praxidike (Orph. Hymn. XXIX, 5.). Das heißt denn also: sowol in Minerva als in Proserpina verehrte man eine Göttin, die Alles zur Vollendung bringt, ein Princip, das den Anfang zu allem Guten weiset, wie Plutarch sagt, d. h. ein Wesen, in dem die Ideen des glücklichen Anfangens und Vollendens, der bürgerlichen Ordnung, der Vertheidigung des Vaterlandes u. s. w. liegen, das also der Urgrund aller Dinge, die Anfängerin aller Zeit und Zeitordnung, also der Mond ist. Eben diese Begriffe sind auch mit jenen Göttinnen Asiens verbunden, und darum sind sie mit Athene und Proserpina Eins und diese beiden fallen in ihnen zusammen. Daran schließt sich nun auch der Begriff einer Glücksgöttin, die wieder besonders mit der Proserpina wie mit der Ceres verbunden erscheint. Diese hieß in Athen die Erstgeborne, und ihr Altar daselbst stand neben dem Altar des Jupiter Ktesios (des Schutzgottes alles Eigenthums). In Präneste heißt die Fortuna auch die Erstgeborne, und ihre Bildsäule trägt den Knaben Jupiter im Arm und säugt ihn. Sie ist also die Mutter und Säugamme des Jupiter selbst, und wenn Mnaseas ap. Suid. et Phot. v. *Πραξιδίκη* berichtet, daß Praxidike mit ihrem Bruder Soter (dem Heilande) den Ktesios, die Eintracht und Tugend erzeugt habe, was offenbar heißen soll, wo das Eigenthum geschützt ist, da ist Heil, Eintracht und jede Tugend, so möchte das wol heißen, daß auch Proserpina als Praxidike des Jupiters Mutter sei, daß also Proserpina und jene Fortuna zu Präneste im Begriffe Eins seien, nämlich eben jenes hohe asiatische Urprincip, das im Bilde auch als Schicksalsgöttin erschien, und daß beide eben darum die Erstgeborne heißen. Minerva ist also Anfang und Vollendung, Weisheit, Krieg und Sieg, Mond im dualistischen Sinne, aller Anfang und Vollendung des Guten und daher Schicksalsgöttin und darum selbst dem höchsten Gotte vorangehend. Alles dies aber ist auch Proserpina, somit beide im Urbegriffe übereinstimmend und Ausstrahlungen eines und desselben Naturwesens, das in Asien noch als Einheit gedacht wurde. In eben diesem Wesen ist denn auch Juno mit Proserpina zusammenfallend. Sie ist ebenfalls Mond und mit der Venus Urania der Phönikier und Karthager, mit der syrischen Göttin zu Mabog und der Geburtsgöttin Ilithyia, also mit der ephesischen Diana und ägyptischen Isis, einerlei. Sie ist auch eine Göttin des Lebens und des Todes, und die in Latium, dem Sabinerlande und bei den Rutulern verehrte Juno Feronia heißt sogar ausdrücklich Persephone (s. Creuzer Symb. u. M. II. S. 567 u. 584). Mit Recht kann man daher sagen, daß sie nebst Proserpina, Artemis und Minerva aus Einem Grundwesen, das wir oben in der indischen Maja fanden, entstanden sei.

In Ägypten endlich, fährt Creuzer fort, entscheidet sich die Einheit der gedachten Gottheiten völlig. Nach Plutarch de Isid. p. 458. Wyttenb. ist die saitische Neith (die hellenische Athene) auch Isis. Insofern nämlich Isis als höchste und allgemeine Gottheit Ägyptens auch alle übrigen Göttinnen durchdringen muß, ist sie auch jede Einzelne von ihnen. Als Neith aber hat sie vorzüglich und somit auch Ceres und Proserpina ihre höhere Würde. Nach Eusebius (Pr. Ev. III. p. 115. ed. Colon.) nannten die Ägypter die Kraft der himmlischen und der irdischen Erde Isis, die himmlische aber war ihnen der Mond, die irdische unser Wohnplatz. Das heißt nun offenbar: Isis umfaßte sowol die Ceres als die Proserpina, denn nach Plutarch (de facie in orb. Lun. p. 818 sq. Wyttenb.) bezeichnet Ceres die Erde und die Herrscherin alles dessen, was der Erde angehört, Proserpina aber ist im Monde und herrscht über das,

was im Monde ist. Für den Mond wird aber p. 797. auch Athene erklärt und p. 731. sowol Artemis als Athene. Nun erklärt sich Porphyrios und Proklos ad Plat. Tim. p. 51 sq. über das Verhältniß zwischen Athene und Proserpina dem Sinne nach so: von der Athene kommt alle Trefflichkeit, alle Tüchtigkeit zum Guten, und von ihr gehen aus die hinaufläuternden und (zur Gottheit) zurückführenden Kräfte, d. h. sie ist die Gottheit, durch deren Beistand und Einfluß der Mensch immer mehr von seinen Mängeln gereinigt und geheiligt, dadurch aber tüchtig gemacht wird, seine angestammte Glorie als reiner Geist wieder in Besitz zu nehmen. Sie ist der schöpferische Geist des Vaters Zeus, die ewige immaterielle Weisheit und darum eben aus dem Haupte des Vaters geboren, um sie als die erhabenste und göttlichste Kraft zu bezeichnen. Sie vermittelt alle Gegensätze im Weltall, d. h. von ihrem Standpunkte aus verschwindet jeder Gegensatz, und das Böse (eine Folge des Truges der Maja) wird in Gutes aufgelöst. Sie ist die Einheit, die allen, auch den mannigfaltigsten und entgegengesetztesten Formen im Weltganzen zum Grunde liegt; durch sie wird bewirkt, daß ungeachtet der Zersplitterung des Weltstoffes in eine unendliche Menge von Individualitäten, doch Alles unter Einer Einheit begriffen, Alles nach Einem ewigen Ideale von der Weberin Proserpina-Maja gewebt ist. Darum durchdringt sie auch alle Ordnungen von der höchsten bis zur niedrigsten. Alle Wesen des Himmels und der Erde, vom höchsten Geiste bis zum niedrigsten Staube empfangen von ihr ihren Zweck und ihre Bestimmung. Sie ist der Äther, durch welchen alle Gestirne leuchten, durch sie haben Proserpina (der Mond) und Ceres (die Erde) ihren Glanz. Sie ist die erste Weberin des Weltalls und Proserpina die zweite, die nach ihrem Muster arbeitet, in ihr aber auch die erste. Um aber diese Einheit zu erhalten, ist sie auch die Kriegerin, kämpft gegen alles Unreine, besiegt es und führt so alle Kräfte vollkommen gereinigt wieder in das göttliche Urwesen zurück. Darum ist sie auch die Schutzgöttin aller Heroen, denn alles Große und Edle in diesen hat seine Quelle darin, daß sie von ihrem Geiste beselt sind. Insofern nun Ceres-Proserpina von Minerva durchdrungen ist, ist sie ebenfalls jenes erste und höchste Princip, die allen Formen zum Grunde liegende Isis und Athor. Sie ist also, wie Minerva, jene höchste weibliche Potenz Maja selbst, die in Oberasien zuerst in ihrer Reinheit gedacht und dann auf ihrer Wanderung durch die Westwelt in vielerlei Strahlen zertheilt und unter verschiedenen Namen angebetet wurde. In der Isis und Athor ist daher auch Ceres Ein Wesen mit Proserpina, das zwar der öffentliche Cultus in Zwei trennte, die Mysterien aber in seiner Einheit darstellten. Es ist in dem hohen Begriffe der Neith-Athene das Wesen, von dem die saitische Inschrift sagt: Ich bin, was war, was ist und was seyn wird, meinen Schleier hat noch kein Sterblicher aufgedeckt. In die Nacht dieses Wesens kehrt alles Lebende zurück, aber unaufhörlich wirkt es auch aus dem Todten neues Leben. Darum waltet Proserpina-Ceres in der Unterwelt, auf der Erde und im Himmel. Sie ist die Geberin aller irdischen, aber auch aller himmlischen Güter, und darum eben waren ihre Mysterien die ersten und berühmtesten unter allen in Hellas, denn die Eingeweihten empfingen in ihnen eine reinere Lehre von Gott und von des Menschen Schicksalen und Hoffnungen.

Das führt uns denn auf die Frage, worin wol die Lehren bestanden, die man den höhern Eingeweihten als etwas Göttliches vorlegte.

Das Erste, wovon auch schon zu den Eingeweihten der niedern Grade die Rede seyn konnte, war die Schilderung des rohen, gesetzlosen Zustandes der Wilden in Hellas vor Einführung des Ackerbaues (Proclus ad Plat. Polit. p. 369), Hervorhebung der hohen Wohlthaten, welche durch diese Erfindung den Menschen erwiesen worden, und dankbare Feier des Andenkens an die ersten Lehrer, Entwilderer und Culturstifter. Das zeigt die schon bemerkte Stelle aus dem Panegyrikus des Isokrates (c. 6. p. 182. ed. Batt.) sehr deutlich. Eine Stelle bei Cic. Tusc. Disp. I, 13. könnte darauf hindeuten, als habe man den Eingeweiheten höherer Grade gelehrt, alle Götter des Cultus seien ehemalige Menschen gewesen. Auch dies konnte in mancher Hinsicht geschehen, denn in mythischen Sagen vermischt sich immer das Göttliche und Menschliche, und was wohlthätige und ungerechte Fürsten in der Vorzeit thaten, wurde in der Mythe als Handlungen guter oder böser Gottheiten vorgestellt; aber hätte man weiter nichts gethan, als ein System des Euhemerus aufgestellt, so war es unmöglich, mit dem Enthusiasmus von dem Göttlichen in den Mysterien zu reden, und Eingeweihte, wie Herodot, Plutarch und Andere hätten auf keinen Fall mit der Achtung von den vaterländischen Göttern sprechen können, wie es doch der Fall ist. Auf jeden Fall mußten also die Götter aus einem andern, dem religiösen, Gesichtspunkte dargestellt werden. Selbst nicht blos als personificirte Naturkräfte und Naturtheile konnte man sie schildern, denn auch diese Ansicht vernichtet die religiöse Idee völlig; aber wenn man zeigte, wie alle Götter von Hellas Ausstrahlungen des Einen ewigen Urwesens waren und in ihm, wie in einem Centrum, sich vereinigten, so ward dadurch das Religiöse gerade auf seinen höchsten Gipfel gehoben, und der Glaube an die einzelnen Götter erhielt durch seine Erhebung zum Glauben an Einen Gott die würdigste und reinste Heiligung. Diese Lehre war also gewiß in der eigentlichen Epoptie ein Gegenstand des Unterrichts. Indem man zeigte, wie alles Getrennte doch im innern Wesen in Einen Begriff zusammenfiel, in den Begriff eines vollkommensten, unendlichen, ewigen Urgeistes, des Schöpfers alles Vorhandenen, des liebenden Vaters der Menschen, unterrichtete man zugleich auf die anschaulichste und faßlichste Art von diesem Zielpunkte aller Religion. Aber nicht durch metaphysische Schlüsse wurde diese Einheit Gottes bewiesen, nicht als aus der menschlichen Vernunft entsprossen dargestellt, sondern als eine hohe göttliche Offenbarung, die von den ältesten Zeiten her in den Mysterien niedergelegt und den Stiftern derselben übergeben worden sei.

Mit dieser Lehre mag nun ferner die vom Abfalle des Menschen von der Gottheit verbunden worden seyn und zwar theils als Abfall des wirklichen Menschen, wenn er sich von der Sinnlichkeit hinreißen läßt, theils als ein vor seiner Geburt ins Leben geschehener Abfall der präexistirenden Sele, die nun zur Strafe und Besserung in die Fesseln eines materiellen Körpers hätte eingehen müssen. Es scheint nämlich, daß eine Kenntniß des im Sastra des Brahma erzählten Mythos von einer Empörung der Geister vor dem Daseyn der Körperwelt unter Mahasur und Rhabun, von ihrem Sturze in die Finsterniß und der ihnen gegebenen Hoffnung zur Begnadigung, wenn sie in den um ihretwillen geschaffnen und ihnen zum Aufenthalt angewiesenen Körpern sich bessern und vom Bösen reinigen würden, bis nach Ägypten, Hellas und andern Westländern in früher Zeit gekommen sei. Pythagoreer, Platoniker und andere Philosophen erwähnen ausdrücklich einen Fall der Selen vor ihrem Eintritt in Körper und geben selbst jenen als Ursache von der Einschließung des Geistes in diesen an. Überall war mit dieser Vorstellung die Lehre von der Selenwanderung verbunden; auch war damit zugleich die ganze Dämonologie Ägyptens und Griechenlands gegeben, die aber gerade ein Hauptgegenstand der Mysterien gewesen zu seyn scheint. Schwerlich wußten die Vorsteher der Geheimnisse, wo die Grundquelle des Mythos zu finden war. Er war zu ihnen als durch fortgehende Tradition aus den ältesten Zeiten her verpflanzte göttliche Offenbarung gekommen, und so ward er gewiß auch in den Mysterien den Eingeweiheten bekannt gemacht. In Indien hatte der Mythos unstreitig einen ethischen Sinn, und auch dieser mag in Eleusis hervorgehoben worden seyn. Dazu konnte die Geschichte der Proserpina selbst benutzt werden. Als die Reine und Makellose erscheint zuerst die Tochter der Ceres auf den seligen Gefilden von Nysa oder Enna. Harmlos pflückt sie mit den Gespielen die lieblichen Kinder des Lenzes, aber die Blume Narkissos, die im Namen und als Symbol des Sinnenreizes wahrhafte Todesblume, läßt sie ihrer selbst vergessen; sie entfernt sich von den Freundinnen und wird eine Beute der finstern Mächte. Denselben Sinn hat das Essen des Granatapfels, den ihr Pluto reicht, oder den sie, von seiner Schönheit bethört, selbst pflückt. Man sollte bei diesem letztern Mythos zu dem Glauben versucht werden, daß auch jene hebräische und zum Theil auch altpersische Sage vom Essen der verbotenen Frucht im Paradiese und den daraus entstandenen schädlichen Folgen nach den Westländern gekommen sei. Proserpina ist nun die Gefallne, ihren Schmerz drückt der Kummer und die verwandelte Gestalt der Ceres aus, aber ihre Reue findet Begnadigung, die Gottheit erlaubt ihr wieder, in die Gefilde der Seligen zurückzukehren. Denselben Sinn hat auch der gleichfalls als eine Darstellung in den Mysterien anzusehende Mythos von Amor und Psyche, während der vom Narkissos blos den Fall der von Sinnenlust verführten Sele und ihr Versinken in die Todesgrube andeutet. Die moralischen Anwendungen, die nun davon in den Eleusinien gemacht worden seyn mögen, ergeben sich von selbst. Wir haben schon oben in den Anmerkungen gezeigt, daß die Religion der Ceres, wie die persische, eine Religion des Kampfes gegen das Böse seyn sollte. In beiden sind die wahren Gläubigen Krieger und Streiter gegen das Fleisch und seine Lüste, und daher hießen die Eingeweiheten in der mystischen Sprache die Kriegliebenden. In diesem Kampfe sind die großen, gefeierten Helden der Vorzeit, ein Triptolemos, Jason, Herakles, Theseus ihre Vorbilder, denen sie nachahmen sollen. Auch sie wurden durch die Schule des Leidens bewährt und gingen gereinigt und geläutert in den Kreis der Götter zurück. Eben diese zu seligen Genien gewordenen Heroen werden als hilfreiche Schutzgeister in dem Kampfe ihnen beistehen. Wer aber mit dem irdischen Tode noch nicht gereinigt erfunden wird, der muß seine Wanderung noch fortsetzen und von neuem irdische Körper bewohnen, bis er das Ziel in der von der Gottheit bestimmten Frist (in Indien und Persien 12000 Jahre) erreicht hat. Wer auch dann noch nicht geläutert ist, der wird, wie der indische Mythos sagt, auf ewig an den Ort der Qual verstoßen. Damit war denn auch in Eleusis die Lehre von der Unsterblichkeit der Sele und einer einstigen Belohnung und Bestrafung gegeben. Die Eleusinien erscheinen dadurch als ein zur Beförderung der Sittlichkeit abzweckendes Institut, nur daß, wie fast immer, auch hier die Bekanntmachung mit dem Mittel für die Anwendung des Mittels selbst gehalten wurde. Daher denn der Glaube, daß schon die bloße Einweihung die Götter versöhne und den Eingeweiheten ausschließend Ansprüche auf die Seligkeit nach dem Tode gebe.

Als ein Beispiel, zur Nachahmung aufgestellt, mag denn auch in den Mysterien das reine, unschuldige Leben einer frühesten Vorwelt geschildert worden seyn. Dieses reinere Leben, wo man sich der Fleischspeisen und jeder physischen und sittlichen Unreinigkeit enthielt, oder Beides vielmehr noch nicht kannte, und fern von Leidenschaften in heiliger Ruhe mit Gott und heiligen Gegenständen sich beschäftigte, heißt bei den Alten das *orphische*, weil es von orphischen Priestern beobachtet worden seyn sollte. Pythagoras machte es seinen Schülern zur Pflicht, und offenbar ist die Idee davon wieder aus Indien gekommen, wo die Brahminen der höhern Grade als Einsiedler, die sich von allem Irdischen losgesagt haben, gerade so einfach und unschuldig unter heiligen Betrachtungen ihre übrigen Lebenstage vollbrachten. In Beziehung darauf hießen die Priesterinnen in Eleusis, ja vielleicht alle Eingeweihten, *Melissen*, Bienen, denn diese Thiere waren den Alten ein sehr reichhaltiges Symbol von Unschuld und Einfachheit, von reiner Nahrung, von Abscheu gegen alles Unreine, von Gefühl für Wohllaut und Rhythmus in jedem Sinne, von immerwährendem Gerüstetseyn zum Kampfe gegen jedes Verderbliche, von Liebe zur Heimath und zum Vaterlande. So weit sie sich auch entfernen, immer kehren sie zum heimischen Herde zurück, und so sollen es auch die wahren Eleusinier machen. Die Heimath der Sele ist nicht die Erde, sondern der Himmel; dorthin soll also ihr Streben immer gerichtet,

sie daher immer auf die Rückkehr bedacht seyn, wenn sie sich von ihrem Wege verirrt haben. Wir verweisen den Leser auf die schöne Schilderung, die Creuzer IV. S. 365 f. von dem Bienensymbol entworfen hat.

Als sittliches Institut zeigen auch die sogenannten Gesetze des Triptolemos die Eleusinien. Mit dem Ackerbau entstand Eigenthum, daraus Rechte und Gesetze für das bürgerliche und häusliche Leben, regelmäßiger Ehestand, Familienverbindung und religiöse Bande. Darum ward denn Demeter eine Thesmophoros, eine Satzungen bringende Göttin, denn θεσμός, Satzung, ist das alterthümliche Wort für νόμος, Gesetz. An ein heiliges Fest, die Thesmophorien (s. d.) knüpften nun die ersten Bildner Attika's und anderer Gegenden Griechenlands die Vorschriften, welche sie zur Behauptung der bürgerlichen und sittlichen Ordnung für nothwendig hielten. Auf Tafeln eingegraben, wurden sie an dem Feste in feierlicher Prozession herumgetragen. In Attika sind es sehr wahrscheinlich diejenigen, welche den Namen Gesetze des Triptolemos führen, und von denen sich drei in einem Fragment des Hermippos bei Porphyrios de Abstin. IV. c. 22. erhalten haben. Sie heißen:

I. Du sollst die Götter durch Früchte des Feldes erfreuen.
II. Du sollst die Thiere nicht verletzen.
III. Du sollst deine Eltern ehren.

Das erste Gesetz erinnert sogleich an jene unblutigen Opfer, welche nach den orphischen Lehren den Göttern die angenehmsten waren, und an den ältesten Gebrauch der Brahmareligion in Indien, nur Vegetabilien der Gottheit darzubringen. Es foderte also geradezu auf, jener patriarchalischen Religion treu zu bleiben. Die Götter geben die Früchte des Feldes, ihnen wird also der dankbare Mensch auch die Erstlinge, das Kräftigste und Beste der Ernte darbringen. Um aber den Göttern ein ihrer würdiges Opfer immer weihen zu können, wird er auch allen Fleiß und alle Sorgfalt auf den Feldbau verwenden, und somit sollte dieses Gesetz zugleich eine Ermunterung zur unausgesetzten Betreibung des Ackerbaues seyn. — Das zweite Gesetz möchte ebenso wenig seinen östlichen Ursprung verleugnen können. Der indische Brahmin darf noch jetzt kein Thier tödten, ja nicht einmal verletzen, besonders aber ist ihm das Rind ein heiliges Thier. Dies letztere mag auch wol der Gesetzgeber vorzüglich verstehen. Ohne Hilfe desselben ist der Ackerbau für den Menschen äußerst beschwerlich und mühsam, ja er konnte nur erst recht vervollkommnet werden, als man gelernt hatte, den Ochsen vor den Pflug zu spannen und ihn dem Willen des Menschen zu unterwerfen. Aber dann ist er auch sein treuer Mitarbeiter, und eine gewisse Pietät verlangt schon, daß sein Leben geschont werde. Daher stand auch der Pflugstier vorzüglich unter dem Schutze der Ceres. Späterhin ward man freilich entweder durch Bedürfniß genöthigt, oder durch Lust gereizt, ihn zu schlachten, aber die alte Sitte blieb doch nicht vergessen, und über den Mörder des Stieres wurde in Athen an den Diipolien eine Art Scheingericht gehalten. S. Diipolia. Das dritte Gesetz bezieht sich auf das Familienleben. Die Kinder sollen ihre Eltern ehren. Dies setzt also zuvörderst den Ehestand voraus. Nur, wenn Vater und Mutter in treuer, heilig gehaltener Verbindung mit einander leben, ist eine gute Erziehung der Kinder möglich, und das Band gegenseitiger Liebe und Hochachtung kann alle Glieder des Hauses vereinigen. Da kann dann der Gesetzgeber den Kindern sagen: ehret und seid gehorsam euren Eltern. Besonders scheint auf den Gehorsam der Kinder in Beziehung auf abzuschließende eheliche Verbindungen die Rede zu seyn, da das Gesetz nach dem vorigen folgt und Mann und Weib unter dem Bilde eines Zweigespanns oft dargestellt werden, um ihnen anzudeuten, daß sie zu gleichen Arbeiten und Lasten, sowie zu gleichen Freuden mit einander verbunden sind. Verheirathet euch also nicht gegen den Willen eurer Eltern, sagt das Gebot, folgt ihrer reifen Einsicht auch in diesem Falle, der nun gleichsam die Grenzscheide zwischen ihnen und euch wird; dann wird ihr Segen euch beglücken und, wie sie, werdet ihr, mit dem Gatten in Liebe und Treue, zu gleicher Bürde und gleicher Erholung verbunden, ein den Göttern wohlgefälliges und glückliches Leben führen.

Die Verehrung der Ceres bei den Römern war der griechischen im Ganzen nachgebildet. In ihrem Tempel zu Rom hatte man die römischen Gesetze eingegraben. Auch fielen ihr die Güter derer zu, die einen Volkstribun verletzt hatten. Von den der Göttin zu Ehren gefeierten Cerealien sehe man den bes. Art. In Sicilien feierte man ein den Thesmophorien sehr ähnliches Fest im Anfange der Saatzeit und zur Zeit der Reife das Fest der Proserpina.

Die Griechen unterschieden nach Pollux l. 1. 37. p. 25. Hemsterh. drei Arten von Ceresfesten: Demetria, Thesmophoria, Eleusinia. S. d. bes. Art.

Zu den griechischen Beinamen der Göttin gehören folgende:

1) Beinamen, die von ihren Functionen hergenommen sind: Aliteria, Aloas, Amäa, Anaxidora, Anesidora, Biodoros, Chloe, Chrysaoros, Chthonia, Daduchos, Erinnys, Euchloos, Euteria, Eurypanassa, Gephyräa, Helegeros, Lusia, Malophoros, Ompnia, Pädophile, Pampanos, Pheresbios, Phloia, Plutodoteira, Polyphorbe, Poteriophoros, Prostasia, Prosymna, Pylagora, Sito, Soteira, Telnotrophos, Thermesia, Thesmia, Thesmophoros, Xiphephoros, Xanthe, Zedoros.

2) Beinamen von den Örtern ihrer Verehrung: Aktäa, Amphiktyonis, Eleusina, Mykalessia, Mysia, Panachäa, Paträa, Pelasgis, Prosymna, Rharias, Stiritis.

Bei den Römern hatte sie folgende:

1) von ihren Functionen: Alma, Arcana, Deserta, Flava, Legifera, Mammosa, Rubicunda, Spicifera, Taedifera, Late Regina, Mater agrorum.

2) Von Örtern der Verehrung: Aetnea, Ennea, Catinensis.

Über die wichtigsten dieser Beinamen sehe man die besondern Artikel.

Zu dem Beinamen der Ceres, Sito, erlaube ich mir folgende Bemerkung. Das Wort bedeutet Getreide und scheint mir sprachlich mit dem Namen Sitta, der Gemahlin des indischen Rama, zusammenhängen. Im Sanskrit heißt Sitta terrae versura, solum fructiferum, die Furche des Bodens, der gepflügte und nun Früchte tragende Acker, daher heißt es auch in ihrem Mythos, sie sei mit dem Pfluge aus dem Boden hervorgepflügt worden. Sie ist daher im Begriffe ganz Eins mit Proserpina, die aus dem geackerten Boden hervorkeimende Saat. Auch hat ihr Mythos manche Ähnlichkeit mit dem der Proserpina. Auch sie wird von einem bösen Dämon, Rawana, dem mächtigen Könige der Rakschasas, geraubt, und dieser erscheint in seinem ganzen Wesen wie ein unterirdischer Pluto. Die Sonnenkraft Rama befreiet sie wieder aus der finstern Höhle und nimt sie als Gattin aufs neue zu sich, aber vorher muß sie sich auch durch die Feuerprobe von dem Verdachte der Untreue reinigen, wobei man an die Feuerreinigung des Demophon denken kann, aber auch daran, daß Proserpina ebenfalls durch ihre Bethörung als eine Gefallne erscheint. Zuletzt versinkt auch Sitta in die Erde, aber ihr Geist, ein Awatar der Lakschmi des Wischnu, also eins mit dem hohen kosmogonischen Prinzip Maja, schwingt sich zum Paradiese ihres Gemahls empor. Sie ist daher auch eine in der Ober- und Unterwelt Herrschende wie Proserpina, Licht und Nacht, Sonne und Mond, das Samenkorn unter und über der Erde. Es wäre wol nicht unmöglich, daß ihr Mythos in Indien den in Hellas veranlaßt habe.

Was endlich die Abbildung der Ceres betrifft, so bemerkt Hirt im archäologischen Bilderbuche S. 28, daß sie ganz den Charakter der Juno darstelle, dieselbe hohe Gestalt, dasselbe Matronenansehen, doch im Ganzen milder. Das Auge ist weniger geöffnet und sanfter blickend; die Stirn niedriger und statt des Diadems das Haupt mit einem Ährenkranze umwunden, oder statt dessen mit einem bloßen Bande. Die Falten der Tunika fallen geradlinig zu ihren Füßen herab; nur das kurze Übergewand unterbricht diese Einfachheit durch zierliche Faltenenden. Ihr Mantel fällt hinten über den Rücken und verhüllt nichts von der Vorderansicht der Gestalt. In Bildern, wo sie dem Triptolemos die Ähren reicht, erscheint sie mehr eingehüllt und mit verschleiertem Hinterkopfe. Sie scheint jetzt zugleich die mysteriöse Göttin zu seyn. Zu ihren Attributen gehören das königliche Zepter, Ähren und Mohnköpfe, die sie theils in der Hand hält, theils als Kranz um das Haupthaar gewunden trägt; außerdem noch der Drachenwagen, der geheimnißvolle Korb (cista mystica) und die Fackeln.

(J. A. L. Richter.)

Ende des dreiundzwanzigsten Theiles der ersten Section.

Gedruckt bei Friedrich Ruff in Halle.

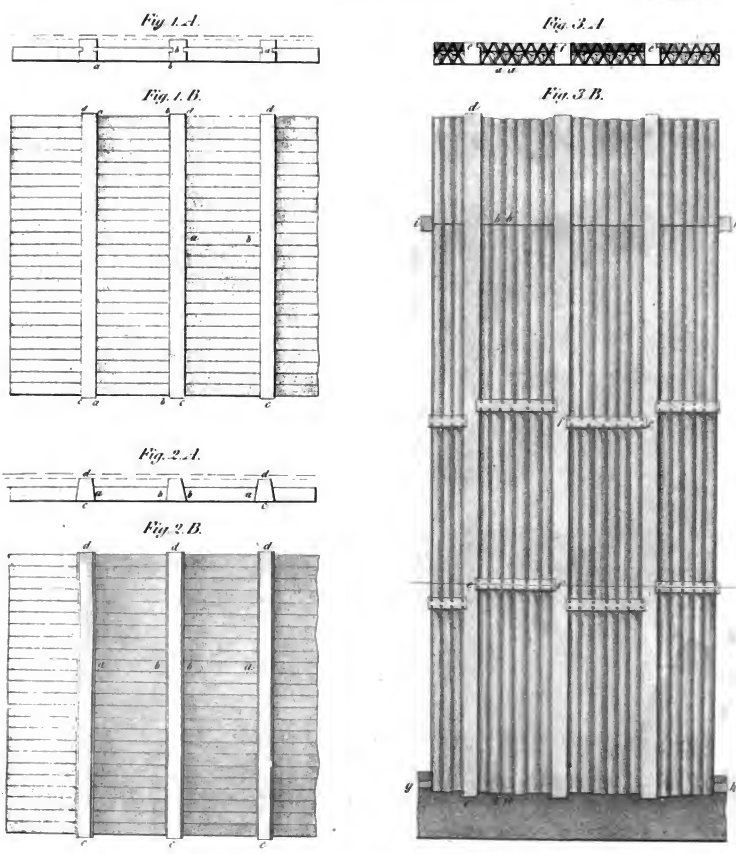

Fig. 1. A.
Fig. 1. B.
Fig. 2. A.
Fig. 2. B.
Fig. 3. A.
Fig. 3. B.
0 1 2 3 4 5 10 Fuss
Verjüngtes Rheinl. Maas der wahren Grösse.

Fig. 4. A.

Fig. 4. B.

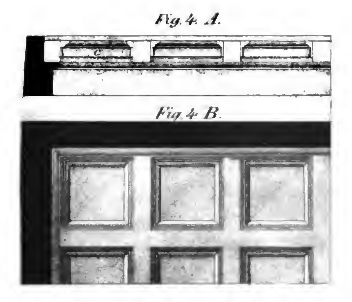


Fig. 6. A.

Fig. 6. B.

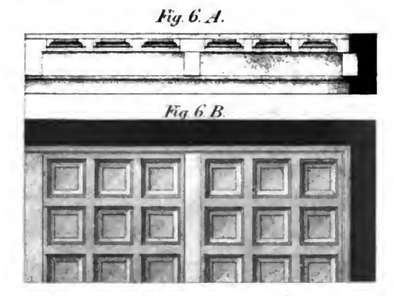


Fig. 5. A.

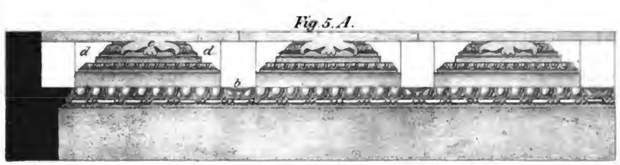
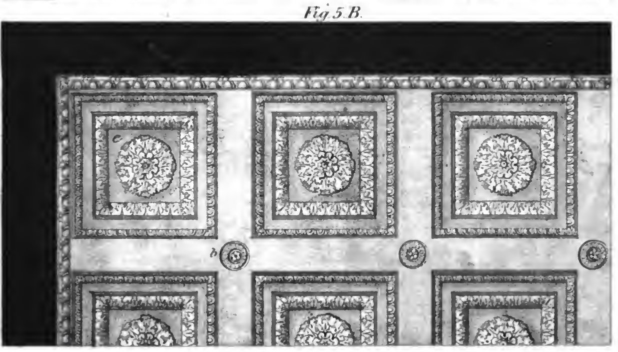


Fig. 5. B.



0 1 2 3 4 5 10 Fuss.
Verjüngtes Rheinl. Maas. 1/48 der wahren Grösse. Maasstab für Fig. 4. u. 6.

0 1 2 3 4 5 Fuss.
Verjüngtes Rheinl. Maas. 1/24 der wahren Grösse. Maasstab für Fig. 5.

Fig. 7. A.

Fig. 7. B.

Fig. 8. A.

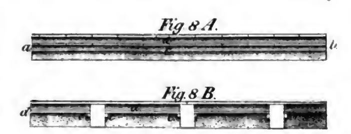
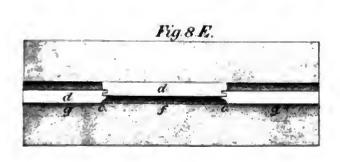


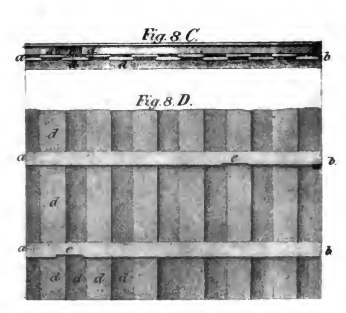
Fig. 8. E.





Verjüngtes Rheinl.: Maas 1/48 d. wahr. Grösse. Maasstab für Fig. 8. A. bis Fig. 8. D.

Fig. 8. C.



0 1 2 3 4 5 Fuss

Verjüngtes Rheinl.: Maas 1/24 d. wahren Grösse. Maasstab für Fig. 7.

Fig. 9. A.

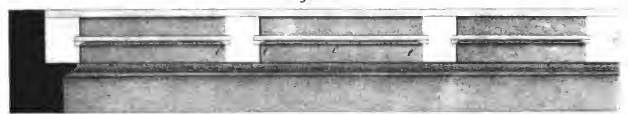


Fig. 9. B.



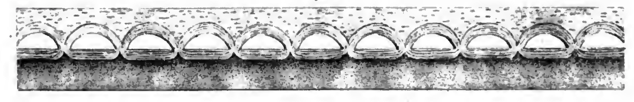
Fig. 10.



Fig. 11.



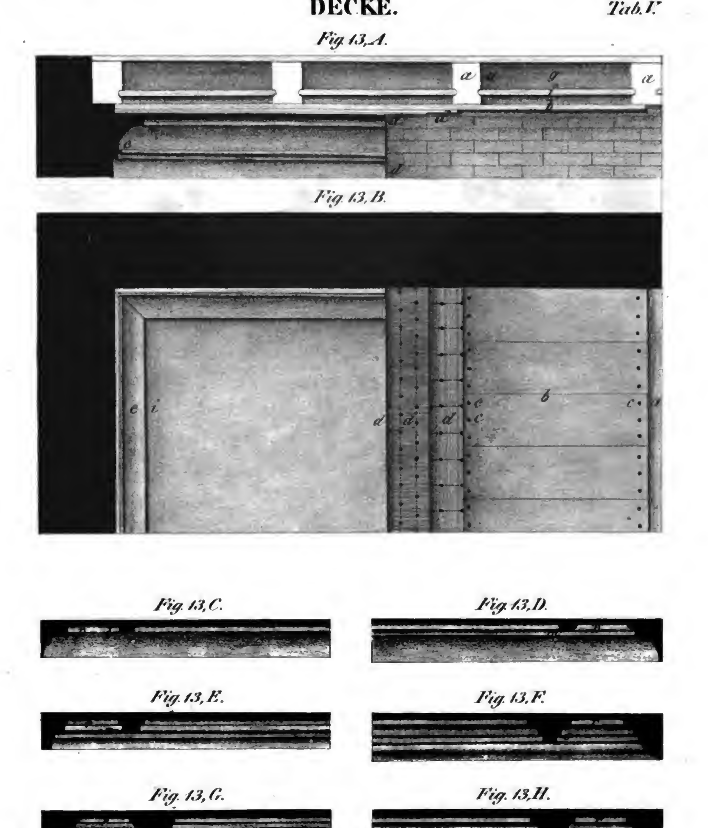
Fig. 12.



0 1 2 3 4 5 6 Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.



0 1 2 3 4 5 6 Fuss.

Verjüngtes Rheinl. Maas ¹⁄₂₄ der wahren Grösse.

Zur Allgemeinen Encyklopaedie der Wissenschaften u. Künste.

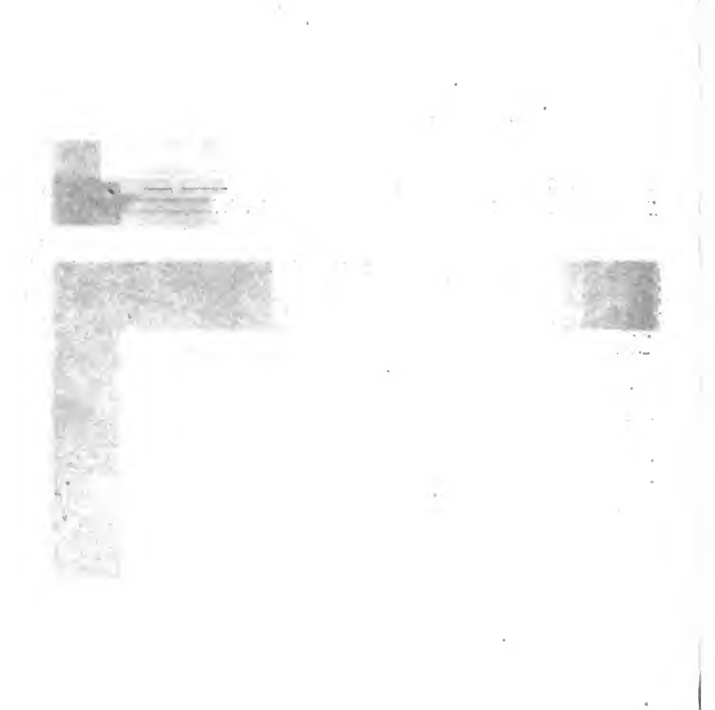


Fig. 14.

Fig. 15.

Fig. 16, A.

Fig. 16, B.

Fig. 17.

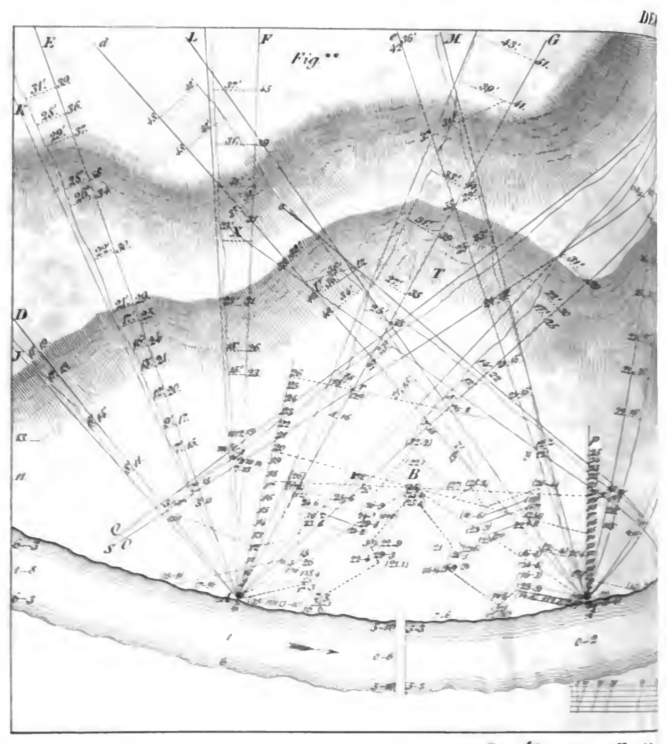
Fig. 18.

Fig. 19.



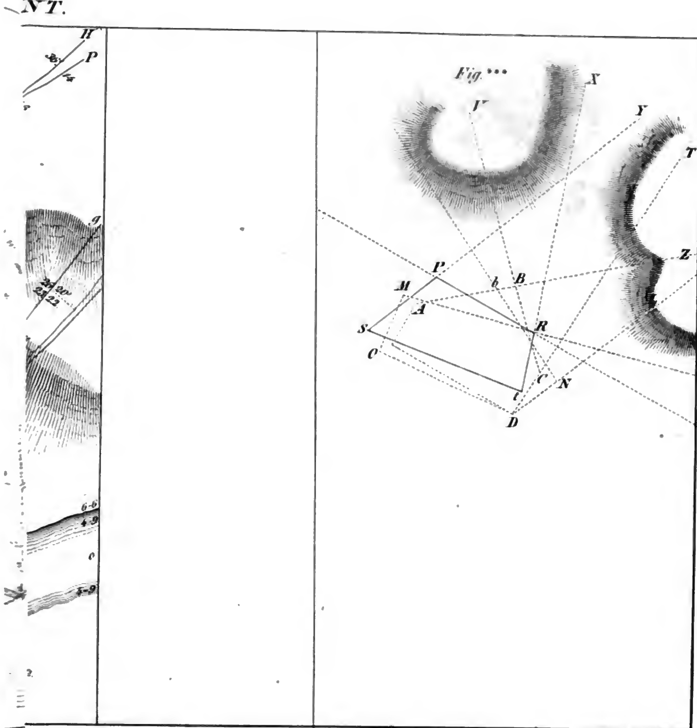
0 1 2 3 4 5 6 Fuss

Verjüngtes Rheinl. Maas 1/24 der wahren Grösse.



Zur Allgemeinen Encykl

NT.



tenschaften und Künste.




Stanford University Libraries
3 6105 014 745 793

